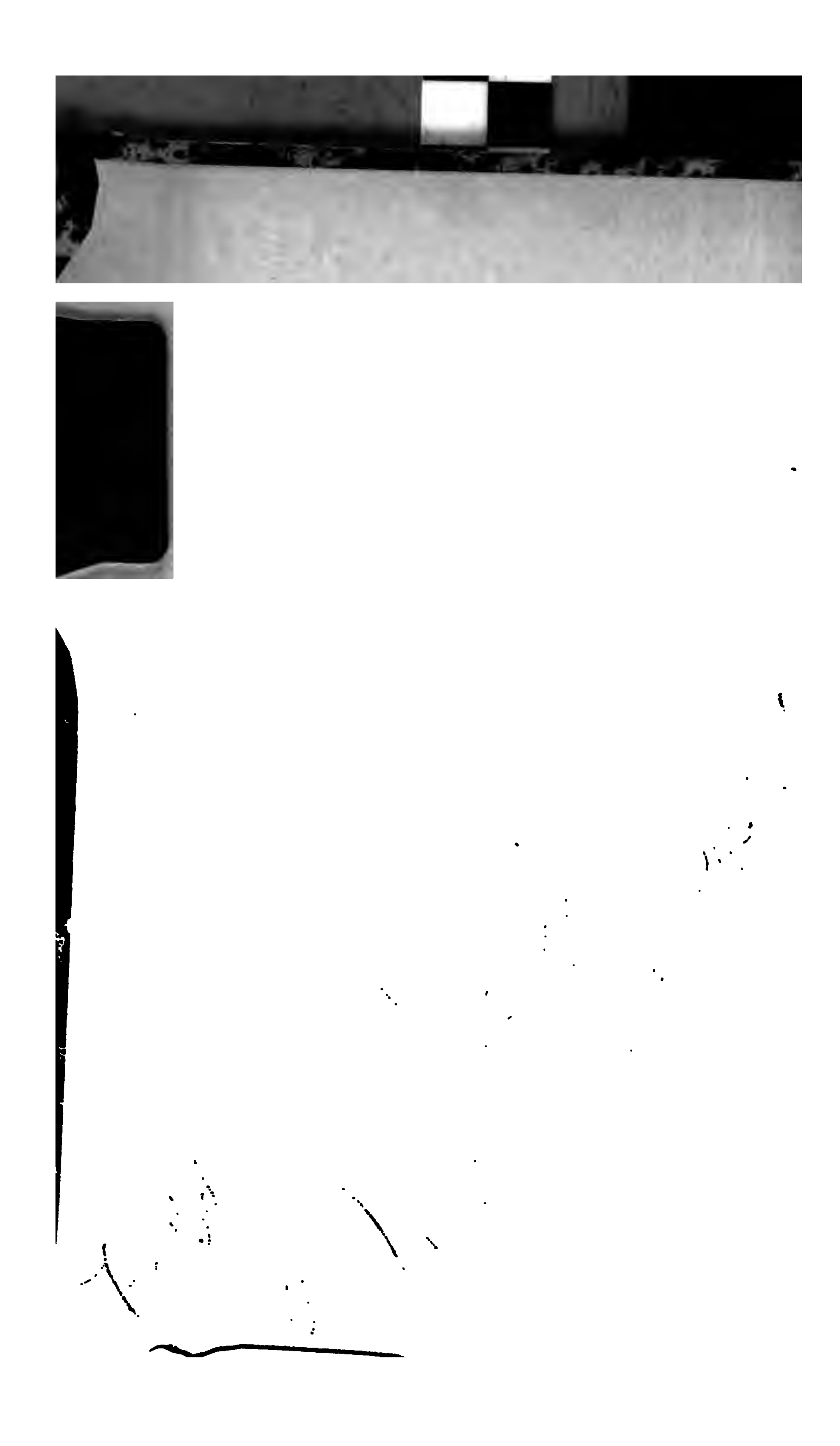
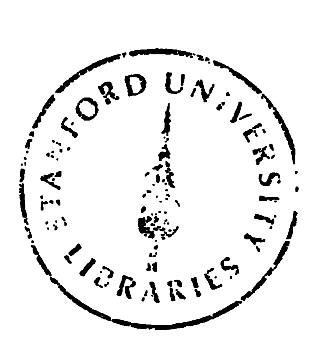






Jahrbücher der Literatur.

Siebenter Band.

1819.

Herausgegeben
von
Matthäus v. Collin.

July. August. September.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des siebenten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. VII.

Jahrbücher der Literatur.

July August September 1819.

Art. I. Rheinische Geschichten und Sagen von Niklas Vogt. Erster Band. Frankfurt am Main, im Verlag der Hermann'schen Buchhandlung 1817. — I. Band 453, II. Band 409, III. Band 422 Seiten, mit vielen genealogischen Tabellen.

Mit einem wehmüthigen Vorspruch aus dem unvergänglichen Sänger der Aeneide, mit einem Schlußwort, das eben so gut Nachhall tiefer Klage, als Zuruf selbstbewußter Thatkraft ist: »*Fuimus* Troes et *ingens gloria* Teucrum!« beginnt die Einleitung und mit der, in den sibyllischen Büchern der Historie, so oft wiederholten Thatsache: seit Cäsars Uebergang über den Rhein, bis zu Napoleons Rückzug über den Rhein, seyen die meisten großen Ereignisse, die dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, ja dem gesammten Europa eine andere Gestalt gaben, an den schönen Ufern dieses majestätischen Stromes geschehen! — Hätte das vorliegende Werk auch gar keinen andern Anspruch, wahrhaft deutsche Männer, durch den darin überall herrschenden Verstand und Biedersinn anzuregen, so genügte hiezu schon die lebendige Ueberzeugung, wie ganz seinem Werke der ehrwürdige Verfasser angehöre, wie rastlos und freudig Er, den cyclopischen Grundsteinen nachspüre, welche damals das freye Einzelne zu einem großen lebendigen Ganzen, und eine unendliche Mannigfaltigkeit in heilige Einheit zusammenfügten, wie wenig hier noch von jener gefrorenen Staatsklugheit zu finden sey, welche Glauben und Recht, Begeisterung und Sage verhöhnend, den Vorzug eines Staats und eines Volkes über das andere, mit einer, den Fügungen der Providenz vergleichbaren Unfehlbarkeit, durch bloße Subtraktion der arithmetischen Bevölkerung, der Quadratmeilen und (nicht einmal der Erzeugnisse, sondern) der klingenden Geldeinkünfte spielend zu ergründen wähnte.

Dieses Werk beruhet durchaus auf einem vieljährigen Quellenstudium. Es ist weniger besonderen Entdeckungen oder kritischen Resultaten geweiht, als herzstärkenden Ansichten und frommer, freundlicher Beschwörung des Geistes jener guten alten Zeit! — Der alte Meister Vogt hat dieses Haus, treu und redlich auferbaut. Sonach mochte er wohl das Gerüste wegnehmen, sein populär seyn sollendes Buch, nicht mit leicht gehauften Citationen überladen, oder dieselben ans Ende ver-

sparen, bey großen Werken aber, gelehrte Kenner, auch nur im Allgemeinen darauf verweisen.

In den Tagen der Römer, der Franken, der vier älteren Kaisergeschlechter, bis auf das große Zwischenreich, wo die Ereignisse der rheinischen Länder noch immerhin als ein gediegenes Ganzes zusammenhalten, ist des Verfassers Manier sie auch ungetrennt, bloß synchronistisch zu überblicken. Von jener Epoche an, behandelte er die rheinischen Städte, Länder und einzelnen Fürstenhäuser einzeln, episodenweise. Dem individuellen Streben des Deutschen, einförmiger und eintöniger Willkür im Staat und Kirche von jeher feind, ziemt auch solche individuelle Behandlung, jeglichem Geschlecht zur Nachfolge oder Warnung. — In solchem Geiste übergibt Vogt diese Historie seinen lieben Landsleuten vom rechten und vom linken Rheinufer zu ihrem Hausschatz, Bildersaal und Stolz, »denn es ent»halte, seiner Fehler ungeachtet, ehrwürdiger Väter Conterfey, »die Reliquien heiliger Lehrer, die Quellen des Wohlstandes und »man kann in Wahrheit sagen, auch die Quellen der nationa»len Macht.«

Es ist schon ein gutes Vorzeichen für das innere heimische Leben dieses Buches, daß es mit dem Boden den Anfang macht, den seine Geschichten und Ueberlieferungen bevölkern und beleben. — Haben wir doch der modernen Compendien aus Compendien übergenug, deren Inhalt mit größter Bequemlichkeit vom Rhein, eben so gut an den Euphrat oder nach den Ruinen von Tentyra übertragen werden könnte! Wie kann eine Geschichte national seyn, die nicht lokal ist? Welche Lehre soll der Staatsmann daraus ziehen, welche der Stratege? welche nährende Milch könnte sie der in unsern Tagen mehr als je zu beachtenden Jugend, welche Hausmannskost, dem mehr als jemals darnach verlangenden deutschen Volke gewähren?

Der Verfasser schaut in die Jahrhunderte herab, von den Stufen jenes majestätischen Altars des Höchsten, von jenen ungeheuern Urfelsen, um den, unter ihnen am meisten betretenen Gotthard, aus deren wasserreichen Klüften, nach Ost und West, Süd und Nord, herrliche Flüsse in den Garten Italiens, in die würzigen Gefilde der Provence, in die deutschen Gauen hinunterströmen, unter welchen der Rhein, sowohl an Schönheit seines Laufes und seiner Gestade, als in der Geschichte der berühmteste ist.

Anfangs klein, aber mächtig reißend, durch allerley wilde Waldwässer geschwellt, Felsen und Wälder durchbrechend, Brücken und Boden erschütternd, im Bodensee zu einem weiten ruhigen Spiegel ausgebreitet, an dessen Ende durch zaube-

rische Eylande, noch einmal an seine Heimat friedlicher Unschuld und rauher Größe erinnernd, durch mehr als einen Sturz nur erstarkt und verschönert, zwischen den Vogesen und dem Schwarzwalde sich in stolzer Ruhe fortwindend in die früchtereichen und völkerwimmelnden Gärten von Speyer bis unter Mainz, wie aus einer Zeit des Kampfes in jene des Genusses, — dann noch einmal aus diesem deutschen Paradiese, neuen Gefahren, mit jeder Krümmung höheren, wilderen schauerlicheren hingegeben, am Bingerloch, am Lurleifelsen, bey S. Goar — und bey Andernach im letzten Kampfe mit steilen und engen Schlünden, wo sich dann unter Bonn, die Berge in sieben (gerade sieben!) hohe Häupter endigen, und der gewaltige Strom in viele Arme zersplittert, sich in seinem eigenen Sande und ins große Bett der Wasser, ins Meer verliert, ohne daß man recht bestimmen kann, wo er eigentlich aufhört!! — Wollte denn die Natur selber, in Ariostischer Romantik, Geschichtschreiberin des deutschen Volkes werden?

Der Verfasser führt nun auch die Berge an, die zu beyden Seiten des Stromes in die Morgen- und Abendsonne vergoldete Häupter tauchen, Vogesen und Hundsrück am linken Ufer, — Schwarzwald und Odenwald, oder Melibokus, Häynrich oder Taunus, Westerwald und Siebengebirge am rechten. — Rhinoceros-Gerippe und versteinerte Palmen, — Goldkörner, unterirdischer Reichthum, Stahl-, Schwefel- und Salzquellen, Kornmeere und goldene Traubenhügel, — Fülle der Erzeugung in allen drey Reichen der Natur und Fülle der Schönheit.

I. Rheinische Geschichte in Germanien unter den Heermannen und Römern. Der alten Deutschen, Hausstand und Leben, auf ihren Höfen, entweder durch Frieden oder durch Wehre von den Nachbarn geschieden, das Zusammenwohnen in Städten und Dörfern, als ein Gefängniß hassend. — Vogt theilt die Deutschen vor Cäsars Kriegen in Schwäben (Suevi, Umherschweifende, schwäbende?) und Härzer (Herusci, sonst Cherusci) jene an den Gränzen, längs dem Rhein und der Donau, diese im Innern des Landes bis an die Ostsee wohnend. — Das Radebrechen aller fremden geschichtlichen oder geographischen Namen, durch unsere Neurömer, die Franzosen, gibt zwar eine starke Induktion auf die unhöfliche Weise, mit der die welterobernden Römer die germanischen Orts- und Geschlechtsnamen in ihre Sprache mögen hinüber gefoltert, und wie manche Literatoren vor etymologischen Spitzfindigkeiten, den Wald vor lauter Bäumen nicht ge-

sehen haben!! Aber ob denn auch des biedern und geistreichen Vogt Vereinfachung, nicht wieder auf der andern Seite, zu gesucht ist, des Tazitus Istaevones und Ingaevones schlechterdings für Ausgauwöhner und Ingauwohner zu geben, obgleich wir gestehen müssen, in den Anklängen liege wirklich etwas Verführerisches, oder daß Ehrenvest (Ariovist) mit drey Büchern, Tribocci (drey Gauvölkern) über den Rhein gezogen sey, und eines derselben von seinen neuen Wohnsitzen oder neuen Matten, Neumätter genannt worden, und die *Nemetes* der Römer, jene drey Bücher aber, die *Tribocci* seyen! Ob bey solcher Verwandlung aller eigenen Völkernamen in gewöhnliche Appellative, die Andere noch viel weiter getrieben haben, die Wahrheit nicht in der Mitte liegt!? — S. 28. Die Kriege Cäsars, — Drusus, Germanikus, — und Agrippina an der Brücke, — römische Landeseintheilung und Defensivsystem, Ueberreste von Drusus zu Mainz, — der Eichelstein, der Secundiner Denkmal bey Rigol, die den Freunden altdeutscher Sitte und Kunst heilige, schon in den Römertagen herrliche *Colonia* Agrippina, — die prächtige Augusta Trevirorum, lange der Mittelpunkt aller Geschäfte Galliens, Spaniens, Britanniens und der meisten Bildung. — Unser Lentia aber und *Laureacum* (Linz und Lorch) lassen wir nicht gutwillig von der Donau an den Rhein versetzen! — Das Gespenst, das Drusus an der Elbe warnte, seine Siege nicht weiter fortzusetzen, mag wohl auch Napoleon in Leipzigs Ebenen erschienen seyn, die ihn immer so grauenvoll und so unwiderstehlich anzogen, und auch zweymal, wie Cäsars Geist, den Brutus bey Philippi, — nämlich in der heiligen Opferschlacht von Lützen, dem preußischen Aspern, und aus den Feuer- und Rauchsäulen von Wachau, über den Leichenberg von Probsthayda!!

S. 54. Die neue Organisation Konstantins des Großen, das obere und untere Germanien und Belgica prima, — Provinzen der gallischen Präfektur. — »Dum *singuli* pugnant, *universi* vincuntur!« — Ja wohl, Tazitus hat es vor so vielen Jahrhunderten, kurz und scharf ausgesprochen. Alle Blätter der Geschichte haben es wiederholt, und doch war es so lange verkannt und vergessen! — Gut ausgemaltes Bild des kühnsten, schlauesten, unversöhnlichsten Römerfeindes, (des deutschen Hannibal, — Viriath, Sertorius,) Claudius Civilis. — Die Schrecken der Empörungen und der Legionen und ihre Kaiserwahlen. — Die letzten guten und großen Imperatoren, die Wiederhersteller, Aurelianus, Probus, beyde von den zügellosen Soldaten ermordet. — S. 88. Schon

erscheinen die großen deutschen Völkerbunde der Allemannen, der Franken, — Ausbreitung des Christenthums. — Konstantin erblickt bey Mainz jenes Kreuz, für welches begeistert, die Christen seines Heers, an der milvischen Brücke zu Rom stritten, daß Maxentius den Sieg verlor und das Leben. — Kein unpassender Rückblick auf der Preußen eisernes Kreuz! — Konstantins Mutter, Helena errichtet in den untern Rheingegenden, viele Kirchen zum Gedächtnisse der Helden, welche in oder bey diesen Städten, für ihren Glauben, Marter und Tod erlitten. — Julians vergebliche Versuche, das Christenthum durch mittelbaren Zwang, durch Verachtung, durch witzigen Spott, durch Einpassung seiner besten Einrichtungen in die alte Staats- und Geschmacks-Religion wieder auszurotten, — Er, vom Aberglauben und Unglauben zugleich gepeinigt und dazu verdammt, noch selber anzuschauen, wie fein mit antiker Kraft und moderner Frostigkeit erzwungener Bau unter seinen Füßen wich, und über ihm einstürzte! — Des Wendenköniges Kroch und des Hunnenkönigs Attila, der »Geißel Gottes« verheerende Züge. — Der Verfasser hielt sich bey diesen Verwüstungen etwas umständlicher auf, weil sie am Rheine begannen, und auf daß man bedenke, »daß ein sitten- und charakterloses Zeitalter, eine neue Barbarey herbeyführen könne!« — Ja wohl! — Hätten nicht die ritterliche Hoheit und Selbstverläugnung der verbündeten Befreyer und Wiederhersteller, jenem Gebeth des neuen Antiochus, den Weg in die Wolken versperrt: »Maneat quaeso, duretque gentibus si non amor nostri, at certe odium sui: quando urgentibus imperii fatis, nihil jam praestare fortuna majus potest, quam *hostium discordiam!*« — S. 72 erläutern genealogische Tafeln das Geschlecht der beyden Götterjünglinge, Hermann und Germanikus. — Zum Glück machte sie der deutsche Freyheitssinn zur Lüge, die übermüthige Weissagung: nil *Claudiae* non perficient manus! Aehnliche Stammtabellen der Merowinger und der aus ihren Hausmeiern hervorgegangenen Carlowinger, beginnen das andere Buch.

II. Der rheinischen Geschichte unter dem fränkischen Reiche. — Aus dem alten Suevenbunde am obern Rhein, bildete sich jener der Allemannen, — aus der glühenden Asche der durch Claudius Civilis am unteren Rhein entzündeten heiligen Flamme, entstand der Bund der Franken: die Allemannen vertheidigungsweise zur Landwehre, die Franken zum Eroberungskriege. — Ihr königlicher Held Chlodowig, schlug bey Soissons die Ueber-

reste der Römer unter Syagrius, schlug bey Zülpich, Gibulds Allemannen, eroberte und sicherte dadurch sein neues Reich. — Die Rheingegenden, dem Aufgange die nächsten, waren als Austrasien darunter begriffen. — Wenig übriget aus der Merowingerzeit in diesen Gegenden, als die allgemeinen Folgen des Gemisches von rohem Muth und von roher Lust, von Schwäche und von Grausamkeit, von Hinterlist und Aberglauben, womit dieses Geschlecht gegen andere und gegen sich selber wüthete, bis es in einer Reihe von Kindern und Blödsinnigen verschwand, nachdem es lange vorher schon untergegangen war. — Auf den Altkönig, der Brunhilde Schloß (lectulus *Brunehildis*), wo diese Mörderin von zehn Königen und Prinzen, sich sicher dünkte vor jeder rächenden Vergeltung. Dennoch wurde sie, an eines wilden Rosses Schweif, auf dem Wormsfeld umhergeschleppt, eine Speise der Raben und der Wölfe.

Von Karl Martel und Pipin an, und während Karl ein halbes Jahrhundert hindurch, die Zügel des ungeheuern Reiches mit fester Hand hielt, war am Rhein, um Mainz, Worms, Speyer, Frankfurt und Ingelheim, der klassische Sitz deutsch-christlicher Bildung und Herrschaft, durch den großen Karl und durch den nicht geringern Bonifazius. — Das Wormsfeld, Rheingau, salischer Boden, von seiner Schönheit, der Wonnegau genannt, breitete sich auf beyden Rheinufern aus: ein breites, fruchtbares Thal, zwischen den hohen Bergreihen des Melibocus, des Taunus und des Donnerberges, (und was Wippo schon bemerkte) wie geschaffen für große Volks- und Wahl-Versammlungen und durch seine vielen Inseln und Verborgenheiten, für die Zusammenkünfte der Fürsten. — Karls Pallast zu Ingelheim, dem Orte seiner Geburt, hundert Thüren, hundert große Marmorsäulen, die Karl aus dem Untergange der Herrlichkeit Ravenna's hieher bringen, die größern aber aus rheinischen Brüchen hauen lassen, durch Gold, Schnitzwerk und Edelsteine, durch Heldenbilder und Teppiche geziert, durch Dichter und Tonkünstler verherrlicht. — Christianisirung der Rheingegenden. — Derselben Apostel, — Bonifazius und die Donner-Eiche, sein sanfter Heldentod, seine Schüler. — Großer Einfluß der Frauen auf die Christianisirung, unter den Franken wie unter den Slaven-Völkern. — Der Longobarden wankender Thron stürzt, — des bayerischen Thassilo unglücklicher Ehrgeiz gebrochen, Desider und Thassilo als Gefangene in eben dem Ingelheim und in Kloster verwiesen.

Nachdem der Verfasser hierdurch dargestellt, wie Karl der

Große sein Reich von den Pyrenäen bis zu der, über die Ungern ersiegten Raab, von Palermo und von den Balearen, bis an die Eyder ausgedehnt, und in diesem ungeheuern Körper, überall seine starke Seele war, kommt er bey dem natürlichen Anlasse, wie Karl das von den Römern seit beynahe vierthalb Jahrhunderten aufgegebene abendländische Kaiserthum, durch Leo III. hiezu aufgerufen, wieder erweckte, auf sein Lieblingsthema, das große politisch-moralische Werk deutsch-rheinischer Kunst zurück, auf das heilige römisch-deutsche Reich, mit seinem geistlichen und weltlichen Oberhaupte, dem Kaiser und dem Papst. — Da dieser stolze Bau, dem Körper nach, aus den deutschen Wäldern und Matten, dem Geiste nach aber, aus dem ewigen Rom hervorgegangen war, waltete auch in des Reiches Gestaltung deutscher Geist vor, in der Gestaltung der Kirche, der römische. — Diesem zufolge lief nach Vogts Ansicht durch Staat und Kirche, der ununterbrochene Faden, die beständige Parallele, zwischen des deutschen Mannes Freyhof und der Hauskapelle, — die engere Zusammenwohnung in Dörfern und Städten neben den Pfarreyen, die Centenen oder Hunderten, neben den Archidiakonaten, die Gauen neben den Bisthümern, die Herzogthümer neben den Erzbisthümern, die Reiche neben den Primaten und Patriarchaten, alle endlich unter Kaiser und Papst beysammen, eine »allgemeine katholische Kirche« und »ein allgemeines, heiliges römisches Reich.« — Die den kleinen Freystaaten des Alterthums eigenthümlichen, auf große Reiche und Völker keineswegs anwendbaren Verfassungsformen, — die treulose Raubpolitik des alten Rom, — die vereinigten Staaten im Nord-Amerika, der sehr bald wieder zerstörte Jesuitenstaat im südlichen. — Tazitus beyde unerreichten Schilderungen des Verderbnisses in seinen Annalen Roms und ungeschwächter, unverdorbener Kraftfülle im Buche von den Sitten der alten Germanen. — Ihre richtige, natürliche Untertheilung in Gemeinheiten, Decanien, Centenen, Gauen, (Comitate) Herzogthümer und Königreiche, — in dieser Friedens-Abtheilung, zugleich die Krieges-Ordnung, gehörige Vertheilung der Gewalten und Stellvertretungssystem, — natürliche Gränzen und nirgend Uebervölkerung, Grundzüge des Adels und des Lehenwesens, Landwehre und Gefolge. — Ein Gothenreich in Spanien, vom Weltmeer und von den Pyrenäen umschlossen, — ein Frankenreich in Gallien bis an die Alpen und Vogesen, der Longobarden Reich in Ita-

lien, bis an die Apeninnen und Alpen, der Deutschen Reich in Germanien, bis an die Karpathen und an das Riesengebirge, — slavische Völker, verschiedentlich in tributärer Abhängigkeit.

Nun steigt Vogt von dem deutschen Freyhof auf sonnigem Hügel oder im tiefen Waldes-Dunkel hinauf, bis zur hohen Kuppel der Kaiserkrone, — beginnend mit einem ernsten Wort über der Väter weise und über der Neueren und Neuerer seichte Staatskunst, da diese ihre Verfassungen auf den Flugsand des beweglichen Reichthums bauten, jene auf festen Grund und Boden, mit zureichendem Ballast, zu beständigem Gleichgewichte gegen Anarchie, wie gegen Despotismus.

Verschiedenheit der liegenden Gründe, — Saal-, Loos-, Fehd-Beyfang, Kirchen- oder Krongüter, — Hufen oder Mansen, Frohngüter.

Jedes solche Freygut machte zum Staatsbürger und Wehrmann, — die Herren und Knechte, Verhältnisse der Leibeigenschaft, — Gemeingut, Kirchengüter. — Die Ausartung des freyen Volkes der Gutsbesitzer, in ein unfreyes Volk von Waaren- und Geldbesitzern, — allzubald das meiste Grundeigenthum beym hohen Clerus und Adel, dieser hinwieder, zur Untergrabung der ursprünglichen Freyheit, in vielfacher feudalischer und ministerieller Abhängigkeit, — die Masse des Volks nach und nach von selbst meist verdrängt von allem Freygute und vom Heerbann. — Der geistlichen und weltlichen Großen Ueberpracht gegen die Königsgewalt, — dies die älteste und natürliche Ursache des Zusammenhaltens der in den Dörfern und in den Städten wohnenden freyen Landbauern und Bürger mit den Königen, die ihnen Bürger-Recht in der Gemeinde, Standes-Recht auf den Reichstagen verliehen. Durch diesen Gegensatz des beweglichen Reichthums ihrer treuen Gemeinen und des unbeweglichen der Geistlichkeit und des Adels, erhielt der zugleich bewegliche und unbewegliche Reichthum der Krone (Domänen und Steuern) die gehörige Stärke und jenes allseitige Gleichgewicht, welches der brittischen und schwedischen Staatsverfassung so viele Bewunderer schuf.

Solche Spaltung der sogenannten gemeinen Freyen, von den adeligen Freyen, bis die Letzteren ihre Burgen auf beherrschende Höhen bauen, oder auf schwindelnde Felsenkuppen, gleich Adlerhorsten hinkleben, während jene im wehrlosen Thale zurückbleiben, oder sich hinter den Mauern der Städte schirmten. — Jene Ritter oder Dynasten, behielten die Dörfer und Mayerthümer ihres ursprünglichen Freygutes unter ihrer Hofgerichtsbarkeit, Kirchensatz und Hörigkeit. — Das Leben auf den Bur-

gen, das Bauernleben. Die Milde des Krummstabes. — Glauben, Liebe, Ehre, des Ritterthums Grundpfeiler.

Städte, — Höfe und Pfalzen des Königs. — Das Gaugericht, eines Jeden nach seinem eigenthümlichen Gesetz und durch seines Gleichen (Pares, Pairs). Der Königsstuhl unter freyem Himmel, daher den Höhen, worauf er meistens stand, der Name Landstuhl, Stuhlbühel, Mahlberg rc. in vielen Gauen bis auf unsere Tage blieb. — Das Fried- oder Wehrgeld, — die verschiedenen Ordalien oder Gottesurtheile.

Vier Herzogthümer am Rheine, das allemannische oder schwäbische, — das Saal- oder Ostfränkische am Mittelrhein, vom Thüringer Walde bis zum Neckar, der Saar und Mosel, das ripuarische oder rheinfränkische, zwischen dem vorigen und Sachsen bis an die Ardennen, — späterhin noch ein lothringisches oder Mosel-Herzogthum. — Die Gauen, — vom Breisgau an, den Rhein hinunter, bis zur Teusterbande.

Die März- und Mayfelder, der König, sein Pfalzgraf, die Sendgrafen (missi dominici), die Kammerboten (nuncii camerae), der Hofstaat, — die drey Reiche, Germanien, Italien und Arelat, und die drey Erzkanzler derselben, von Mainz, Trier und Kölln. — Die Kaiser erste Fürsten der Christenheit, Präeminenz vor allen übrigen Fürsten und gekrönten Häuptern, oberste Schirmvögte der Christenheit und des gelobten Landes.

Deutsche Kirchenverfassung des Mittelalters, — Chrodegang von Metz und seine Regel, — das älteste Glaubensbekenntniß, — Klöster und Schutzheilige, — äußerer Gottesdienst, Kirchengesang, Feyertage, Kalender, Wallfahrten, — herrliche und hohe Bedeutung der alten gothischen Münster. Der Verfasser hat sie, nicht mit rechnendem, überklugen Verstande, sondern mit empfänglichem und tiefem Gemüthe aufgefaßt. — Karl der Große, in Dingen des Geschmacks und als Meier seines Hauses, fürwahr ein niederwerfendes Bild, wie der wahrhaft große Mann, unwillkürlich und unbewußt, überall groß bleibe, selbst im Allerkleinsten, und in welchen wunderlichen Krystallisationen dagegen (gleich ein Paar hübschen Stalaktiten in einer ungeheuren Tropfhöhle, ohne rechte Verbindung mit dem Ganzen und in kaltem, allmählichem Zusammenrinnen, gleichsam schon todt geboren) die Ideen und Maßregeln der kleinen und kleinlichen Geister dagegen anschießen! — Dieser Karl, jawohl hat »kein Fürst mit größerem Heldenruhm »die Verbrechen der Herrschbegierde gleichsam verdunkelt, noch »durch bessere Verwaltung, ohne eigene Soldaten, ohne willkür-

»liche Auflagen und strenge in den Schranken der fränkischen Ver»fassung sie entschuldigt, als Karl, nur in seinem Hause »unglücklich, so wie das Haus seines Bruders Carlomann, »unglücklich durch ihn. Kein Abenteuer ist unglaublich aus der »Zeit Karls, weil mehrere Menschenalter vor und nach ihm, »kein solcher Held auftrat, wie Er!« — Während ihm die Araber in Sardinien und auf Sicilien und in Sarragossa erbebten, empfing er zu gleicher Zeit väterlichen Segen aus Rom, ehrfurchtsvolle Huldigung des Fürsten der mohamedanischen Gläubigen, vernahm wie die Slaven und Avaren weit von ihrer verwüsteten Gränze hinweggeschlagen, wie nach dreyßigjährigem erbitterten Kampfe, die Götzen in den sächsischen Wäldern endlich für immer gestürzt, der dritte sächsische Mann ins Herz des Frankenreiches und in die über Slaven und Avaren von der Elbe bis zur Sawe ersiegten Länder hinweggeführt sey! — Karls Freunde und seine tägliche Hausakademie, — der unersetzliche Verlust seiner Bardenlieder, — Volksmärchen und Gesänge aus seiner Zeit und aus seinen, geselligen Abendkreisen, — romantische Sagen von seinen Gemahlinnen, der edlen Hildegard und die reizende Fastrade, von deren immer noch anmuthvoller Leiche Karl so lange nicht zu trennen war, bis der Erzbischof von Mainz, den Ring aus ihren Haaren gewahrt, und ihn Karln weggenommen, worauf aber Karl ohne den Umgang des Erzbischofs nicht mehr leben konnte, und als dieser, den Zauber merkend, den Ring zu Aachen ins Wasser warf, sich der Heros so sehr zu diesen Bädern hingezogen fühlte, daß er, der hier und da ungünstigen Natur zum Trotze, eine Stadt mit stolzen Pallästen dort anlegte, sein Hoflager dahin übertrug, und bis an seinen Tod, nur dort, mit Liebe verweilte. — Karls Töchter, Emma und Bertha, beyde durch zarte Liebessage weltbekannt, jene dem weisen Eginhard verbunden, diese dem Dichter Engelbert, Mutter des berühmten Staatsmannes und Geschichtschreibers Neidhard. — Rührender Ursprung von Seligenstadt, als Karl nach jener unglücklichen Entdeckung, da Emma den Geliebten in verrätherischer Mondeshelle, über den beschneyten Schloßhof trug, die beyden Liebenden von seinem Angesicht verbannte, und sie dann in des Freygerichtes reizenden Gebirgen an des Maines himmlischen Ufern, eine kleine Wirthschaft trieben, für Jäger, Pilger und Schiffer, und wie Karl, auf der Jagd verirrt, sie entdeckte: »Selig sey die Stadt genannt, wo ich Emma wieder fand!«

Ludwig der Schwache (warum denn je der Fromme?) — die Söhne gegen den Vater und dann gegen einander selbst,

— Vertrag von Verdun. — Geistliche Immunitäten, eine bedeutende Mitursache des mehr und mehr einreißenden Verfalles der Gauenverfassung.

III. Der Rhein unter dem Salisch-Weiblingischen Geschlechte. Ueber desselben ältesten Ursprung verschiedene Vermuthungen, die aber hier und da allzusehr in das Gebiet der welfischen Stammesfolge hinüberspielen, — die Ahnenfeindschaft der Wetterauer Grafen und der, nachmals zu Gränzhütern der Ostmark berufenen Babenberger, — nach der Carlowingen schmählichem Erloschen, der edle Franke Konrad. — Die innern Unruhen unter dem großen Otto, — die sächsischen Kaiser arbeiteten mittelbar wider die Uebermacht der großen Herzoge, durch Erhebung der Pfalzgrafen, der Geistlichkeit und des Volkes, — Willigis, Sohn eines Wagners von Strömingen, Erzkanzler von Mainz, und Friedensstifter im Reiche, — die Kaiserin Theophania, die »Ingenio fecunda et vultu elegantissimo, Regnum filio custodia »servabat virili,« und ihre, in den Rheingegenden auffallende Tracht, — von ihr byzantinische Ueberreste in Kunstwerken, insonderheit der Baukunst am Rheine. — Wozu denn S. 276 die abgenützten Mährlein von den Liebeshändeln Ottos III. und seiner Gemahlinnen? — Der ältere und der jüngere salische Konrad. — Die Erzählung von des älteren Kaiserwahl durch Werner von Kyburg in Uhlands gemüthreichem Trauerspiele, »Herzog Ernst von Schwaben« wird nicht leicht überboten werden. — S. 304. Die alten Dome zu Straßburg, Worms, Mainz und Speyer. — In dem hintern oder sogenannten Königschor des Domes zu Speyer, die Kaisergruft, worin die vier salischen Kaiser, jener Konrad II. und die drey Heinriche, — der durch Otto von Wittelsbach erschlagene Hohenstauffe Philipp, — der Wiederhersteller Rudolph von Habsburg mit seinem strengen Sohne Albrecht und mit dessen von ihm erschlagenen Gegenkaiser, Adolph von Nassau. — Der große Streit zwischen Kaiser und Papst. — Gregor VII.! — Hohe Worte, die in den Reisen der Päpste Johannes Müller, der Geschichtschreiber und der Protestant, über diesen außerordentlichen Mann und überhaupt über Kaiserthum und Papstthum gesprochen.

Heinrichs IV. Stütze in der Noth waren die Hohenstauffen und die rheinischen Städte. — Welcher merkwürdige Geist in Speyer und Worms! — S. 327. Altmann war nicht Bischof in Padua, sondern von Passau, hochberühmt in den Geschichten der Ostmark, Stifter von Göttweih, von S. Nikola, S. Florian, Mitstifter von Lambach und

Garsten. — S. 335. Treffende Bemerkung, wie auch in unsern Tagen, ein verfolgter, beraubter, gefangener Papst (11. Juny 1809) den Bannfluch wider denjenigen gesprochen, den er gekrönt, der viele Könige zu seinen Vasallen hatte, in dessen Gewalt er war! — Ingelheim, der Pallast Karls des Großen, mehrmals der Schauplatz unnatürlicher Empörung des Sohnes wieder den Vater, — jener standhafte Adalbert, Erzbischof von Mainz.

IV. Rheinische Geschichten unter den Hohenstauffen, Ueberblick der älteren Geschichte des schwäbischen Herzogthumes, — Stammtafel der Zähringer und der Welfen. — S. 354. Ein unglücklicher Gedanke, daß der Name Zähringer, von *Carinthia* herkomme, von dem Herzogthum Kärnten, das ihnen der vierte Heinrich verlieh und sie, kaum einen Augenblick behaupteten! — Der Welfen und der Hohenstauffen blutiges Heldenspiel, — die Weiber von Weinsberg, — auf dem schauerlichen Rupertsberge des romantischen Bingen, Hildegarde, durch ihre Schriften und Weissagungen, das Orakel des Volkes und der Fürsten, — des heiligen Bernard treue Helferin, den deutschen Bürgerkrieg zwischen Welfen und Weiblingern in eine Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande zu verwandeln. — Der unsterbliche Barbarossa, — über ihn zu vergleichen, die beyden kleinen Meisterstücke: Kortüms Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden, und Gemeiners Geschichte Bayerns unter Friedrich I. — Heinrichs des Löwen Acht und wie der Barbarossa, zugleich als Kaiser und als Hohenstauffen, die rheinischen Länder beherrschte. — Seine neuen Königspfalzen zu Kaiserslautern, zu Hagenau und jene vielbesprochene zu Gelnhausen, — strenge Strafe gegen die landfriedensbrüchigen Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und Herrmann bey Rhein, — bey dem durch ihn zerstörten Mainz zwey glänzende Reichstage dieses Kaisers, dessen Großvater noch Ritter zu Büren war!

Pfalzgraf Konrad hütet umsonst auf dem Pfalzgrafenstein, seine schöne Tochter. Aber die Liebe, vermag eben so wenig der Schwaben und Braunschweiger eingewurzelten Haß zu versöhnen.

Friedrich II. und seine schicksalsvolle Bahn, — seines Sohnes Heinrich Aufruhr. — Der siebzehnjährige Konradin, der Hohenstauffen Letzter und sein Freund, der Zähringer Friedrich von Baden Oesterreich, endigen zu Neapel auf dem Blutgerüste, durch den Bruder des heiligen Ludwig, Karln von Anjou.

Das große Zwischenreich, — die Herzogthümer am Rheine, Franken und Schwaben ledig, der Reichsapfel, ein

käuflicher Spielball der rheinischen Churfürsten, fast ein Jahrhundert lang, vor und nach dem Wiederhersteller Rudolph, blutiger Thronzwist und Gegenkaiser: Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, Richard von Cornwall und Alphons von Kastilien, Adolph von Nassau und Albert von Oesterreich, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne, Günther von Schwarzburg und der Luxemburger, Karl IV., sein Sohn Wenzel und Rupert von der Pfalz, in den Rheingegenden vorzugsweise die heftigsten Schwingungen der Zwietracht, — Heerbann und Lehenwesen, Kaisermacht und Landeshoheit, Krummstab und Ritterschwert, Fürsten und Städte, Edler und Bauer, in den Städten selber die Zünfte gegen ihre Magistrate und selbst in der Baukunst, der Charakter der Zeit, kräftiges Aufstreben in den verschiedensten Formen zu einem ganz neuen Ziel!

S. 399. Allgemeines Bild der Verfassungen, Gesetze, Sitten und Ereignisse. — Der große Städtebund durch den Mainzer Bürger Arnold von Thurn hervorgerufen, — Pfalbürger, — goldne Bulle, — das Wormser Recht, — der Schwabenspiegel, — Stadt-Rechte und Stadt-Reformationen, — das Gottesgericht, die heilige Vehme, das Gericht der Freyschöppen auf der rothen Erde und sein großer Stuhl in Westphalen.

Kunst- und Gewerbfleiß, die Münster von Freyburg, Straßburg und Kölln, — Wunder der Baukunst und Bildhauerey. — Schätze altdeutscher Kunst im Frankfurter Museum und in den Sammlungen des Herrn Boisserée zu Kölln, — Petrarcas Verwunderung: »Mirum in terra *barbarica*, quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum. Omnis ripa praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! amare statim potuisset, quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. — Das Kirchenbuch des Churfürsten Alberts II. zu Aschaffenburg und so viele andere Urkunden der Miniatur-Malerey und der heiligen Musik, — die großen Erfindungen der Deutschen, — Handel, Schiffahrt, Ueberschlags- und Stapelrechte, — die Rheinzölle, — die Hanse, — der Schluß über die rheinischen Lande in diesen Zeitepochen. — Uebergang zur Historie der einzelnen rheinischen Städte und Staaten.

II. Band. V. Buch. Rheinische Geschichte von Habsburg-Oesterreich. — Ein Blick auf die herrlichen Berge, aus denen der Rhein herströmt, — auf die Wiege der Schweizer-Freyheit, auf die Wiege der habsburgischen Macht, und auf

den Ursprung der ersten Fürsten der Christenheit, übrigens nur Rekapitulation bekannter Dinge, vieles aus Johannes Müller. — Seltsamer Ausdruck: die rheinische Geschichte Habsburgs werde, seit das Erbe von Spanien und Burgund hinzugetreten, universalhistorisch. — Auch wissen wir nicht, warum der fromme Bruder Klaus von der Flüe und der Bürgermeister Hanns Waldmann von Zürich, in solcher Breite hier auftreten? Da doch schon solche Begebenheiten hier eingeführt sind, warum vermissen wir dennoch gerade manchen, wahrhaft plutarchischen Zug, z. B. die funfzig Verbannten am Morgarten?

VI. Buch. Rheinische Geschichten von Zähringen-Baden, Freyburg und Würtemberg. — Das Breisgau, die Mortenau, das Höllenthal, die Zähringer erbauten Freyburg im schwäbischen Breisgau, Freyburg im schweizerischen Uechtlande; — und Bern, ein deutsches Verona, — die Freyburger Grafen, — das Mährlein vom Ebersteiner Grafen, den des Kaisers Tochter beym Tanze gewarnt, — die Grafen von Würtemberg, Anfangs Dynasten von Beutelsbach, darauf Grafen von Grümingen, aus ihnen zuerst furchtbar, Ulrich mit dem Daumen, — Eberhard der Erlauchte, »Gottes Freund, der Menschen Feind,« friedbrüchig unter König Rudolph, — Eberhard der Greiner oder der Rauschebart, — die Schlägler und die Martinsvögel, — die Bundeskönige, — auch in Eßlingen und Reutlingen, ein lombardischer Städtegeist, — die Reutlinger Schlacht, großer Sieg der Städter, über welchen ergrimmt, der alte Rauschebart zwischen sich und dem geschlagenen Sohne Ulrich, das Tafeltuch entzwey schneidet, — die Blutrache bey Döffingen, — »mein Sohn ist ein Mann, wie ein anderer Mann!« ruft der wilde Greiner, als Ulrich mit vielen Grafen und Herrn in des Todes Arme sinkt, — sein Erzfeind, der Wolf von Wunnenstein war ihm, unvermuthend in den Rücken der Städter fallend, zu Hülfe geeilt, und floh nach der Schlacht, störrisch Eberhards Dank, — überhaupt viele Züge tugendreichen, wenn auch rauhen Ritterthumes.

Die Tyranney Herzogs Ulrich, seine Vertreibung, — Würtemberg unter Oesterreich, — Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, und Ulrichs Beytritt zur protestantischen Sache, ersparen Ulrichen das Schicksal des Churfürsten zu Sachsen, Johann Friedrich. — Es wäre hier der Ort gewesen, der Mäßigung zu gedenken,

Pfalzgrafen, mächtig am Unter-Rheine, die Wittelsbacher aber am Mittel-Rheine und erst durch die jülichische Nachfolge am untern. — 1215 durch Friedrich II. die Pfalz bey Rhein, den Braunschweigern Heinrich und Otto, als Welfen, alten Feinden seines Hauses entzogen und dem Bayerherzog Ludwig übertragen, dessen Vater, Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern, vor fünf und dreyßig Jahren aus Heinrichs des Löwen Aechtung, das bayerische Herzogthum davon getragen hatte. — Stammtafeln erläutern die Geschlechtsfolge von Scheyern-Wittelsbach, dem das deutsche Vaterland zwey nicht glückliche Kaiser, so viele Churfürsten (insonderheit auch von Kölln) und Schweden die großen Kriegesfürsten, Karl Gustav, Karl XI. und Karl XII. verdankt, — auch in der Pfalz, wie im bayerischen Stammland, in viele Linien zersplittert, in die churfürstliche, in die von Simmern und Veldenz, von Neuburg und Sulzbach, von Zweybrücken und Birkenfeld. — Binnen zwey und zwanzig Jahren fiel das ganze Haus und alle Lande auf ein einziges Haupt; 1777 starb zu München Maximilian Joseph, der letzte von der Linie Kaiser Ludwigs des Bayern, oder von der, späterhin sogenannten wilhelminischen Linie, und Karl Theodor beerbte ihn. — 1799 folgte ihm Maximilian Joseph von Zweybrücken als Churfürst von Pfalzbayern, 1805 durch den Preßburger Frieden König. — Die große Sekularisation und Entschädigung in Deutschland gab die Rheinpfalz mit Mannheim und Heidelberg, größtentheils den Zähringern, Großherzogen zu Baden, über Rhein, Alles dem Reichsfeinde. — Unbestimmte Grenzen des neueren pfalzgräflichen Gebietes, als Landesherrn eigentlich nur im alten Nahegau, als Pfalzgrafen über sämmtliche Trümmer des alten, saalfränkischen Herzogthums zwischen Saar und Mosel, Lahn und Nekar. — Der Nahegau, am berühmten Wormsfelde, wo bis gegen der Hohenstauffen Zeit, die Mayfelder und Wahlversammlungen. — Seltsamer Nachhall der dort liegenden Dörfer Windhausen, Saalheim, Bodenheim und Weisenau, auf die vier fränkischen Gesetzgeber Windogast, Salogast, Bodogast, Wisogast. — Rupert, Herzog von Bingen, — die älteren Pfalzgrafen, — die Hohenstauffen, — der schon oben gedachte Pfalzgrafenstein, so wenig als der Thurm Donaes, ein sicheres Bollwerk gegen die Liebe, die List Heinrichs von Braunschweig verursacht das sonderbare Familiengesetz, daß alle künftigen Pfalzgräfinnen, den Stammfürsten in den engen Kämmerlein des Pfalzgrafensteines, mitten im Rheine, zur Welt

bringen sollten, — die Rechte von Alzey, — Verlegung des Sitzes von Stahleck nach Heidelberg. — Weissagung über dessen künftige Herrlichkeit durch die Seherin Jette, die unfern ihres heiligen Haynes, an einer Quelle, die noch davon der Wolfsbrunnen heißt, von einer Wölfin zerrissen ward, als sie ihrem Geliebten eine nächtliche Zusammenkunft gestattete. — Marid von Brabant, durch Ludwigs des Strengen unsinnige Eifersucht hingewürgt, — folgenreicher Bruderzwist zwischen Ludwig dem Bayern und Rudolph, Ahnherrn der beyden Linien von Wittelsbach, — Germersheim, Vicus Julius, Wittwensitz der schönen Adelheid, Gemahlin des großen Otto, Lieblingsaufenthalt und Todesort Rudolphs von Habsburg, — Neustadt, der Ingelheimer Grund, das Heinrich VI. vorzüglich getreue Oppenheim, — die Reichsburg Landskron, — die Abtey Lorsch, — der Pfalzgrafen Hausgesetze, — S. 289 romantisch kühne Mutterliebe der Gräfin von Zweybrücken gegen den treulosen Lützelsteiner zu Bitsch, — Pfalzgraf Friedrichs des Siegreichen glänzendes und liebewarmes Leben, — die Flucht der Knaben aus dem Dreyeichner Hayne, wo sie Eberhard, Heinrichs IV. Liebling, als Geißeln für die Treue der Sachsen streng verwahrte, — Stamm der Grafen von Katzenellenbogen, derer von Hagen und Münzenberg, — der ritterliche Held Johann III. und Glanz seines Fürstensitzes zu Darmstadt, — das Turnier 1408 wird durch den unglücklichen Haß zwischen Franken und Hessen, eine ernstliche Schlacht, — die »böse Hundrede« und das Eselsgericht zu Darmstadt zur Erhaltung des lieben Ehefriedens und zu heilsamem Schrecken schlimmer Weiber. — Lächerlicher Kampf zwischen den alten schwarzen, und den neuen, weißen Mönchen in Lorsch. — Die Mannsschlacht bey Pfeddersheim 1461 und die anderen Treffen Pfalzgrafen Friedrichs des Siegreichen, seine Feinde niedergeworfen, die Häupter des wider ihn gerichteten Bundes alle in seiner Hand. Er bewirthet die köstlichen Gefangenen köstlich, aber sie bekommen kein Brot zur Tafel: »Die Hufen eurer Pferde haben meine Ernte zerstampft. Brot kann ich euch keines geben.« Im stolzen Prunk des Siegesfestes zu Heidelberg sang Kemmath, der Meistersänger, seines ruhmbekrönten Herrn mächtiges Thun. — Süßern Lohn gab die schöne und zärtliche Klara von Dettingen. Da weder Recht und Pflicht Friedrichen, dem Verweser und Vormünder, erlaubten, die Kur den theuern Pfändern dieser Liebe zu vererben, kaufte er ihnen die Grafschaft Löwenstein. — Der landshutische Erbfolgekrieg.

S. 329. Der Stamm der Landgrafen von Hessen, von Heinrich II. Herzog in Niederlothringen († 1247) und Sophien des thüringischen Landgrafen Ludwigs IV. Tochter.

IX. Mainz, Nassau-Eppstein und Frankfurt. — Die Reihe der hundert und vierzehn Erzbischöfe und Chuerzkanzler, unter denen zwey Dahlberg, zwey Metternich, zwey Schönborn, — Aribo († 1031) war kein Pfalzgraf von Hohenwart, sondern gehört den traungauisch-steyerischen Ottokaren an. — Der Arzt Peter Aichspalt ist wahrhaftig den Habsburgern ein früherer und ärgerer Herzberg und Lucchesini gewesen. Diese Jahrbücher charakterisirten schon mehrmals seine ränkevolle Haltung gegen Albrecht I. und dessen Söhne. — Uraltes Christenthum in Mainz, wahrscheinlich aus dem Morgenlande, durch die XXII. Legion dahin verpflanzt, — Zerstörung in den Völkerzügen, — Herstellung durch Sidonius und Dagobert, — überall hohes Verdienst der Frauen um die Christianisirung, — so auch unter den fränkischen Fürstinnen Betheora und Bilehild, Tochter und Schwester der Könige Theudebert und Siegbert, — Altenmünster, wo der Kahn Bilhilden, die trostlose Wittwe, die sich willenlos den Fluten des Mains und Rheins überließ, ans Land getrieben. — Der große Staatsmann und Gesetzgeber Willigis. — »Willigis, Willigis, deiner Abkunft nicht vergiß!« — Außer Heinrich Knoderer und Peter Aichspalter, allmählich lauter Große an dem rheinischen Churhut, — Nemesis für den abgesetzten Heinrich an Arnolden, der sich auf seinen Stuhl gesetzt. Er vertraut sich seinem ärgsten Feind und fällt durch die Volkswuth, — jener Königsmacher, Gerhard von Eppstein. — S. 372. Der Nassauer erlauchter Stamm, von Hatto, Grafen in der Königs-Hunrede (Centene), Otto des Großen Zeitgenossen, — Wiesbadens warme Heilquellen, das Bad der Mattiaker, des Taunus, — ein Tell trifft den Grafen Trautwin, Gemälde und Reime dessen, im Kloster Schönau. — Laurenburg und Arnstein, — eppsteinischer Stamm, — Sage von den Riesenknochen am Thore der Stammburg, — noch eine Heldin, Agnes von Falkenstein, — die Erbfeindschaft von Nassau und Eppstein, 1283 endlich vermittelt durch Dazwischenkunft von Churmainz.

S. 396. Die Wahl- und Königsstadt Frankfurt, — wahrscheinlich schon ein römischer Brückenkopf zur Verbindung des Pfahlgrabens auf beyden Mainufern, — die Furth der Franken, jenseits eine Kolonie der, durch Karl den Großen, nach dreyßigjährigem Kampf endlich überwundenen und deportir-

ten Sachsen, — Sachsenhausen. — Mit Recht hat Karl in Frankfurt einen Altar in dieser anscheinenden Hauptstadt des neuen, ostfränkischen Reiches, — ihre Gestalt, — Verfassung, — das Klapperfeld und Ludwigsfeld (von der zwiespältigen Wahl Ludwigs des Bayern und unsers Friedrichs des Schönen), der Rosengarten, der Königsstuhl, — Veränderungen in der Magistratur, — bald hieß Frankfurt in den Chroniken: »der Hauptmarkt von Deutschland.« Viel trägt dazu bey die Uebersiedlung der edelsten und reichsten Mainzer Bürger. Die herrliche Lage an zwey Hauptflüssen half wenig gegen die planmäßige Unterdrückung Erzbischof Adolphs II. von Nassau, im Bürgerkrieg um den Churhut mit Diether von Isenburg. — Die Schlacht bey Eschborn zwischen den Frankfurter Bürgern und den Rittern, vorzüglich ihren Erzfeinden, den Kronenbergern, gegen die Zünfte entschieden, durch den argen Städtefeind, Pfalzgrafen Rupert, welcher schon die Ueberpracht der Speyerer, Wormser und Mainzer gebrochen.

Dritter Band X. Von Churmainz und Nassau die Fortsetzung, — Stammtafel des wallramisch-nassauischen Zweiges. — Vorzüglicher Einfluß des Erzkanzlers Werner von Eppstein auf die Wahl Rudolphs von Habsburg, der ihn über die Alpen nach Italien geleitete. Wernern war der ritterliche Graf aus dem Schweizerlande wohl bekannt, durch einen Kapellan, dem Rudolph (1266) auf der Jagd, zwischen Fahr und Baden bey angeschwollenem Waldwasser begegnete, und ihm sein eigenes Pferd in Demuth dargeboten, »daß er labe den Kranken, der sein begehrt, und die heilige Pflicht nicht versäume!« — Adolph von Nassau, durch seinen Vetter den obgedachten Gerhard erhoben und wieder gestürzt; seine unwürdige Unternehmung auf Thüringen, — Friedrich mit der gebissenen Wange, seine unglückliche Mutter Margarethe, durch die reizende Kunigunde von Eisenberg, bey Albrecht dem Ausgearteten verdrängt, — die schöne junge Nonne aus Thüringen entführt und auf dem einsamen Adolfseck verborgen, — die noch stehende Eiche bey Gelheim, wo Adolph durch die Hand seines Gegners Albrecht von Oesterreich gefallen! — Dieser zahlt den rheinischen Churfürsten, namentlich dem übermüthigen Gerhard, den Judaslohn mit Zinsen. Gerhards Prahlerey auf der Jagd, gegen die übrigen rheinischen Churfürsten: »Aus diesem Hüfthorn will ich gar bald wieder einen andern Kaiser herausblasen,« endigte mit ihrer schmählichen Unterwerfung. — Die Luxenburger, vom Volke bis zur schönen Melusine hinauf geleitet, — Heinrich VII.

ein Ritter, wie Rudolph. — Was hier über die zwieträchtige Kaiserwahl nach seinem Tode erzählt wird, macht nicht des Florianer Chorherrn Kurz durchaus quellengemäße und parteylose Geschichte Friedrichs des Schönen entbehrlich. — Unter dem abgesetzten Heinrich von Virneburg, der kriegerische Domherr Kuno von Falkenstein, den Nassauern, jetzt durch Kühnheit und Macht sehr gefährlichen Feinden, ein tapferes Haupt entgegengesetzt, — die Nassauer und die Bürger wider den Luxenburger Johann, der nach der Chronik: »sanftmüthig und einfältig, Niemanden des Morgens Rede und Antwort gab, bis er seine Suppe und auch Fleisch und Fisch gegessen,« — Churfürst Ludwig, schöner Frauen Freund, bricht den Hals bey einem Feste, vor dem umgreifenden Feuer, mit vielen Damen zum Fenster hinausspringend. — Wohl hundertjährige Fehde der Nassauer um das Erzstift, Uebergewicht der rheinischen Churfürsten gegen Luxenburg, durch die Erhebung Ruperts von der Pfalz, wider den verrückten Wüstling Wenzel.

S. 58. Lage des Churstaates und der Stadt Mainz, — der Rheingau, — Rhabans Haus zu Winkel, das stolze Ehrenfels, das Bingerloch und der Mäusethurn, — hohes Alter des Weinbaues, der Rüdesheimer Berg, — die Bergstraße, — die Burg am Flüßchen Aschaf. — Neuerliche Bemerkungen über das bürgerliche Gemeinwesen, über den Freyheitsstolz und über die Gewaltstreiche der Mainzer. Letzter Tag ihrer Herrlichkeit in dem Streit der beyden Nebenbuhler Adolph von Nassau und Diether von Isenburg, die Stadt wird im Ueberfalle geplündert, verbrannt. Ihre Privilegien schleudert Adolph in die Flammen. Der nach seinem Tode unangefochtene Diether, fordert aber nicht minder die Huldigung, läßt die feste Martinsburg emporsteigen und stiftet die Universität.

XI. Rheinische Geschichte von Spanheim, Arnstein und Churpfalz, — Bingen, Kreuznach, Bacharach und Caub. — Die Helden- und Spott-Sagen aus der Vorwelt dieses schauerlich-reizenden Gebäudes. — Die schöne Bertha, der wilde Roland und ihr Kind, der heilige Rupert, — die verwüstenden Normänner, — das Märchen von Hattos Tod. Ratten und Mäuse vertreten die Stelle der Kraniche des Ibicus, ja der Eumeniden selber. — Das Geschlecht der Spanheimer, auch uns sehr wichtig, weil sich ein Zweig im kärntnerischen Lavantthale, S. Paul zur Gruft und zum Seelgeräthe gestiftet, die kärntnerischen Herzoge des Stammes von Mürzthal und Afflenz aufgeerbt, in Ca-

rentanien und Istrien sich ausgebreitet, die bayerische Pfalzgrafschaft erhalten und im jüngsten Ast, in den Grafen von Ortenburg, bis auf unsere Tage in Bayern fortgeblühet hat. — Ihre Klöster auf dem Desibodenberge und zu Spanheim, — die bereits erwähnte heilige Seherin Hildegarde, auf dem Rupertsberge bey Bingen, wo auch Bartholomäus Holzhauser seine mystischen Visionen gehabt. — Die Legende von Hannsen Brömser von Rüdesheim, unter Sarazenen und Drachen — und Gilgens von Lorch, — Bernards Ring für Hildegarden, Brömsers Sklavenketten, — des erlegten Drachen Stachelzunge, — der Sattel des Höllengauls, der Gilgen zur Befreyung der Geliebten, zur Lösung seines Wortes, den steilen Felsen der Teufelsleiter im gestreckten Galopp hinauf trug, — die Heiligenbilder mit griechischen Buchstaben, durch Werner aus dem Orient mitgebracht.

Die Rauh- und Wildgrafen, — Wesel, S. Goar, Boppart und Lahnstein, die Marksburg, in Heinrichs IV. höchstem Unglück, seine Freystätte, — das Schloß der Schönberge oder Schonberge, durch ihre Heldenthaten, zugleich Pairs von England und portugiesische Granden, — der sieben Jungfrauen-Felsen und der dreyfach wiederhallende, zauberische Burlei-Felsen. — Die liebenden Brüder auf Liebenstein und Sternberg, — die tapfere Frau Erlande von Rüdesheim, — Lahnstein, Rensee und sein berühmter Königsstuhl.

XII. Chur-Trier und Isenburg-Wied. — Die Reihe der Erzbischöfe und Erzkanzler durch Arelat. — Das uralte Koblenz. — Der alten Herrlichkeit Triers wurde bereits gedacht. — Seine Begegnisse im Investiturstreit, — Sennacheribs Niederlage wiederholt an Heinrichs von Luxemburg Heerhaufen im Lager vor Trier, durch ein furchtbares Nachtgesicht, — der starke Luxemburger Balduin und Kuno von Falkenstein: »Wer nicht zuweilen zürnen kann, der ist ein Narr, kein weiser Mann,« sang von ihm das alte Lied. — Die Atzeln erretten Canberg, wie einst die Gänse das Kapitol. — Eine schöne Helena zu Limburg, und ihretwegen Mord und Todtschlag durch den ganzen Lahngau, — die Grafen von Sayn, die von Isenburg und von Wied-Runkel.

XIII. Chur-Kölln, Jülich, Cleve und Berg. — Reihe der Erzkanzler durch Italien, Erzbischöfe von Kölln. — Die Römerzeit, — Rolandseck und Rolandswerth von dem Ariost seinen Drachenkampf entlehnt haben mag. (?) — In Karl Martels Tagen, Graf Siegfried, die heilige Genovefa und der verrätherische Golo, durch Tiecks farbenreiche,

glühende Einbildungskraft und leidenschaftskundige Rede treu konterfeyet. — Das alte Andernach, — Otto von Hammerstein, der schönen Irmengarde, trotz Waffenunglück und Kirchenfluch, arm und unstät, in inniger Liebe bis zum Tod verbunden. — Auch diese Kirchenfürsten können gerade ihre Hauptstadt am wenigsten bändigen. — Die holde Beatrix von Teusterband und der von Schwanen, den Rhein herabgezogene feenhafte Götterjüngling. — Die Grafen von Berg und die Limburger. — Der Dom zu Kölln, durch Konrad von Hochstätten im großen Zwischenreiche vollführt, aber bereits entworfen durch Engelbert, den vermeintlichen Stifter des Vehmgerichtes, vom Isenburger Friedrich erschlagen. — Bürgerzwist und Umwälzungen in der Verfassung, — wiederum eine Erscheinung, gleich jener der Apostelfürsten vor Attila, rettet Kölln, — der Köllner Sieg bey Wohringen 1288, — Kunstschule daselbst. Bonn, — Karls des Kühnen von Burgund lange und vergebliche Belagerung von Neuß. — Vorbereitende Begebenheiten zur Reformation, in welcher zwey Churfürsten von Kölln nach einander abtrünnig werden, Valentin Graf von Isenburg, Antonien von Ahrenberg, Gebhard Truchseß von Waldburg, Agnesen von Waldeck heiratet und flüchtig stirbt. Nach ihm tragen fünf bayerische Prinzen diesen Churhut, — der letzte aber, Maximilian von Oesterreich.

XIV. Rheinische Geschichten am Ende des Mittelalters. — Rudolphs von Habsburg Willebriefe für die Churfürsten und Freybriefe für die Gemeinen. Die goldenen Bullen und Landfrieden, — Statutareste und Weisthümer, — Revenuenquellen, Domainen und Regalien. — Der Habsburger Albrecht II. bringt der Erste, eine gesetzliche Regeneration des gesammten Reichsverbandes zur Sprache. Hohes weissagendes Wort des unvergeßlichen Weyßkhunigs und Theuerdanks, Max I. »Oh ihr lieben Für»sten und Herrn! So die Sache nicht fleißiger und also zum »Erbarmen gehet, wird etwan ein Tag, ein Fremder kom»men, und Uns Alle mit eiserner Ruthe regieren!!«

Der Landfrieden, die Kriegsverfassung, Kammergericht und Reichshofrath. — Maxens Richterstab, dem ersten Kammerrichter, Eitel Friedrich Grafen von Zollern übergeben, 1813 vom Verfasser selbst, aus der Dunkelheit zu Wetzlar, mit einfachem, rührenden Wort wieder hervorgezogen. — Deutsche Lehranstalten, Gelehrte und Erfinder. — Die rheinischen Malerschulen — und ein ausführlicheres Wort über die Buchdruckerkunst,

durch Guttenberg, Faust und Schäffer. — Blicke auf den Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit.

Der Geist und Werth der besonderen geschichtlichen und archäologischen Forschung wurde bey den besonderen Gegenständen selber angedeutet. — Unläugbar wäre hie und da noch ausgebreiteteres Quellenstudium, anhaltendere Sorgfalt und letzte Feile zu wünschen gewesen, aber der Geist ist edel, der über das Ganze weht und an diesem thut es wohl vorzüglich noth. — Dem erwarteten IV. Theile sollen wichtige Bemerkungen des Verfassers über Religion, Philosophie und Gesetzgebung vorausgehen, als den Grundstoffen und Vorbedingungen, bey Losung der großen Frage an die gesammte Menschheit: »Quid virtus et quid sapientia possit?« Diesem nahen Erscheinen behalten wir auch die Würdigung der Grundansichten über die großen Probleme der Staats- und Kriegskunst vor. — So viel aber dürfen wir jetzt schon zum Voraus bekennen, vor der Vollendung des Ganzen, die nach Vogts eigener Erklärung wohl erst nach seinem Tode geschehen wird: er habe nicht nur deutsch gedacht, sondern auch deutsch gefühlt, eben so, als zwanzigjähriger Jüngling bereits Lehrer der Geschichte an der Mainzer hohen Schule, wie nach drey ungeheuren Jahrzehenden, nach einer wahren consummatio saeculorum, als volksthümlicher, lebenskräftiger Greis und aufmerksamer, zu Rath und That immerdar williger Beobachter seiner Zeit. — Stets der unerschrockene Freund einer, auf geschichtlichen und gesetzlichen Grundlagen ruhenden Freyheit seines Volkes, entfloh auch er nicht jener frechen und willkürlichen Indiskretion aller Revolutionärs. — Die Mainzer Klubbisten zählten ihn unter diejenigen, auf die sie rechnen könnten. — Wie wenig ihn aber, die mit empörender Bequemlichkeit und Ruhmredigkeit von allen Thürmen posaunte Vertheidigung der Gewaltstreiche von 1789 — 1792 jemals irre geleitet hatte, bewies er unter andern, mit der ihm eigenen, kühnen und gründlichen Genialität, in dem kleinen, aber gediegenen Aufsatze: »Durchbruch des Mittelalters.«

Bekannt ist nicht minder, wie er verschiedentlich und eifrig auf seinen Fürsten zu wirken gesucht, um ihn in lichten Zwischenräumen zu damals noch erreichbaren Versuchen für Deutschlands Selbstständigkeit und Wohlfahrt, immer aber für das mindeste Uebel zu bestimmen. — Doch es lag in Dahlbergs Weise, trotz der eingreifendsten Erfahrungen, wie durch einen unglücklichen Trunk aus dem Strome der Vergessenheit, den Irrkreis kosmopolitischer Metaphysikastereyen und generalisirender Staatsexperimente, immer wieder von vorn anzufangen und sich in springender Weise für entgegengesetzte

Ansichten und Entwürfe zu begeistern, aus denen er aber leider, gerade die patriotischen, nie zur Ausführung brachte, sondern immer damit endigte, Bonapartes Werkzeug zu seyn, — Vordermann des Fürstenbundes, des Reiches Erzkanzler, der Mann der Gesetze und dann wieder Primas des Rheinbundes zu seyn!! Unter solchen Umständen, ohne haltbaren politischen Einfluß, arbeitete Vogt in jener gewitterschweren Nacht des Fremdlingsjoches, rastlos auf Erhaltung und Weckung des Nationalgeistes, mitten unter Druck und Schmach und auf klares und ernstes Verständniß der alten, echten Staatsgrundlagen. — Diesen Geist athmen sein: »System des Gleichgewichtes und der Gerechtigkeit,« — die »deutsche Nation und ihre Schicksale,« — »deutsche Geschichte für Frauen,« — sein »rheinisches Archiv,« — sein »historisches Testament,« seine »Staatsrelationen.« — Es wird einem in der That selten so gut, durch das ganze Leben eines, zugleich als Schriftsteller und in den Geschäften thätigen Mannes, einen Faden in früher Jugendzeit aufnehmen und ihn unverwickelt, unzerrissen fortführen zu können, bis an den Grabeshügel, der den hochachtungswerthen Verfasser hoffentlich noch lange nicht decken soll: — liebende Ehrfurcht für Deutschlands große Vergangenheit, für das christlich-europäische Staatengebäude und für dessen parallele Grundlagen: Papstthum und Kaiserthum, — gemüthvolle Empfänglichkeit, auch für die mindesten Spuren alterthümlicher Tugend und des höheren politischen Geistes der Altvordern in Reichs- und Lokal-Verfassung, in Lied und Sage, in Schrift und That, insonderheit aber genialische, derbe Ironie gegen die vielgepriesenen Reichskleinodien bloßer Berechnung und des sogenannten aufklärenden Verstandes; — überall gesunde Anschauung, heller Sinn und ein warmes, deutsches Herz!

Art. II. Das alte und neue Recht Mährens und Schlesiens, k. k. österreichischen Antheils, nach der Ordnung des bürgerlichen Gesetzbuches, bearbeitet von Johann Kutsche, J. U. Dr. und Sr. k. k. Majestät Rath bey dem k. k. mährisch-schlesischen Appellations- und Kriminal-Obergerichte. I. Band, erster und zweyter Theil. Brünn bey J. G. Traßler 1818.

Der Herr Verfasser hat bey Verfassung dieses Werkes die Absicht, ein Hülfsbuch zu liefern, woraus man sich die Kenntniß, sowohl aller vor der Erscheinung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches in Mähren und Schlesien geltenden Gesetze, die

für vergangene Fälle noch Entscheidungsquelle sind, als auch der nach der Erscheinung des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches zur Erläuterung desselben ergangenen Verordnungen, woran er auch einige Gesetze aus andern Zweigen der Gesetzgebung und vorzüglich einige politische, und zwar jene, die mit den Privatgesetzen in einer engen Verbindung stehen, anschließt, zu verschaffen im Stande ist. — In der Darstellung dieser Gesetze verfolgt der Herr Verf. das System des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, und reihet an jeden §. desselben, den er durch einen unterscheidbaren Druck, mit Hinweglassung der Randglossen, vorausschickt, sowohl die älteren als neueren, auf den nämlichen Gegenstand sich beziehenden, gesetzlichen Anordnungen bis zum Jahre 1818 auszugsweise an. Nach diesem Plane behandelt er im ersten Theile des I. Bandes das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch vom §. 1 bis §. 284, und im zweyten Theile des I. Bandes vom 285 bis §. 422. Dort, wo die älteren Gesetze mit den Vorschriften des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches übereinstimmen, beschränkt sich der Herr Verf. gewöhnlich bloß auf eine genaue Hinweisung auf die gesetzlichen Entscheidungsquellen, und da seine Hauptabsicht ist, die älteren und neueren Gesetze bloß zusammenzustellen; so läßt er sich auch bey den meisten §§. in das Kommentiren der gesetzlichen Anordnungen nicht ein. — Er schickt als Einleitung einige, für die Rechtsgeschichte und Rechtsinstitute Mährens und Schlesiens, als deren vorzüglicher Kenner er schon durch seine früheren, die Provinz Mähren betreffenden, Werke allgemein bekannt ist, recht interessante Data voraus, die unentbehrlich sind, wenn man nicht manchen von ihm angeführten gesetzlichen Bestimmungen, denen bloß ein historischer Nutzen zugeschrieben werden kann, irrig einen praktischen Nutzen zuzuschreiben und dieselben noch als Entscheidungsquellen zu betrachten, Gefahr laufen will, und handelt darin: von der Eintheilung Mährens und Schlesiens, dann von den Gerichten, wobey er auch den Wirkungskreis der Behörden kurz anführt, und endlich von den Gesetzen dieser Provinzen.

Dieses Werk setzt Jeden in den Stand, sich mit leichter Mühe in jedem vorliegenden Falle unmittelbar aus den gesetzlichen Entscheidungsquellen, worauf in diesem Werke hingewiesen wird, Ueberzeugung und Gewißheit zu verschaffen, und es liefert überdieß den Vortheil, daß man jedes Gesetz in seinem historischen Gange sieht und hiedurch manche Aufklärung für die neueren Gesetze erhält. — Jedoch ungeachtet der unläugbaren Vorzüge dieses so brauchbaren Werkes, glaubt der Rec. doch Manches darin den ausdrücklichen Gesetzen, Manches dem wahren Sinne derselben zuwider, und Manches nicht mit der gehörigen Bestimmtheit

und Vollständigkeit angeführt zu finden, wovon er hier die erheblichsten Stellen herausheben will.

S. 19 führt der Herr Verf. an, daß zur Errichtung einer Fabrik die Hofbewilligung erfordert werde; da doch ausdrückliche Gesetze, als: das Hofdekret vom 4. April 1791, Hofdekret vom 10. April 1807 rc. bestimmen, daß Fabriksbefugnisse zu ertheilen, den Länderstellen zustehe.

S. 22 (V.) ist der Geschäftsgang bey Streitigkeiten zwischen Unterthanen und ihren Obrigkeiten sehr unvollstandig und zum Theil unrichtig angegeben. Denn der Herr Verf. sagt: »wenn »es sich aber um Rechte handelt, die aus Urbarien, Handfesten »oder Verträgen und Privilegien herrühren, die von einer Seite »widersprochen werden, dann haben zwar die Kreisämter auch zu »untersuchen und zu trachten, die Sache auszugleichen, wenn aber »dieß nicht thunlich ist, solche auf den Rechtsweg zu weisen.« — Sind denn nur Rechte aus Verträgen bey erfolgtem Widerspruch zum Rechtsweg geeignet? Und sind denn etwa Streitigkeiten aus Verträgen, deren Gültigkeit nicht in Abrede gestellt wird, wo sich aber der Gegentheil mit einer Einwendung der bereits erfüllten Verbindlichkeit schützen will, im politischen Wege auszutragen? Offenbar ist die Angabe des Herrn Verfs. dem 32 §. des Patents vom 1. September 1781 zuwider.

S. 23 nimmt der Herr Verf. bey Bestimmung des Wirkungskreises der Militärgerichte alle Stabsoffiziere von den Regimentsgerichten aus, und weiset sie ganz unrichtig dem Jud. del. mil. mix. zu, indem die Militär-Jurisdiktionsnorm vom 25. Juny 1754 und die erneuerte Norm vom 31. Dezember 1762 alle Stabsoffiziere, mit Ausnahme der Obersten, dem Wirkungskreise der Regimentsgerichte zuweiset.

S. 39 wird bey der Bestimmung der Gesetze in Wechselsachen, die Wechselordnung vom 10. September 1717 ganz übergangen und bloß jene vom Jahre 1763 angeführt, da doch erstere durch letztere nicht aufgehoben, sondern nur in Etwas vermehrt und erneuert worden ist, und daher auch für Mähren nicht ohne alle Brauchbarkeit seyn kann.

S. 80 (Anmerk.) äußert der Herr Verf. beym 7. §. des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches den Wunsch, daß ein ordentliches (?) Naturrecht herausgegeben und von der Regierung, um dem Eigendünkel (?) Schranken zu setzen, einigermaßen (?) autorisirt (!) werden sollte. — Das gäbe also ein einigermaßen positives Naturrecht?!

S. 89 glaubt der Herr Verf., daß gegenwärtig der Regent, weil Privilegien wie andere Rechte und nicht als Gesetze angesehen werden, sich die Aenderung oder Aufhebung derselben besonders

vorzubehalten hätte. — Allein diese Befugniß des Regenten ergibt sich, ohne einen solchen Vorbehalt, schon aus der allgemeinen Beschränkung, welcher alle im Staate bestehenden Rechte, folglich auch Privilegien unterworfen sind, und da nach dem §. 365 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches jedes Mitglied des Staates selbst das vollständige Eigenthum einer Sache gegen eine angemessene Schadloshaltung abzutreten verbunden ist, Privilegien aber gleich den übrigen Rechten zu beurtheilen sind; so kann nicht gezweifelt werden, daß Privilegien auch ohne den besonderen Vorbehalt geändert und aufgehoben werden können.

S. 92 und 113 wird das Personenrecht unrichtig das persönliche Recht genannt.

S. 136 behauptet der Herr Verf., daß die Berechnungsart der Verwandtschaft nach dem kanonischen Rechte der Sache angemessener sey, als die nach dem römischen. Zum Beweise der Unrichtigkeit dieser Behauptung dürfte sich Rec. nur auf unsere weise Gesetzgebung, welche die durchgreifende Regel des römischen Rechtes angenommen hat, berufen. — Es ist auch wirklich, bey genauer Erwägung dieser zwey Berechnungsarten, unmöglich, der kanonischen vor der römischen den Vorzug einzuräumen; indem das römische Recht den Grundsatz: so viel Grade als Zeugungen, mit strenger Konsequenz immer beobachtet; da hingegen das kanonische Recht in der geraden Linie diesen nämlichen Grundsatz annimmt, in den Seitenlinien aber inkonsequenterweise zwey Zeugungen als einen Grad und jede überzählige Zeugung in der längeren Linie auch als einen ganzen Grad betrachtet. Durch dieses beständige Schwanken des kanonischen Rechtes von einem Grundsatze zum anderen werden die Regeln zur Berechnung der Verwandtschaftsgrade komplicirter. Ueberdieß gebricht es der kanonischen Berechnungsart an Bestimmtheit, indem hiernach Onkel und Neffe in dem nämlichen Grade verwandt erscheinen, als die Geschwisterkinder unter einander.

S. 136 wird die Schwägerschaft eine Gattung der Verwandtschaft genannt, was aber dem Begriffe, den der juristische Sprachgebrauch mit dem Worte Verwandtschaft verbindet, und die Gesetzgebung seit jeher verbunden hat, widerspricht.

S. 163 führt der Verf. das canonische Recht mit dem §. 59 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches als ganz übereinstimmend an. Allein, wenn man das canonische Recht Cap. 26, de sponsal. et matr., dann Cap. ult. de condit. apposit. erwäget; so wird man doch auf einige wichtige Differenzen stoßen, und darin Ehehindernisse entdecken, die in das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch nicht aufgenommen worden sind, und nach dem §. 59 der Gültigkeit der Ehe nicht entgegen stehen.

S. 168 erwähnt der Verf. der geistlichen Verwandtschaft, r nur zwischen den Getauften und den Pathen; da doch diese tliche Verwandtschaft nach dem kanonischen Rechte nicht nur ch das Sakrament der Taufe, sondern auch durch das der Firng begründet ward, und von einer größeren Ausdehnung ist, der Verf. angibt. (S. Conc. Trid. sess. 24. c. 2. de sacr. tr.).

S. 172 ist das Ehehinderniß des Gattenmordes nach dem onischen Rechte unvollständig und zum Theil unrichtig angeen. Denn zur Begründung dieses Ehehindernisses wird nach i kanonischen Rechte, wenn es nicht mit einem Ehebruche betet ist, das Einverständniß des einen Ehegatten mit einer dritPerson über die Ermordung des anderen Ehegatten, und dann vollbrachte Ermordung erfordert; folglich ist hiezu nicht, wie Verfasser anführt, der bloße Versuch hinreichend.

S. 179 bemerkt der Verfasser, daß die Anordnung des allgenen bürgerlichen Gesetzbuches in Rücksicht der Schließung der : durch einen Bevollmächtigten (§. 76) in den alten Gesetzen it enthalten sey, und daß die allgemeinen Gesetze von der Vollcht in dem §. 76 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches nur onders ausgehoben seyen. — Allein schon in den früheren etzen, insbesondere im kanonischen Rechte Cap. ult de procu. haben wir Vorschriften, welche die Schließung der Ehe durch ollmächtigte betreffen. Daß aber die Anordnung des §. 76 den allgemeinen Gesetzen der Vollmacht nicht bloß besonrs herausgehoben sey, ersieht man theils aus den besonders geführten Erfordernissen der Vollmacht zur Schließung der Ehe, ls aus der verschiedenen Wirkung, die ein erfolgter Widerruf Vollmacht vor Schließung der Ehe nach dem §. 76, und der Schließung eines anderen Geschäftes nach den allgemeinen rschriften über den Bevollmächtigungsvertrag (§. 1026) herbringt.

S. 195 und 196 behauptet der Verf., daß bloß bey den Eheernissen der zweyfachen Ehe, der entgegenstehenden geistlichen übde und der Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie Klage von Jedermann, bey allen übrigen nur von dem Veren angebracht werden könne, und daß dieselbe, wenn sie außer en drey Ehehindernissen von jemand Anderem, als dem Verletz angebracht würde, zurückgewiesen werden müßte; da doch der te §. des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches genau die Eheernisse aufzählt, bey denen von Amtswegen die Untersuchung zuleiten ist, und nur bey den übrigen, dort nicht angeführten, Ansuchen der in ihren Rechten Gekränkten abzuwarten anehlt.

S. 267 (Anmerk.) glaubt der Verf., daß nur die Verwandten die Rechtmäßigkeit einer späteren Geburt, die sich erst nach dem Tode des Mannes ereignet hat, widersprechen könnten; da doch der 159ste §. des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches dieses Recht allen Erben, denen ein Abbruch an ihren Rechten geschähe, einräumt.

S. 270 wird behauptet, daß ein in einem Ehebruche erzeugtes Kind nie einem ehelichen gleichgehalten werden könne, und zwar, weil erstens zwischen Personen, deren eine schon verehelichet ist, zur Zeit der Zeugung keine Ehe bestehen könne, und zweytens weil sich solche Personen nach dem §. 61 und 119 auch später nicht heirathen dürfen. — Allein, wenn man bedenkt, daß der Ehebruch dann, wenn er vor Schließung der Ehe nicht bewiesen ist, keinen Einfluß auf die Gültigkeit der Ehe, folglich auch nicht auf die Rechte der Kinder, welche ihnen durch diese gültige Ehe zu Theil werden, habe, und daß selbst ein bewiesener Ehebruch vor oder nach Schließung der Ehe durch Dispensation gehoben werden könne; so muß die Unrichtigkeit der angeführten Behauptung, wodurch den in einem Ehebruche erzeugten Kindern die Möglichkeit, jemals den ehelichen gleichgehalten werden zu können, schlechterdings abgesprochen wird, in die Augen fallen. Uebrigens ist der Grund, den der Verf. für seine Meinung anführt, nämlich, daß Kinder von Personen, zwischen welchen zur Zeit der Zeugung keine Ehe bestehen könne, niemals ehelichen gleichgehalten werden können, auffallend unrichtig. —

Eben da behauptet der Verf., daß, wenn ein Christ mit einer Jüdin ein Kind zeugte, und sie sodann die katholische Religion annähme, das von ihnen gezeugte Kind durch die später erfolgte Ehe nach dem Gesetze nicht ehelich gemacht werden könnte, und daß solche Eheleute das früher erzeugte Kind an Kindesstatt annehmen dürften. — Allein, nach dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch hindert die Religionsverschiedenheit nur die im §. 161 angeführte Legitimationsart der Kinder, keineswegs aber die durch nachfolgende Ehe (§. 162), wenn nur diese gültig eingegangen wird, und es wird bey letzterer nicht gefordert, daß die Personen auch schon zur Zeit der Zeugung einander ehelichen dürfen. Daß aber solche früher erzeugten Kinder an Kindesstatt angenommen werden könnten, ist ebenfalls unrichtig, indem das Hofdekret vom 28. Januar 1816 die Adoption der unehelichen Kinder von ihren Aeltern nicht gestattet.

S. 271 bemerkt der Verf., daß Kinder aus ungültigen Ehen, bey denen das Ehehinderniß bey Lebzeiten der ungültig Verehelichten nicht entdeckt würde, als eheliche angesehen werden. — Es

wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. die Gründe dieser Bemerkung angeführt hätte!

S. 279 ist in den Text des Gesetzes §. 163 der nicht unwichtige, in der früheren Auflage des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches eingeschlichene, in der späteren aber schon verbesserte, Druckfehler: — nicht weniger als sieben — Statt — nicht weniger als sechs Monate — aufgenommen.

S. 311 und 312 ist der Verf. bey der Anführung der nothwendigen Entschuldigungsgründe von der Vormundschaft nach dem römischen Rechte etwas unvollständig; denn er übergeht die Stummen und die erklärten Verschwender, da doch auch diese, und zwar die ersteren zufolge Fr. 40. pr. D. XXVII. de excusationibus, die letzteren zufolge Fr. 1. pr. D. XXVII. 10. de cur. fur. et al. extra min. dand. verbunden mit c. 5. C. V. 30 de legit. tut. von der Vormundschaft ausgeschlossen werden. Auch wird vom Verf. das Priesterthum ohne Beschränkung als nothwendiger Entschuldigungsgrund angeführt, da doch noch dem römischen Rechte c. 52. C. I. 3. de episcop. et cleric. und Nov. 123. c. 5. nur die Bischöfe und Mönche von der Vormundschaft ausgeschlossen wurden; die übrigen Geistlichen hingegen konnten, wenn sie wollten, eine legitime Tutel übernehmen.

S. 319 wird nach dem römischen Rechte die testamentarische Vormundschaft jene genannt, wenn der Vater in seinem Testamente einen Vormund bestellt. — Allein, nicht nur in einem Testamente, sondern auch in einem Codicille konnte ein testamentarischer Tutor aufgestellt werden; denn es galt die Regel: Testamento datos tutores accipere debemus etiam eos, qui codicillis testamento confirmatis scripti sunt. Fr. 3. pr. D. XXVI. 2. de test. tut.

S. 378 nennt der Verf. die verschiedenen in dem §. 233 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches angeführten Geschäfte, die ein Vormund nicht ohne gerichtliche Bewilligung vornehmen kann, Arten der Veräußerungen; da man doch unmöglich bey allen eine Veräußerung entdeckt.

S. 438 glaubt der Verf., daß bey der Vormundschaft rücksichtlich des Bauernstandes auch noch das bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1786 Kap. 5. und die Erläuterungen hiezu zur Richtschnur dienen müßten. Allein, da durch das neue allgemeine bürgerliche Gesetzbuch alle auf die Gegenstände desselben sich beziehenden Gesetze und insbesondere der vom Verfasser gemeinte erste Theil des bürgerlichen Gesetzbuches vom 1. November 1786 aufgehoben wurden, und der §. 284 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches nur rücksichtlich der besondern, bey Vormundschaften und Curatalen des Bauernstandes zu beobachtenden, Vorsichten

auf die politischen Gesetze weiset; so kann von der Anwendung des bürgerlichen Gesetzbuches vom Jahre 1786 und dessen Erläuterungen, die offenbar zu den politischen Gesetzen nicht gehören, gar keine Rede seyn.

S. 12, zweyter Theil, werden die Gemeindhutweiden bey Dorfgemeinden als Gemeindevermögen angeführt, welche jedoch, weil gewöhnlich der Gebrauch derselben jedem Gemeindegliede unmittelbar zusteht, zu dem Gemeindegute zu rechnen sind. Nur dann wären sie zu dem Gemeindevermögen zu rechnen, wenn sie auf eine andere Art zur Bestreitung der Gemeindeauslagen verwendet würden (§. 288 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches).

Uebrigens kann der Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Verf. auf die Behandlung des Sachenrechtes, wenn nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Mühe verwendet haben möchte, als er auf die Behandlung des Personenrechtes nach den alten Gesetzen, wovon das meiste für uns nur als eine Antiquität zu betrachten ist, und bloß einen historischen Nutzen gewährt, verwendet hat.

Endlich muß der Rec. auch noch bemerken, daß die häufigen Druckfehler in diesem Werke eine große Unachtsamkeit der Verlagshandlung verrathen, auf deren Vermeidung dieselbe bey einem Werke, wie dieses, wo ein in der Citation unterlaufener Druckfehler sehr schädlich ist, vorzüglich hätte bedacht seyn sollen.

J. Hm.

Art. III. Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren 1815 und 1816, von Herrmann Friedländer, in zwey Theilen. — Leipzig, bey F. A. Brockhaus 1819. — I. 353 Seiten in 8.

Gern unterschreiben wir das vom Verfasser aus Tasso entlehnte Motto: »mi giovera narrar altrui Le novità vedute e dire: *Io fui!*« und die nicht minder wahre Stelle seines Vorwortes: wie die Dichter nicht müde werden den Frühling und die Liebe zu singen, alle Lieder aber nur ein schwacher Wiederhall des Entzückens sind, welches sie umgab, so ist es mit allen Schilderungen jenes klassischen Landes.« — Keinen umständlichen Reisebericht will er liefern, sondern nur die anspruchslosen Resultate heiterer Anschauung und regen Gefühls. Insonderheit lag es in seinem Plan, die herrlichen Angedenken des Mittelalters in den italienischen Stadten des zweyten und dritten Ranges näher zu würdigen. Er nennt den pisanischen Campo-Santo als ein auffallendes Beyspiel, wie unbegreiflich selbst die umfassendsten Werke für Italien, so

manche theure und wichtige Reste einer gewaltigen Vorwelt, gänzlich außer Acht gelassen haben. — Uebrigens sind es Briefe an Freunde, die uns hier freundlich geboten werden, und Inhalt und Darstellung sichern ihnen auch eine freundliche Aufnahme zu.

Die Reise beginnt mit jenen idyllischen Wunderlanden der Alpenwelt, mit Salzburg und Tyrol, in denen die unermeßlichen Proportionen der Schweiz unserm Anschauungsvermögen näher gerückt sind, und denen aus dem reichen Kranze ihrer Naturschönheiten nur der Zauber jener beyden, dem Rhein und der Rhone so eng befreundeten großen Seen fehlt.

An der Zahl der Seen stehen übrigens weder Tyrol noch Salzburg und Bertholdsgaden den Bergeshöhen und Thälern der Eidgenossenschaft nach, und schon der bayerische Minister, Ritter von Bray, machte in seinen Reisen an die Salinen von Salzburg und Reichenhall, durch einen Theil Tyrols und Südbayerns (1807) scharfsinnige Bemerkungen über die wohlthätigen Zwecke der Natur bey diesen großen Wasserbehältern, die die Umgegend durch ein ewig sich erneuendes Jugendleben erfrischen, fernen Ländern und Meeren ansehnliche Ströme zusenden, und nur wo sie (wie in Schweden, in Mecklenburg, in einigen eidgenössischen Kantonen ꝛc.) auf einem kleinen Flächenraum gar zu zahlreich beysammen sind, eine erkältende Feuchtigkeit hervorbringen, die der Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse schädlich ist, und die Vegetation nicht selten zu einer Einförmigkeit verdammt, die auch der angestrengteste Fleiß nimmermehr zu überwinden vermag.

Eine malerische Reise in Salzburg und Tyrol, durch die vereinigten Kräfte eines Kranzes von Gelehrten und Künstlern, in Hinsicht auf Naturschönheiten und Naturerscheinungen, auf klassische Ruinen und Denkmale der Römerwelt und des Mittelalters, auf Kleidertracht und Beschäftigung, auf Sitten und Volksfeste, bleibt eine der reichhaltigsten und anlockendsten Aufgaben, deren baldige Verwirklichung nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann. — Viele einzelne Versuche dieser Art sind freylich all zu schnell wieder in ihr Nichts zusammen gesunken; aber Solidität in der Anlage und in den Vorbereitungen, künstlerisch und wissenschaftlich berühmte Namen in der Ausführung, würden den Erfolg eines Unternehmens unfehlbar machen, auf dessen hohes Interesse uns seit drey Jahrzehenden, häufige Stimmen aus den brittischen Inseln aufmerksam gemacht haben.

Das romantische Salzburg, hier vortrefflich geschildert. —

Leider ist das Meiste nicht mehr so wahr, seit der unglücklichen Feuersbrunst am 1. May 1818, die neben dem größten Theile der Stadt, auch über die Sebastians-Kirche, mit ihrem historisch und artistisch so wichtigen Freythofe, und über die prächtige Sommer-Residenz des Mirabell, unersetzliche Verwüstung gebracht hat. —

Die größten Erinnerungen der Christianisirung und der Kultur der mittleren Zeit und der Religionszwiste scheinen Salzburg zu ihrem heiligen Herd wie auserkoren zu haben. Die Natur hat allen üppigen und furchtbaren Reiz in dem Amphitheater des Mönchsberges — Kapuzinerberges — Geißberges — Untersberges — Nonnberges, ausgebreitet. — Sie hat es zugleich auch zur festen Vormauer gegen Westen erlesen, obgleich es jetzt strategisch nur mehr eine sekundäre Wichtigkeit hat, — zumal im Verhältnisse zu der karlowingischen Vorburg Enns, mit der Insel Spielberg und dem Brückenkopf von Maúthausen. — Oft wurde Salzburg, hinsichtlich seiner Bauart, Neapel verglichen. In der That, diese norische Juvavia, Hadrians gute Stadt, vom heiligen Severin vergeblich gewarnt, von Herulern und Rügen von Grund aus zerstört, hat ihr Sankt Elmo an der von ritterlichen Feinden und von rebellischen Bauern hart beängstigten Feste Hohensalzburg — ihren Posilip in dem Sigmunds-Thor durch den ungeheuern Mönchsberg, — erst seit kurzem auch ihr Pompeji, auf den Loiger Feldern. — Die schönen Brunnen, geschwätzig bey Nacht, erfrischend bey Tage, ein alttestamentarisch-patriarchalischer Sammelplatz des Abends, eine Hauptzierde der Städte des südlichen Deutschlands, so wie die äußere Verschönerung der Häuser durch Fresko-Gemälde, ein sanftes, milderndes Entgegentreten künstlerischer Eindrücke gegen die übermächtigen Eindrücke der Natur. Welchen Schatz besitzt nicht hierin das einzige Augsburg von dem einzigen Tyroler Holzer? — Diese Jahrbücher der Literatur gedachten schon einmal (I. 18—26) der 1815 neu entdeckten römischen Alterthümer Salzburgs. — Möchten doch die Nachgrabungen hier systematisch fortgesetzt — möchten sie aber auch da begonnen werden, wo in Lorch und Enns (Jahrbücher II. Anz. Bl. 1 — 14) alle großen Reminiscenzen der Antonine und Konstantine, der Carlowingen und der Babenberger, sich wundersam verschlingen, und auch dort, wo, unfern des alten Hauptschlosses Tyrol, der Naifer Bergschutt, das altrömische — den Agilolfingern noch wohl bekannte Maja überdeckt hat! — Das von Oesterreich losgerissene, und mit großen Salinar- und Forestal-Vortheilen

der Krone Bayern verbliebene Bertholdsgaden, dessen geognostische Lage allerdings einst die ungeschmälerte Fortdauer der Salzquellen von Reichenhall hätte bedrohen können. Seit dieser Losreißung kann man freylich in Reichenhall, gegen Reisende und Späher, unbedenklich viel liberaler seyn, als man es in den Zeiten Karl Theodors, und selbst noch von 1802 bis 1809 gewesen. — Golling mit seiner vielgepriesenen Cataracte (wie wenig sind doch noch die herrlichen Tyroler Wasserfälle bekannt?) und mit den sogenannten Oefen, einer kleinen Welt von Felsblöcken und Trümmern. Eine noch auffallendere Erscheinung, die er aber ganz übergeht, bot sich dem Verfasser zwischen Trient und Verona, unfern Roveredo, an der Etsch, an den sogenannten *Slavini di Marco*, einem ungeheuern Bergfall, dessen die italienischen Schriftsteller bey Muratori, auf die Tage Ludwigs des Deutschen gedenken. Auch möchten wir jener Pyramiden auf dem (in den Römerzügen und Kreuzfahrten viel bestiegenen) Ritten-Gebirge zwischen Brixen und Bozen durch diese eben so lebenswarme, als blühende Feder erwähnt wissen, von denen die Reise des Chevalier de *Bray* nur vorüberfliegend sagt: A peu de distance du bourg (*Lengmoos*, auf dem Ritter) on remarque un phénomène singulier. C'est un nombre considérable d'aiguilles ou *pyramides argilleuses*, qui s'élèvent dans une coulée de la montagne. Elles sont connues dans les pays sous le nom de pyramides. Ces pyramides sont l'ouvrage des eaux, qui ont successivement découpé un assez grand plateau d'argile, qui se trouvait dans cette coulée. Les eaux, s'écoulant de chaque côté, dans une ligne oblique, absolument égale, ont élevé ces singuliers monumens, dont la régularité étonne, et qui semblent se reproduire d'eux-mêmes, car à mesure, qu'une de ces pyramides s'écroule, quand elle se trouve trop détachée de la masse générale, trop évidée à sa base, ou trop émincée à son sommet, d'autres s'élèvent successivement et remplacent celles qui les avaient précédées. —

Die Einfahrt in die Salinen. — Des würdigen Vierthaler Wanderungen, Hormayrs Archiv für Süd-Deutschland, und Kochs von Sternfeld Beyträge haben im Verlaufe des letzten Jahrzehends ein ganz neues Licht über diese Gegenstände verbreitet. — Wir gestehen unsere Freude über Friedländers Geständniß: auch nachdem er die Schweiz, ganz Italien, Deutschlands schönste Gauen, und das nördliche Frankreich bereiset, dennoch kein heiliges Plätzchen

gefunden zu haben, was an Größe und an Anmuth die salzburgische Natur überträfe!

Je langwieriger und drückender das Fremdlingsjoch auf unsern Nacken lastete, — je bösartiger uns gerade diejenigen, die früherhin die eifrigsten Apostel dieses Joches gewesen sind, jetzt darauf hindeuten möchten, wo denn das versprochene goldene Zeitalter sey, welche Güter denn für so große Thaten und Opfer die Völker endlich belohnten, und worin denn der hohe Gewinn des Umsturzes der Bonapartischen Weltmonarchie bestehe? um so rührender ist es wahrzunehmen, wie jene letzte und gewaltigste Zuckung altgermanischen Muthes in der fluchwürdigen Nacht der Unterdrückung, — die Tyroler Insurrektion von 1809 für den alten Herrn und für das alte Recht, so viele Herzen angesprochen und wie auch dieses Buch sein Schärflein auf eben diesen Altar niedergelegt habe!

Beym Eintritt auf die tyrolische Erde ertönt dem Verfasser das verklungene Kampfesgetümmel, und die Steine sprechen zu ihm, die Bäume sprechen, aber die angerauchten Mauern der häufigen Brandstätten haben aus allen die beredteste Zunge — und es trifft ihn im tiefsten Innern, wie nun Alles wieder so still, wie der Lärm hinter die Berge gejagt, der Friede zurückgeholt, das Landvolk, in Hütten und Feldern, wieder um die kargen Früchte unglaublichen Fleißes bemüht ist, und der Jäger und die Gemse im freyen Genuß ihrer Höhen. — Recht gemüthlich wird bemerkt, wie die Tyroler des Feindes Schmähwort gegen alles, was noch aufrecht stand: »*brigands*« in einen Ehrentitel umgewandelt haben, und ihren Sandwirth, Andreas Hofer, und die Vordermänner jener Insurrektion, »die Briganten« nennen, so wie einst die Niederländer, vom spanischen Uebermuthe, Bettler und Lumpen (gueux) gescholten, den Namen Geusen als Bundeswort erhoben. — Der Jakob Riedel, einst in Berlin, und mit freywilligen Tyroler-Schützen neben Lützows schwarzer Freyschaar, bey der Nordarmee, nun in dem reizenden Zillerthale wieder hinter dem Pflug und im Hausgärtchen, sein Weib eine Berlinerin, und aus der kleinen Alpenhütte die Musik der Linden und der großen Friedrichsstraße. — Die Ruinen des einst durch seinen Bergsegen europäisch wichtigen Schwatz. — Gäbe es doch eine Stimme, mächtig genug zur Wiedererbauung dieses einst so blühenden Städtchens, der Schatzkammer Max I. und seiner Enkel Karl und Ferdinand, das nun schon ein volles Jahrzehend im Schutte und Graus da liegt, wie ein theures offenes Grab jener kurzen Heldenzeit, jener Epoche des Unglücks und Ruhms, aber auch als ein Brandmal, der, Gottlob! vor-

über gegangenen Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche gewütet haben, viel ärger als in Oldenburg und in Hamburg Davoust und Vandamme!

Welcher Gegensatz dieser düstern, langen Brandstätte mit den Zeiten, wo viele tausend Bergknappen hier durcheinander wogten, in festlichen Aufzügen, oder als »stählerner Haufe« zur Landwehre wider Venediger und Eidgenossen, oder in leicht beweglichem Aufruhr und Religionszwist; mit den Zeiten, wo aller Reichthum der Augsburger, die Ueberreste der einst so mächtigen Hanse, wo ungrische, genuesische, spanische, venezianische Spekulanten und Faktore sich durch einander trieben, wo bey Max, bey Karl, bey Ferdinand, in allen großen Combinationen, dieses nun ausgebrannte, verödete Schwatz, überhaupt die Gruben des tyrolischen Innthales, vorzugsweise in Anschlag kamen, und ein Leben und eine Thätigkeit, und ein Wohlstand hier war, wie sonst nur in wimpelbedeckten Seeporten! — Schon im alten Heldenbuche spielt der tyrolische Bergsegen, spielt der Zwergen- und Waldkönig Laurin von Tyrol, Krieger und Zauberer, und sein Kampf mit Dietrich von Bern, eine große Rolle. Zwergen und Riesen würgen einander mit List und Gewalt, und mit abwechselndem Glücke; Laurin wird endlich gefangen, in seinem hohlen Berg. — In Heinrichs Steinhäwel Zueignung seiner Uebersetzung Boccaccio's von »den berühmten Frauen« an Eleonoren von Oesterreich, spricht auch er von dem starken Laurin, und preiset den münzreichen und doch stets geldarmen Sigmund von Tyrol, den glücklichsten Sterblichen: »durch »sein Sylberberg und aller Metallen Vollkommen»heyt, durch die Graff Laurentz von Tyrol, den man den »starken Laurin nennet, umb sein grosse reychthumb unnd »macht, die seyn leut aus den bergen graben, darumb sy auch »erdmaennlinn gehayssen wurden.« (Baumgarten: Nachrichten von merkwürdigen Büchern T. 2. p. 745 — Gottschad de temporib. vatum Teuton. mythicis. *Lips.* 1752 — *Freitag* in analect. literar. de libb. rarior. p. 431. — Christ *Grabener* Programm. de libro *Heroico* Dres. 1744. — Actor. Acad. *Moguntinae* Scient. util. *Erfordiae.* T. II. 1761).

Der Sieg bey Calliano über Venedigs berühmten Condottiere, Robert San Severino, die zweymalige Vertreibung der schmalkaldischen Bundesverwandten, jene der Franzosen und Bayern unter dem Kurfürsten Max Emanuel und dem großen Vendome, haben ihre Denkmäler in Kirchen und auf Plätzen. — Echt vaterländische Tyroler äußerten schon mehrmals den Wunsch, auch den noch glänzenderen Waf-

fenthaten des Jahrs 1809 ein einfaches Gedächtnißmahl geweiht zu sehen. — Aus Rom, aus dem Kreise deutscher Künstler, dem auch Friedländer angehörte, sind mehrere, um ihrer rührenden Einfachheit willen empfehlungswerthe Entwürfe dazu hervorgegangen, deren baldiger Realisirung jedes deutsche Herz ein volltöniges Glückauf! zurufen möchte, wozu sogar aus England bedeutende Beyträge anerboten worden sind. — Auf die Siegesfelder des Berg Isel, im Angesichte Innsbrucks, — bey Schwatz (wo in dem tapfern Max Arco ein ritterlicher Geßler fiel), an der Pontlatz-Brücke bey Prutz, an der Laditscher Brücke, auf dem Sterzinger Moos, bloß aufgemauerte große Steinhaufen nach keltischer oder urdeutscher Weise, mit Tag und Jahreszahl. — Auf Andreas Hofers Wirthshaus am Sand in Passeyer, nur eine schwarze Tafel mit den goldenen Worten: »Steh still, Tyroler! dieses ist das Haus des Sandwirths Andreas Hofer. — MDCCCIX« — dann auf dem Berg Isel, eine kleine gothische Kapelle mit einem gestifteten ewigen Licht, — und Seelenmesse an den Jahrestagen des 11. — 12. und 13. April, 29. May und 13. August 1809. Statt des Altarblattes ein großes Basrelief von Tyroler Marmor, im oberen Felde die heilige Jungfrau mit dem Jesukinde, neben ihr der Apostel Andreas, Hofers Namenspatron, und die Landespatronin mit ihrer Garbe und Sichel, Nothburge, der stolzen Rottenburger heilige Magd. — Im untern oder Hauptfelde, Hofers lebensgroßes Ebenbild, kniend nach der Weise der alten Ritter-Grabmale in Klosterkirchen und Kreuzgängen, die Hände zum Gebet gefaltet, Ihm, stützend und gen Himmel weisend zur Seite, die beyden heiligen Ritter und Retter, Michael, und Georg der Siegbringer! — Möchte doch des Tyrolers Koch in Rom: Einzug Hofers in Innsbruck am Napoleonstage 1809, nach der Niederlage des Herzogs von Danzig, ein Eigenthum des Ministers von Stein, bald durch den Grabstichel ein allgemeines werden!

Wie ehrt den guten Friedländer sein schönes Lied an Tyrol, insonderheit der bewegende Rückblick auf die Vorliebe des frommen und ritterlichen Max, denn —

Hier hatte mächtig Gottes Hand
Sein frommes Herz gerührt,
Als sie ihn von der Martinswand
Zurück ins Thal geführt.
Hier blickte er mit weisem Sinn
Hochher vom Adlernest,
Nach Wälschland, Schweiz, und Deutschland hin,
Und hielt die Zügel fest.

Hier wollt' er endlich sein Gebein
Der stillen Gruft vertrauen;
Die ließ aus Erz und Marmelstein
Sein Enkel herrlich bauen.
Ringsum hat ein erlauchter Kreis
Von Helden sich gestellt,
Und sich zu ew'ger Thaten Preis
Dem Kaiser zugesellt.

»Das ist das herrlichste Denkmal deutscher Größe und Kunst, »das ich jemals gesehen, unsterblich wird der, den es ehrt, und »aus dessen Geist es gleich einer gerüsteten Pallas entsprang! »Hieher ihr Verächter vaterländischer Arbeit, und bekennt, daß »jenseits der Alpen nie Größeres gedacht, und nie ein »größerer Gedanke so herrlich und bis in die kleinsten Theile voll»endet worden sey, wie hier!« — Erst jetzt setzt Friedländer in seiner liebenswürdigen Begeisterung hinzu: »Er meine das »Grabmal Maximilians I. in der Innsbrucker Franziska»nerkirche zum heil. Kreuz, wo er wähnte, in eine fabelhafte »Wunderwelt versetzt, und nicht in eine Kirche, sondern in eine »schauerliche Versammlung alter Helden und Könige getreten »zu seyn.«

Die neuern Reisenden alle, Chevalier de Bray, und Graf Kaspar Sternberg, und Quandt in seinen: »Streifereyen »im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Ita»lien« (Leipzig bey Brockhaus 1818) erwähnten dieses herrlichen Denkmals, gemüthvoller aber keiner als Friedländer. — Wenn (beginnt Quandt) das Phantastische der gothischen Baukunst mit dem hohen Ernste des altitalienischen Styls sich paart, so entsteht sehr leicht jene finstere Größe, die in allen Werken der Baukunst herrscht, die an der Grenze Italiens und Deutschlands liegen, und gleichsam die erhabenen Marksteine beyder Völker sind, — doch fahren wir mit Friedländer in der Beschreibung des hehren Werkes fort:

»Zehen starke Säulen rothen Marmors stützen beyderseits »das Gewölbe des wunderbaren Baues. Mitten in der Kirche »erhebt sich auf Stufen Maxens prächtiges Grabmal. Oben »kniet Er selbst in vollem Schmucke, und an den vier Ecken sitzen, »gleich Dienerinnen, die vier Haupttugenden. Zu des Grabmals »beyden Seiten, dem Schiff der Kirche entlang, zwischen den »majestätischen Säulen und Pfeilern, sind acht und zwanzig »kolossale Statuen aus Erz, erlauchte Personen aus dem ganzen »Mittelalter, aus allen Ländern, Helden und Damen, Ahnen »oder Anverwandte des habsburgischen Hauses, ein reiches Stu»dium für Sitten und Trachten; mit ihren ausdrucksvollen Zügen,

»ernsten Rüstungen, herrlichen Königsmänteln und reich gefal»teten Frauenröcken, scheinen sie zu einer hohen Feyer hieher ge»laden,« — innern Lebens voll am Grabe ihres großen Enkels, der Urstände entgegen zu harren, und wenn es mächtig vom Chore herunter tönt, kann man sich des heiligen Schauders kaum erwehren, jetzt werde er über sie kommen, dieser heilige Augenblick! — Wie kräftig sang von Ihnen in einer unheilvollen Zeit, der biederbe Weissenbach:

»Wer sind sie, die metallenen Gestalten,
Die hier vor Gott im ew'gen Cyclus halten,
Die fürstliche Zusammenkunft aus Erz?
An Maxens Grabmal steh' ich, tief verwundert,
Es greift aus jedem Bildniß ein Jahrhundert
Herüber in das aufgeschmolzne Herz.
Was jetzt der Erzkolossen inn'res Wesen,
Das ist es auch den Lebenden gewesen:
Gediegenheit und Klang und Glanz und Kraft!!«

»In der That ein wahrhaft kaiserlicher Gedanke Maxens, »seinen Tagen ein solches Gedächtniß zu stiften, und der Kunst »gerade den großen Augenblick zur Festhaltung zu geben, wo der »Mensch demüthig an der Pforte des neuen Lebens erscheint, und »mit allem von der Erde mitgebrachten Glanze anbetend sich vor »den höheren Gewalten niederwirft. Darum stehen hoch auf »dem Hauptgesimse des Chors noch drey und zwanzig kleine wun»derbar schön gearbeitete Erzbilder von Heiligen, alle in irgend »einer wahren oder angenommenen Familienverbindung mit dem »regierenden Hause, Ihres kaiserlichen Anverwandten Gebet em»pfangend, und es als Fürsprecher weiter sendend. So wird die »ganze Kirche durch ein einziges Monument ausgefüllt, das »mit seinen ein und funfzig Statuen eine Welt von Leben»digen überbietet.«

Dennoch ist die Geschichte dieses herrlichen Monuments bisher überall unrichtig angegeben. — Kein Fürst that so viel für die Geschichte seiner Zeit, für seinen eigenen und für den Ruhm des Ihm beschiedenen Kranzes von Helden, als Maximilian. — Der erste Plan dieses Grabmals rührte gleichfalls von Maxen selbst her. In der vorzüglichsten Freude seiner letzten Lebenstage, in der Zusammensetzung des von Albrecht Dürer und Hans Burgmaier, seinem Schüler, in Holz geschnittenen Triumphzuges (1512) sind auch die meisten der Basreliefs dieses Cenotaphiums schon beschrieben, wiewohl bey der Ausführung einige projektirte weggelassen, und mit andern vertauscht worden sind. Mehrere, 1817 von Herrn Primisser, Custos des berühmten Ambrasser Kabinets (dessen Beschreibung von seiner Hand wir in Kürze erwarten dürfen),

aus Ambraß nach Wien mitgebrachten Grundrisse dieses Triumphzuges, geben hiefür den auffallendsten Beweis. — Maxens Abenteuer und Gefährlichkeiten in freudiger Jugend, durch Fürwitz, Zufall, oder fremde Scheelsucht, im Gedichte personificirt als Fürwittig, Unfalo und Neidlhard, hatte der Probst bey St. Sebald in Nürnberg, Melchior Pfinzing in dem Theuerdank beschrieben, so wie der Hofkaplan Joseph Grünbeck die Hauptzüge vom Leben Friedrichs IV. und Maxens. — In einem anderen Gedichte, gleichfalls allegorischen Geschmacks »der weyss Kunig«, diktirte Max selbst die großen Begegnisse seines thatenreichen Lebens seinem Kanzler Max Trautsauerwein. — In seinem täglichen Memorienbuche fand sich auch aufgezeichnet: »Item Maister Martin sol all Mumerey, so königl. Majt ye gebraucht hat. In ain Buch mallen lassen.« — Der nach Abenteuern lüsterne Theuerdank, der staatskluge und kriegserfahrne weyss Kunig, nennt sich Freudal in diesen Spielen der Freude, wo alle Maskenaufzüge, Hoffeste, Fackeltänze, alle damals noch üblichen Gattungen des Turniers zu Roß und zu Fuß, »alle, mit denen Freudal gerennt, gestochen, gekämpft und gemumbt hat,« und die Königinnen, Fürstinnen und Damen vorkommen, vor welchen dieses geschah, für die Fortschritte der Wissenschaften und Künste, des Luxus und der Sitten, gerade in jener wichtigen Uebergangsepoche, ein Ueberrest von unzuberechnender Wichtigkeit, und gleichfalls ein Eigenthum der Ambrasser Sammlung. — Jenes ernste und hohe Denkmal in der Innsbrucker Hofkirche zum heiligen Kreuz, die Ferdinand I. zuerst zum Kollegiatstifte erheben, alsdann spanischen Hieronymitanern, darauf den Jesuiten einräumen wollte, und letztlich den Franziskanern übergab, sollte das Complement des Theuerdank, des weiss Kunig, des Freudal, des Grünbeckischen liber laudis post mortem seyn, in alle der düstern Hoheit, die der Uebertritt in die ernste Ewigkeit voraussetzt. Es bezeichnet so treffend als vollständig die Epoche und die Ereignisse, wo das in mehreren Linien und durch gemeinschädliche Theilungen zersplitterte Kaiserhaus in Max dem I. wieder vereinigt, von dem unerwarteten Glückslose eines alten Grafengeschlechtes, und aus der bisherigen Isolirung, zum Uebergewicht in Europa, und zur universalhistorischen Wichtigkeit, im Namen und in der That, zur ersten Würde der Christenheit emporstieg. — Max ruhet in der St. Georgenkirche zu Wienerisch Neustadt. Er selbst hatte sich dieses Mausoläum in Innsbruck ausersehen. Die Arbeiten hiezu, vielfältig unterbrochen durch die Stürme

der Reformation und der französischen Kriege, nahten kaum ihrem Ende, als Ferdinand zur Uebertragung der theuern Ueberreste schreiten wollte. — Auch noch Erzherzog Ferdinand verordnete diese Uebertragung von Neustadt, »in die kaiserliche Begräbniß, so dazu gemacht worden,« in seinem Codizill vom 18. November 1594. Man hat auch noch die zwischen dem Bischof Lambert von Neustadt, und dem Erzherzog Ernst, wegen dieser Uebertragung geführte Korrespondenz 1579 — 1580. — Sie unterblieb aber aus unbekannten Ursachen.

Niklaus Theuring und Marx della Bolla, ein Augsburger und ein Italiener, waren die Künstler, welche diesen Tempel binnen des Jahrzehendes von 1553 bis 1563, nach ihrem eigenen Grundriß und nach dem zwey und dreyßig tausend Gulden betragenden Ueberschlage erbauten. — Des oben auf dem Grabmale knienden Kaisers Bild goß 1582 für vier hundert und funfzig Kronen der Venezianer Ludwig del Duka. Unter eben dieses Künstlers Leitung, verfertigte ein böhmischer Schlosser das, diese Grabstätte umgebende Gitter, Maxens weitläufige Titel und Wappenschilder in künstlicher Verflechtung darstellend. — Weit älter, und aus den ersten Jahren vor und nach Maxens Tode, gehören aber die großen und kleinen Erzbilder den Gußkünstlern Godl und Landenstrauch, die meisten aber, dem auch in der Geschichte der Artillerie rühmlich bekannten Gregor Löffler, dessen Grabmal († 11. Juny 1565) in der Pfarrkirche des nahen Dorfes Höttingen ist.

Dieser Gregor Löffler, genannt Laiminger, ist auch Stetten in seiner Kunst-, Gewerb- und Handelsgeschichte Augsburgs, und dem Freyherrn von Sperges in seiner tyrolischen Bergwerksgeschichte nicht entgangen. Er baute um 1540 den stolzen Ansitz Büxenhausen, und versetzte dahin seine große Stückgießerey, mit der er die meisten österreichischen Zeughäuser versah. Er hinterließ ein großes Vermögen, und verheirathete seine Töchter in die angesehensten Häuser. Von 1538 — 1554 lieferte er ein hundert vier und sechzig Stücke, nur allein in das Innsbrucker Zeughaus: »Kartaunen oder Mauerbrecher zu neunzig Zenten, Doppelkartaunen zu fünf und siebzig Zenten, Falkoneten zu zwanzig Zenten, Schlangen zu zehn Zenten, scharfe Diendeln (Mädchen) zu fünf Zenten,« und durchs ganze Land viele herrliche Glocken. — 1552 rettete dieses alten Mannes Geistesgegenwart die Feste Ehrenberg, als die Klause bereits verloren war, gegen den plötzlichen Ueberfall Moritzens von Sachsen. Seine Söhne, Elias und Hanns Christoph, eiferten ihm rühmlich nach. — Rudolph der II. bestätigte ihnen am 26. Jänner 1591 zu Prag den bereits dem Großvater

Peter Löffler durch Friedrich IV. 1489 verliehenen Adel. — Auch die Godel, Stephan und Melchior, waren als landesfürstliche Büchsenmeister in den Gußhäusern zu Hütting und Mühlen nächst Innsbruck berühmt. — Den Stephan, ausgelernten Rothschmid, nahm Max I. 1508 mit jährlichen zwey und dreyßig Fr. als Hofgießer auf, den Melchior mit vier und zwanzig Fr., »daß sie mit ihrer Kunst und »Arbeit ihm treulich gewärtig seyn, insonderheit bey dem Grab»guß zu Mühlen, so lang dieselbe Arbeit währt.« Bezahlt sollten werden: »Große und schwere Arbeiten nach dem Ge»wicht, was aber hübsch kleine Arbeit ist (die kleinen Heili»genbilder auf dem Chore) nach dem Stück.« —

Was die Hauptsache, die Basreliefs der größten Staats- und Kriegeshandlungen des Kaisers, betrifft, wollen wir die bewundernden Worte der beyden neuesten Reisenden, Friedländer und Quandt, einander gegenüber stellen: »Die vier Seiten des Grabmals sind durch sechzehn Pfei»ler von schwarzem Marmor in Felder abgetheilt, welche in dop»pelter Reihe vier und zwanzig Tafeln vom feinsten carrarischen »Marmor enthalten. Man weiß wirklich nicht, was man mehr »daran bewundern soll, ob den Reichthum der Phantasie, der sich »durch die häufige Wiederholung desselben Gegenstandes, wie z. B. »der Schlachten, nicht erschöpfen ließ; ob das Gefällige und doch »Edle der lebendigen Zusammenstellung; oder die bis ins feinste »getriebene, und doch nicht ängstliche Arbeit? Wunderbar scharf »und bestimmt sind auch die kleinsten der unzähligen Figuren aus»geführt, und selbst die größten nicht über einen Fuß hoch. Der »Vorwurf übrigens, daß das Ganze mehr malerisch als pla»stisch gedacht sey, ist nicht ohne Grund, denn Verkürzun»gen und Perspektiven mehr hinter als neben einan»der gestellte Gegenstände kommen fast auf jeder Tafel vor; »aber eben dieser Vorwurf gereicht dem Meister zum Ruhme, »der eine für den Marmor höchst schwierige Aufgabe so glücklich »gelöst hat. Auf jeder Tafel erscheint der Kaiser selbst, immer »ist sein Gesicht Portrait, und die Stufen seines Alters er»kennbar; Kostum — Waffen, Pferde, Architektur, alles ist vor»trefflich, ja sogar die tiefern Charakterverschiedenheiten der vor»kommenden Völker sind richtig und ohne Uebertreibung angedeu»tet. Eine reiche Ausbeute findet sich hier insonderheit für das »Studium der Sitten und Trachten jener Zeit.«

Quandt sagt: »Wie schon oft bemerkt worden, so sind die »Kompositionen mehr für Gemälde als für Basreliefs geeig»net; dennoch hat Collin mit Muth und Glück die Grenzen »seiner Kunst überschritten, und die schwierige Aufgabe mit Fer-

»tigkeit gelöst. Perspektive und Haltung machen in diesen halb»erhabenen Arbeiten keinen widrigen Eindruck, im Gegentheil eine »angenehme Wirkung, und so überladen die Gruppen auch sind, »so ist doch jede einzelne Figur voll Anmuth, Würde und Ausdruck.«

Die Brüder, Bernard und Arnold, Abel aus Kölln am Rhein, wurden von Ferdinand I. zu diesem großen Werke nach Innsbruck berufen, und vorher mit ihnen in Wien der Kontrakt abgeschlossen (28. April 1569) kraft dessen sie für jedes Basrelief zwey hundert und vierzig Pfund Pfennige, oder zwey hundert und vierzig Fr. erhalten sollten. An den Tyroler Marmor (von Ridnaun, nicht von Schlanders, nicht vom Josephsberge bey Meran), den übrigens sie, wie Canova, an Festigkeit über, an Zartheit der Farbe und Feinheit des Korns, dem parischen, gleich fanden, wollten sie sich seiner Härte wegen nicht machen, sondern holten noch in diesem Jahre carrarischen Marmor, und verfertigten vier Tafeln, die aber an Kunstwerth die geringsten sind. Schon in ihrer Arbeit dritten Jahre, 1563, unterbrach sie der Tod. Ihnen folgte ein Mann von hohem Künstlergeiste, Alexander Collin von Mecheln, des Werkes eigentlicher Schöpfer und Vollender. Diese Basreliefs stellen dar: die drey von Max vollzogenen oder gestifteten Vermählungen, wodurch Habsburg präponderirende Macht in Europa wurde, und das Erbe Burgunds, [illegible]Kronen Spaniens und Indiens, Ungerns und Böhmens erwarb, Maxens mit Marien, Karls des Kühnen Erbtochter, seines Sohnes Philipp mit Johanna, Ferdinands des Katholischen und Isabellens Erbtochter, seiner Enkel Ferdinand und Maria mit der jagellonischen Anna, und ihrem Bruder, dem 1526 bey Mohacz erschlagenen König Ludwig, — Maxens Krönung zum römischen Könige — sein Einzug in Wien nach dem Tode Mathias Corvins, — die Eroberung Stuhlweissenburgs, — die Vertreibung der Türken aus Kroatien, — die Ueberrumplung von Arras, — der Venediger Niederlage bey Calliano, — die Eroberung des größten Theils der Terraferma, — Maranos Entsatz — Veronas heldenmüthige Vertheidigung, — Alvianos Niederlage bey Creazzo, — Herzogs Karl von Geldern Unterwerfung, — die Zurücksendung der Karln VIII. von Frankreich verlobten Prinzessin Margarethe zu ihrem Vater Max, — die zweymalige Beylegung der Händel um Mailand zu Gunsten des Hauses Sforza, aus welchem der Kaiser seine zweyte Gemahlin Blanka erkoren hatte, — die Ligue vom 31. März 1495 zwischen Max, dem Papst, Venedig, den Sforzas und Spanien gegen Karls VIII. Plane auf Italien

und vorzüglich auf Neapel, — die Ligue von Cambray vom 20. Dezember 1508 wider Venedig, — die Vereinigung von Maxens Heere mit dem englischen bey Terouenne, — der Böhmen Niederlage bey Regensburg im landshutischen Erbfolgekrieg, — die Eroberung Kufsteins, dessen trotziger Befehlshaber Pinzenauer, des kaiserlichen Geschützes spottend, die von demselben getroffenen Stellen mit dem Besen abkehren ließ, worauf der Kaiser aus dem Innsbrucker Zeughause, die zwey berühmten, vom obgedachten Löffler gegossenen Kartaunen, den Weckauf und den Purlepaus, kommen ließ, selbst dirigirte, und die widerspenstigen Mauern binnen drey Tagen in Schutt legte, des Pinzenauers Hohn und Treubruch aber durch seine Enthauptung bestrafte. — Von Collin sind auch in der anstoßenden silbernen Kapelle die Grabmäler Erzherzogs Ferdinands und seiner Gemahlin Philippine Welser. — »In einer großen Mauernische liegt das Bild Ferdi»nands in erzherzoglicher Prachtkleidung auf einem sehr niedri»gen Trauergerüste. In der Mitte der Wand prangt sein großes »Wappen, musivisch aus natürlichen Steinen zusammengesetzt, »und auf der Fläche des Gerüstes die sämmtlichen Schilder der »spanisch- österreichischen Erblande. Endlich sind auf vier großen »Marmortafeln in halb erhabener Arbeit seine vornehmsten Tha»ten wider die Türken und wider die schmalkaldischen Bun»desverwandten mit unzähligen Figuren dargestellt.« — »Phi»lippine Welser hingegen hat ein sehr liebliches, der Zärt»lichkeit würdiges Denkmal. Ihr schönes Frauenbild im Ster»bekleide ruht auf Kissen, auf der horizontalen Fläche eines wohl »drey Fuß hohen Marmorsteins. Die Vorderseite theilen kleine »Säulen in drey Felder, deren mitteres die Inschrift, wie die an »den Seiten in trefflichen Basreliefen die Werke der Barmher»zigkeit gegen Lebende und Todte enthalten.«

Collin blieb als Hofbildhauer in Innsbruck, und starb erst unter dem Erzherzog und Deutschmeister Maximilian am 17. August 1612. — Innsbruck besitzt noch von ihm drey ganz vorzügliche Grabmäler, nämlich auf dem dortigen Kirchhofe sein eigenes, Lazarus Auferweckung, das Friedländers Aufmerksamkeit keineswegs entging, jenes der Familie Hohenhauser von Thierburg, endlich in der ehemaligen Jesuitenkirche jenes des Bischofs von Belluno, Johann Naas (einst Schneider, dann Franziskaner-Laienbruder, Erzherzogs Ferdinands Hofprediger und vertrauter Minister, eines früheren Abraham a. S. Clara und leidenschaftlichen Feindes der Jesuiten wie der Protestanten), endlich in der Hofkirche das Grabmal Katharinas von Loxan, gebornen Adlerin, Tante Philippinens Welser, und Vertrauten ihrer (lange mit des

Kaisers schwerster Ungnade verpönten) Liebe zum Erzherzog Ferdinand. Es ist im Allgemeinen bemerkenswerth, welcher Reichthum an Kunstwerken überhaupt, und insbesondere an metallenen Bildsäulen und Denkmälern, schönen Glocken und mancherley geschmackvollem Hausgeräth aus Bronze oder Glockspeise im tyrolischen Innthale zu finden sey, insgesammt Werke des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Kupferausbeute von Schwaz, Rattenberg und Kitzbühel so groß war, daß der Zentner dieses Metalls kaum etwas über neun Gulden zu stehen kam. — Aus Collins Korrespondenz mit der Innsbrucker Regierung ergibt sich, daß er auch ein trefflicher Wachsbossirer war. Was er in der Holzschneidekunst vermochte, das zeigt sein herrlicher »Raub der Sabinerinnen« im Ambrasser Kabinett. — Das große Grabmal des Deutschmeisters Maximilian in Erz in der Innsbrucker Pfarrkirche von Kaspar Gras und Heinrich Reinhard ist das letzte Denkmal jener Schule. Ein Jahrzehend darauf sank die bildende Kunst in Tyrol, erdrückt von der Cinquecentisten geziertem und überladenem Astergeschmacke, und unter dem wilden Waffengetümmel des dreyßigjährigen Krieges, der mantuanischen und der Prettigäuer Fehde. — Der Hof Erzherzog Ferdinands und Philippinens Welser gab der Kunstliebe der Medizäer und der Estes wenig nach. Innsbruck schien damals wirklich jene »Himmelsstadt, in goldenen Wolken auf der Erde schwebend,«

— — — — edle Sänger durften
Nicht ungeehrt von diesem Hofe ziehen.
Sie machen ja den dürren Zepter blühen;
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in die unfruchtbare Krone,
Sie stellen herrschend sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Wünschen bauen sie sich Throne
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich. —

Da entwickelten Agrikola und seine gelehrte Tochter alle Wunder und alle Geheimnisse der »schwarzen Kunst,« — Philippinens und Ferdinands Gebetbücher, die Wiege ihrer Kinder, ihr Hausgeräthe und Toilette, seine Jagdstücke, seine großen Landschaften, zeugen, wie er eben so dem, vom spanischen Uebermuthe hart getretenen, flammändischen Fleiß eine großmüthige Freystätte, als den zarten Künsten Italiens eine nahe und neue mütterliche Heimat gewährte. — Jakob Frankfurther, Verfasser der tyrolischen Landesordnung, — Georg Tannstätter von Thonnau, Rath und Leibarzt, Dichter, Mathematiker, Sternkundiger, Collirititus in der gelehrten Welt genannt, — Andreas Düm von Ferklechen, Frankfurthers Schwiegersohn, und Karls des

Fünften obrister Kriegskommissarius, der Kammersekretär Mathias Burglechner, Vater des gleichnamigen tyrolischen Tschudi und Aventin, — Kaspar Ursinus Velius, Geschichtschreiber des ungrischen Krieges, und ein Vordermann in der klassischen Literatur, die Dichter Adamus Carolus, Franziskus Marius, Cosiander, und Joannes Rosinus, Severus, Letzterer zugleich Lehrer der beyden Prinzen Maximilian und Ferdinand, — der Historiograph Gerard van Roo, ein Flammänder, Lehrer an der Singschule des Erzherzogs Ferdinand, — unser erster Orientalist Auger Gislain Busbeck, — Petrus Collatinus Posthumus, von Kirchbühel in Tyrol, ein Meister der schönen Künste Comes Palat. Lateran. neben Georg Marbach, Lehrer an der öffentlichen Schule zu Innsbruck, Johann Putsch zu Hacking in Gerensheim, Ferdinands I. Rath, oberster Kriegsgeheimschreiber und Freund, sein Bruder Christoph Wilhelm Putsch, Archivar und Geschichtsforscher, die Topographen Christoph und Elias Gumpp, Jakob Schrenk von Notzing mit seinem Ambraßer Heldenbuch, Decius von Weydenberg, die niederländische Malerfamilie der Hufnagel, der Architekt Lucchese ꝛc. waren in verschiedenen Zwischenräumen dieses Hofes Zierde und Stolz, und welches würdige Gegenstück ist nicht zum Ambrasser Heldenbuche: »*Francisci Terzii Bergomatis*, Ser^mi^ *Ferdinandi* Archid. Aust. etc. *Pictoris aulici* — *Austriacae gentis imaginum* libb. V. Fol.!! (1569 — 1573 Innsbruck).

Welches Gemüth spricht nicht von Ferdinands Landesordnung, vom Ambrasser Kabinett herab, bis zur letzten Gartenanlage, aus allen seinen Entwürfen? Welche Erinnerungen aus seiner in der ganzen Welt wahrhaft einzigen Waffenkammer! Welche Schätze an Handschriften des Mittelalters, vorzüglich an Ueberresten altdeutscher Kunst und Poesie? Lambecius ist der unverdächtigste Zeuge, daß die kaiserliche Hofbibliothek, das Münz- und Antiken-Kabinett viele ihrer vortrefflichsten Zierden aus Ambras herholten!? Welches Gemüth spricht nicht aus jenen ikonischen Münzen: »Divae *Philippinae*«, und aus jener, auf welcher Ferdinands Brustbild, und auf der Rückseite: Theseus seines Vaters Waffen findend, daran plötzlich seine hohe Abkunft, seinen Beruf zum Herrschen erkennt, eine zarte Anspielung auf das geheime Band zwischen Ferdinand und Philippinen, und auf die eben so geheim gehaltene Geburt (1557) des ersten Sprossen dieser Liebe, die noch immer in der redenden und bildenden Kunst, in des Volkes Sagen und Liedern, und in seinem Herzen lebt. — Ladislaw,

Freyherr von Sternberg, einer der eidlich verpflichteten Vertrauten jener Liebe, bekam diese Münze zum ehrenvollen Geschenk seiner Treue, und trug sie an einer goldenen Kette um den Hals, selbst im Grabe noch, aus dem sie in das Wiener Münzkabinett gekommen ist.

Indem wir von jener tyrolischen Kunstschule des sechzehnten Jahrhunderts, und von den Schöpfungen Abels und Collins sprachen, die Friedländer so sinnig und so verständig auffaßt, können wir auch den Wunsch nicht unterdrücken, ein Denkmal ganz von demselben Geiste und Anlage in der Ausführung, den durch die Gebrüder Abel verfertigten vier Tafeln des Maximilianischen Mausoläums täuschend ähnlich, und eine Perle in der Geschichte Oesterreichs und seiner Kunst, möchte doch endlich einmal, mit einer genügenden Beschreibung ans Licht treten. — Es ist das von Karl V. und Ferdinand I. in der Dorotheen-Kirche zu Wien ihrem Feldhauptmann Grafen Niklas Salm errichtete Denkmal, jetzt zu Raitz in Mähren, einer Herrschaft des Altgrafen Hugo von Salm-Reifferscheid, nur kurz und unvollständig beschrieben in Nr. 126 — 130, Oktoberheft, Jahrgang 1815 des Archives für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. — Schon in jenem trefflichen »Lobspruch auf Wien« durch Wolfgang Schmelzl, Bürger und Schulmeister bey den Schotten, wird Salms Mausoläum als eine der vorzüglicheren Denkwürdigkeiten der Kaiserstadt erwähnt (1548).

— — — — — — Die Dortheer
Die haben ain schöns clösterlein,
Gepaut innwendig wie ain schrein,
Drinn Graf Niklaß von Salm grab,
An wellichem Du magst nemen ab,
Wieviel schlachten und ehrlich Tat,
Der edel Graf begangen hat.

Auf dem Deckel ist des Heroen lebensgroßes Bild, gerüstet, auf den Knien vor dem Gekreuzigten. An den vier Seitenwänden dieses Sarkophages, seine zwölf Schlachten, die von Creazzo, Veronas Vertheidigung, die Eroberung Friauls und des Küstenlandes über Venedig, — die Schlachten von Bicocca und Pavia (in deren letztern König Franz vorzüglich durch Salm gefangen wurde) — die Murtner Schlacht wider Karl den Kühnen, wo Salm, beynahe noch ein Knabe, unter den Hülfsvölkern Sigmunds von Tyrol seine ersten Spornen verdiente, — Salms Siege bey Tokay, bey Erlau, bey Szinye über den ungrischen Gegenkönig Zapolya, endlich seines langen Heldenlebens glorreichste und zugleich letzte That, die Rettung Wiens vor der ungeheuern

Uebermacht des großen Suleymann. — Es ist ein schöner Gedanke, daß die Zwischenräume dieser historischen Tableaux durch Medaillons der Fürsten, welchen Salm gedient, und seiner treuen Kampfgenossen und Waffenbrüder, insonderheit Georgs von Freundsberg und des Connetable von Bourbon ꝛc. ausgefüllt sind.

An mehreren Orten gedenkt Friedländer der Ueberreste altdeutscher Baukunst, die ihn besonders anzogen. In unsern Tagen, wo dieser Kunstzweig neuerdings aller Aufmerksamkeit gewürdiget wird, wollen wir nur einiger, der vorzüglichsten, zum Frommen der kommenden Reisenden erwähnen. Die vielen Abteyen (das kleine Tyrol zählte deren einst sechzehn), Tyrols vormalige Zerstücklung unter dreyzehn Diözesen, wovon die meisten Bischöfe ihre eigene, wenigstens zeitliche Residenz hatten, endlich der durch die Bergwerke verbreitete Reichthum, der erhöhte Luxus und Geschmack durch die vielen auswärtigen Gewerken (aus denen die Fugger, die Welser, die Hochstätter ꝛc. im Welthandel und bey der Entdeckung neuer Welten, bedeutende Rollen spielten), hatten sichtbarlich Einfluß auf Kirchen und Denkmäler, auf Stiftungen des Cultus und der Wohlthätigkeit. — Der selbst in dem großen Mordbrande vom 18. May 1809 unversehrt gebliebenen Pfarrkirche zu Schwatz gedenkt der Verfasser selbst. Wir machen aufmerksam auf die uralte Kirche zu St. Leonhard im Rathfeld, 1018 durch Heinrich den Heiligen erbaut, 1020 vom durchreisenden Papste, Benedikt, eingeweiht, auf die Kirche in St. Georgenbergs schauerlicher Wildniß, auf jene von Jenbach, auf die Nikolaus-Pfarrkirche zu Hall, auf jene zu Serfaus im Oberinnthal, auf den uralten Bischofssitz Seeben, und auf das, gerade unter diesem einstmaligen Isistempel liegende Klausen, auf das ehrwürdige Frauenmünster zu Botzen, auf die Collegiatkirche des tausendjährigen Innichen (das Agunt der Römer), auf die ehemaligen Münz-Gebäude zu Hall, Lienz und Meran, auf so viele alterthümliche Ueberreste im Umkreise der beyden uralten Cathedralen, des norischen Brixen, und des gallischen Trident, auf die St. Desiders-Kirche zwischen Novaledo und Leviko ꝛc. — Die vielen noch erhaltenen, und zum Theil noch vom dürftigeren Landadel bewohnten Ritterburgen, umfassen gleichfalls manche wichtige Trümmer altdeutscher Bildnerey, Malerey und Architektur, selbst völlige Ruinen, wie z. B. das Botzen so nahe Runggelstein an der Talfer. — Das Hauptschloß Tyrol, den Tyrolern so theuer, und fest an den Besitz des Landes geknüpft, wie der Ungern heilige Reichskrone, ist seit 1808

gänzlich spoliirt; von hoher Wichtigkeit aber sind das bereits durch Herpolt erläuterte goldene Dach zu Innsbruck, welches Erzherzog Friedrich mit der leeren Tasche, als er aus Acht und Bannfluch wieder zum Besitze Tyrols gekommen, seiner Spötter Spott erbaut, und auf den 1764 beym Baue der neuen Burg abgebrochenen Wappenthurm, dessen künstlerisch und heraldisch-genaues Bild sich zu Innsbruck an vielen Orten findet.

Ambras ist jetzt in Wien! — Dieß so stolze Schloß, die vielen verödeten Zier- und Thiergärten, die nimmermehr brausenden Wasserfälle, in so herrlichen reizenden Umgebungen, mit einer so imposanten Aussicht, geben das ergreifendste Bild der Vergänglichkeit, aber auch den lebhaften Wunsch, diesen einstmaligen Sitz so vieler Herrlichkeit durch irgend eine neue Bestimmung wieder zu einem regeren Leben auferweckt zu sehen. — Friedländer ließ sich unermüdet »Wunderdinge und ernste Lieder ins Ohr flüstern, von einem reinen, milden Geiste des Friedens, aber auch vom starken Geiste des Landes« auf dem einst lärmvollen blutgedüngten Berg Isel, am Sillfall, wo der Riese Haymo, den Drachen, der ihm seinen Klosterbau zu Wilten zerstört, in seiner Höhle bezwungen, und die Zunge ausgerissen, an der romantischen Martins-Wand, an der Frau Hütt, die einst in der Ueberpracht ihres Reichthums, einem dürftigen Weibe, statt des erflehten Brotes, Steine dargereicht, und zur Strafe in die häufig von schwarzen Gewitterwolken verdüsterte, kahl und schroff über Innsbruck her dräuende Felsenspitze verwandelt worden ist.

Es geht nun Italien zu. — Vom Brenner haben diese Jahrbücher schon einmal nach Gebühr gesprochen (IV. Anz. Bl. 24. 28. 29). Sterzing mit seiner Pfarrkirche, seinem Spital, seinen Epitaphien und den nahen Schlössern, gibt (eben wo das Dorf Gossensaß) ein neues Belege zur obigen Wahrnehmung über die Bergwerksstädte. — Jenes Schloß, Kollmann gegenüber, auf starren Felsen, im Vollmondslicht, ob der ungestümen Jagd der Wellen des tobenden Eisak, ist Trostburg mit Römerdenkmalen geschmückt, einstens die Burg Oswalds von Wolkenstein, des berühmten Ritters, Reisenden, Dichters und Musikers (Jahrb. I. 27. II. 143. III. 42). — Trient mit seiner herrlichen Umgebung, ist geeignet, dem Archäologen, dem Strategen, dem Landschaftsmaler ganz allein mehrere Tage mit Genüssen reich zu füllen. Wir hätten bey Trient viel mehr erwartet über den Ort, wo jeder Schritt großer Ereignisse aus der gallischen und Römerzeit, aus den deutschen Römerzügen, und dem italienischen Communalwesen, wie aus der Re-

formation, erinnert, wo germanische und italienische Sprache, Sitte und Verfassung, noch lange fort und fort unterscheidbar sich berühren, und in widerstreitender Sprödigkeit, gleichwohl in einander fließen.

Wir haben uns unverhältnißmäßig lange aufgehalten bey diesem ersten, im August 1815 über Salzburg und Tyrol geschriebenen Briefe: nicht als wäre er ausschließend gehaltreich, sondern weil wir aus Pflicht und aus Wahl, dasjenige, was dem Vaterlande angehört, immer am erschöpfendsten erörtern und anerkannt wissen wollen. Andererseits galt es, von einer einheimischen Kunstblüte und Schule, Kunde zu geben, die noch allzuwenig bekannt und erkannt, in der großen Uebergangsepoche der bildenden Kunst des Wiedererwachens der Antike und der immer allgemeinern Verbreitung der Alten, die allzulang entbehrte, ganz vorzügliche Stelle verdient. Endlich wollten wir, da der Geschmack an diesen Alpenlanden, an ihren Schönheiten, an ihrer Sitte, und an ihrem Geist, mehr und mehr an die Tagesordnung kommt, denen, die künftig durch diese gewaltigen Berge wallen, noch ganz neue und lohnende Gegenstände ihres Untersuchungsgeistes und Mitgefühls darreichen.

Das Verona der Gallier, der Cimbern, Dietrichs Bern, in einem Briefe an Frau Dorothea von Schlegel, gebornen Mendelssohn, geschildert, — die Berner Clause (Chiusa), berühmt durch Lothar, und durch die Berengare, wie beynahe durch jeden Römerzug in der Epoche deutscher Weltherrschaft (von dem großen Karl bis zum Untergang der Hohenstauffen), durch Otto von Wittelsbach und den großen Barbarossa, mit ihren gewaltigen Felsen — —

> quella ruina, che nel fianco
> Di qua da *Trento* l'*Adice* percosse,
> O per tremuoto, o per sostegno manco! Inf. XII.

Ist doch Dante auch Fundgrube für die alte Geographie, und eine eigene Abhandlung der leider eingegangenen Zeitschrift: »der tyrolische Sammler« erläuterte seine lange nicht verstandene Stelle von dem romantischen Plätzchen im Lago di Garda, wo drey Bischöfe den frommen Gläubigen ihren Segen ertheilen können. — Das Amphitheater und der Dom mit seinen Greifen (den Sphinxen des Mittelalters) und mit seinen Riesen-Paladinen, Olivier und Roland mit dem Schwerte Durindarda. — Die der gefallenen Republik einst geraubten, und nach Paris entführten, nun wiedergekehrten Gemälde, — die Gräber der Scaliger in dem Kirchlein S. Maria Antica — »der große Hund von Bern,« Can della Scala, Dantes Gastfreund,

sein Nachfolger Mastino, und Cansignorio. — La Piazza de Signori, die Pocile der großen Erinnerungen Veronas. — Welche Landsleute aus dem klassischen Alterthum? Catull, Cornelius Nepos, Vitruv und jener unerschöpfliche ältere Plinius! Aus der neueren Zeit, Aemilius Macer, Hieronymus Fracastor, — der Vordermann archäologischen Sammlerfleißes, Marchese Scipio Maffei — und Guarino, Chrysolora's Schüler, dem in einer Nacht die Haare bleichten, als die, während eines fünfjährigen drangvollen Aufenthaltes in Konstantinopel gesammelte Schiffsladung hellenischer Handschriften und Denkmäler in einem Sturm unterging! — Die gleichfalls charakteristische moderne Unheiligkeit des Präfektur-Pallastes auf diesem Platze, dem so viele Jahrhunderte ihr eigenthümliches Siegel aufgedrückt. — Sammicheli, Veronas größter Baumeister, da es mit dem Vitruv denn doch keine so apodiktische Richtigkeit haben soll! Die uralte Abtey St. Zeno, das porphyrne Becken vor der Kirche, ein Ueberrest morgenländischen Ritus, — die Capelle Varesca. — Das einzige jetzt noch in Verona befindliche Bild des edlen Meisters Paul, den man gewöhnlich nach seiner Vaterstadt nennt, eine Votivtafel der Familie Marogna. — Die stolze, alte Zeit, in der Verona seine Carotti, Maroni, Franz und Hieronymus dai Libri, Monsignore und Liberati besaß, — Romeo und Julia! Dieser beyden unsterblichen Liebenden gemeinschaftlicher Marmorsarg nicht mehr in dem, zeither längst abgebrannten Franziskanerinnen-Kloster, wo er einst geruht, sondern im kümmerlich gepflegten Gärtchen einer armen Wittwe, neben einem erfrischenden Brunnen.

Venedig. — Sein majestätischer Anblick, — des Markusplatzes schimmernde Fläche, die unendlichen Palläste der Prokuratien zu beyden Seiten, im Grunde die breite, byzantinisch geformte, und orientalisch geschmückte Markuskirche. — Merkwürdige Wahrnehmung, wie erst die späteren Dome, als die Kirche schon festeren Fuß gefaßt, wolkennah emporstiegen, während das Grotten- und Hölenartige der Ur-Kirchen, die Versammlungsorte der hart verfolgten ersten Christen vergegenwärtiget, und wie sie doch auch hier wiederkehrt, jene allegorische Eintheilung der ältesten Tempel in Vorhalle, Schiff, Presbyter und Allerheiligstes. — Die drey Mastbäume, von denen freylich der Zeitorkan die Fahnen der drey, vom venedigischen Löwen beherrschten Königreiche herunterriß, die »Brücke der Seufzer«, die Gefängnisse der Bleydächer und die Wasserkeller (piombi, pozzi) mahnen an die alte Größe, an den altrömischen Gemeingeist, und an das konsequente Schre-

ckensystem der Republik, — die Piazetta, der Dogenpallast, die Zecca, — San *Giorgio* maggiore, — die Meisterstücke von Titian und von dem »Pinselwüthterich« Tintorett, — der Tod des Dominikaners Petrus Martyr von Titian, — Denkmäler der großen Staatsmänner und Helden bey St. Johann und Paul in der Rosenkranzkapelle, — die Inselchen, — und jetzt ein öffentlicher Garten in Venedig, wo man ehehin keinen Baum kannte, und kein Pferd. — Seltsame Verschmelzung des gothischen und maurischen Geschmacks, der Reichthümer des Morgen- und Abendlandes in den Pallästen, sehr erklärbar durch Venedigs Handels- und Kriegesmacht, — die Palläste Grimani und Mamfrin mit ihren reichen Schätzen, — das Arsenal, die Bibliothek mit den Antiken, im ehemaligen Saal des hohen Rathes, Bildnisse aller Dogen, mit Ausnahme des enthaupteten Falieri, und auf Wand und Decke von Meisterhänden, die glorreichsten Tage dieses tausendjährigen Freystaates.

Ferrara und Bologna, — erhebende und schmerzliche Erinnerung an Tasso, — sein unwürdiger, stallartiger Kerker, aus welchem er alle Töne rauschender Lust aus dem nahen Schlosse vernehmen konnte, — eine Marmortafel über der Thüre verkündigt noch mit gefälligem Dünkel seine mehr als siebenjährige Haft »più di *tristezza*, che *delirio*.« — Das Haus Ariost's, seine Handschrift, Ueberbleibsel Guarino's, — Ferrara's Kirchen und Gemälde. — »*Bononia* mater studiorum,« einst mit zwölftausend Studenten aus allen Gegenden Europa's, — die Thürme Asinelli und Garisenda, — der Dom von St. Peter, — das Haupt der überkorrekten Eklektiker-Schule, Ludwig Caracci, wüthet sich todt, weil er erst nach dem Abbrechen des Gerüstes bemerkt, daß an seinem Engel des Gewandes Falten nicht zur Bewegung der Füße paßten. — Michael Angelo, als Flüchtling, seine Arbeiten in Bologna, — die Gallerien Marescalchi und Ercolani, Aldobrandi und Zambeccari, — Francesco Francia's tödtlicher Schmerz über Raphaels Cäcilia — die dünkelhaften Fratzen von Zanni da Capugnano, — das durch den Grafen Marsigli neugegründete Institut der Wissenschaften, die herrliche Bibliothek unter der Leitung Mezzobrandi's, eines der berühmtesten Linguisten Italiens.

Florenz. — Der alte Pallast, Orcagna's Loggia, mit ihren kühnen Bogen, — die Gräber der Medicis, verherrlicht durch die Werke ihres bis in den Tod getreuen Anhängers Michael Angelo. In dieser wiewohl guten Beschreibung, fühlt man erst, wie die Baronin von Stael-Necker zum Bilde des

Aufenthalts ihrer sterbenden Corinne in Florenz, den Pinsel in die himmlischen Gluthen der Abendröthe getaucht? — Der Markt in Fiesole, — Santa *Maria* del *Fiore*, — ihre Inschriften und Denkmale. Die undankbare Vaterstadt wagte es dennoch an Dante zu erinnern, den sie grausam von sich stieß, die Büsten Giotto's und Brunelleschis, des Musikers Squarcialupi und der Stein des Marsilius Ficinus, — die Mosaiken, — die heil. Kreuzkirche mit den Denkmalern Machiavell's, Galiläi's, Michael Angelo's, Filicaja's, Lanzi's, Leonardo Bruni's, Vittorio Alfieri's, durch seine Freundin, die Gräfin Louise von Stolberg gesetzt, — — herrliche Werke der Bildnerey und der ältern florentinischen Malerschule. — Die Bibliothek von San Lorenzo, am Eingange Paul Jovius Statue, die Schätze alle, die Cosmus, Vater des Vaterlandes, Lorenzo, Vater der Musen, und was Peter und Alexander von Medici's, Leo X., Clemens VII. gesammelt, hier durch den Letzteren vereinigt! — Der englische Fra Giovanni da *Fiesole*, der bey jeder seiner heiligen Marter- und Leidensgeschichten in mitleidige Thränen zerfloß, und keinen Fehlstrich verbesserte, weil er jeden seiner Pinselzüge für inspirirt hielt, — aus San Marco's Mauern, Savonarola zu kühner Neuerung, und zum Flammentode, Fra Bartolomeo zur Ewigkeit in der Kunstgeschichte hervortretend, — die Meisterwerke von *Andrea* del *Sarto* in der Kirche dell' Annunciata, — die großherzogliche Gallerie und ihr Heiligthum die Tribune, für Profane zart und anziehend beschrieben, — die toskanische Schule, — Leonardo da Vinci's Medusenhaupt, — die Gruppe der Niobiden, — der Stein des Dante. — Das naturhistorische Museum mit seinen Wachspräparaten unter des Tyrolers Fontana Leitung, größtentheils durch Susini verfertiget, — des Sicilianers Zumbo Wachsgruppen aus der Geschichte der durch Boccaccio unerreichbar geschilderten schwarzen Pest, — der Pallast Pitti, — Michael Angelo's Nachlaß, — seine Zeichnungen, Gemälde, Basreliefs, seine Madrigale und Sonette im Besitze seines Nachkommen Cosimo Buonarotti, — die Akademie der Künste, Benvenuti und Bandinelli, — die Gärten und die Umgegend.

Pisa und Siena, — Gedächtnißmale der durch ehemaligen Flor berühmten, mit harter Mühe durch Genua und Florenz gebeugten Herrlichkeit Pisa's, sein Alter, von dem Griechen Buschetto da Dulichio erbauten Dom, die Thür von Erz, ein Siegeszeichen aus Byzanz (gleich den venezianischen Pferden) jene schwingende Ampel in diesem Dome, Galiläi ein Antrieb, das Pendel als Zeitmaß zu gebrauchen, — der hängende

Glockenthurm. — Einfluß deutscher Baumeister in Italien, — in den Tagen der Hohenstauffen, — das Battisterio. — Der Campo Santo, dessen Erde die Pisaner mit funfzig Galeeren aus Palästina gebracht, ein unendlicher Schatz von Gemälden, Sarkophagen, Ueberreste des Mittelalters, hebräischen Grabmälern und Alterthümern. — Der Triumph des Todes in Dantes Geiste gemalt, und durch Zacharias Werner in Dantes Geist besungen, — die Stelle von Ugolinos Hungerthurm, Rosinis Druckerey, — Savis botanischer Garten.

Siena ohne alle Reste der Römerwelt, aber voll glänzender Denkmäler des Mittelalters, der herrliche Dom, — die Libreria mit Bernardin Pinturichios schönen Fresko-Gemälden aus dem Leben des großen Sienesers, Aeneas Sylvius Piccolomini, als Papst, Pius der Zweyte (wie berühmt auch in den Geschichten Friedrich IV. seines Mündels, der königlichen Waise Ladislaus Posthumus, Mathias Corvins und Georgs von Podiebrad, des Basler Conciliums, und der deutschen Konkordaten?) — Die kunstreiche Kanzel, und der in seiner Art einzige Fußboden. »Aus weißem, grauen und schwarzen Marmor sind in denselben Geschichten des alten Testaments von den besten Meistern so kunstvoll zusammengesetzt, daß man die vollendetsten Gemälde in Chiaroscuro zu erblicken glaubt. Die Täuschung ist durch die Art der Schattirung noch erhöht, indem in dieselben Striche mit dem Meißel hineinschraffirt sind. Jahrhunderte vergingen, ehe man mit dieser kostbaren Arbeit zu Stande kam, zu welcher Duccio durch die herrlichsten, Dürerischen Geist athmenden Zeichnungen, den Grund legte. Auch die späteren Künstler, und unter ihnen vorzüglich Leccafumi, haben meistens in demselben großartigen Style fortgearbeitet. Außer den biblischen Geschichten kommen noch die Propheten und Sibyllen, und die Wappen der damals mit Siena verbündeten toskanischen Städte vor.«

De Angelis, Bibliothekar der Sapienza, Schatz alter Handschriften, — alle alten vaterländischen Gemälde aus aufgehobenen Klöstern und gesperrten Kirchen, mit der lobenswürdigsten Sorgfalt hier zusammengebracht. — Angeli wies dem Verfasser über dreyßig Foliobände eigner Manuscripte historischen, archäologischen und belletristischen Inhalts, nur allein zu Giov. Gori Gandellini »Notizie istoriche degli intagliatori« dreyzehn Bände Zusatz und Nachlese. — Die Piazza del Campo muschelförmig an der Mündung von eilf Straßen mit dem alten Pallast der Signorie und dem herrlichen Brunnen, der Giacomo della Guercia zwölf Jahre seines Lebens kostete,

aber ihm den Beynamen della *Fonte* erwarb. — Unendliche Menge literarischer Gesellschaften und Akademien in Italien, — Phantastische, oft höchst lächerliche Namen ihrer Mitglieder, z. B. die Akademie der Informi, Ombrosi, Selvaggi, Smarriti, ja sogar Insensati; Siena allein besaß die Intronati, Innominati, Ardenti und Rozzi.

Guido da Siena, Cimabue, den die Florentiner gern als den Schöpfer der neueren Malerey verehrt wissen wollten, Zeitgenossen Friedrichs II. und seines großen Kampfes gegen den Freyheitsgeist der lombardischen Communen und Sodoma (oder wie er eigentlich hieß Gianantonio *Razzi*) von Vasari fast immer nur mattaccio, ja sogar bestia gescholten, und ihre herrlichen Werke, — Peruzzi und sein kleines Haus, — das Haus der heiligen Katharina von Siena, — die Sala del Consiglio, geschmückt mit Siegesbildern des alten Siena, und eines seiner berühmtesten Heeresfürsten, Guido Ricci da Fogliano, von Simone da Lorenzo im Jahre 1328 mit allen Härten seiner Zeit gemalt, — die ungesunde und traurig wuste Maremma längst dem mittelländischen Meere zwischen Orbitello und der Insel Elba. — Siena's herrliches Klima, großes Erdbeben von 1798.

Art. IV. Platon's Werke von F. Schleiermacher. Ersten Theiles, erster und zweyter Band, und zweyten Theiles erster Band. Zweyte verbesserte Auflage. Berlin, 1817, 1818. in der Realschulbuchhandlung. gr. 8.

Nachdem diese Uebersetzung des Platon, von welcher im Jahre 1804 der erste Band erschienen, so viel uns bekannt ist, bis zum dritten Bande des zweyten Theils (1809) fortgesetzt war, entstand noch vor Vollendung des Ganzen das Bedürfniß eines neuen Abdrucks: ein erfreulicher Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit dieses Werk aufgenommen worden ist, und wie es fortdauernd dieselbe genießt. Und dieses nicht ohne Grund; denn diese Platonische Bearbeitung ist eben so von Seiten des Geistes als der Gründlichkeit ausgezeichnet, und verdient als ein Werk von ganz eigenthümlichem Gepräge den bedeutenden Hervorbringungen der neueren Zeit beygezählt zu werden. Um so geeigneter dünkt es uns daher, in eine genauere Beurtheilung dieses Werkes einzugehen, bey der wir, von eitler Lobpreisung wie von Tadelsucht gleich entfernt, vorzüglich das hervorheben werden, was theils zur Charakteristik des Werkes, theils auch zum richtigeren Verständnisse des Platon und seiner Schriften dienen kann.

Vor allem ist die Einleitung zu würdigen, in welcher sich der Verfasser über die Absicht seines Werkes so erklärt: »der ganze »Endzweck dieser neuen Darlegung der Platonischen Werke geht »dahin, durch die unmittelbare genauere Kenntniß derselben al- »lein jedem eine eigne, sey es nun ganz neue oder wenigstens voll- »ständigere, Ansicht von des Mannes Geist und Lehre möglich zu »machen.« Sodann widerlegt er mit der ihm eigenthümlichen dialektischen Gewandtheit die bisherigen Mißverständnisse und unrichtigen Ansichten von Platon's Lehre und dem Zwecke sei- ner Schriften, vorzüglich die Meinung, in den Schriften des Platon sey seine eigentliche Weisheit gar nicht oder nur in ge- heimen, schwer aufzufindenden Andeutungen enthalten, so daß man jene in geheimen Lehren aufsuchen müsse. Seine eigne Mei- nung über den Unterschied des Esoterischen und Exoterischen beym Platon, den man bisher angenommen, geht dahin, daß man, wenn jene Ausdrücke auf den Platon selbst bezogen werden sol- len, nur sagen könne, das unmittelbare Lehren sey allein sein esoterisches Handeln gewesen, das Schreiben aber nur sein exo- terisches. Wenn wir jedoch die Platonische Philosophie mit der älteren, in welcher sie ihrer eigentlichen Bedeutung und Bestre- bung nach wurzelt, zunächst mit der Pythagoreischen, und von der andern Seite mit der unmittelbar auf sie folgenden, der Ari- stotelischen, vergleichen, so zeigt es sich, daß sie zwischen jener, der eigentlich esoterischen und symbolischen, und dieser, der ganz exoterischen, in der Mitte steht, beyde auf gewisse Weise in sich vereinigend. Unsere Ansicht davon ist diese.

Esoterisch und symbolisch ist die alte, unverfälschte Weisheit, die aus dem Oriente nach Hellas überging, und hier in der älteren Religionslehre, in den Mysterien, in der älteren Philo- sophie und Gesetzgebung (z. B. des Zaleukos) u. a. sich fort- pflanzte. Die Tendenz dieser älteren Lehre war eine allseitige, das ganze Wesen und Leben des Menschen umfassende, also nicht allein theologisch, sondern auch philosophisch, ethisch und politisch. Ihre letzte, vielleicht herrlichste Erscheinung unter den Hellenen war der Pythagoreismus, der ebenfalls die Religionslehre, Phi- losophie, Ethik und Politik in sich vereinigte; denn diese Lehre war nicht einseitige, vom Leben selbst zurückgezogene Spekulation (d. h., Philosophie im späteren Sinne des Wortes), sondern zu- gleich auf das Leben selbst hingerichtet, um es im Einzelnen (als Ethik) und im Ganzen (als Politik) im Geiste der alten Weis- heit zu bilden, und diese auf die nachkommenden Geschlechter fort- zupflanzen. Die alte Lehre bewahrte, wie wir aus den Andeu- tungen des Alterthums folgern können, gerade dasjenige, was allein sowohl dem einzelnen Menschen, als dem Staate und der

Menschheit heilbringend ist, was dem Daseyn und Leben wahrhaften Bestand und tiefe Bedeutung gibt; dieses ist der echte, religiös-sittliche Geist, ohne welchen der Mensch so wie die Menschheit ein in sich selbst zerrüttetes, und in Verwirrung sich auflösendes, überdieß nichtiges und bedeutungsloses Wesen ist. Dieser Geist verkündete und verbreitete die alte Lehre im Charakter der alten, poetischen Sprache durch Symbole und Mythen; deren Sinn und Bedeutung aber immer mehr sich verlieren, also immer unverständlicher und räthselhafter werden mußte, je mehr der Geist der Lehre selbst in der immer tiefer herabsinkenden Bildung des Volkes unterging, und das sich selbst profanirende Leben auch eine profane, exoterische Lehre im Gegensatze zur alten esoterischen sich erschuf. Erwägen wir nun die Lehren, welche wir in den Schriften des Platon ausgesprochen finden, die Abzweckung und den Geist seiner Werke, so nehmen wir als das Wesentliche, als das, worauf sie als ihren letzten Grund sich beziehen, und wornach sie als ihrem höchsten Zwecke hinstreben, eben dasjenige wahr, wodurch sich die alte Lehre, zunächst der Pythagoreismus charakterisirt (wir erinnern z. B. an den Phädon, dieses echt brahminisch-pythagoreische Gespräch). Daher, um noch dieses anzudeuten, der Enthusiasmus, der die Platonischen Werke beseelt (das echt Charakteristische der alten Weisen), aus welchem die Fülle des Poetischen und Mythischen stammt, (denn das Poetische ist im Platon nicht bloße Form und Ausschmückung, sondern auch da, wo es zum Theil ironisch ist, wie im Phädros, ist echte Begeisterung sein tieferer Grund). Daher ferner die nachdrückliche Berufung auf die alte Lehre der Mysterien, der Orphiker und der Pythagoreer, welche, wie im Phädros und Philebos, vorzugsweise οἱ σοφοὶ heißen. Daher endlich die Allseitigkeit des Platonismus, vermöge welcher er, wie der Pythagoreismus, die Gesammtheit des Lebens, und was sich als Grund und letzter Zweck an dieses anknüpft, umfaßt. Sonach können wir sagen, die echten Platonischen Werke seyen sämmtlich esoterisch (im Geiste des Pythagoreismus verfaßt), im Gegensatze nämlich zu den exoterischen Schriften der anderen Sokratiker und des Aristoteles, welche, die alte Weisheit verkennend oder verschmähend, und alles auf menschliche Vernunft, eigene Reflexion und Forschung gründend, blos moralische und philosophische Zwecke verfolgten; daher der praktische und logische Geist ihrer Werke, im Gegensatze zum Enthusiastischen der alten echten Weisen, deren Kreis sich mit Platon schließt. Irren wir nicht, so ist dieses der wahre Standpunkt, von welchem aus man die Platonischen Werke betrachten und würdigen muß; und fast unbegreiflich dürfte es scheinen, daß

man bey Schleiermacher nicht die mindeste Andeutung davon findet. Auch wenn wir die Platonischen Werke für sich betrachten, mit den Hervorbringungen gleichzeitiger oder nach ihm folgender Philosophen in keine Vergleichung sie setzend, möchten wir nicht die Unterscheidung des Exoterischen und Esoterischen ganz verwerfen, sondern vielmehr alles, womit Platon auf eine hohere Ansicht, auf eine ältere oder geheime Lehre hindeutet, alles, worin sich der Geist der höheren Weisheit verkündet, für esoterisch halten, im Gegensatze zu der populären und poetischen Einkleidung und Einfassung oder Außenseite seiner Werke; denn dieses auf alte Lehren und Ansichten, oder einen geheimeren Sinn sich Beziehende konnte nur den mit der alten Lehre und dem Geiste des Platonismus Vertrauten, oder seinen eingeweihteren Schülern, zu denen Aristoteles nicht gehört zu haben scheint, verständlich seyn. Und wie vieles der Art finden wir im Platon nur angedeutet, das, wenn uns nicht anderweitige Kunde zu Hülfe kommt, schlechthin unverständlich ist, selbst in den ethisch-sokratischen Gesprächen, wie im Protagoras die ironische Lobpreisung der spartanischen Philosophie, die nichts anderes ist als der Dorismus; treffend nämlich wird der alte schlichte Dorismus (dem auch die Pythagoreer huldigten) in seiner bedeutsamen Bündigkeit und Kürze des Ausdrucks der leeren Geschwätzigkeit und Prunkrednerey der von der alten Lehre und philosophischen Gesinnung gänzlich abgefallenen Sophisten entgegengesetzt. Eben so ist das Poetische der ironisch dithyrambischen Rede des Sokrates im Phädros, in sofern es parodische Nachbildung des Homeros ist, exoterisch, diese Ironie und Parodie trägt aber in sich selbst ihren Gegensatz, den Enthusiasmus; daher das Exoterische einen tieferen, esoterischen Sinn hat. Wer also, diesen esoterischen Sinn verkennend, oder gar nicht ahnend, das Poetische blos als solches und nur seiner selbst willen gebildet auffaßt, wird nothwendiger Weise nur eine einseitige Ansicht erhalten, indem ihm das Eigentliche und Wesentliche der Platonischen Darstellung entgeht, das heißt, er wird, bloß das Exoterische auffassend, auch eine bloß exoterische Erkenntniß des Platon erlangen. Eben so ist der Staat (die Politia) in Wahrheit nichts anderes, als eine Darstellung und Ausführung des pythagoreischen Lebens oder Bundes; das Wesentliche nämlich oder die eigentliche Tendenz des Platonischen Staates ist das Pythagoreische Leben, als in äußerer, öffentlicher Gemeinschaft objektivirt betrachtet. Sonach gibt es auch eine doppelte Auslegung und Auffassung der Platonischen Werke: eine esoterische, die in den inneren Geist und die eigentliche, tiefere Bedeutung eindringt, und den Buchstaben für das hält,

was er ist, für die äußere Hülle und Einfassung, und eine exoterische, die, ohne den tieferen Sinn zu ahnen, und die eigentliche Tendenz des Platonismus zu ergründen, alles so, wie der Buchstabe aussagt, auffaßt, und nach der eigentlichen Bedeutung desselben nicht weiter fragt. Für die esoterische Auslegung des Platon ist, wenn wir von den Neuplatonikern hinwegsehen, die jedoch die Sache offenbar übertrieben haben, noch wenig oder nichts geleistet worden, ob wir sie gleich gerade für das Wichtigste halten müssen; selbst unser Verfasser, von welchem man doch dieses Eindringen in den eigentlichen Geist des Platonismus hätte erwarten können, hat so wenig darauf geachtet, daß er selbst da, wo andere auf den Pythagoreismus aufmerksam gemacht haben (z. B. Böckh in der Beurtheilung der ersten Auflage der Schleiermacher'schen Uebersetzung, Heidelberger Jahrbücher, Erster Jahrgang, erstes Heft S. 111 f. f.), von seiner alten Ansicht nicht weichen will. Ja vom Pythagoreismus selbst, der Grundlage des Platonismus, sowohl in Beziehung auf das Materielle, als in Rücksicht auf Tendenz und philosophische Gesinnung, müssen wir ihm die richtige Ansicht absprechen, wenn er S. 12 sagt: »es ist zu vermuthen, daß weit mehr »ihr (der ersten Pythagoreer) politisches System die Stelle »des esoterischen ausfüllte, als ihre eben so unvollkommnen als »unverdächtigen metaphysischen Spekulationen.« Auch hätte das Verhältniß der Platonischen Lehre und Schriften zur alten Philosophie, vorzüglich zur alten Weisheit und zum Pythagoreismus, vor allem erörtert zu werden verdient.

Herr Schleiermacher nimmt an, daß in den Schriften des Platon die Darstellung der Philosophie von der ersten Aufregung der ursprünglichen und leitenden Ideen bis zu einer, wenn auch nicht vollendeten Darstellung der besonderen Wissenschaften fortschreite, daß es demnach eine natürliche Folge und eine nothwendige Beziehung dieser Gespräche aufeinander geben müsse; und seine Bemühung geht dahin, die natürliche, auf die fortschreitende Entwickelung der Philosophie sich beziehende Reihe der Platonischen Schriften wieder herzustellen. Auch darin können wir dem Verfasser nicht beystimmen. Vergleichen wir nämlich die echten Platonischen Schriften untereinander, so können wir einen engeren Zusammenhang nur in denen anerkennen, welche Platon selbst als zusammengehörig (als eine Trilogie oder Tetralogie ausmachend) bezeichnet, wie ein Theätetos, Sophistes und Politikos, dem der Philosophos (s. Politik. S. 257 A.) nachfolgen sollte; ferner in der Politia, im Timäos und Kritias, an welche sich der Hermokrates (s. Kritias 108. A. C.) anschließen sollte; dieses sind zwey unvollständige oder

unvollendete Tetralogieen. Aber auch der Zusammenhang dieser Gespräche ist kein wissenschaftlicher, keine systematische Fortschreitung, sondern jedes besteht für sich und bedarf zu seinem Verständnisse und zu seiner Ergänzung keineswegs der vorhergehenden Gespräche; ihr Zusammenhang ist folglich nur ein äußerer, der sich auf das Gemeinschaftliche der Methode (wie im Theätetos, Sophistes und Politikos) oder der Idee gründet, (wie in der Politia, im Timäos und Kritias; denn das in der Politia dargestellte, das für sich ein ungetheiltes Ganzes ausmacht, wird hier auch im Universum und in der Urgeschichte nachgewiesen und bestätigt). Können wir in den größern Werken des Platon keinen doktrinellen fortschreitenden Zusammenhang anerkennen, sondern müssen wir jedes Gespräch als ein selbstständiges philosophisches Kunstwerk betrachten, so werden wir es noch weniger billigen können, wenn die kleineren Gespräche dadurch an die größeren angeknüpft werden, daß man annimmt, Platon habe irgend einen in dem größeren Gespräche nicht weiter erörterten Begriff in dem kleineren genauer beleuchten wollen. So nimmt Herr Schleiermacher an, daß der Laches, Charmides und Euthyphron Auswüchse von Protagoras seyen; Platon habe nämlich im Laches die Tapferkeit, im Charmides die Besonnenheit und im Euthyphron die Frömmigkeit, die im Protagoras nicht genauer bestimmt seyen, besonders erklären wollen: als habe Platon im Protagoras die Absicht gehabt, das Wesen der Tugend philosophisch zu bestimmen, oder die Tugenden systematisch abzuhandeln, und das in diesem Gespräche nicht Ausgeführte in besonderen Dialogen, als Ergänzungen des Protagoras, nachzuholen; wovon sich niemand überzeugen wird, der den Protagoras ohne vorgefaßte Meinung beurtheilt. So wird nicht selten auf eine künstliche und sehr mühsame Weise, welche mit dem großen Geiste der Platonischen Werke und dem einfachen Charakter des Hellenismus im Widerspruch steht, ein Zusammenhang der kleineren Gespräche mit dem größeren herausgeforscht, oder (wenn wir die Sache so, wie wir sie beurtheilen, bezeichnen sollen) herausgeklügelt. Dieser mühsam herausgeforschte Zusammenhang (Herr Schleiermacher kann selbst nicht umhin, sich S. 51 so darüber auszudrücken: »so daß man sich mit »einer so genau als möglich von allen Seiten zusammengeforschten Wahrscheinlichkeit begnügen muß«) wird aber, gleichsam sich selbst widerlegend, dadurch wieder aufgehoben, daß der Zusammenhang der nach Platon's eigner Andeutung verbundenen Gespräche zerrissen wird. Nach Platon's Angabe ist z. B. das im Sophistes vorgetragene Gespräch einen Tag nach

dem Theätetos gehalten worden (s. Sophist. 258. A.), und gleichwohl reißt Schleiermacher den Sophistes vom Theätetos los, indem er zwischen beyde den Menon, Euthydemos und Kratylos einschaltet, Gespräche, die weder in materieller noch formeller Verbindung mit dem Theätetos stehen; man müßte denn einen solchen Zusammenhang unter ihnen annehmen, wie sich ihn Schleiermacher zwischen dem Theätetos und Menon denkt, daß nämlich im Menon gerade das ausgeführt werde, was im Theätetos bey Seite gelegt worden sey: daß das Lernen und Vergessen zwischen dem Wissen und Nichtwissen in der Mitte liege. Ist dieses wohl ein Thema, das Platon für der Mühe werth hätte achten können in einem besonderen Gespräche auszuführen? und auch angenommen, Platon habe es erörtern wollen, wird es denn im Menon, diesem des Platonischen Geistes in jeder Hinsicht unwürdigen Gespräche, wirklich als eigentlicher Zweck des ganzen Gesprächs abgehandelt?

Die Frage, in welcher Folge die Platonischen Gespräche verfaßt seyen, setzt die weit schwierigere voraus, welche Schriften wirklich von Platon seyen und welche nicht. Mit dieser beschäftigt sich der Verfasser S. 29 f. f., die Schwierigkeiten scharfsinnig entwickelnd, die sich der höheren Kritik der Platonischen Werke entgegenstellen. »Ist das Ansehen der Sammlung der Platonischen Schriften,« sagt er S. 33, »auf diese Art erschüttert, so wird jeder, der nur mit einigem Sinn für solche Nachforschungen begabt ist, eingestehen müssen, daß nun der Strenge nach jedes einzelne Werk für sich aus eignen Gründen sich als platonisch bewähren muß. Dieses nun kann doch zunächst auf keine andre Art geschehen, als wiederum durch Zeugnisse, und mit Rücksicht auf das Obige möchte es sich zweifeln lassen, ob es für uns jetzt noch andere gültige Zeugnisse gebe, als die des Aristoteles.« Das Letztere können wir nicht unterschreiben. Die Echtheit eines Platonischen Werkes kann durch keine äußeren Zeugnisse, auch nicht das des Aristoteles, bewiesen werden; jedes äußere Zeugniß beweist nur dieses, daß man zu der Zeit, in welcher der Schriftsteller lebte, der ein Gespräch anführt, dieses für ein platonisches gehalten hat, und daß es zunächst der Schriftsteller selbst für ein solches hielt. An sich aber kann sich jedes Gespräch nur durch sich selbst als platonisches bewähren, durch jenen in das Tiefste eindringenden und zugleich nach dem Höchsten strebenden Geist der Forschung, und die echt philosophische (pythagoreische) Gesinnung, die, unbekümmert um das, was für den in der Welt und bloß für diese gebildeten Menschen Werth und Bedeutung hat, nach wahrhafter Erkennt-

niß und lauterer Tugend strebt; denn diesen Geist nehmen wir in den größeren, anerkannten Werken des Platon wahr. Weniger zuverläßig ist die Form und der Vortrag; denn diese können bis zur Täuschung nachgebildet werden; und um so weniger kann die dialogische Einkleidung, die dramatische Lebendigkeit und ein gebildeter schöner Styl als ein Beweis der Echtheit gelten, da der Sokratische Dialog zu Platons Zeiten die fast allgemeine Form der schriftstellerischen Mittheilung geworden war, und man bey einem Sokratiker, der überdieß noch Attiker war, doch wohl mit Recht jene Vorzüge der Darstellung voraussetzt. Eben dieses hat auch der Verfasser S. 36 f.f. trefflich entwickelt. Jenen Geist allein nur können wir für den echten Prüfstein der dem Platon zugeschriebenen Gespräche halten, und an diesen wird sich zunächst jeder halten müssen, dem es um den echten Platon zu thun ist. Auf die Anführungen Platonischer Stellen oder die Beziehungen auf Platonische Ideen in den Schriften des Aristoteles legt Hr. Schleiermacher zu viel Gewicht, indem er S. 84 ein durch den größten Theil der echten Schriften des Aristoteles sich hindurchziehendes System der Beurtheilung des Platon annimmt. »Wo wir also,« sagt er weiter, »Stel»len aus unsern Platonischen Schriften oder auch nur Ideen fin»den, die in jenen deutlich enthalten sind, da können wir mit »Sicherheit schließen, daß Aristoteles diese Schriften als »platonische vor Augen gehabt habe, sollte er auch, wie biswei»len geschieht, die Schrift selbst nicht namhaft machen, sondern »nur im Allgemeinen des Platon oder des Sokrates er»wähnen.« Diesen Grundsatz können wir nicht annehmen, und halten vielmehr dafür, daß er uns, statt sicher zu leiten, nur irre führen müsse. Wenn nämlich Aristoteles dieselben Fragen und Gegenstände berührt, die wir in den Platonischen Schriften behandelt finden, so ist dieses noch kein Beweis, daß er eine Platonische Schrift vor Augen gehabt habe; denn jene Fragen können auch solche seyn, mit denen sich die Sokratische Schule überhaupt beschäftigte; daher kann Aristoteles so wohl die durch Ueberlieferung erhaltenen, verbreiteten und allgemein bekannten Sokratischen Fragen (deren auch Platon im Theätet, S. 148 C. gedenkt), als auch die Schrift irgend eines Sokratikers (denn die meisten Sokratiker waren Schriftsteller) vor Augen gehabt haben. Wenn also Aristoteles den Sokrates z. B. anführt, so beziehen wir dieses unstreitig richtiger auf die Sokratische Schule und Lehre überhaupt, als auf die Platonischen Schriften, wenn nicht nähere Bestimmungen diese Beziehung erheischen. Selbst auch da, wo Aristoteles den Platon anführt, können wir dieses nicht immer auf dessen Schrif-

ten beziehen (denn oft finden wir in den Platonischen Schriften nichts jener Anführung entsprechendes); wenn wir also nicht annehmen wollen, daß Aristoteles eine für uns verloren gegangne Schrift des Platon vor Augen hatte, so können wir die Anführung oft nur auf die mündlich verbreiteten Lehren des Platon, oder auf die Schrift eines Platonikers beziehen; so wie also Sokrates beym Aristoteles auch die Sokratische Schule überhaupt bezeichnen kann, so auch Platon die Akademie. Man vergleiche mit diesem, was Casaubon zu Athenäos (Th. III. S. 227 Schweigh.) erinnert hat. Ueberhaupt aber ist auf jene Anführungen beym Aristoteles wenig zu bauen, weil, wie Schleiermacher selbst eingesteht, so viele fremde Arbeiten den Schriften des Aristoteles beygemischt sind, und der Text überall mit Glossemen angefüllt ist, so daß man nicht sicher seyn kann, ob nicht die Anführung des Sokrates oder Platon von einem späteren Peripatetiker herrühre. Und gesetzt auch endlich, eine Anführung sey vom Aristoteles, und zwar Anführung eines platonischen Gesprächs, folgt daraus, daß es als ein Werk des Platon betrachtet werden müsse? Nur dieses folgt, daß es Aristoteles für ein Platonisches gehalten hat, Aristoteles, der mit dem eigentlichen Geiste der Platonischen Lehre wenig vertraut war, wenigstens ihm nicht huldigte (wie seine Polemik beweist), der also, wenig geeignet dazu, die höhere Kritik an den Platonischen Werken auszuüben, und das Echte vom Unechten zu unterscheiden, eben so leicht, wie jeder, dem der Platonische Geist fremd war, getäuscht werden konnte, so daß er eine Schrift, die sich mit dem Namen des Platon brüstete, für eine wirkliche Hervorbringung des Platon hielt. Wir treten dem großen Manne nicht zu nahe, wenn wir dafür halten (behaupten mögen wir es nicht), daß er, als weniger vertraut mit dem Geiste der Platonischen Lehre und der Tendenz der Platonischen Werke, die Echtheit derselben nicht zu entscheiden vermochte; macht ihm ja doch Herr Schleiermacher, der sonst ein so großes Gewicht auf ihn legt, einen weit ärgeren Vorwurf, diesen nämlich, daß er nicht einmal die Andeutungen im Lysis (einem bloß eristisch-sokratischen, keineswegs Platonischen Gespräche) verstanden, und um den Zusammenhang zumal der früheren Platonischen Schriften wenig gewußt habe (S. 177). Wie mag es dann um das durch den größten Theil der echten Schriften des Aristoteles sich hindurchziehende System der Beurtheilung des Platon stehen, welches Schleiermacher annimmt?

Außer den größeren Werken des Platon haben wir in der Sammlung der Platonischen Schriften viele kleinere Ge-

spräche, die weder dieselbe Bedeutsamkeit haben, noch auch eben so, wie jene, auf die ganze Idee der Philosophie sich beziehen (S. 38). Diese betrachtet unser Verfasser theils als Gelegenheitsschriften (so daß »äußere Veranlassungen diese fremdartigen und beschränkteren Werke« herbeygeführt hätten), theils als Studien, in denen sich der Künstler »vielleicht absichtlich irgend einer Vorübung wegen von dem gewohnten Kreise seiner »Gegenstände, oder auch von der ihm natürlichen Behandlungs»weise entfernt habe.« Wir dagegen halten den Glauben fest, daß auch die kleinste, nur gelegentlich und als Vorübung verfaßte Schrift platonischen Geist offenbaren, echt philosophische Andeutungen enthalten, oder auf irgend eine Weise an die Tendenz der größeren anerkannten Werke, und die in ihnen sich aussprechende Gesinnung würdig sich anschließen müsse, wenn sie solle für ein Platonisches Erzeugniß gehalten werden können. Wir meinen nämlich, daß sich ein so echt philosophischer und genialischer Geist, wie der Platonische, in keiner, auch nicht der kleinsten und flüchtigsten Hervorbringung verläugnen könne, daß er vielmehr gerade in solchen kleineren, weniger ausgearbeiteten Schriften um so reiner und unverhüllter hervortrete, in einzelnen, bedeutsamen Zügen seine Tiefe, Kraft und Fülle offenbarend. Studien also müßten wohl auf alle Fälle Platonischen Geist verrathen, wenn dieser auch nur angedeutet wäre oder aus einzelnen, bedeutsamen Zügen hervorleuchtete. Bloße Gelegenheitsschriften aber können wir beym Platon nicht annehmen, so nämlich, daß ihm, wie sich Schleiermacher ausdrückt, irgend eine äußere Veranlassung zu fremdartigen (!) und beschränkteren Werken gekommen wäre. Denn Platon kann wohl nicht als ein Schriftsteller im gewöhnlichen oder gemeinen Sinne des Wortes betrachtet werden, so daß ihn eine äußere Veranlassung zur Abfassung einer bloßen Gelegenheitsschrift habe reizen können, ohne daß er höhere, philosophische Zwecke damit verknüpft hätte; davon überzeugt uns die Gesinnung, die sich in seinen größeren Werken ausspricht; darüber belehrt er uns selbst im Phädros, wo er sagt, man müsse im Handeln, Reden und Schreiben nicht den Menschen, seinen Mitdienern, zu gefallen suchen, sondern den Göttern huldigen. Demnach benutzte er wohl äußere Veranlassungen (wie die Lebensumstände, die Verurtheilung und den Tod des Sokrates), aber so, daß er an das Faktische stets höhere, philosophische Zwecke anknüpfte, also nicht populäre Belehrung oder auch Ergötzung (wie die anderen Sokratiker), sondern Ergründung, Beleuchtung und Mittheilung ewiger Wahrheiten beabsichtigte. Da wir nun so viele kleine Gespräche in unserer Sammlung der Platonischen Schrif-

ten haben, die dem Platon fremdartig sind, indem sie von der Tendenz und dem Charakter der größeren, anerkannt echten Werke des Platon ganz abweichen, oft auch ihm gerade entgegengesetzt sind, dagegen mit den uns bekannten Hervorbringungen der anderen, populären Sokratiker übereinstimmen, so sind wir doch wohl berechtigt, sie von den Werken des Platon zu sondern, für Werke von Sokratikern oder Schülern und Nachahmern des Platon sie haltend. Für echt also kann die strenge, vorurtheilsfreye und von keiner Autorität geblendete Kritik nur die S. 35 angeführten Werke erklären. Uebrigens nimmt Schleiermacher mit Recht drey Reihen der Platonischen Gespräche an; was aber hier noch im Einzelnen zu erinnern wäre, übergehen wir, auf unser Werk: Platon's Leben und Schriften verweisend.

Was die Uebersetzung betrifft, so zeichnet sie sich im Ganzen durch Treue und sorgfältige Nachbildung des Griechischen selbst in seinen Eigenheiten und Abweichungen von der deutschen Sprache rühmlich aus, leistet aber nach unserm Dafürhalten keineswegs das, was man von einer Uebersetzung des Platon zu fordern berechtigt ist. Wir finden nämlich in diesem künstlichen und mühsamen Nachbilde keineswegs das schöne, lebendige Urbild wieder; dieses aber, den Geist und Charakter des Urbildes wiederzugeben, sollte doch der höchste Zweck einer Uebersetzung seyn, welchem der andere, die wörtlich getreue Nachbildung im Einzelnen, als niederer untergeordnet seyn müßte. In den streng dialektischen Gesprächen, wie im Parmenides, ist die wörtlich getreue Nachbildung mehr an ihrer Stelle, denn hier verstattet der philosophische Vortrag selbst Abweichungen vom gewöhnlichen deutschen Sprachgebrauche; und es ist eine Bereicherung der deutschen Sprache, wenn sie durch geschickte Aneignung des Fremden an Umfang und freyerer Bildung gewinnt. In den dramatischen und mehr poetischen Dialogen hingegen geht in der steifen Nachbildung das Leben und die freye Beweglichkeit der Urschrift unter, der Geist also im Buchstaben verloren. Wir wollen dieses gleich am ersten Gespräche erläutern, und die Uebersetzung auch von Seiten der Treue und Richtigkeit prüfen. S. 83 übersetzt Herr Schleiermacher: und ich gehe lustwandeln hinaus vor die Stadt, genau und in derselben Wortfolge, wie im Griechischen: *Πορεύομαι δὲ πρὸς περίπατον ἔξω τείχους*. Jenes: hinaus vor die Stadt ist aber, so am Schlusse stehend wie im Griechischen, hart und auffallend in der dialogischen Rede, die sich, wenn sie nicht unnatürlich und steif werden soll, von der gemeinen Sprache des Lebens nicht zu weit entfernen darf. Der Grundsatz nämlich ist offenbar falsch, daß

man auch in der Wortfolge die griechische Urschrift genau nachbilden müsse; denn im Griechischen ist sie anders als im Deutschen: hier ist sie durch den Begriff bestimmt, und was zur Sphäre Eines Begriffs gehört, muß unmittelbar verknüpft werden; im Griechischen und Lateinischen dagegen werden die zu Einem Begriffe gehörigen Wörter gern getrennt, so daß das eine den Satz anhebt und das andere ihn schließt, und nur der Ton, der in den Anfang und den Schluß der Rede fällt, sie als zusammengehörig bemerkbar macht. So sind in jener Stelle πορεύομαι und ἔξω τείχους, die zusammengehören: ich gehe vor die Stadt, getrennt durch πρὸς περίπατον. Dieses können wir im Deutschen nicht wohl nachbilden, ohne den Charakter unsrer Sprache zu verletzen, also undeutsch zu werden; wir müssen also in der Uebersetzung πορεύομαι und ἔξω τείχους verbinden, und das die Absicht anzeigende πρὸς περίπατον nachfolgen lassen: ich gehe vor die Stadt, um mir Bewegung zu machen. Auch ist lustwandeln in Schleiermacher's Uebersetzung nicht das geeignete Wort, da Phädros, wie später angegeben wird, nicht zur Ergötzung, sondern zur Erholung herumgehen wollte. Πρὸς περίπατον ist also: um mich zu ergehen oder um mir Bewegung zu machen. — Eben so steif ist der folgende Satz wiedergegeben: denn ich habe dort lange Zeit sitzend zugebracht von frühe an. Selbst nicht genau ist die Wortstellung, da καθήμενος ἐξ ἑωθινοῦ zusammengehört, es also heißen sollte: von frühe an sitzend. Auch hätte συχνόν, das in der Urschrift voransteht und folglich den Ton hat, hervorgehoben werden sollen: denn lange Zeit habe ich dort (oder bey ihm) zugebracht, von frühe an sitzend, oder: und von frühe an gesessen. Das Nachfolgende genügt eben so wenig: Und deinem und meinem Freunde Akumenos folgend, pflege ich draußen auf den Straßen umherzugehen. Schon das Und ist, als den Satz beginnend nach einem Punkte, auffallend und überdieß unrichtig; denn das griechische δέ ist hier nicht verknüpfend, sondern es deutet einen Gegensatz an. Phädros will nämlich sagen: ich mache mir aber nicht (wie du Sokrates) in den Gymnasien Bewegung, sondern auf freyer Straße, weil das Herumgehen auf freyer Straße erholender ist. Schleppend ist ferner in der dialogischen Rede: deinem und meinem Freunde folgend; der Deutsche würde sagen: nach der Vorschrift unsers Freundes. Dem griechischen ποιοῦμαι ist ferner: pflege ich umherzugehen keineswegs entsprechend; Phädros redet ja von seinem jetzigen Spaziergange; also: ich mache mir (nämlich jetzt) Bewegung. Im Fol-

genden hat Schleiermacher den Ausdruck ἀκοπωτέρους nicht richtig gefaßt; er übersetzt: dieses nämlich, sagt er, sey weniger ermüdend als das in den Spaziergängen; was einen ganz verkehrten Sinn geben würde. Als weniger ermüdend müßte nämlich das Herumgehen auf freyer Straße doch ermüdend seyn, Phädros also, der durch langes Sitzen ermüdete, wäre ausgegangen, um sich zu ermüden. Vielmehr ist ἄκοπος, wie es besonders die Aerzte gebrauchen (und der Freund des schwächlichen Phädros, Akumenus, war ein zu seiner Zeit berühmter Arzt) die Ermüdung hebend, also erholend. Folglich will das Griechische dieses sagen: Dieses nämlich, behauptet er, sey zur Erholung dienlicher, als das Herumgehen in bedeckten Gängen. — In der folgenden Frage des Sokrates ist das Griechische ὡς ἔοικε nicht dem Sinne gemäß, den es in der Urschrift hat, wiedergegeben durch wie es scheint; es ist vielmehr: wie (aus deinen Worten nämlich) erhellt, wie du sagst (s. Viger. de praec. gr. dict. idiotism. S. 247 Herm.). Doch es würde für den Leser eben so wie für den Beurtheiler ermüdend seyn, diese Erinnerungen weiter fortzusetzen.

Die der Uebersetzung angehängten Anmerkungen sind theils erklärend, theils die Leseart, welcher der Uebersetzer gefolgt ist, rechtfertigend, theils auch den Text verbessernd. Dem Verfasser verdanken wir mehrere glückliche Verbesserungen, auch in dieser zweyten Auflage, bey welcher Herr Schleiermacher die Bekkersche Ausgabe des Platon, und den reichen kritischen Apparat des Herrn Bekker fleißig zu Rath gezogen hat. Die erklärenden Anmerkungen, noch mehr die jedem Gespräche vorgesetzten Einleitungen legen die Ansichten des Verfassers über die Abzweckung eines jeden Gesprächs, und seinen Zusammenhang mit den früheren dar. Auch hier, besonders beym Phädros, können wir in vielen Punkten des Verfassers Ansicht nicht beytreten, wenn er z. B. dem Phädros die Entwickelung der dialektischen Methode als Zweck unterlegt (gerade das Schönste und Bedeutsamste wäre dann überflüssiges Beywerk, zweckloser Schmuck); wenn er ferner behauptet, Platon habe um die Zeit der Abfassung des Phädros pythagoreische Schriften noch gar nicht gekannt, indem vermuthlich Pythagoristen früher nach Athen gekommen seyen, als eigentlich pythagoreische Bücher. Daß jedoch Platon zur Zeit der Abfassung jenes Gesprächs mit den pythagoreischen und anaxagoreischen Philosophemen hinlänglich bekannt war (sey es durch Schriften oder durch mündliche Ueberlieferung), erhellt aus diesem Gespräche selbst, dessen transcendentaler Geist und echt philosophische Gesinnung den reinsten Pythagoreismus athmet. Auch abgesehen von den in der Rede

des Sokrates vorgetragenen Philosophemen, deuten mehrere Stellen dieses bestimmt an, wie S. 278 D. der Gegensatz von σοφὸν und φιλόσοφον (vergl. *Cicer.* Tuscul. Disput. V. 3. Diogen. Laert. §. 12.); die Worte οἱ σοφώτεροι ἡμῶν S. 274 A.) die keine anderen bezeichnen, als die Pythagoreer (vergl. Phädon S. 62 B.) u. a. Viele Stellen im herrlichen Phädros hat Herr Schleiermacher, den Pythagoreismus verkennend, nicht bloß unrichtig aufgefaßt, sondern auch nicht gehörig beurtheilt, und den Platon selbst unwürdig behandelt, wie die Stelle vom überhimmlischen Orte S. 247 C., über welche Schleiermacher die Bemerkung macht S. 382, »auch dem »Platon scheint mit ihm dasselbe begegnet zu seyn, wie den »Dichtern; und nicht nur mit ihm, sondern auch schon mit dem »Himmel selbst.« Eine Spötteley, die jeder mit Unwillen zurückweisen wird, welchem der κόσμος νοητὸς des Empedokles oder der νοητὸς τόπος aus dem Platon selbst (Polit. VI. 508. B. VII. 517. B.) bekannt ist; denn diese Ausdrücke bezeichnen die übersinnliche Welt, also die über dem sichtbaren Universum (ὀυρανός, wie das Lat. caelum, s. Eustath. Iliad. III. S. 281 Bas.) erhabene. Daß diese Ansicht aus dem Pythagoreismus geflossen sey, wird jedem für sich schon einleuchten, der den Zusammenhang der Empedokleischen Lehre mit dem Pythagoreismus kennt; außerdem bestätigt dieses noch Stobäos (Eklog. I. S. 488), der uns in seinen Excerpten die Ansicht des Pythagoreers Philolaos mittheilt. Dieses haben wir ausführlich auseinandergesetzt, und mit Stellen belegt in unserm Commentare zum Phädros S. 301. f. f. Herr Schleiermacher bleibt jedoch bey seiner früheren Ansicht, eben so Böckh's Erinnerung als unsre Erklärung zurückweisend; ja er erlaubt sich auch, um einen scheinbaren Grund zur Beschuldigung zu haben, eine Entstellung unserer Ansicht. Er stellt nämlich die Sache so dar, als hätten wir ihn wegen des philolaischen Bruchstücks beym Stobäos beschuldigt, die Stelle unrichtig gefaßt zu haben: worin eine doppelte Falschheit liegt; einmal diese, daß er sich so ausdrückt, als hätten wir uns bloß auf die Stelle beym Stobäos gestützt, da wir doch die Sache durch die verwandten Ansichten des Parmenides und Empedokles, und durch Stellen aus dem Platon selbst, aus dem Plotinos u. a. erläutert und als die Quelle, aus der sie geflossen, die pythagoreische Lehre angeführt haben, von welcher das hieher Gehörige am bestimmtesten in den Excerpten beym Stobäos ausgesprochen ist. Zweytens dichtet er uns die Meinung an, daß wir die Excerpte beym Stobäos für ein philolaisches Bruchstück gehalten hätten, und will uns durch die Erklärung, sie seyen nur eine

Zusammenstellung philolaischer Sätze, zurechtweisen: als wenn uns je in den Sinn hatte kommen können, jene Stelle, wo Stobäos die Ansichten des Philolaos aufstellt (Φιλόλαος ... καλεῖ sagt er, als Berichterstatter), für ein Bruchstück des Philolaos selbst zu halten. Woher Stobäos jene Kunde der philolaischen Lehren genommen hat, ob aus philolaischen Schriften oder aus Werken Anderer, gibt er uns nicht an, ist uns also unbekannt; aber dieses ist wohl entschieden, daß jene Excerpte echt philolaische, also pythagoreische Ansichten enthalten, wie unter andern schon aus der symbolischen Bezeichnungsweise erhellt.

Ueberhaupt zeugen mehrere Aeußerungen keineswegs von einer solchen Gesinnung, der es nur um Wahrheit und die Sache selbst zu thun wäre, und die, von Hochmuth und eitlem Selbstvertrauen entfernt, die Ansichten Anderer so würdigte, wie es dem Gelehrten und dem wahrheitsliebenden, aufrichtigen Manne geziemt. Darüber müssen wir uns noch einige Erläuterungen erlauben, in Beziehung auf unser Werk: Platon's Leben und Schriften, in welchem wir uns, ohne alle persönliche Rücksicht oder irgend eine Nebenabsicht, die hier gar nicht denkbar ist, allein um der Wahrheit und der Sache selbst willen häufig gegen die Ansichten des Herrn Schleiermacher erklären mußten, um so mehr, da seine Stimme, als Stimme eines mit Recht geehrten und berühmten Mannes, das Urtheil Anderer leicht bestechen könnte, so daß theils die bisherigen Vorurtheile durch ihn fortgepflanzt und befestigt, theils auch die neuen, von ihm aufgestellten und nach unsrer Ueberzeugung unrichtigen Ansichten weiter verbreitet würden. Daß Herr Schleiermacher, wie er in der Vorrede zur zweyten Auflage erklärt, von unserer Kritik keineswegs überzeugt worden ist, wundert uns nicht bey seinem festen Bestehen auf einmal gefaßten Ansichten. Wir wollen einige seiner besonderen Aeußerungen betrachten, um seine Art, über die Ansichten Anderer zu urtheilen, bemerkbar zu machen und denen, die hier nicht selbst zu urtheilen vermögen, einen Wink zu geben, damit sie sich nicht durch den absprechenden Ton irre führen lassen. Der Stelle im Phädros S. 246 C. D. E. liegen unläugbar pythagoreische Lehrsätze zum Grunde, insbesondere das decadische System; nach diesem also müßte man versuchen die neun von Platon angeführten Stufen des Lebens zu konstruiren. Dieses nun haben wir im Comment. z. Phädr. S. 307 f. f. durch mehrere Stellen der Alten belegt, und die Konstruktion selbst versucht. Dagegen meint Herr Schleiermacher, die Stelle dürfte vielleicht zu denjenigen Verzierungen gehören, in denen man nicht zu viel suchen dürfe. Solche Urtheile sind eines Meiners und anderer würdig, die, stolz auf

ihre moderne Weisheit, den Tiefsinn des Alterthums verkennen und leichtfertig über das absprechen, dessen tieferen Sinn sie nicht ahnen. Denn können wir glauben, daß Platon die pythagoreischen Lehrsätze zu poetischen Tiraden oder bloßen Verzierungen gebraucht oder vielmehr gemißbraucht habe? In der Anmerkung S. 372 urtheilt Herr Schleiermacher über unsere Ansicht in jenem spöttischen Tone, den wir ihm nicht zurückgeben wollen; und was er weiter von unsrer Konstruktion sagt, zeigt, daß er in den Sinn derselben nicht eingegangen ist oder eingehen wollte. — Die Stelle im Phädros vom Ἔρως und Πτέρως hat Schleiermacher falsch verstanden, wie wir in unserm Comment. z. Phädr. S. 326, und später in den Anmerkungen zur Uebers. d. Phädr. und Sympos. S. 223 f. f. auseinandergesetzt haben. Wir glauben also die Sache aufgerichtet, nicht, wie sich Schleiermacher S. 385 ausdrückt, auf den Kopf gestellt zu haben. Von der Ironie, die darin liegt, daß Platon sagt, die Götter nannten den Eros Πτέρως, hat Schleiermacher, wie seine Anmerkung an den Tag legt, nicht einmal eine Ahnung gehabt. — In der Stelle des Laches S. 190 A., wo ein so ungeeignetes Beyspiel angeführt wird, beschuldigt uns Herr Schleiermacher einer oberflächlichen Ansicht der Sache: als wenn durch diese ungegründete Beschuldigung die schlechte Sache selbst gut gemacht werden könnte. In der Vorerinnerung zum Charmides dichtet uns Schleiermacher die Kunst an, Uebereinstimmungen mit anderen und Abweichungen von anderen platonischen Stellen gleich gut zu Beweisen für unser Urtheil zu gebrauchen. Dieses wäre freylich ein ungereimtes und sich selbst vernichtendes Verfahren. So ist es aber nicht. Erst dann, wann ein Gespräch sich durch sich selbst als unplatonisch ankündigt, geht unsre Kritik zur Prüfung des Einzelnen über, um die Spuren der Unechtheit auch hier zu entdecken, und das allgemein gefällte Urtheil im Einzelnen zu bewähren. Jede Stelle, die von andern echt platonischen Werken abweicht oder in Widerspruch steht mit der platonischen Lehre, wird dann mit Recht als ein neu hinzukommender Beweis der Unechtheit betrachtet, alle Stellen aber, die mit anderen echt platonischen Gesprächen übereinstimmen, für Nachbildungen derselben erklärt. Also sowohl die Abweichung als die Uebereinstimmung einzelner Stellen erhöht und bestärkt den Verdacht und Zweifel an der Echtheit bey einem Gespräche, das im Ganzen, von Seiten der in ihm sich aussprechenden Gesinnung und Tendenz, als unplatonisch erscheint. Für sich selbst dagegen kann weder die Abweichung noch die Uebereinstimmung einzelner Stellen mit anderen der platonischen Gespräche etwas

beweisen, wie es sich von selbst versteht. Jenes, uns dünkt, richtige Verfahren haben wir in unsrer Schrift durchaus befolgt; daher kann uns jener Vorwurf, den uns Herr Schleiermacher macht, nicht treffen; und wird er uns dennoch gemacht, so zeugt dieses von absichtlicher Verdrehung. — S. 394 hat Herr Schleiermacher Recht, wenn er sagt, daß die Stelle des Charmides mit jener im Timäos S. 20 E. nicht in Widerspruch stehe, in so fern er nämlich nur eine entfernte Verwandtschaft annimmt (was wir aber selbst schon erinnert haben S. 17 Anmerk.); folgt man aber der gewöhnlichen Angabe, daß Solon der Bruder des Droxides gewesen sey, so widerspricht jene Stelle allerdings der im Timäos; jene Angabe scheint sich auf eine alte Sage zu gründen, welcher vielleicht auch der Verfasser des Charmides folgte. In wie fern der Parmenides als Ergänzung der dialektischen Gespräche zu betrachten sey, haben wir S. 239, 241 deutlich genug auseinandergesetzt. Eben daselbst (S. 405) drückt sich Schleiermacher so aus, daß man meinen könnte, wir selbst hätten den Einfall gehabt, den Parmenides für den fehlenden Philosophos zu halten, da wir doch (S. 240) diesen Gedanken als unvereinbar mit der platonischen Philosophie zurückweisen. Höchst widrig ist es uns, solche Falschheiten rügen zu müssen. Am meisten, scheint es, hat Herrn Schleiermacher die Verwegenheit (ein gewisser Beurtheiler nannte es Frivolität), die Apologie dem Platon abzusprechen, entrüstet; wenigstens sind seine Aeußerungen in den Anmerkungen zu diesem Werke noch heftiger. Wir begreifen nicht, was ihn berechtigen konnte, unsre ganze Kritik verworren zu nennen, da wir doch mit der möglichsten Bestimmtheit und Ausführlichkeit unsere Gründe entwickelt, und alle Momente in der gehörigen Folge aufgestellt haben. Wenn Hr. Schleiermacher den Wunsch äußert, wir möchten uns darüber erklärt haben, wie wir glauben, daß sich Sokrates vertheidigt habe (S. 429), so scheint er unsere Kritik nur flüchtig betrachtet zu haben; denn darüber haben wir uns S. 475 deutlich genug erklärt, auf den Xenophon uns berufend. — Verdächtig wird die Stelle von den herumziehenden Sophisten als Nachahmung jenes im Protagoras S. 316 C., wenn wir die Apologie überhaupt für kein platonisches Erzeugniß halten können. Hiebey kann von keinem Nachfühler die Rede seyn, wovon Schleiermacher redet S. 430, sondern eine unbefangene und aufrichtige Würdigung der von uns dargelegten Gründe ist dazu erforderlich. — Nicht die Erwähnung der Armuth, wie Schleiermacher vorgibt S. 431, sondern der Kontrast des Niederen mit dem Hohen, des kläglichen Tones mit dem stolzen Gefühle

erscheint uns lächerlich S. 488. — Die bekannte Stelle der Apologie, wo der Anklage der Apologie gedacht wird, muß, wie wir S. 481 auseinandergesetzt haben, vor allen anderen jedem Unbefangenen und von keinem Vorurtheile Geblendeten es einleuchtend machen, daß die Apologie kein Werk des Platon seyn könne; denn der Sinn der Anklage selbst ist, wie aus dem Xenophon erhellt, verfehlt, oder, um es richtiger zu bezeichnen, ganz verdreht, indem der Verfasser der Apologie den Ausdruck δαιμόνια, der im Gegensatze zu dem vorhergehenden θεούς, οὓς ἡ πόλις νομίζει und in Verbindung mit ἕτερα καινά nur substantivisch seyn kann, als Adjektiv (δαιμόνια πράγματα) versteht, um darzuthun, daß Sokrates mit Unrecht des Atheismus beschuldigt werde, indem er an göttliche Dinge, folglich auch an Götter geglaubt habe. In unsrer Schrift haben wir S. 481 dagegen zu zeigen gesucht, daß δαιμόνια in der Anklage als Substantiv zu fassen sey (göttliche Wesen, nicht Göttliches oder göttliche Dinge), und erinnert, daß sich Herr Schleiermacher vom Verfasser der Apologie habe verleiten lassen, δαιμόνια als Adjektiv zu fassen. Herr Schleiermacher beharrt bey seiner Ansicht, beschuldigt uns, daß wir die Abzweckung seiner Anmerkung nicht schienen gefaßt zu haben, und sagt sogar S. 435, wir hätten gestritten nur um zu streiten, nicht gegen ihn, sondern gegen einen Schatten: als wenn es Eins wäre, unter δαιμόνια, als Substantiv gefaßt, Götter oder, als Adjektiv verstanden, göttliche Dinge zu verstehen. Wir hätten in unserer Schrift von seiner Ansicht keine Kunde genommen, um allen Schein des Streitens zu entfernen, wenn wir sie nicht als irrig hätten hinwegräumen müssen, um ferneren Mißverständnissen vorzubeugen, und die Sache selbst zur Entscheidung zu bringen. — Wir muthen dem Sokrates keine Wissenschaft vom Tode zu, wie Herr Schleiermacher die Sache entstellend vorgibt S. 436, sondern haben auf die ganz entgegengesetzte Art aufmerksam gemacht, wie der platonische Sokrates im Phädon vom Tode redet. — Sehr spitzfindig dünkt es uns, wenn Hr. S. S. 436 behauptet, Sokrates habe, wenn sich die Stimme nicht habe vernehmen lassen, in so fern wenigstens zugeredet, daß er gesagt, sie habe nicht gewarnt. Xenophon, dessen Glaubwürdigkeit gerade in diesem Punkte doch niemand bezweifeln wird, hätte sich dann sicher anders ausgedrückt; das Nichtwarnen wäre nämlich ein Zulassen, ein bloßes ἐᾶν, nicht aber ein σημαίνειν ὅ τι χρὴ ποιεῖν oder ein προαγορεύειν τὰ μὲν ποιεῖν, τὰ δὲ μὴ ποιεῖν, welche Ausdrücke doch Xenophon gebraucht, s. S. 485 unserer Schrift. — Bey der von uns bemerkten Aehnlichkeit mit den Stellen des Isokrates war es überflüssig an

das Wort des echten Sokrates im Phädros zu erinnern, wie Schleiermacher thut S. 437, und so konnte die ganze Anmerkung füglich wegbleiben. Wer in die von uns dargelegten Gründe für die Unechtheit der Apologie eingegangen ist, wird die mit dem Isokrates übereinstimmenden Stellen für nichts anders halten können, als für Nachahmungen; insbesondere vergleiche man den Epilog der Rede des Isokrates π. τ. ἀντιδ. S. 346 mit der Stelle S. 138 s. f. Fisch., von der wir erinnert haben (S. 491), daß sie fast wörtlich der Isokrateischen nachgebildet sey (daß sie also zwar nicht dieselben Ausdrücke enthalte, aber denselben Gedanken und gleiche Gesinnung ausspreche). Hier nimmt sich Hr. Schleiermacher heraus, das fast wörtlich in gar wörtlich umzuändern, um mit scheinbarem Grunde sagen zu können, daß uns bey solchen Behauptungen nicht auf's Wort zu glauben sey. — In der Anmerkung zum Euthydem Th. II. B. I. 543 würde Hr. Schleiermacher keinen Grund gefunden haben, unsre Kritik als einseitig, nämlich das Wesentliche (den Gegenstand) übersehend zu bezeichnen, wenn er auf die Worte: diesem so nichtigen Gegenstande (S. 417), die im Vorhergehenden so ausführlich erläutert sind, hätte achten wollen. Die Frage übrigens, die Schleiermacher scherzend, wie er sagt, aufwirft, ob wohl außer dem Platon noch einer gefunden werde, dem man ein solches Gespräch, wie dieses, zuschreiben könne, gehört gar nicht zur Sache, und kann um so weniger als Einrede gelten, da so vieles durch Vorzüge der Darstellung Ausgezeichnete für unplatonisch erklärt werden muß. — Bei εὐπραγία vertheidigt Hr. Schleiermacher S. 548 seine frühere Uebersetzung Wohlleben gegen unsere Erinnerung, daß εὐπραγία nicht Wohlleben heißen könne (wir setzen hinzu: weder für sich, noch auch in diesem Zusammenhange), und beschuldigt uns, den rechten Umfang des Wortes nicht gefaßt zu haben: also, weil wir das Wort nicht so gefaßt, wie Schleiermacher, sondern so, wie der griechische Sprachgebrauch erheischt, haben wir nach seinem Urtheile den rechten Umfang nicht gefaßt. Doch muß Hr. Schleiermacher es erkannt haben, daß Wohlleben unrichtig ist, weil er die Worte S. 280 B. nicht mehr, wie früher S. 422 erste Auflage, übersetzt: Nicht nur gutes Glück also, sondern auch Wohlleben — gewährt die Erkenntniß; sondern jetzt, zweyten Auflage S. 425, übersetzt er so: Nicht nur gut Glück also, sondern auch gut Geschäft — gewährt die Erkenntniß. —

Die Sache selbst scheint es uns zu erheischen, daß wir bey dieser Gelegenheit auch jene vom Herrn Thiersch verfaßte Beurtheilung unseres Werkes: Platon's Leben und Schrif-

ten (Wiener Jahrbücher der Literatur, Zweyter Band, S. 59 bis 95) beleuchten, damit nicht irrige und die Kritik der Platonischen Werke hemmende Meinungen und Ansichten herrschend werden. Alles Gehäßige übergehend wollen wir nur einige Hauptpunkte hervorheben, und das vom Beurtheiler unrichtig Gefaßte andeuten. — Eine bestimmte Ansicht brauchte nicht herausgearbeitet (S. 60), sondern nur einfach bezeichnet zu werden, als der platonische Geist, so wie er sich in den größeren, als echt anerkannten Werken offenbart, der folglich als das Eigenthümliche des Platon, und als der einzig zuverlässige Prufstein der Echtheit der platonischen Schriften betrachtet werden muß. Und dennoch nennt dieses Herr Thiersch eine zufällige Ansicht! S. 63. Ein merkwürdiges Beyspiel verkehrter Auffassung gibt Herr Thiersch, indem er dem Verfasser einen Widerspruch andichten will, weil er sagt, der Platonismus besitze keine Eigenthümlichkeit, und doch wieder von Originalität und Eigenthümlichkeit des Platon rede. Jedermann wird doch wohl den Platonismus vom Platon selbst unterscheiden und leicht einsehen, daß der Platonismus die platonische Philosophie oder das platonische System, wie man es auch wohl, aber unrichtig, genannt hat, bezeichne. Dieser Platonismus nun, wird behauptet, kann nicht als ein besonderes oder eigenthümliches System (so wie z. B. das epikureische, stoische und andere) betrachtet werden, indem er vielmehr der Geist des Philosophirens oder die Idee der Philosophie selbst sey. Diese rein philosophische Tendenz ist aber das Charakteristische der platonischen Werke, also die Eigenthümlichkeit des Platon. — Man vergleiche ferner die Worte des Beurtheilers S. 61 mit der eignen Erklarung des Verfassers S. 377. Nach Hrn. Thiersch hatte der Verfasser das Bestreben, den von ihm für unecht erklarten Gesprachen alles nur ersinnliche Böse nachzusagen, nach der Erklärung des Verfassers selbst war es Verehrung des göttlichen Mannes, was ihn bewog, die Gesprache, in denen er platonische Tendenz, Gesinnung und Darstellung vermißt, für unecht zu erklären. Der Ausdruck: die arge Terminologie eines entarteten Idealismus setzt voraus, daß der Beurtheiler in den Sinn desjenigen, was S. 5 über das Idealistische der platonischen Philosophie im Gegensatze zum sogenannten Realismus gesagt ist, nicht eingehen wollte oder konnte. — Gegen S. 62 müssen wir erinnern, daß Uebungen, Versuche und Gelegenheitsschriften nur für platonische Werke gehalten werden können, wenn ihr Geist und ihre Tendenz mit dem Geiste und der Tendenz der größeren anerkannten Werke des Platon übereinstimmt; denn wollten wir sie, auch wenn sie mit jenen nicht

übereinstimmen, folglich als unplatonisch erscheinen, doch für platonische Schriften halten, so müßten wir, was sich doch selbst widerspricht, einen Platon neben dem Platon (einen unechten neben dem echten) annehmen. Jene höhere Frage, ob der Geist und die Tendenz einer Schrift platonisch (nämlich mit dem Platonismus der größeren und anerkannten Werke übereinstimmend) sey, muß vor allem aufgeworfen und entschieden beantwortet werden; ist dieses geschehen, so liegt es dem Kritiker weiter ob, auch im Einzelnen das Unplatonische, oder wenigstens mit anderen Stellen der echten platonischen Werke nicht übereinstimmende nachzuweisen, um jenes allgemein gefällte Urtheil zu bekräftigen; und diese auf das einzelne der Sache oder des Vortrags sich gründenden Beweise sind die weiteren Ausführungen und Bestätigungen jenes auf den Geist und die Tendenz des Gesprächs sich gründenden Hauptbeweises; sie können daher, wenn dieser nicht vorausgeht, für sich selbst nichts entscheiden. Gegen S. 63 f. f. erinnern wir, daß Platon Polit. IV. S. 425. f. f. von den gegebenen einzelnen Gesetzen überhaupt (nicht vom Geben einzelner Gesetze in einem Staate, der schon eine Gesetzgebung hat) redet, und daß gerade die dort angeführten ἀγοραῖα, ἀγορανομικά u. a. in den Nomen mit einer fast ängstlichen Sorgfalt behandelt sind. Gehäßig ist die Angabe, daß sich der Verfasser erlaubt habe, die ganze positive Gesetzgebung herabzusetzen; man vergleiche das Werk selbst S. 385. Herr Thiersch findet es ferner unbegreiflich, daß der Verfasser die Annahme einer bösen Seele für entschieden unplatonisch habe halten können; wir dagegen finden es unbegreiflich, daß er die Sache so verwirren konnte. In den Nomen ist von einer doppelten, das Weltall beherrschenden Seele, also von einer doppelten Weltseele (nicht von der menschlichen Seele) die Rede (X. 896 D.), einer guten und einer bösen, im Phädros dagegen, auf den sich Herr Thiersch beruft, wird dem Göttlichen als durchaus gutem (also nicht gutem und bösem, wie in den Nomen) das Menschliche entgegengesetzt, dessen beyde Elemente (die Vernunft und das Begehrungsvermögen) durch das gute und böse Roß bezeichnet werden. — Was den Vortrag in den Nomen betrifft, so hat Herr Thiersch den Verfasser unrichtig verstanden oder nicht verstehen wollen. Ernst, gediegen und der Würde des Gegenstandes angemessen ist zwar der Vortrag, aber nicht klar und lebendig, wie der platonische, vielmehr schwerfällig und mühsam gearbeitet, wie jeder des platonischen Styls kundige urtheilen wird, und auch Heindorf und Herbart schon geurtheilt haben. Dieses würde jedoch für sich nichts beweisen (denn besondere Gründe könnten hier eingewirkt haben), wenn nicht andere

und wichtigere Gründe den Ursprung dieses sonst ausgezeichneten und höchst schätzbaren Werkes verdachtig machten. Wenn Herr Thiersch den Solon herbeyzieht und die Meinung äußert, Platon habe seinem Vorganger nun im Alter auch in der Darstellung des verwandten Stoffes sich nahe gestellt, so ist dieses eine auf nichts sich gründende Annahme. Uebrigens unterscheide er doch den Styl der in den Nomen aufgestellten Gesetze von dem Vortrage des ganzen übrigen Werkes. Was ferner die Personen in den Nomen betrifft, so sind sie, wenigstens für uns, blos erdichtete Namen, da sie in keinem anderen Werke des Platon und seiner Zeitgenossen vorkommen. Den Mangel des Dramatischen und Charakteristischen endlich kann das Beyspiel des Parmenides nicht entschuldigen, da der Eingang des Parmenides ganz Handlung und Charakteristik ist. — Die Politia, den Timäos und den unvollendeten Kritias halten wir für die letzten Werke des Platon, dessen eigenen Andeutungen im Eingange des Timäos und Kritias zu Folge, wenn wir sie mit anderen Angaben und Nachrichten zusammenstellen; und dennoch meint Herr Thiersch, daß dieses auf eine ungebührliche Weise zu Platon's eigner Angabe erhoben sey, und nennt es einen selbstgebauten Wall, um daraus die Gesetze zu bestreiten. — Bey der Apologie kann nicht die Einwendung gemacht werden, daß sich Sokrates wirklich vertheidigt habe (der Verfasser hat ja selbst die hieher gehörigen Stellen S. 475 angeführt, sondern um die Frage handelt es sich, ob sich wohl Sokrates so habe vertheidigen können, wie er sich in der Apologie vertheidigt, und besonders ob sich der platonische Sokrates so werde vertheidigt haben, wovon wir uns, des Gorgias eingedenk, nicht überzeugen können. Das Einzelne bestreitend übersieht der Beurtheiler das Ganze, den Eindruck nämlich, den die Apologie auf den aufmerksamen und mit der im Gorgias und Phädon ausgesprochenen Gesinnung vertrauten Leser machen muß; denn das Einzelne entscheidet auch hier für sich nichts (der Kritiker wird nämlich nicht einzelner Stellen wegen ein ganzes Werk verurtheilen, sondern jene, wenn er sie durch keine Erklärung und auf keine Weise rechtfertigen kann, als Glossen auswerfen); wenn aber einmal die Schrift selbst wegen des sich in ihr aussprechenden Geistes und Charakters verdächtig ist, so dient das Einzelne dazu, diesen Verdacht zu bestärken und fast zur Gewißheit zu erheben. Dazu ist aber eine vorurtheilsfreye Würdigung der Apologie nach dem Gesammteindrucke, den sie macht, erforderlich, nicht die vorgefaßte Meinung, daß sie ein für allemal ein Werk des Platon sey, weil bisher alle sie dafür gehalten haben, und daß man, statt ihre Echtheit streng

zu prüfen und allem Verdächtigen nachzuspüren, auf jede, selbst die gesuchteste, Weise alles vertheidigen müsse, sey es auch, an sich betrachtet, noch so auffallend und mit der platonischen Gesinnung unverträglich, zum Theil auch geradezu abgeschmackt: was Herr Thiersch mit einer Ausführlichkeit gethan hat, der wir eine gleiche entgegenzusetzen für Zeitverschwendung halten. Nur Einiges wollen wir berühren.

S. 83 äußert sich Herr Thiersch, der Verfasser sey den Beweis schuldig geblieben, daß die Mehrzahl δαιμόνια Götter bedeute. Kann, sollte man fragen, ein Grammatiker eine solche Einwendung machen? Δαιμόνια für sich ist freylich, wie δαιμόνιον (z. B. δαιμόνιόν τι oder δαιμ. ἐναντίωμα) ein Adjektiv; wenn aber τὸ δαιμόνιον (das Göttliche) das göttliche Wesen oder die Gottheit bezeichnet, häufig daher mit θεός abwechselnd gebraucht wird (man sehe die Stellen S. 484 unsers Werks), warum soll nicht auch der Plural δαιμόνια substantivisch stehen können? und erfordert dieses nicht in dem Satze: θεοὺς οὓς ἡ πόλις νομίζει, οὐ νομίζοντα, ἕτερα δὲ δαιμόνια καινά der Gegensatz θεούς, οὓς ἡ πολις νομίζει, οὐ νομίζοντα und ἕτερα δέ δαιμόνια καινά? Will Herr Thiersch noch daran zweifeln, woran kein der Sprache Kundiger zweifeln kann, so lasse er sich vom Verfasser der Apologie selbst belehren, der jene Worte so interpretirt: οὐ μέντοι οὕσπερ γε ἡ πόλις, ἀλλ' ἑτέρους (nämlich θεούς). Demnach war die ganze weitläuftige und in nichts belehrende Auseinandersetzung des Beurtheilers überflüssig. S. 85 nimmt Herr Thiersch die Worte im Phädros S. 242 B. ἀεὶ δὲ με ἐπίσχει, ὃ ἂν μέλλω πράττειν, die auch Heindorf für ein Glossem erklärt hat (man vergl. überdieß Schleiermacher's Anm. Th. I. 1. S. 377) in Schutz, und bemerkt, daß man den Sprachgebrauch übersehen habe, nach welchem Wörter im Vorhergehenden, auf welche die Beziehung des Folgenden leicht sey, nicht wiederholt werden. Aber nicht Unkunde dieser Spracheigenheit (denn wir selbst haben früher, in der Ausgabe des Phädros S. 272 die Worte so erklärt), sondern höhere Gründe, die wir S. 485 f. f. entwickelt haben, bestimmten uns, mit Heindorfen (dessen Kritik Herr Thiersch leichtfertig zu nennen sich nicht entblödet) jene Worte für untergeschoben zu erklären. Gar scharfsinnig ist, was der Beurtheiler über das Dämonion vorbringt, vorzüglich dieses, daß dem Abwehren ein Zulassen zur Seite liege, das abwehrende Götterzeichen also ein Zulassen einschließe, ohne deßhalb aufzuhören ein bloß abwehrendes (!) zu seyn. Sehr fein sucht er ferner auch das, dessen Ungereimtheit keine noch so künstliche Deutung hinwegräumen wird, zu bemänteln, wie jene Stelle der Apologie: deßwegen werden

jene dort (die Verstorbenen, in der Unterwelt) mich nicht tödten. — S. 89 findet er eine Verwechselung der verschiedenen Theile der Apologie, wo keine ist; denn S. 139 Kap. 25 beginnt die Rede des Sokrates nach der Verurtheilung (ὅτι μου κατεψηφίσασθε sagt er ja selbst gleich im Eingange); und so hat auch Schleiermacher die Rede abgetheilt. Die unbesonnene Hast, die uns der Verfasser Schuld gibt, müssen wir ihm also zurückgeben. Weiterhin sucht der Beurtheiler die Worte ὅτι ἐμοὶ μὲν θανάτου μέλει — οὐδ' ὁτιοῦν gegen unsere Angriffe in Schutz zu nehmen; er bedachte also nicht, wie sehr dieses οὐδ' ὁτιοῦν ἐμοὶ μέλει τοῦ θανάτου der Gesinnung des platonischen Sokrates im Phädon widerspricht, wo die Philosophie überhaupt als μελέτη θανάτου beschrieben wird, S. 81 A. u. a. Wohl könnten die erzürnten Manen des Sokrates und Platon (wie sich Herr Thiersch S. 90 ausdrückt) von ihm ein Sühnopfer fordern wegen seines Beginnens ihnen aufzudringen, was ihrer unwürdig ist. — Gleichgültig dünken ihn die Wortspielereyen in der Apologie, wie das in der ersten Rede und in jener Stellung besonders unerträgliche und wirklich abgeschmackte θᾶττον γὰρ θανάτυ θεῖ. Wer solches verdauen kann, dem muß man es zu gute halten, wenn er noch so schlechtes als platonische Speise genießt. — Gegen das endlich, was Herr Thiersch über die Anordnung und Eintheilung der platonischen Gespräche erinnert, wollen wir nur dieses bemerken, daß die Eintheilung derselben in drey Reihen aus ihnen selbst hervorgeht, daß es also zu dieser wissenschaftlichen That, wie er sich, die Sache übertreibend, ausdrückt, keines Vorgängers bedurfte; denn jedem muß sie sich aufdringen, der nur mit einiger Aufmerksamkeit die platonischen Werke liest, und sie unter sich vergleicht. Wenn ferner Platon die Gespräche der zweyten und dritten Reihe als zusammenhängend bezeichnet, so folgt daraus nicht, daß ihr Zusammenhang ein eigentlich doktrineller oder wissenschaftlicher sey, was er auch nicht ist. In Rücksicht auf die anderen Gespräche will Herr Thiersch dem Leser glauben machen, wir hätten sie auf unsere Weise (!) untergebracht und, die drey Reihen beybehaltend, uns nur begnügt, ihnen eigne Namen zu geben. Diese Angaben sind falsch; denn wir haben die Gründe für die Anordnung der Gespräche und für die Bezeichnung der drey Reihen in unserer Schrift umständlich auseinandergesetzt. Man vergleiche ferner unsere Ansichten und Beurtheilungen der platonischen Gespräche mit denen des Herrn Schleiermacher und erwäge, ob sich der Beurtheiler erlauben durfte, uns gewissermaßen eines Plagiats zu beschuldigen, indem er S. 94 sagt: »oder weil er »geglaubt hat, die Arbeit desselben durch seine Abänderungen

»und Zusätze zu der seinigen gemacht zu haben.« Hierüber nur dieses: Arbeiten Anderer zu benutzen und ihnen den Anstrich des Eigenen zu geben, diese Falschheit oder Unredlichkeit ist unsrer Gesinnung fremd, und nichts beweist dieses mehr, als gerade unser Werk über Platon's Leben und Schriften; denn wir würden nicht auf solche Resultate gekommen seyn, wenn wir uns begnügt hätten, bey dem, was unsere Vorgänger, unter diesen besonders Herr Schleiermacher, für Platon geliefert haben, stehen zu bleiben, und ihren Ansichten und Meinungen zu folgen. — S. 95 sagt Herr Thiersch, daß das Besondere über die Zeit der Abfassung des Phädon, des Sophisten und des Staatsmannes und über die Stelle, welche diese Gespräche einnehmen, kaum berührt sey. Die Sache verhält sich aber so: die Hindeutungen auf die Zeit, die Zeitverhältnisse und alles, was uns in den Werken des Platon selbst einen Wink geben kann, über die Zeit der Abfassung eines jeden Gesprächs und seine Stellung zu den übrigen, haben wir sorgfältig angeführt, und da, wo nur einzelne Andeutungen im Platon selbst gegeben waren, begreiflicher Weise nicht mehr als dieses angeben können. Absichtliche Entstellung scheint es, wenn Herr Thiersch S. 95 sagt: »Beym Staatsmanne wird S. 238 nur Tennemanns Meinung angeführt.« Vielmehr verhält es sich so: nachdem wir, was über den Staatsmann im Allgemeinen zu bemerken war, vorgetragen und seine Verbindung mit dem Theätetos und Sophisten angedeutet haben, führen wir Tennemann's Meinung, daß Platon den Staatsmann vermuthlich nach seiner ägyptischen Reise geschrieben habe, zuletzt noch an als etwas mit unseren Erörterungen in keinem engeren Zusammenhange stehendes; nach einem Trennungszeichen sagen wir also: Uebrigens vermuthet Tennemann u. s. w. — Warum wir den Parmenides die positive Ergänzung der anderen dialektischen Gespräche nennen, wird jeder leicht einsehen, der den negativen Charakter der anderen dialektischen Gespräche beachtet.

Der Wahrheit, die nach unsrer Gesinnung alle anderen Verhältnisse und Rücksichten überwiegt, waren wir es schuldig, den Angriffen des Herrn Thiersch uns entgegenzusetzen, ohne jedoch den Unwillen ausbrechen zu lassen, den seine Beschuldigungen und Entstellungen der Sache in uns erregt hatten. Insbesondere auch schien es uns die Wichtigkeit des Gegenstandes zu erfordern, seiner Beurtheilung diese Erinnerungen entgegenzusetzen; denn es handelt sich hier nicht allein um die Kritik der platonischen Schriften, sondern um das Verständniß und die Würdigung des Platon selbst; beyde nämlich setzen die Erkenntniß des echten Platon voraus, also die Scheidung des Plato-

nischen vom Unplatonischen; und je strenger diese ausgeübt wird, um so reiner muß das echt Platonische hervortreten, um so richtiger Platon selbst verstanden und gewürdigt werden. Vielfältige Vorurtheile und eingewurzelter Glaube haben bisher diese Scheidung gehindert, indem man Autoritäten und einmal angenommenen Meinungen, ohne sie zu prüfen huldigte. Diesen Glauben zu erschüttern und den Boden zu reinigen, auf welchem der wahre Platon erst erstehen kann, war unser Zweck bey Abfassung des Werkes über Platon's Leben und Schriften, den wir aber in allen bisher darüber ausgesprochenen Urtheilen gänzlich verkannt sehen; was jedoch aus zwey Gründen leicht erklärlich ist. Einmal nämlich erweckt jedes neue und kühnere Beginnen von selbst Widerspruch, indem sich das Alte, vormals Geltende ihm widersetzt, um es nicht aufkommen zu lassen, und noch im Entstehen wo möglich zu unterdrücken; sodann findet man es bequemer, das Herkömmliche festzuhalten, als Neues zu ergreifen; ja unmuthig und zornig pflegt die Menge zu werden, wenn irgend eine Neuerung sie in ihrer behaglichen Trägheit stört. Fr. Ast.

Art. V. Ueber dramatische Kunst und Literatur, Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. I. Theil 1809. XII und 378 S. II. Theil, Erste Abtheilung 1809, 300 S., zweyte Abtheilung 1811, VIII und 429 S. 8.

Ein Werk, wie das vorliegende, an und für sich betrachtet, fordert eine nach vielen Rücksichten erwogene Beurtheilung, sowohl wegen seiner Bestandtheile, als wegen seiner Stelle in dem Ganzen der Literatur. Es ist, wie der berühmte Verfasser selbst es bezeichnet, ein kritisches Werk, weil es die historischen Erscheinungen im Gebiete der dramatischen Kunst prüfend auf ihre wesentliche Bedeutung zurückführen soll. Da aber alle Kritik sich doch auf irgend ein vorausgesetztes Einverständniß über die Grundsätze oder, wie man es nennen mag, Grundansichten beziehen muß, und eine solche Uebereinstimmung am allerwenigsten bey uns Deutschen, und in unserer Zeit angenommen werden kann, so war der Verfasser genöthigt, selbst Grundsätze aufzustellen, und also in das dogmatische Gebiet, welches hier kein anderes als das philosophische seyn kann, überzugehn. Und da sich das Werk auf der anderen Seite über die Geschichte des Drama aller höher gebildeten Völker verbreitet, so konnte auch wieder bey den Zuhörern oder Lesern keine allgemeine vollständige Kenntniß des historischen Stoffes vorausgesetzt werden, weßhalb

wenigstens die nöthigsten Thatsachen erst herbeygezogen werden mußten. Schon diese Umstände können den Beurtheiler bald zu kritischen, bald zu philosophischen, bald zu historischen Bemerkungen veranlassen. Noch größer aber erscheinen die Anfoderungen, wenn er sich die äußeren Beziehungen des Werkes deutlich vorstellt. Es besteht aus Vorlesungen, gehalten vor einer glänzenden Versammlung hoch gebildeter, ja höchst vornehmer Herren und Frauen, deren lebhafte Theilnahme uns der Verfasser mit so gefühlvoller Anerkennung schildert, daß wir nicht zweifeln dürfen, sie werde auch auf ihn zurückgewirkt haben, und vieles könne nur aus dem gegenseitigen geistigen Verhältniß zwischen dem Vortragenden und den Zuhörern zu erklären seyn. Sein Bestreben mußte dahin gehen, auch das Schwierigste und Tiefste, ohne welches das Leichtere doch zuletzt nur oberflächlich geworden wäre, nicht allein allgemeiner verständlich, sondern der großen, geselligen Welt annehmlich zu machen, ein Unternehmen, das deutsche Gelehrte so selten gewagt, und noch seltner mit Glück ausgeführt haben, und wozu wohl unter uns niemand geschickter seyn konnte, als der eben so gelehrte und tief gebildete als vielfach erfahrene und gewandte Herr von Schlegel. Dennoch konnte ihm, als Gelehrten und Schriftsteller, der ihn umgebende Kreis auch wieder nicht ganz genug seyn, sondern er mußte einen noch allgemeineren Einfluß auf alle Länder Europa's, deren dramatische Literatur er beurtheilte, vor Augen haben; und ohne Zweifel in dieser Absicht wurde das Werk dem Drucke übergeben. Daß es mit löblicher und treuer Rücksicht auf das deutsche Vaterland in der Landessprache erschien, in welcher auch die Vorlesungen gehalten worden, konnte seiner allgemeinen Verbreitung keinen Eintrag thun, wie auch die bereits erschienenen Uebersetzungen in verschiedene fremde Sprachen beweisen.

In der Mitte so vieler und vielfacher Beziehungen, und der daraus entstehenden einander kreuzenden Verpflichtungen würde Rec. sich in der größten Verlegenheit befinden, ja vielleicht nie diese Beurtheilung unternommen haben, wenn er nicht glaubte, dem Charakter dieser Jahrbücher gemäß, ein, oder die andere Seite vorzugsweise hervorheben, und sich so mehr als eine einzelne Stimme vernehmen lassen zu dürfen. Die schwere und feyerlich lastende Amtskleidung des allgemein gültigen, unfehlbaren Richters, an deren Anblick wir freylich durch unsere meisten kritischen Institute gewöhnt sind, ist ihm immer zu unbequem, und die Verpflichtung, welche sie anzeigt, immer zu drückend gewesen.

Er beginnt also mit dem Angenehmsten, mit dem Danke, den das Vaterland dem Verfasser für sein Werk in zweyfacher

Hinsicht schuldig ist, einmal, in so fern er dadurch den heutiges Tages oft behaupteten Anspruch der Deutschen, an das Recht der Kritik über die ganze europäische Literatur im Fache der Poesie auf das glänzendste gerechtfertigt, und fremde Nationen, wo nicht hievon überzeugt, doch auf das lebhafteste angeregt und mit deutschen Ideen in Beziehung gesetzt hat, und zweytens, indem er für uns selbst und besonders für unsere höheren Stände eine Reihe lebendiger kritischer Ideen durch die ganze dramatische Literatur hindurch entwickelt hat, an welche sich alles später in gewissem Maße anschließen könnte und sollte, um der über unser Theater hereinbrechenden Barbarey Einhalt zu thun. Was den ersten allgemeinen Ruhm betrifft, so wird darüber wohl nun genug gesagt seyn, und der Verfasser selbst wird gewiß darauf den geringsten Werth legen, wohl überzeugt, daß man für die Welt im Ernste nur etwas seyn kann, wenn man die Welt in seinem Vaterlande sieht. Und so wie das Herumschauen nach dem Fremden immer unserer edelsten Eigenthümlichkeit Abbruch thut, so auch überhaupt schon das Streben nach der äußeren Wirksamkeit, wenn es den Hauptzweck wissenschaftlicher Bemühungen, die Wahrheit selbst darzustellen, überwiegt. Deshalb müssen wir vorzüglich die Mäßigung, Harmonie und Klarheit, die Abwesenheit jeder Art von Affektation an diesem Werke rühmen. Wie wohl wird uns zu Muthe, wenn wir uns aus dem halbphilosophischen Ideenschwall, oder aus dem etymologisch-mythologisch-welthistorischem Brey, in welchen wir oft die Enden der Welt, Indien und Britannien zusammenfließen sehn, auf eine solche glückliche Insel retten, wo Land und Meer sich unterscheiden, und in heiterer Luft alle Gegenstände hell und scharf begrenzt dastehen. Doch es würde überflüssig seyn, an einem Werke des berühmten Verfassers die weise Wahl und Begrenzung des Stoffes, die schöne, gewandte, oft überraschend geistreiche Darstellung, die Reinheit des Styls, die Vollkommenheit der Sprache, die Liebenswürdigkeit des Vortrags weiter zu rühmen. Wir wollen sogleich auf die Sachen eingehen, und uns auch dabey nur auf das unserem eigenen Kreise nahe liegende wenden. Wenn Rec. hiemit vorzüglich den philosophischen Gehalt meinte, so glaubte er sich durch die eigenen Worte des Verfassers Th. I. S. 6: »auf die Wurzel unseres Daseyns müsse alles zurückgeführt werden,« hinlänglich gerechtfertigt, will sich aber dadurch auch keineswegs Bemerkungen anderer Art verbieten.

Die erste Vorlesung leitet das Ganze ein, mit trefflichen, zwar nicht neuen, aber nicht genug zu wiederholenden Gedanken über die Bestimmung der Kritik, über die nothwendige Universalität derselben, und besonders über den so oft verkannten Begriff

des Klassischen. Es ist nur allzuwahr, daß viele und vortreffliche Männer bey uns, selbst nach Lessings Bemühungen, noch immer nicht von dem Vorurtheile zurückgekommen sind, alle Kunst der Neueren sey nur Ausweichung von der Norm der Alten. Noch mehr herrscht dieses Vorurtheil freylich in den bildenden Künsten, aber auch auf die Poesie fließt es ein, daher es gewiß nicht unnöthig war, es auch hier wieder zu berühren.

Hierauf folgt eine Bestimmung der Begriffe der antiken und modernen oder romantischen Poesie, und mit Recht ist diese vorangestellt, da der Verfasser einen ganz praktischen Zweck hatte, und also gleich in den historischen Gegensatz eingehen mußte. Nachdem er diesen oft verkannten und mißverstandenen, und oft selbst bezweifelten Gegensatz vorläufig durch Bilder und Beyspiele deutlich zu machen gesucht, durch Rhythmus und Melodie, Plastik und Malerey, die antike und sogenannte gothische Baukunst; so versucht er ihn endlich seinem Wesen nach in bestimmten Worten darzustellen. Aber auch hier muß er noch auf ein andres Element des menschlichen Bewußtseyns zurückgehen, auf die Religion. »Wie die Religion der Griechen Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens war, aber zu heiteren Idealen gestaltet, so,« sagt er im Wesentlichen, »war auch ihre Kunst und Poesie der Ausdruck von der vollkommenen Gesundheit ihres Daseyns, vom Bewußtseyn einer Harmonie aller Kräfte des in den Schranken der Endlichkeit befangenen Menschen. Ihre Poetik war die der Freude, ihre Poesie die des Besitzes; sie steht fest auf dem Boden der Gegenwart. Aber eben deshalb ist ihrer Bildung, einzelne Ahnungen und Blitze ausgenommen, nur der Charakter einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit, wiewohl im Ganzen und Großen, zuzugestehen. Bey den Neuern dagegen hat das Christenthum die Gemüther auf das Innerste des Menschen gewandt. Ritterliche Tugend und ein neuer sittsamer Geist der Liebe stammen daher. Das Wichtigste aber war, daß durch diese geistige und sittliche Religion das Gefühl von der Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte, und ihrer inneren Spaltung mit dem Glauben an einen verlorenen besseren Zustand zum Bewußtseyn gebracht wurde. Schwermuth ist daher die Grundlage der neueren Poesie und Sehnsucht ihr Inhalt; sie wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahnung.«

An dieser Darstellung könnten nun wohl gleich einige Zweifel aus dem ersten Anblick der Sachen entstehen; woher denn, könnte man sagen, der durchherrschende melancholische Ton in der ganzen griechischen Kunst? Woher der trübe Anstrich ihrer sinnlich schönsten Gestalten der jugendlichen Heroen, selbst des Apollon, an dem er unverkennbar ist, wenn gleich es diesem

Gotte nicht zukommt, bey Leiden gegenwärtig zu seyn? *) Und dann in der Poesie! Sind die ungeheuren Bitterkeiten des Prometheus, der Sieben gegen Theben der Ausdruck des frohen Besitzes, oder die tiefe geheimniß- und ahnungsvolle Wehmuth des Oedipus in Kolonos, von welcher dieses Gedicht ganz durchzogen ist, der einer veredelten Sinnlichkeit? Höchstens für die späteren Werke eines Theokrit, eines Meleager, könnte dieser Ausdruck erschöpfend scheinen. Wo finden wir dagegen in der ganzen alten Kunst ein so ungetrübtes und schrankenloses Entzücken, einen solchen Jubel der Seele, wie in manchen Werken des Correggio und anderer christlicher Maler, eine so klare, rein sinnliche Heiterkeit wie beym Ariost, oder eine so treuherzige Lustigkeit, und auf der anderen Seite ein so gigantisches Trotzen auf eigne Kraft, selbst bis zum Untergange, wie bey Shakspeare? Wenn wir nun aber weiter die Gründe solcher Erscheinungen erwägen, so finden wir bey den Alten hinter jenen angeblichen, idealisirten Naturkräften, ein dunkles, unbekanntes göttliches Wesen, den Gegenstand einer erhabenen und furchtbaren Ahnung. Der Verfasser selbst muß ja nachher bey der alten Tragödie diese sogenannte Idee des Schicksals als den innersten Grund vor allem anerkennen. Diese sollte man also wohl eher für den Quell einer schwermüthigen Stimmung halten. Das Christenthum dagegen gibt uns eine beseligende Gewißheit; und klarer Glaube, frohe Zuversicht, heitere Erhebung über alle Trauer dieses Landes der Verbannung, wie der Verfasser so schön unser kurzes irdisches Leben nennt, müssen uns daraus herfließen.

Es scheint also zum wenigsten, daß Freude der Sinnlichkeit am Besitze irdischer Güter nicht der unterscheidende Charakter der alten, noch schwermüthige Sehnsucht der neueren Poesie seyn kann, und jene Täuschung kann wohl nur daraus entstehen, daß der Gesichtspunkt der ganzen Vergleichung nicht der richtige war. Der Kunst kommt es wohl überhaupt nicht darauf an, einen solchen Inhalt, oder eine solche Gemüthsstimmung auszudrücken, und sie wird auf etwas außer ihr bezogen, wenn man meint, sie könne ihr Ziel erreichen, entweder in der Darstellung gebildeter Sinnlichkeit, oder in der Behauptung religiöser Vorstellungen und Gefühle. Es ist damit in der That nicht viel mehr gewonnen, als mit der jetzt verachteten Nachahmung der Natur und ähnlichen Prinzipien. Beydes führt auch bey der Anwendung auf Einseitigkeiten. Kunst und Religion sind freylich auf das innigste miteinander verbunden, aber jene kann unmöglich blos

*) Aeschylus im Agamemnon.

der Ausdruck oder die Darstellung der anderen seyn, sonst wäre sie nicht Kunst, sondern eine besondere Art der Religion, sich zu äußern. Und eben so gut ist ja auch die Kunst mit der sichtbaren Natur aufs innigste verbunden, und erschöpft sich nach außen ganz in dieser, ohne deshalb ihr Prinzip darin zu finden. Der vorzüglichste Grund der Täuschung liegt also wohl darin, daß die Gegenstände, welche einige der größten Dichter beyder Zeitalter bearbeitet haben, mit dem Charakter ihrer Poesie verwechselt worden. Und doch, wie wenig steht die ausgebildete dramatische Poesie der Neueren, z. B. die vollkommenste, die Shakspearische, in gerader Beziehung zur Religion, und wie gewaltsam mußte man ihre angebliche Melancholie so deuten, wie es der Verfasser gethan hat? Wie wenig umfaßt dagegen der Ausdruck von Vergötterung der Naturkräfte den Sinn der Religion der Alten? So etwas hat nie Religion seyn können, und man kann dreist behaupten, daß es nie eine Nation gegeben, welche es in vollem Ernste dafür angenommen habe. Wenn nun Rec. gefragt würde, was er denn eigentlich für den Sinn des großen Gegensatzes in der Geschichte der Poesie hielte, so würde er wiederholen müssen, was er selbst an einem anderen Orte darüber gesagt hat. Er setzt hier nur hinzu, daß eine gewisse Trauer in jeder Art von Kunst enthalten ist. Sie erlangt die höchste Heiterkeit, indem sie sich frey über einen Schmerz erhebt; denn das Irdische muß als solches verzehrt werden, wenn wir erkennen sollen, wie das Ewige und Wesentliche darin gegenwärtig ist. Beydes geschieht durch Ironie und Begeisterung, deren innere gleichbedeutende Einheit das wahre Wesen aller Poesie ausmacht. Dieß wird sogleich deutlicher werden, wenn wir dasjenige zur Prüfung ziehen, was unser Verfasser noch in der ersten Vorlesung über den Begriff des Dramatischen, und in der zweyten über das Tragische und Komische sagt.

Den Begriff des Dramatischen zu bestimmen, beginnt der Verfasser für seine Absicht sehr zweckmäßig bey der äußeren Form, und mit dem Gegensatze gegen den bloßen Dialog. Dieser, sagt er, kann einen sehr bedeutenden und anziehenden Inhalt haben, ohne dramatisch zu seyn; hiezu gehört ein Erfolg, der sich an den sprechenden Personen zuletzt kund thun muß; es muß etwas wesentliches für sie dadurch verändert werden; dieß würde wohl mit anderen Worten heißen, das Gespräch muß immer zugleich Handlung seyn, oder enthalten. Aber warum hat er nun nicht auch die entgegengesetzte Abweichung betrachtet, wo es bloß Handlung ist, wie im dramatisirten Roman, oder wo eine Reihe entwickelter Gedanken sich an die Handlung blos anschließt, wie in manchen anderen, besonders deutschen Wer-

ken, die, ohne Romane zu seyn, doch immer nicht Dramen werden wollen? Er hat in der letzten Vorlesung auch in diesem Sinne über Göthes Faust gesprochen, und sich dort durch einen Unterschied zwischen dem Dramatischen und Theatralischen zu helfen gesucht, der aber nicht ganz hinreicht. Vielleicht hätte er sich hier nicht unpassend der letzten Worte seiner ersten Vorlesung erinnern sollen, wo er die Unvollkommenheiten des deutschen Theaters dem spekulativen Sinne dieser Nation zuschreibt, der überall in die Gründe der Dinge eindringen, und diese immer noch neben den Erfolgen besonders entwickeln und darlegen will. Das wenigstens scheint dem Rec. gewiß, daß, was im vollen Sinne dramatisch ist, nothwendig auch theatralisch seyn muß; und der Verfasser geht auch selbst hievon aus in der schönen Stelle der ersten Vorlesung, wo er sagt, daß wir uns die gar nicht theatralisch vorstellbaren dramatischen Werke nur genießbar machen, indem wir uns, solcher Vorstellungen schon gewohnt, die Ausführung unbewußt hinzudenken. Die Aristotelischen Regeln, daß die Handlung nur eine sey, und eine gewisse bestimmte Größe haben müsse, waren doch hier, wenn die Sache einmal äußerlich umschrieben werden sollte, nicht so gänzlich zu verachten. Es wird über den Sinn dieser Regeln in der neunten Vorlesung besonders gesprochen, und dort zugestanden, daß Aristoteles unter Einheit der Handlung, wenn er irgend etwas Vernünftiges dabey denken wollte, nothwendig das Zusammentreffen mehrerer untereinander verknüpfter Vorfälle in Einen Punkt verstehen mußte. Wer sich nun anheischig macht, dieses gründlicher und tiefer auszusprechen, der müßte offenbar sagen, was denn nun dieses für ein Punkt sey, und es würde sich dann gezeigt haben, daß es das Wesen menschlicher Handlungen und Begebenheiten überhaupt ist, welches sich in den durch vollständige Beziehung zusammentreffenden Erscheinungen erschöpfen muß. Rec. würde sich hier des Ausdrucks Idee bedienen, wenn er nicht fast gewiß wäre, darüber nach dem heutigen verworrenen Sprachgebrauche mißverstanden zu werden. Durch den oben gewählten Ausdruck will er nur bewirken, daß nicht ein besonderer Erfolg darunter verstanden werde, sondern der Erfolg alles menschlichen Handelns an sich, in welchem immer, so fern er nur etwas an sich ist, das Menschliche untergeht, und das Ewige sich offenbart, und zweytens will er einschärfen, daß dieser wesentliche Erfolg ganz in der wirklich vorhergehenden Handlung erschöpft seyn, und nicht durch Räsonnement oder Spekulation erst besonders hinzugedacht werden müsse; denn sonst wäre er nur in der besonderen Reflexion des Dichters da, und nicht wirklich gegenwärtig. Er glaubt nicht, daß der Verfasser aus

den Andeutungen Platons, in welchen die Keime einer echten Kunstlehre liegen sollen, im Wesentlichen etwas anderes ziehen würde, und bedauert nur, daß derselbe nicht einen Versuch gemacht, diese Keime zu entwickeln, und nicht mehr als nur den Namen Platons in dieser Sache angeführt hat. Wie wenig darin, daß der Dialog einen Erfolg herbeyführt, allein das Wesen des Dramatischen liegen könne, zeigt ja auch der Verfasser bey jener Widerlegung des Aristoteles; aber ihm selbst kann die Aufzählung alles dessen, was äußerlich zum dramatischen Werke gehört, daß die Handlung darin als gegenwärtig vorgestellt, daß sie durch wirkliche Personen in nachgebildeten Trachten und Umgebungen gespielt wird u. s. w., doch nicht dazu dienen, uns endlich zu sagen, was denn nun eigentlich das Dramatische sey. Es gehörte in der That hiezu die Betrachtung der Sache aus einem höheren Gesichtspunkte.

Eben so wenig gelingt es denn auch mit der Erklärung des Mimischen beym Drama, wenn man es, wie der Verfasser, blos aus dem Nachahmungstriebe, wie er sich auch schon bey Kindern so lebhaft äußert, ableiten will. Warum wirkt es denn so äußerst widrig, wenn wir den Schauspieler wirkliche Personen, ja auch nur die Manier eines anderen Schauspielers nachahmen sehen? Selbst in der Komödie, wenn sie auch die Wirklichkeit in ihren Kreis zieht, gehört mehr dazu, um die Darstellung bekannter Personen poetisch zu machen, als die bloße Nachahmung, wie die Aristophanischen Rollen hinlänglich bezeugen. Der Grund davon ist, daß wir gar keine Nachahmung, sondern poetische Wahrheit verlangen, die etwas ganz anderes sagen will. Die Nachahmung widert uns an, wie die Nachbildung des Lebens in den Wachsfiguren; es ist nicht Kunst, sondern Kunststück. Also muß auch hiezu noch mehr gehören, und etwas ganz anderes, als daß wir nur, wie der Verfasser sagt, »die mimischen Elemente und Bruchstücke aus dem geselligen Leben ausscheiden, und sie ihm gegenüber in Eine Masse versammelt aufstellen.« Damit würden wir es ins Unendliche nicht zu einer dramatischen Kunst bringen, so wenig wie zum Beyspiel zu einer Geschichte, wenn wir blos das, was als verhältnißweise wichtig erscheint, aus der unendlichen Masse des Geschehenen aussondern wollten, ohne einen zum Grunde liegenden wesentlichen Gedanken. Haben wir aber diesen erkannt, so werden wir auch bald finden, warum es gewisse Nationen nie bis zum Drama bringen konnten, andere dagegen es in rascher Entwickelung vervollkommneten. Ueber diese Erscheinung, welche der Verfasser blos andeutet, wäre wohl noch etwas näheres zu sagen gewesen, indem, gerade bey der in diesem Buche beobachteten Methode, daraus viel wich-

tiges für die tiefere Einsicht in die dramatische Kunst geschöpft werden konnte. Sonderte man sorgfältig und nach Gründen dasjenige ab, was wirklich blos dem Spieltriebe oder auf der anderen Seite der religiösen Ceremonie zuzuschreiben ist, so würde sich finden, daß sich das Drama nur bey solchen Nationen wirklich zur Kunst ausbilden kann, welche bey einer höchst vollkommenen Civilisation sich die jugendliche Frische der Phantasie erhalten haben. Eben deshalb verdiente es eine besondere Betrachtung, wie und warum die religiöse Ceremonie den ersten historischen Anfang des Drama enthält, nicht aber die kindische Nachahmung. Die Anlässe aber, die in jener liegen, werden sich bey vielen Nationen finden, welche sie auch nicht weiter entwickelt haben, und wenn der Verfasser meint, daß sich z. B. bey den alten Aegyptern keine Spur einer dramatischen Darstellung finde, so würde er von diesem Gesichtspunkte aus, so manche bey ihnen entdecken, wie etwa in dem, was Herodot im zweyten Buch, in vier und sechzigsten Kapitel von dem Gottesdienste in Papremis erzählt; und dergleichen ist in den Aegyptischen Mysterien gewiß noch viel mehr gewesen. Wie wichtig aber jene Verknüpfung der schaffenden Phantasie mit der ganz ausgebildeten Reflexion und einer bis zur Virtuosität gediehenen Civilisation und politischen Bildung seyn muß, leuchtet wohl ein. Ohne sie bleibt oder wird das Drama kindisch. Unzählige Erscheinungen bey jugendlichen und alten Völkern lassen sich daraus erklären, und noch mehr läßt sich daraus für das Verständniß der vollkommenen dramatischen Werke schöpfen.

Wie Rec. bisher gezeigt hat, ist die Methode des Verfassers die, von der Erscheinung der Kunst und ihren besonderen Merkmalen auszugehen, und so auf die Begriffe zu kommen. Und wer könnte dieses für den Zweck ganz schickliche Verfahren tadeln, wenn man wirklich zu den Begriffen gelangte? Dieser Zweifel könnte vielleicht ungerecht scheinen, da der Verfasser im Anfang der zweyten Vorlesung selbst sagt, zum poëtischen Gehalt seyen außer allem, was er schon aufgeführt, Ideen erforderlich, das heiße nothwendige und ewig wahre Gedanken und Gefühle, die über das irdische Daseyn hinausgehen, und welche Ideen dieß für die verschiedenen dramatischen Gattungen seyn sollen und können, das werde im Folgenden untersucht werden. Rec: war daher sehr gespannt auf die Erklärung des Tragischen und Komischen, und so manches anderen was dahin gehört, muß aber gestehen, daß ihm das, was er fand, unerwartet kam.

Nachdem der Verfasser das Epische und Lyrische so umschrieben, daß man wohl damit übereinstimmen kann, und richtig bemerkt hat, daß es in diesen beyden Hauptgattungen eigentlich

keinen solchen Gegensatz des Komischen gegen das Tragische gebe, wie denn die epische Parodie nach des Rec. Meinung zwar nicht zufällig ist, aber doch in einer komischen Darstellung, nicht der Stoffe, sondern der epischen Poesie selbst besteht, so kommt er auf die beyden Gegensätze im Drama, welche er mit Recht an dem Beyspiel der griechischen Kunst erklären will, indem sich dort die Gattungen systematischer trennen. Und nun erklärt er denn das Verhältniß des Tragischen und Komischen, für das des Ernstes und Scherzes. »Der Ernst,« so sagt er im Wesentlichen, »ist die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck. Aber die Vernunft nöthigt uns, einen jeden Zweck auf höhere, und so endlich auf den höchsten allgemeinen Zweck unseres Daseyns zu beziehen; und hier bricht sich die unserem Wesen inwohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen sind. Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig, und selbst im glücklichsten Falle droht uns doch der Tod. Ja in uns selbst tragen wir unseren eignen Feind in der Leidenschaft; jeder Augenblick kann von uns im Namen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen fordern, und bey jeder Erweiterung des Besitzes bieten wir den Tücken des Zufalls nur um so mehr Blößen dar. Alles dieß muß uns mit unaussprechlicher Wehmuth erfüllen, gegen die es keine andere Schutzwehr gibt, als das Bewußtseyn eines über das Irdische hinausgehenden Berufs. Dieß ist die tragische Stimmung, und wenn diese die auffallendsten Beyspiele von gewaltsamen Umwälzungen menschlicher Schicksale, vom Unterliegen des Willens dabey oder bewiesener Seelenstärke in der Darstellung durchdringt und beseelt, dann entsteht tragische Poesie. So soll die Poesie von den Dissonanzen unsers Innern, welche sie nicht wegräumen kann, wenigstens eine idealische Auflösung darzubieten versuchen, und darin liegt ihr Tröstliches und Erhebendes. — Der Scherz dagegen ist ein Vergessen aller jener trüben Betrachtungen über der behaglichen Empfindung gegenwärtigen Wohlseyns. Alles wird spielend genommen, und die Unvollkommenheiten und Mißverhältnisse der Menschen unterhalten den Verstand und ergötzen die Phantasie. Die verkehrten Handlungen der Menschen werden geschildert, als aus der Oberhand des Sinnlichen in ihrem Wesen entsprungen, und was ihnen begegnet, als eine blos lächerliche Noth, die keine verderblichen Folgen haben wird, u. s. w.«

In der That, wenn man nicht wüßte, wie gering der Verfasser die Aristotelische Poetik hält, so möchte man versucht werden, bey diesem Ernst und Scherz an das σπουδαῖον

und φαυλότερον des Aristoteles zu denken, und bey dem, was zuletzt vom Komischen gesagt ist, an das bekannte αἶσχος ἀνώδυνον, καὶ ὀυ φθαρτικόν, ja diese Ausdrücke erkennt er nachher auch besonders an. Dagegen fällt uns aber auch zugleich Schillers Ausspruch ein: »Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst;« der doch viel für sich zu haben scheint. Es gibt nämlich eine Bedeutung des Ernstes, und diese wird wohl gerade hier zur Sprache kommen, wonach der vorher geschilderte Scherz wohl eben so gut Ernst seyn möchte wie der Ernst. Wenigstens ist nicht einzusehen, warum man nicht im Ernste ein behagliches Gefühl seines Wohlseyns haben, und recht im Ernste lustig seyn könnte, und es fragt sich, ob es nicht am Ende gerade der höchste Ernst ist, wenn wir die Fehler und Irrthümer der Menschen als Produkte ihrer sinnlichen Natur betrachten, und davon unseren Verstand unterhalten, und unsere Phantasie ergötzen lassen. Dagegen könnte es wohl vorkommen, daß der, welcher es recht ernstlich meint, mit dem Tode und mit allen Hinfälligkeiten und Gefahren der menschlichen Natur scherzte, und das wird er vielleicht um so besser können, je mehr er auf ein Jenseits rechnet, wie es der Verfasser verlangt. Wo bleibt aber dann die tragische Stimmung, die von einer tiefen Wehmuth über die Schranken unserer Endlichkeit ausgehen soll? Wahrlich das Tragische und das Komische sind auf diese Weise höchst räthselhafte Erscheinungen. Die Wehmuth ist zur tragischen Stimmung unentbehrlich, und doch über alles was sie bewirkt, sollen wir uns trösten lassen durch den Gedanken an das Ueberirdische und Unendliche. Sind wir nun getröstet, so haben wir die Wehmuth nicht mehr, und die irdischen Zwecke, selbst die geistigsten, können uns dann so ernsthaft nicht mehr erscheinen, wir müssen sie gegen das Höhere verschmähen. Der Ernst müßte sich also nun auf das Ueberirdische wenden; aber erstlich würde er alsdann um so weniger Wehmuth über das Irdische mit sich führen, und zweytens, wenn der Ernst die Richtung der Seelenkräfte auf einen Zweck ist, kann man unmöglich das Ueberirdische, worauf wir uns nur vorbereiten, das wir aber nicht durch eigene Kraft erlangen können, einen Zweck nennen. Wenn daher der Verfasser von einem Zweck unseres Daseyns spricht, so nimmt er das Wort in zwey Bedeutungen; es ist hier ein Zweck, den etwa ein höheres Wesen mit uns vorhat, nicht aber, den wir uns selbst vorsetzen können. Dasselbe Labyrinth bietet das Komische dar. Wenn wir alle Unvollkommenheiten spielend nehmen, sie als die natürlichen Wirkungen unserer Sinnlichkeit betrachten, so werden wir kaum noch im Stande seyn darüber zu lachen, es wird eine nüchterne Art daraus, die Dinge zu betrachten. Sollen wir uns aber

daran ergötzen und erfreuen, so müssen wir den Grund unsers Wohlbehagens in den Unvollkommenheiten selbst suchen, also nicht so leicht darüber hinwegsehen, sondern sie für etwas Ernstes und Nothwendiges halten. Aus diesen Verwirrungen wird schwer herauszukommen seyn. Und doch brauchen wir uns nur ohne alle Theorie auf das natürliche Gefühl eines jeden zu berufen, der die Kunst würdig zu empfinden fähig ist. Beleidigt uns denn nicht dieser Ernst, sowohl in dem tragisch seyn sollenden Werke selbst, als in seiner theatralischen Darstellung? die rechtschaffene Ehrlichkeit, mit welcher manche unserer neuesten Dramatiker ihre Sachen durchzuführen pflegen, ist uns entweder lächerlich oder widerlich. Und wie wirkt der Schauspieler auf uns, der sich die Angelegenheiten des Helden, den er doch nach dem richtigen Ausdrucke nur s p i e l t, wie seine eigenen zu Herzen nimmt? Kann man nicht auf diesem Wege zur unbewußten Parodie des Tragischen kommen? Auf der andern Seite wird es zur Spaßmacherey, wenn der Dichter oder Schauspieler in der Komödie nur seinen Scherz treiben, und dem Gefühle seines Wohlbehagens nachhängen, oder ein solches bey den Zuschauern bewirken will. Wahrlich der Komiker muß sich anderen Bedingungen unterwerfen. Wenn irgend jemand, so muß er sich selbst verläugnen, und diese Selbstverläugnung auch seinen Zuschauern mitzutheilen wissen. Prüfen wir uns endlich recht genau über das, was wir bey wahren tragischen oder komischen Meisterwerken empfinden, so leuchtet uns wohl ein, daß in beyden noch außer der dramatischen Form ein inneres Gemeinsameres ist. Der ganze Widerstreit zwischen dem Unvollkommenen im Menschen und seiner höheren Bestimmung fängt an, uns als etwas Nichtiges zu erscheinen, worin etwas ganz anders zu walten scheint als dieser Zwiespalt allein. Wir sehen die Helden irre werden an dem Edelsten und Schönsten in ihren Gesinnungen und Gefühlen, nicht blos in Rücksicht des Erfolgs, sondern auch ihrer Quelle und ihres Werthes, ja wir erheben uns an dem Untergange des Besten selbst, und nicht blos, indem wir uns daraus in eine unendliche Hoffnung flüchten. Und wiederum erfreut uns in der Komödie dieselbe Nichtigkeit der menschlichen Dinge, indem sie uns vorkommt wie das, worauf wir Ein für allemal angewiesen sind. So werden uns die Widersprüche auf eine wunderbare Weise vereinigt, und es bedarf nun nicht mehr des bloßen Versuchs, sie in Gedanken dadurch aufzulösen, daß wir Eins über das Andere siegen lassen, was wir noch dazu unmöglich eine Auflösung, sondern eher ein Zerhauen des Knotens nennen könnten, wozu es so großer Anstalten, wie das Drama sie macht, wahrlich nicht bedurfte. Jene Stimmung aber, worin die Widersprüche

sich vernichten und doch eben dadurch das Wesentliche für uns enthalten, nennen wir die Ironie, oder im Komischen auch wohl Laune und Humor. Was ist alle dramatische Poesie und alle theatralische Darstellung ohne Ironie und Humor? Wie würden uns die Bitterkeiten des Aeschylus, und die Grausamkeiten des Shakspeare zerfleischen, wenn es dabey nur auf den traurigen Ernst abgesehen wäre, und nicht die Ironie uns über alles erhöbe? Und wie würden uns die Natürlichkeiten des Aristophanes anekeln, wenn sie nur als Scherz gemeint wären, und uns nicht die Laune, das reine Gefühl der Unschuld mitten in die wildeste Sinnlichkeit zurückführte? Es war dem Rec. höchst auffallend, der Ironie, in welcher er den wahren Mittelpunkt der ganzen dramatischen Kunst erkennt, so daß sie auch beym philosophischen Dialog, wenn er einigermaßen dramatisch seyn soll, nicht zu entbehren ist, in dem ganzen Werke nur Einmal erwähnt zu finden, Th. II. Abth. 2, S. 72, und noch dazu um ihr alle Einmischung in das eigentlich Tragische zu untersagen; und doch erinnert er sich an frühere Aeußerungen des Verfassers, welche sich an diese Ideen wenigstens sehr anzunähern schienen. Die Ironie ist aber auch das gerade Gegentheil jener Ansicht des Lebens, in welcher Ernst und Scherz, wie sie der Verfasser annimmt, wurzeln.

Aber ist denn nun diese Ironie ein schnödes Hinwegsetzen über alles, was den Menschen wesentlich und ernstlich interessirt, über den ganzen Zwiespalt in seiner Natur? Keineswegs; dieses wäre eine gemeine Spötterey, die nicht über Ernst und Scherz stände, sondern auf demselben Boden und mit ihren eignen Kräften sie bestritte. Die wahre Ironie geht von dem Gesichtspunkte aus, daß der Mensch, so lange er in dieser gegenwärtigen Welt lebt, seine Bestimmung, auch im höchsten Sinne des Worts, nur in dieser Welt erfüllen kann. Jenes Streben nach dem Unendlichen führt ihn auch gar nicht wirklich, wie der Verfasser meint, über dieses Leben hinaus, sondern nur in das Unbestimmte und Leere, indem es ja, wie er selbst gesteht, blos durch das Gefühl der irdischen Schranken erregt wird, auf die wir doch Ein für allemal angewiesen sind. Alles, womit wir rein über endliche Zwecke hinauszugehen glauben, ist eitle und leere Einbildung. Auch das Höchste ist für unser Handeln nur in begrenzter endlicher Gestaltung da. Und eben deßwegen ist es an uns so nichtig wie das Geringste, und geht nothwendig mit uns und unsrem nichtigen Sinne unter, denn in Wahrheit ist es nur da in Gott, und in diesem Untergange verklärt es sich als ein Göttliches, an welchem wir weder als endliche Wesen, noch als solche, die mit ihren Gedanken über das

Endliche scheinbar hinausschweifen können, Theil haben würden, wenn es nicht eine unmittelbare Gegenwart dieses Göttlichen gäbe, die sich eben in dem Verschwinden unserer Wirklichkeit offenbart; die Stimmung aber, welcher dieses unmittelbar in den menschlichen Begebenheiten selbst einleuchtet, ist die tragische Ironie. Das Drama soll die Wirklichkeit und die Gegenwart darstellen, aber in ihrem Wesen, nicht aber soll es diese Gegenwart auf irgend etwas außer ihr beziehen, denn alsdann wäre es nicht Kunst um der Kunst willen, sondern um eines Anderen willen, und das wäre offenbar gar nicht Kunst, sondern blos ein Mittel für jenes Andere. Um noch dieß hinzuzusetzen, das Komische entspringt ganz aus derselben Quelle. Es zeigt uns das Beste, ja das Göttliche in der menschlichen Natur, wie es ganz aufgegangen ist, in dieses Leben der Zerstückelung, der Widersprüche, der Nichtigkeit, und eben deßhalb erholen wir uns daran, weil es uns dadurch vertraut geworden, und ganz in unsere Sphäre verpflanzt ist. Darum kann und muß auch das Höchste und Heiligste, wie es sich bey Menschen gestaltet, Gegenstand der Komödie seyn, und das Komische führt eben in der Ironie seinerseits wieder seinen Ernst, ja sein Herbes mit sich. Und das wahrlich nicht blos bey den Neueren, wie etwa bey Shakspeare, wie der Verfasser zu meinen scheint. Rec. wüßte nicht, was tiefer erschüttern könnte, als die großen Bilder des demagogischen Wahnsinns, in welchem der herrlichste Staat des Alterthums sich selbst verzehrte, beym Aristophanes.

Doch Rec. würde nur wiederholen, was er an einem andern Orte schon ausgeführt hat, wenn er hier weiter gehen wollte. Nur das will er noch sagen, daß es zwar so aussieht, als ob des Verfassers Darstellung die tragische Kunst (denn die Komödie kommt überall zu kurz weg) auf etwas Höheres, nämlich auf Moral und Religion, zurückführte, daß es aber auch nur eine Täuschung ist. Abgesehen davon, daß die Kunst nur immer aus der Kunst erklärt werden kann, nicht aber aus etwas Anderem, so hat hier, wie so allgemein zu unserer Zeit, das Bestreben nach Religiosität einen fremdartigen Bund geschlossen mit einer Moral, die noch immer auf den formalen, und eben deshalb leblosen Kantischen Prinzipien beruht. Es ist dieß wohl nicht der Ort, mehr über diese Vermischung zu sagen; aber es sollte einleuchten, daß eine Vorstellungsart, nach welcher der Mensch, nicht durch seine Aufopferung, auch dessen, was er für das Edelste und Beste in sich hält, sondern trotz derselben, und durch seine sogenannte Seelenstärke selig zu werden glaubt, weder die religiöse, noch eine echt moralische seyn kann.

In der Betrachtung der Kunst rührt diese Täuschung immer

mit daher, daß man meint, das sogenannte Schicksal bestehe nur in einer äußern Gewalt, über welche sich unser Inneres frey und groß erheben könne, oder höchstens darin, daß unserer Vortrefflichkeit doch immer Schwächen und Schranken wegen der Endlichkeit beygegeben seyen, über die wir uns durch den Begriff, was man alsdann die Idee nennt, hinwegsetzen können. Daraus würde nie ein tragisches, so wenig wie überhaupt ein poetisches oder religiöses Verhältniß entstehen. Vielmehr besteht gerade in unserer Stärke unsere Schwäche, oder vielmehr unsere Nichtigkeit. Wir können jetzt kurz seyn über das, was der Verfasser vom tragischen Schicksal bey den Griechen in der dritten Vorlesung sagt. »Innere Freyheit,« so spricht er, »und äußere Nothwendigkeit sind die beyden Pole der tragischen Welt. Jede dieser Ideen wird erst durch den Gegensatz der anderen zur vollen Erscheinung gebracht. Eine geistige und unsichtbare Kraft kann nur durch den Widerstand gemessen werden, welchen sie einer äußerlichen und sinnlich zu ermessenden Gewalt leistet. Die sittliche Freyheit des Menschen kann sich daher nur im Widerstreit mit den sinnlichen Trieben offenbaren, und wenn der tragische Zweck einmal als eine Lehre vorgestellt werden soll, so sey es diese: daß: um die Ansprüche des Gemüths auf innere Göttlichkeit zu behaupten, das irdische Daseyn für nichts zu achten sey; daß alle Leiden dafür erduldet, alle Schwierigkeiten überwunden werden müssen.«

Hiernach also wären die Verschuldungen des Oedipus, deren innere moralische Schrecklichkeit selbst die Bewußtlosigkeit, mit der er in sie gerieth, nicht austilgen kann, und die doch der einzige Grund seines Unterganges sind, eine äußere, sinnliche Gewalt? Ueber diese erhöbe er sich durch seine sittliche Freyheit, da er sich doch selbst im Oedipus in Kolonos, ungeachtet seiner Unschuld, für einen Verunreinigten und Verworfenen erklärt, und nun durch eine unbegreifliche Gnade der Gottheit aufgelöset wird? Auf welcher Seite ist denn nun die sinnliche Gewalt, auf welcher die sittliche Freyheit, wenn Orestes, von der Gottheit selbst aufgefordert, die Mörder seines Vaters nach alten Begriffen der gerechten Rache straft, und Klytemnestra wieder eben so an dem Gatten den Mord der Iphigenia rächte, und sich über den nie auszulöschenden Frevel des Muttermordes beklagt? Oder wenn bürgerliche und religiöse Gesetze und Pflichten mit einander streiten, wie im Kreon und der Antigone? Oder gar das selbstständige Bewußtseyn des Menschengeschlechts, auf die Urmacht der Natur gegründet, mit der Herrschaft der alles ordnenden Götter, wie im Prometheus und

Zeus? Wir sollen uns doch unmöglich zu der Ansicht bequemen, daß Zeus der wilde, unvernünftige Tyrann sey, und Prometheus der erhabene Weise, der dessen Gewalt und Grausamkeit verspottet? Und so könnten wir alle bekannten griechischen Tragödien einzeln durchgehen, mit immer gleichem Erfolge.

Auf die Weise kann es die Verwirrung nur vermehren, wenn der Verfasser, etwas anderes ahndend S. 107, in dieser äußeren Nothwendigkeit keine bloße Naturnothwendigkeit, wie er sich ausdrückt, erkennen will, sondern eine, die jenseits der sinnlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liege. Dieß wird schwer damit zu vereinigen seyn, wenn er dieselbe S. 112. eine äußerlich und sinnlich zu ermessende Gewalt nennt. Sie ist, wie er sagt, die unergründliche Macht des Schicksals, der auch die Götter untergeordnet sind. Wahrlich die Griechen wären das erste und einzige Volk in der Welt, das die äußere, sinnliche Gewalt, an welcher sich die Macht des freyen, sittlichen Willens in der endlichen Erscheinung bricht, als ein an sich Unendliches dargestellt, ja sie als die höchste Gottheit an die Spitze aller Dinge gesetzt hätte. Dieß wäre die vollkommenste Umkehrung alles dessen, was die menschliche Vernunft erheischt. Zum Schluß beruft sich der Verfasser dann noch auf Kants Lehre vom Erhabenen, wo das Unendliche aber in der That nichts ist als das Incommensurable, welches alle unsre jedesmaligen Kräfte der Auffassung oder des Widerstandes übersteigt, wie man schon an dem Kantischen Gegensatz des dynamisch und mathematisch Erhabenen sehen könnte, also einmal das gerade Gegentheil von jener sinnlich zu ermessenden Gewalt, und zweytens auch durchaus etwas anderes als das Nothwendige, wie sich die Griechen das Schicksal dachten. Solche Streiche können uns vieldeutige Wörter spielen, wie das Unendliche, die Idee u. dgl.

Rec. hat sich eine etwas ernstere Prüfung der allgemeinen Ideen in diesem Werke erlaubt, die dem berühmten Verfasser selbst ohne Zweifel angenehmer seyn wird, als ein Strom leerer Komplimente. Dabey verkennt er nicht die große Schwierigkeit der Aufgabe, wie sie genommen zu seyn scheint, und ist weit entfernt sich anzumaßen, daß er selbst sie besser gelöst haben würde. Der Verfasser wollte auf das Wahre in der Sache führen, indem er Vorurtheile zerstreute, und auch diese nicht mit schulmäßigen Demonstrationen bekämpfen, sondern, wie es dem Kreise gebührte, den er um sich versammelt hatte, sie mit geselligem Anstand ablehnen. Daß er sich selbst durch diese Stimmung zu leicht über manche Hauptpunkte hinwegführen ließ, war eine sehr nahe Gefahr. Aber das Schlimmste war, daß er für seine eige-

nen Resultate auch eine allgemeine gesellige Einstimmung voraussetzen wolle, und deshalb andere Vorurtheile unterschieben mußte, worunter das von der berühmten sittlichen Freyheit, in dem negativ idealisirenden Sinne genommen, das mächtigste und gefährlichste ist. Rec. glaubt gezeigt zu haben, wie dadurch alle tiefe und richtige Ansicht der Kunst untergraben wird, ja er wollte sich anheischig machen, darin das Princip einer neuen Barbarey aufzuweisen. Seine Beruhigung ist, daß der Verfasser da, wo es ihm nicht darauf ankäme, die innersten Gründe aufzudecken, ohne den Ton der Unterhaltung aufzugeben, unbewußt das Bessere treffen würde, und es auch sonst getroffen hat. Rec. hat nicht der unendlich reichen Belehrung vergessen, die ihm von Jugend auf die Schriften des Verfassers gewährt haben, und wodurch er in so vielem auf den richtigen Weg geleitet worden ist.

Vortrefflich ist, was der Verfasser Th. I. S. 46 und folg. über die Klarheit, die Raschheit und den Nachdruck in der dramatischen Entwickelung sagt. Es sind goldene Worte, die von tiefer Kenntniß der dramatischen Praktik zeugen, und die jeder Jünger dieser Kunst sich einprägen sollte. Ferner die Bemerkungen S. 49 u. folg. über die demagogische Macht der dramatischen Vorstellung, und die daraus entstehende große sittliche und politische Wichtigkeit. Dabey überfällt uns ein Grauen, wenn wir denken, wie wir Deutschen von »liederlichen Thränen,« nach dem Ausdrucke des Verfassers in einem seiner schönsten poetischen Werke, zu Kriminalprozessen, deren Wirkung dem Eindrucke von Exekutionen auf dem Rabensteine wenig nachgibt, übergegangen sind. Möchte des Verfassers herrliche Darstellung von dem Zauber, welchen das Drama auf alle Stände und Lebensalter ausübt, doch recht allgemein beherzigt werden! Schön und fruchtbar ist S. 67 u. folg. die Vergleichung mit der bildenden Kunst; nur scheint der Verfasser, da sie öfter wieder kommt, doch zu viel Werth auf ihre erläuternde Kraft gelegt zu haben. Doch alle einzelnen schönen Gedanken herauszuheben, würde uns länger aufhalten als die obigen Widerlegungen, und wäre überflüssig, da ganz Europa längst mit dem Werke bekannt ist.

Ueber die Beschreibung des griechischen Theatergebäudes nebst Zubehör in der dritten Vorlesung, kann Rec. sich hier nicht verbreiten. Es würde dazu eine Vergleichung mit den seitdem erschienenen Werken von Kannegießer und Genelli gehören. Nur das wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser einiges über den Hauptgesichtspunkt jener Anordnungen der äußeren Mittel gesagt hätte. Daß alles auf die Mitte bezogen war, nicht, wie bey uns, auf die Seiten, der Haupteingang

und die Hauptdekoration vorn in der Mitte stand, die Schauspieler auf Stufen erhöht standen, und unten sich der Chor anschloß, woraus eine plastische, pyramidalische Form des Ganzen hervorging, und alles in Eine runde Gruppe mit Einem Blick zusammengefaßt wurde; alles dieses ist sehr bedeutend, und würde, recht ausgelegt, zeigen, wohin wir zu streben haben, und wie widersinnig die mechanische Einrichtung unserer Theater ist, und es immer mehr wird, je weiter der steigende Luxus die Räume ausdehnt, und dadurch allen Zusammenhang des Spiels noch mehr zerreißt. Ueber manches hieher Gehörige wird in der dreyzehnten Vorlesung bey Gelegenheit der alt-englischen Bühne gesprochen, aber in Beziehung auf den Hauptzweck nicht genügend. Die Bedeutung des Balkons der Shakspeareschen Bühne, verglichen mit dem griechischen Logeion, würde lehrreich gewesen seyn. Doch gerade hierüber haben wir die wichtigsten Aufklärungen von den gelehrten Nachforschungen Tiecks über Shakspeare zu erwarten, wodurch auch Rec. erst das wahre Licht über diesen Punkt erhalten hat.

Die Vergleichung der alten Tragödie mit der Oper lehnt der Verfasser in derselben Vorlesung mit Recht ab; doch scheint er der Oper, an und für sich betrachtet, unrecht zu thun. Es dürfte einen Gesichtspunkt geben, aus welchem sich das Zerfallen des neueren Drama in ein unmusikalisches und musikalisches rechtfertigen ließe, so daß damit die Vermischung des Tragischen und Komischen zusammenhinge, so wie bey den Alten im Gegentheil diese beyden Gattungen rein von einander geschieden, beyde aber auf eine mehr der Poesie untergeordnete Weise musikalisch waren.

Was eben daselbst über die Bedeutung des tragischen Chors gesagt wird, scheint nicht genügend, »daß er nämlich der personifizirte Gedanke über die dargestellte Handlung sey, die verkörperte Theilnahme des Dichters, als des Sprechers der gesammten Menschheit, der idealisirte Zuschauer, der den Eindruck einer tief erschütternden oder tief rührenden Darstellung lindre, indem er dem wirklichen Zuschauer seine Regungen schon lyrisch, also musikalisch ausgedrückt entgegen bringt, und ihn in die Region der Betrachtung hinaufführt.« Wäre der Chor dieß allein, so würde er in die Handlung nicht so verflochten seyn, wie er in den besten Beyspielen ist; seine Aeußerungen würden überhaupt subjektiver seyn, wie sie es bey dem Prolog oder Chorus mancher Neueren sind. Die vollständige Ansicht davon mußte sich dem Verfasser verschließen, weil er das Schicksal nicht vollständig erkannte. Hätte er in diesem die göttliche und ewige Macht gesehen, vor welcher das Irdische nur deßwegen zergeht, weil sie sich darin gegenwärtig offenbart, so würde er auch erkannt haben,

daß sie eben dieselbe ist, durch welche die Wirklichkeit als Universum, und so auch der Mensch als Menschheit oder Begriff einer menschlichen Gattung nach unveränderlichen Gesetzen besteht. Indem in den Hauptpersonen das Einzelne untergeht, steht in dem Chore die Gattung als Abbild der bleibenden Weltgesetze da, in welchem alle Widersprüche vermittelt sind, und einander nicht zerstören, sondern durch ihr Gleichgewicht erhalten. Daher die Mäßigung des Chors, die ruhige Betrachtung, die billige Erwägung, und vorzüglich die beständige Hinweisung auf eine göttliche Ordnung der Dinge, womit er die vorhergehenden Handlungen und Begebenheiten begleitet, welches alles Horaz, den der Verfasser anführt, in so fern es sich im Einzelnen äußert, gut bemerkt hat. Wenn der Verfasser Th. II. Abth. 2, S. 14 sagt, »die alte Poesie sey eine harmonische Verkündigung der auf immer festgestellten Gesetzgebung einer schön geordneten, und die ewigen Urbilder der Dinge in sich abspiegelnden Welt,« so ist nicht ganz zu verstehen, was diese Ausdrücke sagen wollen, wofern er sich bey jenen Bestandtheilen der tragischen Kunst wirklich nicht mehr denkt, als er bey ihrer eigentlichen Entwickelung ausspricht. Auch über die Bedeutung der mythischen Stoffe der alten Tragödie wäre noch manches zu sagen; doch wird es wohl Zeit seyn, diese allgemeinen Bemerkungen zu schließen, und es wird eine Gelegenheit kommen, dieser Sache wenigstens zu erwähnen.

Von der vierten Vorlesung an wird das griechische Theater in seinen einzelnen Hauptwerken durchgegangen. Die drey großen Tragiker werden S. 134 schön und würdig charakterisirt, und mit den drey Hauptepochen der plastischen Kunst verglichen. Doch dürfte das Urtheil über den Phidias jetzt anders zu stehen kommen, als es einst auch Winkelmann zu fassen vermochte. Den Aeschylus betreffend, so ist über die Plane seiner Stücke der einzige Aufschluß daraus zu schöpfen, daß er immer schon bey der Katastrophe anfängt, was der Verfasser nur bey den Persern und beym Prometheus berührt hat. Daher kommen die langen Chorgesänge, in welchen der Dichter genöthigt ist, die früheren Begebenheiten oder Verhältnisse nachzuholen. Anstatt des Urtheils, daß Aeschylus noch nicht verstanden habe, die Handlung gehörig zu verwickeln, hätten wir lieber eine Darstellung der tiefen Kunst gehabt, mit welcher er von seinem Gesichtspunkte aus ein Ganzes zu bilden wußte. Es ist wahr, die Handlungen seiner Personen bilden fast immer nur eine Reihe von Scenen, aber desto wunderbarer weiß er durch den Chor die Bilder der entferntesten Vergangenheit hervorzuzaubern, und den gegenwärtigen Erfolg darin als in sei-

nem Keime anschaulich zu machen. Darum war er berechtigt zu so langen Chorgesängen, die in älterer Zeit überhaupt mehr Thatsachen und Erzählungen, als Gefühle und Betrachtungen enthielten. Aber man muß es gestehen, auf das Wesentliche der Komposition läßt sich der Verfasser nur allzu selten ein, und hält sich fast immer nur an dem Aeußeren derselben, woraus doch wenig höhere Belehrung zu schöpfen ist. Nach dem, was der Verfasser von der Sprache des Aeschylus sagt, sollte man glauben, daß der Dichter seinen Ausdruck absichtlich angeschwellt und mit Zuthaten überladen habe. Man wird dagegen bey schärferer Untersuchung finden, daß seine meisten Kühnheiten und paradoxen Ausdrücke aus der großen Einfalt herrühren, womit er oft das Anschmiegen an einen reichen und mannigfaltigen Stoff verschmäht, und daß auch wirklich hieraus nur eine so erhabene Wirkung entstehen kann. Von den einzelnen Tragödien des Aeschylus wird nur die Trilogie, die Orestia, genauer durchgegangen. Hier hat denn der Dichter selbst, vorzüglich in den Eumeniden, durch die Form des Rechtsstreits zu deutlich angegeben, wie Recht und Unrecht menschlicher Weise auf beyden Seiten gleich getheilt ist, als daß es hätte verkannt werden können; und so läßt sich auch die Entwickelung, die der Verfasser von dieser Trilogie gibt, mit seinen anfänglich ausgesprochenen allgemeinen Ideen gar nicht vereinigen. Er sieht ein, daß im Orestes die gerechten Beweggründe seiner That mit der Stimme des Mutterblutes in einem unauflöslichen Streite liegen, der nur durch einen Vergleich zwischen den alten und neuen Göttern beruhigt werden kann. Aber daß das Höchste nur auf der Grenze zwischen beyden liegt, daß die ewige Macht, der alte und neue Götter dienen, dieselbe ist, die sich im Untergange der älteren Geschlechter der Pelopiden verherrlichte, und dieselbe, welche sich in der erhaltenden Weltordnung durch das Gleichgewicht der sittlichen Kräfte offenbart, das ist der eigentliche Mittelpunkt dieses tragischen Ganzen, und nur von da aus kann man es ganz begreifen. Und diesen scheint dem Verfasser doch seine Theorie verdeckt zu haben; auch Genelli hat ihn nicht ganz durchschaut, obwohl er sonst über den Zusammenhang und die Bedeutung dieser drey Stücke sehr lehrreiche Bemerkungen gemacht hat. Was sonst der Chor als allgemeines Grundverhältniß ausdrückt, das tritt in den Eumeniden als wirkliche Thatsache hervor, und dagegen zerfällt die einzelne Handlung wider in ihre allgemeinen Bestandtheile. So sehen wir hier den tragischen Grundgedanken beynah in eine dem Verstande durchschaubare Gleichung aufgelöst; und es ließe sich zeigen, wie gerade diese Behandlung recht den Standpunkt des Aeschylus

bezeichnet, was uns aber hier doch zu weit führen möchte. Man könnte ihn mit des Verfassers Lieblingsvergleichung neben den alten strengen Styl der Bildhauerey stellen, dem es, wie Winkelmann sagt, mehr darum zu thun war, den Begriff der menschlichen Gestalt, als eine solche Gestalt in ihrer Wirklichkeit darzustellen.

Beym Prometheus ist der Verfasser, so zu sagen, wieder in seine Theorie zurückgefallen. Rec. würde zu ausführlich seyn müssen, wenn er die Idee dieses Stückes hier ganz entwickeln wollte. Nur den Widerspruch muß er berühren, der in des Verfassers Darstellung liegt. Prometheus soll ein Bild der Menschheit seyn, wie sie den unerbittlichen Naturkräften nur ein unerschüttertes Wollen entgegenzusetzen hat, und Zeus der Tyrann, dessen Gewalt den Helden unterdrückt. Und doch sind die Titanen selbst die Naturmächte, wie auch der Verfasser an einem anderen Orten sagt, und Zeus das Haupt der Götter des freyen Bewußtseyns. Jenes Verhältniß kann also die Sache durchaus nicht erschöpfen, und das trotzige Unterliegen des Prometheus, welches der Verfasser ohne hinreichenden Grund einen Triumph des Unterliegens nennt, unmöglich die höchste Bedeutung des Stückes seyn. Wenn der Verfasser zweifelt, daß der Dichter im erlösten Prometheus sich auf der gleichen Höhe erhalten habe, so ist Rec. dagegen überzeugt, daß dieser auch die Lösung des Räthsels gegeben, und die Richtung auf ähnliche Weise, wie in den Eumeniden, erst in der Versöhnung durch den Herakles, den Sohn des Zeus, ihren vollen Sinn, und ihre höchste Erhabenheit erhalten habe. — Gegen die Flehenden, die Sieben gegen Theben, und die Perser scheint der Verfasser etwas ungerecht zu seyn. In den Persern müssen wir die Würde bewundern, mit welcher die griechische Volksstimmung gegen den Erbfeind nach einem solchen Kriege sich ausspricht, ein Vorbild, das wir Deutsche uns in mehr als Einer Beziehung zu Herzen nehmen sollten.

Ein wahrer Genuß war dem Rec. die herrliche allgemeine Schilderung des Sophokles, nach seinem Leben, seinem sittlichen und poetischen Charakter. Indem sich der Verfasser dabey ganz in den Standpunkt des Alterthums versetzt, übt er auf uns eine ähnliche Bezauberung aus, wie die alten Werke selbst, und läßt uns ganz an der höchsten Vollkommenheit, zu der sich Leben und Kunst der Griechen im Sophokles entfaltete, Antheil nehmen. Die mit weiser Sparsamkeit gewählten, und mit begeistertem Ueberblick geordneten Züge dieser Schilderung enthalten alles, was das Bild ausfüllen konnte, ohne es zu verwirren. Auch das ist trefflich und mit wahrem Kennerblicke ein-

gesehen, »daß Sophokles nur wegen seiner weisen Mäßigung weniger kühn erscheint als Aeschylus, da er überall mit größtem Nachdruck, ja vielleicht mit durchgesuchter Strenge zu Werke geht, auch daß ihm, indem er alles in dem menschlichsten Sinne nahm, zugleich die höhere Bedeutung zufiel.« Ja man könnte hinzusetzen, daß er sie eben dadurch um so vollständiger erschöpfte. Dasselbe gilt von der Kühnheit seiner Sprache, die vielleicht noch weiter geht, als beym Aeschylus, ganz gegen das Vorurtheil, daß er sich sehr der Sprache des gemeinen Lebens nähere; nur zeigt sich diese Kühnheit weniger in den Tropen, als in der durchaus poetischen Behandlung des Grammatischen, und ist dadurch gleichförmiger über das Ganze vertheilt.

Was über die Komposition des ersten Oedipus gesagt wird, ist sinnreich und genügend: Rec. selbst kann sie nicht ganz von der oft gerügten Unwahrscheinlichkeit freysprechen, glaubt aber auch, daß man diese dem Dichter zugeben muß. Doch würde er über die fast einzige drastische Kraft, und das reißende Fortschreiten der Handlung, wodurch hauptsächlich dieses Werk bey den Alten das Muster tragischer Anordnung geworden war, noch etwas gesagt haben. Die Vorliebe des Verfassers für den Oedipus in Kolonos theilt er auch, und stimmt im Ganzen in dessen Vergleichung dieses Stückes mit den Eumeniden des Aeschylus ein. Aber hier konnte der ganze Sinn der griechischen Tragödie erschöpfend entwickelt werden. Der Verfasser hat an einem anderen Orte dieses Stück auf christliche Ideen beziehen wollen, welches man ihm jedoch nur in sofern zugeben dürfte, als alle Religion entweder als Vorbereitung oder Ausartung des Christenthums angesehen würde. Sonst drückt sich wohl hier gerade das Prinzip der griechischen Weltansicht am eigenthümlichsten aus. Sophokles ergriff das Leben in seiner ganzen Wirklichkeit, Aeschylus in seinen Elementen, und darum mußte diesem die Lösung, wie in den Eumeniden, mehr eine Formel bleiben. Der zweyte Oedipus zeigt uns am klarsten, wie das Bewußtseyn der Unschuld mit dem Bewußtseyn begangener Frevel, die dennoch ihrer inneren Natur nach Frevel bleiben, unversöhnlich streitet, aber eben darin sich wieder die versöhnende Gegenwart göttlicher Einwirkung offenbart. Auch dieß ist nur ein Bild des ganzen menschlichen Looses; denn jede, auch mehr bewußte Verschuldung läßt sich ohne Zweifel in ein Resultat zusammenwirkender Umstände und äußerer Einwirkungen auflösen, ohne ihre innere verderbliche Natur zu verlieren. Und hätten wieder die des Oedipus mehr in Thaten als in Leiden bestanden, so würde dagegen auch das Edle in ihm thätiger und freyer hervorgetreten seyn. Rec. glaubt

hierin die vollständigste Bestätigung seiner eben aufgestellten Behauptungen zu finden.

Trefflich ist der Charakter der Antigone in dem Stücke dieses Namens entwickelt, aber der Sinn des Ganzen nicht vollständig gegeben, wenn er blos in der einseitigen Verherrlichung der Heldin, und der Ausübung poetischer Gerechtigkeit am Kreon bestehen soll, nicht in dem Widerstreit göttlicher und bürgerlicher Ordnung. Die schönen Reden des Kreon über die Gesetzmäßigkeit und den bürgerlichen Gehorsam sind ja nicht vergeblich gesagt. Schön ist der Selbstmord im Ajax gewürdigt, und der Schluß des Stücks gerechtfertigt. Den Zustand und Charakter des Philoktet schildert der Verfasser so meisterhaft, daß er uns ganz in die Dichtung versetzt, aber des deus ex machina, auf welchem so vieles beruht, und wobey manches zu erklären war, erwähnt er gar nicht. Die Trachinierinnen gegen den Verfasser, der sie etwas herabsetzt, zu vertheidigen, was Rec. sonst wohl unternehmen möchte, würde hier zu weit führen, wo es nicht darum zu thun ist, über Einzelheiten zu rechten.

Daß Euripides nicht viel Gutes vom Verfasser zu erwarten habe, ließ sich voraussehen. Mit Recht werden ihm viele Fehler vorgeworfen, die ihm eine unglückliche Aehnlichkeit mit gewissen modernen Dichtern geben. Wenn er aber gethan hätte, was der Verfasser S. 204 von ihm verlangt, wenn er die Darstellung der unentfliehbaren Nothwendigkeit des Schicksals auf ihren wahren Zweck, wie der Verfasser sagt, gerichtet hätte, nämlich im Gegensatze damit die sittliche Freyheit des Menschen zu heben, so möchte es mit ihm eher schlimmer als besser, wenigstens möchte er dann noch viel moderner geworden seyn. So hätten wir in der That nur die Wahl zwischen der Schule der Kotzebue, der Ifflande, und der Schule der Werner, der Oehlenschläger. Sehr treffend zeigt der Verfasser, wie die weichliche und kleinliche Moral des Euripides und ähnlicher Neueren eigentlich alle wahre Sittlichkeit untergräbt, sieht aber seinerseits nicht, daß der Vorsatz, die Freyheit des Menschen gegen die Nothwendigkeit zu heben auf einem eben so großen Mißverständnisse beruht, und eine leere, hochmüthige Afterweisheit in die Tragödie bringt, die sich, wie alles Unechte, auch wieder selbst untergräbt, und nur zu einer andern Art von Unsittlichkeit führt. Oder ist es nicht einerley, ob wir mit unseren sinnlichen Schwächen, oder mit unserer angeblichen moralischen Größe koquettiren, welche letzte Art jetzt freylich so im Schwange ist, daß sie von vielen für ihren höchsten Beruf gehalten wird? Es wäre ja übel, wenn wir immer nur aus einem modischen Wahn

in einen noch modischeren fallen sollten. Zu dem allen verführt aber nur das unglückliche Wort Schicksal. Wenn wir nun einmal das Wort Vorsehung gebrauchten, würde es dann noch sittliche Freyheit seyn, sich gegen die Vorsehung und ihre Schickungen zu empören?

Indessen rechtfertigt der Verfasser die Vorwürfe, die er dem Euripides macht, auf das gründlichste, und wer noch nicht über den eigentlichen Werth dieses Dichters auf dem Reinen ist, kann hier alle seine großen Schwächen treu und auf überzeugende Weise entwickelt finden. Nur auf Eins wünschten wir, daß der Verfasser aufmerksam gemacht hätte, wie nämlich doch dieser Dichter unläugbar auch einen großen Fortschritt machte, indem er eine neue, eine der griechischen Poesie damals noch fast ganz unbekannte Welt aufschloß, die Welt des Gemüths und der im Inneren desselben wirkenden Mächte. Sollte der große Beyfall, den ihm seine Zeit spendete, nicht zum Theil auf das Ueberraschende dieser neuen Richtung zu schieben seyn? Wahrscheinlich wurde sie von der ganzen damaligen Schule, dem Agathon, dem Chäremon und Anderen befolgt. Darin vorzüglich zeigt sich das Talent des Euripides als ein großes und eigenthümliches, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß die Entartung der Kunst in der Regel zuerst von talentvollen Männern ausgeht. Ist sie erst recht weit eingerissen, so kommt es freylich dahin, daß Beschränktheit und Dürftigkeit der Geistesgaben, und in den Werken das, was man wirklich kaum anders als das Dumme nennen kann, Bedingungen des öffentlichen Beyfalls werden.

Ein trefflicher Gedanke war es, die drey Stücke der drey Tragiker, welche denselben Gegenstand haben, nämlich die Ermordung der Klytämnestra und des Aegisth, in eine Vergleichung zusammenzufassen, und der Verfasser hat daran die Manier eines jeden der drey Dichter als Kenner aufzuzeigen gewußt. Auch an den übrigen einzelnen Stücken des Euripides hat er das Eigenthümliche kurz, aber hinreichend bemerkt. Rec. muß gestehen, daß er allen, auch dem Hippolytus, die Bacchantinnen vorzieht. An jenem war ihm immer die Pedanterey zuwider, mit welcher Hippolytus den philosophischen Sonderling spielt. Die Bacchantinnen haben einen orgiastischen Charakter, die Fabel ist ganz in ihrer mythischen Bedeutung und Größe gefaßt, wahrhaft erschütternd, und recht die damals noch verhüllten Tiefen tragischer Gefühle berührend ist die Verblendung des Pentheus, und die Chorgesänge möchten auch wohl, poetisch und musikalisch betrachtet, zu den schönsten des Dichters gehören.

hierin die vollständigste Bestätigung seiner eben aufgestellten Behauptungen zu finden.

Trefflich ist der Charakter der Antigone in dem Stücke dieses Namens entwickelt, aber der Sinn des Ganzen nicht vollständig gegeben, wenn er blos in der einseitigen Verherrlichung der Heldin, und der Ausübung poetischer Gerechtigkeit am Kreon bestehen soll, nicht in dem Widerstreit göttlicher und bürgerlicher Ordnung. Die schönen Reden des Kreon über die Gesetzmäßigkeit und den bürgerlichen Gehorsam sind ja nicht vergeblich gesagt. Schön ist der Selbstmord im Ajax gewürdigt, und der Schluß des Stücks gerechtfertigt. Den Zustand und Charakter des Philoktet schildert der Verfasser so meisterhaft, daß er uns ganz in die Dichtung versetzt, aber des deus ex machina, auf welchem so vieles beruhte, und wobey manches zu erklären war, erwähnt er gar nicht. Die Trachinierinnen gegen den Verfasser, der sie etwas herabsetzt, zu vertheidigen, was Rec. sonst wohl unternehmen möchte, würde hier zu weit führen, wo es nicht darum zu thun ist, über Einzelheiten zu rechten.

Daß Euripides nicht viel Gutes vom Verfasser zu erwarten habe, ließ sich voraussehen. Mit Recht werden ihm viele Fehler vorgeworfen, die ihm eine unglückliche Aehnlichkeit mit gewissen modernen Dichtern geben. Wenn er aber gethan hätte, was der Verfasser S. 204 von ihm verlangt, wenn er die Darstellung der unentfliehbaren Nothwendigkeit des Schicksals auf ihren wahren Zweck, wie der Verfasser sagt, gerichtet hätte, nämlich im Gegensatze damit die sittliche Freyheit des Menschen zu heben, so möchte es mit ihm eher schlimmer als besser, wenigstens möchte er dann noch viel moderner geworden seyn. So hätten wir in der That nur die Wahl zwischen der Schule der Kotzebue, der Ifflande, und der Schule der Werner, der Oehlenschläger. Sehr treffend zeigt der Verfasser, wie die weichliche und kleinliche Moral des Euripides und ähnlicher Neueren eigentlich alle wahre Sittlichkeit untergräbt, sieht aber seinerseits nicht, daß der Vorsatz, die Freyheit des Menschen gegen die Nothwendigkeit zu heben auf einem eben so großen Mißverständnisse beruht, und eine leere, hochmüthige Afterweisheit in die Tragödie bringt, die sich, wie alles Unechte, auch wieder selbst untergräbt, und nur zu einer andern Art von Unsittlichkeit führt. Oder ist es nicht einerley, ob wir mit unseren sinnlichen Schwächen, oder mit unserer angeblichen moralischen Größe koquettiren, welche letzte Art jetzt freylich so im Schwange ist, daß sie von vielen für ihren höchsten Beruf gehalten wird? Es wäre ja übel, wenn wir immer nur aus einem modischen Wahn

in einen noch modischeren fallen sollten. Zu dem allen verführt aber nur das unglückliche Wort Schicksal. Wenn wir nun einmal das Wort Vorsehung gebrauchten, würde es dann noch sittliche Freyheit seyn, sich gegen die Vorsehung und ihre Schickungen zu empören?

Indessen rechtfertigt der Verfasser die Vorwürfe, die er dem Euripides macht, auf das gründlichste, und wer noch nicht über den eigentlichen Werth dieses Dichters auf dem Reinen ist, kann hier alle seine großen Schwächen treu und auf überzeugende Weise entwickelt finden. Nur auf Eins wünschten wir, daß der Verfasser aufmerksam gemacht hätte, wie nämlich doch dieser Dichter unläugbar auch einen großen Fortschritt machte, indem er eine neue, eine der griechischen Poesie damals noch fast ganz unbekannte Welt aufschloß, die Welt des Gemüths und der im Inneren desselben wirkenden Mächte. Sollte der große Beyfall, den ihm seine Zeit spendete, nicht zum Theil auf das Ueberraschende dieser neuen Richtung zu schieben seyn? Wahrscheinlich wurde sie von der ganzen damaligen Schule, dem Agathon, dem Chäremon und Anderen befolgt. Darin vorzüglich zeigt sich das Talent des Euripides als ein großes und eigenthümliches, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß die Entartung der Kunst in der Regel zuerst von talentvollen Männern ausgeht. Ist sie erst recht weit eingerissen, so kommt es freylich dahin, daß Beschränktheit und Dürftigkeit der Geistesgaben, und in den Werken das, was man wirklich kaum anders als das Dumme nennen kann, Bedingungen des öffentlichen Beyfalls werden.

Ein trefflicher Gedanke war es, die drey Stücke der drey Tragiker, welche denselben Gegenstand haben, nämlich die Ermordung der Klytämnestra und des Aegisth, in eine Vergleichung zusammenzufassen, und der Verfasser hat daran die Manier eines jeden der drey Dichter als Kenner aufzuzeigen gewußt. Auch an den übrigen einzelnen Stücken des Euripides hat er das Eigenthümliche kurz, aber hinreichend bemerkt. Rec. muß gestehen, daß er allen, auch dem Hippolytus, die Bacchantinnen vorzieht. An jenem war ihm immer die Pedanterey zuwider, mit welcher Hippolytus den philosophischen Sonderling spielt. Die Bacchantinnen haben einen orgiastischen Charakter, die Fabel ist ganz in ihrer mythischen Bedeutung und Größe gefaßt, wahrhaft erschütternd, und recht die damals noch verhüllten Tiefen tragischer Gefühle berührend ist die Verblendung des Pentheus, und die Chorgesänge möchten auch wohl, poetisch und musikalisch betrachtet, zu den schönsten des Dichters gehören.

bey der alles zufällig und willkürlich seyn soll, doch immer gleich anfänglich gewissermaßen ihre eigenen Prinzipien aufstellen, und sich über eine allgemeine Grundlage mit dem Zuschauer einigen muß, und mehr dergleichen. Dahin gehört auch die Parabase, eine beym ersten Anblick räthselhafte Erscheinung, die gründlich hätte erklärt werden sollen. Der Dichter setzt sich durch diese scheinbare Aufhebung der dramatischen Illusion in ein der Komödie unentbehrliches Einverständniß mit dem Publikum. Durch ein ähnliches Verfahren, welches wir bey der Komödie der Neueren zu berühren haben, wird nachher noch ein Licht darauf geworfen werden. Dieses und vieles Andere eben so Wichtige war hier zu untersuchen, und wenn wir dieß vermissen, so geschieht es, weil wir nach des Verfassers eigenen Aeußerungen im Anfang, daß alles auf die Wurzel unseres Daseyns zurückgeführt werden müsse, und in ähnlichen Stellen, keine willkürliche Beschränkung auf die Oberfläche von ihm erwarten. Wollte Rec. die Stücke einzeln durchgehen, so würde er sein eigenes System an ihnen entwickeln müssen, was schicklich einer anderen Gelegenheit aufbehalten bleibt. Nur die Wolken betreffend, will er noch sagen, daß ihm selbst der Vorwurf einer persönlichen Abneigung des Aristophanes gegen den Sokrates nicht hinlänglich begründet scheint. Selbst die Schilderungen von dem persönlichen äußeren Benehmen des Philosophen sind zwar lächerlich, aber so gutmüthig, daß sie manches Andere eher versüßen als schärfen.

Mit der neuen Komödie der Griechen beschäftigt sich die siebente Vorlesung. Aus triftigen und genügenden Gründen wird die sogenannte mittlere Komödie als eine besondere Gattung ganz geläugnet, da sie höchstens für einen Uebergang von der alten zur neuen gelten kann. Die Bedeutung der neuen, welche er das Lustspiel nennt, um ihre Verwandtschaft mit der modernen zu bezeichnen, setzt der Verfasser sehr treffend darein, daß der Dichter nun nicht mehr selbst mit der Poesie und der Welt seinen Scherz treibt, sondern in den Gegenständen das Scherzhafte aufsucht, in den menschlichen Charakteren und Lagen dasjenige schildert, was zum Scherz veranlaßt, das Lustige, das Lächerliche. Diese glückliche und geistreiche Bestimmung der Gattung ist in der That sehr reich an Folgerungen, die der Verfasser auch mit großem Scharfsinne daraus zieht, und darnach zum Theil auch die verschiedenen Abstufungen der Gattung beschreibt. Das Nächste, was sich aus jener Fortsetzung ergibt, ist die Wahrscheinlichkeit, welche diesem Lustspiele eigen seyn muß, und wodurch es eine portraitmäßige Aehnlichkeit mit der Wirklichkeit erhält. Aber ganz muß

Rec. von dem Verfasser abweichen, wenn dieser hierin etwas Prosaisches sieht, das eigentlich der Poesie unwürdig sey, und so überhaupt dieses Lustspiel als eine Mischung aus poetischen und prosaischen Bestandtheilen betrachtet. So wie ihn hierin sein falsches Ideal irre führt, so auch sein Gegensatz von Ernst und Scherz, wenn er im Lustspiele etwas Tragisches zu finden glaubt, in der förmlichen Verwickelung und Auflösung. Es würde vielleicht eine zu weitläuftige Abhandlung zur Zerstörung aller dieser Täuschungen gehören. Hat man indessen eingesehen, daß das Zweckwidrige unmöglich das Komische ausmachen kann (und noch dazu ist auch in dem Ausdrucke Zweck hier wieder eine Vieldeutigkeit), so wird man auch den blos zweckmäßigen Zusammenhang wohl nicht gerade als ein tragisches Element betrachten. Es ist gerade umgekehrt; diese Zweckmäßigkeit in Verwickelung und Auflösung ist dem Lustspiele blos deshalb eigen, weil es in der Welt des gemeinen Lebens spielt, welches sich ganz an den Verknüpfungen von Zweck und Mittel fortleitet. Der Unterschied ist nur der, daß in der Tragödie sich in diesen Verwickelungen Gegensätze von Ideen entfalten, welche eben, weil sie dieß sind, in der Offenbarung ihrer wesentlichen Einheit untergehen, im Lustspiele aber der ganze Sinn des Lebens in den Verwickelungen und ihrer Auflösung liegt, und so das Höchste selbst sich auf den Maßstab zeitlicher Nichtigkeit zurückführt. Das beste Beyspiel hievon ist die Art, wie das moderne Lustspiel die Liebe behandelt, deren auch das der Alten nicht entbehren konnte. Schon hieraus sieht man, daß die andere Behauptung, die Aehnlichkeit mit dem Wirklichen sey prosaisch, gar nicht zugestanden werden kann. Dieser Aehnlichkeit kann ja auch die Tragödie nicht entrathen, wie der Verfasser selbst eingesteht, wenn er darin Unwahrscheinlichkeiten tadelt. Das Poetische besteht nicht darin, daß das Wirkliche nach Abstraktionen oder Idealen, die am Ende auch nichts anderes sind, verändert, sondern daß es in seinem vollen Begriffe dargestellt wird; es kommt nur darauf an, von welcher Seite dieser aufgefaßt wird. Hiernach ist das Lustspiel, richtig verstanden und ausgeführt, eine vollkommen poetische, und gar nicht anzufechtende Gattung; ja es ließe sich zeigen, daß es nach der ganzen Natur der griechischen Poesie zwey solche Aeußerste in der Komödie geben mußte, wie die alte und neue, während die Tragödie in der Mitte stand. Das Lustspiel verhält sich zur alten Komödie wie das Idyll zum Epos, oder die Novelle zum Romane. Vielleicht ergibt sich eine Gelegenheit an einem anderen Orte, dieß alles vollständiger auszuführen. Wenn aber der Verfasser die Nachahmung der Wirklichkeit, wie sie im Begriffe der neuen Komödie liegt, schon zur Prose ver-

bannen will, so möchte ein Haupttheil der ganzen Poesie der Alten, worin sie eine recht große Stärke haben, und den Rec. gern die urbane Poesie nennt,* verworfen werden, was gewiß eine große Ungerechtigkeit seyn würde. Wenn nun der Verfasser die Posse, das reine Lustspiel, das belehrende oder rührende Schauspiel, und endlich das bürgerliche Trauerspiel nach der Mischung der komischen, tragischen, poetischen und prosaischen Elemente bestimmt, so können wir ihm nicht folgen, müssen vielmehr darin eine Vermischung der Komödie mit wirklichen Ausartungen sehen. Dagegen zeigt er vortrefflich, wie der Unterschied zwischen Intriguen- und Charakterstücken gewöhlich viel zu pedantisch gefaßt wird, und macht über das, was er das Komische der Beobachtung und das selbstbewußte Komische nennt, lehrreiche Bemerkungen. Auch wie im Lustspiel an die Stelle der Moral die Klugheitslehre tritt, hat er treffend gezeigt, nur muß man sich dadurch auch nicht verleiten lassen, seiner moralischen Ansicht der Tragödie beyzutreten. Die lateinischen Komiker werden mit dem richtigsten Urtheil auf ihren wahren Werth gesetzt, und der ganze Zustand der neuen Komödie der Griechen wird mit einer Meisterschaft geschildert, daß dieser letzte Theil der siebenten Vorlesung zu dem Schönsten im ganzen Buche gehört. Der Verfasser hat in der That seine Zuhörer nicht blos über die Kunst belehrt, sondern sie durch seine eigene Kunst der Darstellung in ein wahrhaft künstlerisches Element versetzt.

Es sey dem Rec. vergönnt, seinem gleich im Anfang aufgestellten Hauptzwecke gemäß, über den Inhalt der ersten Abtheilung des zweyten Theils, die römische, italienische und französische Bühne, rascher hinweg zu gehen. Ueber die römischen Atellanen und Mimen wüßte er nichts besonders Neues gefunden zu haben. Ueber die alten römischen Tragiker hätten Quintilians Urtheile doch wohl einer Erwähnung verdient. Was über den Geist einer römischen Tragödie, wie sie hätte seyn können, gesagt wird, ist eines Kenners würdig, dessen Phantasie sich ganz in das Alterthum zu versetzen weiß. Das Urtheil über die Stücke des sogenannten Seneca, so tief es sie herabsetzt, ist doch nur von strenger Gerechtigkeit.

Das italienische Theater gibt uns nicht viel Gelegenheit zu Betrachtungen über das Wesen der Kunst. Rec. war sehr erfreut, den Pastor Fido des Guarini nach seinem hohen Werthe gewürdigt zu finden. Des Verfassers äußerst lebendige und geistreiche Darstellung der Manieren des Metastasio und Alfieri ergötzt mehr als die Werke dieser Dichter selbst. Be-

sonders ist die trostlose Dürre des letzten dem Rec. immer fast unüberwindlich gewesen. Da es mit dem regelmäßigen italienischen Lustspiel auch sehr schwach steht, so wäre es wohl wünschenswerth gewesen, daß der Verfasser sich etwas weiter in die Geschichte der commedia dell' arte eingelassen hätte. Riccoboni wird gar nicht erwähnt. Was über Goldoni, und besonders über die Alltäglichkeit seiner Stoffe gesagt wird, war dem Rec. sehr tröstlich, der sich damit nie versöhnen konnte, und oft fürchtete, diesen Dichter zu niedrig anzuschlagen. Auch über Gozzi mag das sehr gemäßigte Lob des Verfassers das Richtige seyn; der Rec. hat eine Vorliebe für seine kühne Laune, doch war es ihm immer auffallend, daß dieser Dichter, ungeachtet der scheinbar so volksmäßigen Elemente seiner Kunst, nie volksmäßig geworden, und daß bey so geistreichen Kompositionen, seine Sprache, wo sie nicht komische Provinzial-Dialekte darstellt, so ungebildet und fast opernmäßig beschaffen ist. Im Ganzen gibt diese achte Vorlesung kein erfreuliches Bild von der Geschichte und dem Zustande des Italienischen Theaters. Man hat dem Verfasser auch schon von Italien aus in Vertheidigungsschriften den Krieg angekündigt, den wir ihm, wenn es ihm der Mühe werth scheint, auszufechten ruhig überlassen können.

Beym französischen Theater möchten wir uns auch nicht gern allzulange verweilen. Eigentlich sollte darüber seit Lessing kein bedeutendes Mißverständniß mehr obwalten, und die Ausführlichkeit, die wir hier in dem Werke finden, wäre bey manchen der lehrreichern Perioden der Kunst vielleicht besser angebracht gewesen. Aber wir sind genöthigt, hier auf etwas einzugehen, worüber der Verfasser sich eben fast allzusehr verbreitet, auf die Gesetze der berüchtigten drey Einheiten, welche die französischen Kritiker auf den Aristoteles zurückführen. Der Verfasser sagt hier gleich anfänglich, er sey in keinem polemischen Verhältnisse mit dem Aristoteles, sondern nur mit seinen französischen Auslegern, und doch vermischt er beydes so mit einander, daß er eigentlich den Philosophen nie rein von den aufgedrungenen Folgerungen absondert, ja noch wunderlicher kommt es heraus, daß er ihn zuweilen durch das bestreitet, was er am Shakspeare hätte lernen können. Wir müssen hier den alten Weisen, und selbst seine Manier in der Hauptsache vertheidigen.

Zuförderst beschwert sich der Verfasser darüber, daß Aristoteles von der Erfahrung und den empirischen Begriffen der Dinge ausgeht, und die Kunst nicht auf Ideen zurückführt, ohne welche sie doch nicht zu begreifen sey. Aristoteles hat aber nirgend gesagt, daß er die innersten Gründe der Kunst aufdecken

wolle; ob er dieß vielleicht mit Unrecht für unmöglich gehalten, geht uns hier nicht an; kurz er will nur ihre Gesetze aufstellen, wie sie ist. Wenn er nun dieses zwar nach empirischen Begriffen thut, aber mit steter Beziehung auf das, was die Kunst von allen übrigen Erscheinungen unterscheidet, und folglich mit stiller Voraussetzung eines höheren Grundes, so ist dagegen nichts einzuwenden. Lessing hat denselben Weg betreten, und wenn er nicht genügt, so ist es meistens da, wo er recht das Innerste hervorzuholen verspricht. Eine solche Methode, welche die Sachen nimmt, wie sie sich geben, ist wenigstens weit vorzuziehen derjenigen, die gewisse einseitig aufgefaßte allgemeine Begriffe unter dem Namen von Ideen voraussetzt, und dadurch leicht einer ganzen Wissenschaft eine schiefe Gestalt gibt.

Ueber die Einheit der Handlung, wie sie Aristoteles meine, und wie sie eigentlich gedacht werden solle, scheint der Verfasser wieder in einige Verwirrung gerathen zu seyn. Zuerst erklärt er den Begriff der Handlung nach dem deutschen Ausdrucke, und findet es nicht hinreichend, »darunter im Drama blos Entschluß und That zu verstehen, welches auf viele Tragödien der Alten, und noch mehr der Neueren nicht passe.« Nachher, S. 91, wirft er es doch dem Aristoteles gewissermaßen vor, »daß man bey ihm nicht auf den strengen Begriff von Handlung, als Entschluß und That dringen könne, und daß er unter Handlung, wie die sämmtlichen Neueren, nur etwas verstehe, das geschieht,« was also nun wieder nicht das Richtige seyn soll. »Die Verkettung der Ursachen und Wirkungen sey endlos, und könne also nicht den Forderungen des Aristoteles entsprechen, Anfang und Ende zu haben, also auch kein Ganzes und keine Einheit geben. Innerhalb des Gebietes der Erfahrung angesehen,« sagt er noch vorher S. 91, »sey der Entschluß als Anfang der Handlung nicht blos Ursache, sondern wiederum Wirkung von vorhergehenden Beweggründen. Es müsse also in den Begriff der Handlung eine andere Bestimmung aufgenommen werden, nämlich die Beziehung auf die sittliche Freyheit, kraft welcher allein der Mensch als der erste Urheber seiner Entschlüsse betrachtet werde.« Deshalb sey in einer Verwickelung von mehreren Handlungen diejenige, welche die sittliche Würde voraus hat, die Haupthandlung, wie er am Beyspiele der Andromache anzudeuten scheint. — »Nach dieser Beziehung auf eine höhere Idee, in welcher die Einheit und Ganzheit der Tragödie im Sinne der Alten liege, sey endlich ihr absoluter Anfang die Bewährung der Freyheit, die Anerkennung der Nothwendigkeit ihr absolutes Ende.«

Hier muß der gute Aristoteles für Dinge büßen, woran er wirklich nie gedacht hat. Es ist ihm nämlich niemals in den Sinn gekommen, hier den Begriff von Handlung, wie er aus dem deutschen Worte gezogen werden kann, anzuwenden; es ist also wohl sehr hart zu verlangen, daß er eben diesen streng nehmen sollte. Die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind μῦθος und πρᾶξις. Das erste kann man am besten geben die Fabel. Das zweyte schließt zwar das Handeln mit in sich, aber eben so gut auch, ja noch mehr, das, was dem Menschen zustößt, und den Erfolg. Die letzte Bedeutung ist bey den Tragikern selbst die eigentliche. Auch zeigt sich diese deutlich in demjenigen, was Aristoteles darüber sagt, daß die Fabel nicht blos dadurch Eine sey, daß sie etwa Einen Helden beträfe, und in der hierüber durch das Beyspiel der Odyssee gegebenen Erläuterung, eine Stelle, die der Verfasser, da er ausziehen wollte, was Aristoteles über die Einheit der Handlung sagt, nicht hätte auslassen sollen. Wenn wir dieß alles zusammenfassen, so möchte diese Aristotelische Einheit ziemlich mit der des Interesse, welche de la Motte an die Stelle der Einheit der Handlung setzen wollte, und die doch dem Verfasser der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint, zu vereinigen seyn. Indessen nach dem, was Rec. schon oben berührt hat, brauchen wir das nicht einmal. Warum soll denn der reinen Erscheinung, wie sie Aristoteles auffaßt, immer ein einseitiger Begriff untergeschoben werden? Rec. begnügt sich freylich am Aristoteles auch nicht, aber er muß ihn eben so sehr in Schutz nehmen, wenn man kantisirende Ansichten von ihm verlangt, als wenn man ihm französische Regeln der Konvention aufbürdet. Wenn nun der Verfasser selbst wieder den absoluten Anfang der Handlung in die Bewährung der sittlichen Freyheit setzt, ihr absolutes Ende in die Anerkennung der Nothwendigkeit, so ist dieß unverständlich; denn die Freyheit soll ja erst recht angehen, indem sie sich über die Nothwendigkeit erhebt. Was aber von der ganzen Ansicht zu halten sey, ist eben gezeigt worden. Unmöglich kann sie dem Verfasser selbst genügen, wenn er S. 97 eine weit tiefere, innigere, geheimnißvollere Einheit fordert, als die, womit die meisten Kunstrichter sich begnügen. In diesen unbestimmten Worten läßt er uns dunkel etwas ahnen, dem er selbst keinen deutlichen Ausdruck zu leihen vermag. Welcher aber der eigentliche Grund dieser Einheit der Handlung sey, und wie er zugleich als die Universalität ihrer Bedeutung gefaßt werden müsse, hat Rec. im Obigen wenigstens angedeutet.

Gegen die im Aristoteles nicht einmal begründeten, und von den Franzosen mit unbegreiflicher Pedanterey kommentirten

Einheiten der Zeit und des Ortes polemisirt der Verfasser mit Recht. In wie fern etwas daran ist, darüber ließe sich wohl noch etwas sagen, was wir aber der Kürze halber übergehen müssen. Die Fünfzahl der Akte scheint aber der Verfasser ohne Grund lächerlich zu machen. Ein dramatisches Ganzes ordnet sich wie von selbst in drey oder fünf Abschnitte, das größere und bedeutendere in die letzte Zahl. Es ließe sich wohl zeigen, und selbst durch die Regeln der Gruppirung in der bildenden Kunst erläutern, wie die Exposition, der Fortschritt zur Verwickelung, der höchste Zustand der Verwickelung oder Spannung selbst, das Herabeilen von da oder die Vorbereitung zum Schlusse, und endlich die Katastrophe mit ihrer Bedeutung diese Anordnung ausfullen. Selbst der philosophische Dialog, wenn er einen dramatischen Charakter haben soll, nimmt nothwendig wenigstens drey, mehr oder weniger merklich begrenzte Haupttheile an. Die Zahlen zwey, vier oder sechs haben hier immer etwas Ungeschicktes und Unvollendetes, weil sie in unverbundene, unorganische Halften zerfallen. Ja selbst die Zahl der Hauptpersonen wird selten eine gerade Zahl seyn dürfen. Die ungerade Zahl erkannten schon die Alten als die abgeschlossene, vollendete, die gerade als die der endlosen Unbestimmtheit an. Auch weiß man wenigstens durch das Gefühl, was man sich bey den Ausdrücken Aufzug, Akt des Drama zu denken hat, und es gehört recht zu der heutigen gedankenlosen Verbesserungssucht, daß man angefangen hat, dafür das allgemeine Wort Abtheilung einzuführen.

In der Kritik der französischen Bühne selbst, und ihrer eigensinnigen Maximen, besonders in Ansehung der stehen bleibenden Dekorationen und des Uebergangs der Scenen in einander, woraus unzählige Widersinnigkeiten entstehen, finden wir den ganzen Scharfsinn des Verfassers wieder. Auch ist gut gezeigt, wie dort weder die mythischen Stoffe mythisch, noch die historischen recht historisch behandelt werden. Von allem diesen liegt der Grund darin, daß es überhaupt weder um das Eine noch um das Andere zu thun ist, sondern um gewisse typische Figuren, womit, wie mit Rechensteinen, gewisse allgemeine, abstrakte menschliche Verhältnisse gebildet werden sollen. Denn in solchen Abstraktionen suchen oft die Franzosen, durch eine sonderbare Verirrung des menschlichen Geistes, die Poesie. Aber das Drama, als die Poesie des Staats und der höheren Geselligkeit, schließt sich auch an alle Stufen der Bildung und Verbildung der Gesellschaft an, und so wie es ursprünglich bey den meisten Völkern Religions-Zeremonie war, so kann es in seiner Entartung auch Hofzeremonie, oder wohl gar bloße sinnliche

Belustigung für den Müßiggang werden, wie es jetzt leider in Deutschland fast allgemein zu seyn scheint. Was in Frankreich das Drama als Spiel der feinen Gesellschaft geworden ist, wie es sich ganz in die Fesseln des eigensinnigsten konventionellen Vorurtheils begeben, und sich so eine eigene Welt gebildet hat, in welcher oft erhaben ist, was den Unbefangenen zum Lachen bringen würde, und umgekehrt, das hat der Verfasser mit geistreicher und feiner Laune entwickelt. Hofintrigue ist ihnen fast überall die Grundlage der dramatischen Komposition; daher ihre liebsten Stoffe aus den Familien der römischen Cäsarn, und aus den macedonischen Königsfamilien nach Alexander, denen die griechischen aus der Heroenzeit ähnlich werden müssen. Auch die Türken können dergleichen darbieten; und zu verwundern ist es, daß die reichen Fundgruben der byzantinischen Gräuel nicht besser benutzt worden sind. Doch wir würden etwas überflüssiges thun, wenn wir der sorgfältigen Behandlung des Verfassers noch mehr hinzufügen wollten. Er läßt sich hier auch nicht blos im Allgemeinen, sondern selbst bey der Beurtheilung der Hauptwerke der französischen Tragiker, genauer und mit vieler Belehrung für seine Leser auf die Komposition ein, und so scheint es fast, als sey er diese zu untersuchen geneigter bey Werken, wo sie Anlaß zum Tadel und zur Warnung gibt, als wo man daraus wesentlichen Gewinn für die Einsicht in das Höchste der Kunst schöpfen könnte. Corneille, Racine, Voltaire und einige weniger Berühmte werden genau durchgegangen, und treffend wird bemerkt, wie das, worin wirklich echte Lebenskeime lagen, wie Corneilles Cid, und Racines Athalie, durchaus nicht auf jenem Boden gedeihen wollte. Rec. hat immer den Cid besonders geliebt, und um so mehr die kalte Steifheit, zu der Corneille nachher überging, betrauert. Dem Racine würde er vielleicht, ohne von dem Verfasser auf manches Schöne aufmerksam gemacht zu seyn, weniger wahren Werth zugestanden haben. Den an das Romantische streifenden Tragödien Voltaires, wie Zaire, und besonders Tancred, hat der Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Desselben Oedipe hätte wohl nebst der dazu gehörigen lächerlichen Selbstkritik eine schärfere Züchtigung verdient. Mahomed ist als die scheußliche Mißgeburt geschildert, die er ist. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten der neueren Kulturgeschichte, daß der Freygeist für diesen Frevel eine besondere Belobung vom Papste bekam.

Das französische Lustspiel wird im Allgemeinen kurz abgefertigt. Es soll eine gewisse konventionelle Gebundenheit besser ertragen als die Tragödie, weil es bey seiner zum Theil

unpoetischen Beschaffenheit sonst Gefahr laufe, in Formlosigkeit und Gemeinheit auszuarten. Wie wenig Rec. in diese etwas erniedrigende Ansicht des Lustspiels einstimmen kann, wird man sich aus dem, was über diese Gattung im Allgemeinen gesagt worden ist, erinnern. Das Lustspiel erscheint nur deßwegen gebundener, weil es als Darstellung der Wirklichkeit ganz die Sitten der Gegenwart annehmen muß, also aus demselben Grunde, warum die höhere, freyere Komödie in ganz individuelle und lokale Beziehungen eingeht. Dieser konventionelle Charakter kann dem Lustspiele, wenn er die edleren geselligen Verhältnisse und die aus Ideen hervorgehenden Momente der in der Gesellschaft bestehenden Meinungen in sich aufnimmt, einen hohen Grad von poetischem Schwung und Idealitat geben, wie an den spanischen Lustspielen leicht zu sehen ist. Es kann daher auch dem Verfasser nicht zugegeben werden, »daß der Lustspieldichter, der auf Unsterblichkeit Anspruch macht, hauptsächlich auf diejenigen Motive bauen müsse, die immer verständlich bleiben, weil sie nicht blos in den Sitten eines Zeitalters, sondern in der menschlichen Natur liegen.« Dadurch würde er so abstrakt werden, wie meistens die französischen Tragiker. Vielmehr muß er die ganz in den Sitten des Zeitalters und der Nation liegenden Motive von ihrer wesentlichen, poetischen Seite aufzufassen und zu behandeln wissen. Dann versetzt er auch die späteste Nachwelt in seine Zeit, wie Aristophanes, Calderon, Shakspeare. In der Beurtheilung des Moliere würde Rec. die Charakterstücke von den Intriguenstücken mehr gesondert haben; der Verfasser that es vielleicht nicht, um seinen früheren Behauptungen, die gegen diesen Unterschied gerichtet waren, nicht zu widersprechen. Wenn man aber auch in der Theorie läugnet, daß es zwey solche Gattungen gebe, so kann man doch nicht bestreiten, daß in der Ausübung, und besonders beym Moliere, sich beydes sehr deutlich, und freylich zum Nachtheile der Kunst, von einander scheidet. Die willkürlichen Auflösungen, welche der Verfasser dem Moliere mit Recht vorwirft, finden sich jedoch vorzugsweise in den Charakterstücken, aus leicht begreiflichen Gründen. Uebrigens stimmt Rec. mit dem Urtheile des Verfassers ganz überein, und bezweifelt auch nicht, daß Molieres eigentliches Talent der derbe Spaß und das Possenhafte war. Doch kann ihn das nicht verwundern, was dem Verfasser aufzufallen scheint, daß mitten in dieser Lustigmacherey moralische Rügen und Belehrungen vorkommen. Diese sind durch einen natürlichen Kontrast nicht allein im Possenhaften unvermeidlich, wenn es nicht bloße gemeine Volksbelustigung ist, sondern sie stellen sich auch in der höheren Komödie ein. Von beyden können wir viele Stellen im Hol-

berg, und die Parabasen des Aristophanes als Beyspiele anführen. Der Grund scheint dem Rec. in dem schon öfter bemerkten nothwendigen Einverständniß des komischen Dichters mit dem Zuschauer zu liegen, welches eben im reinen Lustspiele durch die Beobachtung der Sitten und angenommenen geselligen Meinungen erzielt wird, bey größerer komischer Freyheit aber, wobey der Zuschauer die vorgestellte Welt doch gern unter sich sieht, nur dadurch erreicht werden kann, daß der Dichter ihm entweder ernstlich zuredet, nicht auch so zu werden, oder sich mit ihm verständigt, was von den vorhergehenden Handlungen unter ihnen zu halten sey. Dieses Herausgehen aus der Illusion, welchem das, was der Verfasser das willkürliche Komische genannt hat, und was er vorzüglich in der Verspottung der eignen dramatischen Verkleidung findet, oft einen glücklichen Kontrast zugesellt, ist ganz und gar nicht der dramatischen Kunst, auch bey den höchsten Anforderungen nicht, zu untersagen. Es ist das, was bey der Tragödie der Chor, beym Shakspeare die bewußte Ironie mancher einzelnen Personen ist, und macht nothwendig die andere, die allgemein betrachtende Seite des dramatischen Standpunkts aus, ohne welche die der individuellen Handlung sich nicht zur Universalität der Kunst erheben könnte. Doch will Rec. darum nicht behaupten, daß hierin nicht eine gefährliche Klippe für den Dichter liege, daß sie nicht auch dem Moliere sehr gefährlich gewesen sey; die Treuherzigkeit Holbergs macht hierin schon einen besseren Eindruck. Rec. muß hier beyläufig sein Bedauern äußern, daß der gute Holberg in der letzten Vorlesung zu geringschätzig abgefertigt wird. Der Verfasser schämte sich doch wohl nicht seiner vor der guten Gesellschaft?

Es würde den Verfasser zu weit führen, wenn er auch über die französischen Komiker, die sonst noch erwähnt werden, sprechen wollte; auch gesteht er, daß ihm manches, wie Legrands roi de cocagne, unbekannt ist. Destouches scheint ihm zu hart behandelt. Ueber die französische Oper ist der Verfasser selbst leicht hinweggegangen. Diderot wird als Dichter und Kritiker sehr treffend geschildert. Palissot hätte mit seinen Philosophen vielleicht nicht unerwähnt bleiben sollen, als Zeichen seiner Zeit. Was das Neueste betrifft, so sind Lemerciers Versuche, alte Vorurtheile abzuwerfen, gewiß erfreulich, wenn es nur nicht so geht, wie es oft geschieht, daß, wenn sich eine Sache dahin wendet, wohin man sie längst gewünscht hätte, der alte Sinn für die Sache selbst nicht mehr lebendig ist. — Wenige aber geistreiche Bemerkungen über die französische Schauspielkunst schließen diese Abtheilung.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Theils

unpoetischen Beschaffenheit sonst Gefahr laufe, in Formlosigkeit und Gemeinheit auszuarten. Wie wenig Rec. in diese etwas erniedrigende Ansicht des Lustspiels einstimmen kann, wird man sich aus dem, was über diese Gattung im Allgemeinen gesagt worden ist, erinnern. Das Lustspiel erscheint nur deßwegen gebundener, weil es als Darstellung der Wirklichkeit ganz die Sitten der Gegenwart annehmen muß, also aus demselben Grunde, warum die höhere, freyere Komödie in ganz individuelle und lokale Beziehungen eingeht. Dieser konventionelle Charakter kann dem Lustspiele, wenn er die edleren geselligen Verhältnisse und die aus Ideen hervorgehenden Momente der in der Gesellschaft bestehenden Meinungen in sich aufnimmt, einen hohen Grad von poetischem Schwung und Idealitat geben, wie an den spanischen Lustspielen leicht zu sehen ist. Es kann daher auch dem Verfasser nicht zugegeben werden, »daß der Lustspieldichter, der auf Unsterblichkeit Anspruch macht, hauptsächlich auf diejenigen Motive bauen müsse, die immer verständlich bleiben, weil sie nicht blos in den Sitten eines Zeitalters, sondern in der menschlichen Natur liegen.« Dadurch würde er so abstrakt werden, wie meistens die französischen Tragiker. Vielmehr muß er die ganz in den Sitten des Zeitalters und der Nation liegenden Motive von ihrer wesentlichen, poetischen Seite aufzufassen und zu behandeln wissen. Dann versetzt er auch die späteste Nachwelt in seine Zeit, wie Aristophanes, Calderon, Shakspeare. In der Beurtheilung des Moliere würde Rec. die Charakterstücke von den Intriguenstücken mehr gesondert haben; der Verfasser that es vielleicht nicht, um seinen früheren Behauptungen, die gegen diesen Unterschied gerichtet waren, nicht zu widersprechen. Wenn man aber auch in der Theorie läugnet, daß es zwey solche Gattungen gebe, so kann man doch nicht bestreiten, daß in der Ausübung, und besonders beym Moliere, sich beydes sehr deutlich, und freylich zum Nachtheile der Kunst, von einander scheidet. Die willkürlichen Auflösungen, welche der Verfasser dem Moliere mit Recht vorwirft, finden sich jedoch vorzugsweise in den Charakterstücken, aus leicht begreiflichen Gründen. Uebrigens stimmt Rec. mit dem Urtheile des Verfassers ganz überein, und bezweifelt auch nicht, daß Molieres eigentliches Talent der derbe Spaß und das Possenhafte war. Doch kann ihn das nicht verwundern, was dem Verfasser aufzufallen scheint, daß mitten in dieser Lustigmacherey moralische Rügen und Belehrungen vorkommen. Diese sind durch einen natürlichen Kontrast nicht allein im Possenhaften unvermeidlich, wenn es nicht bloße gemeine Volksbelustigung ist, sondern sie stellen sich auch in der höheren Komödie ein. Von beyden können wir viele Stellen im Hol-

berg, und die Parabasen des Aristophanes als Beyspiele anführen. Der Grund scheint dem Rec. in dem schon öfter bemerkten nothwendigen Einverständniß des komischen Dichters mit dem Zuschauer zu liegen, welches eben im reinen Lustspiele durch die Beobachtung der Sitten und angenommenen geselligen Meinungen erzielt wird, bey größerer komischer Freyheit aber, wobey der Zuschauer die vorgestellte Welt doch gern unter sich sieht, nur dadurch erreicht werden kann, daß der Dichter ihm entweder ernstlich zuredet, nicht auch so zu werden, oder sich mit ihm verständigt, was von den vorhergehenden Handlungen unter ihnen zu halten sey. Dieses Herausgehen aus der Illusion, welchem das, was der Verfasser das willkürliche Komische genannt hat, und was er vorzüglich in der Verspottung der eignen dramatischen Verkleidung findet, oft einen glücklichen Kontrast zugesellt, ist ganz und gar nicht der dramatischen Kunst, auch bey den höchsten Anforderungen nicht, zu untersagen. Es ist das, was bey der Tragödie der Chor, beym Shakspeare die bewußte Ironie mancher einzelnen Personen ist, und macht nothwendig die andere, die allgemein betrachtende Seite des dramatischen Standpunkts aus, ohne welche die der individuellen Handlung sich nicht zur Universalität der Kunst erheben könnte. Doch will Rec. darum nicht behaupten, daß hierin nicht eine gefährliche Klippe für den Dichter liege, daß sie nicht auch dem Moliere sehr gefährlich gewesen sey; die Treuherzigkeit Holbergs macht hierin schon einen besseren Eindruck. Rec. muß hier beyläufig sein Bedauern äußern, daß der gute Holberg in der letzten Vorlesung zu geringschätzig abgefertigt wird. Der Verfasser schämte sich doch wohl nicht seiner vor der guten Gesellschaft?

Es würde den Verfasser zu weit führen, wenn er auch über die französischen Komiker, die sonst noch erwähnt werden, sprechen wollte; auch gesteht er, daß ihm manches, wie Legrands roi de cocagne, unbekannt ist. Destouches scheint ihm zu hart behandelt. Ueber die französische Oper ist der Verfasser selbst leicht hinweggegangen. Diderot wird als Dichter und Kritiker sehr treffend geschildert. Palissot hätte mit seinen Philosophen vielleicht nicht unerwähnt bleiben sollen, als Zeichen seiner Zeit. Was das Neueste betrifft, so sind Lemerciers Versuche, alte Vorurtheile abzuwerfen, gewiß erfreulich, wenn es nur nicht so geht, wie es oft geschieht, daß, wenn sich eine Sache dahin wendet, wohin man sie längst gewünscht hätte, der alte Sinn für die Sache selbst nicht mehr lebendig ist. — Wenige aber geistreiche Bemerkungen über die französische Schauspielkunst schließen diese Abtheilung.

Die zweyte Abtheilung des zweyten Theils

sehr verbreitete Kenntniß desselben in Deutschland voraussetzen kann.

Die Erwägung der Zeit und der Umstände, worin Shakspeare lebte, ist von großer Wichtigkeit zum Verständniß dieses außerordentlichen Geistes, und es genügt dazu keineswegs, dieses Zeitalter von dem Vorwurfe der Barbarey zu reinigen. Was es von wahrer Barbarey an sich hatte, dient gerade recht dazu, seine fruchtbare Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. Man denke sich doch den Zustand Europas nach dem allgemeinen Verfalle, den das funfzehnte und zum Theil das sechzehnte Jahrhundert herbeygeführt hatte, und insbesondere England, wo, nach den zerrüttenden Kriegen der rothen und weißen Rose, die Reformation, die in Deutschland früher ein neues Lebensprinzip entwickelte, einer Tyranney, die auf den Trümmern der Feudalfreyheit errichtet war, hatte dienen müssen. Wo ein altes, lebendiges System des sittlichen und geselligen Lebens untergeht, wo alte Religions- und Staatsmeinungen sich in Vorurtheile verwandeln, geht es nie ohne einige Barbarey ab. Nun erzeugt sich aber unter Elisabeth ein neuer Geist, ein Geist der Politik, der Civilisation, des Denkens und der Untersuchung. In dieser letzten Beziehung ist allerdings Bacon der Repräsentant dieses neuen Sinnes, wiewohl der Verfasser sein gewagtes Wort über diesen wohl kaum gehörig abgewogen hat. So steht unser großer Dichter, einer der größten Geister aller Zeiten, eine jener wunderbaren Offenbarungen des Weltgeistes, worin die Weltgeschichte sich gleichsam selbst zusammenfaßt und bespiegelt, an der Grenzscheide zweyer Zeitalter. Zurück sieht er in alle Herrlichkeit, Größe und Kraft der Feudalwelt und des Ritterwesens, und vorwärts in die unergründlichen Tiefen des auf sich selbst zurückgeführten menschlichen Bewußtseyns, wie es durch Reflexion wieder eine neue Zeit entwickeln, und eine neue Welt der selbstbewußten Sittlichkeit, des Verstandes und der Weltklugheit aus sich erzeugen muß. Wie die Vorwelt sich in ihm abbildet in ihrer großartigen Kraft, ihrer kriegerischen Kühnheit, ihrer schwärmerischen Liebe, so ist er zugleich ein Prophet für die Zukunft bis auf die neuesten Zeiten. In ihm finden wir die Keime und das Wesen der philosophirenden Selbstbetrachtung, der Herrschaft der Gedanken und des individuellen Gefühls, wovon wir in den späteren Perioden des Lebens und der Kunst die besonderen Entwickelungen immer wieder erkennen.

Hier kann also auch der Verfasser unmöglich ausreichen mit den Ausdrücken und Bildern, womit er die sogenannte romantische Poesie zu bezeichnen pflegt, und die er zum Theil auch im Anfange dieser Abtheilung wiederholt. Das Ritterthum und

die romantische Religiosität und Liebe bilden sich zwar natürlich auch im Shakspeare ab, sie nehmen aber nicht unser ganzes Bewußtseyn gefangen, wie in den meisten Werken des eigentlichen Mittelalters, sondern sie sind eben Bilder auf dem allgemeinen Grunde des menschlichen Daseyns und seiner Geschicke überhaupt, welcher uns durch die tiefste Selbstbetrachtung erhellt und belebt wird. Wollen wir diesen tiefsten Grund alles Weltwesens ein Chaos nennen, das, wie der Verfasser sagt, nach immer neuen Geburten ringe, so müssen wir uns nur erinnern, daß die allgemeinen Gesetze unseres Bewußtseyns und die Gegensätze, in welchen es beständig sich selbst verzehrt und wieder erzeugt, eben so ewig und unveränderlich, und dem echten Künstlersinn eben so klar durchschaubar sind, wie die feststehenden Ideen der griechischen Weltansicht. Daß hier das Nächste und Fernste mit einander verbunden wird, und jedes durch seine Beziehungen ein Licht auf das andere wirft, das ist nur die Folge von der Herrschaft einer alles umfassenden Reflexion. Um endlich einen Ausdruck zu wählen, worin sich das Geheimniß dieser Kunst, wenigstens so viel hier nöthig ist, vollständig genug aussprechen möchte, wollen wir uns so fassen: Die griechische Kunst ergreift allezeit den Moment des wirklichen Lebens, in welchem die einander bekämpfenden Elemente des Bewußtseyns zusammen treffen, um es in diesem Widerspruche als ein blos erscheinendes und wirkliches zu vernichten, deßhalb muß sie die ursprüngliche Einheit, welche alles trägt und erhält, und sich in jeder Vernichtung wieder gebiert, in dunkler Ferne als Schicksal voraussetzen. Die neuere dringt dagegen ein in die Entfaltung dieser entgegengesetzten Beziehungen aus ihrem gemeinsamen Ursprunge, sie erkennt sie schon in ihrem entferntesten, freyesten Wirken, wo sie noch ganz wesentlich und von göttlicher Kraft erfüllt erscheinen, als zeitlich, und hinwirkend auf ihren eigenen Untergang, und eben deßwegen kann sie auch in der zuletzt hervortretenden Nichtigkeit selbst sich mit unendlicher Liebe und Freude der Gegenwart eines göttlichen Wirkens bewußt bleiben. Rec. hofft, daß diese zwar allgemeinen Ausdrücke, die der Raum hier näher zu bestimmen verbietet, durch das, was er gleich im Anfang gesagt hat, ihr volles Licht erhalten werden.

Aus diesem allen erhellt nun wohl unwidersprechlich, daß es keine dramatische Kunst gibt ohne Ironie, und daß, wenn diese Ironie in der alten Kunst aus den Thatsachen selbst hervorleuchtet, sie beym Shakspeare sich ganz ihrer selbst bewußt seyn, und vorzüglich die ganze Anlage und Verwickelung der Beziehungen durchdringen muß. Endlich ist auch hieraus allein die Vermischung des Tragischen und Komischen zu erklären, welche

aber eigentlich auch nur im Einzelnen statt findet; denn im Ganzen scheiden sich doch diese beyden Richtungen deutlich genug.

Es ist wirklich fast unglaublich, daß der Verfasser bey der Ironie, die Shakspeare nach ihm zuweilen, in der That aber immer bey der Charakteristik anwendet, und die doch auch nur aus der allgemeinen Ironie erklärbar ist, nichts anderes gedacht und gefühlt haben sollte, als was er ausspricht. »Sie sey ein Abgrund von Scharfsinn,« sagt er, »aber dem Enthusiasmus thue sie wehe; dahin komme man, wenn man das Unglück gehabt, die Menschheit zu durchschauen, und außer der traurigen Wahrheit, daß keine Tugend und Größe ganz rein sey, und dem gefährlichen Irrthum, als stände das Höchste zu erreichen, bleibe uns keine Wahl übrig. In dem Dichter selbst spüre er hier eine gewisse Kälte, aber die eines überlegenen Geistes, der den Kreis des menschlichen Daseyns durchlaufen, und das Gefühl überlebt habe.« Diese Worte ließen sich eben so gut von einem ganz jungen und unerfahrnen Enthusiasten hören, der die einzelnen Erscheinungen, die ihm in der Welt begegnen, für die Welt ansieht. Oder glaubte der Verfasser einem solchen doch vermuthlich höchst weltverständigen Publikum, wie er es vor sich hatte, diesen süßen Tand von menschlicher Vollkommenheit vorhalten zu müssen? Und nun Shakspeares Kälte! Rec. hat mit seinem Gefühl nie die überschwänkliche Liebe erschöpfen können, mit welcher der Dichter alle seine Schöpfungen umfaßt, und auch den Bösesten als ein innig verwandtes Wesen in seiner ganzen Menschheit versteht, so wie er den Guten nie zu einer leblosen moralischen Normalpuppe macht. Was wahrhaft kalt und abgestorben ist, das ist jenes hohle Tugend-Ideal, womit der gereifte Mensch nur sich selbst verspotten kann. Shakspeare soll das Gefühl überlebt haben, er, der noch in reiferem Alter durch die innige Sorge um das menschliche Geschick und vielleicht durch eigne Erfahrungen zu so grübelnden Forschungen angetrieben wurde, wie wir sie im Hamlet, Macbeth, Lear finden, und worin wir, wenn doch Eins seyn soll, eher eine gewisse Bitterkeit, und ein vielleicht nicht ganz überwundenes eigenes Interesse an der Sache, als Gleichgültigkeit wahrzunehmen glauben. Doch es ist nicht anders möglich, der Verfasser hat hier besseres, als er sagte, und war es auch nur seinem Gefühle deutlich, zurückgehalten. Der Grund hievon sey, welcher er wolle, so etwas rächt sich an dem, der das Wahre lehren will und soll, jedesmal, und es hat sich auch hier gerächt durch eine gewisse Oberflächlichkeit, die dem ganzen Werke anhaftet, vorzüglich aber dem Abschnitte über den Shakspeare, wo man gerade vom Verfasser die gründlichsten Aufschlüsse erwartete.

Eben so schlimm, ja noch schlimmer macht es der Verfasser mit der allgemeinen Ironie, die sich, wie er sagt, beym Shakspeare häufig auf das Ganze der Handlung beziehe. Er setzt diese blos darein, »daß der Dichter keine Partey nehme, daß er zuweilen durch eine geschickte Wendung, mit der er die weniger glänzende Kehrseite der Münze nach vorne drehe, sich mit dem auserlesenen Kreise der Einsichtsvollen unter seinen Lesern oder Zuschauern in ein verstohlnes Einverständniß setze, damit sie sehen, daß er nicht selbst in dem dargestellten Gegenstande befangen sey, daß er den schönen, unwiderstehlich anziehenden Schein auch wieder vernichten könne u. s. w.« Eine solche Ironie wäre des Dichters würdig, dem das Tragische blos im Ernste, das Komische nur im Scherze läge. Mit ihr verspottete er also gleich darauf wieder das, was er eben noch für den höchsten Ernst ausgegeben hätte, und sagte blos den Weltklugen unter seinen Zuschauern, es sey doch nicht so ernstlich gemeint, er stelle sich nur so, und am Ende sey an allem nicht so viel, als man daraus mache. Eine solche Vertraulichkeit möchten aber wohl die Besseren unter den Zuschauern gebührend abweisen. Und so etwas sollte man wenigstens nicht durch den Namen der Ironie adeln wollen, der schon von seinem ersten Ursprunge aus der sokratischen Schule her einen edleren Sinn mit sich führt. Niemand hat das Recht, so über die Welt zu sprechen, als wer fühlt und einsieht, daß auch das Vollkommenste in uns, erscheinenden Wesen, auch ohne daß wir erst die Kehrseite herausdrehen, nichts sey vor der Gottheit, die in unserem Leben allein das Gute und Wahre wirkt. Dieser braucht uns wahrlich nicht auf das Schlechte in uns aufmerksam zu machen; er hat eine andere Weltkenntniß als der Schlaue, der es so weit gebracht, zu wissen, daß allem Guten in den Menschen auch etwas Schlechtes und Nichtsnutziges beygesellt sey, und immer nur fürchtet, jenes möchte deshalb zu hoch angeschlagen, und dieses allzu unbarmherzig verdammt werden. Indessen will der Verfasser, jener Spielraum, den wir dieser Art von Weltkenntniß ließen, solle eine ernstlich gezogene Grenze haben. »Im höchsten Tragischen,« sagt er, »höre alle Ironie auf; allein von dem eingestandenen Scherz der Komödie an bis dahin, wo die Unterwerfung sterblicher Wesen unter ein unvermeidliches Schicksal den strengsten Ernst fodert, gebe es eine Menge menschlicher Verhältnisse, die allerdings, ohne die ewige Grenzscheidung zwischen Gut und Böse zu verwirren, mit Ironie betrachtet werden dürfen.« Nicht einen Punkt kann es geben in diesem ganzen Spielraume, wo eine solche Art von Ironie, wenn man es so nennen dürfte, wirklich erlaubt wäre, und eine lockere, lose Moral wäre es, die sich

eingestände: wir wollen uns unserer Neigung, das Gute schlecht, und das Große klein zu machen, so lange überlassen, bis es rechter Ernst wird, bis es auf Leben und Tod geht. Mit der wahren Ironie ist es gerade umgekehrt; diese fängt erst recht an bey der Betrachtung des Weltgeschicks im Großen, doch ist darüber oben genug gesagt worden. Rec. ist weit entfernt, dem Verfasser jene angedeutete Moral zuzuschreiben, aber er ist verpflichtet zu zeigen, was herauskommen kann, wenn man die größten Gegenstände mit allzu nachläßiger Leichtigkeit behandeln will.

Jener unechten Ironie sollen nun die komischen Personen und Auftritte dienen. »Manchmal,« sagt er, »ist eine offenbare Parodie des ernsthaften Theils darin, dann sind sie wieder willkürlicher angefügt. Ueberall sollen sie verhüten, daß das Spiel sich nicht in ein Geschäft verwandle, und jenen trüben schwunglosen Ernst abhalten, der sich so leicht im sentimentalen, jedoch nicht tragischen Schauspiele einschleicht. In Shakspeares Dramen sind die komischen Scenen das Vorzimmer der Poesie, wo sich die Bedienten aufhalten; diese prosaischen Gesellen dürfen sich nicht so laut machen, daß das Gespräch im Saale selbst dadurch übertäubt würde; jedoch in den Zwischenzeiten, wo sich die idealische Gesellschaft zurückgezogen hat, verdienen sie schon belauscht zu werden; ihre dreisten Spöttereyen, ihre anmaßenden Nachäffungen können über die Verhältnisse ihrer Herrschaften manchen Aufschluß geben.« — Man sieht, daß auch hier der Verfasser bey den Hauptpersonen immer noch die ernsthafteren und idealischen im Sinne hat, und diese den lustigen nur entgegensetzt; wäre dieses das rechte Verhältniß, so würde es ungefähr herauskommen wie im gestiefelten Kater, wo der König sich des Narren bedient, sich dankbar bewußt zu werden, um wie viel er durch die ihm verliehenen Gaben über diesen steht. Sollte man fürchten, daß die Haupthandlung in Was ihr wollt oder im Sommernachtstraum ein Geschäft des schwunglosen Ernstes werden möchte? Fast scheint es, als habe dem Verfasser hier vorzüglich Heinrich der Vierte vorgeschwebt, ein Stück, welches den Meisten mit seiner fast gleichen Mischung des Ernsten und Komischen viel zu schaffen gemacht hat. Wie kommt es aber nun, daß diese Lustigmacher oft in der Hauptsache wenigstens eben so klug sind als die Hauptpersonen, und manchmal gar zuletzt allein Recht behalten? Ist nicht Costard in der verlornen Liebesmüh' am Ende vernünftiger als alle die, welche erst enthaltsame Forscher der Weisheit und dann witzige Verliebte seyn wollen? Müssen nicht in Viel Lärmen um Nichts die albernen Polizeydiener einen Betrug entlarven, womit sich die idealischen Herren unverantwortlich an-

führen lassen? Und so ließen sich noch eine Menge Fälle nennen. Ferner verdiente es wohl noch einer Untersuchung, warum denn Shakspeare die parodirenden Personen und Scenen am meisten in den Lustspielen gebraucht, wo die Haupthandlung schon selbst komisch genug zu seyn scheint, warum auch in manchen Trauerspielen, warum aber in manchen anderen gar nicht. Wir wollen nur in der Kürze hierüber sagen, was uns am nächsten liegt, und können am schicklichsten hiemit gleich verbinden, was über die Haupteintheilung der Shakspearischen Stücke in Komödien und Tragödien zu sagen wäre.

Es ist schon oben gesagt worden, daß bey Shakspeare der Grund, auf welchen alle menschlichen Begebenheiten aufgetragen sind, nicht als ein Hintergrund zurücktritt, sondern sich mit in die wirklichen Beziehungen auflöset, und eben deßhalb sich jedes auf seinem Entgegengesetzten abbildet und spiegelt. Nun muß aber die Kunst durchaus eine bestimmte Richtung nehmen, und einen besonderen Gesichtspunkt auffassen, sie muß in einem gewissen Sinne einseitig seyn, was sich hier nicht weiter beweisen läßt. Die Universalität, die zur Kunst gehört, ist uns Menschen immer nur auf einem bestimmten Standpunkte möglich, nur muß dieser nicht willkürlich gewählt, sondern durch die ganze Anlage unserer Natur gegeben seyn. Dieses ist der allgemeine Grund, warum sich auch das wesentliche Verhältniß, auf welchem alle dramatische Kunst beruht, unter den zwey Gesichtspunkten des Tragischen und Komischen darstellen muß. Und so müssen auch Shakspeares Werke sich nothwendig nach einer dieser beyden Richtungen neigen. Jeder wird beym ersten Anblick gestehen, daß verlorne Liebesmüh' eine Komödie, und Hamlet eine Tragödie ist. Auch sind die Uebergänge gar nicht so in einander verschmolzen, daß sich beydes nicht rein von einander sondern ließe. Mit Beziehung nun auf dasjenige, was gleich im Anfang über die wahre Bedeutung beyder Prinzipien gesagt worden ist, können wir hier kurz Folgendes aufstellen. Wo der Dichter das allgemeine menschliche Geschick als ein Wesentliches auffaßt, als den Grund, der alle Wirklichkeit trägt, und in welchem sie als Wirklichkeit wieder verschwindet, indem nur jenes wesentliche Verhältniß der Menschheit überhaupt das Bestehende darin ist, da muß er nothwendig tragisch seyn. Wo er aber mit der Erscheinung oder Wirklichkeit für sich zu thun hat, und sich darauf richtet, wie in dieser sich das Wesentliche im menschlichen Geschicke selbst zu Schein und Spiel auflöst, und sich eben deßhalb wieder in dieser Scheinwelt als gegenwärtig erhält, da wird er komisch.

Wir wollen mit der Komödie anfangen, indem wir dabey

die schon aufgestellten allgemeinen Eigenthümlichkeiten der neueren, und besonders der Poesie Shakspeares im Auge behalten. Rec. kann nicht läugnen, daß ihm diese Art der Komödie weit erquicklicher und erheiternder ist als die Aristophanische. Diese letzte setzt uns ohne alle Vorbereitung oder weitere Beziehung mitten hinein in eine Welt der Verworrenheit und der Widersprüche, und muß so verfahren, weil sie die Wirklichkeit als das Nichtige und Verkehrte im Ganzen und Großen auffassen muß; und so betrachtet hat ihr Anblick immer etwas Erschütterndes. Shakspeare dagegen dringt in alle die edelsten Elemente ein, aus welchen diese Welt des Scheines zusammenfließt, und erhält uns so immer das süße und lebende Gefühl, daß auch darin etwas Wesentliches und an sich Gutes gegenwärtig bleibe; ja, wie sich nachher noch bestimmter zeigen wird, das Herbe und Scharfe der alten Komödie zieht sich bey ihm in eine gewisse Region des tragischen Gebietes zurück. Mitten in den Thorheiten und Nichtigkeiten lebt dagegen bey ihm frische Liebe, wie im Wintermährchen und Was ihr wollt, oder wackere Freundschaft, wie auch im Kaufmanne von Venedig, oder wahrhafte Weltbetrachtung und herzliche Treue, wie in Wie es euch gefällt, und so möchte es leicht überall aufzuweisen seyn. So haben wir bey ihm nicht jenen bodenlosen Abgrund vor uns, sondern in der Vergänglichkeit selbst rührt uns die ihres Looses unbewußte Unschuld, und das frische Spiel jugendlicher Lust in dem Strahle des kurzen Tages. Weil aber alles hier an der heiteren Oberfläche des sichtbaren Lebens spielt, und auch das Tiefste sich auf derselben abbildet, so sind auch die Personen und Geschichten nicht solche, die das Weltgeschick im Großen und in seiner allgemeinen Bedeutung ausdrücken, sondern sie erscheinen als einzelne, durch welche aber dieses Geschick eben in das Einzelne und die zufällige Wirklichkeit eintritt; es sind deßhalb Privatgeschichten, auch wenn sie an Höfen spielen, sie sind erfunden, oder alte Beyspiele in Erzählungen aus dem Weltlaufe, die aber schon durch die reiche dramatische Ausstattung zu erfundenen werden. Bey dieser vielseitigen Beziehung lassen sich aber in seinen Lustspielen selbst wieder zwey Hauptklassen unterscheiden. Die eine ist von der Art, daß die ganze Handlung selbst sich in dieses Spiel verliert, und mit allen ihren Bedeutungen sich gleichsam darin erschöpft. Dahin gehören, um es nur im Allgemeinen anzudeuten, die beyden Veroneser, das Lustspiel der Irrungen, die gezähmte böse Sieben, auch Gleiches mit Gleichem. In diesen Stücken finden wir daher den Gegensatz der komischen und ernsten Bestandtheile entweder gar nicht, oder doch sehr schwach und untergeordnet; denn es ist alles an

und für sich gleichartig. Weil aber der tiefere Gehalt nirgend fehlen kann, so pflegen diese Werke von einer recht starken allgemeinen Verkehrtheit auszugehen, wie Gleiches mit Gleichem, oder sich an irgend einen recht scharfen Charakter anzuschließen, wie die gezähmte böse Sieben u. s. w. Sie nähern sich überhaupt, so zu sagen, den Charakterstücken; sie haben weniger Tiefe als die andere Art, weil die Betrachtung sich immer in der äußeren Handlung erschöpft, und deßhalb enthalten sie auch mehr eine bestimmt auszudrückende Lehre oder Moral. Es wird bey einigem Nachdenken nicht schwer seyn, die Gründe weiter zu entwickeln, warum es hier eine solche Absonderung des Ernsten und Lustigen, wenn wir es der Kürze halber so nennen wollen, nicht geben kann, und es würde uns jetzt zu weit führen, wenn wir hierauf weiter eingehen wollten. — Die zweyte Art der Lustspiele ist nun die, worin die Betrachtung nicht so ganz nach außen schlägt, sondern sich auf die tieferen Beziehungen und Verhältnisse als auf etwas allgemein Gültiges wendet. Damit diese aber dennoch in ihrer ganzen Wirklichkeit und leichten Erscheinung erkannt werden, so sind sie ganz in äußere Verhältnisse gekleidet, und spiegeln sich ihrer allgemeinen Bedeutung nach wieder ab auf einem Grunde der Thorheit und Nichtigkeit, um dort erst ihren ganzen komischen Sinn zu erhalten. Dergleichen sind Wie es euch gefällt, Was ihr wollt, der Sommernachtstraum und ähnliche. Hier ist der Hauptbegebenheit immer eine andere Verwickelung lächerlicher Personen und Motive zugesellt, damit wir durch die Gleichartigkeit beyder einander abspiegelnder Seiten erkennen, wie wesenlos auch das sey, was unser ganzes Gemüth an sich zieht, und wie doch auch wieder in dem, worüber wir lachen, sich die wesentlichen Züge unserer Natur darstellen. Weit entfernt also, daß die lustigen Personen und Scenen blos das Vorzimmer der Poesie darstellten; auch nicht einmal der bloßen Parodie wegen sind sie da; sondern sie leiten gleichsam die tieferen Bedeutungen der Haupthandlung in die gemeine Welt hinüber, und ohne sie könnte also auch die Haupthandlung nicht komisch seyn. Um nur Ein Beyspiel näher zu berühren, so ist deßhalb in Was ihr wollt die Anfangs so schwermüthige und sehnsüchtige Liebe des Herzogs doch so zufällig und leicht auf einen anderen Gegenstand gewandt, die strenge trauernde Olivia wird von einem Unbekannten gefangen, und diesem Paare stehen die tollen Werber, Junker Christoph und Malvolio gegenüber. Würde ohne diese nicht unsere Betrachtung auf den Leichtsinn und die Unbeständigkeit jener Hauptpersonen gefallen, und statt des frischen Genusses nicht etwas Moral eingetreten seyn? Diese beyden Arten sind

indessen freylich nicht überall streng von einander zu sondern; sie gehen in einander über, und es ließe sich bey größerer Muße zeigen, wie sie sich stufenweise einander nähern, im Sturm, Cymbeline, Viel Lärmen um nichts, Ende gut alles gut, dem Kaufmanne von Venedig. In dem letzten Stücke geht, wie in manchen anderen, jenes gegenseitige Abspiegeln durch mehrere Stufen hindurch. Die schwere Verwickelung des schwermüthigen Antonio mit dem Juden wird durch das Spiel einer muthwilligen Verkleidung gelöst, und nur so konnte uns jener drückende Zustand in einen trüben Traum zerrinnen, von dem wir am Lichte eines heiteren Tages erwachen. Die idealen Personen, Bassanio und Porzia, werden einander durch einen magischen Zufall gegeben, die untergeordneten, Lorenzo und Jessica erwerben einander durch kühne Anstrengung und Aufopferung. Ueber alle diese Gegensätze und Absichten der Komposition geht der Verfasser zu leicht hinweg. Und hätte er das nicht gethan, so hätte er auch den heiteren Accord, in welchem sich im fünften Akte nach der Auflösung des herben Mißlauts alle Stimmen vereinigen, nicht als eine blos besänftigende Zugabe, sondern nur als den wahren und vollen Schluß des Stückes betrachten können. Am vollkommensten scheinen dem Rec. diejenigen Stücke die Aufgabe der Komödie zu lösen, in welchen diese entgegengesetzten Richtungen sich so in einander auflösen, daß die Haupthandlung sich ebenfalls ganz in leichte Erscheinung verwandelt. Er möchte dahin den Sommernachtstraum rechnen, vorzüglich aber verlorne Liebesmüh. Dieses letzte Stück scheint ihm durchaus eine weit höhere Stelle zu verdienen, als ihm der Verfasser oder sonst irgend jemand zugetheilt hat, und am wenigsten kann er es blos für einen Erguß jugendlichen Uebermuths, oder gar für eine Art von Volksspaß gelten lassen. Hier ist vielmehr die Ironie völlig durchgedrungen, so daß sie sogar ihren Stachel, den sie sonst immer nicht ganz verbergen kann, verloren hat. Es erscheint ganz natürlich und in der Ordnung, daß der König und seine Hofleute, nachdem sie kaum geschworen, sich tiefen Forschungen und einem mönchischen Leben zu weihen, durch die Ankunft der schönen Prinzessinn und ihrer Damen sogleich umgestimmt werden, und selbst in der Art, wie sie ihre Liebschaften zu verbergen suchen, liegt schon, daß sie diese vor sich selbst beschönigen; vortrefflich und tief geschöpft ist es, daß der Spötter Biron, der noch am ersten entschuldigt seyn konnte, doch die Gelegenheit wahrnimmt, seinen eigenen Fehltritt zu verbergen, und die anderen zu höhnen, bis auch er entlarvt wird. Und zwar entlarvt durch den ehrlichen Dummkopf Costard, der, zuerst abgestraft, seine Uebertretung mit

Einem Male abgebüßt hat, und in seiner Natürlichkeit das Mittel seyn muß, wodurch die ganze weise Gesellschaft sich in gleicher Schwäche darstellt. Dieser Akademie steht denn die andere gegenüber, deren Mitglieder Armado, Holofernes und Nathanael sind, und die es im ernsten Schweiße ihres Angesichts eben so lustig macht wie die idealische; vorzüglich sind beyde Gesellschaften in Maskenspielen recht absichtlich neben einander gestellt. Sollte endlich die Meldung von dem Tode des Königs von Frankreich, des Vaters der Prinzessinn, bloß dazu dienen, dem Stücke einen Schluß zu geben, und der Dichter doch wirklich damit einigermaßen aus der Rolle fallen? Rec. meint, das Ganze konnte nur auf einen solchen Schluß angelegt werden. Denn auch die schnelle Abmachung und Anordnung der ganzen Angelegenheiten, die nun eintritt, macht, daß uns alle jene Mühseligkeit und künstliche Bewerbung, die vorherging, in ein leichtes Spiel zerrinnt. Dieser klassischen Komposition entspricht nun auch ganz die Fülle von Witz, die geistreiche und doch leichte, spielende Ausführung, und die klare, ruhige Haltung, die durch das ganze Stück herrscht, so daß Rec. nicht umhin kann, es für eine der reifsten Hervorbringungen des Dichters zu erklären. Rec. muß sich überhaupt begnügen, hier seinen Standpunkt für das Verständniß der Lustspiele Shakspeare's bezeichnet zu haben; was der Verfasser über jedes einzelne sagt, durchzugehen, erlaubt der Raum nicht. Es sind fast nur Auszüge, wodurch zu wenig die Aufmerksamkeit auf die tieferen Absichten des Dichters gelenkt wird, und man sieht nicht ganz ein, für wen sie eigentlich bestimmt sind. Wer den Shakspeare noch gar nicht kannte, würde hier nicht vielmehr als die Fabeln der Stücke erhalten; wer ihn kennt, wie es wohl von jedem Gebildeten vorauszusetzen ist, bedarf dieser ohne weitere Erläuterungen über die Ausführung noch weniger.

Die Tragödien zerfallen ebenfalls in zwey Klassen, die historischen, sowohl römischen als englischen Stücke, und die, welche von allgemeinen Gesichtspunkten die menschliche Natur umfassen. Es ist leicht einzusehen, daß diese Eintheilung auf denselben Gründen beruht, wie die der Komödien. Es wäre wohl gut gewesen, wenn der Verfasser etwas im Allgemeinen über die historische Tragödie (warum sie hier blos historisches Schauspiel genannt wird, sieht Rec. nicht ein) gesagt hätte. Der Verfasser berührt in der dritten Vorlesung den Umstand, daß bey den Griechen die Mythologie oder Heroenwelt den Stoff zur Tragödie hergab, und gibt davon solche Gründe an, daß man meinen sollte, sie müßten auf alle tragische Dichtung überhaupt anwendbar seyn. Und doch gibt es dergleichen für die

neuere Tragödie nicht, vielmehr hat diese immer die bestimmteste Richtung auf das Historische gezeigt. Die griechische Kunst, welche alle Beziehungen in den Einen Moment des gegenwärtigen Daseyns und seiner Aufhebung zusammendrängt, kann eben deßwegen die Elemente desselben nicht in ihrer thätigen Entfaltung verfolgen; das Schicksal, oder vielmehr das Wesen alles wirklichen Weltlebens, steht als das Ewige, einmal so Gegebene im Hintergrunde, und folglich müssen auch die einzelnen Handlungen immer zugleich den allgemeinen wesentlichen Charakter in sich schließen, und ganz in sich ausprägen, sie müssen durch und durch typisch, und zugleich menschliches Daseyn überhaupt seyn. Dieses ist aber gerade der Sinn des ganzen griechischen Heroenthums. Die Wirklichkeit ist darin zugleich eine feststehende, abgeschlossene Welt, eine gegenwärtige Offenbarung, und darum mußte selbst in ihren Staaten alles Heilige auf diesen Grund und Boden zurückgeführt werden. Jeder historische Stoff würde daher den Charakter der Zufälligkeit oder blos äußeren Zweckmäßigkeit gehabt haben, und es hätten sich daran wohl Betrachtungen über den Weltlauf anknüpfen lassen, dieser würde sich aber nicht seinem Wesen nach darin erschöpft haben. Die Ausnahmen widersprechen diesen Gründen nicht. Es waren Begebenheiten, welche das gesammte gegenwärtige Leben der griechischen Welt in ihrer innersten Wurzel ergriffen, und dadurch wieder eine allgemeine Bedeutung erhielten, aber eben dadurch auch das Gefühl so übermannen mochten, daß sie deßhalb nicht ferner auf dem Theater zu dulden waren.

Dem neueren Dichter dagegen ist gerade das scheinbar Zufällige in den historischen Begebenheiten günstig, und er durchdringt um so vollständiger das ganze menschliche Daseyn, indem er eben diesen ganz zeitlichen und gegenwärtigen Bestandtheil der Kunst zueignet. Er kann die wesentliche Idee des ganzen menschlichen Geschickes nicht bloß als ein zum Grunde liegendes abgeschlossenes Wesen auffassen, sondern sie auch in ihre Beziehungen auflösen, und in dem Gleichgewichte dieser Beziehungen die Harmonie der Weltordnung entwickeln. Da ohne diese Betrachtung kein Drama bestehen kann, so entsteht für das griechische, wie schon oben gezeigt worden, daraus ein eigener Bestandtheil, der Chor. Das neuere aber verflicht diesen mit in die Handlung, und umgibt den ganz einzelnen Moment mit einer solchen Harmonie der Entwickelung und Betrachtung, daß sich dadurch in demselben gleichsam das volle innere Wirken der wesentlichen Kräfte entladet, und dieser Punkt der Entscheidung seinerseits wieder in eine Wechselwirkung dieser Kräfte, und der ewigen allgemeinen Beziehungen auflöset. Da dieser allgemeine Sinn auch

überhaupt das Wesen aller historischen Erscheinung ausmacht, so kann auch der dramatische Dichter auf diesem Standpunkte seine Aufgabe durchaus nicht vollkommener lösen, als wenn er sich ganz der wirklichen Geschichte hingibt, aber nur diese nicht blos aus ihren nächsten Gründen, sondern in ihrer allgemeinen Weltbedeutung vollständig versteht, und ein solches Verständniß in den Handlungen selbst erschöpfend ausdrückt. Jede willkürliche Veränderung der historischen Begebenheiten nach angeblich höheren künstlerischen Absichten, führt nur auf unreife Hervorbringungen, in welchen man die Einseitigkeit des vorausgesetzten Standpunktes, und die leere Einbildung, die um ihn auszumalen, nothwendig an die Stelle des wirklichen Lebens treten muß, sogleich erkennt. Wir brauchen in unserer eigenen Literatur nicht weit nach solchen Beyspielen zu suchen, denen, ungeachtet mancher Vortrefflichkeit und Aeußerung großer Talente, immer ein allzu starker Anstrich von Unerfahrenheit, man möchte sagen Unmündigkeit, anhaftet, welcher die poetische Herrschaft über die Phantasie zerstört, zum Zeugnisse, daß praktische Weltkenntniß, und der Geist wahrer Civilisation da noch nicht zur gehörigen Reife gekommen sind. Es ist ähnlich dem Verhältniß, wenn ein Alter, wie Euripides, um seine Halbphilosophie anzubringen, die Tradition der Heroensagen willkürlich abänderte. Shakspeare hat das wahre historische Drama in der Welt zuerst geschaffen, und ihm allein ist es bis jetzt vollkommen gelungen. Rec. würde gern die historischen Tragödien, besonders die aus der englischen Geschichte, durchgehen, und den Auszügen des Verfassers, welche von den Haupthandlungen lebendige Bilder liefern, die nöthigen Bemerkungen über den Sinn der Kompositionen und wichtigsten Charaktere hinzufügen, wenn er nicht schon allzu viel Raum weggenommen hätte. Nur über die Ironie und das Komische will er noch bemerken, daß eine solche Anlage, welche das Wesentlichste ganz und vollständig in die Wirklichkeit versetzt, am meisten das Gegenbild desselben in der komischen Wirklichkeit hervorruft. Die besten Beyspiele hievon sind die beyden Theile Heinrichs des Vierten und Heinrich der Fünfte. Weder die Absicht, den Charakter des Prinzen von Wales und seine Stellung in der Welt zu entwickeln, noch am Ende gar das Bedürfniß, die Bühne durch erheiternde Zwischenspiele zu füllen, kann hier die komischen Scenen erklären. Wir sehen ja hier an dem Könige, wie es mit den Herrlichkeiten der schwer errungenen Krone, an Heinrich Percy, wie es mit jugendlichem Muthe und Heldenruhm beschaffen ist; die lose Welt parodirt dieß alles von selbst. So lange es noch Philosophen über die Ehre gibt, wie Falstaff, hilft es noch nichts,

die Ehre auch vom lichten Monde zu pflücken, wie Percy will. Man muß beydes verstehen, wie Heinrich von Monmouth, und doch kann sich Rec. kaum denken, daß Falstaff wirklich mit seiner Abstrafung hätte endigen sollen, und ist daher sehr geneigt, einer Vermuthung des schon mehr erwähnten gründlichen Kenners des Shakspeare, welche dieser selbst ausführen wird, beyzustimmen, wo nach jenem liebenswürdigen Taugenichts ein viel edleres Ende zum vollen Gegensatz mit der Haupthandlung bestimmt gewesen war. Vom Schlusse Heinrichs des Fünften bemerkt auch der Verfasser ganz mit Recht, daß die komödienartige Heirat mit Katharine von Frankreich eine ironische Beziehung auf die großen Thaten hat, wodurch sie und das Unglück Englands in ihrer Frucht, dem schwachen Heinrich dem Sechsten, errungen werden mußte. Auch das sämmtliche Stücke aus der englischen Geschichte Ein großes Ganzes ausmachen, ist richtig eingesehen. Daß in anderen Stücken dieser Klasse das Komische nicht so hervortritt, wie in Heinrich dem Vierten und Fünften, würde sich bey mehr Muße genügend daraus erklären lassen, daß sie sich mehr auf die allgemeine Bedeutung wenden, welches auch die mehr in das Psychologische eingehende Charakteristik, die mächtiger werdende Betrachtung, und mancher andere Umstand beweisen würde. Hier erhält auch das, worin die Haupthandlung ihr Gegenbild im gemeinen Leben finden würde, eine tiefere tragische Beziehung. Man könnte dieß alles am besten an Richard dem Dritten aufzeigen, wo z. B. die Geschichte der Anna und Aehnliches die Stelle einnimmt, die sonst die komischen Scenen haben würden. Ueberhaupt kann man dieses Stück und selbst den Charakter Richards nur dann ganz verstehen, wenn man dieses Ungeheuer als die Frucht der vorhergegangenen Zerrüttungen ansieht, welches der Verfasser zwar auch zu meinen scheint, indem er viele Andeutungen und Beziehungen auf ihn im Heinrich dem Sechsten, und so auch viele Rückblicke auf dieses Stück findet; aber wir hätten dieß gern erklärt gesehen. Der sonst beynahe zu empörend bösartige Charakter, und das Leben des Wütherichs erhalten als Schlußstein und Katastrophe jenes großen Ganzen eine allgemeine typische Bedeutung, wodurch alles gemildert und verständlicher wird. Dadurch werden auch die Selbstgespräche, worin Richard sich selbst mit Bewußtseyn ausspricht, und an deren Wahrscheinlichkeit der Verfasser zweifelt, großentheils gerechtfertigt; besonders rührt aber daher der fast allegorische Schluß, dessen glückliche Wahl unser Verfasser mit Recht bemerkt.

Die andere Art der Tragödien nun geht von dem allgemeinen Gedanken des menschlichen Looses aus, die

eigentliche Handlung hat nur darin ihre Bedeutung, und erscheint deßhalb an und für sich mehr als Privathandlung; dahingegen die historische die ganze Bedeutung an ihrer besonderen Stelle in sich enthält, und als Weltbegebenheit dasteht. Man könnte dieß auch so ausdrücken: die Handlung in dieser zweyten Art gelte als Beyspiel für das allgemeine menschliche Geschick, wenn sich hier nicht aus der Sprache des gemeinen Lebens leicht ein Mißverständniß einschliche. Der Inhalt dieser Tragödien ist immer ein allgemein menschlicher, die Begebenheiten können einem jeden begegnen; auch die Charaktere stellen solche Mischungen von Eigenschaften dar, wie sie unter Menschen immer vorkommen müssen, wie das Außerordentliche im Guten oder im Bösen, in Kraft oder in Schwäche. Man könnte einwerfen, daß Macbeth ein außerordentlicher Frevler, Lear außerordentlich schwach sey, und mehr dergleichen. Aber bey genauerer Betrachtung wird sich leicht erweisen lassen, daß dieses Aeußerste erst aus dem Menschlichen, und in so fern Gewohnten, entsteht, und zwar durch eine Fügung von Umständen, die auch ganz in diesem Kreise liegen. Darin zeigt sich eben das wahre Schicksal, welches in so fern, seinem Wesen nach in alter und neuerer Kunst dasselbe ist. Daß die Handlungen meistens unter hohen Personen vorfallen, das macht sie nicht zu historischen, sondern zeigt uns eben nur, wie die Grundzüge der menschlichen Natur überall dieselben sind, und sich gerade in solchen Lagen, wo sie durch Würde und Umgebung am meisten in Harmonie erhalten werden sollten, am schroffesten zu verrathen pflegen. Wegen dieser ganzen Bestimmung sind diese Werke auch am meisten auf das Innere der menschlichen Gefühle und Gedanken gerichtet; denn nur durch solche Selbstbetrachtung können die einzelnen Regungen des Gemüths, und ihre Aeußerungen die Beziehung auf den allgemeinen Sinn erhalten, und so ist nicht bloß Hamlet ein Gedanken-Trauerspiel, sondern diese alle sind es vorzugsweise. Bey der Beurtheilung dieser Stücke ist es daher am wenigsten gethan mit der Erzählung des Inhalts, und selbst mit der Beziehung einzelner Momente und Motive auf einander, oder mit der Erwägung der poetischen Gerechtigkeit. Was sie sollen, wird doch nicht begriffen, wenn man sich nicht vor allen Dingen auf den Standpunkt stellt, von wo der Dichter hier die Welt ansieht oder vielmehr durchschaut. Rec. will nur weniges sagen, um auf diesen Standpunkt hinzuleiten.

Was nun gleich den Hamlet betrifft, so kann Rec. fast ganz in die Schilderung seines Charakters mit einstimmen, die der Verfasser gibt, muß aber die allgemeinen Beziehungen desselben, und die daraus entstehenden Erfolge anders fassen. Das

beständige Nachdenken und Grübeln macht ihn thatlos, aber woher kommt dieses Denken, dieser Vorsatz, möchte man sagen, weiser zu seyn als Andere? Eben aus demselben Triebe, weßhalb er auch gern im Handeln Held seyn, und eine große That verüben möchte. Darum können wir nicht zugeben, die Lehre sey: »daß eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt.« Denn seine Betrachtungen gehen ja nicht sowohl auf die That und ihre Folgen, als auf sein eigenes Inneres; daß die That durchaus geschehen müsse, das erkennt er immer an, ja er scheint auch immer entschlossen sie auszuführen, und beständig rechtet er mit sich selbst, und macht sich Vorwürfe, womit er freylich in seiner Weichlichkeit die ganze menschliche Natur anklagt, daß er vor seinem Grübeln nicht dazu kommen kann. Er verspottet unaufhörlich sich selbst, und sein angenommener Wahnsinn dient ihm kaum zur Hälfte als Mittel, seine Feinde zu hintergehen; weit mehr entsteht er aus dem inneren Bedürfniß, sich selbst zu parodiren. Hier kann Rec. erklären, was er oben sagte, daß das komische Prinzip sich zuweilen in die tragische Region zurückzieht. Man kann dieß nicht besser verstehen lernen, als an Hamlets beständiger Selbstbespiegelung. Er braucht keinen parodirenden Narren, er hat ihn (wie denn freylich wohl jeder Mensch auch) selbst in sich, und läßt ihm auch sein volles Recht. Doch wir müssen die Hauptsache berühren. Was im Hamlet wirkt, ist das, was in allen Menschen die menschliche Stärke und Schwäche zugleich ausmacht, dem wir uns mit selbstgefälliger Nachsicht ergeben, und woran wir in unserem zeitlichen Wirken untergehen. Man könnte sagen, es ist das Alltägliche im Menschen, ja es ist vom Dichter recht in diesem Sinne gefaßt, wenn nur darunter nicht blos die ganz äußere, gemeine Erscheinung unserer Handlungen verstanden wird. Der Werth des Handelns und seine wahre innere Bedeutung, so scheint es uns, liegt in dem Bewußtseyn, mit welchem wir handeln; der Mensch muß wissen, was er thut. Wer unbewußt das Rechte trifft, oder in Unschuld höherer Weisung folgt, dem gehört seine That kaum zur Hälfte an, er ist ein Werkzeug fremder Mächte; nur wenn wir uns unseren Vorsatz als pflichtmäßig, als edel, als groß vorstellen, können wir uns für ihn begeistern und ihn ganz zu dem unsrigen machen. Selbst die höhere Mahnung, wie Hamlet sie durch den Geist erhält, kann nur den Werth der That für sich und in Beziehung auf unsere Verhältnisse feststellen; soll der Mensch sich nicht durch blinden Fanatismus treiben lassen, so muß er dennoch alles erst bey sich selbst und durch sein eigenes Bewußtseyn zur Reife bringen. So

ist auch Hamlet gesinnt, und besonders deßhalb erscheint er uns als höchst gebildet, edel, mit Einem Worte als ein sogenannter vorzüglicher Mensch in dem ganz gewöhnlichen Sinne. Wer nun seinen Vorsatz so betrachtet, der hält nothwendig sich selbst hoch, daß er ihn gefaßt hat, oder dazu erkoren sey; er fühlt sich edel und vortrefflich, er fängt an mit sich selbst zu liebäugeln. Schon hier liegt in dem Gefühl des eigenen Werthes, sey es auch noch so wahrhaft, die davon untrennbare Schwäche. Nun aber zeigt die Betrachtung, zumal wenn der Augenblick, der den Entschluß fordert, heranrückt, eben so nothwendig auch die andere Seite, die alle menschlichen Dinge haben. Der Zweifel tritt ein, und nicht sowohl Zweifel an dem Werthe der Handlung selbst, als die geheime Furcht, durch die vielseitige Bedeutung, welche die That durch die Ausführung sogleich annimmt, den so zu sagen noch jungfräulichen moralischen Werth, den man sich vorgespiegelt, zu verlieren. Das ist moralische, innere Feigheit, nicht die äußere, gemeine, die man auch dem Hamlet nicht zuschreiben darf, wenn nicht alle höhere Theilnahme an ihm verschwinden soll. Eben die feine, sittliche Selbstliebe, welche vorher die Nothwendigkeit und den Werth der That ausmalte, muß nun dienen, ihre schlimmen Seiten zu übertreiben; die Schwäche dagegen muß sich selbst einbilden, Weisheit zu seyn, und dringt sich dazwischen immer wieder die Forderung der Ausführung auf, so muß sie zugleich sich selbst als Afterweisheit schmähen und verspotten. Daher das Mißtrauen gegen, und der beständige Spott über sich selbst, die Verachtung, welche der Mensch auf sich selbst wirft, und die doch nur dadurch möglich und zu ertragen ist, daß er in sich die menschliche Natur überhaupt verachtet. So ist denn die Zerrüttung, deren Bedingungen wir alle auf das deutlichste in uns wahrnehmen können, vollkommen. Die That wird geschehen, weil sie innerlich nothwendig ist, das bleibt gewiß; aber sie geschieht nun ohne Werth, zur unrechten Zeit, auf unrechte Weise, sie zerstört die Verbrecher, aber auch den Thäter, der nun, was er am wenigsten gedachte, blindes Werkzeug geworden ist, weil sich sein eigenes Leben im Zwiespalte schon verzehrt hatte, sie zerstört endlich alles mit, was sie erhalten sollte. Deßhalb ist der gänzliche Untergang des Königshauses am Schlusse unvermeidlich, und jede Aenderung hierin dem Sinne des Ganzen nachtheilig, und Fortinbras muß auftreten, recht um die öde Stelle zu bezeichnen, wo das Schicksal der Menschheit, wie Aeschylus sagt, die Schrift menschlicher Thaten wie mit einem Schwamme hinweggewischt hat, aber uns auch zugleich den Anblick eines neuen, frischen, thatkräftigen Lebens zu geben. Das Stocken

der Haupthandlung, das in den letzten Aufzügen statt finden soll, darf nicht blos entschuldigt werden, sondern wir müssen darin das innere Zerfallen sehen, worin hier eben der rechte Fortschritt besteht. Noch wollen wir hinzufügen, daß man vielleicht nach dieser Erklärung über den Geist zweifelhaft seyn könnte, da alles im Innern des Gemüths der Hauptperson vorzugehen scheint. Aber gerade dieses macht ihn ganz unentbehrlich. Er muß uns die beständig sich aufdringende Nothwendigkeit der That für sich vorhalten, sie ist durch ihn als etwas absolut Gegebenes gegenwärtig. Mitten im Grübeln werden wir immer zum Schrecken erinnert, daß der Mord des alten Königs das einzige bleibt, was nicht wegzugrübeln ist, und je schwankender sonst alles wird, je mehr erinnern wir uns, wie wunderbar die Unthat für sich selbst zeugt. Unser Verfasser bemerkt auch mit Recht, daß Hamlets Zweifel, die ihm der Glaube an die Erscheinung widerlegen müßte, recht seine innerste Zerrüttung darthun.

Rec. versagt es sich ungern, den Hamlet in allen Hauptmomenten auf das rechte Verständniß zurückzuführen, und auch auf manche andere Stücke in demselben Sinne näher einzugehen. Ueber den Lear will er nur zweyerley bemerken. Erstlich, wie deutlich auch dieser der aufgestellten Hauptbedeutung dieser Stücke entspricht. Auch hier sind es die überall gewöhnlichen Neigungen und Verhältnisse des Privatlebens, welche die Grundlage ausmachen. Thörichte Vorliebe für schmeichelnde, Härte gegen selbstständigere aber wahrhafte Kinder, auffahrendes Wesen des Hausvaters, das aus der Gewohnheit sich nachzusehen entsteht, und somit selbstverschuldetes häusliches Unglück; auf der anderen Seite die Bosheit der verzogenen Kinder, über die, nach bekannter Erfahrung, nichts geht, die aus der Behandlung von Seiten des Vaters erklärt, und gewissermaßen beschönigt werden könnte, die aber nun eben durch das Gefühl der einmal verletzten Heiligkeit des väterlichen Hauptes sich selbst bis zur höchsten Unnatur hinauf treibt. Lears Wahnsinn erklärt und gemildert dadurch, daß er schon vorher ein alter Thor war, wie ihm sein Narr mit Recht vorwerfen kann, aber wieder bis ins Innerste rührend, weil er aus der kindlichen Unnatur, und aus dem unermeßlichen Jammer des verstoßenen, der Liebe doch stets bedürftigen Greises entsteht. Diese Fäden, aus einem sehr gewöhnlichen Zustande menschlicher Schwäche gezogen, ließen sich nun leicht führen bis zu dem Gewebe, in welchem wir das Bild der ganzen Nichtigkeit und Selbstzerstörung der menschlichen Natur erblicken. Das zweyte, was Rec. bemerken wollte, ist dieses, daß die Bedeutung des Lear dennoch mehr in der besonderen Situation liegt, die als etwas Gegebenes immer den überwiegenden Charakter der

äußeren Erscheinung an sich trägt. Nur als Wirkung einer solchen Situation ist auch der durchgeführte Wahnsinn zu ertragen, blos psychologisch ergründet, würde er abscheulich seyn. Und eben in dieser Beschaffenheit ist auch, ganz übereinstimmend mit dem, was Rec. bey der Komödie des Shakspeare aufgestellt hat, das Bedürfniß äußerer Gegenbilder gegründet, um die Lage in ihrem allgemeinen Sinne zu halten. Deßhalb nicht allein der Narr und dergleichen, sondern der volle Gegensatz in der Geschichte des Gloster und seiner Familie. Diese war nicht darum nöthig, weil, wie der Verfasser sagt, ein barbarisches und gräuelvolles Zeitalter dargestellt werden sollte, sondern um zu zeigen, daß so etwas, wie gräßlich es auch in seiner höchsten Entwickelung seyn mag, doch seinen Bestandtheilen nach in der menschlichen Natur überall verborgen liegt.

Auch in Romeo und Julie ist der Charakter eines solchen Beyspiels aus dem Privatleben nicht zu verkennen. Der Verfasser hat über dieses Stück in den Charakteristiken und Kritiken ausführlich und mit großer Einsicht gesprochen. Nur weniges will Rec., der hier überhaupt nicht die Absicht haben kann, diese Werke von allen Seiten zu betrachten, hinzufügen, um seinen eigenen Standpunkt zu bezeichnen. Die Zufälligkeit, mit welcher die Liebe der beyden jungen Leute so plötzlich entsteht, erregt auf der einen Seite freylich das Gefühl einer höheren Bestimmung beyder für einander, zugleich erinnert sie uns aber auch, wie für uns Menschen das Höchste, und was das Schicksal unseres ganzes Lebens bestimmt, sich so ganz mit in dem Kreise des Gewöhnlichen erzeugt. Deßhalb ist der Umstand unentbehrlich, daß Romeo noch kurz vorher die Rosalinde liebte, und nicht etwa mit jugendlichem Leichtsinn, sondern mit der schwermüthigen Zärtlichkeit, worüber ihn seine Freunde necken. Eben dahin wirkt das, was wir vom Hauswesen der Capulets sehen, und von Juliens Erziehung aus den zweydeutigen Reden und Handlungen der Amme erfahren. Indem alle diese Dinge uns die raschen Entschlüsse beyder Liebenden erklären können, werden wir zugleich inne, wie diese aus dem täglichen Leben natürlich erfolgenden Fügungen in ihrer Gesammtheit einer unausweichlichen Vorherbestimmung gleich gelten. Eben so bedeutend ist der ironische Schluß, der, wenn er weggelassen wird, die Hälfte des ganzen Sinnes mit hinwegnimmt. Die gegen einander mit schroffem Familienstolze wütenden Parteyen versöhnen sich, als wäre der ganze Streit nicht der Mühe werth gewesen, nun, da die Versöhnung kaum noch etwas werth ist, da von beyden Seiten das Schönste verloren ist, was der Zwiespalt irgend kosten konnte. Macbeth ist mehr hochtragisch und

heroisch gehalten. Der Verfasser hat den Hauptgedanken schön und richtig ausgedrückt, in so fern er die Charaktere Macbeths und seiner Gattin betrifft. Die Hexen möchten wir nicht so geradezu als Abgesandte der Hölle oder des bösen Prinzips annehmen, am wenigsten müßte man sich dieß personifiziren, und ihm einen schlau angelegten Plan zur Berückung des Helden zuschreiben; Shakspeare würde nicht Shakspeare seyn, wenn er Licht und Schatten so schroff von einander schiede, so im gemeinen Sinne des Wortes allegorisch wäre. Sie sind hier in umgekehrter Beziehung dasselbe, was der Geist im Hamlet; sie erhalten den Gedanken der That als einen unausweichlichen, die Seele ganz umklammernden, uns und dem Helden immer gegenwärtig. Die That ist nur nothwendig, weil er einmal von ihr weiß, sich einmal in ihren Gedanken vertieft hat, und die Hexen thun ja nichts weiter, als daß sie ihm davon sagen. So pflegt das bloße Bild einer Handlung, das aus unserer gegebenen Lage und den Zügen unserer Neigungen, auch der edelsten, wenn sie geordnet bleiben, sich zusammensetzt, unser ganzes Gemüth gefangen zu nehmen, und blos weil wir uns diesem Anschauen hingegeben haben, muß sie geschehen. Wer kann bezweifeln, daß in einem solchen Zauber die Macht wirkt, die überhaupt Böses und menschliches Verderben schafft? Denn Zwiespalt und innere Zerstörung ist die nothwendige Folge, wenn Neigungen, die an sich auf den Beruf des Lebens im Großen und Ganzen gehen, sich nun ganz auf den Besitz eines äußeren Gutes werfen. Und man glaube ja nicht, daß eine solche Zaubermacht sich nur in höchst seltenen und außerordentlichen Fällen äußere; vielmehr wirkt sie überall in unser Leben ein, wenn gleich meistens uns unbewußt; nur sind wir gewohnter und geneigter, die Momente desselben nach der Kette von zeitlichen Beziehungen, in welche sie verwickelt sind, zu betrachten, als nach ihrer wesentlichen Natur für sich und nach ihrem absoluten Ursprunge. So haben wir auch hier eine allgemeine menschliche Grundlage. Müßten wir die Hexen betrachten, als ganz persönliche oder auch blos allegorisch personifizirte Wesen, die entweder zufällig, oder nach einem zweckmäßig ersonnenen Plane mit dem Helden zusammenträfen, so wäre der ganze Sinn des Stücks umgewandt, und in der einzelnen Handlung oder Begebenheit müßte dann die Hauptbedeutung liegen.

Wir können hier nicht auf äußere Vollständigkeit gehen; daher wird es nicht auffallen, wenn wir mehrere Stücke, welche der Verfasser noch durchgeht, gar nicht erwähnen. Derselbe macht die Bemerkung, daß diese fünf, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, Macbeth und Lear, welche zu der

von uns zuletzt erklärten Klasse gehören, verdientermaßen die berühmtesten unter Shakspeare's Werken seyn. Es ist nicht zu läugnen, daß sie besonders in neueren Zeiten vorzüglich die Menschen angezogen, und ihnen vielfache Beschäftigung gegeben haben. Einmal kommt dieses daher, daß sie am meisten dem nachdenkenden und selbstbewußten Geiste der Neueren entsprechen, und in diesem Sinne recht zu den prophetischen Werken des Dichters gehören; dann aber entsteht der Zauber, den sie auf die Gemüther ausüben, auch eben daraus, daß sie unsere gewohntesten Zustände und Stimmungen als allgemein menschliche ergreifen, und so beständig unser eigenes Interesse in das der vorgestellten Handlung verflechten. Eine historische Begebenheit können wir schon mit freyerer Ruhe betrachten, weil wir meinen, sie komme nur Einmal so vor, und ihre Beziehungen gehen mehr auf das menschliche Geschlecht, wie es nach außen ein Ganzes bildet, nicht gerade, wie seine Grundzüge sich in jedem einzelnen Bewußtseyn wiederholen. Die Unruhe, welche uns beständig in unser eigenes Inneres treibt, hat jenen Stücken ihren furchtbaren Reiz für die Menge gegeben, und zwar mit deßwegen, weil darin noch nicht die reine, der Kunst würdige Betrachtung aufkommt, ohne welche sie nie ganz verstanden werden können. Rec. wagt hinzuzusetzen, daß eben diese Ursachen auch so viele zur Untersuchung über die Bedeutung einiger dieser Stücke angetrieben, und zugleich an der ganz erschöpfenden Einsicht in dieselben gehindert haben. Man hat immer weit mehr die besonderen Beziehungen, als die tiefste Grundlage erwogen, weil eine geheime Scheu abhalten mochte, in unserem eigenen Inneren, ja in unserem gewohnten Zustande die Bestandtheile, aus deren Vereinigung so grausenhafte Erscheinungen sich erzeugen, wieder zu erkennen. Auch der Verfasser verfehlt seine Vorliebe für diese Stücke nicht, und behandelt die historischen dagegen mit einer gewissen Kälte, indem er sagt, daß einige darunter eine grosse tragische Vollkommenheit haben, und alle durch eigenthümliche Vorzüge glänzen. Es ist gewiß schwer zu finden, wie und weßhalb dieses oder jenes der Shakspearischen Hauptwerke vorzuziehen oder nachzusetzen sey, und darauf will und kann sich Rec. fast nie einlassen. Indessen hat er schon bekannt, daß ihm in den zuletzt besprochenen ein gewisses persönliches Interesse des Dichters, womit er selbst die Hauptsache angesehen zu haben scheint, unverkennbar ist, und er setzt hinzu, daß ihm die historischen, und besonders auch einige aus der englischen Geschichte, den höchsten möglichen Charakter künstlerischer Reife und Vollkommenheit an sich zu tragen scheinen. — Rec. muß hier den Shakspeare verlassen; man wird einsehen, was seine Absicht

bey diesen Bemerkungen war, nämlich allein den Standpunkt aufzuzeigen, den man beym Studium der Werke dieses einzig großen Dichters halten muß, und zu erklären, warum ihm die sonst schätzbaren Auszüge des Verfassers, wenn es dessen Absicht war, wie er sie selbst ankündigt, zu einer tieferen Einsicht in die Kunst des Dichters zu führen, nicht genügen können. Ueber die Kritik der angeblich untergeschobenen Stücke, welche der Verfasser selbst, seinem Zwecke gemäß, nur beyläufig mitnimmt, gründlicher zu sprechen, muß man demjenigen überlassen, der davon ein eigenes gelehrtes Studium gemacht hat.

Die dreyzehnte Vorlesung beginnt mit einer kurzen Beschreibung der alten englischen Schaubühne und Bemerkungen darüber, welche wieder sehr zweckmäßig auf eine einfachere, und dem poetischen Hauptzwecke angemessenere Behandlung der äußeren Kunstmittel hinweisen, und deßhalb heut zu Tage nicht genug beherzigt werden können. Es folgt eine Uebersicht der Vorgänger und Zeitgenossen Shakspeare's, hinreichend für den Zweck, und dann die fernere Geschichte des englischen Drama. Von Marlow wird mit Recht bemerkt, daß sein Talent ursprünglicher und seine Richtung echter war, als die der meisten anderen. Er ging von lebendiger, volksmäßiger Ansicht der Dinge aus, und hätte deßhalb vielleicht noch mehr Erwägung verdient, als der Verfasser ihm widmet. Ben Jonson ist richtig charakterisirt; vielleicht wäre es aber doch nicht unfruchtbar gewesen, auf seine Kompositionen näher einzugehen. Decker, als Shakspeare's Freund, und Ben Jonson's Gegner, hätte wohl einer näheren Erwähnung verdient. Die Schilderung von Beaumont und Fletcher, wo es wieder viel Gelegenheit zur Aufdeckung von Abwegen und Mißgriffen gab, ist in jeder Hinsicht vortrefflich, und kann diejenigen enttäuschen, welche etwa glauben, alles was von außen Aehnlichkeit mit Shakspeare hat, sey auch seinem Geiste verwandt, und verdiene gleich ihm unter uns bekannt gemacht und genossen zu werden. Das englische Lustspiel, wie es von Karl dem Zweyten bis ins achtzehnte Jahrhundert war, wird kurz zusammengefaßt; unter den spätern Tragikern aber Addison hervorgehoben, und die steife Kälte seines Cato gehörig gewürdigt. Freylich findet sich in diesem ganzen Bezirke nicht viel Erfreuliches, indessen wäre es doch vielleicht gut gewesen, mancher Neueren, die auf das deutsche Theater eingewirkt haben, zu erwähnen.

Die Uebersicht des spanischen Theaters, welche die vierzehnte Vorlesung enthält, ist kürzer ausgefallen, als sich erwarten ließ. Ausführlicher wird nur vom Calderon gesprochen, und doch auch von diesem ohne Genauigkeit. Gleich anfänglich ist der

Verfasser über Cervantes, doch zu leicht, hinweggegangen. Seine Numancia hätte eine genauere Untersuchung verdient, besonders in Rücksicht ihrer höchst regelmäßigen Komposition, und der vielleicht nicht so ganz unbewußten Annäherung an die Alten. Auch Lope de Vega erhält eine zu flüchtige Erwähnung. Ein Dichter, der zu seiner Zeit das Theater so ganz beherrschte, und den entschiedensten Einfluß auf den Geschmack der Nation hatte, auch in der That Calderons Vorgänger war, mußte nothwendig zu bedeutend seyn, um mit wenigen Seiten abgefertigt zu werden. Endlich folgt die Schilderung Calderons, aber sie hält sich, wie man wohl sagen kann, so gänzlich an der Außenseite, daß man völlig unbefriedigt wieder davon geschickt wird. Wie lehrreich hätte hier der Verfasser seyn können, der den Dichter mit entschiedener Vorliebe studiert zu haben scheint, und ihn sogar zu übersetzen angefangen hat! Und wie sehr nöthig wäre es gewesen, daß er eine einigermaßen verständige Einsicht in die durch ihn selbst verbreitete Bekanntschaft mit diesem Dichter gebracht hätte, über den die Deutschen, wie so häufig, schon in ein gedankenloses Schwärmen gerathen sind! Ueber die Stelle, welche Calderon in dem Ganzen der Kunst einnimmt, ist hier eigentlich gar nichts gesagt, und der Verfasser hat sich theils mit allgemeinen Andeutungen des poetischen Nationalcharakters der Spanier, theils mit rhetorischen Lobpreisungen des Dichters begnügt. Was jenen Nationalcharakter betrifft, so ist es gut und löblich, daß man eine edle und wackere europäische Nation gegen die einseitigen und lächerlichen Vorurtheile, die sich bey uns über sie verbreitet haben, vertheidige; wenn man aber darauf die Kenntniß eines so wichtigen Zweiges ihrer Literatur gründen will, so muß man durchaus gründlicher zu Werke gehen. Noch weit mehr gilt dieß von den bilder- und blumenreichen Reden, womit der Dichter selbst erhoben wird, aus welchem wir nichts weiter lernen, als daß Religion, Liebe und Ehre die Hauptgegenstände seiner Poesie sind, und daß diese mit einem unermeßlichen Reichthum von Bildern und Ausschmückungen prangt, in welchen sich die Erscheinungen der wirklichen Werke durch Farbe, Glanz und Duft bis zum Wunderbaren oder vielmehr Zauberhaften verklären. Hier hat sich der Verfasser recht von dem Schimmer des äußeren Schmuckes hinreißen lassen, und ihn geradezu als die Hauptsache hingestellt; hier hat er recht dem hergebrachten Vorurtheil von der Kühnheit und der alles übertreffenden Gewalt der morgenländischen und südlichen Phantasie gehuldigt. Ueber den Standpunkt, von welchem Calderon den Sinn des menschlichen Lebens faßt, über die Art seiner Weltbetrachtung, über seine Erfindungen, über seine Charakteristik,

endlich über Komposition und Ausführung seiner Stücke auch nicht ein Wort!

Wenn der Rec. sich hier so weit einlassen wollte, wie beym Shakspeare, so müßte er das ganze Werk des Verfassers thun, wozu er sich jetzt nicht entschließen kann. Er will also nur einige Vorurtheile berühren, die an den flüchtigen Aeußerungen des Verfassers neue Nahrung finden könnten, und dabey den Calderon zugleich als ein Beyspiel von dieser ganzen Art der südlichen Poesie annehmen. Zuvörderst hat diese Poesie darin viel mit der antiken gemein, daß sie sich immer an einen bestimmten äußeren Stoff anschließt, und in der besonderen Thatsache als solcher, in dem wirklichen Erfolge, das Abbild allgemeiner Gesetze sieht. Daher fällt hier aller Unterschied des Historischen und Erfundenen weg, der, wie beym Shakspeare gezeigt worden ist, darauf beruht, daß sich mit einer jeden Begebenheit oder Handlung sogleich ihre Beziehungen auf das Wesentliche in ihr verbinden, und sie daher schon in ihrer Entstehung aus den tiefsten Gründen der menschlichen Natur hergeleitet, oder in ihren thätigen Elementen wieder in sie aufgelöst wird. Wo aber alles so ganz in der Handlung enthalten seyn soll, da ist eine Mythologie unentbehrlich; denn es verhält sich in dieser Rücksicht hier eben so, wie bey der griechischen Weltansicht, daß die einzelne Handlung zugleich typisch seyn, den allgemeinen Charakter vollständig in sich ausprägen muß. Und doch ist es wieder ein ganz anderes Verhältniß als bey den Griechen. Daß hier, wie in den alten Heroen, in dem Einzelnen sich das Göttliche ausdrücke, das verbietet schon die christliche Religion, und eben so sehr der ganze dadurch entstandene Geist der neueren Völker, welcher überall auf die Spaltungen und Gegensätze im menschlichen Wesen gerichtet ist, und ihre Beziehungen auf einander verfolgt, um sie zu verknüpfen oder von einander zu sondern. Aus diesem Grunde wird die Mythologie, die sich in der spanischen Poesie erzeugt, eine abstrakte, eine Mythologie allgemeiner Begriffe, der Ehre, der Liebe u. s. w. Es ist ein feststehendes, bis in das Einzelne ausgebildetes, und auf einen ganzen Vorrath besonderer Fälle schon im Voraus bearbeitetes System über diese Begriffe, welches schlechthin vorausgesetzt wird, unbedingten Glauben fordert, und sich in allen wesentlichen Handlungen und Begebenheiten vollständig abspiegelt. An diese Voraussetzungen knüpft sich eine ganze Masse von Folgerungen an, welche über das ganze Wesen dieser Poesie, und besonders über den Calderon ein hinreichendes Licht geben könnten. Da wir hier ein feststehendes System von Begriffen haben, woran nicht gerüttelt werden darf, wenn der Weltansicht nicht ihr Boden

schwinden soll, so fällt schon alle jene grübelnde Untersuchung der innersten Tiefen der menschlichen Natur weg, die bey Shakspeare so wichtig ist. Die ganze Poesie der südlichen Völker hält sich daher in der Welt des äußeren Lebens und Wirkens; denn nur diese läßt sich auf jene allgemeinen Begriffe zurückführen; ein tiefes Eindringen in das Innerste finden wir nirgend. Eben deßhalb übt aber der Verstand seine Thätigkeit mit desto größerer Künstlichkeit und Gewandtheit an den Verwickelungen und Collisionen jener Begriffe unter sich, und an ihrer Ausführung durch die mannigfaltigen, bald förderlichen bald störenden Gestaltungen des wirklichen Lebens. Diese künstlichen Berechnungen finden wir keinesweges allein im Lustspiel, sondern auch in der Tragödie, nur daß sie sich dort mehr auf die Absichten und Charaktere einzelner Personen, hier mehr auf die zufälligen Verwirrungen der Begebenheiten, oder die Anlage höherer Fügungen beziehen. Von dieser Seite ist also diese Poesie größtentheils ein Werk des künstlich berechnenden Verstandes, und keinesweges einer so schrankenlosen, alle Grenzen des Stoffes überfliegenden Phantasie, wie man gewöhnlich annimmt. Sie erhält sogar dadurch etwas Nüchternes und Trocknes, was, nach dem klarsten Gefühle des Rec., und, wie er hofft, eines jeden, der tiefer in diesen Dingen zu schauen fähig ist, auch aller orientalischen Poesie, nicht bloß der Mohamedanischen, sondern selbst der wegen ihrer kühnen Phantasien so gepriesenen Indischen anhaftet. Es kehren immer dieselben Grundlagen und Verwickelungen von Begriffen wieder, und hat man einmal den Schlüssel des allgemeinen Systems, so weiß man sich sogleich darein zu finden, wie eine jede angenommene Lage der Dinge zu verstehen, und in die Grundbegriffe aufzulösen ist. Man kann also hier wohl am wenigsten jenes Bild vom Chaos der romantischen Poesie anwenden, welches immer nach neuen Geburten ringe; denn nichts ist so Ein für allemal abgemacht, als diese Weltordnung der Liebe, Ehre und Religion. Dieses geht so weit, daß, wenn wir auf die davon abhängige, nothwendig auch ziemlich gleichförmige Ausführung sehen, sogar der Anschein konventioneller Annahmen entsteht, und es wird auch wirklich etwas Konventionelles daraus, wo nicht ein großes Gemüth, wie Calderons, das innere Leben, aus welchem diese Begriffe sich entwickeln, immer gegenwärtig zu erhalten weiß. Die Masse der spanischen Dichter wird dieß bestätigen.

Woher kommt nun aber die höchst bunte und schmuckreiche Ausfühlung, welche zu dem Vorurtheile von der überwiegenden Phantasie die Veranlassung gegeben hat? Aus den nothwendigen Gegensatze der besonderen wirklichen Erscheinung gegen die ab-

strakten Begriffe. Wo eine und dieselbe Grundlage solcher Begriffe sich in jedem erscheinenden Stoffe abspiegeln und wiederholen soll, da muß der Stoff auf das mannigfaltigste geschmückt, und durch Bildlichkeit und allgemeine Deutung verklärt werden, weil er sonst den Ausdruck der Begriffe nicht erreicht, sondern entweder ein bloß gemeiner Stoff aus dem Kreise des gemeinen Lebens bleibt, oder in seiner Beziehung auf jenes Allgemeine zu einem bloßen logischen Beyspiele wird, eine Sache, die der Poesie am allermeisten zuwider ist. Er muß also durchaus und in seiner ganzen Erscheinung als bedeutend aufgefaßt werden, und durch die mannigfaltigsten und freyesten Zusammenstellungen, und durch die reichsten Ausschmückungen, wodurch er sich von der gemeinen Natur ablöst, sich zu dieser Bedeutsamkeit erheben. Mit einem Worte, er wird durchaus allegorisch, was man hier selbst in dem gewöhnlichen Sinne nehmen kann, ohne des Rec. Theorie vom Symbol und der Allegorie zuzugeben, deren Einmischung er hier absichtlich vermeiden wollte, um sich ganz an das gegebene Beyspiel zu halten. Hier zeigt sich nun allerdings ein höchst lebendiges Wirken der Phantasie, ohne welches die Erscheinung so nicht gesteigert werden kann, daß wir sie in dem Lichte der Begriffe spielen, und diese in ihren Figuren abbilden sähen. Die erscheinenden Dinge müssen gleichsam transparent werden, damit die Begriffe überall hindurchscheinen können, und daher die allgemeine Verklärung, in deren Glanze die ganze wirkliche Welt zu schwimmen scheint. Aber es ist doch nicht diejenige Phantasie, welche die Ideen selbst aus ihrem Innersten heraus zu gestalten weiß, sondern sie muß immer erst durch die Mittelregion der Abstraktion hindurchgehen. Auch fixiren sich deshalb leicht die Bedeutungen der wirklichen Erscheinungen für die Begriffe, und sobald dieses geschehen ist, wird das ganze Verfahren zur Manier. Wir können nicht läugnen, daß wir davon schon im Calderon etwas wahrnehmen. Sein Kreis von Bildern und Gestaltungen der erscheinenden Welt ist nicht allzuweit umfassend; die Anordnung derselben wird oft einer Mosaik ähnlich, welche dieselben Stoffe und Farben nur immer wieder zu andern Zusammensetzungen verbindet, und nur seine große Freyheit in dieser Zusammenfügung, und die Herrschaft über den Stoff der Natur, welche diese verkündet, erhebt ihn wieder zur künstlerischen Universalität. Im Allgemeinen aber ließe sich durch genauere Forschung wohl zeigen, wie aus jenem conventionellen und diesem manierirten Bestandtheil sich sehr bald eine zwar barocke aber doch trockne spanische Praktik bilden, und wie das französische Drama selbst durch sein anfängliches Anschließen an das spanische auf seinen eigenthümlichen Mechanismus herab-

sinken konnte. Aus der Nachahmung des Shakspeare dagegen kann wohl Rohheit oder Affektation philosophischer Tiefe, aber nie Mechanismus entstehen.

Indessen ist hiermit noch keinesweges die Bedeutung dieser Poesie vollständig ausgesprochen, sondern nur ihre besondere Gestaltung. Es fragt sich immer noch, wie weit sie in das Wesen des menschlichen Lebens, den eigentlichen Inhalt des Drama, überhaupt eindringe, und wie rein sie sich daran halte, ob sie sich nicht durch ihre vorausgesetzten Begriffe und durch den Reiz der äußern Pracht zu einem leeren Spiele verlocken lasse. Und hier können wir allerdings dem Calderon einen hohen Werth zugestehen. Rec. kennt zwar nicht alle seine Werke, doch scheint er ihm meistens die Hauptsache, worauf es hier ankommt, vor Augen zu haben, und fast nur in den Lustspielen öfters in ein trocknes Spiel mit Verwickelungen des äußern Lebens zu gerathen. Um einige der bekannten Beyspiele zu nennen, so gehen das Leben ein Traum, der wunderthätige Magus, die Andacht zum Kreuze von einer wesentlichen Weltansicht aus, und stellen uns die Nichtigkeit, in welche das wirkliche Leben durch seine Widersprüche sich auflöset, in ihrem inneren Grunde, und also eben damit auch die Gegenwart und Offenbarung des göttlichen Lebens vor Augen. In dem ersten der genannten Stücke ist es wahrhaft tief gedacht, wie das wirkliche Leben und der Traum einander so ganz gleich gelten, wie jenes nur dadurch einen Werth und eine Bedeutung erhält, daß es selbst für Traum genommen wird, und wie sich dagegen die ganze tiefe Weisheit und sorgenvolle Vorsicht des alten Königs in etwas ganz Träumerisches auflöst. Dieselben Grundverhältnisse ließen sich in den andern Stücken nachweisen, wenn wir nicht hier das Einzelne übergehen müßten. Dennoch tritt eine Eigenthümlichkeit ein, welche wir als folgenreich zu bemerken haben. Die Nothwendigkeit nämlich, die aus der oben bezeichneten Beschaffenheit dieser ganzen Poesie herrührt, sich immer an einzelne gegebene Begriffe anzuschließen, macht auch, daß Calderon das Allgemeinste immer in der begrenzten Beziehung auf solche fassen und darstellen muß. So ist es bald der Begriff des Rechts und der Tugend, bald die Nichtigkeit und frevelhafte Anmaßung in der menschlichen Weisheit, bald der Widerspruch zwischen dem Heil, das uns die Religion bringt, und der tiefen Verderbniß und Bestimmung zum Bösen, an welche sie sich mit ihren Gaben wendet, bald irgend ein anderes abgesondertes Thema, woran seine Poesie den eigentlichen Sinn des Drama entwickelt. Deshalb muß er immer ein abstraktes System zum Grunde legen, ohne dessen Annahme und Voraussetzung es gar nicht möglich

wäre, das volle menschliche Leben in einer so begrenzten Richtung zu verfolgen. Wenn Shakspeare die ganze Sphäre nach allen Richtungen frey durchläuft, so hält sich Calderon immer an einem einzelnen Durchschnitte derselben, der gleichwohl auch den Umfang, nur immer in Einer Ebne, umfaßt. Am vollständigsten kann man eine solche systematische Grundlage im Magus erkennen, wo der Dichter sogar mit Scholastik beginnt. Diese Beschaffenheit macht es nun auch dem weniger poetischen Sinne leicht, sich eine bestimmte Lehre als Resultat aus einem solchen Werke zu ziehen, und ohne Zweifel ist dies ein Grund, weßhalb Calderon gegenwärtig bey uns Deutschen so viel Anhänger findet. Um das tiefere Dramatische ist es diesen gewöhnlich nicht zu thun, sondern sie erfreuen sich der Moral, auf die sie hier auch dieses leicht zurückführen können.

Hiebey scheint es nöthig, noch eine Bemerkung über die religiösen Stoffe und Beziehungen des Calderon zu machen. Viele haben zu unserer Zeit darin seinen ganzen künstlerischen Werth und Standpunkt suchen wollen, und ihre Begeisterung für den Dichter durch den Wunsch, sich auch durch ihn einen religiösen Schwung zu geben, mit Bewußtseyn und fast absichtlich gesteigert. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was wohl das Herumgreifen nach allem, was der Religion ähnlich sieht in den verschiedenen Geistesgebieten, zu unserer Zeit andeute. Wir wollen hier nur erinnern, daß die zur Religion gehörigen Motive und Verhältnisse, von dem Standpunkte der Poesie aus betrachtet, immer nur zum Stoffe gehören, dessen Wahl durch die Stellung des Dichters in der wirklichen Welt, besonders durch Nationalität und Zeitgeist bestimmt wird, so gut wie die Ehre, die Liebe, das Ritterwesen u. dgl. Man muß also ja nicht glauben, daß seine poetische Bedeutung dadurch bestimmt ist, vielmehr ist das, was hierüber entscheidet, in der Kunst immer noch ein allgemeines Prinzip, nämlich die künstlerische Weltansicht. Freylich haben jene Stoffe hierauf großen Einfluß, indem die besondere Gestaltung dieser Ansicht daraus entsteht, aber das eigentlich für die Kunst entscheidende Innere davon muß doch eben immer das Poetische seyn. Es thut daher sowohl dem Sinne für die Kunst, als dem für die Religion Eintrag, wenn man ein Werk der Poesie als ein dogmatisches oder liturgisches benutzen will. Aus der Andacht zum Kreuze, als Kunstwerk betrachtet, würde z. B. etwas ziemlich Schaales werden, wenn man sich daraus nur die Lehre ziehen wollte, daß Gott sich auch des größten Sünders wunderbar erbarme; ja, es könnte sogar für die Religion gefährlich werden, wenn man die Fabel des Stücks noch buchstäblicher auslegte, wie der Held durch eine recht



deutliche Fügung bis auf das Aeußerste menschlicher Laster getrieben, dabey immer durch die Wunderkraft heiliger Symbole erhalten, und endlich durch ein Wunder verklärt wird. Daher auch einige, die mehr Moral in der Religion suchen, dieses Stück eben so sehr verabscheuen, wie andere, aus Sehnsucht nach dem Mystischen, welches sie in die physische Wunderkraft setzen, es vergöttern. Ueber die höhere Einheit der Kunst und Religion wäre hier zu weitläuftig zu sprechen; es wird sich darüber viel ergeben, wenn man dem, was oben vom Drama im Allgemeinen gesagt worden ist, weiter nachdenken will. Ob aber die Religion als Stoff und besonderes Motiv in die dramatische Poesie eintreten soll, das hängt besonders davon ab, in wie weit sie in die Gestalt des äußeren wirklichen Lebens mit eingegangen ist. Wo sie sich in das innerste Gefühl zurückzieht, da wird man für unheilig halten, sie mit der gesammten äußeren Erscheinung des Lebens durch Darstellung zu verflechten; hat doch Luthers Erscheinung auf unsern Theatern bey den Meisten großen Anstoß erregt. Wo sie dagegen bis ganz in das äußere Leben vortritt, da kann sie auch natürlich auf dem Theater einheimisch werden, und wiederum nimmt sie auf demselben die ganze äußere Gestalt der Wirklichkeit an, fällt dadurch der Kunst anheim, und löst sich von ihrem ursprünglichen Boden ab. Selbst die eigentlich geistlichen Schauspiele nehmen nothwendig diesen Weg. So wie aber die Religion sich auf die Weise in das Gebiet der Kunst begibt, so muß sie auch unter die besonderen Begriffe treten, welche nur für das wirkliche Leben als bestimmend aufgestellt werden, wie Liebe, Ehre und ähnliche. Ihre Darstellung wird daher allegorisch, und das um so mehr, je weiter sie von den Einzelnheiten des wirklichen Lebens, weiter nämlich als jene anderen, die täglichen Lebensverhältnisse bestimmenden Begriffe absteht. Denn die äußere Darstellung eines für sich durch Reflexion abgesonderten und frey stehenden Begriffs kann nicht anders als allegorisch seyn. In diesem Sinne muß Rec. auch die Andacht zum Kreuze, ihrer künstlerischen Hauptbedeutung nach, ein allegorisches Werk nennen, und kann keinesweges den überwiegend mystischen Charakter darin finden, welchen viele diesem Stücke zuschreiben. Die meisten ahnen freylich überhaupt erst dann, daß es im menschlichen Gemüthe etwas Mystisches gibt, wenn das Mystische anfängt, sich in die Elemente und Beziehungen aufzulösen, in deren voller Zusammenwirkung es allein besteht, und wenn es sich dadurch eben in Allegorie verwandelt. Wo alles so in äußere Erscheinung und begrenztes Verhältniß übergegangen ist, wie im Calderon, wo das Bedeutende und das Bedeutete sich so bestimmt von einander sondern, da überwiegt

offenbar die Allegorie. Das Mystische ist in der Kunst mannigfach, und oft so darin enthalten, daß nur das tiefste poetische Verständniß sich dessen bewußt wird, und wenn man es so nimmt, so ist mehr Mystik in Shakspeare als im Calderon, obwohl jener den Meisten viel weltlicher als dieser scheinen wird. Vielleicht wird hier nicht alles ganz verständlich geworden seyn, doch will Rec. sich begnügen, wenn er nur zum weiteren Nachdenken über diesen Gegenstand angeregt hat, den er an einem andern Orte weiter auszuführen gedenkt. Hier wünschte er nur, die verwirrenden Vorurtheile und Mißverständnisse über das spanische Drama einigermaßen wankend zu machen. Er mußte dieß um so mehr versuchen, als Herr von Schlegel diese leicht noch bestärken könnte, indem er mit Enthusiasmus von dem religiösen Schwunge des Calderon spricht, ohne doch das Wesentliche seiner Poesie gehörig zu erwägen. Es ist völlig dasselbe, als wie man vor zwanzig, dreyßig Jahren am Shakspeare nichts weiter zu rühmen wußte, als die Menschenkenntniß, die feine Psychologie, und dergleichen Gaben, die zuverläßig von selbst kommen, wenn nur erst der Geist der Poesie und der dramatischen Begeisterung und Ironie gegenwärtig ist. Und eben so ist es auch völlig einerley, ob man, wie vor einiger Zeit, häusliche Moral und Lebensweisheit aus dem Drama zu schöpfen sucht, oder, wie jetzt, Religion und Glauben, den man sich durch eine mißverstandene Mystik, welche die allegorische Hülle für den Kern nimmt, einzuzwängen sucht. Wie endlich jene Hausmoral, welche das bürgerliche Schauspiel eine Zeitlang uns vorspielte, gerade dazu dient, den wahren moralischen Grund im Menschen zu untergraben, so möchte es auch wohl mit dieser Art von Religiosität nicht viel anders herauskommen; die daraus entstandenen Nachahmungen bürgen schon dafür.

Doch wir sind schon fast von selbst vom Calderon abgekommen, und wollen nur noch hinzufügen, daß wir dem deutschen Vaterlande zu der Bekanntschaft mit diesem Dichter und den Bearbeitungen desselben, wovon dem Herrn von Schlegel das erste Verdienst gehört, Glück wünschen. Die angefangene treffliche Uebersetzung von Gries ist in aller Händen. Das darin überall sichtbare geistreiche Verständniß, die Gewandtheit und Kunst in dem Gebrauche der Sprache und die edle Treue verdienen diesem Werke einen Platz unter den ersten dieser Art, die wir besitzen. Möge die Theilnahme des Publikums hier einmal nicht vorübergehende Liebhaberey seyn, sondern den Uebersetzer zur weiteren Verfolgung seiner Bahn fortwährend ermuntern. Auch der erste Versuch des Herrn von der Malsburg verdient alle Aufmunterung. Dieser geistreiche Uebersetzer

wird gewiß durch ein fortgesetztes Studium der spanischen Sprache bestimmter unterscheiden lernen, was bloß nationaler Sprachgebrauch, und also nicht wieder zu geben, und was wirklich poetischer Ausdruck ist, der auch in unserer Sprache den entsprechenden fordert. Er hat sich bis jetzt noch bey schwierigen Wendungen zu viel Freyheiten zugegeben, und im Ganzen ist er wieder nicht frey und mannigfaltig genug, sondern zu gleichförmig im Ausdrucke. Doch läßt sein Verständniß des Dichters und der schöne Enthusiasmus, den er besonders in der Vorrede zeigt, bey dem Talent, das die Uebersetzung selbst bekundet, viel Gutes von ihm erwarten. — Merkwürdig ist es, daß die Aeußerungen des Herrn von Schlegel über Calderon in Spanien schon einen Streit veranlaßt haben. Ein dort lebender Deutscher hat sie den Spaniern in ihrer Sprache bekannt gemacht, um sie dadurch zu erinnern, was sie an ihrem großen Dichter besitzen. Dagegen hat sich ein Spanier aufgelehnt, und von der plattesten, modernsten Ansicht aus seinen großen Landsmann nebst dessen fremden Verehrern angegriffen, so daß der Deutsche genöthigt worden, jenen gegen sein eigenes Volk zu vertheidigen.

Das deutsche Theater wird in der letzten Vorlesung fast nur anhangsweise mitgenommen, und doch hätte der Verfasser hier gerade recht praktisch wirken können, noch dazu in einem Fache, worin wir jetzt so sehr einer Feststellung des öffentlichen Urtheils bedürfen. Die ältesten deutschen Dramatiker sind fast nur genannt, und erst von Lessing an wird der Verfasser etwas ausführlicher. Wie er nun auf das Volksmäßige und darum Echte und Fruchtbare in jenen alten gar keine Rücksicht nimmt, so hat er auch Lessing mit unbegreiflicher Kälte nach einer bloßen Voraussetzung allgemeiner Regeln gemessen. Man kann fast alles zugestehen, was der Verfasser zum Nachtheile der Lessingschen Stücke sagt, und doch dem Nationalen darin eine liebevollere Behandlung wünschen. Wer wollte der Minna von Barnhelm, der Emilia Galotti einen hohen poetischen Werth leihen? dennoch ist etwas darin, was uns immer anziehen und fesseln wird. Es ist die Wahrheit und Treue, die unbefangene Lust an der Sache, noch nicht verkümmert durch jene vornehme Halbphilosophie, welche die Deutschen seitdem um die Hälfte ihrer Lebenskraft betrogen hat. Selbst die einzelnen Vorzüge jener Werke, die wir uns jetzt so sehr zurück zu wünschen Ursache haben, die reine und edle Sprache, die Gewandtheit des Dialogs, und mehr dergleichen, erwähnt der Verfasser kaum. Am meisten müssen wir uns wundern, daß er Nathan den Weisen den übrigen Stücken so weit vorzieht: Rec. findet ihn ganz undramatisch; der Zweck der Belehrung über einen allge-

meinen Satz, und noch dazu einen Satz der gemeinen Aufklärung, läßt die Poesie nicht aufkommen, die sonst in der Anlage der Handlung liegen mag. Von Seiten jener Gemüthlichkeit und Liebe zur Sache hätten auch manche Dichter der ersten Göthischen Periode eine Anerkennung verdient, und es wäre wohl gut gewesen, diese Seite einmal herauszuheben zu einer Zeit, wo die roheste Unnatur auf dem Theater einheimisch wird. Durch Anforderungen an die Erfüllung irgend einer theoretischen Ansicht werden wir nichts bessern; soll unsere Bühne noch gerettet werden, so müssen wir zu allererst wieder dahin weisen, wo noch Wahrheit und lebendiges unverkünsteltes Gefühl lebte.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Verfasser nach seiner eigenen Erklärung, sich nicht auf die Beurtheilung gleichzeitiger Schriftsteller, von Göthe an gerechnet, einlassen wollte. In einem Werke, woraus wir das Wesen der dramatischen Kunst lernen sollen, muß es uns wehe thun, wenn er uns sagt, daß aus Göthes Faust, wie wenig er auch theatralisch sey, sich unendlich viel Belehrung schöpfen lasse, und uns doch diese vorenthält. Er scheint den vertrauten Umgang, in dem er mit Göthe und Schiller gelebt, als einen Grund für sein Verfahren anzuführen. Der Rec., obwohl er eine so stolze Entschuldigung nicht vorzubringen hat, will es abwarten, ob er sonst etwa zu ausführlicheren Aeußerungen über die dramatischen Werke dieser großen Dichter veranlaßt wird, und hier nur mit wenigen kurzen Andeutungen, die vielleicht aus dem ganzen Sinne dieser Recension ihr Licht bekommen, des Verfassers Urtheile begleiten. Auch hier sind von diesem nur die äußeren Verhältnisse von Göthes Werken aufgefaßt worden. Es ließe sich viel über die Komposition des Götz von Berlichingen sagen, und viel daraus für die Kunst lernen. Das Werk hat eine große dramatische Kraft, und diese fast ganz erhalten, ungeachtet des Schadens, den ihr die allgemein belehrende Beziehung, die dem historischen Stoffe gegeben ist, hätte thun können. Ohne diese wäre jedoch die sentimentale Episode von Weißlingen und Marie vielleicht nicht so unverhältnißmäßig hervorgetreten. Ueber Clavigo und Stella können wir dem Verfasser im Allgemeinen beystimmen. Warum mag er aber der Geschwister hier nicht erwähnt haben, eines kleinen Stückes, dessen Charakter jetzt wohl von den Meisten mit der Kotzebuischen Manier verwechselt werden dürfte, und das eben recht lehrreich hätte werden können, wenn die feine und doch so scharfe Grenze gezeigt worden wäre? Bey der Iphigenia sollte man nicht das Vorurtheil unterstützen, daß ihr Charakter so ganz griechisch sey, wenn gleich der Verfasser sie nur einen Nachhall der griechischen Tra-

gödie nennt. Ihr eigenthümliches, und ohne Zweifel höchst preiswürdiges Verdienst findet Rec. in dem, was gerade recht modern ist, in den inneren Beziehungen der Gemüther zu einander, und der sich von selbst blos durch diese Charakter-Verhältnisse einstellenden Auflösung. Dieses Element gehört ursprünglich dem Roman, in dessen Geiste sich bisher unser Drama vorzugsweise gestaltete, und besonders nach des Rec. Meinung das Gothische. Den Tasso hält derselbe nächst dem Götz für das am meisten dramatische dieser Werke, die gemeine Ansicht möge auch noch so verschieden darüber urtheilen, und eben deßhalb auch für theatralisch; denn, wie schon gesagt, den Unterschied zwischen dem Dramatischen und Theatralischen, den der Verfasser geltend machen will, kann er nicht anerkennen. Der Gegensatz zwischen Hof- und Dichterleben, den der Verfasser hier als das Thema ansieht, reicht freylich nicht hin. Der tragische Grund dieses Stückes liegt wohl darin, daß eben die Eigenthümlichkeit die zarte Organisation, welche das große Dichtertalent des Tasso ausmacht, ihn zugleich im Leben in die kleinlichste Empfindlichkeit und Haltungslosigkeit stürzt, und daß sich in seinen äußeren Verhältnissen am Hofe beydes durch einander entwickeln, aber auch wieder aufreiben, und so seinen Geist zum Opfer seiner eigenen Schönheit machen muß. Wäre nicht bey der Ausführung auch hier dem Prinzip des Romans ein gewisses Uebergewicht verstattet, wäre die Handlung nicht so ganz innerlich, und träte nur etwas mehr in äußere Gestaltung, würde uns endlich bey dem schmerzlich bitteren Untergang Tassos die Unsterblichkeit seines Dichterruhms mehr vor Augen gehalten, so würde dieses Werk auch auf dem Theater lebhafter wirken, als es pflegt. Im Egmont wird die historische Kraft, mit welcher das Stück beginnt, und zuerst angelegt zu seyn scheint, durch die sonst so liebliche Episode von Klärchen und den allegorisch idealisirenden Schluß nicht erhöht. Die kleineren Stücke bezeichnet der Verfasser sehr richtig, und Rec. gesteht, daß er in diesen oft am meisten das Wesen dieses unbegreiflichen, urkräftigen Genius erkennt. Ueberhaupt wird man leicht bemerken, daß hier nur von der dramatischen Bestimmung dieser Werke die Rede ist, und wenn dafür manches zu wünschen wäre, vieles auf Rechnung der Zeit und der historischen Entwickelung dieses seltenen Geistes kommt, deren allgemeine Bedeutung eine tiefere Betrachtung für sich erfordert. Am meisten ist dieß zu beachten beym Faust. Unser Verfasser hat gewiß Recht, wenn er sagt, dieses Werk bleibe ein Bruchstück, und es liege in seiner Natur es zu bleiben. Aber er hat sich sonst wieder ganz in den Gegenstand verloren, und diesen für den poetischen Sinn genommen. Rec. kann nicht

läugnen, daß ihm die zwey allgemeinsten Bestandtheile, nämlich der Geisteszustand des Faust, der ihn durch geistige Unstillbarkeit zur Zauberey und dem Teufelsbunde treibt, und die besondere Handlung, das Verhältniß zu Gretchen, nebst allem, was daraus erfolgt, fast zu sehr auseinander zu fallen scheinen. Daher will das Ganze weder dramatische Rundung, noch einen tragischen Schluß annehmen. Wollte man glauben, daß Faust auch ohne Bekehrung zu retten sey, was man aus dem Prologe ziehen könnte, so würde das Werk unfehlbar aus der tragischen, und überhaupt mystischen Bedeutung in eine ganz andere Stufe der Weltbetrachtung sinken. Geht er aber verloren, so scheint es, daß seine besonderen Verschuldungen an Gretchen und Valentin hiebey mehr den Ausschlag geben, als die Teufelsbannerey, von welcher wir dann nur sehen, wohin sie im zeitlichen Leben führen kann. Wie manches ließe sich an diese Betrachtung anknüpfen? Warum konnte z. B. Göthe den Kasperle nicht gebrauchen? Warum erscheint Wagner nur als Episode? Warum ist Faust, besonders anfänglich, bey Gretchen ein so ganz anderer Mensch als sonst? Doch wir erinnern uns unseres Vorsatzes. Hoffentlich wird man den Rec. nicht mißverstehen, wenn er noch sagt, daß er seine Bewunderung dieses fast unerhörten Werkes nur unterdrückt, weil sie nicht hieher gehört, indem er es hier für sein einziges Geschäft halten muß, alles auf den wahren Grund der dramatischen Kunst zurückzuführen, und daß er sehr wohl einzusehen glaubt, wie jene Beschaffenheit des Gedichts, die es nicht ganz dramatisch werden läßt, von einem anderen Standpunkte aus zu erklären und zu rechtfertigen seyn werde.

Ueber Schiller ist Rec. mit dem Verfasser in vielen Punkten einig; denn wiewohl man auch hier wenig über die dramatische Bedeutung erfährt, so geht es doch bey diesem Dichter noch am ersten an, sich bloß an die besonderen Beziehungen seiner Stücke zu halten, weil er wirklich selbst nie sich davon los machen konnte, persönliche Stimmungen oder Einsichten dadurch ausdrücken zu wollen. Niemand verkennt wohl in den Werken seiner ersten Periode, den Räubern, Kabale und Liebe und Fiesko die Bitterkeit, mit welcher er gegen gewisse bestehende Verhältnisse bald einen allgemein menschlichen, bald einen republikanischen Freyheitssinn durchsetzt. Der Schluß eines jeden dieser Stücke wird unerfreulich, ja beleidigend durch den Unmuth, mit welchem der Dichter sich und andere absichtlich kränkt. Daß Don Karlos ganz didaktisch seyn will, sagt auch unser Verfasser mit Recht; wir sehen aber auch hierin noch die alte Stimmung, er verletzt in seinen Lieblingspersonen mit einer unverkenn-

baren Leidenschaft sich selbst. In den späteren Werken hat sich dieses persönliche Streben nur auf etwas anderes gewandt, nämlich von dem Stoffe der Handlung auf die Form und Theorie des Drama. Im Wallenstein wollte er offenbar die nun in Schwung gekommene Idee des sogenannten Schicksals durchführen. Das Streben nach historischer Gründlichkeit, dessen unser Verfasser bey diesem Stück erwähnt, geht mehr auf die Nebenumstände als auf die Hauptsache, welche, wie selbst der Charakter des Helden, bekanntermaßen gar nicht historisch treu gefaßt ist. Das Uebel besteht hier eben darin, daß der historische Stoff dem Dichter eigentlich nicht genügte, daß er immer noch etwas Idealisches dabey haben wollte, was ihm selbst der nach seinen Absichten modifizirte Hauptcharakter und der allgemeine Gedanke des Schicksals nicht vollständig leisten konnte, weßhalb er noch der dem Ganzen sehr ungleichartigen und manches Unschickliche mit sich führenden Liebesgeschichte bedurfte. Wie anders, wenn er statt des fingirten Schicksals seiner wenigstens halb fingirten Lieblingspersonen das wahre Schicksal Deutschlands und der Welt im dreyßigjährigen Kriege vor Augen gehabt hätte! Indessen steht Rec. nicht an, den Wallenstein dennoch allen übrigen Schiller'schen Tragödien vorzuziehen, und zwar weil er, neben jenen willkürlich vorgesetzten Absichten, sich am meisten in der natürlichen modernen Stimmung hält. Es erfolgt nämlich auch hier eigentlich alles aus der mehr romanartigen Entwickelung der Charaktere aneinander, welche zwar macht, daß die äußere Handlung in dem großen Umfange der drey Theile sehr zusammen schwindet, aber uns doch immer etwas Unbewußtes, Wahres gibt, und der sentenzreichen Manier des Dichters sehr günstig ist. — Da hier einmal vom Historischen die Rede war, so wollen wir gleich auf Schillers letztes Stück, den Tell kommen, dessen hohes Lob bey unserem Verfasser Rec., wie er aufrichtig gestehen muß, nicht begreift. Die Absicht des Dichters war hier offenbar auf das Historische gerichtet, wozu ihm Shakspeare, wie zu dem Schicksal im Wallenstein die Bekanntschaft wit den Alten, den Anlaß geben mochte. Der Anfang des Tell hat auch einen raschen Fortschritt, und man fühlt sich mit Zufriedenheit im historischen Elemente. Aber nun kommt wieder die Sehnsucht nach dem Idealen in den Beywerken und der Liebesgeschichte, und was noch weit schlimmer ist, eine alles verwirrende skeptische Ansicht der Thaten des Helden, die zuletzt durch den ganz willkürlich herbeygeführten Kontrast mit dem Johannes Parricida durchgeschnitten werden soll. Dadurch schwindet der dramatische Sinn gänzlich, und das Stück wird, nach des Rec. Meinung, zu einem der schwächsten. Shak-

speare hätte wahrscheinlich eine so fabelhafte, volksmäßig idealische Geschichte niemals zum Hauptgegenstande eines historischen Stückes gemacht, und sie höchstens mit in den Verlauf eines größeren historischen Zusammenhangs aufgenommen, eben wie die der Jungfrau von Orleans. Aber gerade diese ungünstige Beschaffenheit war es, wodurch Schiller gereizt wurde. Seine Jungfrau von Orleans rührt eben aus dieser Neigung zu einem ganz undramatischen und unpraktischen Idealisiren der Geschichte. Seine Absicht war hier das sogenannte Romantische, wie es ihm in den unbestimmten Bildern, welche die neu aufgewachte Neigung dazu skizzirt hatte, dunkel vorschweben mochte. Dieses Stück schwebt daher selbst großentheils in der Luft, besonders schadet ihm die ganz willkürliche Annahme des Wunders, die ohne Zweifel niemand durch die Kraft der Darstellung überzeugt. Aber eben dieses Spiel mit dem halb Wahren und halb Unwahren reizt die Menge, weßhalb das Stück viel Glück machte, und doch muß es sich leider heut zu Tage auch durch den bis zum Unsinn ausgeputzten Krönungszug in der allgemeinen Gunst erhalten. Ueber dieses unter den Schiller'schen Stücken hat unser Verfasser am gründlichsten gesprochen. Die Maria Stuart möchten wir dem Wallenstein am nächsten stellen, ungeachtet des Unschicklichen in manchen Zügen, welches der Verfasser mit Recht tadelt, und wozu man freylich noch manches hinzurechnen könnte. Der Dichter ist hier wieder mehr auf seinen alten Standpunkt zurückgekommen, und malt denn auch wieder seine Kontraste in grelleren Farben. Die Partey lichkeit für die Maria, welche sich sogar noch durch die damals erwachte spielende Neigung für die Formen des Katholicismus verstärken muß, zeigt sich am deutlichsten, in dem die Elisabeth mit Bitterkeit strafenden Schlusse, den unser Verfasser mit Recht anmerkt. Wir finden darin eine Wiederkehr des alten Unmuths, so wie auch am Ende des Wallenstein, wo Octavio auch so unselig verlassen und verstoßen stehen bleibt. Solche gerechte Gewaltstreiche zeigen, daß Schiller nie recht den Schluß finden konnte, weil er den rechten dramatischen Gesichtspunkt nie rein auffaßte. Er muß daher immer auf einen Kontrast überspringen, wie auch im Tell. Bey der Braut von Messina hatten ihn die verschiedenen theoretischen Absichten so bedrängt, daß er sie alle auf Einmal anwenden wollte, antikes Schicksal und romantische Freyheit, Heidenthum und Katholicismus, rohe Kraft und Idealität. Jetzt ist wohl niemand mehr im Zweifel über das Resultat, welches auch unser Verfasser richtig bezeichnet.

Schiller gehört, wie Göthe, zu den Männern, auf

welche die deutsche Nation stolz ist, ja die ihr heilig seyn müssen. Die Bemerkungen, welche der Zweck dieser Blätter hier unentbehrlich machte, werden ohne Zweifel der allgemeinen Verehrung nicht im geringsten anstößig oder hinderlich seyn. Der Gang der deutschen Bildung in dem letzten halben Jahrhundert ist so eigenthümlich, daß er nach allen Seiten erwogen werden muß, wenn der Werth eines einzelnen Moments darin festgestellt werden soll. Anders ist es, wo von der Einsicht in eine besondere Gattung der Kunst nach ihrem Wesen für sich die Rede ist, und der Verfasser hat sich ja auch nur wegen seiner persönlichen Bekanntschaft nicht tiefer in die Beurtheilung dieser Dichter eingelassen. Aber auffallen muß es uns, daß er von Tieck gänzlich schweigt, ihn nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Sollte dieß etwa aus der noch engeren Freundschaft zu erklären seyn, in welcher er mit diesem Dichter gelebt hat? Oder wäre Tieck mit versteckt unter den ausgezeichneten Talenten, welche nach S. 425 sich in das romantische Schauspiel geworfen, aber es meistens in einer Breite genommen haben, die nur dem Roman erlaubt ist, unbekümmert um die Zusammendrängung, welche die dramatische Form durchaus erheischt? So kurz ließe sich denn doch wohl das Urtheil über ihn nicht abmachen, zumal wenn man, wie der Verfasser am Ende seines Werkes, den Deutschen zeigen will, von wo eine neue Belebung ihrer Bühne wieder ausgehen müsse. Jener Ausspruch könnte auch wohl nur die Genoveva treffen; denn Zerbino und Octavianus machen überhaupt keine eigentlich dramatischen Ansprüche. Bey einem Werke aber wie Genoveva, von der Tiefe, dem inneren Leben, der echten volksmäßigen Begeisterung, und selbst dem Einfluß auf unsere Literatur, sollte man denn doch wenigstens nach den Gründen suchen, warum es sich nicht ganz dramatisch gestalten wollte, und man würde dieß nicht ohne Frucht für die Belehrung, die man hier zu suchen verbunden war, unternommen haben. Wenn es die Sache des Rec. seyn könnte, noch weiter über den Stoff hinauszugehen, den er beym Verfasser vorfand, als er bisher hat thun müssen, so würde er ihm gründlich vorhalten können, daß jener Tadel alle andere Dramen Tiecks, als den Blaubart, den gestiefelten Kater, und selbst die verkehrte Welt gar nicht trifft. Diesen Stücken, besonders den beyden ersten, fehlt nichts um dramatisch zu seyn, und es kann nur dem traurigen Geiste, der jetzt die deutschen Schaubühnen beherrscht, zuzuschreiben seyn, daß sie nicht wirklich aufgeführt werden. Um der vornehmen Oberflächlichkeit der Kenner zu genügen, müßten sie nicht volksmäßig original, sondern entweder Nachahmungen ausländischer Manier, oder

Versuche nach einer einseitigen und an sich leblosen Theorie des Romantischen seyn; der Menge dagegen würden sie gefallen, wenn sie nur Opern-Unsinn enthielten, und dann würde keine äußere scheinbare Schwierigkeit die Direktionen abschrecken.

Die Periode des bürgerlichen und rührenden Schauspiels schildert unser Verfasser, wie sie es verdient. Das neue Unheil, das seitdem über uns eingebrochen ist, konnte er freylich nicht voraussehen. Es ist leider dahin gekommen, daß man, auch ohne allen Anspruch auf einen höheren, moralischen oder künstlerischen Standpunkt, die baare Aufdeckung dessen, was in der menschlichen Natur zugleich verabscheuenswürdig und gemein ist, für tragisch genommen hat. Das arme, von den Deutschen so lange gemißhandelte Schicksal, hat sich endlich bequemen müssen, sich in den unwiderstehlichen Trieb zum Verbrechen zu verwandeln, der die verwilderte Phantasie des für das Hochgericht reifen Menschen hinreißt, und wovon wir so manches Beyspiel in Kriminal-Akten lesen; und dazu muß es gar noch einer seltsamen Art von Moral dienen, nach welcher Verbrechen durch Verbrechen gebüßt werden. Was hierin anziehen kann, das ist nur die allerroheste Art des Interessanten, welche auch die Menge nach den Richtplätzen lockt. Auch Liebe aus gemeiner Eitelkeit, und ihre natürlichen Kränkungen müssen aus demselben Grunde tragische Motive werden. Dazu kommen Charaktere, die keine sind, und Verse, die keine sind, Kompositionen, wo der Zufall dem Schicksal wacker in die Hände arbeitet, und eine schülerhafte, oft sogar grammatisch unrichtige Sprache. Wie sehr der Zustand unserer Schaubühnen das Aufkeimen des Guten in dieser Kunst hindert, hat unser Verfasser ebenfalls mit Recht bemerkt. Seitdem die Theater an den meisten Orten Staatsanstalten geworden sind, und durch Offizianten, nach Art anderer nützlicher Institute, besorgt werden, können wir kaum noch auf die einzige wahrscheinliche Rettung der Kunst durch geniale Privat-Unternehmungen hoffen. Elende französische Albernheiten nebst sinn- und sittenlosen Tänzen beherrschen eigentlich unsere Bühnen, das Edlere wird mehr und mehr verdrängt. Unter unseren Schauspielern sind noch wenige, welche einige von den Haupteigenschaften haben, die der Künstler haben muß; das, was ihn macht, hat fast keiner. Aber es ist nicht ihre Schuld. Wo es keine lebendige dramatische Poesie gibt, wo es kein Publikum gibt, das dafür, als für eine National-Angelegenheit begeistert wäre, und sich auch nur einigermaßen einen Takt für das Rechte gebildet hätte, woher sollen da die Schauspieler ihre Begeisterung nehmen? Bey solchen Umständen ist es zu fürchten, daß die Afterweisheit der Zeit Vorwand genug finden möchte, ihre Lust am

zerstörenden Verbessern auch hieher zu wenden, und das Theater als etwas ganz Entbehrliches, ja wohl gar als etwas der reinen Bürgertugend und der Frommigkeit der Besseren Nachtheiliges zu schildern.

Unser Verfasser weist mit Recht auf die deutsche Geschichte, als das Feld, auf welchem die wahren Lorbern für unsere Dichter noch zu brechen sind. Aber ach, an den Gegenständen liegt es nicht, sondern an unserem ganzen Thun und Treiben! Könnten wir nur der eitlen Vielwisserey entsagen, und uns mit voller Begeisterung Einem für groß und edel erkannten Streben weihen! Eine Stelle kann der Mensch doch nur in der Welt ausfüllen. Wie mancher hätte vielleicht der ganzen deutschen Poesie einen neuen Schwung, und dadurch der ganzen Nation ein frisches Leben gegeben, wenn er nicht für besser gehalten hätte, in hundert Fächern ein vornehmer Dilettant als in Einem ein volksmäßiger Meister zu seyn! Bey uns hat man gewonnen, wenn man Ansehen genug hat, über diesen und jenen Gegenstand seinen gewichtigen Ausspruch zu geben, und eine unmögliche Universalitat ahnen zu lassen. Daher ist unsere Theilnahme überall getheilt, und ohne wahre Hingebung; und so werden wir bald auf der Bahn einer allseitigen Bildung der Barbarey frisch entgegenwandeln. Darum müssen wir überall auf das Volksmäßige und echt Eigenthümliche verweisen, das nicht einmal verstanden werden kann, ohne treue Hingebung und weise Beschränkung. Und weil die Wahrheit überall an und für sich dieselbe ist, so müssen wir auch in den mannigfaltigsten Gestaltungen der Kunst alles zur einfachsten Einsicht zu erheben suchen, wozu der Rec. hier einen geringen Beytrag zu geben versucht hat.

Willkommen sey uns darum auch der Verfasser des beurtheilten Werkes auf deutschem Boden! Von früh an hat er mit ruhmwürdigem Bestreben das Echte und Wahre gegen die verwirrenden Einflüsse einer verbildeten Zeit durchzusetzen gesucht. Genug, um seinen Namen unvergeßlich zu machen, verdankt die deutsche Nation schon jetzt seinen glänzenden, durch wahre Gelehrsamkeit unterstützten Talenten, und vielleicht hat sie noch mehr, da er sich aufs neue ihr angeschlossen hat, von ihm zu hoffen. Vielleicht erhält sie von ihm sogar das längst versprochene große Geschenk eines echten epischen Gedichts, wovon sein Anfang des Tristan eine so gerechte als hohe Erwartung erregt hatte. Doch wir dürfen nicht wagen, uns zum Dolmetscher allgemeiner Wünsche aufzuwerfen, und können nur überhaupt dem Vaterlande Glück wünschen, das einen solchen Geist wieder ganz zu eigen gewonnen hat. Solger.

Art. VI. Ueber die niederländischen Kolonien, welche im nördlichen Deutschlande im zwölften Jahrhunderte gestiftet worden, weitere Nachforschungen mit gelegentlichen Bemerkungen zur gleichzeitigen Geschichte, von August von Wersebe, königl. großbritannisch-hannöverschen Landdrosten und Landrathe, Assessor des Bremen-, und Verdenschen Hofgerichts, Erb- und Gerichtsherrn zu Meienburg. Hannover in Kommission bey den Gebrüdern Hahn. Gr. 8. Erster und zweyter Band. 1815 und 1816. S. X und 1082.

Wenn von diesem Werke in süddeutschen kritischen Blättern bisher keine Anzeige erschienen ist, so kann die Ursache nur etwa darin liegen, daß der Gegenstand desselben dem wissenschaftlichen Interesse des Süddeutschen ferner zu liegen schien. Bey gerechter Würdigung des für die Geschichte des deutschen Vaterlandes wichtigen Inhaltes desselben nicht minder als der Verdienste des Verfassers, der jenen tief eindringenden Forschungsgeist, worauf der Deutsche mit Recht stolz ist, neuerdings bewährte, glauben wir aber auch nach dem Verlaufe einiger Jahre auf dieses Werk aufmerksam machen, und dasselbe durch eine genauere Anzeige bezeichnen zu müssen.

Der Verfasser, welcher die Forschungen über die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zum Gegenstande mehrjähriger Bemühungen machte, würdiget in der Einleitung die früheren Arbeiten über diesen Gegenstand, vorzüglich jene des Freyherrn von Eelking und des Herrn J. G. Hoche. Er kann, so sehr er beyden Gerechtigkeit widerfahren läßt, doch die übertriebenen Vorstellungen, die sie sich von dem großen Umfange dieser Kolonien machen, und insbesondere die Meinung nicht theilen, daß durch diese Kolonien in den eroberten slavischen Provinzen das ganz entvölkerte Land neu mit Einwohnern besetzt, in den ursprünglich sächsischen Gegenden aber an der Weser, Elbe und Nordsee die Marschländer eingedeicht und angebaut worden seyen, und rechtfertiget seine Abweichung von den genannten Schriftstellern in dieser Hinsicht durch statthafte Gründe. Helmold ist nach dem Verfasser der einzige gleichzeitige Schriftsteller, der in seiner Chronik der Slaven dieser Ansiedlungen, jedoch blos in Betreff der slavischen Gegenden in Wagrien, Meklenburg und der Mark Brandenburg gedenkt.

Der zweyte Abschnitt des ersten Bandes enthält kritische Untersuchungen über die Kolonien, die in der Gegend von Bremen bestanden. Die erste Nachricht von einer solchen Ansiedlung enthält eine Urkunde des bremischen Erzbischofs Friedrich vom Jahr 1106, gegen deren Echtheit Hr. v. W. zwar gegründete Zweifel erhebt, deren Inhalt jedoch eine Nachricht über eine Nieder-

lassung beurkundet, für deren Wahrheit die wichtigsten vom Verfasser dargelegten Gründe sprechen. Der Ort, wo diese Ansiedlung gelegen, war ein Theil des am rechten Weserufer belegenen, vielleicht von den ersten holländischen Anbauern noch so genannten Hollerlandes, und zwar das Kirchspiel Horn. Eine zweyte Moor-Kolonie in dieser Gegend, und zwar am linken Ufer der Weser erweiset sich durch eine Urkunde vom Jahr 1142, durch welche der Erzbischof Adalbero von Bremen, Nachfolger jenes Friedrichs, gemeinschaftlich mit der Herzogin Gertrud, Wittwe Heinrich des Stolzen, ihrem Sohne, Heinrich dem Löwen, und dem Markgrafen Albrecht dem Bären einen Moorgrund, der an die Dörfer Santou, Strabelinghausen, Ochtmunde und Hasbergen grenzt, an Anbauer zur Kultur überläßt. Bey dieser Kolonie scheinen schon Holländer bloß die Unternehmer, die Anbauer aber großentheils Eingeborne gewesen zu seyn. Eine dritte im Oldenburgischen gelegene Holländer-Kolonie stiftete der Nachfolger des Erzbischofes Adalbero, Hartwig der Erste, durch eine im Jahr 1149 zu Bremen ausgefertigte Urkunde. Sie lag nach des Verfassers kritischen Forschungen da, wo jetzt die Orte Ollen und Campe, letzteres der Wohnort des Beamten der Vogtey Berne, liegen. Nebst dieser Kolonie im Oldenburgischen beschäftigte sich dieser Erzbischof noch mit mehreren Anlagen dieser Art, welche sich an die von seinem Vorgänger im Vielande gegründete Niederlassung anschlossen, und wozu er von Kaiser Friedrich I. durch eine Urkunde von Frankfurt d. 16. März 1158 die Bewilligung erhielt. Der Kaiser bestätigt in derselben ein Privilegium seines Aeltervaters, Heinrich des Vierten, welches von Altstedt den 27. Juny 1062 datirt ist, und dessen Echtheit Hr. v. W. wenigstens durch wahrscheinliche Gründe erweiset. Die Lage der in diesem Privilegium benannten Brüche wird vom Verfasser nach gründlicher Erforschung aller sich darauf beziehenden Verhältnisse bestimmt. Die folgenden unruhigen Zeiten erlaubten den Erzbischöfen von Bremen nicht, diese Brüche zu bebauen, und so erwirkte dann ein benachbarter Begüterter, Friedrich von Machtenstede, Stifter des später nach Heiligenrode übertragenen Klosters zu Machtenstede, vom Herzoge Heinrich dem Löwen ein zu Verden am 8. August 1171 ausgefertigtes Privilegium, wodurch er ermächtigt wurde, einen Bruch zwischen Brinkum, Machtenstede und Huchtingen, der bisher wüste gelegen, unter seiner und des Erzbischofs Balduin Autorität und Gewährleistung an beliebige Käufer zur Besitzung nach holländischem Rechte zu überlassen, ein Privilegium, welches Balduins mächtige-

rer Nachfolger, der Erzbischof Siegfried, vermittelst einer Urkunde, wahrscheinlich vom Jahr 1180, so bestätigte, als ob die Erlaubniß zur Urbarmachung dieses Bruches nur bey ihm nachgesucht worden wäre. Der Nachfolger desselben, Hartwig der Zweyte, überläßt in einer Urkunde vom J. 1201 zwey Männern, Namens Heinrich und Hermann, zum Verkaufe an Anbauer nach holländischem Rechte einen Bruch zwischen der Brinkermark uud Ledeshusermark in der Breite, und zwischen der Brinker lit Wendige (kleinen Wende) bis an den Ort War.

Im dritten Abschnitte handelt Hr. v. W. von der Verfassung dieser Kolonien nach dem Buchstaben und Sinne der Stiftungsurkunden. Die Hauptpunkte derselben waren persönliche und Dienstfreyheit, der erbliche Besitz der Grundstücke mit der Befugniß der freyen Veräußerung, und gewisse Vorzüge in Ansehung der Gerichtsbarkeit, die allem Anschein nach auch mit Beybehaltung der vaterländischen Rechte in den ersten Zeiten verknüpft waren. In Folge dieser Vorrechte verstattet der Erzbischof Friedrich den ersten Ankömmlingen, ihre weltlichen Rechtshändel unter sich selbst zu entscheiden, und nur jene Streitigkeiten, die sie nicht auf diese Art zu schlichten vermöchten, seiner Entscheidung zu unterwerfen. Die nachmaligen Kolonisten erhielten zwar nicht so große Gerechtsamen, doch durchgängig die Versicherung, daß sie nur drey Mal im Jahre zu den Gerichtstagen der Vögte kommen durften. So waren auch die Summen des Bannes, welchen Vögte aussprechen durften, sehr beschränkt. In Hinsicht auf Kapitalverbrechen unterlagen sie zwar den Landesgesetzen, in Betreff kleinerer Vergehungen aber, so wie in Civilprozessen, scheinen sie ihr vaterländisches Recht beobachtet zu haben. Merkwürdig ist auch das Vorrecht, welches den Kolonisten von Machtenstede und Brinkum ertheilet wird, daß sie nämlich die Eide vor dem weltlichen Richter ohne diejenige Verstrickung in Worten, die im Deutschen Vare genannt wird, ablegen dürfen, ein Vorzug, welcher auf ein in jener Zeit den Unterrichtern gestattetes verfängliches Verfahren hindeutet, gegen welches einzelnen Personen nicht selten ausdrückliche Privilegien ertheilet wurden. Die Abgaben dieser Kolonisten bestanden hauptsächlich in einem Zehenten, außerdem aber in einem mäßigen Geld- oder Kornzinse.

Im vierten Abschnitte geht der Verfasser zur Untersuchung der Kolonien in andern Gegenden des Herzogthums Bremen über. Die Existenz derselben ist zwar nicht so, wie bey den früheren, durch Urkunden nachzuweisen, wohl aber geht sie aus den historisch- kritischen Nachforschungen hervor. Solche Kolonisten waren nach des Verfassers gründlichen Kombinationen in der

Gegend von Stade im Kirchspiele Hollern, in der Gegend von Buxtehude und zwar in dem Schultischen Gerichte Rübke, in dem Lande Kehdingen in jenem Distrikte, welcher den holländisch klingenden Namen, die Döse, führet, und außer diesen Gegenden wurden noch mehrere andere durch eingeborne Familien, zuweilen unter Anführung oder wenigstens Theilnahme von Holländern urbar gemacht.

Der fünfte Abschnitt untersucht die Holländer-Kolonien im westlichen Holstein. Wahrscheinlich ist der heilige Vicelin, Stifter des später nach Bordesholm verlegten Klosters Neumünster, dessen Wirkungskreis in die Regierungsperioden der Bremischen Erzbischöfe Adalbero und Hartwig I. fallt, derjenige gewesen, der die holsteinischen Sümpfe zuerst durch Holländer kultiviren ließ. Die Spuren der hier bestandenen Kolonien zeigen sich in der Gegend des Städtchens Wilster und der Wilsteraue, nicht weit davon, an der Stöhr, Itzehoe gegenüber, und bey Elmshorn. Ihre Lage wird vom Verfasser nach der sorgfältigsten Urkunden-Vergleichung bestimmt. Die Existenz der Kolonien bey dem Städtchen Wilster wird vorzüglich durch eine Urkunde des holsteinischen Regenten, Albert von Orlamünde vom 10. Jänner 1221 erwiesen, jene aber an der Stöhr, Itzehoe gegenüber, gehen aus einer Bestätigungs-Urkunde, welche der heilige Vicelin über diese durch ihn gestifteten Niederlassungen vom Bremischen Erzbischofe Adalbero am 27. August 1109 erhielt, dann aus einer weitern hervor, welche derselbe Erzbischof am 10. July 1141 dem heiligen Vicelin über dessen sämmtliche Zehenten im Gaue Holtsatien ertheilte. Ein Privilegium Heinrich des Löwen vom 13. September 1149 und eine Urkunde vom Jahr 1430 aus dem Diplomatarium des Klosters Neumünster dienen jenen Hauptbeweisen zur näheren Unterstützung. Die Annahme von Kolonien bey Elmshorn gründet sich auf eine Urkunde desselben Erzbischofs Adalbero vom 25. July 1144, wodurch er eine von der verwittweten Gräfin Richardis von Stade zu Gunsten des heiligen Vicelin und seines Klosters geschehene Uebertragung ihres Gutes im Dorfe Elmeshorn nebst den Brüchen, die sich von diesem Dorfe bis dahin erstrecken, wo sich der See Wicfleth in die Ciester ergießt, bestätigt, mit welcher Urkunde auch noch eine zweyte des Erzbischofs Adalbero vom Jahre 1146 in Verbindung steht.

In der Landschaft Wagrien, deren holländische Kolonien im sechsten Abschnitte abgehandelt werden, wird die Anlage dieser Kolonien gewöhnlich den durch die Kriege gegen die Slaven verursachten Verwüstungen zugeschrieben, so daß die Holländer

als alleinige Wiederbevölkerer dieser Gegenden erscheinen. Herr v. W. zeigt aber die Unhaltbarkeit dieser Behauptung. Die einzige aber beträchtliche Einwanderung fremder Kolonisten in Wagrien wurde durch den holsteinischen Grafen Adolph II. veranlaßt, wie dieses das Zeugniß des Geschichtschreibers Helmold, und mehrere Urkunden bezeugen. Als der Zeitpunkt dieser Einwanderung wird vom Verfasser gegen die Meinung der neueren Geschichtschreiber nicht das Jahr 1140, sondern das Jahr 1142 oder 1143 ausgemittelt, die Orte der Niederlassungen waren Dargum für die Westphälinger, Eutin für die Holländer, Süsel für die Friesen, und wahrscheinlich das Dorf Fleming, nordwärts von Eutin, für die Flanderer, und die Ausdehnung dieser Niederlassungen war nicht so bedeutend, als man gewöhnlich dafür hält, ihr Zweck nicht Bevölkerung, sondern Urbarmachung des Landes, welche die Holländer bey jenen schweren morastigen Gründen besser, als die Landeseingebornen, verstanden. Die Urkunden, welche diese Ansiedlungen in Wagrien beweisen, werden vom Verfasser mit dem das ganze Werk charakterisirenden gründlichen Forschungsgeiste geprüft und erläutert. Sie erwähnen theils eines sogenannten Holländerschatzes, theils des holländischen Rechtes. Des Holländerschatzes erwähnen zwey merkwürdige Urkunden, die eine vom 13. November 1256, wodurch wichtige Streitigkeiten zwischen den Grafen Johann und Gerhard von Holstein einerseits und dem Bischofe Johann II. von Lübeck andererseits verglichen werden, und die andere vom 1. November 1288, welche von dem holsteinischen Grafen Gerhard II. oder dem Blinden, zu Plön ausgestellt ist, und eine von demselben mit dem damaligen Bischofe von Lübeck, Burchard von Serken, getroffene Vereinbarung über verschiedene Punkte, insbesondere über den dem Grafen gebührenden Holländer-Grafenschatz aus Eutin und den zur Vogtey von Eutin gehörigen Orten enthält. Des holländischen Rechtes gedenkt eine Urkunde des Herzogs Adolph von Schleswig, am Donnerstag nach Michaelis 1438, dem damaligen Lübeckischen Bischofe, Johann Scheekl, ertheilt, in welcher in zwey Orten des Kirchspieles von Eutin hollsteinisches Recht statt holländischem eingeführet wird. Hr. v. W. beweiset, daß mit dieser Abschaffung des holländischen Rechtes vorzüglich die Aufhebung der von den holländischen Kolonisten bisher behaupteten eigenen Gerichte gemeint war, und widerlegt Westphalens und Eelkings Behauptung, daß das holländische Recht der Kolonisten das sogenannte schepedomische oder asingische Recht gewesen sey.

Der siebente Abschnitt, der letzte des ersten Bandes, han-

delt von den Kolonien im Lauenburgischen und Mecklenburgischen. Im Lauenburgischen entstanden solche unter dem Grafen Heinrich von Ratzeburg, welcher nach dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Helmold eine Menge Volks aus Westphalen zur Urbarmachung in das Polaberland zog. Außerdem erwähnt eine Urkunde Heinrich des Löwen vom Jahre 1164 dreyer holländischen Hufen bey dem Schlosse Erteneburg (Artlenburg). Im Mecklenburgischen veranlaßte eine flanderische Niederlassung in der Gegend von Mecklenburg selbst Heinrich der Löwe, der, nachdem er im Jahre 1160 die Obotriten besiegt hatte, Mecklenburg Heinrich von Scaten, einem seiner vorzüglichsten Anführer, zutheilte, durch welchen flanderische Ansiedler ins Land gerufen wurden. Doch schon im Jahre 1164 wurde diese Kolonie wieder durch Pribislav, einen Sohn des von Heinrich dem Löwen besiegten Obotriten-Fürsten Niclot, ganz zerstört, und es finden sich keine Beweise, daß sie wieder hergestellt, oder außer ihr eine andere niederländische Kolonie im Mecklenburgischen gegründet worden sey.

Im achten Abschnitte, dem ersten des zweyten Bandes, werden die holländischen Kolonien in der Mark Brandenburg abgehandelt. Ihre Existenz beruhet auf dem Zeugnisse des Geschichtschreibers Helmold, dessen Angabe von mehreren späteren Geschichtschreibern wiederholet wird. Nach demselben hat der Markgraf Adalbert der Bär, nachdem er das Land der Brizaner, Stoderaner und vieler an der Havel und Elbe wohnenden Völker erobert, und die slavischen Bewohner sich allmählich aus demselben verloren hatten, aus Utrecht und den Rheingegenden, dann auch aus Holland, Seeland und Flandern vieles Volk herbeygezogen, und dadurch besonders die Bisthümer von Magdeburg und Havelberg in Aufnahme gebracht. Diese holländischen Ankömmlinge hatten auch am südlichen Ufer der Elbe von dem Schlosse Salzwedel an alles Sumpf- und Feldland, das Land, welches Balsamerland und Marscinerland genannt wird, angebaut, und viele Städte und Dörfer bis an den böhmischen Wald erbaut. Herr von W. erweiset auch hier, daß nach allen Wahrscheinlichkeitsgründen diese Kolonien nicht sehr bedeutend, und nicht eine eigentliche Wiederbevölkerung des Landes gewesen seyen. Insbesondere kann, wie der Verfasser gründlich zeigt, unter Helmolds Ausdrucke: bis zum bojemischen Walde, nicht das Königreich Böhmen verstanden werden, sondern es ist vielmehr unter demselben eine das Balsamerland begrenzende Waldstrecke, wahrscheinlich jene zu verstehen, welche gegenwärtig auf

den Karten von Brandenburg unter der Benennung der Letzlingschen, Burgstallschen und Kolbitzer Forsten erscheint. Das Marscinerland, dessen Helmold gedenkt, ist mit dem Ausdrucke Marschland gleichbedeutend, und sonach bezeichnet der Verfasser die marschigen Theile des Balsamerlandes, die sogenannte Wische, als den eigentlichen Hauptsitz der niederländischen Kolonien im Magdeburgischen. Einige Urkunden, eine zu Gunsten des Hospitals des heil. Johann von Jerusalem vom Markgrafen Albert dem Bären, vom Jahre 1160, eine andere vom Könige Konrad III. vom Jahre 1150 zur Bestätigung der Rechte, welche die vom Havelbergischen Bischof Anselm gestiftete Kolonie von den Ottonen und Heinrichen erhalten hatte, eine dritte, vom erstgedachten Markgrafen Albert und seinem Sohne, und Mitregenten Otto im Jahre 1151 ausgestellte, und eine vierte vom Jahre 1170 von demselben Markgrafen Otto, bestätigen die Existenz dieser Kolonien in der alten Mark. Von solchen Kolonien in der Mittelmark finden sich weder in Geschichtschreibern noch in Urkunden bestimmte Nachrichten, sondern nur zweifelhafte Hindeutungen in einer im Jahre 1252 von dem Erzbischofe Wilbrand von Magdeburg zu Gunsten des Bischofes Wilhelm von Lebus ausgestellten Urkunde. Sie wären sonach in der Gegend von Lebus gelegen gewesen. In der Ukermark deutet nur der Name eines Dorfes, Flemmingsdorf, zwischen Angermünde und Schwedt, und im Preußischen Hinterpommern die Benennung des Flemmingischen Kreises auf holländische Niederlassungen. In der Neumark aber, welche damals noch nicht zum Gebiete Albert des Bären gehorte, fehlen alle Spuren solcher Ansiedelungen. In Hinsicht des zwischen den Geschichtschreibern streitigen Zeitpunktes, wann diese Kolonien in der Mark Brandenburg gestiftet worden, unterscheidet Herr von W. nach kritischer Prüfung aller darauf sich beziehenden Daten, die von dem Havelbergischen Bischofe Anselm, und die von dem Markgrafen Albert dem Bären, veranlaßten Ansiedelungen. Die Stiftung der ersteren verlegt er, jedoch nur nach wahrscheinlichen Gründen, auf das Jahr 1150, und beschränkt sie auf die nächste Umgebung von Havelberg, von Werben bis nach Berge, die Stiftung der letzteren aber setzt er mit Gewißheit auf das Jahr 1159. Am Schlusse dieses mit kritisch-historischen Anmerkungen reichlichst ausgestatteten Abschnittes prüfet der Verfasser auch noch die Beweise holländischer Abkunft, welche mehrere Schriftsteller in der Namensähnlichkeit einiger märkischen adeligen Familien, z. B. Arnim, Schulenburg, Bredow, dann einiger Orts- und

Flüsse-Namen, als z. B. Friesack, Kölln bey Berlin, des kleinen Flusses Rhin u. s. w., mit holländischen Benennungen finden. Er zeigt die Kraftlosigkeit dieses Beweises, und nimmt nur die Volksbenennung von Flamändern oder Flemmingern, Holländern u. s. w., wo sie sich findet, als einen Beweis holländischer Abkunft an.

Zwey Distrikte in dem ehemaligen weltlichen Gebiete der Erzbischöfe von Magdeburg, von dem der neunte Abschnitt handelt, werden mit dem Namen, der Fläming, bezeichnet, und führen dadurch auf die Annahme flamändischer Niederlassungen daselbst. Der kleinere, über welchen die Nachrichten bestimmter lauten, liegt bey Jüterbock, im ehemals Magdeburgischen. Eelking, Beckmann, Hoche und Paul Jakob Eckhard erwähnen dieses Distriktes, und mehr noch erweiset diese Niederlassung ein Zeugniß des Georg Torquatus, eines Schriftstellers aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, der nach einem älteren und vollständigeren Exemplare zu der im vierzehnten Jahrhunderte geschriebenen Chronik des Meibom Zusätze machte. Aus diesen geschichtlichen Quellen geht hervor, daß der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der Jüterbock im Kriege eroberte, und seinem Stifte einverleibte, daselbst auch Bauern angesiedelt, und dem Stifte zinsbar gemacht habe. Der Zeitpunkt dieser Eroberung ist ungewiß, wahrscheinlich nicht im Jahre 1167, wie Angelus in seiner Jüterbockischen Chronik behauptet, sondern um mehrere Jahre früher zu suchen. Die Einfälle der Luitiker und Pomeraner im Jahre 1179 scheinen diese Kolonien nicht zerstört zu haben, weil der Erzbischof Wichmann in einer Urkunde vom Jahre 1185 schon wieder hundert zusammengelegene Hufen flandrischen Landmaßes in seinem Lande Jüterbock dem Kloster Nienburg an der Saale gegen dessen entlegene Güter abtritt. Der Verfasser glaubt nicht, daß diese Niederlassung einen Umfang von mehreren Meilen gehabt habe, und tritt Eckhards Meinung bey, der dieser Kolonie ihren Platz zwischen den Dörfern Burgsdorf und Hohengersdorf anweiset.

Der größere dieser beyden Distrikte, dessen Umfang von neueren Schriftstellern wieder unmäßig ausgedehnt wird, war das am jenseitigen Elbe-Ufer, Magdeburg gegenüber, gelegene Dorf Cracow. Dieser holländischen Ansiedlung erwähnet eine alte sächsische Chronik bey dem Jahre 1167, und der schon erwähnte Schriftsteller Georg Torquatus. Daß diese Niederlassung es sey, welche auch noch nach mehreren Jahrhunderten unter dem Namen des Fläming erscheint, wird von dem Verfasser durch entscheidende Gründe, vorzüglich durch ein

Zeugniß des Schöppenstuhls zu Magdeburg, welches derselbe im Jahre 1539 über das in diesem Fläming geltende Erbrecht ertheilte, erwiesen, und die Unhaltbarkeit der Behauptung, welche diese Niederlassung so sehr ausdehnet, ja selbst der Stadt Zerbst im Anhaltschen niederländischen Ursprung gibt, dargethan. Eine gründlichere Spur von einer flamändischen Niederlassung in einer anderen Gegend des Anhaltschen Gebiets enthält eine Urkunde des Abtes Arnold zu Ballenstedt vom Jahre 1159, worin derselbe erklärt, daß er zwey kleine, jenseits der Milde gelegene Dörfer, Nauzedele und Nimitz, welche bisher von Slaven bewohnt waren, an Fläminger, um solche nach ihrem Rechte zu besitzen, verkauft, und ihnen den Wald, Namens Drogbul, nebst dem Flusse Löben bis in die Mitte desselben zugetheilt habe. — Den Plan zu einer ähnlichen Ansiedlung in dieser Gegend, und zwar im Dorfe Pozeleve jenseits der Milde, zeigt eine andere Urkunde Albert des Bären, als erblichen Vogts des Klosters Ballenstedt, vom Jahre 1167. Das letztere lag wahrscheinlich nördlich im Amte Nienburg, so wie die Dörfer Nauzedele und Niemitz, nach des Verfassers gründlichen Erörterungen zwischen den Flüssen Sale und Fuhne lagen. Merkwürdig ist es, daß hier nicht die Holländer zur Bebauung und Bevölkerung eines durch Kriege entvölkerten Landes verwendet, sondern daß slavische Bewohner aus ihren dortigen Wohnsitzen vertrieben, und Fläminger an ihre Stelle gesetzt wurden, was an mehreren Orten nicht bloß holländischer, sonder auch deutscher Kolonisten wegen aus dem Grunde geschah, weil diese Kolonisten, nicht aber auch die früheren slavischen Bewohner, zehendpflichtig waren. Für noch eine andere Kolonie im Anhaltischen, und zwar in den Orten Stene und Kleutsch an der Milde, welche gleichfalls durch Vertreibung der slavischen Ureinwohner entstand, sprechen Muthmaßungen, die aus einer Urkunde des Erzbischofs Wichmann vom Jahre 1162 hergenommen sind.

Im zehnten Abschnitte handelt Herr von W. von den Kolonien in Thüringen, Chursachsen und der Lausitz.

Eine der vorzüglichsten Kolonien in diesen Gegenden sind die Fläminger in der goldenen Au im nördlichen Thüringen, in einem den Häusern Schwarzburg, Sondershausen und Stolberg gehörigen, aus den Aemtern Heringen und Kelbra bestehenden Distrikte. Der Verfasser hält die Meinung einiger früheren Schriftsteller über die hierländischen Kolonien, welche die Stiftung dieser Kolonie Heinrich den Löwen zuschreibt, für unwahrscheinlich, und leitet sie von Heinrich,

Abte des Klosters Walkenried, ab, der, von Alten Kampen im Erzstifte Kölln hergeholt, mit der niederländischen Art, die Sümpfe zu bearbeiten, bekannt war, und daher diese Kultur in dem genannten zum Kloster Walkenried gehörigen Distrikte einführte. Diese flämingischen Ländereyen bildeten Theile dreyer Feldmarken, nämlich der Stadt Heringen, und der Dörfer Görsbach und Berga. Ihre Abstammung von holländischen Kolonisten wird nicht blos durch die Benennung, sondern auch durch ihre eigene Gerichtsbarkeit, und das Befugniß, Urtheilssprüche unter der Benennung Flämischer Sprüche zu fällen, und durch eine eigene, vom Verfasser beschriebene Kirchgangs-Zeremonie, die ein Symbol der freyen Erblichkeit dieser Güter war, bewiesen. Dasselbe Kloster besaß, wie aus einem Diplom des Erzbischofs Siegfried I. von Mainz, vom 20. November 1208, und andern darauf Bezug habenden Urkunden erhellet, auch noch acht sogenannte holländische Hufen im Rieth bey Rotenburg. Die Lage dieser acht Hufe war nach kritischer Prüfung aller davon handelnden Urkunden zwischen Heringen und Kelbra.

Eine andere holländische Kolonie weiset der Verfasser im chursächsischen thüringischen Kreise unweit der Schulpforte nach. Die Urkunden, die die Existenz derselben erweisen, sind von drey nacheinander folgenden Naumburgischen Bischöfen, Udo I, dem Stifter des Klosters zu Pforta, vom Jahre 1140, Wichmann, nachmaligem Erzbischofe von Magdeburg vom Jahre 1153, und Udo II. vom Jahre 1168. Das Dorf Flemingen, nahe bey der Schulpforte, scheint nach der in den Urkunden bezeichneten Lage der Hauptsitz der Kolonie gewesen zu seyn, wiewohl diese den Namen von Holländern hat. Die Mönche des Klosters Pforta, einer Filiale des Klosters Walkenried, sind die Stifter derselben, welche, wenn auch der Zeitpunkt ihrer Entstehung nicht gewiß, und wahrscheinlich vor dem Jahre 1140 nicht zu suchen ist, doch älter zu seyn scheint, als die früher vom Kloster Walkenried selbst gestiftete Kolonie.

In Hinsicht des sächsischen Churkreises zeigen zwey Urkunden, welche wahrscheinlich zwischen den Jahren 1173 und 1180, die erstere vom Bischofe Martin von Meißen, die letztere vom lausitzischen Markgrafen Dietrich ausgestellet worden, daß das Kloster Gottes Gnade im Magdeburgischen Saalkreise sechzig Hufen flandrischen Maßes am Elsterflusse vom Grafen Friedrich von Brena, einem Sohne des Markgrafen Konrad des Großen, gekauft habe. Die Benennung dieses Maßes in Verbindung mit den Lokalverhältnissen der Gegend an der schwarzen Elster, deutet in Vergleichung mit

demjenigen, was der Verfasser früher von der Gegend von Jüterbock bewies, auf eine flämische Kolonie hin, deren Hauptsitz Herzberg an der schwarzen Elster gewesen zu seyn scheint. Ein ungewöhnliches Befugniß, das den hiesigen Kolonisten ertheilt wird, besteht darin, Holz zu flößen, am Ufer aufzustappeln und zusammen zu binden.

In der Niederlausitz erwähnet eine Urkunde, vom Lausitzischen Markgrafen Konrad im Jahre 1199 dem Cisterzienser Kloster Dobrilugk ausgestellt, acht flämischer Hufen jenseits des Ufers des Flusses Primsnitz. Ob die durch diese Urkunde angedeutete Kolonie zu Stande gekommen sey, ist zweifelhaft, da die übrigen zahlreichen Dobrilugkischen Diplome derselben nicht erwähnen.

Bruchstücke einer Urkunde des Bischofs Gerung von Meißen vom Jahre 1154, welche von Eelking und Hoche beygebracht werden, und worin dieser Bischof die gestrengen Männer, die aus Flandern gekommen, an einem unbebauten und fast unbewohnten Orte, Coryn genannt, ansiedelt, zeigen endlich auch eine flandrische Kolonie im Meißnischen Kreise an, welche die genannten Schriftsteller nach Kühren bey Wurzen versetzen. Vermuthlich hatten die Cisterzienser in Pforta und Walkenried, denen die früher gedachten Kolonien im Obersächsischen Kreise ihre Entstehung verdankten, auch auf die Gründung dieser Ansiedlung Einfluß. Die Bedingungen, welche der Bischof Gerung von Meißen den Ansiedlern setzte, kommen vorzüglich mit jenen überein, welche der Abt Arnold von Ballenstedt den Kolonien zu Nauzedele und Nimitz zum Grunde legte. Eine besondere Klausel ist nur diejenige, wodurch der Bischof die Kolonisten vom Zolle befreyt, und ihnen den freyen Verkauf des Brotes, Fleisches und Weines unter einander verstattet.

Mit dieser Kolonie schließt Herr von W. die bestimmten Anzeigen holländischer Ansiedlungen in Norddeutschland, deren nach dem Ende des zwölften Jahrhunderts keine neuen mehr erscheinen. Im eilften Abschnitte stellt er nur noch einige Untersuchungen über den Einfluß derselben auf die Verfassung, Sitten und Kultur der Provinzen an, in welchen sie sich befanden. Er schreibt den Holländern zwar große Verdienste um Eindeichung und Urbarmachung des nördlichen Deutschlands zu, erweiset aber wiederholt, daß jene Schriftsteller, welche den Deutschen alle Mitwirkung in dieser Sache absprechen, die Grenzen der Wahrheit überschreiten. In Hinsicht der Einführung des holländischen oder flämischen Rechtes stimmt er der Bemerkung Heerens bey, daß dadurch zuerst ein gesetzliches Verhältniß

freyer Anbauer gegründet, und somit auf die Lage der Untersassen in Deutschland günstig eingewirkt worden sey. Doch kann sich Herr von W. mit Heerens Behauptung nicht vereinigen, daß aus diesem holländischen Rechte das sogenannte Meierrecht, zum Theil wenigstens, entstanden sey. Der Meier-Kontrakt beruhte vielmehr nach des Verfassers Ueberzeugung auf einer gemilderten, in bedingte Freyheit verwandelten Leibeigenschaft, zu deren Ausbildung das holländische Recht nur in so fern beytragen konnte, als es einen Verkehr zwischen Gutsherren und ihren Unterthanen, als freyen Leuten, begründete. In wie weit insbesondere die holländischen Kolonisten auf Sitten und Civilisation der von ihnen bebauten Gegenden einwirkten, wird mit billiger Würdigung aller Umstände angegeben, und gezeigt, daß man ihnen insbesondere irrig die Verdrängung der slavischen, und Einführung der niederdeutschen Sprache, die Unterdrückung und längere Dauer der Leibeigenschaft der slavischen Stämme, wo sie mit ihnen vermischt lebten, ja selbst die Gründung der Landstände in den slavischen Provinzen zuschreibe.

Ein nochmaliger Ueberblick dieses Werkes, dessen Hauptmomente allein hier in gedrängter Kürze zusammen gefaßt sind, erinnert wiederholt an den Dank, zu welchem der Freund der vaterländischen Geschichte dem Verfasser verpflichtet ist, der keine Bemühung scheute, um auf dem so schwierigen, und eben deßwegen so gern vermiedenen Wege strenger historischer Kritik wichtige Ereignisse in der Geschichte der Civilisation Deutschlands aufzuklären. Ein großer Nutzen ist überdieß für die vaterländische Geschichte von diesem Werke auch daraus zu erwarten, daß es mit einer höchst schätzbaren Ausführlichkeit auf die Urkunden eingeht, die ihm zu Beweisstellen dienen, und damit mancherley unerwartete, darum aber desto willkommnere Aufklärungen über Begebenheiten der mittleren deutschen Geschichte verbreitet, die bis jetzt nicht gehörig gewürdigt worden. Dieß ist aber eben der Segen jeder mit Verwendung der vollen Kraft durchgeführten Arbeit, daß ihr auch edle Früchte, die sie nicht unmittelbar suchte, nebst der reichen Ausbeute, um die sie sich bemühte, zu Theil werden. Wenn in allen Ländern deutscher Zunge, Männer, von demselben beharrlichen Forschungsgeiste geleitet, der Bearbeitung der Landesgeschichten sich widmen, so darf der Deutsche, worauf ihm schon so viele Vorarbeiten gerechten Anspruch geben, einer echten Geschichte seines Vaterlandes mit Zuversicht entgegen sehen. Denn sie ist nicht aus kühnen Trugschlüssen im Wege einer zu leicht aufgereizten verführerischen Einbildungskraft, sondern vielmehr nur einzig aus der That und Handlung der Vorwelt selbst, und aus dem nur

durch solche ernste Untersuchungen möglichen, zur klaren Anschauung herauf gebannten Bilde ihres geheiligten Lebens zu entwickeln.

Art. VII. *Domitii Ulpiani*, quae in primum Digestorum librum migrarunt fragmenta. Textu ad codd. mss. recognito edidit D. *Carolus Bucher*, augustissimo Bavariae regi ab aulae consiliis et professor p. o. in academia *Friderico-Alexandrina Erlangensi*. Accedunt scripturae quatuor codd. specimina. *Erlang.* sumtibus J. J. *Palm* et Ernesti *Enke*. MDCCCXIX. 8. pag. XXVIII et 127.

Der durch mehrere andere civilistische Werke (z. B. durch zwey treffliche Bearbeitungen eines Systems der Pandekten, durch die geistreiche Behandlung des Rechtes der Forderungen) rühmlichst bekannte Herr Verfasser hat sich in der vorliegenden Schrift neue Verdienste um die Wissenschaft erworben. Sie enthält, wie schon ihr Titel ausweist, jene Fragmente des größten römischen Rechtsgelehrten, welche in dem ersten Buche der Digesten vorkommen. Der Herr Verfasser ließ den in der Gebauer-Spangenbergischen Ausgabe des corpus juris vorhandenen florentinischen Text abdrucken; fügte aber die abweichenden Lesearten des Erlanger und dreyer Codices manuscripti der Bambergischen Bibliothek bey. Die schätzbaren Varianten der letzteren Codices, so wie die vom Verfasser darüber mitgetheilten Nachrichten, sind um so wichtiger, als die gedachten codices manuscripti der Aufmerksamkeit aller bisherigen Forscher entgingen. Das Interesse der gegenwärtigen Schrift wird noch dadurch erhöht, daß Hr. Hofrath Bucher den einzelnen Fragmenten erläuternde Anmerkungen beysetzte, wobey er theils die Bemühungen seiner Vorgänger mit sorgfältiger Auswahl benutzte, theils seine eigene Sachkenntniß bewährte. Demnach kann es sich nur auf die schon aus der Natur des Menschen und der Wissenschaft fließende Verschiedenheit der Ansichten gründen, wenn Referent in einigen Punkten der Meinung des Verfassers nicht völlig beytritt. So z. B. nimmt Referent die im Systeme des Justinianeischen Privat-Rechts Seite 28 aufgestellte, und in der vorliegenden Schrift Seite 5 stillschweigend wiederholte Behauptung, daß das jus naturale (auch wenn dieser Ausdruck in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird) keine besondere Hauptart des Rechts, sondern alles jus gentium zugleich naturale und umgekehrt sey, nicht an. Wie könnte sonst Ulpian fr. 1 §. 4. D. I. 1. sagen: jus gentium est — —, quod a naturali recedere, facile intelligere licet, und wie könnte es

§. 4 J. I. 1 heißen: dicendum est igitur de jure privato, — — collectum est enim ex naturalibus praeceptis, aut gentium, aut civilibus. Im §. 11 J. II. 1, welcher allerdings die entgegengesetzte Ansicht zu begünstigen scheint, wird nach dem Dafürhalten des Referenten das Wort: jus naturale im uneigentlichen Sinne genommen, wo es mit jus gentium zusammen fällt. Hier war auch kein Grund vorhanden zwischen jus naturale und gentium zu unterscheiden, da es eigentlich nur auf den Gegensatz mit jus civile ankam, und so glaubt Referent diesen §. 11 mit den beyden vorher angezogenen Gesetzen am natürlichsten vereinigen zu können. — Referent verwirft nicht so unbedingt, wie der Autor (S. 12), die ausdehnende Auslegung, und schließt sich vielmehr den bekannten Grundsätzen Thibauts an. — Referent zieht die den Mittelweg einschlagende Hypothese derjenigen, welche die lex regia in die Zeiten der spätern Imperatoren, etwa des Vespasian, setzen, jener des größten Civilisten Hugo vor; wogegen sich der Verfasser (Seite 18) für die letztere erklärt. — Auch wäre (S. 26) eine Erklärung wenigstens mit einigen Worten darüber zu wünschen gewesen, warum fr. 32 D. XXIII. 2 nicht, wie doch Godefroi meint, dem fr. 27 D. I. 5 widerspreche. — Eben so hätte uns der scharfsinnige Autor den Grund der (S. 71) in Ansehung der Interdicte uti possidetis und utrubi geäußerten Vermuthung nicht vorenthalten sollen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß der gelehrte Herr Verfasser das civilistische Publikum bald mit einer Fortsetzung seiner Arbeit erfreuen möge. K.

Art. VIII. 1. Bassorilievi antichi della *Grecia*, o sia Fregio del Tempio di *Apollo Epicuri* in *Arcadia*, disegnato dagli originali da Gio. Martino *Wagner* ed inciso da Ferdinando *Ruschweyh*. *Roma* MDCCCXIV. Presso Francesco *Bourlié*, con licenza de' Superiori. Quer-Folio. IV Seiten einleitende Beschreibung und 25 Kupfertafeln.

2. Le Feste di *Eleusi*, poema di Federigo *Schiller*, composto e disegnato in forma d'un fregio da Gio. Martino *Wagner*, inciso da Ferdinando *Ruschweyh*. *Roma* MDCCCXVII. Presso Francesco *Bourlié*, con licenza de' Superiori. Quer-Folio. IV Seiten, worauf als Beschreibung die Uebersetzung von Schiller's Göttern Griechenlands. Mit dem gestochnen Titel 21 Blätter.

Wir fassen diese beyden Werke zusammen, so unähnlich sie auch in ihrem Innern sind, da beyde von einem gemeinsamen Zeichner und Kupferstecher herrühren. Die Marmorbilder, welche

in dem ersten Hefte abgebildet sind, haben die Bewunderung und Aufmerksamkeit Europa's so auf sich gezogen, sind schon so vielfach besprochen, so gelehrt und tüchtig behandelt worden, daß wir nur darauf zu verweisen brauchen. Um aber doch auch unsere Leser hier in Zusammenhang zu bringen, erlauben wir uns, einige Worte aus der Einleitung anzuführen. Diese Bildwerke wurden 1812 in Griechenland durch eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, Deutschen und Engländern, entdeckt. Sie fanden am Berge Cotylius, in der Nachbarschaft von Phigalia, heutzutage Paulizza, in Arkadien, diese Reihe Hochbilder unter den Trümmern eines Apollo-Tempels. Es sind drey und zwanzig Bilder, die alle einen Fries innerhalb des Tempels bildeten, eine Länge von hundert acht und dreyßig Palmen habend. Die Darstellung darauf ist gedoppelt, eine Schlacht der Amazonen mit griechischen Helden, und dann der Kampf der Centauren und Lapithen. Die Bilder sind aus einem starkkörnigen griechischen Marmor gearbeitet, die Gestalten weit hervorragend, woher es auch kommt, daß bey dem Einsturze des Tempels, der durch ein Erdbeben bewirkt ward, so viel daran zerstort und verstümmelt wurde. Diese abgebrochenen Stellen hat der Zeichner und Kupferstecher durch Punkte angedeutet, so wie er auch die anzudeuten gesucht hat, wo das Bild durch erdigte Salztheile entstellt worden ist. Was die Arbeit selbst betrifft, so bemerkt man deutlich zweyerley Meißel, von denen der eine großartiger und voller ist, ohne doch dabey das Einzelne sehr fein auszuführen. Jede Tafel macht ein Bild für sich aus. Der Ausdruck der Gesichter ist fast durch alle Bilder derselbe, es sey nun das des Siegers oder des Besiegten; alle zeigen Gleichgültigkeit. Eine Ausnahme davon machen die Centauren, die an Verzerrung streifen, und wahrscheinlich wollte der Künstler dadurch ihre thierische Natur andeuten. Im Ganzen erscheinen die Köpfe etwas zu groß, und die Beine, vom Knie an, sind etwas zu lang. Dasselbe ward bey dem Fries am Parthenon beobachtet, und es scheint daher eine im Zeitalter des Perikles herrschende Ansicht gewesen zu seyn, so die Hochbilder zu arbeiten, vielleicht aus Gründen der Fernsicht (Perspektive).

Die beyden letzten Blätter geben einen Grundriß, Durchschnitt und Aufrieß des Tempels, worin man indessen keine Genauigkeit und sorgfältige Ausmessung suchen muß, sondern sie sind blos bestimmt, eine allgemeine Ansicht dieses Gebäudes zu geben. Acht und dreyßig dorische Säulen bilden den vorspringenden Umgang. Die Kopfgesimse der innern jonischen Säulen sind von weißem Marmor, das übrige des Tempels ist von einem weißen Gesteine, welcher dem Marmor ähnlich ist, und in jener

Gegend gebrochen wird. In dem Tempelschutte fanden sich noch Reste anderer Hochbilder, als Tänzerinnen mit fliegenden Gewandern, eine Zitterspielerin, eine weibliche Gestalt mit einer Leyer, und ein Silen oder Bacchus.

So weit die Vorrede; betrachten wir nun kurz noch die gelieferten Bilder, die mit Sauberkeit, Reinheit und Nettigkeit ausgeführt sind; nur hin und wieder finden sich sehr unangenehme Nachläßigkeiten in der Ausführung der Hände, indem zwey oder mehrere Finger nicht durch innere Striche von einander getrennt sind, sondern zusammen gewachsen erscheinen, und wie Faust-Handschuhe anzusehen sind. Anfangs glaubten wir, es sey dieß ebenfalls auf Verletzung der alten Bildwerke zu schieben, als wir aber das zweyte Werk mit eben solchen Nachlässigkeiten reichlich ausgestattet sahen, da konnten wir nur Saumseligkeit und Flüchtigkeit des Zeichners oder des Kupferstechers darin erkennen.

Die Bilder selbst sind höchst strenge, und wir möchten sie wohl in Einzelnem kalt und erstarrt nc....en, wenn wir auch dabey erwägen, daß die ganze Darstellung schon an und für sich eine bedeutende Strenge erheischt. Für jeden Künstler, er sey Bildhauer, Maler oder bloß Zeichner, sind sie aber von überaus großem Werthe; und wenn daher diese das Werk sich auch nicht selbst anschaffen können, — obgleich es verhältnißmäßig nicht theuer ist, — so sollten sie doch bemüht seyn, Einzelnes sich vermittelst Nachzeichnungen zuzueignen. Gleich das zweyte Bild enthält gar Herrliches und Kräftiges, wenn auch die linke Hand der knieenden Gestalt verdreht erscheint; berechnet von unten in die Höhe angeschaut zu werden, mag es sich ganz anders ausnehmen, auch versah vielleicht der Zeichner einiges hiebey. Blatt 3 ist das Zusammensinken des einen, durch einen Pfeilschuß in den Rücken getroffenen Centauren trefflich dargestellt, und der Lapithe ist eine Gestalt, die wohl einem zürnenden Apollo gegeben werden könnte. Die weibliche, entführte Gestalt, Blatt 5, ist schön, nur in dem zurück schwebenden Theile des Rockes und obern Gewandes scheint uns durch den Zeichner eine zu strenge und starre Regelmäßigkeit gelegt zu seyn, so daß die Eigenthümlichkeit des Gewandes verschwindet, und das Ganze erstarrt und muschelartig aussieht. In wie weit der alte Künstler selbst dazu dem Zeichner Anleit gab, können wir nicht entscheiden. Wir enthalten uns, die übrigen Schönheiten in den Bildern des Kampfes der Lapithen und Centauren aufzuzählen, da ein umsichtiger Beschauer sie sich schon aus den Bildern selbst herauslesen wird, und für den, welcher die Darstellungen nicht vor sich hat, würden wir doch etwas Unverständliches liefern; nur die Ruhe und Sicherheit, nebst der gefälligen Schönheit der rechts auf dem

zwölften Blatte befindlichen Gruppe können wir nicht unbemerkt lassen.

Mit Blatt 13 beginnt der Kampf der Amazonen; schön ist die Gestalt der Amazone, die, indem sie sich eben den Helm vom Kopfe gerissen hat, tödtlich verwundet zusammen sinkt. Nicht minder auf 19 die zusammen gesunkene, bittend die Hand ausstreckende Heldenjungfrau, und die noch hinter ihr stehende, kampfbereite, hoch aufgegürtete. Bey den männlichen Gestalten zeichnet sich herrliche gedrungene Kraft aus, und da die mannigfachsten Stellungen erscheinen, und vom Künstler gewählt sind, so werden auch dadurch diese Zeichnungen ein Musterbuch für den darstellenden und bildenden Künstler. Schade, daß bey Blatt 22 so viel durch die Zertrümmerung verletzt worden, es ist eines der kühnsten und schönsten Hochbilder, und wetteifert nur mit 23.

2. Was wir lobend von jenen Nachbildungen des Alterthumes gesagt, können wir von diesen nicht so wiederholen, und wir hoffen unsere Behauptung sogleich belegen zu können, wenn wir zuerst von der Uebersetzung des Schiller'schen Gedichts, das Eleusische Fest, dem die nachfolgenden Bilder gehören, gesprochen. Diese Ode toscana, wie sie der Uebersetzer nennt, steht voran und ist überschrieben: Le feste di Eleusi, di Federico *Schiller*, traduzione di *Erisilbo Mantineo* P. A. Statt aller betrachtenden und beurtheilenden Worte ist es am besten, wir geben hier die drey ersten Verssätze der Urschrift und der Uebersetzung, um einem jeden Leser den Maßstab der Billigung oder Verwerfung selbst in die Hand zu geben.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

D' aurate spighe or sia per voi contesta
Corona, e azzurro in ella il fioraliso;
Raggi vivacemente manifesta
La gioja in ogni viso.
Ch' or entra la Regina, — onde ferina
E freno, e certe norme ha costumanza;
Concorde in legge stabile
L' uomo s' accoppia, e cangiasi
Per lei tenda mutabile
In stabili capanne, e amica stanza.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Fra l' erme orride rupi aspro, e selvaggio
Il Troglodita or fia più non accampi;
Nè più 'l Nomade lassa al suo passaggio
Vedovi, e guasti i campi.
Già di faretra carco — e teso l' arco
Discorrea d' ogni banda il cacciatore:
E se del mar la rabbia
Spingea straniero ahi misero!
All' inospita sabbia,
Bramoso eragli a fronte il predatore.

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heit're Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Quando raminga un di seguace in traccia
Della rapita Figlia il piè movea,
Al deserto mostrò la bella faccia
D' Eleusi l' alma Dea.
Ignota al prato ell' era — primavera;
E tetto ove posar nel luogo inculto
Invan cercavan l'avide
Pupille; nè marmorea
Colonna, o di don gravide
Mostravan are d' alcun Nume il culto.

Dieß wird genug seyn, um, wie es unserem Ohre scheint, zu zeigen, daß Schillers wohllautendes, gesangvolles Gedicht bey dem italienischen Dichter zu einer breiten Ode geschwollen ist, und uns will es wenigstens scheinen, als wenn der Uebersetzer keine Ahnung von dem Wohlklange des deutschen Gedichts hatte, sondern sich dasselbe wörtlich übersetzen ließ, um es dann in seine gerechte Form umzugießen.

Ob nun die Zeichnungen das rege, freudige Leben haben, welches das Gedicht selbst so herrlich durchwehet, und ob, was wir denn doch eigentlich als Hauptsache verlangen, der bildende Künstler in seiner Sprache das Wort des Dichters wieder gab, also es, so zu sagen, darin umdichte, dieß zu untersuchen und

zu entscheiden, überlassen wir dem Gefühl eines jeden selbst, der diese Blätter betrachtet.

Weit entfernt sind wir, dagegen etwas zu sagen, daß hie und da eine Gestalt an etwas früher Bekanntes uns mahnte; wenn alles auf eine eigenthümliche Art ergriffen und mit einander verflochten ist, so darf eine solche leichte Erinnerung auch leicht bey uns vorübergehen; aber strenge ist es zu tadeln, wenn neben sonst fleißiger Ausführung sich wieder Nachläßigkeit, Formlosigkeit, oder Mangel wechselnder Gestalt einschleicht. Nachlaßigkeit finden wir in den oft so schlecht ausgeführten Händen, wo zwey, drey, ja alle fünf Finger als eine Masse in einander verschwimmen, und, wie bereits gesagt, einem Fausthandschuh ähnlich sehen. Dieß fehlt beynahe auf keinem Blatte, und kommt auf einigen zwey, drey und noch mehrere Mal, ja, wie wir weiter unten bemerken werden, einmal sogar siebenmal auf einem Blatte vor. Formlosigkeit findet sich hin und wieder, wo einzelnes an Flaxmann'sche leichte Hinwürfe und Umrisse erinnert, was dort an seiner Stelle seyn mag, wo alles ein leichter Entwurf ist; hier aber, wo die strengste und fleißigste Ausführung meistentheils herrscht, stört dieß um so mehr. Dann bemerken wir eine andere Art von Formlosigkeit in den meisten weiblichen Köpfen, und vor allen sieht die Ceres größtentheils abscheulich und verstört aus, wie von allen Furien gepeinigt. Die geraden Nasen und Stirnen wollten sich dem Künstler nicht recht bequemen, alle weiblichen Gesichter daher, denen er diese Bildung gab, sehen breit, verzerrt, oft widerlich, nie aber schön und gefallig aus; man sehe nur Blatt 9, 10, 11, 13, 15, 19. Die Schönheit griechischer Bildung hat sich da ganz verloren. Der Mangel an wechselnder Gestaltung zeigt sich besonders im Munde, alle Münder sind wie einer und einer wie alle, und dieser feststehende Mund mit dem ganzen Untergesichte ist nun keinesweges schön, sondern sehr häßlich, und trägt zur zurückschreckenden Gesichtsbildung so mancher bedeutend bey. Der Mund ist groß, die Ecken niedergezogen, was so leicht einen Anschein von Schwäche und gar Dummheit gibt, das Kinn steht weit vor, und ist in die Höhe gezogen. Diese Gesichtsbildung scheint dem Künstler so in der Hand zu liegen, daß sie ihm jederzeit entschlüpft, alle Gestalten in einer Reihe zeigen diesen Schnitt des Gesichts von Blatt 2 bis Blatt 20, und damit Blatt 1, das Titelblatt, nicht davon leer ausgehe, so haben ihn auch die darauf befindlichen Sphinxe.

Nach dieser scharfen Betrachtung würde es indessen von uns sehr unbillig seyn, wenn wir nicht auch das viele Gute, Tüchtige und Schöne in diesem Werke hervorhöben und anerkennend lob-

ten. So herrscht denn durchweg eine geistreiche verständige Anordnung in der Zeichnung der einzelnen Blätter, alles sondert sich geschickt von einander, und steht doch wieder tüchtig verbunden da, und der Künstler hat treffend gewußt, die bedeutendsten Stellen des Gedichts zu seinem Werke herauszuheben und zu benutzen. Ein umsichtiges und genaues Forschen und Kennen der Werke des Alterthums, zwischen denen der Künstler seit Jahren lebt, geht aus allem hervor, besonders aus den faltenreichen, meist sehr kunstvoll und schön gebildeten Gewändern, und um desto unbegreiflicher sind die oben gerügten Uebelstände und Versehen. Die Zeichnung ist reinlich, bestimmt, scharf und richtig, welches alles auch von dem Stiche gilt.

Auf Blatt 1 reiten tüchtige Centauren heran, Pfeile entsendend und Felsstücke schwingend, um

»Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand«

zuzufügen. Eine sehr erfreuliche Erscheinung wird Blatt 2 die Centaurenmutter, die an ihren Menschenbrüsten ein Knäblein, an ihren Thierzitzen ein Centaurenkalb nährt, denen seyn, die eine solche thierische und auch wohl bestialische Fülle und Fruchtbarkeit — denn es ist doch unstreitig die noch nicht von der Thierheit gelöste Menschlichkeit, also von der Göttlichkeit noch ferne — lieber sehen, als Madonnen und Heilige. Bey Blatt 3 ist die Bildung der Ceres noch am edelsten auf allen Darstellungen, und die Fülle ihrer Gewänder bildet einen schönen Gegensatz zu der ihr überstehenden Nacktheit des ersten roh entwickelten Zustandes. Die Schaar der Tanzenden (Blatt 5) ist anmuthig, nur fällt es auf, daß die drey vordersten gleiche Stellung und gleichlaufende Streckung der Füße haben. Gar wacker schmiedet bey Blatt 7 Vulkan, und andere Alte stehen sinnig dabey, als wenn sie im Inneren schon voraus erschauten, was hier Geheimnißvolles und einst die ganze Welt Bewegendes und immerfort neu Erregendes nach und nach geschmiedet werden würde. Die Stellung der einen Oreade (Blatt 9), welche den Baum ergriffen hat, und umzureißen im Begriff ist, wird nicht recht klar, sie scheint zu gebückt und ist mehr sitzend, als angestrengt brechend. Die drey Frauengestalten, »die leichtgeschürzten Stunden,« schweben (Blatt 10) recht leicht heran, nur streckt die eine doch wohl etwas zu kühn, und nicht sehr gefällig im unziemlichen Schritte das nackte Bein lang aus dem fliegenden Gewande hervor. Desto zierlicher und hübscher, geschmackvoll vertheilt und sinnig beschäftigt, arbeiten sie auf Blatt 11, welches zu den schönsten gehören würde, wenn nur, wie bereits gerügt, die Gesichter besser gearbeitet wären. So ist auch Blatt 12 sinnig und zierlich ge-

ordnet, wenn gleich Apollo etwas neuerlich in seinen Gesichtszügen ist. Die Musen,

(»Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein«)

leiden meist wieder an verzerrten Gesichtern, Melpomene zeigt ihren Cothurn in recht tüchtigen Holzpantoffeln, und die neunte Muse ist abhanden gekommen. Sehr lieblich ist Blatt 15, fleißig ausgearbeitet, sind auch die Hände von der entstellenden Mißgestaltung, die sonst herrscht, hier befreyt. Belebt und kühn vorschreitend, mit mannigfachen Veränderungen, ist Blatt 16, welches den Beginn des Liedsatzes macht:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor.

Weniger gefällig ist Blatt 17. Der Satyr, welcher dem Bacchus zum Stützpunkt des Armes dient, könnte wohl fehlen; das geflügelte Kind auf dem Rücken des Centauren steht etwas seiltänzerhaft da, und warum der eine Luchs seine Krallen in das Schienbein des vorangehenden schlägt, ist nicht deutlich. Dagegen ist Blatt 18, Cybele auf ihrem Wagen, wieder schön gedacht und ausgeführt, nur Proserpina (sie soll es doch wohl mit dem Granatapfel seyn) mit entblößter Lende und höher hinauf, erscheint unschicklich, und warum dieß? — Blatt 19 erhalten wir alle neun Musen; der vorsingende und vorschreitende Apollo ist nicht das Beste; er hat überdieß vergessen, Saiten auf seine Leyer zu ziehen, dennoch spielt er mit den Fingern auf der leeren, luftigen Fläche und — zwey gute Musen machen es ihm eben so nach. Auf diesem Bilde sind gar sieben Hände mit den scheinbaren Fausthandschuhen, also ein sehr deutlicher Beweis von einer stellenweis leichthin gemachten Ausführung.

Blatt 20. »Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus;«

sie sieht aber auch hier noch immer verzerrt aus. Reich und schön umgeben die Gewänder ihren Leib, so wie auch Juno und Minerva zierlich und geschmackvoll gekleidet sind. Warum Jupiter mit einer Glorie umgeben ist, die wie ein sechseckiger Stern gestaltet, ist uns nicht recht klar.

Wir erhielten beyde Werke mit mehreren andern aus Rom. Dieses, welches dort für 22 Paoli verkauft ward, ist seitdem nach Deutschland verpflanzt worden, und wird von dem rastlos thätigen Cotta für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis im Buchhandel verkauft. Möchten deutsche Buchhandler bemüht seyn, auch noch andere in Rom erschienene Werke zu

den ihrigen zu machen, damit sie in Deutschland bekannter würden. Dieß wünschen wir besonders auch in Hinsicht des zuerst hier betrachteten Werkes. Büsching.

Art. IX. Ἀριστοτέλους λόγος ὁ περὶ Φύσεως, τῆς Ζωικῆς μάλιστα, μεθοδικός. Aristoteles über die wissenschaftliche Behandlungsart der Naturkunde überhaupt, vorzüglich aber der Thierkunde. Griechische Urschrift, mit einigen Textberichtigungen, einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen, herausgegeben von Franz Niklas Titze, Doktor der Philosophie und öffentl. ordentlichem Professor der Weltgeschichte an der k. k. Universität zu Prag. Prag, bey Joseph Krauß 1819. Sieben Bogen. gr. 8.

Es war dem Recensenten eine recht erfreuliche Erscheinung, auf der ältesten deutschen Universität das Studium der Aristotelischen Philosophie wieder aufgelebt in einer Gestalt und mit einem Streben zu erblicken, welche der gegenwärtigen Zeit und der allgemeinen Richtung der gelehrten Studien willkommener seyn müssen, und größern Nutzen versprechen, als der Eifer, womit vormals die Anhänger und Verehrer der Aristotelischen Philosophie sich auf derselben Hochschule herum tummelten, und die Wuth ihrer Zänkereyen auf die übrigen deutschen Universitäten verbreiteten. Gerade denjenigen Theil der Aristotelischen Philosophie hat der Verf. ergriffen und bearbeitet, der lange vernachläßiget, neuerlich seinem großen Werthe nach zwar erkannt worden, aber weder durch kritische Behandlung noch durch Uebersetzungen so bekannt und benutzt worden ist, wie er es verdiente. Nur allein der Thiergeschichte ist in der neuesten Zeit das Glück geworden, in beyderley Gestalt dem gelehrten Publikum bekannter zu werden. Die von Buhle angefangene Ausgabe ist nicht vollendet, sondern nur bis an die physischen Schriften fortgesetzt worden, zwar mit einem kritischen Apparat versehen, aber selbst ohne Kritik gemacht und ganz unzuverläßig. Je mehr aber unsere Philologen sich vom Studio aller ernsten Wissenschaften entfernt halten, und die Kritik in den engen Kreis der Redner, Dichter, Moral-Philosophen und der Metrik einzwängen, je geringer und schwächer wird immer die Hoffnung, eine brauchbare vollständige Ausgabe der physischen Werke des Aristoteles zu erhalten, wenn nicht, wie verlautet, die Berliner Akademie die Mittel und Männer ausfindig macht, das Unternehmen einer vollständigen Ausgabe des Ar. zu einer gedeihlichen Ausführung zu bringen. Hiernach weiß Rec. das Verdienst der vorliegenden Arbeit vollkommen zu schätzen, und ehrt den Mann, der nicht allein für seinen eigenen Unterricht das Studium der Aristotelischen Philosophie unternommen

und fortgesetzt hat, sondern auch damit eine Art von historischer Kritik verband, um sowohl das Echte von dem Unechten zu unterscheiden, als auch die Zeitfolge, Rangordnung und den innern Zusammenhang der Schriften und ihren Bezug aufeinander zu erforschen. So entstand gegenwärtiger Abdruck und die Uebersetzung derjenigen Schrift, welche bisher als das erste Buch von den Theilen der Thiere galt, aber mit den übrigen nicht in der mindesten Verbindung steht. Dagegen beweist ihr Inhalt ganz augenscheinlich, möchte man sagen, daß sie als Einleitung in die Philosophie über die Natur und Vorbereitung zur Naturgeschichte der Thiere dienen sollte. Gleichwohl hatte bis jetzt niemand diese Bestimmung bemerkt, und dem gemäß ihr den gehörigen Platz vor der Naturgeschichte der Thiere angewiesen.

Diese Bestimmung hat der Verf. sowohl in der Vorrede als in den hinten angehängten Bemerkungen zu erweisen gesucht, und, nach Rec. Ueberzeugung, und fast möchte er hinzusetzen Beschämung, vollkommen bewiesen. So haben wir nun die Grundsätze und gleichsam den Kanon, nach welchem man die Methode des Aristoteles in Behandlung der Thiergeschichte beurtheilen kann und muß. Allerdings war es immer auffallend, daß der scharfsinnige Philosoph so ganz ohne alle Vorbereitung seiner Leser sie in die Thiergeschichte einführte, und erst vor der Erklärung der Physiologie, d. i. der Bestimmung und Wirkung der Theile des thierischen Körpers, diese seine Erklärung über die von ihm beobachtete, und als allein gültig erklärte Methode abgegeben haben sollte. Die Unordnung läßt sich zum Theil aus dem Zustande erklären, in welchem die aristotelischen Schriften nach Rom kamen, wo sie in die Hände von Grammatikern kamen, welche sie nicht nach ihrer innern Beziehung und Folge zu ordnen verstanden, weil damals das Studium der Physik und Naturgeschichte entweder ganz vernachläßiget, wenigstens nicht im Geiste des Ar. und nach dessen Methode betrieben ward. Nun haben wir zugleich auch den Maßstab erhalten, wornach wir des treuesten und besten Schülers von Aristoteles, des vielwissenden Theophrastus Bücher, vorzüglich dessen Geschichte und Physiologie der Pflanzen, wenigstens dem Plane nach, schätzen und beurtheilen können. Gewiß kein geringer Vortheil für diejenigen, welche diese Bücher nicht allein nach ihrem Verhältnisse zur neuern Botanik schätzen wollen, sondern wie billig auf die Lage und Beschaffenheit der physischen Wissenschaften vor Aristoteles und Theophrast Rücksicht nehmen. Davon bleibt noch immer diejenige Rücksicht ausgeschlossen, und muß besonders erwogen werden, in welcher Aristoteles und Theophrast für ihre Zeitgenossen in steter praktischer Beziehung ihre naturhistorischen

Werke schrieben; wobey sie das gewiß große Problem zu lösen hatten, auf dem so schwankenden Grunde der gemeinen Volkssprache ein System der Naturgeschichte aufzuführen, ohne sich die Freyheit wie unsere systematischen Naturhistoriker anzumaßen, sich zu ihrem Zwecke eine eigene Sprache zu bilden, durch deren Gebrauch sie zwar ein regelmäßigeres Ganze aufbauen konnten, aber auch zugleich, wie dieß jetzt bey unserer Behandlung der Naturgeschichte gewöhnlich der Fall ist, den praktischen Gebrauch aller der in wissenschaftlicher Form dargelegten und angewendeten Kenntnisse zu erschweren oder ganz zu verhindern. Beyde, Lehrer und Schüler, wollten bey ihren Vorträgen populär bleiben, das heißt, nicht allein von ihren Zöglingen verstanden werden, sondern auch ihren andern Mitbürgern durch wissenschaftliche Darstellung der praktischen Erfahrungen und Entwickelung der Gründe, worauf das Gedeihen der gemeinen Kunstregeln beruhet, nützlich werden: statt daß unsere Naturhistoriker fast nur allein in scharfer Begrenzung der Begriffe, in Bestimmung der Gattungen und Arten und Ausmittelung und Vergleichung der Grade der Aehnlichkeit und Verwandtschaft der natürlichen Körper ihr größtes Verdienst setzen. Doch zur Sache! Rec. zweifelt nicht, daß Hr. T. seinen Text vollkommen verstanden hat; aber in der Art ihn zu übertragen, und in dem Ausdrucke weicht er oft so sehr von der außer dem österreichischen Staate gewöhnlichen hochdeutschen Mundart ab, daß es dem an diese gewöhnten Leser, so wie dem Rec., schwer fallen möchte, dem Gange des aristotelischen Raisonnements überall zu folgen. Mitunter treten Umschreibungen ein, wo man das einzelne treffende Wort vermißt, auch werden gewöhnliche philosophische Ausdrücke mit andern ungewöhnlichern vertauscht; welches alles die Deutlichkeit der Darstellung gar nicht befördert. Rec. will in dieser Absicht die Beyspiele nach der Folge der Kapitel sammeln und hersetzen. In Absicht der anzugebenden Ursachen, ihrer Unterscheidung und der Ordnung, in welcher sie angegeben werden sollen, heißt es S. 32: »Ueberdieß, da wir mehrere Ursachen der Naturhervorbringungen oder Erzeugungen wahrnehmen, als z. B. diejenige, welche wir mit den Worten ausdrücken, weßhalb etwas ist (Zweckmäßigkeit) und wieder diejenige, von welcher der Anfang der Bewegung ausgeht, so kömmt hier zu unterscheiden, welche davon ihrer Natur nach den ersten oder zweyten Platz behaupte.« Hier wäre das οὗ ἕνεκα wohl eher Zweck als Zweckmäßigkeit zu nennen gewesen, weil jenes Wort die Absicht allein, dieses aber zugleich die Art und Weise des Handelns in sich schließt. Nun

fährt Aristoteles fort: Es scheint wohl, diejenige sey die erste, die wir mit der Frage weßhalb etwas ist, bezeichnen: denn in ihr liegt vernünftiger Wille, der der Urheber aller Zustandebringungen ist, wir mögen sie der Kunst oder der Natur zuschreiben. Wir sehen es schon daraus, daß sowohl der Arzt als der Baumeister, der eine von Gesundheit, der andere von einem Hause, zuvor, sey es nun im Geiste oder durch Erfahrung, einen Begriff haben müssen, welchem gemäß sie sofort die Gründe und Ursachen von jedem einzelnen, was sie vornehmen, angeben, und warum es so und nicht anders zu machen. Hier hat der Aristotelische Kunstausdruck λόγος γάρ ὗτος. ἀρχὴ δὲ ὁ λόγος ὁμοίως ἔν τε τοῖς κατὰ τέχνην καὶ τοῖς φύσει συνεστηκόσι den Uebersetzer in Verlegenheit gesetzt, so daß er in der Folge des Gedankens mehrere Worte zur Abwechselung brauchte, welche aber den Begriff nicht zu erschöpfen scheinen. Was nun folgt: Wir sehen es schon daraus, deutet in der Uebersetzung ein neues Beyspiel an: aber in dem Original sind es die beyden zur Bestätigung des Vordersatzes gehörigen Beyspiele, der Arzt von τοῖς κατὰ φύσιν συνεστηκόσι, denn er schafft nicht Natur und Gesundheit des Menschen, sondern behandelt die von der Natur dargebotene Beschaffenheit des Körpers, und der Baumeister, welcher entweder nach Theorie in Gedanken (διανοίᾳ) oder nach praktischer Erfahrung (αἰσθήσει) ein Haus zu einem bestimmten Zwecke entwirft (ορισάμενος), so daß er sowohl vom Ganzen als von allen einzelnen Theilen Grund und Ursachen angeben kann. Der Gegensatz von Geist und Erfahrung scheint dem Rec. hieher nicht zu passen; denn beym Entwurfe muß der Geist doch immer mitwirken, sey es auch noch so wenig: Einen Begriff von der Gesundheit und von einem Hause hat außer dem Arzte und dem Baumeister wohl jeder vernünftige Mensch, aber nicht den bestimmten und beym Entwurfe der anzufangenden Handlung bestimmenden Begriff, welchen die Theorie der Baukunst allein geben kann oder auch praktische Uebung. In den Werken der Natur ist aber dieses Weßhalb und das Streben nach Schönheit und Vollendung sogar weit sichtbarer als in denen der Kunst. Das Streben der Natur nach Schönheit und Vollendung scheint ein falscher Ausdruck, und zwar in doppelter Rücksicht. Einmal bringt die Natur nichts als Vollendetes und Schönes hervor, wenn sie daran nicht durch äußere Umstände gehindert wird. Zweytens liegt im Original diese Umschreibung gar nicht, sondern Ar. sagt gerade

zu: Mehr aber findet sich dieser Zweck und die (dadurch bewirkte) Schönheit (Zweckmäßigkeit) in den Werken der Natur als in den von der Kunst erzeugten. So erhellet zugleich, was dem Arist. Schönheit in den Werken der Natur war und bedeutete. Sichtbarer würde Rec. auch nicht gesagt haben: denn Streben nach Schönheit und Vollendung läßt sich leichter erkennen als sehen. In dem Folgenden unterscheidet Ar. die absolute Nothwendigkeit (τὸ ἁπλῶς ἀναγκαῖον) und die bedingte (τὸ ἐξ ὑποθέσεως). Jene nennt der Uebersetzer wörtlich: Schlechthin nimmt man es bey den immerdauernden Himmelskörpern. So erklärt er nämlich das griechische τοῖς ἀϊδίοις. Wo Ar. sagt, daß die bey erzeugten Dingen leicht anzugebende Nothwendigkeit sich zwar ebenfalls in den Werken der Natur finde, aber von verschiedener Art, so wie die Weise, sie darzulegen und zu beweisen, eine andere sey als diejenige, welche in den spekulativen Wissenschaften gebräuchlich, hat Hr. T. gesagt: Etwas ähnliches nun findet auch bey allem, was von Natur erzeugt wird, Statt, allein gegen die rein spekulativen Wissenschaften hat es mit der Naturlehre sowohl was die Art der Beweisführung als auch der Nothwendigkeit selbst betrifft, eine andere Bewandtniß. Nach dem Original findet nicht etwas ähnliches, sondern ganz dasselbe (ὡσαύτως) bey den Werken der Natur Statt. Wenn die theoretischen Wissenschaften bey ihren Beweisen ausgehen von dem, was werden soll, die physischen aber von dem, was ist, so hat Hr. T. im Folgenden nicht ganz das Original wieder gegeben, wo es heißt: Man argumentirt daher (in der Naturlehre): Wenn die Gesundheit oder der Mensch etwas solches ist, so muß nothwendigerweise das und das seyn oder geschehen, nicht aber: da das und das ist oder geschehen ist, so muß auch nothwendig jenes seyn oder werden. Auch läßt sich eine solche Nachweisung der Nothwendigkeit keineswegs etwa an die Existenz der fort und fort bestehenden Wesen knüpfen, und sagen: Weil das und das ist, so ist auch das und jenes. Hier sollte es im ersten Satze heißen: Weil die Gesundheit oder der Mensch von der oder der Art ist, so muß nothwendigerweise dieß seyn oder geschehen oder gewesen seyn (γενέσθαι nicht γίνεσθαι). Auch läßt sich der Beweis der Nothwendigkeit hier nicht mit dem Ewigen verknüpfen, so daß man sagen könnte, weil das ist, so muß dieß seyn. Hier setzt die alte lateinische Uebersetzung nach ihrem Original noch die Worte hinzu: oder

künftig seyn, welche allerdings zu dieser Art der Beweisführung zu passen scheinen. Nun fährt der Uebersetzer fort. Endlich aber muß man auch darüber im Klaren seyn, ob hier die Untersuchung, wie unsere Vorgänger thaten, so anzustellen sey, daß man sich vielmehr die Frage vorlegt: Wie etwas von Natur beschaffen seyn könne, als: Wie es in der Wirklichkeit beschaffen ist. Kürzer und nach Rec. Urtheil richtiger, würde es heißen: auch muß entschieden seyn, ob man nach der Weise der ältern Physiologen in der Untersuchung davon ausgehen soll, wie jedes Ding entstehen oder vielmehr davon, wie es seiner Natur nachwirklich beschaffen ist. Bey folgender Stelle ist mancherley zu erinnern S. 36: Wirklich ergeben sich auch einige Dinge von selbst gerade so, wie durch die Kunst, z. B. die Gesundheit. Bey den einen nun ist das hervorbringende Aehnliche auf solche Art früher vorhanden, wie die Bildhauerkunst (in dem Bildhauer) denn eine Statue macht sich nicht von selbst. Die Kunst aber besteht im Richten (Idealisiren) des Werkes, abgesehen von der Materie oder dem Stoffe: Wie nun die Kunst bestellt ist, so auch ihr Produkt. Und nicht anders verhält es sich mit den Dingen, die wir dem Glücke (oder dem Ungefähr) zuschreiben. Erstlich muß Rec. seinen ganzen Beyfall, der im Texte vorgenommenen Versetzung der Worte καὶ ἐν τοῖς ἀπὸ τέχνης ὁμοίως geben, welche am unrechten Orte zwischen denen, welche die Kunstwerke betreffen, eingeschoben standen. Aber unmöglich ist es ihm, dasselbe zu thun, wo die Worte ἡ δὲ τέχνη λόγος τοῦ ἔργου ἄνευ τῆς ὕλης ἐστιν, wie oben, übersetzt worden sind. Λόγος kann auch hier durch Grund übersetzt werden. Wo es im Anfange heißt Τῶν μὲν οὖν προϋπάρχει τὸ ποιητικὸν ὅμοιον, hat Hr. T. gesetzt: Bey den einen nun ist das hervorbringende Aehnliche auf solche Art früher vorhanden. Da kein bey den andern folgt, so muß schon dem deutschen Leser dieser Satz als unrichtig auffallen. Er ist es auch im Original: aber dort muß es τούτων statt τῶν heißen: und so hat Gaza sowohl als die alte lateinische Uebersetzung. Der Satz gilt nämlich von allen den genannten Erzeugungen. Nun macht Ar. die Anwendung auf den Vortrag der Naturwissenschaften: Daher muß denn auch in unserer Wissenschaft hauptsächlich so vorgegangen werden, daß es heiße: Da das Wesen des Menschen seiner Bestimmung nach in

dem und dem besteht, darum hat er auch diese und diese Dinge: denn er kann ja ohne diese Theile gar nicht seyn oder bestehen. Will man nicht so weit gehen, so muß es doch heißen: ohne Theile die diesen zunächst kommen. Und entweder muß man behaupten, daß der Mensch überhaupt nicht anders möglich und gedenkbar sey, oder daß er so am besten sey. Alles Uebrige ist nun Folge davon. Wenn der Mensch nur durch Zeugung ein solches Wesen ist, so muß nothwendigerweise auch eine solche Zeugung hinzukommen. Hier vermuthet Rec. einen Druckfehler, Dinge für Theile. Dann sagt das Original ἐπειδὴ τῦτο ἦν τὸ ἀνθρώπῳ εἶναι, weil einmal der Plan zum Menschen von diesem Bau und von diesen Eigenschaften gemacht war, deßwegen hat er diese Gestalt und diese Glieder und Theile bekommen. So muß nun meiner Meinung nach der Vortrag eigentlich gemacht und eingerichtet werden, oder diesem zunächst auf folgende Weise, daß entweder auf andere Weise die Bildung des Menschen unmöglich sey, oder daß der Mensch, so wie er ist, am besten gestaltet und geschaffen ist. Die Worte εἰ δὲ μή, ὅτι ἐγγυτάτω τύτοις hat Hr. T. auf die Glieder und Theile des Menschen gezogen, aber sie müssen mit μάλιστα μεν λεκτέον verbunden und darnach verstanden werden. Die folgenden Worte ἐπεὶ δέ ἐστι τοιῦτον, την γένεσιν ὡδὶ καὶ τοιαύτην συμβαίνειν ἀναγκᾶιον hat Hr. T. nach der gewöhnlichen falschen Interpunktion abdrucken lassen, welche schon Stylburg abändern hieß, und also auch in dem falschen Sinne, welchen schon die Wortfügung als unrichtig nachweiset, übersetzt. Es sollte heißen: Weil der Mensch ein solches Wesen ist, so muß nothwendigerweise die Zeugung so und auf diese Art erfolgen. In der Stelle S. 39. So wie, wenn wir über eine Bettstatt oder über irgend ein anderes dergleichen Geräthe zu reden hätten, wir gewiß weit eher versuchen würden, über die Form derselben etwas zu bestimmen, als über die Materie, die etwa Erz oder Holz seyn könnte, und wofern etwa das nicht anginge, wenigstens über dessen Gestaltung überhaupt etwas vorzubringen bemüht seyn würden. Z. B. eine Bettstatt ist das in dem, oder sie ist etwas so und solches; eben so (erkennen wir auch bey den Dingen der Natur) daß es nöthig sey, über ihre Gestaltung etwas

anzugeben, und was für ein Ding es nach unsrer Vorstellung sey. Denn die formgebende Natur ist wichtiger und gebietender als die bloß materielle: trifft Rec. wieder auf eine scharfsinnige Bemerkung und vermeinte Berichtigung des Textes, S. 9, wo nach geendigter Vergleichung der Erklärung von der Bettstelle, die Anwendung auf die Naturkörper folgt: ὥστε κἂν περὶ τῦ σχήματος εἴη λεκτέον, καὶ ποῖον την ἰδέαν. Hier hat Hr. T. zwischen κἂν und περὶ das Pronomen eingeschaltet, welches er auf die Naturkörper deutet. Aber müßte es dann nicht heißen καὶ ποῖα την ἰδέαν? denn ποῖον kann unmöglich auf σχῆμα bezogen werden. Ferner müßte wohl die Vergleichung im Nachsatze ὕτως haben, nicht aber, wie hier steht, ὥστε, welches eine Folgerung aus dem Vorhergehenden andeutet. Wie kommt es aber, daß Hr. T im vorhergehenden Texte die Lücke nicht bemerkt hat, wo es heißt: εἰ δὲ μὴ, τήν γε τῦ συνόλυ? welches er übersetzt: wenigstens aber dessen Gestaltung überhaupt etwas vorzubringen. Zwar hat auch Gaza totius quidem ipsius speciem non omitteremus: aber nirgends findet sich das Hauptwort μορφὴν oder ἰδέαν, welches so übersetzt werden könnte. Sollte vielleicht auch hier eine Versetzung der Worte vorgefallen seyn? dann schlüge Rec. vor zu lesen: τήν γε τῦ συνόλυ μορφήν, καὶ ποῖον τὴν ἰδέαν, ὅτι κλίνη τόδε ἐν τῷδε, ἢ τόδε τοιῦτον. ὥστε κἂν περὶ τῦ σχήματος λεκτέον. ἡ γὰρ κατὰ τὴν μορφὴν φύσις, κυριωτέρα τῆς ὑλικῆς φύσεως; d. i. die Form in der Natur ist wichtiger als die Materie. — S. 89 heißt es von Demokritus: wenn er — sagt: es sey ja Jedermann bekannt, was ein Mensch sey. Er meint nämlich: schon aus dem Aeußern desselben, wie wenn er bloß durch Gestalt und Farbe das wäre, was er ist. Hier hat Hr. T. oder der Drucker etwas ausgelassen. Das Original hat παντὶ δῆλον εἶναι, οἷον ὅτι τὴν μορφήν ἐστιν ἄνθρωπος, ὡς ὄντος αὐτῦ τῷτε σχήματι καὶ τῷ χρώματι. Hier hat Gaza und die alte lateinische Uebersetzung gelesen ποῖον τι τὴν μορφὴν — ὡς ὄντος αὐτῦ — χρώματι γνωρίμυ. Dieses letzte Wort hat auch die von Accoramboni verglichene Handschrift zugesetzt. Auf keinen Fall kann die gemeine Leseart bestehen, sondern es muß ποῖον τι oder auch vielleicht ὅτι καὶ ποῖον τὴν μορφὴν ἐστιν ἄνθρωπος heißen. — Unbezweifelt richtig ist die Bemerkung zu den Worten des Textes S. 10, daß der Physiker um so mehr von der Seele als von der Materie sprechen müsse ὅσῳ μᾶλλον ἡ ὕλη δι' ἐκείνην φύσις ἐστίν, ὥσπερ ἡ ἀνάπαλιν. καὶ γαρ κλίνη καὶ τρίπυς τὸ ξύλον ἐστὶν, ὅτι δυνάμει ταῦτα ἐστιν. Daß nach ὥσπερ eine Vergleichung, wie ἐν τοῖς τεχναστοῖς, ausge-

lassen und zu ergänzen sey. Die neuern Ausgaben haben, um die Lücke zu verbergen, das Wörtchen ὥσπερ, welches jedoch die alte lateinische Uebersetzung getreulich beybehalten hat, lieber ausgelassen. Am Ende des ersten Kapitels zeigt Ar. an einem Beyspiele, dem Athemholen, die Art der Anwendung seiner Methode, die Ursachen der Phänomene zu erforschen und anzugeben. Hier sagt die Uebersetzung: das Athemholen geschieht nun deßwegen. Dieses aber ergibt sich durch das und das nothwendigerweise. Nun bedeutet die Nothwendigkeit einmal, daß, wenn der Zweck, weshalb etwas geschieht, erreicht werden soll, diese und jene Dinge nothwendig dazu vorhanden seyn müssen: ein andermal aber, daß die Dinge wirklich so beschaffen und von Natur so geartet sind. Soll also das Athemholen Statt finden, so ist nothwendig, daß die Wärme aus dem Körper heraus und abprallend wieder hinein gehe, dabey aber die Luft einströme. Das also ist das schlechterdings Nothwendige. Daß aber die innere Wärme gegen die Kühle der von außen eindringenden Luft einen Gegendruck bewirkt, fließt aus der Einrichtung des Körpers, die eben das Einziehen und Ausstoßen der Luft hervorbringt. Daß das Original in den letzten Worten ganz verdorben und ohne Sinn ist, hat Hr. T. wohl bemerkt, und dazu Gaza's Uebersetzung, wo sie die Stelle etwas anders und vollständiger gibt: Egredi enim calorem, rursusque ingredi, cum in re obvia offendatur, aeremque interlabi, necessarium est. Sed cum aer exterior refrigerando retorquet, ingressus atque egressus caloris interioris rei alicuius gratia agitur. Den ganz letzten Zusatz findet Hr. T. nicht passend, und mit Recht: aber daß er Gazas Erfindung sey, können wir um so weniger zugeben, da die alte lateinische ganz wörtliche Uebersetzung an dieser Stelle folgenden Zusatz hat: gratia huius simile dicere huic, welcher übertragen griechisch lauten möchte ἕνεκα τῦτυ ὅμοιον (τὸ) λέγειν τύτῳ. Freylich gewinnt dadurch die Stelle und der Sinn eben so wenig an Deutlichkeit! aber Rec. zweifelt, ob Hr. T. den Sinn auf eine andere, und, wie er meinte, befriedigendere Art ergänzt habe. Wenn er damit die beyden letzten Kapitel des Buchs de respiratione vergleichen wollte, so mußte er bald bemerken, daß nach Ar. Theorie vom Abprallen der Wärme (wahrscheinlich von der äußern kalten Luft) und ihrem Rückgange in den Körper nicht die Rede seyn konnte: auch deutet kein Wort im Griechischen dieses Abprallen an, sondern alle den Widerstand

und Gegendruck (ἀνακόπτον, ἀντικροῦον) der Wärme, von welcher Ar. a. a. O. Kap. 20 das Schlagen des Herzens ableitet ἀναπήδησις οὖν ἐστιν ἡ γενομένη ἄντωσις πρὸς τὴν τοῦ φυχροῦ σύνωσιν· σφύξις δὲ ἡ τοῦ ὑγροῦ θερμαινομένου πνευμάτωσις. Sonach scheint die Stelle eine ganz andere Stellung der Worte, und eine größere Ergänzung zu erheischen, vorzüglich, wenn Ar. nicht allein das Aus- und Einathmen, sondern auch die Folgen desselben auf das Leben, angedeutet haben sollte, wie es wohl zu vermuthen ist, um den Zweck dieses Wechsels von Wärme und Abkühlung für den Körper und das Leben bemerklich zu machen.

Von dem zweyten Kapitel an nehmen die Schwierigkeiten der Uebersetzung zu, und dem deutschen Leser wird es wahrscheinlich manche Mühe machen, sich in das Raisonnement des Ar. zu finden, bis er darauf gekommen ist, die einzelnen Ausdrücke hier und da in die jetzt in der dogmatischen Sprache der Natur-Historiker gebräuchlichen umzusetzen und zu vertauschen. So, wo es heißt im Anfange: Aber auch bey Behandlung des blos historischen Theiles unsres Gegenstandes gibt es ihrer, die sich zur Regel machen, jede Gattung der Thiere immer nur nach zwey Unterschieden in Abtheilungen zu bringen. Doch das ist auf der einen Seite nicht leicht, zuweilen unmöglich. Denn es gibt wohl einige Gattungen, die nur einen einzigen unterscheidenden Charakter haben, alles übrige kömmt nämlich bey ihnen in keine Betrachtung. Zum Beyspiel von den Charakteren: befußt, zweyfüßig, spaltfüßig, vielspältig oder vielgespalten, ist der letzte Charakter allein der entscheidende. Wo das aber nicht eintrifft, ist man genöthigt, von dem nämlichen Thiere unter mehrerley Abtheilungen zu reden, — hiezu kommt, daß es unschicklich ist, eine und dieselbe Gattung, wie z. B. die Vögel zu trennen, so daß ein Theil derselben in dieser, ein anderer in einer ganz andern Abtheilung zu suchen wäre, wie es wirklich in den bisher abgefaßten Werken durch solche Abtheilungen geschieht. Denn da ist der Fall, daß ein Theil derselben zu den Wasser-Thieren gerechnet wird, ein anderer zu einer ganz andern Gattung. Und doch ist nur nach der einen Aehnlichkeit in unsrer Sprache der Name Vogel festgesetzt, nach der andern nennen wir es einen Fisch. Noch andere dergleichen Hauptähnlichkeiten haben nicht einmal einen eigenen Na-

men, wie z. B. die mit Blut versehenen und die blutlosen Thiere. Für keines dieser beyden gibt es einen eignen festgesetzten Namen. Wenn also Thiere einer und derselben Gattung durchaus nicht getrennt werden sollen, so ist schon um deswillen die Zwietheilung eine fruchtlose Arbeit. Denn auf diese Weise müssen die Gattungen getrennt und zerstreut werden. Vielfüßige Thiere z. B. gibt es unter den Landthieren sowohl als unter den Wasserthieren. Hier muß es dem Leser auffallen, warum hier von Behandlung des blos historischen Theils der Naturgegenstände gesprochen wird, da ja doch die ganze Schrift die in der Behandlung der Naturgeschichte einzuführende Methode betrifft. Herr T. hat nämlich die Worte Λαμβάνυσι δ᾽ ἔνιοι τό καϑ᾽ ἕκαστον διαιρύμενοι τὸ γένος εἰς δύο διαφοράς so übersetzt, weil er die Worte des Gaza: Sunt vero qui genus in suas secando differentias accipiant singulare undeutlich und unrichtig fand, und meinte, der angeführte Ausdruck bedeute bey Aristoteles überall geschichtlich vorgehen, Geschichte behandeln, weil sie es mit dem Einzelnen zu thun hat. Richtig hat also Herr T. den Ausdruck verstanden, aber hier nicht ganz schicklich übergetragen, wo von der Behandlung der Naturgeschichte im Einzelnen die Rede ist. Das Wort γένος ist bey Aristoteles und Theophrastus sehr vieldeutig, und umfaßt sogar das, was wir jetzt in der Kunstsprache Abtheilungen, Klassen, oder mit andern Namen nennen; Rec. würde die Stelle etwa so geben: Bey der Behandlung des Einzelnen gehen einige so zu Werke, daß sie jede Klasse von Thieren nach gewissen Unterschieden in zwey Abtheilungen bringen. Dieß ist theils nicht leicht, bisweilen aber ganz unmöglich. Denn es werden sich Thiere finden, welche nur nach einerley Unterschiede sich sondern lassen, so daß die übrigen Unterscheidungen unnütz werden. Zum Beyspiel die Gegenwart, Abwesenheit und Zahl der Füße, nebst der Trennung der Zehen. Denn dieses allein ist ein entscheidendes ureigenthümliches Kennzeichen. Nimmt man mehrere an, so ist man genöthigt, oft dasselbe zu sagen. Ueberdem ist es unschicklich die einzelnen Klassen der Thiere zu trennen, so daß zum Beyspiel ein Theil der Vögel in diese, ein anderer aber in jene Abtheilung gebracht wird, wie bisher in den bekannt gemachten Abtheilungen der Thierklassen geschehen ist, wo die Vögel zum Theil unter den Wasserthieren, andere aber in einer andern Klasse aufgestellt sind. Aber beyde Klassen bezeichnen wir nach der ihr gemeinsamen Aehnlichkeit, die eine mit dem Namen Vögel, die andere nennen wir Fische. Es

gibt andere Abtheilungen, welche keinen gemeinschaftlichen Namen bekommen haben, wie die Thiere mit und ohne Blut. Wenn also Thiere aus derselben Klasse nicht getrennt werden dürfen, so fällt die Zertheilung in zwey Hauptabtheilungen als unnütz ganz weg. Denn nach ihr wird man gezwungen, Thiere die zusammen gehören von einander zu trennen. So sind nämlich von den vielfüßigen Thieren einige Landthiere, andere Wasserthiere rc. Nun noch einige Bemerkungen über das Ganze. Die Dichotomie der ältern Naturhistoriker bezeichnet zwar Aristoteles nicht mit dem bestimmten Ausdrucke, aber der Zusammenhang lehrt, wie dem Rec. däucht, sattsam, daß er die Theilung in Land- und Wasserthiere meinte, welche einige der ersten Abtheilung nach den Füßen, ihrer Anwesenheit, Abwesenheit, Zahl, und der Theilung oder Verbindung der Zehen, beyfügten. Diese letztere findet nach Aristoteles bey einigen Thieren allein Statt, und hat überhaupt den Vorzug vor der andern, welche Thiere derselben Klasse widernatürlich trennt und versetzt. In den griechischen Worten οἷον ὑπόπυν, δίπυν, σχιζόπυν hat Herr T. nach Gaza's Uebersetzung πολυσχιδὲς hinzugesetzt: die alte lat. Uebers. hat ἄπυν im Texte zugesetzt gefunden und übergetragen. Beyde Zusätze lassen sich rechtfertigen, wohl aber nicht die Deutung, welche Herr T. den unmittelbar folgenden Worten αὕτη γὰρ μόνη κυρία gegeben hat, indem er übersetzte: von den Charakteren [illegible]ußt, zweyfüßig, spaltfüßig, vielspaltig oder vielgespalten, ist der letzte Charakter allein der entscheidende. Es läßt sich schwerlich denken, wie Aristoteles die Beschaffenheit und Zertheilung der Füße durch vielfache Trennung in Zehen zum obersten Prinzip der Abtheilung der Thiere und Klassen habe machen können, ohne die Gegenwart und Abwesenheit der Füße selbst, und ihre Zahl vorauszuschicken und zu Hülfe zu nehmen. Er nennt ja selbst am Ende des übersetzten Stücks die vielfüßigen Thiere, welche in verschiedene Klassen gehören.

Das folgende dritte Kapitel ist zwar in den Ausgaben, so wie auch hier in dem Abdrucke des Herrn T. getrennt, aber es hängt mit dem vorhergehenden so wesentlich zusammen, daß die Folge des Raisonnements durchaus keine Trennung gestattet. Die Schwierigkeiten nehmen im Original zu, noch mehr aber in der Uebersetzung, ungeachtet der Mühe, welche Herr T. sich gegeben hat, sie zu vermindern. Das Verdienst würde Rec. ihm zugestehen, daß er in der zweyten Gattung von Charakteren oder Unterscheidungszeichen einen Fehler des Originals eingesehen, und richtig verbessert habe, wo es heißt, πάντων δὲ χαλεπώτατον εἰς τὰ ἄναιμα (διαιρεῖν), wofür Herr T. ἀντικείμενα gesetzt hat,

welche Leseart der folgende Satz zu rechtfertigen scheint: ἀναγκαῖον γὰρ τῶν καθ' ἕκαστον ὑπάρχειν τινὶ τῶν διαφορῶν ἑκάστην, ὥστε καὶ τὴν ἀντικειμένην. Er übersetzt: am allerschwersten aber ist die Eintheilung nach entgegengesetzten Charakteren. Denn nothwendigerweise muß jeder einzelne Charakter diesem oder jenem von den einzelnen Thieren zukommen, und folglich auch der entgegengesetzte. Hierbey bemerkt Rec. daß Gaza den Zusatz hat, immo impossibile est, so wie die alte lat. Uebersetzung, welcher durch die Folge gerechtfertiget wird. Daß die gemeine Leseart εἰς τὰ ἄναιμα keinen Sinn gebe, scheint nur so: wenn man aber mit dem vorhergehenden διαιρεῖν wiederholt, und den Satz als Fortsetzung des Beweises von der Unbrauchbarkeit der negativen Kennzeichen ansieht, so möchte die gemeine Leseart sich wohl vertheidigen lassen, um so mehr, da Aristoteles im Folgenden besonders die Regel angibt, nach welcher man bey Eintheilung die entgegengesetzten Kennzeichen anwenden soll.

Das was nun unmittelbar folgt, ist nicht allein in Gazas Uebersetzung, worüber Herr T. klagt, unverständlich, sondern selbst in der vorliegenden herrscht große Dunkelheit, welche dem Rec. daher entstanden zu seyn scheint, daß Herr T. die Parenthese im Original nicht bemerkte, wo es heißt: εἰ δὲ μὴ ἐνδέχεται τοῖς εἴδει διαφέρουσιν ὑπάρχειν εἶδός τι τῆς οὐσίας ἄτομον καὶ ἕν, [illegible]ὰ (ἀεὶ setzt hier die alte lat. Uebersetzung sehr richtig hinzu) διαφορὰν ἕξει, οἷον ὄρνις ἀνθρώπου (ἡ διποδία γὰρ ἄλλη καὶ διάφορος κἂν ᾖ ἔναιμα (alle Ausgaben haben κἂν εἰ) τὸ αἷμα διάφορος, ἢ οὐδὲν τῆς οὐσίας τὸ αἷμα θετέον) ἢ δὲ οὕτως ἐστίν, μία διαφορὰ δυσὶν ὑπάρξει. Εἰ δὲ τοῦτο, δῆλον ὅτι ἀδύνατον στέρησιν εἶναι διαφοράν. Der Uebersetzer gibt diese Stelle also: Da es nun aber nicht möglich ist, bey Thieren, die sich der Art nach unterscheiden, einen ganz untheilbaren und einzigen wesentlichen Charakter zu finden, so werden sie sich trotz dieser Abtheilung doch darneben noch so unterscheiden, wie z. B. der Vogel vom Menschen. Denn die Zweyfüßigkeit ist doch eine andere, und hat ihren Unterschied. Und wenn sie auch das Blut gemein haben, so ist selbst das Blut verschieden: oder man müßte das Blut nicht zu einem Theile der Wesenheit rechnen. Ist aber das, so wird schon der eine Charakter (der positive nämlich) zwey Unterschiede geben, und es ist klar, daß es unnützlich sey, den Abgang oder Mangel zum charakteristischen Un-

terschiede zu erheben (und eine Zwietheilung darauf zu gründen). Durch die bemerkten Zusätze meinte Herr T. den Sinn zu ergänzen, dessen Unvollkommenheit er zwar mit Recht in einer Auslassung hinter ἀλλὰ suchte (wo auch ἀεὶ zuzusetzen ist), aber dennoch übersah er die Parenthese, und verband Sätze, die nicht zusammen gehören, so daß die Folgerung daraus undeutlich ward. Ueberdem tritt noch eine andere Ursache der Dunkelheit ein, welche in der Uebersetzung des griechischen εἶδος durch Art liegt. Denn bedeutet γένος eine Klasse von Thieren, wie ὄρνις und ἄνθρωπος, so kann εἶδος nicht Art, sondern Gattung nach der neueren Kunstsprache andeuten. Ἄτομα übersetzt Herr T. untheilbare Arten: dasselbe Wort braucht Aristoteles auch von den Unterscheidungszeichen, διαφοραὶ ἄτομοι, welche er auch ἔσχαται zu nennen scheint. Hier läßt sich schwerlich durch wörtliche Uebertragung durchkommen. Was auf die oben angezogene Stelle folgt, erscheint dem Rec. als unmittelbare Folgerung aus dem vorigen; aber Herr T. hat es davon geschieden durch den Eingang: Es könnte aber nur dann der Fall seyn u. s. w. Hier hat er auch in den Worten εἰ δὲ ἐνδέχεται μὴ ὑπάρχειν κοινήν, ἄτομον δέ (τὴν διαφορὰν) δῆλον ὅτι κατά γε τὴν κοινήν. ἐν τῷ αὐτῷ ἐστὶν ἕτερα ὄντα τῷ εἴδει ζῶα, die Negation, als unnütz und sinnstörend, eingeklammert, und also übersetzt: Denn ergibt es sich, daß der Charakter etwas gemeinschaftliches enthält, und doch eine nicht weiter theilbar seyn fehlende Abtheilung darauf gegründet wird, so ist es augenscheinlich, daß vermöge der gemeinschaftlichen Thiere in derselben Abtheilung seyn werden, die sich der Art nach unterscheiden. Hier gesteht Rec. aufrichtig, daß er dem Uebersetzer nicht folgen, noch einsehen kann, durch welche Stellung oder Aenderung der Worte jener den Sinn in der Stelle finden, oder hineintragen könnte. Er enthält sich also aus dieser Ursache auch seines Urtheils über die Nothwendigkeit der Auslassung von μὴ in dem Originale.

Ueber den Gebrauch der entgegengesetzten Kennzeichen gibt Aristoteles folgende Regel in der Uebersetzung S. 55. Endlich ist es wohl nöthig, sich auch der Entgegensetzung zur Eintheilung zu bedienen. Denn die einander entgegengesetzten Dinge sind wirklich von einander verschieden, wie z. B. der Weiße und Schwarze, die Gradheit und Krummheit. Allein, nur wenn bereits andere charakteristische Unterschiede vorhanden sind, darf man sich des Entgegengesetzten zur Abtheilung bedienen, nicht aber

ohne weiters einmal die Schwimmfähigkeit (und ihr Gegentheil), ein andermal die Farbe zum Eintheilungsgrund nehmen. Das Original hat sehr kurz: ἐὰν ὖν θάτερα διάφορα ᾖ, τῷ ἀντικειμένῳ διαιρετέον, καὶ μὴ τὸ μὲν νεύσει, τὸ δὲ χρώματι. Wie Herr T. hieraus den angegebenen Sinn heraus bringen konnte, würde schwer einzusehen seyn, wenn nicht ein Fehler im Texte ihn genöthiget hätte, sich anderwärts nach Hülfe umzusehen. Er nahm also wahrscheinlich ἕτερα διάφορα an, und erklärte diese Worte auf die angezeigte Art, ohne zu bedenken, daß Aristoteles ἕτεραι διαφοραὶ hätte sagen müssen, wenn er dasselbe meinte. Aber schon die Partikel ὖν deutet eine Folge mit dem Vorhergehenden, nicht aber eine Einschränkung und Bestimmung an. Die alte lateinische Uebersetzung führt auf das richtige θάτερον διάφορον, welches sie altera differentia falsch übersetzte. Der Sinn ist also: Wenn daher von zwey Körpern der eine von dem andern verschieden ist, so muß man sie durch die entgegengesetzten Kennzeichen unterscheiden, nicht aber den einen durch die Schwimmfähigkeit, den andern durch die Farbe. Die offenbare Lücke im folgenden Texte πρὸς δὲ τύτοις τά γ᾽ ἔμψυχα τοῖς κοινοῖς ἔργοις τῦ σώματος καὶ τῆς ψυχῆς, οἷον καὶ ἐν ταῖς ῥηθείσαις νῦν, πορευτικὰ καὶ πτηνὰ, hat Herr T. also ausgefüllt: ψυχῆς (ἀλλ᾽ ὖχ) οἷον καὶ ἐν ταῖς ῥηθείσαις νῦν π. κ. πτηνά. Nothdürftig er gibt sich freylich so ein Sinn des Anfangs, aber in der Folge fehlt noch ein Substantiv zu ῥηθείσαις und ein Zeitwort, wie διαιρῦσι, zu πορευτικά καὶ πτηνά! Ohne Zweifel hatte Aristoteles die zu Anfange des zweyten Kapitels erwähnten γεγραμμέναι διαιρέσεις im Sinne. Gaza hat die Lücke also überkleistert: quod in iis etiam quae modo diximus patet: alia enim gressilia sunt, alia volatilia. Welches wahren Unsinn gibt. — Da wo Aristoteles die Eintheilung in zahme und wilde Thiere verwirft, sind im Texte mehrere Fehler, und offenbar auch eine Lücke in den Worten von den wilden genannten Thieren derselben Gattung, als Pferden, Ochsen, Hunden: ὧν ἕκαστον, εἰ μὲν ὁμώνυμον ὖ διῄρηται χωρὶς· εἰ δὲ ταῦτα ἐν εἴδει, ὖχ οἷόν τε εἶναι διαφορὰν τὸ ἄγριον καὶ τὸ ἥμερον· Hier hat Herr T. nach διῄρηται die Worte ἀλλ᾽ ἔστι eingeschoben, wodurch allerdings der Sinn deutlicher wird. Es lassen sich mehrere Vorschläge machen, die aber ohne Handschriften nicht glücken möchten. In den beyden Uebersetzungen des Gaza und der ältern ist keine Spur von Varianten zu finden. Da wo Aristoteles seine Methode vorschlägt, hat Herr T. übersetzt: Man versuche es daher, die Thiere nach den Gattungen zu nehmen, in

die sie bereits vorlängst von den Menschen gebracht worden, indem sie dieselben in die Gattung der Vögel, der Fische u. s. w. eintheilen. Jede solche einzelne Gattung theile man sogleich nach so vielen charakteristischen Unterschieden ab, als es sich der Natur der Sache gemäß thun läßt. So nur wird sich zeigen, daß man manche solche Charaktere ganz und gar nicht brauchen könne (denn das nämliche Thier würde dadurch in mehrere Abtheilungen fallen, und die einander gerade entgegengesetzten und widersprechenden Eigenschaften würden in eine und nämliche Abtheilung zusammen gerathen), oder es wird nur ein charakteristischer Unterschied allein übrig bleiben, und dieser entweder schlechtweg für sich, oder in einer gewissen Vergesellschaftung mit andern, wird die letzte Art geben, die man sucht. Das Original sagt τύτων δὲ ἕκαστον πολλαῖς ὥρισται διαφοραῖς· ὕτω μὲν γὰρ ἤτοι παράπαν ὐκ ἔστι λαβεῖν u. s. w., wo ein offenbarer Widerspruch herrscht, den Herr T. durch die Aenderung ὁρίσασθαι δεῖ zu heben versucht, und dieser gemäß übersetzt hat. Aber der Widerspruch der Sache selbst ist leider geblieben, wie jeder aufmerksame Leser finden muß. Die Einwendung, welche Aristoteles hier vorbringt, hätte den Verf. veranlassen sollen, sich umzusehen, ob irgendwo Hülfe zu finden sey. Er würde dann in der alten Uebersetzung die nöthige Auskunft gefunden haben, ja selbst in der von Gaza, wo es heißt: caeterorum, quae singula multis differentiis describuntur nec bipartita illa sectione agendum est. Jene aber hat gesetzt: non secundum divisionem in duo: hoc quidem enim aut praeter omne non est accipere u. s. w. Sie fanden also in ihrer Handschrift den Zusatz, ὑ κατὰ τὴν διαίρεσιν εἰς δύο, welcher zu dem folgenden allein paßt. Im folgenden, wo es heißt: Es ist nämlich unmöglich, daß jedem der einzutheilenden Thiere nur ein unterscheidender Charakter zukomme, man mag denselben schlechthin für sich, oder in einer gewissen Zurückbeziehung (Relation) nehmen, ist das Original ganz abweichend, wo es heißt: ἀδύνατον γὰρ μίαν ὑπάρχειν διαφορὰν τῶν καθ' ἕκαστον διαιρετῶν, ἐάν τε ἁπλᾶ λαμβάνῃ, ἐάν τε συμπεπλεγμένα. Was hier τῶν καθ' ἕκαστον διαιρετῶν heißt, nannte im vorhergehenden Satze Aristoteles τῶν καθ' ἕκαστον εἰδῶν, dieß sind also einzelne Abtheilungen oder Gattungen von Thieren, wenn γένος die Klasse bedeutet. Ferner hat Aristoteles bereits schon kurz vorher denselben Ein-

wand gegen die Dichotomie vorgetragen in denselben Worten, wo es heißt: ἡ μία μόνη διαφορὰ ἔσται, καὶ αὕτη ἤτοι ἁπλῆ ἢ ἐκ συμπλοκῆς τὸ τελευταῖον ἔσται εἶδος, wo Herr T. übersetzte: oder es wird nur ein charakteristischer Unterschied allein übrig bleiben, und dieser entweder schlechtweg für sich, oder in einer gewissen Vergesellschaftung mit andern, wird die letzte Art geben, die man sucht. Wie kam es, daß er hier einen andern, und zwar ganz der Sache unangemessenen Ausdruck wählte? Nun fährt er fort: Ich sage schlechthin, wenn derselbe weiter keinen Unterschied hätte, wie z. B. die Gespaltenheit des Fußes. In einer Zurückbeziehung aber, wenn er einen hätte, wie z. B. das vielgespaltene gegen das gespaltene. Das ist es nun aber, was einzig und allein nur durch das Fortgehende und Zusammenhängende der Eintheilung, von der Gattung aus durch alle weitern charakteristischen Unterschiede bemerkbar gemacht werden will, daß nämlich das Ganze (aller dieser Glieder, wie bey einer Kette) nur eine gewisse Einheit ausmache. Nach Rec. Einsicht sagt das Original: denn dieses fordert die Folge und der Zusammenhang der von der Klasse an durch die Gattungen oder Abtheilungen fortgehenden Charaktere, daß sie zusammen nur ein Ganzes ausmachen. Nur allein der Ausdruck bewirkt es, daß immer nur der letzte Charakter als der einzige erscheint, wie z. B. vielspaltig oder zweyfüßig, die andern als überflüßig, wie befußt oder vielfüßig. Es ist aber klar, daß es unmöglich mehrere dergleichen Charaktere geben könne. Denn der Dichotom trifft im Fortschreiten von der Klasse zu den Gattungen zwar immer auf einen äußersten, nicht aber auf den letzten Charakter noch auf die Gattung. Jener aber gibt nur das Spaltfüßige allein, oder die ganze Verknüpfung zusammen, wie wenn man den Menschen unterscheide, und die Charaktere so zusammen verbinde, ein Thier mit Füßen, zweyfüßig mit getrennten Zehen. Wäre nur der Mensch allein mit getrennten Zehen versehen, so würde dieß einen Unterschied geben: da nun aber dieß nicht der Fall ist, so müssen mehrere hinzugesetzt werden, die dann aber nicht unter eine und dieselbe Theilung kommen. Dagegen gestattet eine Dichotomie nicht mehrere Unterschiede desselben Körpers, sondern eine jede wird mit einem abgeschlossen. Folglich ist es unmöglich durch die Dichotomie irgend eine Gattung zu bestimmen! — So versteht Rec. das ganze letzte Raisonnement des Aristoteles gegen die Dichotomie, und hat es darnach wörtlich übersetzt.

Nun aber erlaubt er sich eine Vergleichung der vorliegenden fremden Uebersetzung mit dem Originale. Allein vermöge der Art des Ausdrucks und der Bezeichnung geschieht es, daß es scheint, als wäre der letzte Unterschied auch der einzige, z. B. vielgespalten oder zweyfüßig, und als wären die andern z. B. befußt und vielfüßig, umsonst. Daß es aber unmöglich mehrerley dergleichen letzte charakteristische Unterschiede geben könne, ist einleuchtend. Denn wer nach was immer für einer andern Eintheilung vorschreitet, wird wohl am Ende zu einem letzten Unterschiede gelangen, aber nicht zu dem Zielunterschiede der Art, welcher gesucht wird. Dieser ist aber entweder in dem Gespalten allein, oder er liegt in der ganzen Zusammengreifung der Charaktere, wie wenn jemand einen Menschen mittelst solcher Eintheilung bestimmte, und seine Charaktere verbindend sagte, »ein befußtes, zweyfüßiges Thier mit gespaltenen Füßen.« Wäre der Mensch bloß ein Thier mit gespaltenen Füßen, so wäre dieß auch sein einziger unterscheidender Charakter. Da er dieß nun aber nicht ist, so müssen nothwendig zu seiner Bezeichnung viele Charaktere angewandt werden, die jedoch nicht unter eine einzige Eintheilung fallen. Nun aber ist es nicht möglich, daß eine größere Zahl von Charakteren des nämlichen Wesens unter einer Zwietheilung enthalten seyn könne; denn jede muß mit einer Theilung in zwey abgeschlossen seyn. Folglich ist es auch unmöglich, irgend eine einzelne Thierart durch die Dichotomie richtig auszumitteln und zu bestimmen. Da das ganze Raisonnement gegen die Dichotomie gerichtet ist, so begreift Rec. nicht, wie Hr. T. übersetzen konnte: wer nach was immer für einer andern Eintheilung vorschreitet, wo das Original sagt: αἰεὶ γὰρ βαδίζων ἐπὶ τὴν ἐσχάτην διαφορὰν ἀφικνεῖται, ἀλλ' ὐκ ἐπὶ την τελευταίαν καὶ τὸ εἶδος· ἅυτη δ' ἐστὶν ἢ τὸ σχιζόπυν μόνον ἢ πᾶσα ἡ σύμπλεξις. Doch er findet hiebey die Anmerkung Nr. 44. Der letzte Satz dieser Stelle läßt vermuthen, daß Aristoteles αλλως anstatt ἀιεὶ, und κατὰ τὸ εἶδος anstatt καὶ τὸ εἶδος geschrieben habe, worauf ich auch in der Uebersetzung Rücksicht nahm, ohne deßhalb den Text zu ändern. Am letztern that er sehr wohl:

denn der Satz, den Ar. überall zu behaupten sucht, ist ja überall und oft genug deutlich ausgedrückt ὐκ ἐνδέχεται τῶν καϑ' ἕκαστον εἰδῶν λαμβάνειν ὐδὲν διαιροῦσι δίχα τὸ γένος, wofür es hier am Beschlusse des ganzen Raisonnements heißt: ὥστε ἀδύνατον ὁτιῦν λαβεῖν τῶν καϑ' ἕκαστον ζώων δίχα διαιρυμένυς. Beyläufig erinnert Rec. daß Hr. T. in dem sonst korrekten Abdrucke des Textes den Solöcismus der Ausgaben ἀλλὰ μην πλείστυς γε τῦ αὐτῦ οὐκ ἔστιν ὑπὸ μίαν διχοτομίαν εἶναι hat stehen lassen, da es offenbar ist, daß es πλείυς heißen müsse. Auch die verstümmelten Worte im vierten Kapitel ἀπορίαν δ' ἔχει περὶ τῦ, πότερον δεῖ πραγματεύεσϑαι hat Hr. T. wie alle übrige Ausgaben ohne alle Anmerkung wieder gegeben, und übersetzt: Nun entsteht auch hier wieder die Frage, welche Art über sie vorzugehen die treffendeste seyn möchte. Gaza hat übersetzt utra tandem tractari debeant. Die alte Uebersetzung circa quae oportet negotiari: ihr Verfasser fand also in seiner Handschrift die Leseart vor: περὶ τίνα δεῖ πραγματεύεσϑαι. Gaza aber, wie es scheint, περὶ πότερα δεῖ πρ. Diese beyden in der Frage begriffenen Gegenstände wären die, welche sogleich folgen τὰ μὲν κατὰ γένη κοινῇ λέγειν, καϑ' ἕκαστον δὲ λέγειν περὶ ἀνϑρώπυ κἂν εἴ τι ἕτερον τοιῦτον γένος ἐστίν. Auch in den letzten Worten ist ein Fehler zu bemerken, wo es heißt: Σχεδὸν δὲ τοῖς σχήμασι τῶν μορίων καὶ τῦ σώματος ὅλυ, ἐὰν ὁμοιότητα ἔχῃ, ὥρισται τὰ γένη, οἷον τὸ τῶν ὀρνίϑων γένος πρὸς αὐτα πέπονϑε καὶ τὸ τῶν ἰχϑύων, καὶ τὰ μαλακιά τε καί τὰ ὄστρεα, welches Hr. T. übersetzte: Was die Gattungen betrifft, so sind dieselben wohl vermöge der Gestaltung ihrer Bestandtheile und des ganzen Körpers, nach dem Maßstabe der Aehnlichkeit, so ziemlich richtig abgegrenzt, wie die Gattung der Vögel, wenn man sie untereinander vergleicht, eben so die der Fische, dann die nackt- oder weichleibigten Thiere (Mollusken), und wieder die Schalthiere (Crustaceen). Die Worte πρὸς τὰ αὐτὰ πέπονϑε haben schlechterdings keinen Sinn, wenn man auch πρὸς ἑαυτὰ lesen wollte, und passen gar nicht in die Wortfügung. Sie geben aber den vom Uebersetzer angenommenen Sinn, wenn man die zwey Worte, προς ἑαυτὰ geschrieben, hier wegnimmt, und nach ὁμοιότητα einschiebt: wo sie dann bedeuten: wenn die Thiere derselben Klasse miteinander verglichen, Aehnlichkeit haben.

Bey dem fünften und letzten Kapitel fiel dem Rec. die paraphrasirende und erklärende Art der Uebersetzung, welcher sich Hr. T. durchaus, und zwar in den vorhergehenden Kapiteln nicht

ohne Vortheil für den an Ar. bündige Kürze nicht gewöhnten Leser bedient hat, bey Vergleichung des Originals am meisten auf, und er meinte in ihr nicht allein einen Theil der kräftigen Gedanken darin geschwächt, sondern auch die ganze Darstellung so kurz, schön und ergreifend sie im Originale ist, im Deutschen mitunter ganz entstellt, bloß und matt zu finden. Nachdem Ar. eine Vergleichung der natürlichen Kenntnisse und Wissenschaften so wie ihres Werthes, Nutzens und des dem Beobachter gewährten Vergnügens angestellt hatte, wendet er die Anekdote von Heraklitus Betragen gegen die ihn besuchenden Fremden auf die Thiergeschichte in der Uebersetzung folgendermaßen an: Eben so müssen auch wir zur Untersuchung was immer für eines Thiers vorschreiten, ohne Ekel und Naserümpfen, indem wir denken, in jedem solchen Wesen offenbare die Natur sich selbst, und verrathe uns all' ihr Schönes und Großes. Wirklich herrscht auch am wenigsten das Glück und Ungefähr, am meisten aber das Deßwegen in den Werken der Natur. Das aber, weßwegen alles erstanden und geworden, dieses Ziel und Ende, wohnt in den Regionen des Schönsten und Besten. Ganz wörtlich und kürzer suchte Rec. die Stelle so zu übertragen: Eben so müssen wir an die Untersuchung eines jeden Thieres gehen ohne Ekel und Scheu, und mit der Ueberzeugung, daß die Natur in allen ihre Schönheit offenbare. Denn nirgends herrscht das Zufällige weniger und das Zweckmäßige mehr als in den Werken der Natur. Diese stete Beziehung des Daseyns oder Entstehens auf einen Zweck vertritt in den Werken der Natur dasjenige, was wir anderswo Schönheit nennen, *χώραν εἴληφε τῦ καλῦ* bezieht sich als Grund und Erklärung auf das vorhergehende *ὡς ἐν ἅπασιν ὄντος φυσικῦ τινος καλῦ*, wie mit der alten Uebersetzung die Handschrift des Accoramboni lieset, wo gewöhnlich *ὡς-ὄντος καλῦ* steht. — Die sinnlosen Worte *ἀλλὰ μὴ περὶ τύτων, ἃ μὴ συμβαίνῃ χωριζόμενα ποτὲ της ὐσίας αὐτῆς* hat Hr. T. ohne Anmerkung wiederholt, und so übersetzt: Eben so widmet auch der Betrachter der Natur seine Aufmerksamkeit mehr der Komposition und der ganzen Substanz, als solchen Dingen, die mit der Zeit von der Substanz getrennt an und für sich gar nicht mehr sind und zu bedeuten haben. Rec. möchte wohl wissen, wie Hr. T. diesen nicht unpassenden Sinn aus den verderbten Worten herauspreßte. Gazas Uebersetzung, non de iis, quae nunquam evenit ut a substantia separentur, ist eben so sinnlos wie der gedruckte Text. Die alte Uebersetzung läßt die Negation *μὴ*

aus, wodurch an Deutlichkeit nichts gewonnen wird. Rec. würde für *συμβαίνῃ* vorschlagen *συμμένει* zu lesen, und dadurch die Stelle aufgeklärt zu haben meinen. — In der Rangordnung und Folge der in der Naturgeschichte zu behandelnden Gegenstände, weist Ar. den dritten Platz an denjenigen Dingen, die, da andere Dinge sind, nothwendigerweise auch seyn müssen. So übersetzt Hr. T. die lückenhafte Stelle *ὧν ὄντων, ἀναγκαῖον ὑπάρχειν*. Gaza sagt quae cum sint, aliquid inesse necesse est, als wenn er *ἐνυπάρχειν τι* gelesen hätte. Nach Hrn. T. Erklärung müßte es heißen *ἃ, ὄντων ἄλλων, ἀναγκαῖον ὑπάρχειν*. Rec. schlägt *τὸ ὑπάρχειν* vor, in der Bedeutung von Existenz oder einem gewissen Seyn, welches Sitten und Lebensweise oder Charakter der Thiere begreift. Denn wirklich handelt Aristoteles in der Thiergeschichte diese Dinge zuletzt ab.

Persien.

Art. X. 1. Descriptio persici imperii ex *Strabonis*, tum ex aliorum auctorum cum illo comparatorum fide composita, auctore Joanne *Szabó*, *Hungaro*. Commentatio cui in certamine litterario civium Academiae *Heidelbergensis* D. XXII. Novembris CIƆIƆCCCIX, praemium a magno Duce Badarum constitutum amplissimus philosophorum ordo adjudicavit. *Heidelbergae* MDCCCX. Prostat apud Bibliopol. Academ. *Mohr* et *Zimmer*. In 8. 187 pag.

2. A journey through *Persia*, *Armenia* and *Asia Minor*, to *Constantinople*, in the years 1808 and 1809; in which is included, some account of the proceedings of his Majesty's mission, under Sir *Harford Jones*, Bart. *K. C.* to the court of the *King* of *Persia*. By James *Morier*, Esqre. His Majesty's Secretary of Embassy, to the court of *Persia*. With twenty-five engravings from the designs of the author; a plate of inscriptions; and three maps; one from the observations of Captain James *Sutherland*, and two drawn by Mr. *Morier*, and Major, *Rennel*. *London*. printed for *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Orme*, and *Brown*, Paternoster-Row. 1812. in 4to 438 p.

3. A geographical memoir of the *Persian* Empire, accompanied by a map. By John *Macdonald Kinneir*, political Assistant to Brigadier general Sir John *Malcolm*, in his mission to the Court of *Persia*. *London*, printed for John *Murray*, Albemarle-street, 1813; in 4to 486 pag.

4. Extrait d'un Itinéraire en *Perse* par la voie de *Bagdad*, par M***. *Paris* de l'Imprimerie de I. B. *Sajou*, Rue de la *Harpe* Nro. 11. 1813. 8vo 23 pag.

5. Lettres sur le *Caucase* et la *Géorgie*, suivies d'une relation d'un voyage en *Perse*, en 18.2. à *Hambourg* chez *Perthes*

et *Besser*. Se vend à St. *Pétersbourg* chez *Pluchart*, à *Londres* ches T. *Bossey*, à *Paris* chez *Treuttel* et *Wurtz*, 1816. 8. 353 pag.

6. Etat actuel de la *Perse*, par *Mir-Davoud-Zadour* de *Mélik Schahnazar*, Chevalier des ordres du soleil et du lion, Envoyé en *France* en 1816, imprimé en Persan, et traduit en Arménien et en François, par I. *Chahan* de *Cirbied*, Professeur d'*Arménien* à l'école des langues orientales. Augmenté d'une notice historique sur ce Royaume et sur son Souverain. *Paris*, *Nepveu*, libraire, Passage des Panoramas Nro. 26. 1817. 360 p.

7. Notice historique sur la *Perse* ancienne et moderne, et sur ses peuples en général; suivie de plusieurs tables relatives à la géographie et à la chronologie de cet Empire; par M. *Rousseau*, Correspondant de l'Institut Royal, et Associé de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de *Marseille*. A *Marseille*, de l'imprimerie de Joseph-François *Achard*, boulevard du Musée. 1818. 79 p.

8. Aperçu général de la *Perse*. Par L. *Langlès*, Chevalier de Saint *Wladimir*, Conservateur-Administrateur des manuscrits Orientaux de la Bibliothèque du Roi, Membre de l'Institut etc.

9. Veteris *Mediae* et *Persiae* monumenta, descripsit et explicuit Carolus Fridericus Christianus *Hoeck* Brunovicensis, Bibliothecae Regiae Academicae a Secretis. Commentatio Historico-Philologica ab amplissimo *Gottingensi* philosophorum ordine praemio ornata. Cum tabulis aeneis octo. *Gottingae* è libraria *Ruprechtio-Vandenhoeckiana*. 1818. In 4to. 198 pag.

10. A journey from *India* to *England* through *Persia*, *Georgia*, *Russia*, *Derbend* and *Russia* in the gear 1817 by Lieut. Colonel John *Johnson* C. B. illustrated with engravings. *London* printed for *Longman*, 1718. 4to.

11. A second journey through *Persia*, *Armenia* and *Asia Minor*, to *Constantinople*, between the years 1810 and 1816. With a journal of the voyage by the *Brazils* and *Bombay* to the Persian Gulf. Together with an account of the proceedings of His Majesty's Embassy, under His Excellency Sir Gore *Ouseley*, Esqre. By *James Morier* Esq. late His Majesty's Secretary of Embassy, and Minister Plenipotentiary to the Court of *Persia*. With two maps, and engravings from the designs of the author. *London*, printed for *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Orme* and *Brown*, Paternoster-Row, 1818. In 4to. 435 p.

12. Moritz von Kotzebue's, russisch-kaiserlichen Hauptmanns im General-Stabe, Ritters des Wladimir- wie auch des persischen Sonnen- und Löwenordens, Reise nach Persien mit der russisch-kaiserlichen Gesandtschaft, im Jahre 1817. Mit neun ausgemalten und schwarzen Kupfern. Weimar 1819. In der Hofmannischen Hofbuchhandlung. (Daselbst gedruckt bey Friedrich Albrecht). In 8. 498 Seiten.

13. Land- und Volkskunde von Persien, nach den neuesten und zuverläßigsten Hülfsquellen bearbeitet von F. J. K. Wien 1819, bey Anton Strauß. 8. 84 Seiten.

14. Lettres sur la *Perse* et la *Turquie* d'*Asie*, par I. M. *Tancoigne*, Attaché à la dernière Ambassade de *France* en *Perse* et depuis Interprète et Chancelier du Consulat de la *Canée* (ile de *Candie*). Ornées de gravures coloriées d'après des peintures persanes. 2 Tomes. *Paris*, *Nepveu*, libraire, Passage des Panoramas. 1819.

15. Voyage en *Perse* fait dans les années 1807, 1808 et 1809 en traversant la *Natolie* et *Mésopotamie*, depuis *Constantinople* jusqu'à l'extrémité du golfe persique, et de la à *Irewan*; suivi de details sur les moeurs, les usages et le commerce des Persans, sur la cour de *Thèhrân*; d'une notice des tribus de la *Perse*, d'une autre des poids, mesures et monnoies de ce royaume, et enfin de plusieurs itinéraires, accompagné d'une carte dressée par M. *Lapie*. *Paris*, I. G. *Dentu* Imprimeur libraire, rue des petits Augustins IV. 5. (ancien hotel persan) 1819, deux volumes 8. le premier de 471, le second 533 pages.

16. Travels in various countries of the east, more particularly *Persia*, a Work wherein the Author has described, as far as his own Observations extended, the State of those Countries in 1810, 1811 and 1812, and has endeavoured to illustrate many subjects of *Antiquarian Research*, History, Geography, Philology, and Miscellaneous Literature, with Extracts from rare and valuable Oriental Manuscripts. By Sir *Wm. Ousely*, *Knt.* L. L. D. Honorary Fellow of the Royal Society of *Edinburgh*, *Gottingen*, and *Amsterdam*, Doctor of Philosophy in the University of *Rostock*; Member of the Asiatic Society of *Calcutta*, and of the Literary and Philosophical Society of *Newcastle*, and Private Secretary to Sir *Gore Ousely*, *Bart. K. L. P.* His Majesty's Ambassador Extraordinary and Plenipotentiary at the Court of *Persia*. *London*, Printed for *Rodwell* and *Martin*, 46, New Bond Street.

Wir bringen hier auf einmal nicht weniger als sechzehn Werke, welche die Land- und Volksbeschreibung von Persien zum Gegenstande haben, und welche in den letzten neun Jahren (von 1810 bis 1819) erschienen sind, in einer allgemeinen Uebersicht zur Kenntniß der Leser. Von den zwey Mal sieben Verfassern derselben (denn zwey derselben sind zwey Mal aufgetreten), (Morier in Nr. 2 und 11, und Rousseau in Nr. 4 und 7) sind vier Engländer (Macdonald Kinneir, Morier, Johnson und Ousely); vier Franzosen (Rousseau, Tancoigne, Dupré und Langlés); vier Deutsche, wovon sich nur zwey (Kotzebue und Hoeck) genannt haben, zwey andere aber (Freygang und Küsterer) ohne Namen aufgetreten sind; ein Armenier und ein Unger. Von diesen sechzehn Werken sind neun (nämlich die (zwey) von Morier, Johnson, Ou-

sely, Dupré, Tancoigne, Kotzebue, Freygang und Rousseau's Extrait d'un Itinéraire en *Perse*) in der Form gewöhnlicher Reisebeschreibungen abgefaßt, die sieben anderen aber haben ihren Stoff in allgemeinen Ansichten so verarbeitet, daß zwey derselben, nämlich Macdonald Kinneir's geographical memoir und Szabó's descriptio persici imperii eine geographische Beschreibung des ganzen persischen Reiches, nach den ältesten und neuesten Quellen umfassen, Hoeck sich bloß mit den Monumenten des ältesten und mittleren Persiens beschäftigt, Rousseau und Mir-Davoud-Zadour Beyträge zur Geschichte der neuesten Ereignisse und der Vervollständigung statistischer Angaben liefern, Langlés aber und der ungenannte Verfasser der deutschen Land- und Volkskunde von Persien nur das schon von andern Gesagte wiederholt haben. Jener, meistens aus Morier's Reisen, und der zweyte nach der älteren Reise Scott Waring's. Aus allen diesen und vor allen übrigen bisher bekannten orientalischen Reisebeschreibungen hat die des Ritters Ousely den Einzigen Vortheil voraus, von einem mit der Sprache und Literatur des Landes bekannten Orientalisten unternommen, und überall mit dem Urtexte der wahren Rechtschreibung ausgestattet zu seyn, wodurch alle Verstümmelung der Ortsnamen, deren sich die meisten Reisenden schuldig machen, unmöglich wird.

Diese zweyfache Ogdoas reise- und reichsbeschreibender Werke eines nach dem andern in der angeführten chronologischen Folge zu durchgehen, den Inhalt jedes einzelnen anzuzeigen, und die vorkommenden Unrichtigkeiten (in soweit dies ohne selbst auf der Stelle gewesen zu seyn, möglich ist), zu berichtigen, wäre für den Anzeiger weniger mühsam als für den Leser ermüdend, und die vielfältige Wiederholung eines und desselben von verschiedenen Reisenden beschriebenen Gegenstandes eine so fruchtlosere Ausbeute, als die aus den meisten dieser Werke zu schöpfenden volks- und sittenbeschreibenden Beyträge längst von andern gelehrten und unterhaltenden Zeitschriften mitgetheilt, ein Gemeingut aller Zeitschriftskreise und Lesevereine geworden sind. Wir beschränken uns auf den rein geographischen und statistischen Ausbund der vorliegenden Werke, und schlagen in der Anzeige derselben einen bisher von Recensionsanstalten wenig betretenen Weg der Zusammenstellung des Einzelnen zu einem wissenschaftlichen Ganzen ein, der aber nach unserer Meinung der einzige ist, auf welchem geographische Kenntniß durch Berichterstattung eines Ungereisten über Reiseberichte am thätigsten gefördert werden kann. Wir ordnen nämlich die Beyträge der einzelnen Werke nach den gewöhnlichen geographischen Rubriken, und nach der Lage der beschriebenen Länder zusammen, füllen entweder die von den

Reisenden gelassenen Lücken mittelst noch unbekannter oder unbenützter Quellen morgenländischer Erdbeschreibung aus, oder leiten künftige Reisende zur Ausfüllung derselben an, und berichtigen die bisherigen (in soweit dieß ohne Selbstansicht geschehen kann) meistens in den Noten.

Hieraus ergibt sich zur Belehrung der Leser und zur Förderung der Wissenschaft ein geographischer Umriß von Persien, in soweit dasselbe von den oben aufgeführten Reisenden durchwandert und beschrieben worden ist, mit Uebergehung des längst Bekannten, und Ersparung des jüngst Wiederholten. Wenn die zahlreichen persischen Reisenden, deren Beschreibung in England, Frankreich und Deutschland Schlag auf Schlag zu Tag gefördert worden ist, alle Landschaften des Reichs und auf allen Straßen durchkreuzet, wenn sie die östlichen und südlichen Provinzen eben so genau beschrieben hätten als die westlichen und nördlichen, wenn sie in den von ihnen durchreisten Ländern nicht immer nur auf den Haupt- und Poststraßen geblieben wären, und auch Seiten- und Fußpfade eingeschlagen, wenn sie immer Muße und Mittel gehabt hätten, Monumente aufzusuchen, oder die aufgestoßenen genau zu zeichnen und zu beschreiben, so würde uns zur vollständigen Kenntniß des persischen Reichs freylich wenig mehr zu wünschen übrig bleiben. Da aber die meisten dieser Reisenden einer in die Fußstapfen des anderen getreten, und die wenigsten mit gehöriger Kenntniß der Sprache und der Literatur, oder mit Vorkenntnissen der Naturgeschichte ausgerüstet ihre Reise angetreten und vollendet haben, da nur ein einziger (Ousely) die Quellen orientalischer Geographie (aber wie es scheint, erst nach der Hand in seinem Kabinette) zu seinem Leitfaden genommen hat, so bleibt noch so manche Lücke auszufüllen, noch so vieles zur Vollendung eines geographischen Gemäldes von Persien zu thun, und bey der Berichterstattung über die Berichte bisheriger Reisenden so viele Gelegenheit übrig, Winke für künftige auszuwerfen.

Indem wir aber die Unvollständigkeit der von den jüngsten Reisebeschreibern gelieferten Nachrichten herausheben, und kommende Söhne des Wegs zur Vervollständigung derselben ermuntern und anleiten wollen, so sey ferne von uns, der häufige Tadel der Recensenten und Reviewers, welche den Reisenden unwirthsamer Länder aus dem Hinterhalt ihres Schreibpults überfallen, und undankbar für die wissenschaftlichen Güter, die er ihnen mit tausend Mühen aus den Wüsten zugeführt hat, ihn derb ausschelten, daß er nicht noch reichere und schwerere Ladung mitgebracht, die er vielleicht nur auf Kosten seiner Gesundheit oder seines Lebens hätte erhandeln können. Wir sind dießfalls um so mehr zu freundlicher Nachsicht gestimmt, als wir, wenn

auch nicht in Persien, doch anderswo im Orient gereist, die Beschwerden und Mühseligkeiten orientalischer Reisen hinlänglich aus eigener Erfahrung kennen, um das auf solchem Wege erworbene Resultat wissenschaftlicher Kenntniß, sey es auch noch so klein, gehörig zu würdigen, und um den Dank für das Geleistete über dem Wunsche des noch zu Leistenden nicht zu vergessen. Wir unterschreiben in dieser Hinsicht, was Morier in seiner zweyten Reise hierüber sagt, als vollkommen treffend: Those who have never explored these distant and barbarous countries can have no idea of the impediments, that are thrown in the way of a traveller, even travelling with all the advantages that we enjoyed (er reiste mit allen Vortheilen einer englischen Botschaft). When a learned doctor sits down in his easy chair, in a snug study and near a comfortable fire to explore some favourite theme, he exclaims against the traveller for his indolence in having omitted to examine an object, that was within his reach, and which would have exactly thrown that light upon his study necessary to clear up a doubt or an obscurity. But place the learned doctor on a jaded horse, under an ardent sun, surrounded by barbarous people, and tell him that to see that column he must scramble over a wildernes of rock, or to read this inscription he must crawl on his hands and knees, or clamber up a perpendicular ascent of the risk of his neck and than perhaps he will bestow a little more mercy on his indolent traveller for not having given himself the trouble to labour for his information [1]).

Um das Gemälde der Trübsale eines Reisenden in Persien zu vervollständigen, setzen wir als Seitenstück zur vorher-

[1]) Morier's second journey p. 60. Diese Stelle ist die beste Antwort auf den Tadel des Hrn. Bibliothekars Höck. Cum maxime dolendum est *Morierum* non primo proposito stetisse describendi scilicet ea, quae a peregrinatoribus hucusque essent omissa, et indicandi in quibus discrepantium scriptorum partibus standum esset. Generali enim ejus descriptione nihil lucramur, notissima iterum nobis offeruntur. (*Veteris Mediae et Persiae Monumenta* p. 10). Das letzte *Notissima iterum nobis offeruntur* könnte Hr. Morier Hrn. Höck mit so größerem Rechte zurückgeben, als dieser in seiner übrigens sehr schätzbaren und für Reisende sehr nützlichen Zusammenstellung persischer Monumente dennoch sich blos an das Bekannteste gehalten, und von mehreren (durch europäische Reisende noch unbeschriebenen) Monumenten, deren von orientalischen Geographen namentlich von Bakui (in den extraits des Manuscrits du Roi, T. II.) erwähnt wird, gar keine Kenntniß genommen hat.

gehenden Stelle noch die folgende aus Johnson's persischer Reisebeschreibung hieher, welche mit Recht die physischen Leiden der Reisen im Orient den moralischen unterordnet, und einen Theil der wehmüthigen Gefühle schildert, wodurch die zu freyer und unbefangener Ansicht der Dinge nöthige Heiterkeit des Geistes und des Gemüthes gewaltig verstimmt wird:

The mere difficulties of travelling are trivial compared with those harrowing or irritating sensations produced by the sight of poor helpless naked children and of feeble men and women begging for food and clothes and this too when the traveller is sitting at dinner, and is restrained from giving what he can well spare by the apprehension that the gift on being made known might involve him in trouble and even in danger. While driven to this harsh alternative, he frequently hears of acts of oppression and tyranny that have caused these miseries, and of which he cannot hear the recital with patience. If to these painfull emotions we add the anxieties felt for those, who are most dear to us, and who may possibly want either advice, protection or comfort, which we are too great a distance to administer, it must be concluded, that travelling is by no means so enviable a passtime as the perusal of travels by a comfortable fireside may represent it to be. To one who has a family, the distresses of children are peculiarlly afflicting, for while detached from every domestic tie he sits a lonely stranger in a Caravansera, his mind naturaly dwells on the recollection of them and but to esily yields to despondency. It is in the evening, that these melancholly reflections obtrude and have the deepest influence; a fact to which the experience of many travellers has borne testimony and for which various reasons have been designed. The stillness of the hour, the increasing fatigue after the day's journey, the thoughts of home, and its social comforts at this period of time, the consciousness of absence and the sensation of insecurity in a strange country; all these circumstances conspire to depress us when in health and are doubly formidable in case of indisposition.

Die Erwägung solcher von Reisenden im Morgenlande angestellter Betrachtungen flößt dem Berichterstatter orientalischer Reisebeschreibungen um so größere Nachsicht für ihre Mängel ein, wenn er die Wahrheit solcher Hindernisse und Beschwerden selbst durch Erfahrung zu bestätigen im Falle war, und wir finden uns daher sehr willfährig auch bey den unbedeutenderen und gehaltloseren der oben angeführten Reisebeschreibungen, wie

z. B. bey der des Hrn. v. Kotzebue, das wenige Neue und Gute, das sich darin findet, mit Dank für die Mühe, womit es gesammelt ward, zu erkennen, besonders wenn, wie in Herrn von Freigangs lettres sur le *Caucase* et la *Géorgie*, suivie d'une relation d'un voyage en *Perse* en 1812, die erste Hälfte von einer Frau herrührt, welche, mit ihrem Kinde ihrem Gemahl durch die unwirthbaren Schluchten des Kaukasus folgend, in gemüthlichen Briefen die wilde Schönheit ungeheurer Naturscenen, und die räuberische Wildheit barbarischer Natursöhne beschreibt.

Desto strengeres Urtheil verdienen aber alle Länder- und Völkerbeschreiber, welche ohne Beschwerden und Gefahren am Schreibpulte sitzend, blos mit der Hand den Weg vom Tintenfaß auf das Papier zurücklegen, und denen nur die leichtere Mühe der Abschriften, Auszüge und geordneter Sammlungen obliegt; desto strenger verdienen dieselben beurtheilt zu werden, wenn sie statt ein musterhaftes Gemälde zu liefern, wie z. B. Malte-Brun im LIV. Buche seines Précis de la géographie universelle von Persien aufstellt, mit einer flüchtig zusammengeschriebenen Kleinigkeit von hundert Duodez-Seiten, wie das Aperçu général de la *Perse* von Langlès, oder mit einer panegyrischen Broschüre, wie der Armenier Zadour, der Verfasser der détails sur la situation actuelle du royaume de *Perse*, oder mit einer bloßen kenntniß- und geschmacklosen Zusammenstoppelung von übersetzten Auszügen aus der älteren Reise Scott Warings (wie die angeblich nach den neuesten und zuverläßigsten Hülfsquellen verfaßte Land- und Völkerkunde von Persien), die Lesewelt zu unterhalten oder zu unterrichten sich anmaßen wollen. Um jedoch mit kleinlicher Beurtheilung solcher Kleinigkeiten Zeit und Papier nicht zu verwüsten, sey es genug, dieselben um der bibliographischen Vollständigkeit willen im Eingange mit vollständigem Titel, und hier im Vorbeygehen genannt zu haben, ohne (da sie nicht die geringste neue Ausbeute liefern) im Verfolg dieser Anzeige wieder auf dieselben zurückzukommen. Wiewohl bloße Broschüren, sind die beyden Flugschriften **Extrait** d'un itinéraire en *Perse* par la voie de *Bagdad*, und **Notice** historique sur la *Perse*, doch ein gehaltvoller geo- und ethnographischer Beytrag eines kenntnißreichen selbst gereisten Geschäftsmannes, und folglich mit den vorigen keineswegs in eine Klasse zu setzen.

Auch die beyden sehr schätzbaren lateinischen gekrönten Preisschriften: **Descriptio persici imperii** nach Strabo von Szabo, und die Veteris *Mediae* et *Persae* Monumenta von Höck, verdienen unter den nicht aus Selbstansicht über Persien erschie-

nenen Werken sehr ehrenvolle Auszeichnung, indem der erste die alten Geographen, der zweyte die neuen Reisebeschreiber fleißig benutzt, jener aus den ersten eine selbst nach Heerens vortrefflichem statistischen Gemälde nicht überflüssige Uebersicht des alten Persiens, dieser eine besonders für Reisende, welche nicht viele Werke mit sich schleppen können, sehr nützliche Zusammenstellung der alten Monumente desselben geliefert hat, die wir im Laufe dieser Anzeige mehr als einmahl erwähnen werden; die Hauptreisewerke aber, die wir als Grundlage dieses geographischen Berichts über Persien benützet haben, sind die oben erwähnten der englischen Reisenden Kinneir, Morier, Johnson, Ouseley, und der französischen Tancoigne und Dupré. Da dieselben fast alle dieselbe Straße verfolgt, dieselben Monumente beschrieben, sich in denselben Städten aufgehalten haben, so werden ihre Nachrichten am zweckmäßigsten nach der geographischen Eintheilung des Landes, in der Folge der merkwürdigen Berge, Flüsse, Seen, Städte und Monumente der einzelnen Provinzen zusammen gestellt, und mit Rückblick auf die griechischen und lateinischen Quellen alter Erdbeschreibung aus den Quellen orientalischer Geographie, in so weit dieselben dem Berichterstatter zugänglich sind, ergänzet werden, damit der Bericht nicht nur das von den bisherigen Reisenden Geleistete, sondern auch das von künftigen zu Leistende dem Leser anscheinlich zeigen möge. Dieser findet die Quellen alter und neuer persischer Geographie in dem leider unvollendet gebliebenen gelehrten Werke Hrn. Wahls, Altes und Neues Vorder- und Mittel-Asien (Leipzig 1795) sehr umständlich aufgeführt, und wir würden außer dem Namencitate der von uns benützten orientalischen, darüber weiter kein Wort verlieren, wenn man nicht über die Epoche, Verfasser und Identität, oder Verschiedenheit einiger derselben noch in einer Ungewißheit wäre, welche mit ein Paar Worten aufzuklären und zu heben, die Mehrzahl gebrauchter Handschriften uns zur Pflicht macht.

Nebst den auch in Europa schon hinlänglich gekannten geographischen Werken Abul-Feda's, Edrissi's (des sogenannten Geographi nubiensis), und den Längen- und Breitentafeln der großen Astronomen Naßireddin von Tus und Ulugbegs, welche noch jüngst in der συλλογῄ der kleineren Geographen, auf Kosten der Gebrüder Zosimades durch den gelehrten Orientalisten und Hellenisten Hrn. Demetrius Alexandrides (Βιεννῃ 1807) arabisch und griechisch herausgegeben worden sind, nebst den durch Golius bekannten Beyträgen Al-Fargani's, haben wir zu diesem Berichte noch die folgenden sechs Quellen morgenländischer Erdbeschreibung benützt, über welche ein belehrendes Vorwort nöthig ist.

Ibn Haukal's Oriental Geography, herausgegeben und übersetzt von Herrn William Ousely (London 1800) erschien erst fünf Jahre nach dem Werke Wahls, und ist daher in demselben nicht aufgeführt; die vielen falschen Lesearten des Herausgebers, welche schon früher B. Sylvestre de Sacy gerügt hat, erlauben nicht, irgend einen Namen desselben auf gerademohl nachzuschreiben, und dasselbe kann in dieser fehlerhaften Form nur zur Vergleichung und Bestätigung mit den aus andern Quellen erhaltenen Angaben dienen.

Die Auszüge aus dem geographischen Werke Bakui's, welche im zweyten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi, von Deguignes bekannt gemacht worden sind. Die Ungewißheit des Herausgebers, ob der Verfasser dieses Werks, Bakui, einer und derselbe mit dem großen Geographen Jakuti, oder von demselben verschieden sey, wurde blos durch einen Schreibfehler in der Pariser Handschrift veranlaßt, und wird durch das bibliographische Werk Hadschi Chalfas außer allen Zweifel gesetzt *).

Wir kommen zu den Werken, welche den Titel Adschaibolmachlukat, d. i. von den Wundern der Geschichte führen, und welche alle für naturhistorische Encyclopädien gemeint, auch reichhaltige Beyträge zur Geographie enthalten. Das unter diesem Namen berühmte arabische Werk Kaswini's, aus welchem zuerst Wahl in seiner arabischen Anthologie, und dann Chezy in der von de Sacy Auszüge gegeben haben, ist weder das erste, noch (in Bezug auf Geographie) das reichhaltigste der diesen Titel führenden Werke. Fast um ein ganzes Jahrhundert älter

---

*) Der Titel desselben lautet bey Hadschi Chalfa: تلخيص الآثار و عجايب الملك القهار Telchißol-aßar we adschaibol-melekol-kahar, die Erläuterung der Denkmale und Wunder des Königs des Allrächenden; die französische Uebersetzung: exposition de ce qui'l y a de plus remarquable et des merveilles du Roi tout puissant, enthält eine doppelte Unrichtigkeit, indem erstens Kahar der Allrächende und nicht der Allmächtige heißt, und indem zweytens das Wort Aßar nicht ce qu'il y a de plus remarquable, sondern Denkmale heißt, und sich sammt dem vorausgehenden Telchiß auf ein anderes früheres berühmtes geographisches Werk, nämlich auf das Aßar ol-bakije, d. i. das Buch der erhaltenen Monumente, bezieht, von Abdur-rihan aus Chowaresm, welchem das Werk Bakui's also gleichsam zur Erläuterung dienen sollte.

als dasselbe, ist das denselben Titel führende persische Werk Ahmeds von Tuss, der dasselbe schon im Jahre 555 (1160) verfaßte. Darin befindet sich ein sowohl im arabischen Werke Kaswinis, als in der späteren mit Zusätzen bereicherten persischen Uebersetzung derselben fehlendes Hauptstück, von den Ländern und Himmelsstrichen nach alphabetischer Ordnung [1]), nebst zwey anderen von den Flüssen und Bergen, die auch (wiewohl nicht desselben Inhalts) bey Kaswini, und in der persischen Uebersetzung desselben vorkommen [2]).

Von dieser persischen Uebersetzung Kaswini's (dessen arabisches Werk der Berichterstatter selbst besitzt), befindet sich ein Prachtexemplar auf der Bibliothek zu Cambridge, und ein anderes in der Bibliothek des Hrn. Grafen v. Rzewuski [3]). Der Vorzug der persischen Uebersetzung vor dem arabischen Originale, und von dem älteren persischen Werke besteht in dem größeren Reichthume naturhistorischer Beyträge, und in Hinsicht der geographischen, in den Zusätzen der beyden Hauptstücke von den Flüssen und Seen, Bergen und Felsen [4]).

---

[1]) باب في ذكر البلاد و الاقاليم مرتبة بالحروف الهجا

[2]) Die in der Sammlung des Herrn Grafen von Rzewuski befindliche Handschrift des Adschaib, des Ahmed von Tus, ist unseres Wissens das einzige in europäischen Bibliotheken vorhandene Exemplar dieses äußerst seltenen und kostbaren Werkes, aus welchem der Schreiber dieser Zeilen, als es sich noch in des Hrn. von Jenisch Besitz befand, im deutschen Merkur 1797 die ersten Proben durch übersetzte Apologen gegeben hat. Was den Werth dieser Handschrift noch ungemein erhöht, ist das hohe Alter derselben, indem dieselbe im Jahre der Hdsch. 835, d. i. 1431 geschrieben, unter die ältesten und best erhaltenen persischen Handschriften gehört.

[3]) Dieses Prachtexemplar, aus welchem im ersten Bande der Fundgruben die Planetenbilder nachgestochen sind, ist ebenfalls schon im Jahre 890 (1485) geschrieben.

[4]) Von der persischen Uebersetzung Kaswinis bestehen mehrere türkische Bearbeitungen, ein kleiner Auszug von Ahmed Bidschan auf der kaiserl. Bibliothek Nro. 84, und eine Uebersetzung unter dem Titel تحفة الغرايب و ترجمة العجايب Tohfetol-gharaib we terdschumetol adschaib, d. i. Geschenk von Seltenheiten und Dollmetschung der Wunder. In dieser Uebersetzung ist Manches, z. B. der sehr merkwürdige Abschnitt der persischen Monate im Hauptstücke des Kalenders ausgelassen. Dieses Hauptstück, das bey Ahmed von Tus ganz fehlt, ist in der persischen Uebersetzung Kaswini's mit Zusätzen bereichert.

Vier ähnliche außerordentlich schätzbare Hauptstücke von Bergen, Meeren, Flüssen und Quellen, aber wieder größtentheils verschiedenen Inhalts, finden sich in dem sehr kostbaren Bruchstücke eines persischen geographischen Werks auf der k. k. Bibliothek zu Wien Nro. 433. Ohne Anfang und Ende, und in der Ordnung eines europäischen Buches geschrieben, sind diese fünf und zwanzig Blätter von einem unter der Regierung Schah Abbas des Großen, mit einer Gesandtschaft in Persien befindlichem Deutschen aus einem persischen Werke abgeschrieben worden, vermuthlich aus dem Nushetol-Kulub, diesem Hauptwerke persischer Geographie [1]), welches Herbelot vorzugsweise le Géographe persan heißt, und das wir leider eben so wenig unmittelbar benutzen konnten, als das große geographische Wörterbuch Jakuti's [2]). Mittelbar schöpften wir aus denselben durch das Dschihannuma, dem allen Kennern orientalischer Geographie zur Genüge bekannten, zu Konstantinopel gedruckten großen geographischen Werke Hadschi Chalfa's, dem wir auch hier die vorzüglichste Belehrung danken.

Demselben folgen wir vorzüglich in der Ländereintheilung und Provinzenfolge des persischen Reichs, worüber unter europäischen Erd- und Reisebeschreibern bisher eine so große Verschiedenheit der Meinungen und Angaben obwaltet, daß auch nicht zwey derselben miteinander übereinstimmen, und daß auch nicht Einer die Provinzen des heutigen persischen Reichs von denen des vorigen, die politischen und physischen Grenzen Iran's, d. i. Persiens, genau unterschieden hat.

Ehe wir das Länderfachwerk, worein Persien von den orientalischen Geographen eingetheilt wird, nach den Quellen selbst aufstellen, sey uns ein Blick auf das alte Persien, und seine Eintheilung zur besseren Verständlichkeit der neuen und heutigen Eintheilung um so mehr erlaubt, als eines der oben angeführten Werke (Szabo nach Strabo) sich ausschließlich damit beschäftigt. Dasselbe betrachtet Persien in der weitesten Ausdehnung des großen Reichs von der äußersten westlichen Grenze des Meerufers Kleinasiens bis an den Indus, nämlich vom Kaukasus, dem kaspischen Meere und den Steppen der Tatarey südlich von dem arabischen und persischen Meerbusen, dem arabischen und indischen Meere begrenzt, und folgt der von Hee-

---

[1]) S. Geschichte der persischen Redekünste S. 243.

[2]) S. umständlichere Nachricht über die verschiedenen Werke Jakutis in dem VI. B. der Fundgruben.

ren in seiner geographisch-statistischen Uebersicht des persischen Reichs nach Satrapien, zum Grunde gelegten natürlichen Eintheilung dieses großen, durch ein gemeinsames Band der Regierung zusammengehaltener Länder vereint, 1) in die Länder diesseits des Euphrates, 2) in die zwischen dem Euphrates und Tigris, und 3) in die zwischen dem Tigris und Indus. Diese weiteste Grenze des politischen Umfangs des alten persischen Reichs gilt nur für die Epoche der größten Ausdehnung seiner Macht, und ist auf keine der folgenden Zeiten nach Alexanders Eroberung mehr anwendbar.

Sie ist unseres Erachtens noch aber selbst für die Zeit des größten Blütenmomentes persischer Herrschaft zu weit, wenn (wie bey Wahl) blos augenblickliche Eroberungen, wie Indien und Aegypten, und Nomadenvölker, die, wie die Araber und Scythen, blos vorübergehenden Tribut zahlten, darunter begriffen werden. Die hundert und zwanzig oder hundert sieben und zwanzig Satrapien, worein Darius sein Reich theilte [1]), werden sich selbst beym größtem Umfange schwerlich je ausmitteln lassen, und diese Zahl erregt großen Verdacht, wenn man erwägt, daß in den Quellen griechischer Geschichte höchstens einige und zwanzig [2]) Satrapien des großen Reichs namentlich aufgeführt sind, so daß vielleicht die ganze Hundert zu viel ist.

---

[1]) *Danielis* c. V. *Josephi* antiquit. l. XI. c. 4. *Esther* c. I.

[2]) Heeren führt deren vier und zwanzig auf, zwölf diesseits, und eben so viele jenseits des Euphrates, 1) Lydien, 2) Carien, 3) Mysien, 4) Phrygien, 5) Cappadocien, 6) Pontus, 7) Paphlagonien, 8) Bithynien, 9) Lycien, 10) Cilicien, 11) Syrien, 12) Phönicien, 13) Babylon, 14) Persis, 15) Susiana, 16) Medien, 17) das Land der Tapurer, 18) Aria, 19) Parthien und Hyrcanien, 20) Bactrien, 21) Sogdiana, 22) Caramanien, 23) Arachosien, 24) das Land der Zarangier. Dazu kommen noch die indischen unter Alexanders Eroberung, welche, (da bey Heeren und Szabo nur die des Paropamisus aus Herodot angegeben ist), hier nach Arrian nachgetragen werden. 1) Die Satrapie Paropamisus l. IV. 22. l. VI. 14. 2) Die Satrapie am Indus und Akesines l. V. 29. l. VI. 15. 3) Die Satrapie des Musikanos l. VI. 15 und 17. 4) Die Satrapie der Maller l. VI. 14. 5) Die Satrapie der Oriten l. VI. 22. an der kermanischen Grenze, 6) die der indischen Gebirge l. VI. 16. 7) Die Satrapie der Assakener l. V. 20. nebst den Statthalterschaften ὑπαρχίαι, 8) der Nysaier l. V. 2. und 9) Penkelaotis l. IV. 28

Von diesem Doppeldutzend persischer, zwischen dem mittelländischen Meere und dem Indus gelegener Satrapien gehört nur die Hälfte dem eigentlichen persischen Reiche an, das westlich durch den Euphrat, östlich durch den Indus, nördlich durch den Kaukasus das kaspische Meer und den Oxus, südlich durch den persischen Meerbusen und das indische Meer begrenzet wird. Aelter aber als diese Satrapien-Eintheilung des persischen Reichs, wie es unter Darius Codomanus und unter Alexander bestand, ist die von Plato [1]) erwähnte Eintheilung Persiens in sieben große Statthalterschaften, welche vom gelehrten Präsidenten Brisson mit Unrecht bezweifelt wird [2]), da des ältesten und glaubwürdigsten aller arabischen Geschichtschreiber, Tabari's Angabe damit vollkommen übereinstimmt. In dem Hauptstücke der Eroberung von Ahwas [3]) erzählt er, daß dem König der Könige sieben Vicekönige, Statthalter des Reichs, unterworfen waren, welche das Recht hatten, Kronen zu tragen, und er nennt von denselben die Vicekönige Statthalter von Chorassan, Ahwas, Aserbeidschan; wahrscheinlich waren die vier andern Sedschistan, Mekran, Kurkan Dilem, welche Tabari unter den Eroberungen der Araber als besondere Statthaltereyen aufführt, sammt Farsistan dem Mittelpunkte des Reichs; nördlich von diesem lagen Aserbeidschan (Atropatene), und Kurkan (Hyrcania), westlich Ahwas (Susiana), östlich Chorassan (Aria), und Sedschistan (Drangiane), südlich Mekran (Gedrosia).

Nach der ältesten von Plato erwähnten Eintheilung des ursprünglichen Perserreichs in sieben, und des vergrößerten in einige und zwanzig (aus Herodot, Diodor und Arrian) nachgewiesenen Satrapien gelangen wir nun zur dritten Eintheilung des persischen Reichs, dessen Provinzenzahl so-

---

1) De legibus l. III. 2) Brisson S. 238.

3) اهواز هفتاد شهر است و ملك ایشان هرمزان بود اکاسره بدیشان داده و اجازت دارد که تاج برسر نهاند در عجم هفت کوره تاجدار بودند از حکم اکاسره Ahwas begreift siebenzig Städte, die Könige derselben waren aus der Familie Hormusan, welcher die Chosroen diese Landschaft gegeben hatten, und denen erlaubt war, Kronen auf dem Kopf zu tragen. Es waren in Persien (Adschem Acham, daher die Achämeniden) sieben krontragende Landschaften dem Befehl der Chosroen unterworfen.

wohl von Plinius [1]) als von Ammianus Marcellinus einstimmig auf achtzehn angegeben wird [2]).

Außer der von Plinius erwähnten und von Ammianus Marcellinus gegebenen Eintheilung des parthischen Reichs in achtzehn Provinzen, finden wir deren noch eine dritte in den wenigen, aber für persische Geographie an Ausbeute ergiebigen Blättern, welche von den erdbeschreibenden Werken des Isidorus Characenus bis auf uns gekommen sind. Sein Länderverzeichniß der sogenannten parthischen Stationen hat bey weitem nicht den Umfang, welchen Ammianus Marcellinus dem seinigen gibt, weil dasselbe aus einer früheren Zeit des persischen Reichs, in die frühere Epoche der Arsaciden fällt, während Ammianus das Ländergemälde des persischen Reichs aus der Zeit des späteren Flores der Sassaniden aufstellt. Das Fehlen der südlichen schönsten Statthalterschaften des Reichs, nämlich von Karamania, Persis und Susiana im Verzeichnisse des Isidorus befremdet sehr, wird aber durch eine Stelle Strabo's zur Genüge erläutert [3]). Wir lernen daraus, daß zu seiner Zeit Persis einen besonderen König hatte, wel-

---

[1]) Regna Parthorum duodeviginti sunt omnia; ita enim dividunt provincias circa duo (ut diximus) maria: rubrum a meridie, hyrcanum a Septentrione; in iis *undecim*, quae superiora dicuntur incipiunt a confiniis *Armeniae* caspiisque littoribus, pertinent ad Scythas, cum quibus ex aequo degunt; reliqua *septem* regna inferiora appellantur. l. VI. l. 25.

[2]) Sunt autem in omni *Perside* hae regiones maximae, quas *Vitaxae* i. e. *Magistri equitum* curant et regis satrapae (nam minores plurimas recensere difficile est et superfluum) *Assyria*, *Susiana*, *Media*, *Persis*, *Parthia*, *Carmania* major, *Hyrcania*, *Margiane*, *Bactriani*, *Sogdiani*, *Sacae*, *Scythia* ultra *Emodum* montem. *Serica*, *Aria*, *Paropamesadae*, *Drangiana*, *Arachosia* et *Gedrosia* Die sieben südlichen sind: *Assyria* (Irak), *Susiana* (Chusistan), *Persis* (Farsistan), *Carmania* (Kerman), *Drangiana* (Sedschistan), *Arachosia* (Sabulistan), *Gedrosia* (Mekran). Die eilf anderen die nördlichen. Im Vorbeygehen führen wir die etymologische Bemerkung bey, daß die bisher selbst von Orientalisten nicht erkannten *Vitaxae* keine anderen sind als die persischen Ißfehbed اصفهبد heute Ißfehsalar اصفهسالار, d. i. Führer der Reiterey (Magistri equitum), von dem alten persischen Worte Ißfeh, ein Reiter, das in Sipahi, und durch die englische Schreibart und Aussprache in Europa gar in Seapoy übergegangen ist.

[3]) *Strabonis* Geograph. l. XV. §. 3.

cher aber dem der Parther gehorchte. Zu diesem besonderen Königreiche Persis, das als abhängig vom parthischen Reiche bestand, gehörten aller Wahrscheinlichkeit nach die beym Isidorus fehlenden südlichen Statthalterschaften. Mit Abrechnung der ersten diesseits des Tigris gelegenen von Mesopotamien und Babylonien, sind die folgenden gerade achtzehn an der Zahl, wovon die ersten dreyzehn nördliche, die anderen sieben südliche sind, wie beym Plinius und Marcellinus.

Dieses Provinzenverzeichniß beginnt von der westlichen Grenze des Reichs, und geht erst in nördlicher, dann in östlicher und südlicher Richtung durch die Hauptstädte fort, welche die Stationen des Weges für den Reisenden waren, der in dieser Richtung das ganze Reich durchreisen wollte. Wir wollen die vorzüglichsten dieser Stationen im Vorbeygehen um so mehr berühren, als mehrere derselben bisher in den heutigen Städten des Reichs noch nicht erkannt und aufgefunden worden, andere noch unerkannt und unaufgefunden sind. — Mit Uebergehung von Mesopotamien und Babylonien, als der zwischen dem Euphrat und Tigris gelegenen, und folglich zum persischen Reiche, nach seinen physischen Grenzen nicht gehörigen Provinz, beginnen wir mit der westlichen Grenzprovinz jenseits des Tigris.

1. Apolloniatis (längs des Tigris, und nordwestlich gegen Medien), vom Silla (Diala) durchströmt. Die Stadt Artemita ist unserer Meinung nach (ungeachtet der gegenseitigen Mannert's) um so sicherer im heutigen Kaßr Schirin zu suchen, als der von Isidorus angegebene einheimische Name der Stadt Χαλασαρ wohl kein anderer als das verstümmelte Kaßr oder Kaßar ist, das bey den Spaniern noch heute Al-Casar lautet. Das Flüßchen, woran sie liegt, und das bey Olivier Kaßr Suji genannt wird, ist nur ein Arm des Diala. Die Stadt Apolloniatis, welche der Provinz den Namen gab, suchen wir mit D'Anville, dem auch Macdonald Kinneir beystimmt, zu Schehran, westlich von Kaßr Schirin.

2. Chalonitis, die Fortsetzung der vorigen Landschaft bis zum Gebirge Zagros (Tak), das dieselbe von Medien trennt. Die Hauptstadt Χαλα, wovon die Landschaft ihren Namen hatte, glauben wir in dem auf dem Wege zwischen Kaßr Schirin und Kerent gelegenen Orte Halwan oder Holwan zu erkennen.

3. Media. Der Eingang dieser Provinz, welche beym Isidorus in vier besondere zerfällt, nämlich in Untermedien, Cambadene, Obermedien und Matiane. Die

Stadt Karine ist (einstimmig nach Olivier und Dupré [1]) das heutige Kerent, der *Zagros* das Gebirge Tak.

4. Cambadene, südwestlich von Ecbatana, die Umgebung von Kermanschah. Hieher setzt Isidorus die Stadt Baptana mit der Statue und der Säule der Semiramis, und Diodor nennt den von Semiramis senkrecht behauenen Berg Bagistan [2]), und anderswo Bagistam [3]). Derselbe ist, wie schon Mannert [4]) gezeigt, unstreitig kein anderer, als der berühmte Bissutun, dessen Sculpturen die neuere persische Sage von Semiramis auf Schirin übertragen hat, dessen Inschriften aber früheren Sassaniden (die vor Chosru Parwis, dem Gemahle Shirin's regierten), angehören. Der Namen Bagistan, welcher im Persischen Gartenland bedeutet, hat sich noch im Namen des Denkmalberges, der bald Tak bostan (Gartendach), bald Tak Chosru (Dach des Chosroes) heißt, erhalten. Das zweyte, bisher von Reisenden nicht aufgefundene Monument der Semiramis, dessen Diodor zu Chaone, und von da auf dem Wege nach Ecbatana erwähnt, dürfte vermuthlich zu Nehavend zu suchen seyn.

5. Obermedien, wo *Κογκοβαρ* heute Kengaver mit den noch zum Theil erhaltenen Ruinen des Tempels der Artemis. Die beyden Städte *Μαζινιμαν* und *Αδραγιαναυτα*, welche Isidorus zwischen Konkobar und Ecbatana (bey ihm *Ακοβαταvα* genannt) setzt, sind von künftigen Reisenden noch zu bestimmen.

6. Matiane, wo die Hauptstadt *Ραγα*, das heute in Ruinen liegende Rei am kaspischen Berge (Elbürs) und *Χαρα*, dessen Stelle vielleicht heute Tehran einnimmt.

7. Choarena unter den kaspischen Pässen, welche (jenseits dem Orte Chawar gelegen) noch heute Serderei Chawar heißen [5]), so daß diese Landschaft südöstlich von Tehran zwischen demselben und den kaspischen Pässen lag. Die Stadt Apamia ist vielleicht das heutige Beramin.

8. Comisene ganz unverändert das heutige Kumis.

9. Hyrcania eben so das heutige Gurgan bey Astrabad [6]).

---

[1]) Olivier V. 12. Dupré I. 230. Mannert.

[2]) Diodor II. 13. Βαγιςανον ορος.

[3]) Βαγιςαμη Diodor. XVII. 110.

[4]) Mannert V. 2. S. 166.

[5]) *Morier's* second journey, Chap. XXIII. [6]) ebend. S. 374.

10. Astabene mit der Hauptstadt Ασαακ, das heutige Astrabad mit der gleichnamigen Hauptstadt [1]).

11. Parthyene, wo Σαυλωη die Hauptstadt; die Angabe, daß hier die königlichen Güter, entscheidet für Sari [2]); die Städte Γαδαρ und Σιρωκ sind noch zu bestimmen, so auch die Landschaft

12. Apavarktikene bey Ptolemaios Arktikene mit der gleichnamigen Stadt; die von Ραγαυ glauben wir in Rujan erkennen zu müssen [3]).

13. Margiane, der nördliche Theil von Chorassan, worin Antiochia, heute Merw Schahan.

14. Aria, der von Margiane südlich liegende Theil von Chorassan, einen Theil von Sedschistan in sich begreifend, worin die Städte Alexandria (Herat), Kandaka (Tak in Sedschistan), Artakavan (bey Strabo Artakana), wahrscheinlich das Aria des Ptolemaios an der Stelle der heutigen Stadt Harra [4]).

15. Anabon, der östliche Theil von Sedschistan (der westliche Theil war unter Aria begriffen), mit den Städten Ihra (Garra), Bis (Bost), Gari (Grisch) und Nios [5]).

16. Drangiane, der süd-westliche Theil von Sedschistan, von Ariana und Anabon nördlich begrenzt, die Städte Parin und Korok sind noch unbestimmt [6]).

17. Sacastene, der süd-östliche Theil von Sedschistan, dessen heutiger Name daraus abgeleitet ist. Mannert macht dieser Landschaft sammt den darin von Isidorus aufgeführten Städten Barda, Min, Palakenti, Sigal, Alexandria und Alexandropolis gar keine Erwähnung; wahrscheinlich ist Sigal, welche als die Hauptstadt angeführt wird, das alte Nimrus der Hauptsitz der Heldenfamilie Rostems.

18. Arachosia, beyläufig das heutige Arochadsch, östlich von Sistan und nördlich von Mekran (Gedrosien), von den Parthern, deren Reich hier begann, Weißindien genannt. Mannert hält das heutige Weihend für die alte Hauptstadt Alexandropolis, die anderen von Isidorus

---

[1]) Mannert hat Unrecht, Arsab für dasselbe mit Nisaa' zu halten, welches noch heute Nissa in Chorassan ist.

[2]) Auszüge aus der Geschichte Masenderan's und Taberistan's in den Fundgruben des Orients. III. Band S. 319 und 327.

[3]) Ebend. S. 318. [4]) Mannert V. 2. S. 96. [5]) Derselbe S. 87.
[6]) Derselbe S. 68.

genannten Städte Biut, Gharsaga, Chorochoad, Demetrias sind noch unbestimmt.

Hier enden die parthischen Stationen am Eingange Gedrosiens (Mekran), dessen eben so wenig als der dann folgenden Provinzen Karamanien (Kerman), Persis (Fars) und Susiana (Chusistan) gedacht wird.

Von der mittleren Eintheilung des persischen Reichs, nämlich von der parthischen, schreiten wir nun zu der neueren in der glänzendsten Epoche der Sefis, wo noch alle die seitdem abgerissenen nördlichen und östlichen Provinzen dazu gerechnet wurden. Es bestand damals aus nicht weniger als vier und zwanzig, d. i. aus eben so vielen Statthalterschaften, als das alte persische Reich zwischen dem Euphrates und dem Indus, nämlich in der Ordnung von Osten angefangen: 1) Sabulistan, mit der Hauptstadt Kabul, 2) Chuast, mit der Hauptstadt Gasna, 3) Aschnaghar, mit der gleichnamigen Hauptstadt, 4) Bedachschan, mit der gleichnamigen Hauptstadt, 5) Ghur, mit der Hauptstadt Firuskuh, 6) Kandahar, mit der gleichnamigen Hauptstadt, 7) Tocharistan und Balch, mit der gleichnamigen Hauptstadt, 8) Mekran, mit der Hauptstadt Kih, 9) Sedschistan, mit der Hauptstadt Sarendsch, 10) Kuhistan, mit der Hauptstadt Tabs, 11) Chorassan, mit der Hauptstadt Herat, 12) Taberistan und Kumis, mit der alten gleichnamigen Hauptstadt, 13) Masenderan und Dehistan, mit der ehemaligen Hauptstadt Kurkan dann Astrabad, 14) Gilan und Dilem, mit der Hauptstadt Rescht, 15) Irak (das persische), mit der Hauptstadt Ißfahan, 16) Fars, mit der Hauptstadt Schiras, 17) Kerman, mit der Hauptstadt Sirdschan, 18) Chusistan, mit der Hauptstadt Schuster, 19) Kurdistan (ein Theil des arabischen Irak), mit der Hauptstadt Hamadan, 20) Aran (ein Theil Armeniens) mit der Hauptstadt Eriwan, 21) Aserbeidschan, mit der Hauptstadt Tebris, 22) Schirwan, mit der Hauptstadt Schamachie, 23) Daghistan, mit der Hauptstadt Derbend, und 24) Georgien mit der Hauptstadt Tiflis [1]).

Von diesen vier und zwanzig Provinzen, welche in dem Umfange des neupersischen Reichs zur Zeit seines höchsten Flores begriffen waren, sind die ersten neun durch die Afghanen, die

---

[1]) Macdonald Kinneir führt in seinem Geographical memoir drey und zwanzig Provinzen des persischen Reichs auf, darunter aber solche, die gar nicht dazu gehören, wie die Paschaliks von Orfa und Bagdad, Mingrelien und Sind, während er andere ehemals dazu gehörige oben erwähnte ganz übergehet.

drey letzten von den Russen abgerissen worden, und das heutige persische Reich besteht daher nur aus zwolf Provinzen, die wir zur Erleichterung der Uebersicht nach den vier Himmelsgegenden in die westlichen, nördlichen, südlichen und östlichen eintheilen wollen, hierin dem Beyspiel des Eratosthenes folgend, welcher die persischen Länder in die südlichen und nördlichen theilte, und diese Abtheilungen Siegel nannte [1]. Nach dieser Eintheilung beginnt unsere Wanderung von den westlichen Provinzen, geht zu den nördlichen und östlichen fort, und endet mit den südlichen folgendermaßen.

Westliche Länder.

1. Kurdistan, das persische, ein Theil des arabischen Irak.
2. Aran, ein Theil des persischen Armeniens.
3. Aserbeidschan, das alte Atropatene.

Nördliche Länder.

4. Gilan und das dazu gehörige Dilem, der Wohnsitz der alten Γηλαι, und vermuthlich das Direum des Solinus [2].
5. Masenderan und Dahistan, der Wohnsitz der alten Marden und Dahen [3].
6. Taberistan und Kumis, der Wohnsitz der alten Tapyren, und die alte Landschaft Comisene [4].

Oestliche Länder.

7. Irak, der eigentliche Mittelpunkt des Reichs, worin auch die heutige Residenz des Schahs, Tehran, das alte Medien.
8. Kuhistan, das Gebirgland zwischen der Küste, welche östlich die Grenze von Irak macht, und zwischen Chorassan.
9. Chorassan, der nord-westliche Theil von Chorassan, der süd-östliche ist im Besitz der Afghanen.

Südliche Länder.

10. Kerman, das alte Karamanien, mit dem Palmenlande (Moghistan).

---

1) Strabo LXI. C. 11. §. 5.

2) Der Name Gilan ist unverändert in dem der Γηλαι des Strabo CXI. C. 7. §. 1 zu erkennen. In der Stelle bey Solinus C. XL. IX. Caspiis ad orientem locus ut qui *Direum* appellatur, dürfte die wahre Leseart wohl Dilcum (Dilem) seyn.

3) Dahistan ist das Land der nomadischen Δααι Herodots. I. 125.

4) Die Tapyren, südlich von den Mardern, wie Taberistan, noch heute südlich von Masenderan liegt. Arrian III. 23. Quem locum circumsidunt *Tapyri*. Solinus XLIX. Comisene kommt bey Ptolemaios und Isidoros vor.

11. Fars, das eigentliche Persis, das Stammland der Perser, mit dem dazu gehörigen Laristan.

12. Chusistan und Ahwas sammt dem dazu gehörigen Loristan, das alte Susiana, Elymais und Paraitakene [1]).

Unser Lauf beginne von der Westseite bey den zagrischen Pässen, welche von der ältesten Zeit her der Eingang von Medien waren, und nachdem wir die obigen zwölf Provinzen im Kreise durchwandert, ende derselbe südlich an der Mündung des Tigris, welcher die Landschaft Kurdistan westlich begrenzt. Nördlich ist dieselbe von Armenien, südlich von Chusistan, östlich vom persischen Irak und von Aserbeidschan eingeschlossen. Der größte Theil derselben ist unter türkischer Herrschaft, und der persische Antheil davon ist nur ein sehr schmaler Strich Landes, zwischen den beyden Gebirgen des Zagros (Tak) und des Orontes (Erwend) eingeschlossen. Von manchen arabischen Erdbeschreibern (wie bey Bakui z. B.) kömmt dieser Theil Kurdistans, und ganz Kurdistan unter Al-dschesire (Mesopotamien) vor, wiewohl dieses im wörtlichen Sinne des griechischen und arabischen Wortes blos das zwischen den beyden Flüssen (Euphrates und Tigris) gelegene Land begreift; bey den Alten hieß der zwischen dem Ti-

[1]) Aus Vergleichung dieser auf das Dschihannuma gegründeten Eintheilung des heutigen Umfangs des persischen Reichs mit der von Malte Brun, Dupré, Macdonald Kinneir, Rousseau, erhellt, daß in Malte Brun die Länder Sedschistan, Sabulistan (welchem Bamian und Gur untergeordnet wird), eben so wenig als Schirwan zum heutigen persischen Reiche gehören. Laristan, das nur der südliche Theil von Fars ist, wird mit Unrecht als eine besondere Provinz aufgeführt, und Taberistan, das mit Kumis eine besondere Provinz macht, mit Unrecht der von Masenderan zugeschlagen, und Kuhistan ganz übergangen. Eben so gibt Dupré II. p. VII. l. 3. unrichtig Masenderan und Taberistan für eine und dieselbe Provinz an. Aus der Seeküste von Fars macht er eine besondere Provinz Deschtistan, welcher nur ein kleiner Theil von Germsir (S. Olivier VI. p. 50. Germsir ist vielleicht verwandt mit dem österreichischen Kremsir), d. i. der warme Himmelsstrich genannt, und übergeht dafür ganz sowohl Kuhistan als das persische Armenien, nämlich Eriwan oder Karabagh; Rousseau's Eintheilung, welche die Länder des Reichs unter den Sefis umfaßt, gibt achtzehn Provinzen, wo aber die östlichen fehlen, und Deschtistan oder Laristan ebenfalls irrig als eine besondere Provinz aufgeführt sind. Der Fehler von Macdonald Kinneirs Eintheilung ist schon oben gedacht worden.

gris und dem Gebirge gelegene flache Landstrich (das flache Kurdistan) Adiabene, das gebirgichte Kurdistan aber Gordyene. Die Bewohner derselben hießen zu Xenophons Zeit Karduchen, von den Römern Gordyeni, im vierten Jahrhunderte Korduenen, und das Gebirg zwischen Adiabene und Medien das gordyeische Gebirg. Diese Völker bewohnten das nördliche und westliche oder türkische Kurdistan, die Bewohner des südlichen und östlichen kommen aber bey Strabo wieder unter andern Namen, nämlich unter dem der Marden, der Kadusier und Kyrten (κυρτοι) vor, deren letztes sich dem heutigen am meisten nähert [1]).

Zur Zeit des höchsten Flores persischer Herrschaft unter den Sefis, als selbst Bagdad ihrem Zepter gehorchte, gehörte auch ganz Kurdistan zum persischen Reiche, das dann später auch ganz osmanischer Botmäßigkeit gehorchte; mit Uebergehung des größeren, nämlich des heutigen türkischen Antheils, beschäftigen wir uns hier blos mit dem kleineren persischen.

I. Kurdistan.

Gebirge. Der Zagros, das Grenzgebirge, welches Olivier blos Tak, Dupré aber Ridjau nennt [2]), der Name des Passes Ζαγρυ πυλαι hat sich in Sarpul erhalten.

Bisutun (der Bagistan Diodors); drey Tagreisen östlich vom Gebirge Zagros, erhebt sich frey von der Ebne dieser durch Natur und Kunst gleich merkwürdige, von mehreren Reisebeschreibern vielbeschriebene [3]), aber doch nicht genug beschriebene Berg, der sich bis zwanzig Farsangen weit im Umkreise ausdehnt, auf eben so große Entfernung gesehen wird, und nach der unter dem mogolischen Kaiser Oldschatiu vorgenommenen Messung 4080 Ellen hoch ist [4]). Auf einer Seite ganz senkrecht behauen stellt er eine steile Mauer dar, die der an seinem Fuße

---

[1]) Strabo erwähnt ihrer zweymal bey Medien (CXI. CXII. §. 3) und bey Persis (CXV. c. III. §. 2) und charakterisirt sie als das, was sie noch heute sind, nämlich als Räuber Κυρτιοι δε και Μαρδοι Ληστρικοι. Beym Polybius LV. 52 erscheinen die Κυρτιοι als Bogenschützen. [2]) Dupré I. p. 229.

[3]) Otter, Olivier. Abdulkerim, Beauchamp, Mémoires S. de *Sacy*.

[4]) Im Dschihannuma S. 303 wird diese Messung nach dem Nushet (le géographe persan) angegeben, und da diese Stelle im anonymen Mscpt. der kaiserl. Bibliothek vorkommt, so bestärkt sie die Vermuthung, dieses kostbare Bruchstück gehöre jenem kostbaren Werke an; übrigens ist im Dschihannuma die Höhe 4008 statt 4080, und das Jahr 611 statt 610 durch einen Druckfehler entstanden.

vorbeygehende Wanderer anstaunt, und den großen Namen der Vorzeit, denen die Sage dieses Weltwunder zuschreibt, gedenkt. Diodor sagt ausdrücklich, daß Semiramis den Fels senkrecht brechen ließ; die persische Sage kennt blos Ferhad, den Geliebten Schirin's, welcher diese ihm von Chosru auferlegte Riesenarbeit unternahm, um seinen Namen und die Geschichte seiner Liebe durch eingehauene Sculpturen zu verewigen. Die bisher aber bekannten, und durch Freyherrn Sylvestre de Sacy entzifferten Inschriften, gehören früheren Fürsten aus der Dynastie der Sassaniden an, welche auf diese Weise die Nachwelt über die ersten Vollbringer des behauenen Bergs zu täuschen, und den Namen derselben durch den ihrigen zu verdrängen suchten.

Das von so vielen Reisenden beschriebene Monument an der westlichen Seite des Berges trägt die verschiedenen Namen Takbostan Gartendach, Tacht Rostem Rostems Thron, und Soffai Schebdis, d. i. die Soffa von Schebdis, dem Lieblingsrappen Chosru's, von Schirin geritten. Nicht fern dabey ist eine zweyte kleine Grotte von Bembo und Olivier so verschieden beschrieben, daß B. Sylv. de Sacy (in seiner neuesten Abhandlung hierüber in den Mémoires de l'académie d'histoire et de littérature ancienne), zweifelt, ob es wohl dasselbe Denkmal sey. Das andere auf demselben Berge erhaltene Monument, dessen Hamdollah (le Géographe persan par excellence) sechs Farsangen von dem obigen entfernt erwähnt [1]), ist kein anderes, als das eben erwähnte des Bergs Bisutun; von dem beschriebenen selbst fehlen noch mehrere Inschriften, und erst wenn alle Monumente dieses merkwürdigen Sculpturenbergs mit ihren Inschriften bekannt seyn werden, wird sich über das verschiedene Alter derselben ein Urtheil fällen, und mit Gewißheit

[1]) Der Extrait d'un intinéraire en *Perse*, erwähnt in der großen Grotte des Tackbostan ausdrücklich einer Inschrift: Entre *Chosrou* et *Schirin* à la hauteur de leurs têtes est une inscription, dont les caractères ne se distinguent pas aisément, mais m'ont paru avoir quelque ressemblance avec ceux que l'on trouve sur des médailles sassanides. Derselbe erwähnt noch nach Hörensagen anderer von keinem Reisenden hier noch gesehenen Monumente: J'ai appris qu'il existe un beau canal creusé dans le roc qui s'étend depuis le *Bisoutoun* jusqu'au *Parow (Takbostan)*; und Au sud-ouest de *Kirmanschah* on aperçoit dans le lointain et en face de la montagne de *Parow* celle de *Harsin*, où se trouve, dit-on, un bassin immense taillé dans le roc et bordé de basreliefs. Siehe da den Kanal und den See, den Diodor nach dem Orontes bey Hamadan verlegt, und den die heutige Sage dem Ferhad zuschreibt.

entscheiden lassen, ob nicht einige der vorhandenen wirklich älterer oder neuerer Zeit als Schapur, den die bisher entzifferten Inschriften nennen, ob einige derselben wirklich dem Zeitalter der Semiramis, oder als viel wahrscheinlicher wirklich dem Zeitalter des Chosru Parwis, welchen die persische Sage nennt, zugeschrieben werden können [1]).

Das Gebirge Elwend oder Erwend (Orontes), an dessen Fuß Hamadan die Hauptstadt des persischen Kurdistans liegt, dessen Alpen zu den schönsten Asiens gehören, und auf denen nach einer Ueberlieferung Dschafer Sadik's eine Quelle des Paradieses quillt [2]); dreyßig Farsangen im Umfang und auf zwanzig sichtbar streckt derselbe einen seiner Arme nach Aserbeidschan, den anderen nach Irak aus, von arabischen und persischen Dichtern seiner Schönheit willen gepriesen [3]). Eines sehr merkwürdigen Felsendenkmals auf demselben erwähnt Ahmed von Tus bey der Beschreibung merkwürdiger Felsen [4]); zwey große viereckige Grotten (Tak) ganz voll mit unbekannten Charakteren, von denen er eine Uebersetzung angibt, welche Alexandern, als er hier vorbeyzog, verdollmetscht worden seyn soll [5]); so wenig der angebliche Inhalt Glauben verdient, eben so sehr verdient die Inschrift selbst von künftigen Reisenden aufgesucht und abgeschrieben zu werden.

---

[1]) Im Dschihannuma werden die Sculpturen des Bisutun zweymal beschrieben, einmal S. 303 bey Gelegenheit des Berges selbst, und das zweytemal S. 462 bey Gelegenheit der Stadt Kaßr Schirin. Das erstemal nach Hamdollah und aus Selbstansicht, indem Hadschi Chalfa den persischen Feldzug mitgemacht, das zweytemal nach Behram von Damascus, dessen Fortsetzung des durch den Tod Hadschi Chalfa's unterbrochenen Werks S. 421 beginnt.

[2]) Ahmed von Tus und Casmini. [3]) Dschihannuma S. 303.

[4]) In dem Hauptstücke الصخور المنقورة als صخره بركوه الوند das Wort Tak welches der Reisende Dupre (I. p. 229) als gleichbedeutend mit dem türkischen Tagh (Berg) genommen hat, ist von demselben ganz verschieden. Tak ist das persische Wort für Gewölbe, Grotte, Dach, und dem letzten deutschen Worte zunächst verwandt. Takbostan heißt also nicht la montagne du jardin, sondern la voûte du jardin, und Otter ist von Dupré mit Unrecht getadelt worden.

[5]) Der Sinn dieser Inschrift ist nach Ahmed von Turs: الصدق ميزان الله تعالي الذي يدور علبه العدل و

Flüsse. Als der höchste Punkt des Hochlandes von Kurdistan ist der Antheil des persischen der Quellpunkt mehrerer nennenswerther Flüsse, welche vom Gebirge Zagros und Orontes westlich und östlich in das flache Land gegen Babylonien und Medien (das arabische und persische Irak) ihren Zug nehmen.

Der Diala (bey den Alten Delas oder Arbo) entspringt unter den Bergen von Suleimanije, vereinigt sich nördlich von Kisilrubat mit einem fast gleich großen Flusse der vom Passe Kerrend (Karina), und geht fünf englische Meilen ober Tak Kessra (Medain) in den Tigris; kurz vor seiner Mündung hundert und funfzig Klafter [1]), und zu Bacuba (auf dem Wege von Bagdad nach Kermanschah) beyläufig sechzig französische Mètres breit [2]).

Der große und kleine Sab, welche beym Ammianus Marcellinus [3]) Diabas und Adiabas heißen, gaben der zwischen denselben gelegenen Landschaft den Namen Adiabene. Der große (der Zabatos des Xenophon und der Lycos des Ptolemaios) quillt aus derselben Hügelreihe wie der Diala, läuft erst nord-, dann westwärts, vereinigt sich mit einem Flüßchen, das vom Distrikte Alhak kommt, dann mit dem Hakiar und Hasirßu, dem alten Bumadus, und

الكذب مكيال الشيطان الذي يدور عليه الجور
فقولوا الصّدق و لو بقياس شعرة فانّه نور من
الله و اصدقوا من صدقكم و الصّدق يولد
الصّدق و لاتكذبوا فان الكذب يتولد الكذب
فثمره هذا دواء و ثمره هذا داء

»Die Wahrhaftigkeit ist die Wage Gottes des Allmächtigen, womit er die Gerechtigkeit ausmißt, und die Lüge ist der Metzen des Teufels, womit er die Ungerechtigkeit zumißt. Wahrhaftigkeit, wenn auch nur von der Größe eines Gerstenkorns ist Licht von Gott. Seyd wahrhaftig, denn Wahrhaftigkeit erzeugt Wahrhaftigkeit, und lüget nicht, denn die Lüge erzeugt Lüge; die Frucht der Wahrheit ist Arzeney, und die Frucht der Lüge Krankheit.«

Diese Inschrift ist wenigstens, in so weit merkwürdig, als sie das erste Sittengesetz der alten Perser Αληθευειν einprägt. Dieses ist die von Kinneir S. 126 erwähnte Inschrift, sie ist in persopolitanischen Charakteren, und zeugt also für das hohe Alter einiger dieser Monumente.

[1]) Macdonald Kinneir's Mémoir. p. 296. [2]) Dupré I. p. 220. [3]) L. XVIII. 6.

geht vierzehn Farsangen unter Moßul in den Tigris, nur im höchsten Sommer, und dann nicht ohne Gefahr zu Pferd durchzusetzen [1]. Der kleine Sab (Zabus minor, der Caprus der Macedonier) entsteht aus der Vereinigung mehrerer kleiner Bäche, die in dem Hügellande östlich von Choi Sindschak aufquellen. Zu Altun Kopri, acht und sechzig Farsangen von Bagdad, auf dem Wege nach Moßul, vereinigt er sich mit dem Altunßu (Goldwasser), und fällt zu Senn dreyßig englische Meilen unter Hadissa in den Tigris [2].

Der Odorne (nach einigen der Phuscus Xenophons) entsteht aus mehreren Bächen, die sich im Gebirge zwischen Kerkuk und Suleimanije (Schehrsol) vereinigen, nimmt südwestlichen Lauf, und fällt zwanzig Farsangen ober Bagdad in den Tigris. Beym Dorfe Tus Churma (Salzdattel), auf dem Wege von Bagdad, nach Moßul, ist der Strom sechzig Klafter breit [3]. Der Deliwend entspringt im Berge Zagros (Ridschaju?) und fällt bey Kisilabad in den Diala; sechs Stunden vor Kaßr Schirin, auf dem Wege von Bagdad nach Kermanschah, übersetzt man denselben mittelst einer schönen Brücke von fünf Jochen, und findet denselben noch sechsthalb Stunden hernach rechts wieder [4].

Karaßu (Schwarzwasser). Eine Stunde außer Kermanschah auf dem Wege nach Hamadan übersetzt man denselben mittelst einer Brücke von acht Jochen; nachdem er das Flüßchen von Kerka aufgenommen, geht derselbe nicht weit von Hawise in den Tiger, er soll im Gebirge zu Sine acht Stunden von Hamadan entspringen [5]. Eine halbe Stunde weiter von gedachter Brücke ist das mit dem Berge gleichnamige Dorf Bissutun, wo die früher von Bembo und Olivier jüngst von Dupré und Macdonald beschriebenen Sculpturen, nach allem Anschein ein Felsengrab [6].

---

1) Macdonald Kinneir p. 296. 2) Derselbe S. 247.

3) Macdonald Kinneir p. 297. 4) Dupré I. p. 224. 5) Derselbe S 249.

6) Macdonald Kinneir S. 131. Dupré S. 250. Bey Höck p. 139. Diese Sculpturen mit den Quellen sind unstreitig dieselben, welche die aus dem Nushetol-Kulub in den Mémoires Silvestre de Sacy's angeführte Stelle, sechs Stunden vom Tak Bostan entlegen, beschreibt. Die von den Reisenden angegebene Entfernung sagt genau zu; hier springt ein Quell, dort ein doppelter aus dem Felsen, dort ist eine offene Grotte, hier, wie es scheint, ein noch verschlossenes Grab. Die Sculpturen sowohl als die Inschrift sind bisher nur auf eine sehr unbefriedigende Weise abgezeichnet worden.

Zusätze aus dem Bruchstücke des persischen geographischen Werks Nr. 433 der k. k. Hofbibliothek (wahrscheinlich das Nushetol-Kulub).

Der Fluß von Gerdsch heißt auch der persische Fluß (Nehrol-fars), entspringt aus dem Elwend (Orontes) bey Hamadan, nimmt die Wasser von Denbur (Dinewer?) Seilan, Dschur und Churremabad (Corbyene) auf, wendet sich westlich nach dem flachen Lande, vereinigt sich mit den Flüssen von Disful und Schuster, und ergießt sich nach einem Laufe von hundert und zwanzig Farsangen in den Schattol-arab (den vereinten Tigris und Euphrat) [1].

Der Fluß von Nehrwan besteht aus zwey Armen, und entspringt im Gebirge Kurdistans, der eine bey Schirdan, und darnach so genannt, heißt bey Samara der Fluß von Samara, und wird erst nach der Vereinigung mit dem anderen Arme der Fluß von Nehrwan genennt; der andere entspringt an der Grenze von Gül-Gilan aus einer großen Quelle, die zehen Mühlen treibt, geht bey Holwan, Kaßr Schirin und Chanekin vorbey, vereinigt sich mit dem anderen Arme, nimmt dann den Namen Nehrwan an, und fällt dann nach einem Laufe von funfzig Farsangen unter Bagdad in den Tiger.

Der Fluß von Kawmaschar (Kamasar?) entspringt in zwey Armen aus dem Gebirge Elwend; der eine Arm geht bey Kerina, Essedabad und Maschar vorbey, der andere nach Sawa, wo derselbe vom Damme, den der Vesir Schemseddin aufführte, zurückgehalten, einen See bildet. Die Länge dieses Flusses beträgt vierzig Farsangen.

Der Fluß von Harkan entspringt aus dem Gebirge von Harkan, Mardekan und Hamadan, geht bey Merdeman vorbey nach Sawa, und fiel dort in der Zeit vor Mohammed in den See von Sawa, an dessen Stelle das heutige Sawa erbauet ward. Seine Länge betragt fünf und zwanzig Farsangen. — Der Fluß Bejat entspringt aus dem Gebirgen Kurdistans, bewässert die Saaten und Gärten des Distriktes Bejat. Der Fluß von Dakuk entspringt wie der vorige aus

[1] Es folgen im Texte zwey Flüsse desselben Laufs hintereinander, wovon der seine Gerdsch, der andere Gerdsche heißt; der erste scheint der auf den Karten bezeichnete Karaßu (Gyndes), der zweyte der Karun oder höher oben so genannte Absal zu seyn. Nur von diesem ist wahr, was (aus Verwirrung vielleicht des Abschreibers) auch von jenem gesagt wird, daß er sich mit den Wassern von Disful und Schuster vereint, und nur auf jenen (den Karaßu) paßt der lange Lauf von hundert und zwanzig Farsangen, und der Ursprung in der Nähe Hamadan's.

den Gebirgen Kurdistans, bewässert die Gegend, geht dann fünf Farsangen lang durch sandichten Grund, in dem er sich fast ganz verliert, und ergießt sich nach einem Laufe von fünf Farsangen in den Tiger.

Berühmte Quellen in Kurdistan.

Der Quell am Bisutun, der Quell am Takbostan geheißen, die Quelle von Chosru Parwis, der Quell am Rasmend geheißen, der Quell von Keichosrew [1]), der Quell vom Berge Nehawend, wo zwey Talismanen in der Gestalt eines Fisches und eines Stiers eingehauen sind [2]), endlich der mit dem Quell des Paradieses verglichene Quell des Berges Erwend oder Elwend, dessen Wasser nur zu bestimmten Perioden in bestimmter, bald größerer, bald minderer Menge fließt [3]).

Orte. Kermanschah, die Hauptstadt des persischen Kurdistans, das *Ἀκαβάτανα* des Isidorus 34° 14′ B. nach Dupré, 34° 26′ nach Macdonald, hat außer den nahe dabey befindlichen Skulpturen des nördlich gelegenen Bergs Bissutun [4]) *Βαγίστανον* Diodor's), nichts Merkwürdiges, die Häu-

---

[1]) S. Otter Voyage en *Turquie* II. p. 8 nach dem Dschihannuma.

[2]) Kaswini, vermuthlich der bey Bakui (Extraits des. Mscts. du Roi p. 500) Ouazouas genannte Felsen. [3]) Kaswini.

[4]) Die umständlichen Beschreibungen der Monumente von Bisutun, sowohl des Takbostan als des zweyten (von Bembo, Olivier und Macdonald beschriebenen) sind in den Veteris *Mediae* et *Persiae* monumentis zusammengestellt, und die drey Epochen der Achämeniden (Adschem), Arsaciden und Sassaniden, denen dieselben angehören, deutlich unterschieden. Dadurch wird die ältere Beschreibung von Otter, Beauchamp und Älbert berichtigt. Das ältere Reisewerk des ersten, welcher eine französische auf der k. Bibliothek zu Paris befindliche Uebersetzung des Dschihannuma benutzt hat, ist durch dieselbe reicher an geographischem Gehalt, als so manche andere Reisebeschreibung, aber nicht ohne zahlreiche Uebersetzungsfehler, z. B. wenn es I. 187 heißt: *Sahib Nuzhat* rapporte qu'ayant eu ordre de prendre la hauteur de *Bisoutoun* il la mesura en six cens dix endroits différens; hier ließ der Uebersetzer den Namen Oldschatiu's, welcher die Messung im Jahre 610 vollbringen ließ, aus, und nahm die Jahrszahl für die Messungspunkte; so vermischt er Dikke دكه d. i. das Soffa oder den Audienzsaal, den Nuschirwan zu Kermanschah bauen ließ. I. p. 180 mit Tekkie تكيه Kloster! Der Sahib Nushat soll heißen der Verfasser des Werks Nushat, d. i. der von den Franzosen sogenannte Geographe persan, wie der Verfasser des Dschihannuma der Geographe turc heißt.

ser von Erde terrassenförmig. Zehentausend Einwohner; fruchtbar an Gerste, Baumwolle, Trauben, und anderen Früchten, womit es handelt. Der Aus- und Einfuhrszoll 1/2 pCt. Die Residenz Mohammed Ali Mirsa's, des ältesten Sohnes Feth Ali Schah's, Statthalters in Kurdistan, wozu auch Hamadan und ein Theil von Chusistan geschlagen ist; unter ihm sein Vesir Mohammed Hussein Chan Karagösli; vierzehn Bäder, vier Moscheen, funfzehn tausend Toman jährlicher Einkünfte [1]).

Konkowar 47° 15 L. 34° 32′ B. Das *Κογκοβαρ* des Isidorus, wo noch die von Mac. Kinneir [2]) beschriebenen Ruinen des Dianentempels, zweyhundert und funfzig Schritte lang, und achtzehn Ellen breit. Der arabische Namen dieses Orts ist 'Kaßrol-Lußus, d. i. der Pallast der Räuber, weil, als die ersten islamitischen Reiter hier hielten, ihre Pferde von den Kurden gestohlen wurden [3]), im Gegensatze von Kaßr Schirin (Artemita), welches am westlichen Fuße des Zagros (ثغر) liegt. Der fruchtbare Strich Landes zwischen Konkowar und Hamadan ist im Besitze einer Abtheilung des großen Stammes der Efschar (woraus Nadirschah entsprossen war) und deren Haupt Ferdschullah Chan die Stelle eines Hofmarschalls zu Tehran bekleidet. Der Sitz dieser mächtigen Familie, das Städchen Essedabad (Löwenbau) ist drey und zwanzig englische Meilen von Konkowar auf der Straße nach Hamadan. In der entgegengesetzten Richtung, d. i. zwischen Konkowar und Kermanschah, liegt Sahhana. Zwey Farsangen östlich davon entspringt der Bach Govumazo (?) zu Douavu (?) nicht weit von Serao (?) der sich mit einem kleinen zu Nohouen (Nehawend?) ent-

[1]) Mac. Kinneir S. 132, gibt auch zwölftausend Häuser an, die aber entweder zu viel, oder die von Dupré angegebenen zehn tausend Einwohner zu wenig sind.

[2]) Macdonald Kinneir. p. 129. Dupré I. 254.

[3]) Dschihannuma S. 302. Hier kommt auch der arabische Namen von Kermanschah vor, nämlich Karamßin, das Cremosor, Cremosa oder Curmosa, Marco Paolo's nach Reiske, was aber Desacy ((Mémoires p. 215) mit Recht bezweifelt. Denn Bacui (Extraits et notices des Mss. du Roi p. 494) sagt ausdrücklich, daß Kermanschahan und Karmissin zwey verschiedene Städte gewesen seyen, diese zunächst jener gelegen, also vermuthlich an der Stelle der Ruinen einer alten Stadt, welche Dupré in der Nähe von Sahhana (I. 251) bemerkte.

springenden Flüßchen vereint, und dann bey Doucane (?)[1]) sechs Farsangen von Sahana in den Karaßu fallt. Kerend ist das alte Kerina.

Nehawend, die merkwürdigste, seit Otter[2]) von keinem Reisenden und auch von ihm nicht aufmerksam beobachtete Stadt des persischen Kurdistans, südlich von Kermanschah und Hamadan im Dreyeck mit diesen beyden Städten gelegen, nach dem Dschihannuma 83° 30 L. 35° 30′ B. auf einem Hügel vierzehn Farsangen von Hamadan, reich an Korn, Baumwolle, Früchten. Hier wurde unter dem Chalifate Omar's die entscheidende Schlacht von Sarietol Dschebel geliefert. Gräber moslimischer Helden, und Reste altpersischer Monumente[3]), besonders ein Orakelfelsen, von dem manche fabelhafte Sagen im Umlauf sind[4]), desgleichen ein duftendes Schilf, das aber nicht an Ort und Stelle, sondern erst wenn über den Abhang des Bergs getragen, riechen soll. Als Erbauer wird Noe genannt[5]).

Gerdsch, eine Tagreise von Nehawend auf der Straße von Hamadan nach Ißfahan, vier Stationen von jener, und sechzig Farsangen nordöstlich von dieser Stadt gelegen, berühmt durch die Bauten, welche hier Abudelf zur Zeit Harun Raschids vollführte, durch die ausgedehnte Ebne und durch den nördlich der Stadt gelegenen Berg Rasmend, welcher eben so wie der bey Bissutun behauen ist, und an dem sich die Quelle Krichosrew's wie am Bissutun der Quell von Chosrew Parwis befindet[6]).

Dinewer 82 L. 36 B. nach dem Dschihannuma[7])

---

1) Alle die oben mit eingeklammerten Fragzeichen bezeichneten Namen dürften nicht richtig gehört, und folglich auch nicht richtig geschrieben worden seyn, indem dieselben weder persisch, noch türkisch lauten.

2) Er sagt nichts als ville maintenant ruinée en grand partie, — située sur une montagne, qui lui fournit de l'eau suffisamment. I. p. 191.

3) Dschihannuma S. 302. 4) Ahmed von Tus und auch Bacui in den Extraits S. 500, der den Felsen Ouàzotuaz nennt. 5) Dschihannuma 302 und Kaswini.

6) Dschihannuma S. 299 und das anonyme Mscpt.; er nennt die Ebne مرغزار كيتو, und sagt, daß sie sechs Farsangen lang, und drey breit ١٠٩; der Berg sey aus schwarzem Stein, und in denselben eine Grotte gehauen, folglich ein Seitenstück zu den Monumenten Bissutuns, wo ebenfalls Grotten und Quellen.

7) Dschihannuma S. 302.

drey Stationen nordwestlich von Hamadan, und davon durch eine Reihe von Bergen getrennt, wodurch ein Paß führt, die Vaterstadt des berühmten Geschichtschreibers Ibn Kotaiba, vierzig Farsangen von Moßul, eben so viele von Meragha, und zehn von den Quellen des Sab entfernet [1]). Außer diesem von keinem Reisenden noch betretenen Passe des zagrischen Gebirgs ist noch der von

Dergesin, welches der Name eines Orts in der ersten Bergschlucht ist, die zunächst von Suleimanije bey Kerkuk sich öffnet. Der Paß ist vermuthlich der von Celená, wodurch Heraklius nach der Schlacht von Ninive in Matiene, d. i. in das persische Kurdistan vordrang [2]).

Rudgird, eine halbe Farsange von Gerdsch von einem Vesire Abudelf's erbaut [3]); ein festes in der Nähe von Gerdsch gelegenes Schloß heißt Fersin, durch warme Quellen bekannt [4]).

Der Ordnung natürlicher Gränze nach sollte auf Kurdistan die dasselbe nördlich unmittelbar begränzende Statthalterschaft Aserbeidschan folgen, wir gehen aber von der ersten unmittelbar zu Aran oder Karabagh, d. i. zu dem persischen Armenien aus der doppelten Ursache über, erstens: weil dieses wie jenes nur Bruchstück einer Provinz ist, zweytens; weil aus Aserbeidschan die natürliche Gränze desselben in die nördlichen Provinzen führt, während, wenn Aserbeidschan vor Aran behandelt würde, wir wieder auf unseren Weg zurückkommen müßten, um nach Gilan überzugehen.

II. Aran oder Karabagh.

Der Mittelpunkt des alten Armeniens, ehemals die Landschaft Ararad genannt [5]), gehört heute nicht einmal mehr

---

[1]) Otter I. p. 179.

[2]) Dieses von Macdonald S. 300 angeführte Dergesin ist nicht zu verwechseln mit einem anderen in Irak auf dem Wege von Hamadan nach Kaswin gelegenen, dessen Bewohner in den Geschichten Nadirschahs so oft vorkommen.

[3]) Dschihannuma S. 302. Otter passirte durch diesen Ort auf seinem Wege von Hamadan nach Ißfahan, und dasselbe wäre also eben sowohl als Gerdsch selbst besser unter Irak gestellet worden. Aber außerdem, daß im Dschihannuma diese Oerter in der Gesellschaft von Kermanschah aufgeführt sind, so wurden dieselben hieher gezogen um die merkwürdigsten von europäischen Reisenden noch ungesehenen oder unbeschriebenen Monumente des alten Mediens zusammenzustellen.

[4]) Dschihannuma S. 299.

[5]) Mémoires historiques et géographiques sur l'*Arménie* par M. *Saint-Martin*. *Paris* 1818. p. 106.

ganz, sondern nur zum Theil dem persischen Reiche an, indem der nördliche Theil derselben mit den darin gelegenen Hauptörtern Gendsche und Berdaa sammt den schönen aus der Geschichte Nadirschahs so berühmten Ebnen von den Russen abgerissen worden ist, so daß die russische nördliche Grenze nicht mehr die natürliche des Kor oder Kyros ist, sondern diesseits desselben, hart an Eriwan und Nachdschiwan vorbey auf den Araxes zuläuft. Westlich wird diese Landschaft von Türkisch-Armenien, südlich von Aserbeidschan begränzt [1]). Hier ist auch der Ort Gülistan, d. i. Rosenhain, wo der letzte Frieden zwischen Rußland und Persien geschlossen ward. So heißt auch ein Lustschloß zu Ißfahan, und ein Berg in Chorassan.

Berge. Unmittelbar südlich von Eriwan erhebt sich der am frühesten berühmte biblische Berg der Arche, der Ararat, dessen Fortsetzung sich von hier südwestlich am See von Wan vorbey, bis nach Nißibin hinzieht, wo der unmittelbar über dieser Stadt gelegene Berg (der Masius des Strabo) als das Ende dieser Bergkette zu betrachten ist, welche schon in der frühesten Zeit Masis geheißen ward. Die Armenier wollen, daß die Arche auf dem nordöstlichsten Ende desselben, nämlich auf dem eigentlichen Ararat, dem Abos Strabo's, sitzen geblieben sey, alle morgenländische Erdbeschreiber aber verlegen den Ruhepunt derselben auf das südöstliche Ende dieser Kette, auf den Berg von Nißibin, welcher heute Dschudi heißt, so daß im Grunde eine und dieselbe Gebirgskette gemeint ist, nur daß die christliche Sage das nordöstliche Ende, die moslimische das südwestliche bezeichnet. Der türkische Name des Ararats ist Arghitagh [2]), nicht Aghri [3]) (wie bey Morier und Dupré), und der Name selbst leitet auf das indische Argha (Schiff) und die Arche hin. Dieser indische Name des Schiffs (Argha) erklärt das Βαριδος νεων, d. i. den Tempel des Schiffs, der laut Strabo [4]) am Berge Abos auf dem Wege nach Ekbatana stand. Er ist zweygipflig, ein Gletscher, und die alte Sage von den Trümmern der Arche, die sich noch auf dem höheren Gipfel befinden, und von Anachoreten, die dort gelebt haben sollen, erhält sich noch immer. Gegründeter scheint die von

---

[1]) Auf der Karte der Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere von Klaproth, Berlin 1814, ist auch Aserbeidschan mit dem Inbegriff von Tewris und Ardebil als russisch kolorirt, und die wahre Grenze nicht gezogen.

[2]) Morier I. p. 306. [3]) Dschihannuma S. 392. [4]) Strabo l. XI. l. XIII. §. 14.

Strabo's [1]) Zeit her fortdauernde Sage der Schneewürmer, worunter vermuthlich die Cantharis fusca *Linn.* gemeint ist. Noch zeigt man die Stelle, wo Noah vom Berg in die Ebene stieg, wo er den ersten Wein pflanzte [2]). Der Gipfel ist meistens mit Wolken bedeckt, die der Berg von der Ebne, wo es fast nie regnet, um sich versammelt. Der Ararat ist der Wohnsitz der Stürme [3]), und daher auch sein persischer Name, welcher den stürmischen Berg bedeuten soll [4]).

Die Berge, welche sich südlich des Ararats, vom Araxes gegen Erserum hinstrecken, heißen Kußtagh und Kisildschetagh, die bey Nachdschiwan Aghirtagh, nordwestlich von Erivan, die Berge von Aligis und Karniaref [5]), und Kapantagh das Gränzgebirg zwischen dem Distrikte von Nachdschiwan und dem von Karabagh [6]).

Flüsse. Der Cyrus und Araxes sind die beyden natürlichen Grenzen dieser Landschaft, welche, wie Mesopotamien, zwischen zwey Flüssen gelegen, aus drey Bezirken besteht, dem von Erivan oder das eigentliche Aran, dem von Karabagh (Schwarzgarten) und dem von Karatagh) (Schwarzberg). Der Ort ihrer Vereinigung heißt Jurtbasar [7]); der Cyrus (Kor) entspringt nicht ferne von Achiska, geht aber heute nicht mehr durch persisches, sondern ganz durch russisches Gebiet bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Araxes, der allein noch als persischer Fluß in dieser Provinz hier an seiner Stelle ist.

Der Araxes entspringt in dem Berge von Bin Göl (Tausend Quellen), zwanzig englische Meilen südlich von Erserum, geht gerade unter der Brücke Tschoban Köpri weg, gerade auf Eriwan zu, wo derselbe den Sengi, Kaiaßu, Arpatschai und Aktschai aufnimmt, nördlich am Ararat vorüber, auf Nachdschiwan zu, und ungeachtet des Virgilianischen Pontem indignatus Araxes schon seit Jahrhunderten unter der sogenannten Wüstenbrücke (Tscholfa Koprissi) bey Megri fünf und funfzig englische Meilen von Tebris durchgeht, sich dann mit dem Kur (Cyrus) nach einem Wasserfalle (?) des letzten vereinigt, und nach einem Laufe

---

1) S. bey Morier II. 345. 335. 355. 2) Kotzebue S. 60.

3) Freygang 249. 4) Dupré II. 229. les Persans l'appellent *Ma Kchou Khou* (?) ou mont orageux, vermuthlich soll es Mahuscherur seyn, so heißt auf Moriers Karte der kleine Ararat.

5) *Morier* second journey p. 335. 6) *Morier* second journey p. 308. 7) Dschihannuma 396.

von beyläufig hundert und funfzig Farsangen ins kaspische Meer ergießt. Bey der Brücke von Megri fand Kinneir denselben achtzig Klafter breit und vier Fuß tief [1]; Dupré übersetzte denselben höher, als die Brücke von Megri, bey Chor und brauchte drey Viertelstunden zur Ueberfahrt, er gibt die größte Tiefe drey Mètres, und die Breite auf neunzig Mètres an [2], die Bewohner seiner Ufer kommen im Koran [3] als die Aßhabi Ras vor, und Hafis hat denselben in seinen Gedichten verewigt [4].

Der Sengi ist der Ausfluß des nördlich von Eriwan gelegenen Sees von Gökdsche [5], nimmt das Flüßchen Kirk Bulak auf, fließt hart an Eriwan vorbey, und fällt drey Stunden südlich davon in den Araxes [6].

Die zwey Arpatschai. Der eine, der alte Harpasus, macht die russische Gränze, der andere kommt von dem See Gökdsche, und geht ober Nachdschiwan in den Araxes.

Der Aktschai, d. i. der weiße Strom, fällt von dem rechten Ufer des Araxes ober Choi durch die Schlucht Derichan in denselben [7]. Der Karaßu fällt oberhalb des Gerni unter dem Sengi in den Araxes.

Seen. Der See von Gökdsche oder Eriwan, auch Derjai Schirin, d. i. der süße See, und bey Morier der See von Siwan, ist der Lychnites der alten Geographie, den Ptolemäo[illegible]rade nördlich von Artaxata, der alten Hauptstadt des Land[illegible]etzt. Mannert [8] glaubt, dieselbe habe an der Mündung des Sengi in den Araxes gelegen, Morier bemerkt, daß die Lage der heute unter den Namen Tachti Tirdad, d. i. der Thron des Tiridates, gezeigten Ruinen mit der von Strabo angegebenen Lage (auf einer Art von Halbinsel nämlich, so daß der Fluß die Stelle der Mauern auf zwey Seiten vertrat [9]), nicht übereinstimme, aber die von ihm geäußerte Vermuthung, daß dieselbe tiefer hinunter am Araxes, zwischen dem Einfluß des Arpatschai (Harpasus), und zwischen Nachdschiwan gelegen habe, (wo C. Monteith Ruinen gesehen [10])

---

1) Kinneir p. 321. 2) Dupré II. 250. 3) Sura XXV. 39.
4) Bruchstücke Sin Gasele 1.

Wen du vorbeigehst Ost am Ufer des Aras
So küss' den Staub des Thals durchwürze deine Seele.

5) *Morier* second. Gas. 337. Freygang 257 auch Dschihannuma S. 397. Hiernach ist Malte Brun zu berichtigen, welcher sagt, daß der See keinen Ausfluß habe; dieser Irrthum ist so unerklärlicher, als schon Chardin sagt, daß die Sengi dessen Abfluß sey. 6) Dupré II. 261. 7) Dupré II. 249. 8) Geographie der Griechen und Römer V. II. S. 332. 9) Strabo XI. l. XIII. §. 6. 10) Morier II. 316.

widerspricht der Angabe des Ptolemäos von Artaxata's Lage. An der zweyten Stelle ist das alte Arxata zu suchen, welches Mannert nicht fern davon an der Stelle des heutigen Nachdschiwan vermuthet [1]).

Oerter. Eriwan 78° 15' L. 40° 15' B. nach den persischen Tafeln [2]), und mit 87 L. 39 B. nach dem Dschihannuma [3]) einer Citadelle gegen Osten, an einem einspringenden Winkel, den das linke Ufer des Sengi mit dem Araxes bildet, mit welchem sich derselbe drey Stunden unterhalb vereinigt. An einer Seite auf dem steilen Felsenufer des Flusses durch denselben, auf den drey anderen durch doppelten Ziegelwall und dreyfachen Graben [4]) von etwa funfzig Kanonen und einigen tausend Mann Serbas (die neu regulirte persische Miliz) unter dem Befehle Hussein Chans des Katscharen (der dem Schah auf den Thron half [5]), vertheidigt. Die stärkste Gränzfestung des Reichs an der westlichen Gränze, und die Hauptstadt von ganz persisch Armenien im Distrikte Tschukur Saad [6]). Im Jahre 1582 eroberten es die Türken (unter Ferhadpascha), und bauten unter Sultan Murad III. Regierung die heutige Festung. Schah Abbas nahm sie nach siebenmonatlicher Belagerung im Jahre 1604 weg, und vermehrte die Festungswerke; im Jahre 1615 wurde sie umsonst (von Mohammed Pascha) belagert. Sultan Murad IV. nahm sie im Jahr 1635 in sieben Tagen ein, nach seinem Tode aber fiel sie wieder den Persern heim. Im Jahre 1721 kam sie in türkische, im Jahr 1734 abermal unter persische Herrschaft [7]), unter welcher dieselbe, ungeachtet der dreymaligen russischen Belagerung [8]) (die letzte unter General Gudowitsch im Jahre 1808) bis heute verblieben ist.

Das Gebiet unter dem Befehle des Serdar von Eriwan ist hundert und vierzig englische Meilen lang und achtzig breit, nach einer Schätzung (سوم Sum) des Bruders des Befehlshabers beträgt die Bevölkerung des Distrikts 74800 Seelen, worin die Ilat oder herumziehenden Horden eingeschlossen sind, die Kurden ausgenommen, wovon 5010 Familien, in der Statt-

---

1) Mannert V. II. S. 233. Strabo setzt Artaxata in die Ebene des Araxes auf eine Halbinsel, und Arxata ebenfalls an den Araxes, von welchem Nachdschiwan entfernt liegt.

2) Dupré II. 261. 3) Dschihannuma 391. 4) Dupré p. 262. 5) Freygang 153. 6) Dschihannuma 391. 7) Kotzebue S. 79 nach Chardin. 8) Dupré 261. Kinneir 325. Das Dschihannuma setzt hinzu, daß die Festung zwey Thore habe, das eine sudlich das Thor von Tebris, das andere nördlich das von Schirwan genannt

halterschaft Eriwan herumziehend, mit den obigen die Summe von 100,000 Köpfen vervollständigen. Die Einkünfte werden auf 180,000 Toman oder beyläufig 135,000 Pf. St. geschätzt, wiewohl die ordentlichen nur auf 100,000 Toman angesetzt sind. Der Serdar nimmt den fünften Theil vom Ertrage an Reis, Baumwolle, Hirse, den zehnten vom Ertrag an Korn [1]). Die Kosten der Bewässerung sind unbedeutend, wegen der zahlreichen kleinen Flüsse, welche den Distrikt bewässern, als der Sengi, Gerni, Kirkbulak, Aschtarek und Arpatschai (die russische Gränze [2]). Der Statthalter treibt den Alleinhandel der Baumwolle, und führt dafür Japandschi (die gemeinen georgianischen in ganz Persien getragenen) Röcke ein; er hält seine Macht mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod unmittelbar vom Schah. Sein Pallast ist in der größtentheils aus verfallenen Gebäuden bestehenden Citadelle; der Hauptsaal, den Kotzebue umständlich beschreibt [3]), erhebt sich unmittelbar ober dem senkrechten Abhange des Felsens mit herrlicher Aussicht. Von den Fenstern aus unterhält sich der Serdar, die Esel der jenseits des Flusses vorüberziehenden Bauern niederzuschießen. Im letzten russischen Kriege sprang von hier eine gefangene Georgianerin aus Verzweiflung hinunter, um ihrem Geliebten, der eben über die Brücke des Sengi ging, zu folgen. Sie müßte tausend Mal zerquetscht worden seyn an dem Felsen des Stroms, wenn sie nicht wunderbar von Weiden emporgehalten gerettet worden wäre. Der Serdar, von so viel Liebe gerührt, schenkte beyden die Freyheit und Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland [4]).

Drey Stunden östlich von Eriwan liegt das berühmte armenische Kloster Etschmiasin, dessen Namen man auf türkisch Utsch Kilisse, d. i. Dreykirchen heißt, der aber auf armenisch Herabsteigung des Sohnes Gottes bedeutet; ein prächtiges Gebäude, der Sitz des armenischen Patriarchen, dessen Porträt (bey Morier [5]) in Holzstich gestochen) sich mit der Anachoretenkapuße und dem Großkreuz des Annenordens sonderbar ausnimmt. Gregor von Nazianz gilt für den Erbauer der Kirche, deren kostbarste Reliquien, ein Stück der Arche Noe und die heilige Lanze sind, womit Longinus die Seite Christi durchstach [6]). Mit der Authentik dieser beyden Reliquien kann es eben nicht am besten bestellt seyn, da der Gipfel des Ararat als ewiger Gletscher unzugänglich ist, und die Lanze,

---

[1]) *Morier* second journey. p. 321. [2]) Freygang 244. Dieser obere Arpatschai ist nicht mit dem unteren oder den Ruinen Arxatas in dem Araxes fallenden zu verwechseln. [3]) Kotzebue S. 71. [4]) Morier p. 320. [5]) *Morier* second journey. p. 324. [6]) Derselbe p. 325.

wovon ein doppeltes Exemplar im byzantinischen Reich als die einzig wahre galt, durch die Kreuzfahrer aus Antiochien und Konstantinopel nach Europa weggeführt ward. Außer den gewöhnlichen Bedrückungen des Arms persischer Statthalter, wider welche der hier als Reliquie aufbewahrte Arm des heiligen Gregor keinen Schutz gewährt, litt das Kloster unendlich in den letzten Kriegen, so daß Dupré (im Jahre 1809) [1]) die Anzahl der Mönche auf zwanzig herabgesunken fand. Kotzebue gibt aber (im Jahre 1817) deren gegen dreyhundert an, was gewiß übertrieben ist, worunter mehrere Bischöfe, indem zwölf Bischöfe allein zu der hier jährlich mit großer Herrlichkeit vorgenommenen Weihe des heiligen Oels erforderlich seyn sollen [2]). Die (von Morier besuchte) Bibliothek ist schlecht bestellt: Evangelien, Liturgien rc.; als ein seltenes Buch zeigte man einen alten Band der Uebersetzung Pope's von Homer [3]). Von Etschmiasin machten Morier und sein Begleiter Monteith Ausflüge in die benachbarten zahlreichen armenischen Kirchen, und nach dem See von Eriwan (Siwan, Derjai Schirin, Gökdsche, uud heute auch Katschar Kuji) genannt, und nach der auf demselben gelegenen Insel, welche zum Verbannungsorte für die Mönche von Etschmiasin dient [4]).

Bey Gelegenheit dieser Ausflüge entdeckte Morier Ruinen eines römischen Baues zu Gerni [5]), dessen Moses von Chorene aus der Zeit des Tiridates erwähnt. Der Styl dieses Baues bestätigt die von Mannert [6]) bey Gelegenheit der Ruinen von Artaschat geäußerte Vermuthung, »daß bey näherer Untersuchung die Bauart vermuthlich römisch würde gefunden werden, weil Tiridat, der zweymal in Rom war, vom Kaiser Nero die Erlaubniß erhalten hatte, römische Künstler und Handwerker nach Armenien zu führen [7]).« Da Gerni am Ufer des Rhazdamus lag, so gibt dieß den alten Namen des Flusses; auf dem linken Ufer desselben sind die alten Mauerwerke von Byrs, vermuthlich die Reste des alten Babyrsa, eine der Schatzstädte von Tigranes und Artabasus [8]). Morier besuchte die mehr oder minder sehenswerthen armenischen Kirchen zu Aschtarek, Kis Kalaassi, und Keghort, die letzte (wo ehemals der heilige Speer aufbewahrt ward), die merkwürdigste aus allen wegen mehrerer Felsengrotten und armenischer Inschriften, eine derselben zum Andenken der durch Timurlenk verübten Zerstörung, und des bey dieser Gelegenheit

---

[1]) II. 264. [2]) Kotzebue 63. [3]) Morier 333. [4]) Derselbe S. 338.
[5]) *Morier* second journey. p. 340. [6]) V. II. S. 232.
[7]) Dio *Cassius* LXIII. 6. [8]) Strabo XI. l. XIII. §. 6.

begangenen Kirchenraubs. Die Gegenden dieser Dörfer wimmeln im August von Wachteln, und die Art, sie in ungeheurer Menge zu fangen, ist sonderbar. Der Vogler steckt zwey Hölzer, die er zu diesem Behufe im Gürtel führt, in die Aermel seiner Jacke, die er über den Kopf nimmt, so daß sie als zwey Hörner erscheinen, und dem Mann das Aussehen eines Thieres geben. Die Perser behaupten, daß die Wachtel sich vor dieser Thiergestalt weniger, als vor der menschlichen scheue, und ruhig sitzen bleibe, um mittelst des Handnetzes, das der Vogler bey sich führt, in großer Menge gefangen zu werden [1]).

Nachdschiwan ist die zweyte Hauptstadt von Aran oder Persisch-Armenien, nämlich des südlichen Antheils wie Eriwan des nördlichen. Jenes steht wahrscheinlich an der Stelle des Terwa (Τερουα), dieses an der Stelle des Nakuana (Naxuava) der Ptolemaios, und in kleiner Entfernung von beyden sind die Ruinen der beyden alten Hauptstädte des Landes, die von Artaxata namlich in den Ruinen zu Artaschat bey Eriwan, und die des älteren Arxata süd-westlich von Nachdschiwan, hart am Araxes, (wo die Ruinen einer Brücke), die beyden alten Schatzstädte Byrsa und Olene, endlich sind jene östlich von Erivan in den Ruinen von Byrs, und diese östlich von Nachdschiwan in dem Schlosse von Alandschik zu erkennen. Alandschik, Urdabad und Aligis sind die Hauptörter dreyer kleiner gleichnamiger Distrikte, dem von Nachdschiwan untergeordnet. Die Einkünfte des ganzen Bezirks werden auf 2000 Toman das Jahr berechnet; die vielfach verwüstete Stadt ist noch täglich im Sinken begriffen, besonders seitdem auf der andern Seite des Flusses an der Brücke (oder wenn diese der pontem indignatus Araxes zerreißt), an der Ueberfuhr das Schloß von Abassabad sich hebt. Von den Denkmalen alter Größe ist nur das Grabmal des Wesirs des Usun Hassan (Hallers Usong) für die Geschichte, und das Grab Noe's für die Sage merkwürdig [2]). Früher von Sultan Murad IV. verheert, erfuhr diese Stadt auch die gegenseitigen Verwüstungen der Russen und Perser im Feldzuge von 1808, so daß sie heute nur einen Schutthaufen darstellt [3]).

---

[1]) *Morier* second journey, p. 343.

[2]) *Morier* second journey, 308 — 312. [3]) Dupré II. p. 253. nennt den Sultan Kisil Arslan statt Usun Hassan, die Wahrheit kann ein künftiger Reisende aus der noch von keinem gelesenen Inschrift dieses Grabmals erforschen.

Dupré führt nach Eckhel [1], die alte Medaille mit der Inschrift Νιυ, d. i. Noe als eine Spur der Ueberlieferung der Sündfluth an, damit stimmt der oben erwähnte, von Strabo an der Straße längs des Abos (Ararat) genannte Altar des Schiffs (Βαριδος Νεων) ganz überein [2]. Das kleine Flüßchen, das nach einem kurzen Laufe von vier Farsangen unter Nachdschiwan in den Araxes fällt, ist bis jetzt dem Namen nach nicht bekannt. Die nord-östlich von Nachdschiwan aus gesehenen Berge sind der Distrikt von Karabagh des schönschen Theils dieser Provinz, der aber heute nicht mehr den Persern, sondern den Russen zugehört. Darin sind das alte oft belagerte und verwüstete Gendsche, und das schön gelegene Berdaa, die nennenswerthesten Oerter, das erste auch als der Geburtsort mehrerer großer Schriftsteller in der Literaturgeschichte, das zweyte durch seine romantische Lage in den romantischen Gedichten des Morgenlandes, besonders in dem von Chosru und Shirin gefeyert. Der berühmteste Sänger desselben, der größte romantische persische Dichter der Perser, Nisami, ist wie Abul Ola, der berühmte arabische Dichter, zu Gendsche geboren, und jener verlegt daher in die Lustgefilde seines schönen Vaterlandes die Jugendscenen Schirins, als einer georgianischen oder armenischen Fürstentochter [3].

Außer Nisami und Abul Ola ist die schöne und romantische Landschaft von Karabagh noch das Vaterland der beyden großen persischen Dichter Chakani und Feleki, des großen Philosophen Kemaleddin Messud, und des großen Arztes Mewlana Rukneddin, des Verfassers des medizinischen berühmten Werkes Miretosch-schifa, d. i. der Spiegel der Heilung für Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels, verfaßt [4]. Berdaa ist besonders durch seine Pistazien, welche denen von Samarkand vorgezogen werden, durch seine Kastanien und Maulbeerbäume berühmt [5]. Nach

---

[1]) Doctrina nummorum veterum III. p. 132. [2]) Strabo IX. CXIII. §. 14. Siebenkees hatte Unrecht die Leseart αβαριδος der alten allgemeinen und wahren, nämlich βαριδος vorzuziehen.

[3]) Ihr lacht im Frühlinge die Ebene von Mokan,
Den Winter fühlt sie nicht in Berda's lauem Himmel,
Der Herbst erfreuet sie im Wald von Erivan
Mit kriegerischem Jagdgetümmel,
Dort breitet gegen Norden hin
Die Fluthen aus der See: Derja Schirin (der Lychnites).
Schirin I. 19. statt Fluthen steht durch einen groben Druckfehler Blüthen.

[4]) Dschihannuma S. 394. [5]) Ebend. S. 392.

der Eintheilung orientalischer Geographie wird zur Landschaft Karabagh auch die berühmte Ebene von Mokan oder Moghan gerechnet, welche aber auf dem rechten südlichen Ufer des Araxes gelegen, eigentlich ein Theil des Bezirks Karabagh ist, und mit diesen zu Aserbeidschan gehört. Auf dieser Ebene ließ sich Nadirschah zum Herrn von Persien ausrufen, und dieselbe hieß vielleicht die nisäische, wie die andere, östlich von Hyrkanien gelegene, nicht von einem Orte dieses Namens, sondern von den Pferden selbst, denn bey aufmerksamer Prüfung der verschiedenen Stellen Strabo's, wo er von dessen Pferden spricht, erhellet, daß bey den alten Persern ein nisäisches Pferd gerade das bedeutete, was heute im ganzen Orient ein Koheilan oder Pferd von edler Rasse.

Der Ebene von Nisaia (Νησαια) erwähnt Strabo zweymal [1]), ohne dabey der Pferde zu gedenken; von den Pferden aber sagt er bey den Erzeugnissen Armeniens [2]):

»So pferdenährend ist das Land (und nicht minder als »Medien), so daß auch die nisaischen Pferde hier gefunden »werden, deren sich die persischen Könige bedienten, und der Satrape Armeniens schickte deren jährlich zwanzigtausend Füllen »nach Persien zu dem Mithrasfeste (Newruf).« Und wieder bey Medien [3]):

»Die nisaischen Pferde, deren sich als der schönsten und »größten die persischen Könige bedienen, werden, wie einige sagen, »hier, wie andere sagen, aus Armenien erzeugt.«

Wenn also [4]) von der nisaischen Ebene gesprochen wird,

---

[1]) CIX. C. VII. §. 2. Τῆς δὲ Ὑρκανίας ἐςί καὶ ἡ Νησαία, und (VIII. §. 3 zwischen Hyrkanien und den parthischen Ebnen τήν τε Ὑρκανίαν καὶ τὴν Νησαίαν καὶ τὶ τῶν Παρθυαίων, sie ist also bey Hyrkanien in Parthien nämlich hier zu suchen.

[2]) Es ist in Medien eine große Fläche, welche die nisäische heißt, und welche die großen Pferde nährt. Herod. VI. Das nisäische Feld, woher bey den Medern die nisäischen Pferde. *Stephanus* de urbibus.

[3]) Sunt apud eos (*Medos*) prata virentia foetus equorum nobilium, — quos *Niseos* appellant. *Ammian. Marcell.* XXIII. Nisaion ein Ort von Persien, wo die schnellsten sogenannten nisäischen Pferde erzeugt werden; Andere sagen, es werde eine große Ebene Mediens die nisäische genannt, welche die großen Pferde hervorbringt. Suidas.

[4]) Es ist zu wissen, daß die berühmte nisäische Ebene in der Gegend von Medien ist, wo die großen nisäischen Pferde erzeugt werden. Eustathius in Dionysium de situ orbis. — Die übrigen über die nisäischen Pferde gesammelten Stellen, welche einstimmig die Vortrefflichkeit derselben preisen, s. bey Brisson.

welche die großen Schimmel nährte, die dem Wagen des Königs vorgespannt, und dem Jupiter (Ormusd) geheiligt waren, so ist nach allem Anscheine keine andere darunter zu verstehen, als die von Mogan oder Moken, die noch heute die besten Pferde liefert.

III. Aserbeidschan.

Liegt zwischen den beyden durchgegangenen Provinzen, so daß es nördlich vom Araxes und mittelst desselben von persisch Armenien, südlich von persisch Irak (Medien), östlich von Dilem, westlich vom türkischen Turkistan begränzt wird; die bevölkertste Landschaft des Reichs, indem man die Gesammtzahl der Bewohner auf zwey Millionen schätzen kann, wovon ein Drittheil die Stämme kurdischer und türkischer Zunge ausmachen; durch Armenier und Juden, wovon die ersten meistens das Ufer des Araxes bewohnen, die Sprache ist türkisch, das Klima sehr mannigfaltig von der größten Kälte, an der Bergkette des Taurus, welche diese Provinz durchschneidet, um sich am kaspischen Meere mit dem auslaufenden Ufer des Kaukasus zu vereinigen, und im Sommer sehr große Hitze wegen Trockenheit der Luft [1]). Nach Rousseau [2]) funfzig Lieues lang und sechzig breit, nach dem Dschihannuma ist die Länge von Maku bis Chalchal fünf und neunzig, die Breite von Madscherwan bis an den Berg Seilan fünf und funfzig Farsangen. Der alte Namen ist Atropatene, der nicht vom Statthalter dieses Namens sondern von den vielen dem Feuer (Aser) geheiligten Tempeln abzuleiten ist, indem Serduscht (Soroaster) hier geboren, seine Lehre hier zuerst verkündete. Die benachbarten brennenden Felder (zu Baku am kaspischen Meere) begünstigten als ein Naturwunder die Verehrung des Feuers, und da am Ararat von der ältesten Zeit her der Tempel des Schiffs zum Andenken der Sündfluth, deren Ueberlieferung später mit der des Argonautenzugs und die Arche mit der Argho, (und dem darnach genannten Berge Arghi oder Ararat) zusammenschmolz, verehrt ward, so sind diese Länder neptunisch und vulkanisch von großer Merkwürdigkeit.

Kinneir gibt die Eintheilung derselben in zwölf Distrikte an, zu denen er aber auch die von Karabagh, von Eriwan

---

Wiewohl alle diese Stellen Medien nennen, wozu Atropatene im strengsten Verstande nicht zu rechnen ist, so macht doch die Bestimmung Strabos (zwischen Hyrkanien und Parthien) wahrscheinlich, daß die Ebene von Moghan gemeint seyn dürfe.

[1]) Dupré II, 270. [2]) Notice historique sur la *Perse* p. 48.

der Eintheilung orientalischer Geographie wird zur Landschaft Karabagh auch die berühmte Ebene von Mokan oder Moghan gerechnet, welche aber auf dem rechten südlichen Ufer des Araxes gelegen, eigentlich ein Theil des Bezirks Karabagh ist, und mit diesen zu Aserbeidschan gehört. Auf dieser Ebene ließ sich Nadirschah zum Herrn von Persien ausrufen, und dieselbe hieß vielleicht die nisäische, wie die andere, östlich von Hyrkanien gelegene, nicht von einem Orte dieses Namens, sondern von den Pferden selbst, denn bey aufmerksamer Prüfung der verschiedenen Stellen Strabo's, wo er von dessen Pferden spricht, erhellet, daß bey den alten Persern ein nisäisches Pferd gerade das bedeutete, was heute im ganzen Orient ein Koheilan oder Pferd von edler Rasse.

Der Ebene von Nisaia (*Νησαια*) erwähnt Strabo zweymal [1]), ohne dabey der Pferde zu gedenken; von den Pferden aber sagt er bey den Erzeugnissen Armeniens [2]):

»So pferdenährend ist das Land (und nicht minder als »Medien), so daß auch die nisaischen Pferde hier gefunden »werden, deren sich die persischen Könige bedienten, und der Sa»trape Armeniens schickte deren jährlich zwanzigtausend Füllen »nach Persien zu dem Mithrasfeste (Newruf).« Und wieder bey Medien [3]):

»Die nisaischen Pferde, deren sich als der schönsten und »größten die persischen Könige bedienen, werden, wie einige sagen, »hier, wie andere sagen, aus Armenien erzeugt.«

Wenn also [4]) von der nisaischen Ebene gesprochen wird,

---

[1]) CIX. C. VII. §. 2. Τῆς δὲ Ὑρκανίας ἐςί καὶ ἡ Νησαία, und (VIII. §. 3 zwischen Hyrkanien und den parthischen Ebnen τὴν τε Ὑρκανίαν καὶ τὴν Νησαίαν καὶ τὶ τῶν Παρθυαίων, sie ist also bey Hyrkanien in Parthien nämlich hier zu suchen.

[2]) Es ist in Medien eine große Fläche, welche die nisäische heißt, und welche die großen Pferde nährt. Herod. VI. Das nisäische Feld, woher bey den Medern die nisäischen Pferde. *Stephanus* de urbibus.

[3]) Sunt apud eos (*Medos*) prata virentia foetus equorum nobilium, — qubs *Niseos* appellant. *Ammian. Marcell.* XXIII. Nisaion ein Ort von Persien, wo die schnellsten sogenannten nisäischen Pferde erzeugt werden; Andere sagen, es werde eine große Ebene Mediens die nisäische genannt, welche die großen Pferde hervorbringt. Suidas.

[4]) Es ist zu wissen, daß die berühmte nisäische Ebene in der Gegend von Medien ist, wo die großen nisäischen Pferde erzeugt werden. Eustathius in Dionysium de situ orbis. — Die übrigen über die nisäischen Pferde gesammelten Stellen, welche einstimmig die Vortrefflichkeit derselben preisen, s. bey Brisson.

welche die großen Schimmel nährte, die dem Wagen des Königs vorgespannt, und dem Jupiter (Ormusd) geheiligt waren, so ist nach allem Anscheine keine andere darunter zu verstehen, als die von Mogan oder Moken, die noch heute die besten Pferde liefert.

III. Aserbeidschan.

Liegt zwischen den beyden durchgegangenen Provinzen, so daß es nördlich vom Araxes und mittelst desselben von persisch Armenien, südlich von persisch Irak (Medien), östlich von Dilem, westlich vom türkischen Turkistan begränzt wird; die bevölkertste Landschaft des Reichs, indem man die Gesammtzahl der Bewohner auf zwey Millionen schätzen kann, wovon ein Drittheil die Stämme kurdischer und türkischer Zunge ausmachen; durch Armenier und Juden, wovon die ersten meistens das Ufer des Araxes bewohnen, die Sprache ist türkisch, das Klima sehr mannigfaltig von der größten Kälte, an der Bergkette des Taurus, welche diese Provinz durchschneidet, um sich am kaspischen Meere mit dem auslaufenden Ufer des Kaukasus zu vereinigen, und im Sommer sehr große Hitze wegen Trockenheit der Luft [1]). Nach Rousseau [2]) funfzig Lieues lang und sechzig breit, nach dem Dschihannuma ist die Länge von Maku bis Chalchal fünf und neunzig, die Breite von Madscherwan bis an den Berg Seilan fünf und funfzig Farsangen. Der alte Namen ist Atropatene, der nicht vom Statthalter dieses Namens sondern von den vielen dem Feuer (Aser) geheiligten Tempeln abzuleiten ist, indem Serduscht (Soroaster) hier geboren, seine Lehre hier zuerst verkündete. Die benachbarten brennenden Felder (zu Baku am kaspischen Meere) begünstigten als ein Naturwunder die Verehrung des Feuers, und da am Ararat von der ältesten Zeit her der Tempel des Schiffs zum Andenken der Sündfluth, deren Ueberlieferung später mit der des Argonautenzugs und die Arche mit der Argho, (und dem darnach genannten Berge Arghi oder Ararat) zusammenschmolz, verehrt ward, so sind diese Länder neptunisch und vulkanisch von großer Merkwürdigkeit.

Kinneir gibt die Eintheilung derselben in zwölf Distrikte an, zu denen er aber auch die von Karabagh, von Eriwan

---

Wiewohl alle diese Stellen Medien nennen, wozu Atropatene im strengsten Verstande nicht zu rechnen ist, so macht doch die Bestimmung Strabos (zwischen Hyrkanien und Parthien) wahrscheinlich, daß die Ebene von Moghan gemeint seyn dürfe.

[1]) Dupré II, 270. [2]) Notice historique sur la *Perse* p. 48.

springenden Flüßchen vereint, und dann bey Doucane (?)[1]) sechs Farsangen von Sahana in den Karaßu fallt. Kerend ist das alte Kerina.

Nehawend, die merkwürdigste, seit Otter[2]) von keinem Reisenden und auch von ihm nicht aufmerksam beobachtete Stadt des persischen Kurdistans, südlich von Kermanschah und Hamadan im Dreyeck mit diesen beyden Städten gelegen, nach dem Dschihannuma 83° 30 L. 35° 30′ B. auf einem Hügel vierzehn Farsangen von Hamadan, reich an Korn, Baumwolle, Früchten. Hier wurde unter dem Chalifate Omar's die entscheidende Schlacht von Sarietol Dschebel geliefert. Gräber moslimischer Helden, und Reste altpersischer Monumente[3]), besonders ein Orakelfelsen, von dem manche fabelhafte Sagen im Umlauf sind[4]), desgleichen ein duftendes Schilf, das aber nicht an Ort und Stelle, sondern erst wenn über den Abhang des Bergs getragen, riechen soll. Als Erbauer wird Noe genannt[5]).

Gerdsch, eine Tagreise von Nehawend auf der Straße von Hamadan nach Ißfahan, vier Stationen von jener, und sechzig Farsangen nordöstlich von dieser Stadt gelegen, berühmt durch die Bauten, welche hier Abudelf zur Zeit Harun Raschids vollführte, durch die ausgedehnte Ebne und durch den nördlich der Stadt gelegenen Berg Rasmend, welcher eben so wie der bey Bissutun behauen ist, und an dem sich die Quelle Krichosrew's wie am Bissutun der Quell von Chosrew Parwis befindet[6]).

Dinewer 82 L. 36 B. nach dem Dschihannuma[7])

---

[1]) Alle die oben mit eingeklammerten Fragzeichen bezeichneten Namen dürften nicht richtig gehört, und folglich auch nicht richtig geschrieben worden seyn, indem dieselben weder persisch, noch türkisch lauten.

[2]) Er sagt nichts als ville maintenant ruinée en grand partie, — située sur une montagne, qui lui fournit de l'eau suffisamment. I. p. 191.

[3]) Dschihannuma S. 302. [4]) Ahmed von Tus und auch Bacui in den Extraits S. 500, der den Felsen Ouazouaz nennt. [5]) Dschihannuma 302 und Kaswini.

[6]) Dschihannuma S. 299 und das anonyme Mscpt.; er nennt die Ebne مرغزار كيتو, und sagt, daß sie sechs Farsangen lang, und drey breit ٩٨; der Berg sey aus schwarzem Stein, und in denselben eine Grotte gehauen, folglich ein Seitenstück zu den Monumenten Bissutuns, wo ebenfalls Grotten und Quellen.

[7]) Dschihannuma S. 302.

drey Stationen nordwestlich von Hamadan, und davon durch eine Reihe von Bergen getrennt, wodurch ein Paß führt, die Vaterstadt des berühmten Geschichtschreibers Ibn Kotaiba, vierzig Farsangen von Moßul, eben so viele von Meragha, und zehn von den Quellen des Sab entfernet [1]). Außer diesem von keinem Reisenden noch betretenen Passe des zagrischen Gebirgs ist noch der von

Dergesin, welches der Name eines Orts in der ersten Bergschlucht ist, die zunächst von Suleimanije bey Kerkuk sich öffnet. Der Paß ist vermuthlich der von Celená, wodurch Heraklius nach der Schlacht von Ninive in Matiene, d. i. in das persische Kurdistan vordrang [2]).

Rudgird, eine halbe Farsange von Gerdsch von einem Vesire Abudelfs erbaut [3]); ein festes in der Nähe von Gerdsch gelegenes Schloß heißt Fersin, durch warme Quellen bekannt [4]).

Der Ordnung natürlicher Gränze nach sollte auf Kurdistan die dasselbe nördlich unmittelbar begränzende Statthalterschaft Aserbeidschan folgen, wir gehen aber von der ersten unmittelbar zu Aran oder Karabagh, d. i. zu dem persischen Armenien aus der doppelten Ursache über, erstens: weil dieses wie jenes nur Bruchstück einer Provinz ist, zweytens; weil aus Aserbeidschan die natürliche Gränze desselben in die nördlichen Provinzen führt, während, wenn Aserbeidschan vor Aran behandelt würde, wir wieder auf unseren Weg zurückkommen müßten, um nach Gilan überzugehen.

II. Aran oder Karabagh.

Der Mittelpunkt des alten Armeniens, ehemals die Landschaft Ararad genannt [5]), gehört heute nicht einmal mehr

---

[1]) Otter I. p. 179.

[2]) Dieses von Macdonald S. 300 angeführte Dergesin ist nicht zu verwechseln mit einem anderen in Irak auf dem Wege von Hamadan nach Kaswin gelegenen, dessen Bewohner in den Geschichten Nadirschahs so oft vorkommen.

[3]) Dschihannuma S. 302. Otter passirte durch diesen Ort auf seinem Wege von Hamadan nach Ißfahan, und dasselbe wäre also eben sowohl als Gerdsch selbst besser unter Irak gestellet worden. Aber außerdem, daß im Dschihannuma diese Oerter in der Gesellschaft von Kermanschah aufgeführt sind, so wurden dieselben hieher gezogen um die merkwürdigsten von europäischen Reisenden noch ungesehenen oder unbeschriebenen Monumente des alten Mediens zusammenzustellen.

[4]) Dschihannuma S. 299.

[5]) Mémoires historiques et géographiques sur l'*Arménie* par M. *Saint-Martin*. *Paris* 1818. p. 106.

ganz, sondern nur zum Theil dem persischen Reiche an, indem der nördliche Theil derselben mit den darin gelegenen Hauptörtern Gendsche und Berdaa sammt den schönen aus der Geschichte Nadirschahs so berühmten Ebnen von den Russen abgerissen worden ist, so daß die russische nördliche Grenze nicht mehr die natürliche des Kor oder Kyros ist, sondern diesseits desselben, hart an Eriwan und Nachdschiwan vorbey auf den Araxes zuläuft. Westlich wird diese Landschaft von Türkisch-Armenien, südlich von Aserbeidschan begränzt [1]). Hier ist auch der Ort Gülistan, d. i. Rosenhain, wo der letzte Frieden zwischen Rußland und Persien geschlossen ward. So heißt auch ein Lustschloß zu Ißfahan, und ein Berg in Chorassan.

Berge. Unmittelbar südlich von Eriwan erhebt sich der am frühesten berühmte biblische Berg der Arche, der Ararat, dessen Fortsetzung sich von hier südwestlich am See von Wan vorbey, bis nach Nißibin hinzieht, wo der unmittelbar über dieser Stadt gelegene Berg (der Masius des Strabo) als das Ende dieser Bergkette zu betrachten ist, welche schon in der frühesten Zeit Masis geheißen ward. Die Armenier wollen, daß die Arche auf dem nordöstlichsten Ende desselben, nämlich auf dem eigentlichen Ararat, dem Abos Strabo's, sitzen geblieben sey, alle morgenländische Erdbeschreiber aber verlegen den Ruhepunt derselben auf das südöstliche Ende dieser Kette, auf den Berg von Nißibin, welcher heute Dschudi heißt, so daß im Grunde eine und dieselbe Gebirgskette gemeint ist, nur daß die christliche Sage das nordöstliche Ende, die moslimische das südwestliche bezeichnet. Der türkische Name des Ararats ist Arghitagh [2]), nicht Aghri [3]) (wie bey Morier und Dupré), und der Name selbst leitet auf das indische Argha (Schiff) und die Arche hin. Dieser indische Name des Schiffs (Argha) erklärt das Βαριδος νεων, d. i. den Tempel des Schiffs, der laut Strabo [4]) am Berge Abos auf dem Wege nach Ekbatana stand. Er ist zweygipflig, ein Gletscher, und die alte Sage von den Trümmern der Arche, die sich noch auf dem höheren Gipfel befinden, und von Anachoreten, die dort gelebt haben sollen, erhält sich noch immer. Gegründeter scheint die von

---

[1]) Auf der Karte der Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere von Klaproth, Berlin 1814, ist auch Aserbeidschan mit dem Inbegriff von Tewris und Ardebil als russisch kolorirt, und die wahre Grenze nicht gezogen.

[2]) Morier I. p. 306. [3]) Dschihannuma S. 392. [4]) Strabo l. XI. l. XIII. §. 14.

Strabo's [1]) Zeit her fortdauernde Sage der Schneewürmer, worunter vermuthlich die Cantharis fusca *Linn.* gemeint ist. Noch zeigt man die Stelle, wo Noah vom Berg in die Ebene stieg, wo er den ersten Wein pflanzte [2]). Der Gipfel ist meistens mit Wolken bedeckt, die der Berg von der Ebne, wo es fast nie regnet, um sich versammelt. Der Ararat ist der Wohnsitz der Stürme [3]), und daher auch sein persischer Name, welcher den stürmischen Berg bedeuten soll [4]).

Die Berge, welche sich südlich des Ararats, vom Arares gegen Erserum hinstrecken, heißen Kußtagh und Kisildschetagh, die bey Nachdschiwan Aghirtagh, nordwestlich von Erivan, die Berge von Aligis und Karniarek [5]), und Kapantagh das Gränzgebirg zwischen dem Distrikte von Nachdschiwan und dem von Karabagh [6]).

Flüsse. Der Cyrus und Araxes sind die beyden natürlichen Grenzen dieser Landschaft, welche, wie Mesopotamien, zwischen zwey Flüssen gelegen, aus drey Bezirken besteht, dem von Erivan oder das eigentliche Aran, dem von Karabagh (Schwarzgarten) und dem von Karatagh) (Schwarzberg). Der Ort ihrer Vereinigung heißt Jurtbasar [7]); der Cyrus (Kor) entspringt nicht ferne von Achiska, geht aber heute nicht mehr durch persisches, sondern ganz durch russisches Gebiet bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Arar[illegible] der allein noch als persischer Fluß in dieser Provinz hier [illegible] seiner Stelle ist.

Der Araxes entspringt in dem Berge von Bin Göl (Tausend Quellen), zwanzig englische Meilen südlich von Erserum, geht gerade unter der Brücke Tschoban Köpri weg, gerade auf Eriwan zu, wo derselbe den Sengi, Kaiaßu, Arpatschai und Aktschai aufnimmt, nördlich am Ararat vorüber, auf Nachdschiwan zu, und ungeachtet des Virgilianischen Pontem indignatus Araxes schon seit Jahrhunderten unter der sogenannten Wüstenbrücke (Tscholfa Koprissi) bey Megri fünf und funfzig englische Meilen von Tebris durchgeht, sich dann mit dem Kur (Cyrus) nach einem Wasserfalle (?) des letzten vereinigt, und nach einem Laufe

---

1) S. bey Morier II. 345. 335. 355. 2) Kotzebue S. 60.

3) Freygang 249. 4) Dupré II. 229. les Persans l'appellent *Ma Kchou Khou* (?) ou mont orageux, vermuthlich soll es Mahu scherur seyn, so heißt auf Moriers Karte der kleine Ararat.

5) *Morier* second journey p. 335. 6) *Morier* second journey p. 308. 7) Dschihannuma 396.

von beyläufig hundert und funfzig Farsangen ins kaspische Meer ergießt. Bey der Brücke von Megri fand Kinneir denselben achtzig Klafter breit und vier Fuß tief [1]; Dupré übersetzte denselben höher, als die Brücke von Megri, bey Chor und brauchte drey Viertelstunden zur Ueberfahrt, er gibt die größte Tiefe drey Mètres, und die Breite auf neunzig Mètres an [2], die Bewohner seiner Ufer kommen im Koran [3]) als die Aßhabi Ras vor, und Hafis hat denselben in seinen Gedichten verewigt [4]).

Der Sengi ist der Ausfluß des nördlich von Eriwan gelegenen Sees von Gökdsche [5]), nimmt das Flüßchen Kirk Bulak auf, fließt hart an Eriwan vorbey, und fällt drey Stunden südlich davon in den Araxes [6]).

Die zwey Arpatschai. Der eine, der alte Harpasus, macht die russische Gränze, der andere kommt von dem See Gökdsche, und geht ober Nachdschiwan in den Araxes.

Der Aktschai, d.i. der weiße Strom, fällt von dem rechten Ufer des Araxes ober Choi durch die Schlucht Derichan in denselben [7]). Der Karaßu fällt oberhalb des Gerni unter dem Sengi in den Araxes.

Seen. Der See von Gökdsche oder Eriwan, auch Derjai Schirin, d.i. der süße See, und bey Morier der See von Siwan, ist der Lychnites der alten Geographie, den Ptolemäo [illegible]rade nördlich von Artaxata, der alten Hauptstadt des Land[illegible]setzt. Mannert [8]) glaubt, dieselbe habe an der Mündung des Sengi in den Araxes gelegen, Morier bemerkt, daß die Lage der heute unter den Namen Tachti Tirdad, d. i. der Thron des Tiridates, gezeigten Ruinen mit der von Strabo angegebenen Lage (auf einer Art von Halbinsel nämlich, so daß der Fluß die Stelle der Mauern auf zwey Seiten vertrat [9]), nicht übereinstimme, aber die von ihm geäußerte Vermuthung, daß dieselbe tiefer hinunter am Araxes, zwischen dem Einfluß des Arpatschai (Harpasus), und zwischen Nachdschiwan gelegen habe, (wo C. Monteith Ruinen gesehen [10])

---

[1]) Kinneir p. 321. [2]) Dupré II. 250. [3]) Sura XXV. 39.

[4]) Bruchstücke Sin Gasele 1.

Wenn du vorbeigehst Ost am Ufer des Aras
So küss' den Staub des Thals durchwürze deine Seele.

[5]) *Morier* second. Gas. 337. Freygang 257 auch Dschihannuma S. 397. Hiernach ist Malte Brun zu berichtigen, welcher sagt, daß der See keinen Ausfluß habe; dieser Irrthum ist so unerklärlicher, als schon Chardin sagt, daß die Sengi dessen Abfluß sey. [6]) Dupré II. 261. [7]) Dupré II. 249. [8]) Geographie der Griechen und Römer V. II. S. 332. [9]) Strabo XI. l. XIII. §. 6. [10]) Morier II. 316.

widerspricht der Angabe des Ptolemäos von Artaxata's Lage. An der zweyten Stelle ist das alte Arxata zu suchen, welches Mannert nicht fern davon an der Stelle des heutigen Nachdschiwan vermuthet [1]).

Oerter. Eriwan 78° 15′ L. 40° 15′ B. nach den persischen Tafeln [2]), und mit 87 L. 39 B. nach dem Dschihannuma [3]) einer Cidatelle gegen Osten, an einem einspringenden Winkel, den das linke Ufer des Sengi mit dem Araxes bildet, mit welchem sich derselbe drey Stunden unterhalb vereinigt. An einer Seite auf dem steilen Felsenufer des Flusses durch denselben, auf den drey anderen durch doppelten Ziegelwall und dreyfachen Graben [4]) von etwa funfzig Kanonen und einigen tausend Mann Serbas (die neu regulirte persische Miliz) unter dem Befehle Hussein Chans des Katscharen (der dem Schah auf den Thron half [5]), vertheidigt. Die stärkste Gränzfestung des Reichs an der westlichen Gränze, und die Hauptstadt von ganz persisch Armenien im Distrikte Tschukur Saad [6]). Im Jahre 1582 eroberten es die Türken (unter Ferhadpascha), und bauten unter Sultan Murad III. Regierung die heutige Festung. Schah Abbas nahm sie nach siebenmonatlicher Belagerung im Jahre 1604 weg, und vermehrte die Festungswerke; im Jahre 1615 wurde sie umsonst (von Mohammed Pascha) belagert. Sultan Murad IV. nahm sie im Jahr 1635 in sieben Tagen ein, nach seinem Tode aber fiel sie wieder den Persern heim. Im Jahre 1721 kam sie in türkische, im Jahr 1734 abermal unter persische Herrschaft [7]), unter welcher dieselbe, ungeachtet der dreymaligen russischen Belagerung [8]) (die letzte unter General Gudowitsch im Jahre 1808) bis heute verblieben ist.

Das Gebiet unter dem Befehle des Serdar von Eriwan ist hundert und vierzig englische Meilen lang und achtzig breit, nach einer Schätzung (سوم Sum) des Bruders des Befehlshabers beträgt die Bevölkerung des Distrikts 74800 Seelen, worin die Ilat oder herumziehenden Horden eingeschlossen sind, die Kurden ausgenommen, wovon 5010 Familien, in der Statt-

[1]) Mannert V. II. S. 233. Strabo setzt Artaxata in die Ebene des Araxes auf eine Halbinsel, und Arxata ebenfalls an den Araxes, von welchem Nachdschiwan entfernt liegt.

[2]) Dupré II. 261. [3]) Dschihannuma 391. [4]) Dupré p. 262. [5]) Freygang 153. [6]) Dschihannuma 391. [7]) Kotzebue S. 79 nach Chardin. [8]) Dupré 261. Kinneir 325. Das Dschihannuma setzt hinzu, daß die Festung zwey Thore habe, das eine südlich das Thor von Tebris, das andere nördlich das von Schirwan genannt

halterschaft Eriwan herumziehend, mit den obigen die Summe von 100,000 Köpfen vervollständigen. Die Einkünfte werden auf 180,000 Toman oder beyläufig 135,000 Pf. St. geschätzt, wiewohl die ordentlichen nur auf 100,000 Toman angesetzt sind. Der Serdar nimmt den fünften Theil vom Ertrage an Reis, Baumwolle, Hirse, den zehnten vom Ertrag an Korn [1]). Die Kosten der Bewässerung sind unbedeutend, wegen der zahlreichen kleinen Flüsse, welche den Distrikt bewässern, als der Sengi, Gerni, Kirkbulak, Aschtarek und Arpatschai (die russische Gränze [2]). Der Statthalter treibt den Alleinhandel der Baumwolle, und führt dafür Japandschi (die gemeinen georgianischen in ganz Persien getragenen) Röcke ein; er hält seine Macht mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod unmittelbar vom Schah. Sein Pallast ist in der größtentheils aus verfallenen Gebäuden bestehenden Citadelle; der Hauptsaal, den Kotzebue umständlich beschreibt [3]), erhebt sich unmittelbar ober dem senkrechten Abhange des Felsens mit herrlicher Aussicht. Von den Fenstern aus unterhält sich der Serdar, die Esel der jenseits des Flusses vorüberziehenden Bauern niederzuschießen. Im letzten russischen Kriege sprang von hier eine gefangene Georgianerin aus Verzweiflung hinunter, um ihrem Geliebten, der eben über die Brücke des Sengi ging, zu folgen. Sie müßte tausend Mal zerquetscht worden seyn an dem Felsen des Stroms, wenn sie nicht wunderbar von Weiden emporgehalten gerettet worden wäre. Der Serdar, von so viel Liebe gerührt, schenkte beyden die Freyheit und Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland [4]).

Drey Stunden östlich von Eriwan liegt das berühmte armenische Kloster Etschmiasin, dessen Namen man auf türkisch Utsch Kilisse, d. i. Dreykirchen heißt, der aber auf armenisch Herabsteigung des Sohnes Gottes bedeutet; ein prächtiges Gebäude, der Sitz des armenischen Patriarchen, dessen Porträt (bey Morier [5]) in Holzstich gestochen) sich mit der Anachoretenkapuze und dem Großkreuz des Annenordens sonderbar ausnimmt. Gregor von Nazianz gilt für den Erbauer der Kirche, deren kostbarste Reliquien, ein Stück der Arche Noe und die heilige Lanze sind, womit Longinus die Seite Christi durchstach [6]). Mit der Authentik dieser beyden Reliquien kann es eben nicht am besten bestellt seyn, da der Gipfel des Ararat als ewiger Gletscher unzugänglich ist, und die Lanze,

---

[1]) *Morier* second journey. p. 321. [2]) Freygang 244. Dieser obere Arpatschai ist nicht mit dem unteren ober den Ruinen Arxatas in dem Araxes fallenden zu verwechseln. [3]) Kotzebue S. 71. [4]) Morier p. 320. [5]) *Morier* second journey. p. 324. [6]) Derselbe p. 326.

wovon ein doppeltes Exemplar im byzantinischen Reich als die einzig wahre galt, durch die Kreuzfahrer aus Antiochien und Konstantinopel nach Europa weggeführt ward. Außer den gewöhnlichen Bedrückungen des Arms persischer Statthalter, wider welche der hier als Reliquie aufbewahrte Arm des heiligen Gregor keinen Schutz gewährt, litt das Kloster unendlich in den letzten Kriegen, so daß Dupré (im Jahre 1809) [1]) die Anzahl der Mönche auf zwanzig herabgesunken fand. Kotzebue gibt aber (im Jahre 1817) deren gegen dreyhundert an, was gewiß übertrieben ist, worunter mehrere Bischöfe, indem zwölf Bischöfe allein zu der hier jährlich mit großer Herrlichkeit vorgenommenen Weihe des heiligen Oels erforderlich seyn sollen [2]). Die (von Morier besuchte) Bibliothek ist schlecht bestellt: Evangelien, Liturgien ꝛc.; als ein seltenes Buch zeigte man einen alten Band der Uebersetzung Pope's von Homer [3]). Von Etschmiasin machten Morier und sein Begleiter Monteith Ausflüge in die benachbarten zahlreichen armenischen Kirchen, und nach dem See von Eriwan (Siwan, Derjai Schirin, Gökdsche, uud heute auch Katschar Suji) genannt, und nach der auf demselben gelegenen Insel, welche zum Verbannungsorte für die Mönche von Etschmiasin dient [4]).

Bey Gelegenheit dieser Ausflüge entdeckte Morier Ruinen eines römischen Baues zu Gerni [5]), dessen Moses von Chorene aus der Zeit des Tiridates erwähnt. Der Styl dieses Baues bestätigt die von Mannert [6]) bey Gelegenheit der Ruinen von Artaschat geäußerte Vermuthung, »daß bey näherer Untersuchung die Bauart vermuthlich römisch würde gefunden werden, weil Tiridat, der zweymal in Rom war, vom Kaiser Nero die Erlaubniß erhalten hatte, römische Künstler und Handwerker nach Armenien zu führen [7]).« Da Gerni am Ufer des Rhazdamus lag, so gibt dieß den alten Namen des Flusses; auf dem linken Ufer desselben sind die alten Mauerwerke von Byrs, vermuthlich die Reste des alten Babyrsa, eine der Schatzstädte von Tigranes und Artabasus [8]). Morier besuchte die mehr oder minder sehenswerthen armenischen Kirchen zu Aschtarek, Kif Kalaassi, und Keghort, die letzte (wo ehemals der heilige Speer aufbewahrt ward), die merkwürdigste aus allen wegen mehrerer Felsengrotten und armenischer Inschriften, eine derselben zum Andenken der durch Timurlenk verübten Zerstörung, und des bey dieser Gelegenheit

[1]) II. 264. [2]) Kotzebue 63. [3]) Morier 333. [4]) Derselbe S. 338.
[5]) *Morier* second journey. p. 340. [6]) V. II. S. 232.
[7]) Dio *Cassius* LXIII. 6. [8]) Strabo XI. l. XIII. §. 6.

begangenen Kirchenraubs. Die Gegenden dieser Dörfer wimmeln im August von Wachteln, und die Art, sie in ungeheurer Menge zu fangen, ist sonderbar. Der Vogler steckt zwey Hölzer, die er zu diesem Behufe im Gürtel führt, in die Aermel seiner Jacke, die er über den Kopf nimmt, so daß sie als zwey Hörner erscheinen, und dem Mann das Aussehen eines Thieres geben. Die Perser behaupten, daß die Wachtel sich vor dieser Thiergestalt weniger, als vor der menschlichen scheue, und ruhig sitzen bleibe, um mittelst des Handnetzes, das der Vogler bey sich führt, in großer Menge gefangen zu werden [1]).

Nachdschiwan ist die zweyte Hauptstadt von Aran oder Persisch-Armenien, nämlich des südlichen Antheils wie Eriwan des nördlichen. Jenes steht wahrscheinlich an der Stelle des Terwa (Τερουα), dieses an der Stelle des Nakuana (Naxuava) der Ptolemaios, und in kleiner Entfernung von beyden sind die Ruinen der beyden alten Hauptstädte des Landes, die von Artaxata nämlich in den Ruinen zu Artaschat bey Eriwan, und die des älteren Arxata süd-westlich von Nachdschiwan, hart am Araxes, (wo die Ruinen einer Brücke), die beyden alten Schatzstädte Byrsa und Olene, endlich sind jene östlich von Erivan in den Ruinen von Byrs, und diese östlich von Nachdschiwan in dem Schlosse von Alandschik zu erkennen. Alandschik, Urdabad und Aligis sind die Hauptörter dreyer kleiner gleichnamiger Distrikte, dem von Nachdschiwan untergeordnet. Die Einkünfte des ganzen Bezirks werden auf 2000 Toman das Jahr berechnet; die vielfach verwüstete Stadt ist noch täglich im Sinken begriffen, besonders seitdem auf der andern Seite des Flusses an der Brücke (oder wenn diese der pontem indignatus Araxes zerreißt), an der Ueberfuhr das Schloß von Abassabad sich hebt. Von den Denkmalen alter Größe ist nur das Grabmal des Vesirs des Usun Hassan (Hallers Usong) für die Geschichte, und das Grab Noe's für die Sage merkwürdig [2]). Früher von Sultan Murad IV. verheert, erfuhr diese Stadt auch die gegenseitigen Verwüstungen der Russen und Perser im Feldzuge von 1808, so daß sie heute nur einen Schutthaufen darstellt [3]).

---

1) *Morier* second journey, p. 343.

2) *Morier* second journey, 308 — 312. 3) Dupré II. p. 253. nennt den Sultan Kisil Arslan statt Usun Hassan, die Wahrheit kann ein künftiger Reisende aus der noch von keinem gelesenen Inschrift dieses Grabmals erforschen.

Dupré führt nach Eckhel [1]), die alte Medaille mit der Inschrift Νιυ, d. i. Noe als eine Spur der Ueberlieferung der Sündfluth an, damit stimmt der oben erwähnte, von Strabo an der Straße längs des Abos (Ararat) genannte Altar des Schiffs (Βαριδος Νεων) ganz überein [2]). Das kleine Flüßchen, das nach einem kurzen Laufe von vier Farsangen unter Nachdschiwan in den Araxes fällt, ist bis jetzt dem Namen nach nicht bekannt. Die nord-östlich von Nachdschiwan aus gesehenen Berge sind der Distrikt von Karabagh des schönschen Theils dieser Provinz, der aber heute nicht mehr den Persern, sondern den Russen zugehört. Darin sind das alte oft belagerte und verwüstete Gendsche, und das schön gelegene Berdaa, die nennenswerthesten Oerter, das erste auch als der Geburtsort mehrerer großer Schriftsteller in der Literaturgeschichte, das zweyte durch seine romantische Lage in den romantischen Gedichten des Morgenlandes, besonders in dem von Chosru und Shirin gefeyert. Der berühmteste Sänger desselben, der größte romantische persische Dichter der Perser, Nisami, ist wie Abul Ola, der berühmte arabische Dichter, zu Gendsche geboren, und jener verlegt daher in die Lustgefilde seines schönen Vaterlandes die Jugendscenen Schirins, als einer georgianischen oder armenischen Fürstentochter [3]).

Außer Nisami und Abul Ola ist die schöne und romantische Landschaft von Karabagh noch das Vaterland der beyden großen persischen Dichter Chakani und Feleki, des großen Philosophen Kemaleddin Messud, und des großen Arztes Mewlana Rukneddin, des Verfassers des medizinischen berühmten Werkes Miretosch-schifa, d. i. der Spiegel der Heilung für Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels, verfaßt [4]). Berdaa ist besonders durch seine Pistazien, welche denen von Samarkand vorgezogen werden, durch seine Kastanien und Maulbeerbäume berühmt [5]). Nach

---

[1]) Doctrina nummorum veterum III. p. 132. [2]) Strabo IX. CXIII. §. 14. Siebenkees hatte Unrecht die Leseart αβαριδος der alten allgemeinen und wahren, nämlich βαριδος vorzuziehen.

[3]) Ihr lacht im Frühlinge die Ebene von Mokan,
Den Winter fühlt sie nicht in Berda's lauem Himmel,
Der Herbst erfreuet sie im Wald von Erivan
Mit kriegerischem Jagdgetümmel,
Dort breitet gegen Norden hin
Die Fluthen aus der See: Derja Schirin (der Lychnites).
Schirin I. 19. statt Fluthen steht durch einen groben Druckfehler Blüthen.

[4]) Dschihannuma S. 394. [5]) Ebend. S. 392.

der Eintheilung orientalischer Geographie wird zur Landschaft Karabagh auch die berühmte Ebene von Mokan oder Moghan gerechnet, welche aber auf dem rechten südlichen Ufer des Araxes gelegen, eigentlich ein Theil des Bezirks Karabagh ist, und mit diesen zu Aserbeidschan gehört. Auf dieser Ebene ließ sich Nadirschah zum Herrn von Persien ausrufen, und dieselbe hieß vielleicht die nisäische, wie die andere, östlich von Hyrkanien gelegene, nicht von einem Orte dieses Namens, sondern von den Pferden selbst, denn bey aufmerksamer Prüfung der verschiedenen Stellen Strabo's, wo er von dessen Pferden spricht, erhellet, daß bey den alten Persern ein nisäisches Pferd gerade das bedeutete, was heute im ganzen Orient ein Koheilan oder Pferd von edler Rasse.

Der Ebene von Nisaia (Νησαια) erwähnt Strabo zweymal [1]), ohne dabey der Pferde zu gedenken; von den Pferden aber sagt er bey den Erzeugnissen Armeniens [2]):

»So pferdenährend ist das Land (und nicht minder als »Medien), so daß auch die nisaischen Pferde hier gefunden »werden, deren sich die persischen Könige bedienten, und der Satrape Armeniens schickte deren jährlich zwanzigtausend Füllen »nach Persien zu dem Mithrasfeste (Newruf).« Und wieder bey Medien [3]):

»Die nisaischen Pferde, deren sich als der schönsten und »größten die persischen Könige bedienen, werden, wie einige sagen, »hier, wie andere sagen, aus Armenien erzeugt.«

Wenn also [4]) von der nisaischen Ebene gesprochen wird,

---

1) CIX. C. VII. §. 2. Τῆς δὲ Ὑρκανίας ἐςί καὶ ἡ Νησαία, und (VIII. §. 3 zwischen Hyrkanien und den parthischen Ebnen τὴν τε Ὑρκανίαν καὶ τὴν Νησαίαν καὶ τὶ τῶν Παρθυαίων, sie ist also bey Hyrkanien in Parthien nämlich hier zu suchen.

2) Es ist in Medien eine große Fläche, welche die nisäische heißt, und welche die großen Pferde nährt. Herod. VI. Das nisäische Feld, woher bey den Medern die nisäischen Pferde. *Stephanus* de urbibus.

3) Sunt apud eos (*Medos*) prata virentia foetus equorum nobilium, — qubs *Niseos* appellant. *Ammian. Marcell.* XXIII. Nisaion ein Ort von Persien, wo die schnellsten sogenannten nisäischen Pferde erzeugt werden; Andere sagen, es werde eine große Ebene Mediens die nisäische genannt, welche die großen Pferde hervorbringt. Suidas.

4) Es ist zu wissen, daß die berühmte nisäische Ebene in der Gegend von Medien ist, wo die großen nisäischen Pferde erzeugt werden. Eustathius in Dionysium de situ orbis. — Die übrigen über die nisäischen Pferde gesammelten Stellen, welche einstimmig die Vortrefflichkeit derselben preisen, s. bey Brisson.

welche die großen Schimmel nährte, die dem Wagen des Königs vorgespannt, und dem Jupiter (Ormusd) geheiligt waren, so ist nach allem Anscheine keine andere darunter zu verstehen, als die von Mogan oder Moken, die noch heute die besten Pferde liefert.

III. Aserbeidschan.

Liegt zwischen den beyden durchgegangenen Provinzen, so daß es nördlich vom Araxes und mittelst desselben von persisch Armenien, südlich von persisch Irak (Medien), östlich von Dilem, westlich vom türkischen Turkistan begränzt wird; die bevölkertste Landschaft des Reichs, indem man die Gesammtzahl der Bewohner auf zwey Millionen schätzen kann, wovon ein Drittheil die Stämme kurdischer und türkischer Zunge ausmachen; durch Armenier und Juden, wovon die ersten meistens das Ufer des Araxes bewohnen, die Sprache ist türkisch, das Klima sehr mannigfaltig von der größten Kälte, an der Bergkette des Taurus, welche diese Provinz durchschneidet, um sich am kaspischen Meere mit dem auslaufenden Ufer des Kaukasus zu vereinigen, und im Sommer sehr große Hitze wegen Trockenheit der Luft [1]. Nach Rousseau [2]) funfzig Lieues lang und sechzig breit, nach dem Dschihannuma ist die Länge von Maku bis Chalchal fünf und neunzig, die Breite von Madscherwan bis an den Berg Seilan fünf und funfzig Farsangen. Der alte Namen ist Atropatene, der nicht vom Statthalter dieses Namens sondern von den vielen dem Feuer (Aser) geheiligten Tempeln abzuleiten ist, indem Serduscht (Soroaster) hier geboren, seine Lehre hier zuerst verkündete. Die benachbarten brennenden Felder (zu Baku am kaspischen Meere) begünstigten als ein Naturwunder die Verehrung des Feuers, und da am Ararat von der ältesten Zeit her der Tempel des Schiffs zum Andenken der Sündfluth, deren Ueberlieferung später mit der des Argonautenzugs und die Arche mit der Argho, (und dem darnach genannten Berge Arghi oder Ararat) zusammenschmolz, verehrt ward, so sind diese Länder neptunisch und vulkanisch von großer Merkwürdigkeit.

Kinneir gibt die Eintheilung derselben in zwölf Distrikte an, zu denen er aber auch die von Karabagh, von Eriwan

---

Wiewohl alle diese Stellen Medien nennen, wozu Atropatene im strengsten Verstande nicht zu rechnen ist, so macht doch die Bestimmung Strabos (zwischen Hyrkanien und Parthien) wahrscheinlich, daß die Ebene von Moghan gemeint seyn dürfe.

[1]) Dupré II, 270. [2]) Notice historique sur la *Perse* p. 48.

und Nachdschiwan, d. i. die drey Haupt-Distrikte jenseits des Araxes, nämlich von persisch Armenien rechnet. Diese drey Distrikte gehören nicht einmal zur Statthalterschaft von Aserbeidschan, indem ein besonderer Statthalter zu Eriwan residirt [1]), die zehn anderen Distrikte sind: Urumia, Ardebil, Tebris, Maragha, Choi [2]), Chalchal, Serab, Germrud, Sevilan und Mischkin, deren Einkommen auf 89405 Toman geschätzt wird.

Gebirge. Der Berg Sehend (bey Kinneir Sahund geschrieben) in dem nördlichen Theile der Provinz, an dessen Fuß Tebris, Maragha und Aredschan gelegen sind, fünf und zwanzig Farsangen im Umkreis, mit beständigem Schnee auf dem Gipfel; hier ist das Grab Essame's Ben Scherif, eines Gefährten Mohammed's [3]).

Der Berg Seilan (bey Morier Savalen), ein sehr hoher, auf funfzig Farsangen sichtbarer, immer mit Schnee bedeckter Berg, an dessen Saume die Städte Erdebil, Serab, Mischkin, die Flecken Enar, Ardschak, Chiar liegen, im Umfange dreyßig Farsangen [4]). Kaswini wendet auf denselben die Ueberlieferung Mohammeds an: »Ein Berg zwischen Armenien und Aserbeidschan, worauf eine Quelle von den Quellen des Paradieses, und ein Grab von den Gräbern der Propheten,« auch erwähnt er eines Heilquells und vieler Giftbäume, deren Laub den Thieren tödtlich sey [5]).

Der Berg Kaflankuh bey Miana, die südliche Gränze der Landschaft.

Der Berg Maschuk zwischen Choi und Marand.

Der Berg Mischad bey Marand [6]).

Das Gebirg von Ahar, worin der gleichnamige Fluß entspringt.

Siah Kuh, der schwarze Berg, ein Arm des Sehend.

Flüsse. Der Mardus oder Amardus der Griechen,

---

[1]) Kinneir S. 149. Die Namen dieser Distrikte sind bey Kinneir falsch geschrieben. Gumrood statt Germrud, Serah statt Serab, Chalchal und Sabulan sind auch verstümmelt, als Kalcham und Sabulagh.

[2]) Choi wird von Malte Brun ebenfalls irrig zu Aran gezogen, da es doch diesseits des Araxes (der Gränze beyder Provinzen) liegt, und Rousseau p. 48), nimmt eben so unrichtig den See Wan, als zu Aserbeidschan gehörig an.

[3]) Dschihannuma S. 387. das Mscpt Nro. 433.

[4]) Dschihannuma S. 387. das Mscpt. Nro. 433.

[5]) Kaswini und Ahmed von Tus.

[6]) Notices et extraits des Mscpts. p. 499.

(nach Rennel der Hosan der Schrift) entspringt acht bis neun englische Meilen nord-westlich von Sinna in Kurdistan, läuft jenseits des Gebirgs Kaflankuh als die südliche Gränze gegen Irak, nimmt einige Meilen östlich von Miana den Fluß Karanku auf, der westwärts von dieser Stadt im Gebirge Sehend entspringt, vereint sich dann mit dem Schahrud, und geht durch den berühmten Paß Rudbar durch Gilan in die See [1]).

Der Fluß von Anderas (auf der Karte Morier's Balik Tschai) entspringt im Berge Seilan [2]), geht nach Ardebil und Anderob unter der Brücke des Chodscha Alischah durch, heißt dann der Fluß von Ardebil (auf Moriers Karte Karaßu), und vereint sich mit dem Flusse von Ahar, nach einem Laufe von fünf und zwanzig Farsangen [3]).

Der Fluß von Ahar (bey Morier Ahhar geschrieben), entspringt bey Keriwei Erminan (d. i. auf mogolisch das blaue Gebirg), geht bey Naude, Ahar vorbey, und nach einem Laufe von sieben und zwanzig Farsangen vereint mit dem Anderab in den Aras [4]).

Der Fluß Safi entspringt an dem Gebirge Sehend (bey Maragha), nimmt den Fluß Dschist auf, und fällt in den See von Maragha [5]).

Der Dschift entspringt aus dem von räuberischen Kurden bewohnten Berge Siah Kuh [6]) (ein Arm des Sehend), und vermengt sich nach einem Laufe von zwanzig Farsangen bei Maragha mit dem Safi, nachdem er vorher das Flüßchen Naftu aufgenommen, welches vom Gebirg Kiriwei Sinna kommt, und eine Strecke von funfzehn Farsangen durchbricht [7]).

Der Merwrud entspringt aus dem Sehend, geht nahe bey Maragha vorbey, und fällt nach einem Laufe von acht Farsangen bey Kawdewan in den Dschist [8]).

Der Serdrud, auch Bewilrud genannt, weil er bey den beyden Oertern Serd und Bewil vorbeygeht, entspringt ebenfalls im Sehend, und fällt nach einem Laufe von sechs Farsangen in den Serawrud [9]).

Die Flüßchen Sedsched und Kedpu, die sich bald nach ihrem Ursprung vereinigen, gehen in den Sefidrud (Kisilo-

---

1) Kinneir 123. 2) سیلان ist das Arabische, das man im englischen Savalan schwerlich erkennen möchte. 3) Dschihannuma S. 388. 4) Ebend. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Ebend. 8) Das Mscpt. Nro. 33. und Dschihannuma S. 388. 9) Ebend

san), desgleichen der Schalrud, der aus dem Schal genannten Berg entspringt [1]).

Der Germrud durchläuft den gleichnamigen Distrikt, und vermischt sich nach einem Laufe von zehn Farsangen mit dem Mianidsch [2]).

Der Mianidsch entspringt aus dem Gebirge von Udschan, und vermischt sich nach einem Laufe von zwanzig Farsangen in der Ebene von Miana mit dem Heschtrud [3]).

Der Heschtrud kommt aus dem Gebirge von Maragha und Udschan, und fällt, nachdem er sich mit dem Mianidsch vermengt, und eine Strecke von zwanzig Farsangen durchlaufen hat, in dem Sefidrud (Kisilosen). Die Brücke von Mianisch mit zwey und dreyßig Jochen, erbaute der Vesir Schemseddin [4]).

Der Endor kommt aus dem Sehend, und geht mit dem Serawrud vereint in den See von Tebris oder Maragha [5]).

Der Udschan, ebenfalls im Sehend entsprungen, nimmt von der Stadt, an der er vorbeygeht, seinen Namen, und fällt nach sieben Farsangen in den Serawrud [6]), (im Msct. 433 wird derselbe mit dem von Anderab verwechselt).

Der Serawrud, auch Serab oder Surchab genannt, (auf Moriers Karte) Adschißu, kommt vom Berg Eschkemed, einem Arm des Seilan, wird bey Gulu bitter, geht nördlich bey Tebris vorbey in den See; sein Lauf beträgt vierzig Farsangen [7]).

Der Fluß von Marand kommt von dem nach dieser Stadt genannten Berge, läuft von Westen gegen Norden, verliert sich vier Farsangen vor der Stadt unter die Erde, kommt wieder hervor, vermischt sich mit dem Wasser bey Choi, und fällt nach einem Laufe von acht Farsangen in den Araxes [8]) (beym Kaswini Serawend).

Quellen und Brunnen. In einem so wasserreichen Lande als Afarbeidschan, verdienen auch Quellen und Brunnen die Aufmerksamkeit des Reisenden, als:

Aini Aserbeidschan, die versteinernde Quelle, deren Kaswini's persischer Uebersetzer nach dem Verfasser des Tohfatol-gharaib (Geschenk der Seltenheiten) erwähnt, ohne

---

[1]) Dschihannuma S. 388. [2]) Ebend. [3]) Ebend [4]) Ebend. und 433. [5]) Ebend. und Mscpt. 433. [6]) Ebend. [7]) Ebend. und S. 389. [8]) Ebend. S. 389. Da die wenigsten dieser Flüsse auf der besten bisherigen Karte Aserbeidschan's, nämlich auf der von Morier (II. S. 234) gelieferten angezeigt sind, so haben künftige Reisende für die Hydrographie dieses wasserreichen Landes noch vieles zu leisten.

den Ort zu bestimmen, ist vermuthlich die in der Nähe des Sees von Tebris oder Maragha, über dessen versteinernde Eigenschaft Morier die ersten Aufschlüsse gibt [1]).

Die Quelle Kelend, eine reichströmende Quelle bey Choi, im Sommer kalt, im Winter warm [2]).

Die Quelle Wischle, ebenfalls in der Nähe von Choi, nach einem gleichnamigen Dorfe so genannt; das Wasser ist ungemein abführend [3]) und urintreibend (wie der Name heischt). Der Brunnen von Chandak, einem Dorfe in der Nähe Maragha's so genannt, der unergründlich tief, unendlich viele Tauben enthalten soll [4]).

Seen. Der von Maragha oder Tebris oder Urumia oder Schahi, ist der Spauta Strabo's, und der Martianus des Ptolemäos [5]). Seine Länge wird hundert und dreyßig, seine Breite funf und sechzig Miglien gerechnet, drey Farsangen westlich von Maragha, siebzehn von Tebris, und drey östlich von Selmas gelegen, im Umkreise sechs Tagreisen; der Länge nach zu Land bereiset man denselben in drey Tagen, zu Schiff in einem. Er hat keinen Abfluß, ist ein bitterer Salzsee; die älteren orientalischen Geographen nennen denselben den See von Tala, und so hieß auch das auf einer Insel desselben erbaute Schloß, worin Hulagu seine Schätze bewachte. Auf dem östlichen Ufer desselben zwischen den Dörfern Schirmin und Dih Kargian sind die versteinernden Teiche, deren Wasser den schönen durchsichtigen weißen Tebriserstein bildet, und wie das Wasser von S. Filippo bey Siena die hineingelassenen Modeln in kurzer Zeit als Stein ausfüllt [6]).

Oerter. Tebris oder Tewris, nach Dupré 38° 22′ L. [7]), nach dem Dschihannuma [8]) 88 L. 38° 33′ B., nach Bacui 82° 5 L. 38° 5 B. [9]), nach Kinneir 46° 37′ L. 38° 10′ B., und nach Monteith 47° 17′ 46″ Greenwich, vermuthlich das Gabris des Ptolemaios i. J. d. H. 175 (760) von Sobeida, der Gemahlin Harun Raschids gebaut, neun und sechzig Jahre darnach (i. J. d. H. 244) vom Erdbeben verwüstet, vom Chalifen Motewekil wieder auferbaut, i. J. d. H. 434 (1042) ganz vom Erdbeben zusammen gestürzt, dann unter dem Zeichen des Scorpions (als Talisman, der zwar Erdbeben aber nicht Ueberschwemmungen abwenden

---

[1]) Persische Uebersetzung Kaswini's im Hauptstück der Quellen. [2]) Eben da. [3]) Eben da. [4]) Eben da. [5]) Dschihannuma S. 387. [6]) *Morier* second journey p. 285. [7]) Dupré II. 231. [8]) Dschihannuma S. 381. [9]) Notices des Mscpts. du Roi, p. 476.

kann), wieder aufgebaut; Gasanchan, der mogolische Kaiser, umfing alle dazu gehörige Vorstädte mit einer Mauer von sechstausend Ellen im Umfang, mit sechs Thoren. In der Vorstadt Scham bauten Gasanchan und sein großer Vesir eine herrliche Armenküche, an welcher er begraben ward, und sein großer Großvesir Raschid, am Berge Welian die nach ihm genannte Vorstadt [1]), die sein Sohn, der Vesir Gajaßeddin, mit anderen Gebäuden vergrößerte. Auch der Vesir Chodscha Tadscheddin Alischah baute süd-westlich von der Stadt eine herrliche Moschee, deren innerer Umfang zweyhundert funfzig Ellen; aber diese Gebäude wurden i. J. d. H. 1045 (1635) bey der Eroberung durch S. Murad IV. zerstört, nur der große Dom der letzten Moschee erhielt sich. Die schönsten von Hadschi Chalfa bey Gelegenheit dieses Feldzugs gesehenen und beschriebenen Moscheen sind die von Usun Hassan, bleygedeckt, wie die sultanischen zu Konstantinopel, und östlich davon eine kleine von Schah Tahmas erbaute; inner der Stadt die Moschee von Dschihanschah, dem Fürsten der Dynastie Kara Kojunlü, wie die von Usun Hassan (dem Fürsten der Dynastie Ak Kojunlü) besonders mit Balghami (dem schönen durchsichtigen versteinten Wasserstof) verziert. Die Ebene von Tebris, welche sich von der Stadt nach dem See zieht, wetteifert durch die romantische Schönheit ihrer Haine mit denen von Sogd, Mamschanrud bey Hamadan, Damask und Schabbewan. Vortreffliche Aepfel, Birnen, Aprikosen und Trauben, die Felder fruchtbar an Korn [2]), die Fabrikate sind seidene, baumwollene, die Stoffe Kaßab derjai [3]), die Zahl der Einwohner 40,000 (nach Kinneir [4]) 30,000), worunter etwa funfzig armenische Familien.

Der Sitz des Kronprinzen Statthalters von Aserbeidschan, und der Mittelpunkt der neuen im Heere eingeführten Reformen, daher hier die Kasernen der neu disciplinirten Truppen, wodurch die Stadt verengt wird. Die Stadt hat sieben Thore, beym ersten, das nach Konstantinopel genannt ist, erhebt sich ein Thurm mit russischen Schedeln als Trophäe des letzten Krieges [5]). Die Stadt hat heute nur 3 1/4 englische Meilen im Umfang. Die Citadelle (Ark Ali Schah) enthält eine schöne Moschee, und das Arsenal. Süd-östlich von der Stadt, am Fuße eines Hügels, eine Pulvermühle [6]). Das Dorf Schah Ghasan, zwey

---

[1]) Dieß sind die Ruinen, die Dupré II. 233. irrig für die von Gauzaca hält. [2]) Dschihannuma S. 381. [3]) Dupré II. 240. [4]) *Kinneir* Mémoir p. 151. [5]) Dupré II. p. 234. [6]) Morier II. 231.

Meilen von Tebrif, enthält die Ruinen der oben erwähnten großen, von Schah Gasan zur Verherrlichung seiner Grabstätte angelegten Gebäude. Der westliche zur Stadt gehörige Distrikt, der sich an dem See hinzieht, zählt dreyßig Dörfer, die meisten wie große Flecken, als: Schebister, Damaghan, Köse, Kunan, Sofian; der Distrikt hinter dem Berge Surchab, eine Farsange nördlich von demselben, und vier von der Stadt entlegen, zählt vierzig Dörfer; nördlich liegen auch die Distrikte von Nimrud und Bedostan [1]). Die Stadt ist von einer doppelten Mauer umgeben, deren Entfernung von zehn bis dreyßig Schuh beträgt, der Graben zwanzig Fuß tief, dreyßig bis vierzig breit, mit vielen Fehlern wider die ersten Grundsätze der Befestigungskunst. Nebst dem Kronprinzen und seinem Obersthofmeister Mirsa Issa (von dem Dupré [2]) einige Anekdoten erzählt), sind heute zu Tebrif die merkwürdigsten Männer: Abul Kassim, der Minister des Innern, die drey Mestufi oder Staatssekretäre, M. Mohammed Ali, M. Taki, M. Hassan, und der Gouverneur der Stadt Feth Ali Chan, von der Familie Reschid [3]). Das Flüßchen, welches einige Wersten nördlich von Tebrif vorbeyfließt, und worüber eine alte Brücke von zehn Bogen führt, heißt Surchab, die persisch das rothe Wasser oder Adschißu, d.i. türkisch das bittere Wasser (bey Kotzebue falsch Adgasu [4]).

Die Berge gegen Norden heißen ebenfalls die rothen Berge, von ihrer hellrothen Farbe, und von dort vernimmt man das unterirdische Gepolter, das so oft unter der Stadt, dieselbe mit Erbeben aufhebend, wegrollt, die Einwohner erwarten dasselbe alle vierzig Jahre, ungeachtet des Scorpionen-Talismans, womit der Astronom die wiedererbaute Stadt feyte. Der Basar, der für einen der ersten Persiens gilt, ist (nach Kotzebue) nichts als ein oben mit Schilf bedeckter, und an den Seiten mit kleinen Buden versehener Gang, der sich in tausend Krümmungen durch die Stadt schlängelt [5]). Das kleine Flüßchen, das durch die Stadt fließt, und sich mit dem nördlich vorüberfließenden Adschißu vereint, nennt Moriers Karte Basmidsch, und Freygang, und Hr. v. Kotzebue Spingtscha. Woher der letzte die Nachricht genommen, daß einst der Fluß Orontes (aus Syrien!) hier durchgeflossen seyn soll, ist uns unbekannt. Denselben Basar, den der eine in russischen Diensten angestellte Deutsche (Hr. v. Kotzebue) [6]) so herunter macht,

---

[1]) Dschihannuma S. 380. [2]) Dupré II. 237. [3]) Johnson Kap. XII. [4]) Kotzebue S. 92. [5]) Kotzebue 109. [6]) Lettres sur le *Caucase*. p. 283, 285.

nennt der andere (Hr. v. Freygang) [1]), un superbe bazar. Der letzte vergleicht Tiflis und Tebris, welche beyde durch Erdbeben und Kriegszufälle von dem Range schöner Städte so herabgesunken sind. Einen anderen Vergleichungspunkt gäbe der Name von beyden ab, der von den warmen Quellen Teb hergenommen ist, so daß Tiflis und Tebris im Grunde Eines mit Teplitz bedeutet. Eine andere Etymologie erklärt den Namen Tebris vom Teb Fieber, und Ris fliehend als Febrifuge [1]) wegen der Gesundheit des Klima, ungeachtet der großen Hitze, welche im Sommer zwey und dreyßig Grad Reaumur beträgt.

Unter den berühmten Dichtern, deren Geburtsland Aserbeidschan ist, nennt das Dschihannuma die mystischen Dichter Mahmud Schebisteri, den Verfasser des Gulschenras, den großen Mystiker Kassim, von Ardebil, Chodscha Hamam, den Zeitgenossen Saadis, Mohammed Assar den Verfasser von Muhru Muschteri, den Erläuterer Motenebbis, Chatib Tebrisi, und den berühmten Mystiker Schemseddin Mohammed, der geistliche Meister und Führer Dschelaleddin Rumi's (begraben zu Choi) [2]).

Da nach allen Quellen orientalischer Geschichte Tebris eine neue, erst unter der Regierung Harun Raschids erbaute Stadt ist, so sind die Bemühungen (es wäre denn Gabris) in ihr eine alte Stadt erkennen zu wollen, ganz überflüssig. Das alte Gazaca lag, wie Mannert erwiesen [3]), zwischen hier und Miane, und ist in den Ruinen einer alten Stadt, an denen Chardin auf dem Wege von Kaswin nach Miane vorbey kam, zu suchen. Ehe wir von Tebris, dem heutigen Hauptsitze des Landes, uns südwärts und nordwärts wenden, um die in dieser Richtung gelegenen vorzüglichsten Oerter zu nennen, umgehen wir den See von Tebris oder Maragha mit Nennung der vorzüglichsten um denselben gelegenen Oerter. Den letzten Namen gibt ihm die Stadt Maragha, und in dieser Gegend erkennen wir die von Mannert ganz mit Stillschweigen übergangene Landschaft Margiane, welche unmittelbar an die ganze Seite von Assyrien stößt. M. Kinneir [4]), der die Stadt besucht, und die Ruinen derselben beschrieben hat,

---

[1]) Bey dieser Erklärung begeht Herr von Freygang einen groben historischen Schnitzer, indem er den Hulagu Chan den Zerstörer des Chalifats, den Eroberer von Bagdad, zu einem Feldherrn Harun Raschids macht [2]) Dschihannuma S. 382.

[3]) Mannert V. II. S. 146. Das sind die von Kotzebue S. 117 erwähnten Ruinen. Die Sage der Kausen, der Nachkömmlinge von Kaikaus, erinnert an den alten Namen der Stadt Γαυζακα.

[4]) *M. Kinneir* Mémoir 156.

hält dieselbe für das von Mannert ebenfalls mit Stillschweigen übergangene Samarga Diodors; am Ende eines angenehmen Thals, neun bis zehn englische Meilen vom See gelegen, von beyläufig funfzehntausend Köpfen des Stammes Mokaddem bewohnt. Hier war die berühmte Sternwarte Hulaguchan's, dessen Grab sammt dem seiner Gemahlin unter mehreren anderen seltsam gestalteten gewiesen wird. Das merkwürdigste ist eine große Höhle: 49 Fuß lang, 16 breit, ohne Sculpturen mit zwey phallusförmigen Altären; vermuthlich waren diese Grotten dem Mithras heilig, und Soroaster (in der Nachbarschaft geboren), ging vielleicht aus dieser Grotte zuerst als Religionsneuerer hervor. Maragha hat nach dem orient. Geographen 82° 5′ L. und 37° 20′ Br. [1]), ist 68 englische Meilen von Tebris und 157 von Senna Ardelan entlegen [2]). Eine Farsange weit S. W. in den Bergen sind besuchenswerthe mineralische Quellen, deren eine kalt, die andere warm fließt; sie sind sehr eisenhaltig, eine andere weit reichhaltigere strömt nahe der Stadt beym Dorf Babagerger)[3]. Die Luft ist ungesund, weil der vorliegende Berg Sehend den freyen Zug verwehrt [4]).

Urmia auf der westlichen Seite des Sees, hart an demselben gelegen, wovon derselbe ebenfalls den Namen trägt, ist bey Morier [5]) zwar erwähnt, aber von keinem der neueren Reisenden besucht worden. 97 1/2 L. 37 1/2 Br. nach Bacui 19° 45′ L. 37° 5′ Br. Die Luft warm und ungesund, bringt schöne Birnen, Aprikosen, Trauben hervor. Nach Einigen der Geburtsort Soroasters, und des berühmten Scheich Seradscheddin, den S. Murad IV. zu Darbekr hinrichten ließ [6]).

Aschnube eine Tagreise südöstlich von Urmia, im Gebirge, mit sechzig dazu gehörigen Dörfern [7]).

Tessui, nördlich am See, hart an demselben auf der Straße, die von Tebris westlich nach Choi führt, gelegen. Morier kam hier auf seiner ersten Rückreise durch [8]); erzeugt Korn und Hanf [9]). Selmas (nach Bacui 79° 15 L. und 37° 40′ Br.) links auf der besagten Straße, sechs Farsangen südlich von Choi, 38 Br. 79 L. von Chodscha Alischah von Tebris, mit Mauern umfangen; die Luft kühl, das Wasser kommt aus dem kurdistanischen Gebirge, und geht in den See, mit einer Heilquelle

---

[1]) *Bacoui* Not. des Manuscrits II. p. 498. [2]) Ebend. [3]) Dschihannuma S. 386. [4]) *Moriers* second journey. S. 292. [5]) *Morier's* second journey. 286. [6]) Dschihannuma S. 385. [7]) Ebend. [8]) *Morier's* (first) journey, p. 297. [9]) Dschihannuma S. 386.

für Aussätzige [1]; die Anhöhen westlich von Selmas heißen Kußkun Kiran (Sattelriemen brechend), und machen die Gränze gegen Kurdistan [2]. Morier hörte, daß hier ausgehauene Felsen und viele Ruinen zu sehen seyen [3]. Der Ort ist von hundert katholischen chaldäischen Familien bewohnt [4]. Drey Stunden von Selmas (hörte Dupré II. S. 261), sey das Dorf Elbactan in der vom Fluß Zola bewässerten Ebene mit Ruinen, er setzt hinzu: Il est à regretter que parmi les divers voyageurs, qui ont parcouru une grande partie de la *Perse*, aucun n'ait porté ses pas de ce côté.

Choi 79 L. 39 Br. bey Bacui 49° 40′ L. 37° 40 Br. in einer schönen Ebne äußerst romantisch gelegen; eine Brücke von sieben Bögen führt über den Fluß Otrar, der dem Araxes zuströmt; auf der linken Seite der Ebne, wenn man von Tessui herkommt, ist ein rother und mehrere weiße Salzhügel. Zwey Meilen von den Mauern der Stadt ist ein schöner, der Regierung gehöriger Frucht- und Lustgarten. Das Haus erhebt sich in sechs Terrassen, von denen eben so viele Wasserfälle stürzen. Die Thürme des Stadtwalls sind dreyeckig, und die ganze Befestigungsweise von der in Persien gewöhnlichen verschieden; zwanzig Moscheen, sechzig Bäder; die jährlichen Einkünfte von Choi und den dazu gehörigen Dörfern 100,000 Tomans; das Klima wärmer als zu Tebris [5]. Der Berg, welcher die Ebne von Choi vom See Urmia trennt, heißt Jam [6].

Nach diesem Abstecher nach dem See von Maragha und dessen Umgebung folgen wir der Straße, die von Tebris nördlich an den Araxes führt, nur die vorzüglichsten Städte erwähnend:

Marend, in einer schönen mit Dörfern besäten Ebne, zu Chardins Zeit eine Stadt von dritthalbtausend Häusern, hat deren heute kaum ein halbes Tausend. Man zeigt hier das Grab der Mutter Noes [7], 86 ½ L. 30 Br. vierzehn Farsangen Nw. von Tebrif, durch vortreffliche Pfirsiche und Aprikosen berühmt, zählte es ehemals hundert Dörfer in seinem Gebiete. In dem Namen hat sich der Namen der beym Ptolemäus in diesen Gegenden erwähnten (von Mannert nicht berücksichtigten) Marundä erhalten [8]. Die Ebne wird vom Stamme Jegenli bewohnt [9].

---

1) *Bacoui* dans les extraits des Mscts. II. p. 488. 2) Ebend. S. 385. 3) *Morier's* journey through *Persia*. p. 299. 4) Dupré II. 244. 5) Morier II. 298. Siehe auch dessen Zurückreise S. 305 bis 307. und Dupré II. 246. 6) Dupré II. 243. 7) Bey Johnson Ch. XIII. heißt Marand falsch Mehran; dieses Grabes erwähnen Kotzebue S. 91, und Morier in seiner zweyten Reise S. 302. 8) Μαρουνδαι. 9) Dupré II. 241.

Zwischen Marand und Tebris liegen die Dörfer Sehlan und Sofian; der Distrikt Dermen reich an Eisen, Kupfer, Vitriol, Markassit und Lazur, (Bakui S. 484). In westlicher Richtung von Marand folgen: Köschk Serai, unter einem durch seine kegelförmige Gestalt merkwürdigen Felsen Ketschi Kalaassi, d. i. Ziegenschloß genannt. Sendschire malerisch zwischen grünen Hügeln, sechs englische Meilen weiter an erblickt man zuerst den Ararat, die Ebene wimmelt von Wildschweinen [1]).

Kerker, in der Nähe des Araxes [2]) und der über denselben führenden Brücke, welche Siaolmelek von Nachdschiwan über diesen Fluß erbaute [3]). Dieß ist vermuthlich das Artagera Strabo's, von demselben unter den armenischen Festungen aufgezählt [4]). Die Brücke von Kerker heißt auch die von Dschuli.

Dschulfa (das alte), hart am Araxes, östlich von Abbasabad (der gewöhnlichen Ueberfahrt des Flusses) gelegen, ist der Ort, woher Schah Abbas die armenischen Einwohner nach Ißfahan verpflanzte, und die dort angelegte Vorstadt nach diesem Orte ebenfalls Dschulfa nannte; nach Mannert das alte Kubena [5]).

Abbasabad, am Ufer des Araxes, die gewöhnliche Ueberfahrt desselben von und nach Nachdschiwan. Das Fort ist nach einem von den französischen Ingenieuren, welche den General Gardanne begleiteten, angegebenen Plane befestigt [6]), auch Choi ist nach dem Plane französischer Ingenieure neu befestigt worden [7]). Von der Ebene von Abbasabad stellt der Ararat sich am erhabensten, von allen übrigen kleinen Gebirgen getrennt dar [8]).

Nun wenden wir uns von Tebris aus südlich nach:

Audschan oder Odschan, das dreyßig englische Meilen davon in einer schönen Ebene gelegen ist, wo der Kronprinz oder der Schah selbst öfters Heerschau hält [9]). Morier beschreibt das hier gesehene persische Lager, das ganz an den Styl des von Curtius beschriebenen Lagers des Darius erinnert. Dieses Audschan ist mit dem südlicher in Persis gelegenen Orte und Felde dieses Namens nicht zu verwechseln. Zwischen Tebris und diesem Orte liegen das Dorf Basmidsch, der

[1]) *Morier* second journey. p. 303. [2]) Bey Kotzebue S. 89. Gorger, bey Freygang p. 271. Gargari. [3]) Dschihannuma. S. 387. [4]) Strabo l. XI, l. XIII. §. 6. aus dem Texte Strabo's folgt nicht, daß dasselbe am Euphrates gelegen haben müsse. [5]) Mannert V. II. S. 150. [6]) *Morier's* second journey. p. 310. [7]) Ebend. 305. [8]) Ebend. 312. [9]) *Moriers* second journey. 274 277.

Berg Kerdeni Schubli, und links (von Tebris nach Odschan) die Höhle Alexanders. Dann südlich von Odschan, Tikmetasch, ein großer schwarzer Granitblock, den die Sage für einen von Menschenhand gesetzten Stein hält [1]), so wie dieselbe einem natürlichen Felsen unter Abbasabad den Namen Kiskalaassi, d. i. Mädchenschloß, gibt, weil derselbe von fern wie ein Schloß aussieht [2]). Das Dorf Sengilabad, worin der russische Botschafter einquartirt war, in der Nähe von Odschan, das bey Kotzebue falsch Udgani heißt [3]).

Miane 37° 39′ 56″ L. dreyhundert Häuser stark, der Hauptort des Distrikts Germrud, der zwölftausend Tomanen einträgt, und vom türkischen Stamme Schekeki (bey Morier [4]) Schedaughi) bewohnt, der eigentliche Name des Orts ist Mianidsch [5]), berühmt durch giftige Wanzen, wovon Kotzebue Mehreres erzählt, ohne dieselben für den Naturforscher kennbar genug zu beschreiben [6]), und durch seine aus Kamehlhaaren verfertigte Teppiche. Von hier führt eine von Schah Abbas erbaute Straße in das Gebirge (Kaplan oder Kofilan), d. i. Leopardenberg, wo auf einer malerischen Felsenspitze die Ruinen der Festung Kiskalaassi (Mädchenschloß) mit dem oben erwähnten gleichnamigen Felsen am Araxes nicht zu verwechseln; unten fließt der Kisilösen, die natürliche Gränze Aserbeidschan's, und über denselben führt eine schöne von Morier [7]) gezeichnete Brücke mit kufischer Inschrift. Wo der Leopardenberg ausläuft, ergießt sich in den Kesilösen der Mianidsch, nachdem er den Heschtrud und Germrud, aufgenommen [8]). Die Brücke über den Mianidsch erbaute der große Vesir Schemseddin [9]).

Die bisher von uns durchwanderten Distrikte von Tebris, Maragha, Choi, Urumia, und Germrud (wovon die Hauptstadt Miran), sind alle auf der westlichen Hälfte der

[1]) Morier's erste Reise 271, und Dupré II. 227.

[2]) *Moriers* second journey. 310. [3]) Kotzebue S. 117.

[4]) Dupré II. 224. Moriers erste Reise S. 268. [5]) Dschihannuma S. 385. l. 3. [6]) Kotzebue S. 126.

[7]) *Moriers* journey. p. 167 entweder die Inschrift ist nicht kufisch, oder die Angabe Kotzebues, daß dieselbe erst vor hundert und vier und vierzig Jahren gebaut worden seyn soll (S. 130) ist falsch.

[8]) Den Heschtrud heißt Dupré irrig Schahrud, und macht denselben noch irriger zum Chahruida S. 223, auch bey Morier scheinen die Namen dieser Flüsse nicht richtig angegeben, sie heißen bey ihm Rood Khaneh Miaune, d. i. der Mianidsch; Shehr Cheger, d. i. der Stadtfluß scheint eines mit dem vorigen, Ceransoo und Aye Dogmush in der ersten Reise S. 268. [9]) Dschihannuma S. 388.

Provinz Aserbeidschan, deren östliche Hälfte aus den fünf anderen bey der Eintheilung genannten besteht. Von diesen sind zwey südlich, zwey nördlich des Gebirgs Seilan, welches als eine Fortsetzung des Sehend quer von Südwesten gegen Nordosten streicht. Wo der zehnte der obgenannten Distrikte, nämlich Sebulag zu suchen ist, wissen wir nicht, außer wenn etwa das ganze Wort vielleicht nichts als eine Verstümmelung von Seilan selbst ist, in welchem Falle vermuthlich Ahar, womit wir unsere Wanderung fortsetzen wollen, dazu gerechnet werden dürfte, als der Hauptort von Karatagh. Ahar, an dem Flusse gleiches Namens gelegen, ist vielleicht das Hara der Schrift, und vielleicht eines und dasselbe mit dem *Ουερα* Strabos [1]), der großen Stadt des Phraortes, welche Appianus Phraata nennt [2]), der alten Bergfestung, die auch Mannert so weit östlich, nur etwas südlicher in der Gegend von Ardebil sucht. Hier ist das Grab Schehabeddin's, des geistlichen Lehrers, Scheichs Sefi, des Gründers der Dynastie Sefi, ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Die herumliegenden Berge enthalten Eisen; der Kronprinz will auch hier Schmelzwerke anlegen, wie deren schon zu Dombre (nördlich von Ahar) gelegen, bestehen. Der Auszug aus dem Tagebuche des Hauptmanns Monteith, der von Ahar in gerader Linie nach dem Araxes reiste, und welchen Morier im Anhange D mittheilt, ist durch die Bestimmung der Namen und Lage mehrerer Oerter dieses nördlichen Theils von Aserbeidschan ein sehr schätzenswerther Beytrag zur Geographie dieses Landes. Morier hat darnach seine in der zweyten Reisebeschreibung gelieferte Karte von Aran und Aserbeidschan vervollkommnet [3]).

Südlich von Ahar liegt der Distrikt Mischkin mit dem gleichnamigen Hauptorte und Flusse. Dieser fließt bey Ahmedbegli östlich von Ahar in den Aharfluß, und entspringt südlich aus dem Berge Samanli, einem vereinzelten Berge, welcher dem Gebirge Seilan als nördliche Wache vorliegt. Im Dschihannuma wird Mischkin 82 L. 37 ½ Br. und südlich vom Berge Seilan angegeben, während es demselben auf Morier's Charte gerade nördlich liegt [4]). Vom Berge Samanli und längst des Flusses des Seilan (Savalan) zieht sich die Ebene von Serab oder Seraw hin, welche vier Bezirke (Nahije) in sich begreift; das Klima ist kühl, und daher den Früchten wenig günstig; einer der vier dazu gehörigen Be-

[1]) Strabo l. XI. l. XII. §. 3. [2]) *Appiani* Parthica. [3]) *Morier's* second journey. p. 234. Ebend. Appendix D.

[4]) Dschihannuma S. 384.

zirke, Wersend genannt, ist zwanzig Farsangen von Ardebil entlegen.

Ardebil, nach Bacui 82° 30′ L. 38°, 5 Br. [1]). Diese zweyte Stadt der Provinz hat von allen neueren Reisenden, über deren Werke hier Bericht erstattet wird, Morier allein beschrieben; die französischen Ingenieure der Botschaft General Gardanne's, nach deren Angabe das südliche Fort der Stadt angelegt ward, haben darüber nichts bekannt gemacht. Grabsteine mit verkehrt gestellten Inschriften eingemauert, bezeugen die Barbarey ausländischer Baumeister. Das sehenswürdigste Gebäude Ardebil's ist das Mausoleum Scheichs Sefi, des Gründers der Dynastie Sefi, dessen geistlicher Lehrer zu Ahar begraben liegt. Neben Sefi ruht Schah Ismail, dessen Grabmal von Schah Abbas ausgebaut ward. Morier beschreibt die noch erhaltene Pracht dieser Grabstätte, und die an derselben zur Ruhe der Seele des Stifters angelegte schöne Bibliothek. Die jährlichen Einkünfte des zur Erhaltung dieser Gebäude und der Priester gestifteten Landes betragen achtzehn tausend Toman [2]); die silberbeschlagenen Thore und Gitter, die goldenen Lampen und Leuchter [3]) sind reiche Gaben der Stifter und Pilger. Die folgenden Könige der Dynastie Sefi Abbas und Sefi II. ruhen zu Kum. Ardebil ist nicht zu verwechseln mit Arbil (Arbela), wo die Gräber der alten persischen Könige waren, die Caracalla zerstörte [4]).

Westlich von Ardebil und südlich vom Gebirge Seilan liegt der Distrikt Chalchal mit dem gleichnamigen Orte, den keiner unserer Reisenden besucht, Macdonald Kinneir aber irrig als Kelcham aufgeschrieben hat. Nach dem Dschihannuma enthält der Distrikt von Chalchal die vier Bezirke Essed, Chanendemil, Sandschar und Sendschilabad. Zwey Quellen, deren eine eiskalt, die andere siedend heiß strömt, sind als Naturerscheinung merkwürdig. Eine Farsange von Chalchal ist ein senkrecht abstürzender Berg, der einer Mauer gleicht, von wo ein, zwey Mühlen treibender Bach quillt [5]). Südlich vom Seilan liegen auch die Orte Anad und Ardschak, das erste von Firus, dem Sassaniden, das zweyte von seinem Sohne Kobad erbaut; dann Chiarkuh; die Felder von allen dreyen, sind durch die vom Seilan fallenden Ströme bewässert [6]).

---

[1]) Notices des Mscts. du Roi. II. p. 467. [2]) *Moriers* second journey. 253. [3]) Dschihannuma S. 363. [4]) Zonaras XII. 12. [5]) Dschihannuma S. 384. [6]) Ebend.

IV. Dilem und Gilan.

Diese Provinz, die erste der drey am kaspischen Meere gelegenen, ist ein schmaler Strich Landes, östlich vom kaspischen Meere begränzt, und westlich durch das Talisch-Gebirge von Aserbeidschan getrennt. Dieselbe ist von keinem unserer Reisenden besuchet, und seit dem, was Hanway davon gemeldet, durch europäische Beschreibungen nicht bekannter geworden. Was hier davon gesagt wird, ist nur der Vollständigkeit der Länderübersicht willen, und um nach dem Dschihannuma die Namen derselben genau zu bestimmen [1]). Gilan- und Dilem wird meistens als gleichbedeutend gebraucht, aber mit Unrecht, indem Gilan den flachen, am Meere gelegenen Theil des Landes, Dilem den am Gebirge gelegenen bezeichnet. Die Breite beträgt fast durchgehends nur eine Tagreise. In diesen Benennungen sind die der ältesten Geographie unverkennbar; Gilan bewohnten die Γηλαι, und Dilem (das bey Solinus Direum heißt), ist das alte Elymais, dessen Bewohner Polybius nördlich an Medien setzt [2]), und das der Epitomator Strabo's vom südlichen (Ahwas) unterscheidet [3]).

Die Städte Gilan's und Dilem's sind nach dem Dschihannuma [4]):

Lahdschan 84 L. 37 ½ Br. acht englische Meilen von Lengerrud [5]).

Lenger (bey Hanway Lengerrud) eine große Bucht [6]).

Jßfehid 85 L. 38 Br., wozu ehemals hundert Dörfer gehörten.

Tolum 85 L. 38 Br. am Ufer des Meeres an der Mündung des Newchala.

Massula am Gebirg, die Wasser von Newchala und Chandchala kommen von S. O., gehen westlich an Tolum vorbey, und gehen mit dem Wasser von Massula vereinigt vor Tolum ins Meer.

Fomen, zwischen dem Gebirg und Meer, Massula liegt eine Tagreise davon gegen S. O., und Tolum in derselben Entfernung gegen N. W.

Kalar, S. O. von Lahdschan, stößt an Chalchal den Distrikt von Aserbeidschan.

---

[1]) Ebend. 343. [2]) Polyb. l. V. 144. [3]) οτι αλλοι Ελυμαιοι εν τη Ερυθρα και ετεροι περι Μηδιαν. [4]) Seite 343 und 344.

[5]) Hanway II. B. 49. [6]) Ebend. III. Bd. 59. In der obigen, gewiß hier und da irrigen, Aufzählung des Dschihannuma fehlen mehrere bekannte Küstenplätze, als Enselli, Peribasar u. s. w. die bey Hanway vorkommen.

Rescht, die heutige Hauptstadt an der Mündung des Sefidrud (Kisil Oren).

Schift, 85 ½ L. 38 Br., eine Tagreise östlich von Rescht am Gebirg.

Kötüm, eine Tagreise östlich von Schift, die ehemalige Residenz des Statthalters.

Godschesban, eine Tagreise östlich von Kötüm am Ufer des Meeres, der Gränze von Gilan, nicht weit von Lahdschan.

Dolab, zwey Tagreisen östlich von Tolum im Distrikte von Kesker.

Kesker, drey Tagreisen von Erdebil, und eine nördlich vom Gebirge Dilem.

Lischinstchah, zwischen Lahdschan und Hassangah.

Peschistcha, östlich vom vorigen zwischen dem Meere und Gebirge.

Hassangah, eine Tagreise östlich von Lenger, an der Mündung eines vom Gebirge (das drey Tagreisen ferne liegt) fallenden Flusses.

Tengalin oder Temdschan, drey Tagreisen östlich von Peschischa.

Rudbar (nach Abulfeda), die Hauptstadt von Dilem (Elymais), eine Tagreise nördlich von Gordschan, vom Sefidrud (Kisil osen) durchströmt; eine der Hauptfestungen des Alten vom Berge.

Sefidrudbar, zwischen Köke in Lahdschan, zwey Tagreisen vom Meere.

Kissem, eine halbe Tagreise von Köke, östlich am Saum des Gebirgs.

Delman, zwey Tagreisen von Kissem östlich, vier Tagreisen vom Meere, und eben so viele von Kaswin, und zwey von Lahdschan entfernt.

V. Masenderan und Dahistan.

Masenderan gränzt östlich an Gilan, von dem dasselbe als eine Fortsetzung betrachtet werden kann, östlich an Dahistan (die Fortsetzung von Masenderan an der Küste des kaspischen Meeres), südlich an einen Theil des persischen Irak und an Taberistan, nördlich an das kaspische Meer. Dahistan ist eigentlich nur der nordöstliche Theil dieser Landschaft, worinnen Astrabad gelegen ist [1]); daher öfters auch Astra-

[1]) دهستان استراباد Dahistani Astrabad, S. Beyträge zur Geographie und Geschichte Parthiens. Fundgruben des Orients III. B. S. 319.

bad von mehreren Reisebeschreibern als eine besondere Provinz aufgeführt wird [1]). Masenderan ist die Hauptlandschaft des alten Parthyäa's (Faraschwad), d. i. ursprünglich des in der Ebene und in Gebirgbuchten gelegenen Landes, das aus dem heutigen Gilan und Dilem, aus Masenderan und Dahistan, aus Taberistan und Kumis bestand. Darinnen wohnten nebst den oben erwähnten Gelen die Amarden, Tapyren, Anariaken, Derbiken, Kadussier, Hyrkanier, Vitier, Daher, Parthiäer [2]). Davon saßen die Gelen und Kadussier in Gilan und Dilem, die Amarden im eigentlichen Masenderan, die Dahen in Dahistan, die Hyrkaner in Kurkan, die Derbiken und Tapyrer in Taberistan, welchen Ländern dieselben den Namen gaben [3]).

Masenderan, diese bisher von europäischen Reisenden so wenig durchwanderte und beschriebene Landschaft verdient die höchste Aufmerksamkeit des Geo- und Ethnographen, durch seine Lage und Erzeugnisse (Reis und Seide), und durch den von dem gewöhnlichen Persischen ganz verschiedenen Dialekt seiner Bewohner, in welchem noch alles alte Parthische fortlebt; es verdient die größte Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers und Geschichtschreibers, als der Wohnsitz der Diwe, die hier von Kejumers bekriegt, von Tahmuras gebändigt, von Rustem besiegt worden, und deren schrecklichster der Diw Sefid, d. i. der weiße Teufel hier von Rostem bezwungen ward; als die Grabstätte der alten Herrscher (Iredsch, Tur und Salem); als der Hauptsitz der Katscharen, d. i. des Stammes der heutigen Herrscherfamilie Persiens, Aga Mohamed Chan's und des Vaters Feth Alischahs. Nach dem Dschihannuma ist die alte Eintheilung Masenderas und seines Zugehörs in sieben Distrikte nämlich: 1) Dschurdschan, 2) Beidmur-

---

1) Von Macdonald Kinneir S. 168, bey Rousseau p. 49, unter dem Namen Dschordschan, dann Dschouhan oder Kurkan كركان das Hyrcania der Alten und Astrabad war ursprünglich eines und dasselbe Fundgruben III. S. 318.

2) Strabo CXI. l. VII. §. 1. C. VIII. §. 1. 8. C. IX. §. 1. CXI. §. 8.

3) Die Παρασιοι Strabo's (LXI C. VII. §. 1) sind unverkennbar die Bewohner von Farasch, d. i. von der Fläche. So hieß der nördliche obere Theil des Landes an der Meerküste (Fundgruben III. S. 322), während der obere am Gebirg gelegene Wadker, d. i. das Gebirgland, und beydes zusammen Faraschwad (das in der Ebene und am Gebirg zugleich gelegene Land), nämlich Parthien hieß.

stak, 3) Astrabad, 4) Amul und Rostemdar, 5) Dahistan, 6) Ruad, 7) Sastan [1]).

Gebirge. Der Kuhol-burs oder die Verlängerung des Kaukasus längs der südlichen Küste des kaspischen Meeres, welcher dort, wo er Dilem von Aserbeidschan trennt, auch das Gebirge von Talisch heißt [2]).

Der Berg Demawend, ein alter Vulkan und Gletscher zugleich, wohin die Sage den unterirdischen Kerker des Drängers Sohak, wie unter den Aetna den der Giganten Himmelsstürmer verlegt. Er ist der mons Jasonius des Ptolemaios, der seine Lage links über den kaspischen Pässen angibt.

Sanduk Kuh, das hohe Gebirge, unmittelbar vor Astrabad, der Labutas des Polybius [3]).

Flüsse. Die zwey Hauptströme des Landes, von denen bisher nur die Mündung, über ihren eigentlichen Lauf aber wenig bekannt ist, sind der Masenderan, der bey Meschhedser [4]), und der Gurgan, der die Ebene von Astrabad durchschneidet, und unter der gleichnamigen Stadt bey Abesgun in die See fällt [5]); derselbe kommt aus dem Gebirge Masenderan's, geht durch das Thal von Jenidere nach der Ebene Meidan Sultan in Dschordschan, und ist ungemein reißend und gefährlich zu befahren.

Oerter nach dem Dschihannuma.

Kurkan (die Hauptstadt des alten Hyrkaniens), 90 L. 39 Br. am Gebirge und am Flusse Kurkan, der auch wie die Stadt selbst Dschordschan heißt, sehr ungesund und deßhalb die Begräbnißstätte Chorassans genannt, von Jesid Ben Mehleb unter der Regierung des Chalifen Suleiman zum erstenmal erobert, von den Mogolen gänzlich zerstört. Firuf der Sassanide umwehrte es mit einer funfzig Farsangen langen Mauer. Als Merkwürdigkeiten zeigt man hier zwey ungeheuere alte runde Steine, zwanzig Ellen im Durchmesser, welche die Sage zu Mühlsteinen macht, und das Grab Mohammed des Sohns des sechsten Imam's Dschafer Sadik. Der Fluß Kurkan, geht von hier nach Abesgun, dem Hafen am kaspischen Meere (drey Tagreisen von Kurkan) wo er mündet [5]).

---

[1]) Dschihannuma S. 339. [2]) Der Distrikt um Talisch heißt Gilan Faßlun, Dschihannuma S. 384. [3]) *Morier's* second journay, p. 374, nach Polybius CX. 24. [4]) *Macdonald Kinneir* Mémoir, p. 375. [5]) *Morier's* second journey. p. 375. [6]) Dschihannuma 339.

Astrabad, zwischen Kurkan und Sari 89 1/2 L. 38 B., zwey Tagreisen von Kurkan oder Dschordschan, vier von Sari, und von Amul neun Farsangen entlegen [1]). Etwa eine Farsange im Umfang, von etwa tausend Familien bewohnt. Von der großen Zahl der Seide (Abkömmlinge des Propheten), heißt die Stadt Darol-mumenin, d. i. das Haus der Gläubigen [2]). Die nächsten Gränznachbarn sind die Türkomanischen Stämme Jemut und Keklan, welche die ersten Ebenen (Descht) am Kurkanflusse bewohnen; nach ihnen der Stamm Teke, der mächtigste aus allen; weiter die Stämme Keik und Kargi am Oxus. Astrabad scheint dasselbe zu seyn mit dem Tambracus des Polybius, und dem Astabene des Isidorus, der die Hauptstadt *Ασααχ* nennt.

Amul, 87 1/2 L. 37 1/2 Br., drey Tagreisen von Dschordschan, am Ufer des Meeres, zwey Tagreisen von Sari entfernt [3]); Hem die östliche Gränze Masenderans, ist fünf Farsangen von hier, und Salus (der Geburtsort Tabari's) zwölf Farsangen davon entfernt. Dieses Salus ist vielleicht das *Σαφρι* des Isidorus, denn sein *Σαυλωη* ist Sarie oder Sari 88 L. 37 1/2 Br., zwey Tagreisen von Amul, und vier von Astrabad entfernt; hier waren, sagt Isidorus, die königlichen Gräber, d. i. die noch heute bestehenden Grabgewölbe von Iredsch und Menutschehr [4]).

Rostembar, ein Distrikt von hundert Dörfern, meistens vom Schahrud bewässert [5]).

Ruad, 88 L. 37 B., eine Stadt mittlerer Größe [6]).

Rujan, 86 1/2 L. 36 Br., am Gebirge, vermuthlich das *Ραγαυ* (statt *Ραγαν*) des Isidorus.

Dahistan, 91 L. 38 1/2 B., zwischen Dschorchschan und Chowaresm von Abdollah Ben Taher erbaut, und als der Wohnsitz der alten *Δααι* nach ihnen genannt. An der Stelle der alten Daen streifen und sitzen heute die obgenannten türkomannischen Stämme [7]).

Dscherbadakan, 89 1/2 L. 38 Br., zwischen Dschord-

---

1) Dschihannuma 340. 2) *Morier* p. 376. Von allen Reisenden, mit deren Werken wir uns hier beschäftigen, hat Morier allein Masenderan bereiset, und ist darin bis Astrabad vorgedrungen, so wie er allein die östlichen Umgebungen des Sees von Maragha bereist hat. 3) Dschihannuma S. 340. 4) Beyträge zur Topographie und Geschichte Parthiens in den Fundgruben S. 319. 5) Dschihannuma 341. 6) Ebend. 7) *Morier's* second journay, p. 377.

schan in Astrabad, nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt im persischen Irak.

Natil, 87 L. 36½ Br. im Distrikte von Amul, vier Farsangen davon, und eine Tagreise von Salus entlegen [1]).

Gesche, 90 L. 40 Br., nördlich von Dschordschan, vier Tagreisen entlegen am Ufer des Meeres [2]).

Terwe, 90 L. 41 Br., 5 Tagreisen von Gesche (bey Abulfeda), Terawa südwestlich von Chowarsm [3]).

Saidabad, zum Distrikte von Rujan gehörig, von einem Stellvertreter des Chalifen Mehdi erbaut [4]).

VI. Taberistan und Kumis.

Wiewohl die eigentliche Gränze Masenderans südlich durch das Gebirge, welches als eine Verlängerung des Alburs und des Demawend parallel mit dem Ufer des kaspischen Meeres läuft, gesteckt ist, so daß das jenseits (nördlich) des Gebirgs gelegene Land Masenderan, das diesseits (südlich) gelegene Taberistan heißt, so findet sich doch bey einigen Erdbeschreibern die letzte Benennung in so großer Ausdehnung, daß darunter auch Masenderan oder das flache Land als ein Theil von Taberistan angesehen wird. Eigentlich gränzt aber Taberistan (nach der verläßlichsten Angabe des sogenannten persischen Geographen im Dschihannuma), nördlich an Masenderan, südlich an Kumis, östlich an Chorasan, und westlich an Irak Adscham [5]).

Gebirge. Die Verlängerung des Alburs heißt in der Höhe von Tehran nach einem einzelnen abgesonderten vulkanischen Gletscher Demawend oder Denbawend. Derselbe ist nicht so hoch als der Ararat, aber steiler als derselbe, und der Fuß des ersten von weit minderem Umfange; er ist das ganze Jahr schneebedeckt, aber nur in einzelnen Theilen, indem andere davon frey sind. Der Gipfel desselben ist so wie der des Ararat noch unerstiegen; von dem höchsten zugänglichen Punkte wird Schwefel geholt; am Fuße liegt die gleichnamige (von Morier besuchte) Stadt, und fünf englische Meilen davon in beträchtlicher Höhe ober der Stadt, ein See anderthalb englische Meilen im Umfange in einem Felsenkessel ohne Abfluß; in kleiner Entfernung davon ein zweyter Alpensee, den Morier nicht besuchte. Die persische Heldensage verlegt in die Klüfte des Demawend den Kerker des hier von Dämonen gefolterten Tyrannen Sohak. Die Fortsetzung des Demawend heißt beym Ptolemaios

1) Dschihannuma 341. 2) Ebend. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Dschihannuma S. 339 bey Kinneir, Dupré und Rousseau fehlt Taberistan ganz.

Koron, und dieser Name ist in dem Karen der Landesgeschichte leicht zu erkennen [1]), so wie der Labuta in Lawud.

Dieses Gebirge bildet beym Eintritte von Irak die berühmten kaspischen Pässe (Pylae caspiae), welche Morier am wahrscheinlichsten im Passe Serdere Chawar findet, indem dieselben nach Plinius nur eine Tagreise von Rhages (Rei) entfernt, acht Meilen lang, und in der Länge von acht und dreyßig Meilen wasserlos waren. Alles dieses paßt nur auf diesen südlichen Felsenpaß von Chawar, und nicht auf die zwey Pässe bey Firuf Kuh, deren nördlicher Sawadschi [2]), und der südliche Teng serensa heißt. Noch sind zwey andere Pässe in dieser Bergkette, nämlich die von Firuf Kuh nach Chawar führende Felsenenge Teng Nimrud (westlich vom Teng serensa), und die nordöstliche Schlucht der Bergkette vor Astrabad, am Fuße des Berges Sanduk, heißt der Paß Teng Schimschirbur [3]).

In der Handschrift Nro. 433 der kaiserl. Bibliothek werden noch genennt:

Kuh Tarik, mit einer berühmten Höhle und einem darin befindlichen nach Salomon genannten Steinsoffa.

Kuh Mirem, mit einer wunderbaren bald fließenden, bald nicht fließenden Quelle, je nachdem dieselbe angeschrien wird. Dieselbe Eigenschaft legt der persische Uebersetzer des Kaswini einer Quelle auf dem Berge Hurmuf bey [4]), und beym Asmed von Tus kommt eine solche Quelle unter dem Namen Tschescheschmei bank vor [5]).

Die Flüßchen von Firuf Kuh und Demawend strömen an den beyden Städten dieses Namens vorbey.

Nimrud, ein Fluß, den Morier auf seinem Wege nach Firuf Kuh übersetzte, und der nach Chawar und Seramin fließt [6]).

Der Delitschai, oder närrische Fluß, auf dem Wege von Demawend nach Firuf, westlich dem vorigen.

Der Fluß von Kalai Surch bey Firuf Kuh.

Der Fluß von Afferan, der nordöstlichste von diesen Bergströmen, deren Ursprung und Lauf noch ganz im Dunkeln ist, in-

[1]) Diese beyden Namen finden sich in der Geschichte Masenderans und Taberistans auf der kaiserl. Hofbibliothek Nro. 117 als قارن und لاوود. [2]) Das ist der Sowad Kuh von Wahls Karte. [3]) S. Moriers Karte. [4]) Adschaibol machlukat von Kaswini. [5]) Adschaibol machlukat von Ahmed aus Tus. [6]) *Morier's* second journey, p. 362.

dem dieselben nur aus der Karte Morier's, der dieselben auf seinem Wege passirte, bekannt sind.

Quellen. Die Quelle Belassan beym Dorf Kohen, in der Nähe von Damaghan, aus welcher Windsturm geweckt wird [1]), Badchani genannt.

Die Blutquelle Tscheschmei Chun, ein Quell röthlichten Wassers bey Damaghan [2]).

Der Brunn von Damaghan, abführender Eigenschaft [3]).

Oerter. Der Hauptort der beyden vereinigten Landschaften von Taberistan und Kumis (das Komisene des Isidorus) ist Damaghan, auf der Karte Lapie's bey Dupré Muminabad genannt, in einer großen Ebene, die sich von hier bis gegen Meschhed erstreckt, nördlich durch das Gebirge von Masenderan, südlich durch die Salzwüste begränzt. Eine der ältesten Städte, indem die Sage ihre Erbauung dem Huscheng zuschreibt, heute ganz in Ruinen, früher von Dschengis, später von Nadir verheert [4]) 89 L. 37 Br., drey Tagreisen von Nischabur; ehemals hatten die Mauern Damaghan's achttausend Ellen im Umfange, heute zählt es kaum dreyhundert bewohnbare Häuser. Da hier die Straßen von Chorassan, Kuhistan, Masenderan und Irak zusammen laufen, so ist hier das alte Hecatompylos (die Stadt mit hundert Pässen) zu suchen, und Mannert hält Damaghan irrig für das alte Tagae. Er übersah die entscheidende Ortsbestimmung bey Diodor, der hundert und funfzig Stadien davon einen erhabenen Fels mit einer schönen Höhle angibt, woraus der Fluß Stiboetes entspringt. Dieses ist der Cosrui von dem Bacui (Notices II. 482) das Folgende ganz in Uebereinstimmung mit Diodor meldet: Ce qui on y admire le plus est la distribution des eaux nommées *Cosrui;* elles sortent d'une *Caverne* et se partagent en cent vingt branches. Diese unterirdischen Wasserleitungen (Karis) stimmen mit dem was Diodor sagt zusammen: daß der Fluß nach einem Lauf von fünfhundert Stadien wieder hervorkommt.

Semnan, 87 L. 36 Br., kleiner als Damaghan, größer als Bostam am Rande der Wüste, und unmittelbar nach dem Austritte aus dem Serdere Chawar oder den kaspischen Pässen; gute Birnen und Pistazien [5]).

Bostam, 90 L. 37 Br., als Geburtsort und Grabstätte des berühmten Schach Bajasid Bosami berühmt [6]). Die Grabstätte Abdullah Dasitanis [7]).

---

[1]) Des Adschaibol machlukat Kaswini's persische Uebersetzung. [2]) Ebend. [3]) Ebend. [4]) *Morier's* second journay p. 381. 382. [5]) Polybius X. 25. [6]) Polybius X. 26. [7]) *Ousely* I. p. 391.

Chorkan vier Farsangen von Bostam [1]).
Semenk, östlich von Simnan, ein kleiner Ort [2]).
Surchab, eine halbe Tagreise von Borstam [3]).
Zwischen Simnan und Damaghan sind auf der Karte Morier's die Ruinen der alten Stadt Kumis angegeben.

Als zur Landschaft Kumis gehörig nennt das Dschihannuma noch Mirem und Kirdkuh, dieses (das Tigado Haiton's) war eines der festesten Schlösser der Assassinen [4]), denen auch Firuskuh und Damaghan selbst zugehörte. Vermuthlich heißt das letzte auf Lapie's Karte irrig Muminabad, denn dieß war ein besonderer Distrikt, der bey Kuhistan vorkommen wird.

Die genannten, in dem ebenen Theile des Landes gelegenen Oerter werden zur Landschaft Kumis gerechnet, die folgenden nördlich im Gebirge gelegenen zum eigentlichen Taberistan. Demawend, am Fuße des gleichnamigen Berges, vom gleichnamigen Flüßchen durchströmt, fünfhundert Häuser, wovon dreyhundert von Eingebornen, und zweyhundert von einer Kolonie aus Kerman bewohnt sind, welche Aga Mohammed Chan hieher verpflanzte; sehr den Erdbeben unterworfen [5]). Am letzten August wird hier eine Art von Feuerfest zum Andenken des vertriebenen Tyrannen Sohak gefeyert [6]).

Firuskuh, an dem Fuß und Abhang eines hohen Kalkfelsens gelegen, hinter dem ein Kalkberg senkrecht emporsteigt; es scheint eine sehr alte Stadt zu seyn, auf dem steilen Felsen zeigt man Ruinen, als die einer Windmühle und eines Bades aus der Zeit Alexanders des Großen [7]). Zwischen Firuskuh und Demawend ist ein königlicher Garten.

Baghi Schah [8]), ein eingezäumtes Viereck von etwa vierhundert Schritten, mit Fruchtbäumen gefüllt, das also an die alten persischen Paradiese erinnert, und wo Aga Mohammed Chan oft zu jagen pflegte [9]).

Kalai Surch, das rothe Schloß ober dem Passe Teng serensa, erst aus der Zeit Dschengischans oder gar Timur's [10]).

Fulad Mahalle, ein schmutziges Dorf auf dem Wege von Firuskuh nach Astrabab hoch im Gebirge [11]).

Chawar, das Χοαρηνη des Isidorus, wird gewöhnlich

---

[1]) Dschihannuma S. 339. [2]) Ebend. [3]) Bacui II. p. 482. [4]) Dschihannuma S. 339. [5]) Ebend. [6]) Geschichte der Assassinen S. 273. [7]) *Moriers* second journey, p. 352. [8]) Ebend. 357. [9]) Ebend. p. 363. [10]) Ebend. 361. [11]) Ebend. 361.

entweder mit der Ebene von Veramin, oder mit dem Passe Serdere Chawar, oder Choi zugleich genannt; es liegt in dem Thale (αυλων), und trifft hierdurch ganz mit der vom Isidorus angegebenen Lage Choarene's nach den überstiegenen kaspischen Pässen überein [1]).

VII. Irak adschem oder das persische Irak.

In den arabischen Erdbeschreibungen auch Biladol-Dschebal, d. i. das Bergland, oder auch Dschebal kurzweg genannt, ist das alte Medien, dessen Name allein die großartigsten Umrisse alter asiatischer Reiche aufruft; »denn« wie Polybius sagt, »ist Medien durch Größe des Umfangs, »durch Tapferkeit der Männer und der Pferde das asiatischen Dy»nastien angemessenste Land [2]),« und wieder: »Medien liegt in »der Mitte Asiens, und zeichnet sich durch Größe und Höhe der »Berge, die es umschließen, aus; auch ist dasselbe über den stärk»sten und größten Völkern gelegen; denn gegen Osten gränzt es »an die Wüste, welche zwischen Persis (Faristan) und Par»rasia (Faraschwad [3]) liegt, beherrscht die sogenannten ka»spischen Pässe, und stößt an die tapyrischen Gebirge (Ta»beristan's), welche nicht weit vom hyrkanischen (kaspi»schen) Meere entfernt sind; gegen Süden gränzt es an Meso»potamien (Aldschesire), und die Landschaft Apollo»niatis (die Gegend um Bagdad am östlichen Ufer des Ti»gris); es gränzt auch (gegen Süden) an Persis (Fars), »vom Gebirge Zagros (der Bissutun, und die Verlängerung »desselben) geschützt, dessen aufsteigende Höhe hier hundert Sta»dien beträgt. Verschiedene Gebirgsrücken und Thäler in sich »vereinigend, ist dasselbe in viele tiefe Schluchten und Thäler »getrennt, welche die Cossäer (in Loristan), die Corbe»ner (um Churremabad), die Karcher (um Gardsch), »und verschiedene andere barbarische ausgezeichnet kriegerische »Völker bewohnen; gegen Osten berührt es die Völker von Atra»peia (Aserbeidschan, sonst Atropatene), die nicht weit »von den ober dem Pontos Euxinos gelegenen Völkern ent»fernt sind. Die gegen Norden gewendeten Theile desselben stoßen »an die Elymaier, Ariaker, Kaddussier und Matianer »(d. i. die Bewohner von Dilem, Masenderan und der Ge»gend um Rei), und es berührt die Länder, welche sich bis zur »Maeotis hin erstrecken. Medien wird von mehreren Gebir-

[1]) Dschihannuma S. 341. [2]) Polybius X. 24. [3]) Vergleiche Strabo LXI. c. VII. §. 1.

»gen von Osten gegen Westen durchstrichen, zwischen denen Ebe»nen mit Städten und Flecken angefüllt [1]).«

Durch diese anschauliche Beschreibung des alten pragmatischen Historikers sind die Gränzen des heutigen persischen Irak, oder des Dschebal der arabischen Geographen genau bezeichnet, und man zeigt die größte Unbekanntschaft mit den ersten Grundlinien persischer Geographie, wenn man wie Hr. v. Kotzebue, Aserbeidschan als das ehemalige Medien, und Irakadschem als das ehemalige Parthien angibt [2]).

Ein leichter zu entschuldigendes Versehen ist die von Anderen begangene Verwirrung des arabischen Dschebal mit dem persischen Kuhistan, deren jenes auf arabisch dieses auf persisch eines und dasselbe, nämlich Gebirgland heißt, beydes aber von einander verschieden, und durch die große persische Wüste so getrennt ist, daß Dschebal oder Irak Adschem von derselben östlich, die Landschaft Kuhistan aber von derselben westlich begränzet ist. In beyden dieser Landschaften waren die Hauptfesten des Großmeisters der Assassinen verstreut, der deßhalb vorzugsweise Scheichol-Dschebal, d. i. der Alte vom Gebirge hieß [3]).

Gebirge. Die Bergkette, welche das persische Irak (Medien) vom arabischen (Assyrien) trennt, ist der Elwend oder Erwend, der Orontes der Alten; die an der südlichen Küste des kaspischen Meeres streichende Bergkette ist die Verlängerung des Kaukasus (Kuholbürs), in welcher der Dewend oder Denbawend (der Mons Jasonius des Ptolemaios) als Gletscher einzeln aufsteigt; dann der Koron des Ptolemaios, heute Karen [4]) genannt, und an dem äußersten nordöstlichen Ende dieser Bergkette gegen Astrabad der Labuta des Polybius [5]), heute Lawud [6]). Außer

---

[1]) *Polybius* L. V. c. 44. [2]) Kotzebue §. 20. S. 128. [3]) Geschichte der Assassinen S. 233. Berg heißt auf arabisch Dschebel, auf persisch Kuh, in der Mundart Dilems Astan, Tabra und Char. Vom ersten hießen die Bergfürsten der Familie Kawpare Astandar, vom zweyten erhielt sowohl das Schloß Tabrek, als das Land Taberistan den Namen, vom dritten hieß der Alte vom Gebirge auch Charschah. Siehe Beyträge zur Topographie Parthiens, Fundgruben III. S. 319, 322. [4]) Beyträge zur Topographie Parthiens, Fundgruben III. S. 317. قارن. [5]) *Polybius* L. X. 26. [6]) Die Geschichte Taberistans, Mscpt. Nro. 117 لاوود.

diesen von den griechischen Geschichtschreiben und Erdbeschreibern genannten medischen Gebirgen, bezeichnen die Quellen orientalischer Geographie noch die folgenden:

Der Berg Rasmend, nördlich von Kardsch (wie der von Bissutun durch Kunst behauen [1]) ist schon bey Kurdistan vorgekommen.

Der Berg Ramend, westlich von Kaswin, nördlich von Charkan, bewohnt und mit Dörfern angebaut [2]).

Der Berg Kerkes, zwischen der Kette des Demawend und Ißfahan [3]).

Der Berg Firuskuh, in der verlängerten Bergkette des Demawend, ein einzelner Berg mit gleichnamiger bey Taberistan erwähnter Stadt [4]).

Der Berg von Tabrek bey Rei mit Silbergruben [5]).

Der Berg Nemeklan zwischen Awa und Kum, ein Salzberg, von Reisenden auch Kuhi Tilism, d. i. der talismanische Berg genannt, weil sich auf demselben kein Schnee hält, keine Quelle entspringt, und weil er einsinkendem Fuß unersteigbar. Ganz vereinzelt, und von drey Farsangen im Umfang, ist derselbe auf dieselbe Entfernung sichtbar [6]).

Der Berg Aschkerem bey Ißfahan voll von Schlangen, die von einem Brunnen desselben hervorgezogen die Gelbsucht heilen [7]).

Der Berg von Sawa [8]), mit einer Felsenquelle voll Sandsteinen, dergleichen an den Bergen von Bissutun, Nehawend und Gerdsch [9]); auch wird dort das Grabmal Ezechiels gewiesen [10]). Kaswini nennt diesen in der Nähe von Sawa gelegenen Berg Safra, und setzt hinzu, daß von dem Dache des Felsensaales vier Steine vorspringen, aus dreyen derselben fließe eine Quelle, der vierte sey trocken; das Wasser sammle sich in einem schönen Becken [11]).

Der Berg von Kaswin, drey Farsangen davon entfernt, ein Schneeberg, mit einer von frommen Männern (Abdal)

---

1) Dschihannuma S. 304. 2) Ebend. 3) Ebend. und im Mscpt. 433. 4) Ebend. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Adschaibol-machlukat von Ahmed von Tus. 8) Dschihannuma S, 304. 9) Der Berg von Kerdsch ist der Rasmend, der also südlich und nicht nordlich von Hamadan liegt, wohin denselben die Karte Wahls setzt. 10) Die Handschrift 433. auch bey Helle zeigt man Ezechiels Grab, laut Ives B. II. 3 C. 11) Die persische Uebersetzung Kaswini's. Das Stillschweigen Chardin's, der zu Sawa gewesen, beweiset, daß er die Grotte nicht gesehen.

vielbesuchten Moschee [1], und dem Grabe des islamitischen Helden Weis Karni [2]).

Der Berg Jaschem, ebenfalls ein Berg in der Nähe von Kaswin, wohin die Sage die Versteinerungen vieler Thiere verlegt [3]).

Der Berg bey Dakim, südlich von Kaswin, nieder, bebaut, und mit vielen Dörfern angepflanzt. Diese drey Berge, wovon der erste nördlich, der zweyte südlich von Kaswin liegt, sind bisher von keinem europäischen Reisenden genannt oder besucht worden.

Der Berg Kuschid, an der äußersten Gränze zwischen Irak und Fars, wo Keichosrew einen Drachen tödtete, und an der Stelle einen Feuertempel erbaute [4]), der Aderkuschid hieß.

Des Bergs Erwend (Orontes) sammt Quell und Inschrift, ist bereits bey der Gränze Kurdistan's Erwähnung geschehen.

Flüsse. Der Sendrud oder Saienderud, d. i. der Lebensfluß, entspringt im Gebirge Serdekuh (der Parachoatras der Alten, in dessen Namen die Sylbe Cho, das persische Kuh vorzustellen scheint), bewässert den Distrikt Rudbar von Großloristan, geht bey Firusan und Ißfahan vorbey, und verliert sich nach einem Laufe von siebenzig Farsangen in der Strecke von Kawchani [5]). Nach dem persischen Uebersetzer des Kaswini soll derselbe nach einem unterirdischen Laufe von sechzig Farsangen wieder hervorkommen, und sich ins indische Meer ergießen [6]).

Der Sefidrud, d. i. der weiße Fluß (der Mardus der Alten), sonst auch Turkan Holan, und gewöhnlich Kisil Osen genannt, entspringt in dem Gebirge Beschparmak, d. i. die fünf Finger (ein Theil des Orontes, oder vielmehr die Verlängerung desselben), nimmt die Wasser Sendschanrud, Bisterrud, Mianidschrud, Tawalisrud, Tarminrud auf, und fällt bey Pere in den Schahrud [7]).

Der Schahrud oder Königsfluß kann nicht der Charindas seyn, da dieser (ein anderer als der Mardus) in die See

---

[1]) Im arabischen Kaswini fehlt dieser Berg ganz, in der persischen Uebersetzung steht er كوه السر ohne Punkte, in der Handschrift 433 كوه التر Al-tar im Dschihannuma S. 305 اعلي تر Aalater der Höchste. [2]) In der Handschrift Nro. 433. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Dschihannuma S. 304. [6]) Handschrift 433 des persischen Geographen. [7]) Dschihannuma S. 304.

fällt [1]), der Schahrud aber in den Sefidrud fällt. Er besteht aus zwey Armen, der eine entspringt bey Talkan aus dem Gebirge von Kaswin, der andere aus dem Berge Schir [2]), und nimmt im Distrikte von Tarmin den Sefidrud oder Kisolosen auf; bis zur Vereinigung durchläuft er fünfunddreyßig, und hernach noch funfzig Farsangen.

Der Chamrud entspringt aus dem Demawend, bewässert den Distrikt von Rei, und verliert sich dann in mehrere Kanäle getheilt in der Wüste [3]).

Der Germrud entspringt zu Talkan in dem Gebirge von Kaswin, und verliert sich nach einem Laufe von fünf und dreyßig Farsangen in der Wüste, deßhalb heißt er beym persischen Geographen Tihrud, d. i. der Wüstenfluß. Derselbe nennt die Höhle, worin er sich verliert, Herarrisch [4]).

Der Kumrud entspringt bey Dscherbadakan aus dem Gebirge Chanissar, geht bey Kum und Dscherbadakan vorbey, und verliert sich in der Wüste [5]).

Der Kawmassarrud entspringt zum Theil aus dem Gebirge Erwend. Ein Arm desselben kommt von Essedabad, Mamscharud und Feriwar Kiriwe, der andere vom Berge Rasmend, Gerdsch und Murghsar Kissu, geht bey Hamadan und Sawa vorbey, in dessen Nähe derselbe, durch einen Damm des Vesirs Schemseddin aufgehalten, einen See bildet, welcher die Orte Awa und Sawa mit Wasser versieht, und nach einem Laufe von vierzig Farsangen den Rest seines Wassers in der Wüste abgibt [6]).

Der Sendschanrud kommt von der Gränze bey Sultania, geht an der Stadt Sendschan vorbey, und fällt nach einem Laufe von zwanzig Farsangen in den Sefidrud oder Kisil Osen [7]).

Der Abharrud entspringt bey Allah Ekber an der Gränze von Sultania, und aus dem Gebirge Seresfed (Löwenkopf), geht nach Abhar und Kaswin, nimmt das kleine Gewässer um Kaswin auf, und verliert sich nach einem Laufe von zwanzig Farsangen [8]).

---

[1]) Siehe Mannert V. II. S. 140. [2]) Dschihannuma S. 304. Im Mscpt. 433 heißt der Ursprungsort des zweyten Armes تستر (Tuster), im Distrikte von Alamut. [3]) Dschihannuma S. 304. [4]) Dschihannuma S. 304, und Handschrift 433. [5]) Dschihannuma S. 304 l. Z. [6]) Dschihannuma S. 305. und Handschrift Nro. 433. [7]) Dschihannuma S. 305, und Handschrift Nro. 433. [8]) Dschihannuma S. 305, und Handschrift Nro. 433.

Der Tarimrud oder Ab Tarim, kommt aus dem gleichnamigen Berge, und fällt in den Sefidrud [1]).

Der Kaschanrud oder Ab Kaschan, kommt aus den Bergen von Kamtar, erstreckt seinen Lauf im Frühling als Gießbach bis nach Kaschan, verliert sich aber im Sommer, ehe derselbe nach Kaschan kommt, in der Gartenbewässerung der Umgebung [2]).

Der Merdakanrud oder Ab Merdakan kommt von Charkan und Hamadan, und ergoß sich ehemals in den See von Sawa, heute verliert sich derselbe nach einem Laufe von fünf und zwanzig Farsangen [3]).

Der Kaswinrud oder Ab Kaswin, bewässert die Gärten von Kaswin, und erreicht im Sommer nicht einmal die Stadt [4]).

Der Girdanrud kommt von den Bergen von Talkan, geht im Frühling in die Wüste, erreicht aber im Sommer nicht einmal die Stadt Kaswin [5]).

Der Charkanrud oder Ab Charkan, entspringt aus dem gleichnamigen Gebirge, geht im Frühling über Charkan hinaus in die Wüste, erreicht im Sommer aber nicht einmal Charkan [6])

Quellen. Die Quelle Esdihschil oder Ardihischtek, in einem drey Farsangen von Kaswin entlegenen Dorfe, ein mineralisches Wasser, welches aber nur an Ort und Stelle getrunken Wirkung macht, und im Frühlinge von den Bewohnern Kaswin's besuchet wird [7]).

Die Quelle Sam im Dorfe Abdullahabad, zwischen Kaswin und Hamadan, eine heiße mineralische Quelle, welche Eyer kocht, und von Kranken besucht wird [8]).

Die Quelle Ainolhamijet, d. i. die heiße Quelle, zwischen Charkan und Kaswin, außerordentlich heilsam in Hautkrankheiten und anderen [9]).

Oerter. Irakadschem oder das alte Medien, als der Mittelpunkt des alten und neuen persischen Reichs, umschließt in seinen Gränzen die schönsten, größten und volkreichsten Städte, und namentlich die vier großen Städte Hamadan, Kaswin, Ißfahan und Tehran, welche in dieser Folge zu verschiedenen Zeiten die Hauptstadt und die Residenz des Reiches waren,

---

[1]) Dschihannuma S. 305. [2]) Dschihannuma S. 305, und die Handschrift 433. [3]) Dschihannuma S. 305. [4]) Ebend. im Mscpt. Nro. 433. [5]) Dschihannuma S. 305. [6]) Ebend. [7]) Die persische Uebersetzung des Kaswini. [8]) Eben dieselbe. [9]) Das Adschaibol machlukat des Ahmed von Tus.

indem Hamadan (das alte Ecbatana) die Sommer-Residenz der alten persischen Könige, Kaswin die der mogolischen Beherrscher Persiens, Ißfahan der Thronsitz der Familie Sefi gewesen, und Tehran die Winter-Residenz des regierenden Schahs ist, der die Sommermonate in der Gegend von Kaswin zubringt. Wir wollen dieselben jetzt ganz in der Ordnung, in welcher diese Städte der Königssitz des großen Reichs gewesen, durchwandern, weil der historischen Ordnung auch die geographische zusagt, und der Reisende, welcher durch die medischen Päße eintretend das alte Medien oder Irak Adschem ganz bereisen will, am schicklichsten zuerst von Hamadan sich nach Kaswin wendet, dann nach Tehran, und von hier nach Ißfahan geht. Jeder dieser großen Vierstädte sollen die um dieselben kleineren zugeordnet werden, so daß bey Hamadan die westlich gelegenen Städte Dergesin, Awa, Sawa, bey Kaswin die nördlich gelegenen Sultania, Talkan, Sendschan, Tarmin sammt dem Distrikte Rudbar (wo die Hauptschlösser der Assassinen) bey Tehran, die auf dem Wege nach Ißfahan gelegenen Städte Kum und Kaschan, bey Ißfahan endlich die anderen südlich gelegenen nennenswerthesten Oerter erwähnt werden sollen, von denen der Weg südlich nach der Landschaft Fars, und östlich nach Kuhistan führt, welches in dieser Uebersicht auf das persische Irak folgt.

Hamadan, das alte Ecbatana, welches als solches lange verkannt worden, weil man doch wenigstens einige Trümmer der von Herodot beschriebenen siebenfachen Mauer auffinden wollte, ohne zu bemerken, daß schon zu der Zeit des Polybius, laut seinem ausdrücklichen Zeugnisse, Ecbatana keine Mauern mehr hatte. Eben so wenig darf man sich wundern, daß keine Spur der von ihm beschriebenen königlichen Residenz vorhanden ist, da die Pracht derselben bloß in Ceder- und Cypressenholz bestand, und in mit Gold- und Silberblech überzogenem Getäfel [1]); auch der Tempel der Aine oder Anaitis hatte goldene Säulen und silberne Ziegel [2]); aber der funfzehn Schuh breite Kanal, den laut Diodors Bericht, Semiramis graben ließ, um von einem jenseits des Bergs Orontes (Elwend) gelegenen See Wasser in die Stadt zu leiten, verdient alle Untersuchungsmühe künftiger Reisender. Die persische

[1]) Polybius X. 24. [2]) Anaitis, die persische Artemis, welche einige Gelehrte mit Mithras vermengen, hatte in den drey Hauptresidenzen der persischen Könige zu Ekbatana, Susa und Babylon prächtige Tempel, wie dieß Polybius, Strabo und Herodot bezeugen.

Sage erwähnt desselben nicht zu Hamadan, sondern drey Tagreisen von hier am Berge Bissutun, und von allen hier recensirten Reisenden erwähnt dieses sogenannten Milchkanals (im Berge Harsin gegenüber dem von Parow) nur ein Einziger [1]); das Dschihannuma setzt diese Wasserleitung nach Kaßr Schirin [2]), und die türkische Sage verpflanzt die Scene der ganzen Geschichte Ferhad's und Schirins gar nach Kleinasien bey Amasia [3]), wo man, wie zu Bissutun, den durchhauenen Berg und dem Kanal zeigt, durch welchen Ferhad aus Liebe zu Schirin die Milch von den Alpen in die Flur ihres Pallastes geleitet haben soll. So ist überall in der persischen und türkischen Sage die Fabel an die Stelle der Geschichte, Milch an die Stelle des Wassers, und Schirin an die Stelle von Semiramis getreten [4]).

Hamadan liegt nach Dupré [5]) 35 Br. 46 L., nach Kinneir [6]) 34° 53′ Br. 48 L., nach dem Dschihannuma 83 L. 36 Br. [7]), und nach Bacui 88° 5′ L. und 35° 10′ Br., in der Entfernung einer Farsange vom Berg Elwend (Orontes), auf dem ein mit Keil-Inschriften eingehauener Felsen den Namen Gendschname, d. i. Schatzbuch trägt [8]). Die Stadt mit ihren Umgebungen ist im Besitze Mohammed Hassan Chans des Hauptes des Stammes Karagösli, und zahlt an Steuern jährlich zehntausend Toman (nach Kinneir) [9]), (nach Dupré funfzigtausend [10]), zur Zeit Hamdullahs des persischen Geographen, aber gar nur zehn 1/2 Tomans [11]). Eine Angabe, die eben so von der Angabe der heutigen Einkünfte abweicht als seine Breite und Länge von der oben angegebenen Dupré's und Kinneir's, wiewohl auch diese beyde sowohl in ihrer Angabe der Länge und Breite, und in der der Einkünfte, wie man sieht, keineswegs übereinkommen. Nächst der großen Moschee zeigt man das Grabmal Esthers und Mordochai's [12]), und außer dem von Morier erwähnten Grabe Avicenna's [13]) sind hier noch die Gräber des mystischen persischen Dichters Attar, und des arabischen Abul-ola Hafif Wallfahrtsörter [14]).

---

1) Extrait d'un Itinéraire en *Perse*, p. 19. 2) Dschihannuma S. 462. 3) Dupré I. 35. siehe auch Morier's erste Reise, Cap. XVIII. 4) Schirin, ein morgenländisches Gedicht, zweyter Theil, vierter Gesang. 5) Dupré I. S. 259. 6) *Maçdonald Kinneir's* Mémoir. p. 127. 7) Dschihannuma S. 299. 8) Kinneir S. 126, und *Morier's* second journey, p. 267. 9) Kinneir p. 127. 10) Dupré I. 261. 11) Dschihannuma S. 300. 12) *Morier's* second journey, p. 265. Siehe auch Malcolm's Geschichte. 13) *Morier's* second journey, p. 269. 14) Dschihannuma S. 301.

Morier fand in dem nördlichen Theile der Stadt ein persepolitanisches Säulengebälk, das auf das ehemalige Daseyn ältester Monumente der Baukunst hinweiset [1]), und ein Viereck des Schlosses heißt noch heute Tacht Ardeschir, d. i. der Thron des Artaxerxes [2]).

Nach Dupré [3]) heißen die zu Hamadan gehörigen neun Distrikte: Hesnarit, Turkmen, Serdaret, Derjasin, Karaghan, Keserschai, Dalgarali, Kopaja und Neschder; deren wenigstens einige unrecht geschrieben scheinen. Nach dem Dschihannuma [4]) gehören zu Hamadan die Distrikte: Sirdwar mit fünf und siebenzig Dörfern, deren schönste: Fachrabad, Kassimabad, Ramschabrud, der schönen Gärten wegen besuchenswerth sind. Schehristan, dessen das Dschihannuma erwähnt, kommt beym Ahmed von Tus in Verbindung des Schlosses Ebjaf Darabnakerd vor, ein unbezwingliches festes Schloß, worin Darius, als er Alexandern entgegen zog, seine Töchter und Schätze aufbewahrt haben soll. Der Distrikt Asjardin vierzig Dörfer, darunter Dorakabad, Seifabad, Girdabad die besten. Der Distrikt Scheramin vierzig Dörfer; der Distrikt Aalem fünf Dörfer, der Distrikt Serdrud und Bürhnerud ein und zwanzig Dörfer [5]).

Essedabad, 83 L. 35 Br., auf der Westseite des Elwend, neun Farsangen von Hamadan; die vom Elwend aus bewässerten Felder reich an Korn und Baumwolle.

Dergesin 85 L., L. 36 Br. im Distrikte Aalem zwey Tagreisen östlich von Hamadan [6]). Der diese Gegend bewohnenden Stämme geschieht in dem Geschichten Nadirschah's häufig Erwähnung.

Rudrawar, drey Farsangen von Hamadan, ein Distrikt, der ehemals drey und neunzig Dörfer enthielt, reich an Früchten und Pferden [7]).

Werdschend, in der Gegend von Hamadan, berühmt durch Kuren der gebrochenen Ader mittelst talismanischer Mittel [8]).

Namuschan, vermuthlich dasselbe mit dem obgenannten Namschabrud, ein drey Tagreisen langes, schönes Thal des

[1]) Morier's second journey, S. 268. [2]) Daselbst S. 269. In Höck Monumentis sind die Denkmale Ecbatana's, deren die Alten erwähnen, sehr fleißig zusammen gestellt. S. 144—155. [3]) Dupré I. 261. [4]) Dschihannuma S. 300. [5]) Ebend. [6]) Ebend. S. 301. [7]) Ebend. S. 302. und Bacui in den Extraits des Mscr. du Roi. T. II. p. 485. [8]) Ebend. S. 501.

Erwend [1]). Das, welches laut dem Dschihannuma (S. 181) mit den schönsten Gegenden Asiens wetteifert.

Farahan bey Hamadan, mit einem Salzbergwerk, vier Farsangen lang und eben so viele breit [2]).

Abdullahabad, auf dem Wege von Hamadan nach Kaswin, durch heiße mineralische Bäder berühmt [3]).

Burudscherd, achtzehn Farsangen von Hamadan, in einem wohlbewässerten, an Safran fruchtbaren Thale, wo sonderbare Felsengestalten von der Volkssage in versteinerte Krieger verwandelt worden sind [4]), heute die Residenz des Prinzen Taki.

Asfadschin, ein Dorf nicht fern von Hamadan, mit einer funfzig Ellen tiefen Grotte, Schapur's Menagerie [5]).

Nauses-sabiet bey Hamadan in der Nachbarschaft des alten Schlosses von Behramgur, der hier eine Gasele erlegte [6]).

Dinewer, 82 1/2 L. 36 Br., drey Tagreisen Nw. von Hamadan, durch eine Gebirgskette, die von Süden gegen Norden streicht, von Hamadan getrennt, berühmt als der Geburtsort Ibn Kotaiba's und Abu Hanife's [7]), ist schon oben bey Kurdistan erwähnt worden.

Dscherbadakan, sonst auch Güljadgan, 85 1/2 L. 34 1/2 Br. zwischen Hamadan und Gerdsch, von Humai der Tochter Behmens erbaut, ein Distrikt von funfzig Dörfern vom gleichnamigen Wasser durchströmt, zwischen Hamadan und Gerdsch [8]).

Gerdsch, vermuthlich das Guriana des Ptolemaios, ist der Denkmale des dabey gelegenen Bergs Rasmend wegen, schon oben bey Kurdistan vorgekommen. Es liegt wie Ferahan unter dem 84 1/2° L. und 34 1/2 Br. [9]).

Samaira, und zwey Tagreisen davon der Ort Masidan im Distrikte von Seirewan [10]).

Sawa 85 1/2 L. 35 Br. auf dem Wege von Hamadan und dem alten Rei, dreyßig Farsangen vom letzten entfernt, an der Stelle des Sees, den in der Geburtsnacht des Propheten ein Erdbeben verschlang, von dem Vesir Sahireddin und seinem Sohne Schemseddin mit Mauern umfangen und vergrößert, durch Kanäle aus dem Flusse Merdakan getränkt, enthält vier

---

1) Extraits S. 496. 2) Ebend. S. 493. 3) Ebend. S. 493. 4) Ebend. 473. und Dschihannuma S. 299. 5) Ebend. S. 468. 6) Ebend. S. 499. 7) Dschihannuma S. 302. 8) Daselbst 299 und Extraits des Manuscrits du Roi. T. II. 478. 9) Dschihannuma S. 299. 10) Dschihannuma S. 299 und 302 und Extraits des Mscpts. p. 498. Schirouan ist dort falsch statt Seirewan.

Dreyßig und hundert und fünf Dörfer, ist der Geburtsort des berühmten persischen Dichters Selman [1]); in der Nähe der berühmte Wunderberg Kuh Tilism, d. i. der Talismanberg [2]).

Aba (auch Awa wie auf mehreren Karten), fünf Meilen von Sawa und sechszehn Farsangen von Kaswin entfernt [3]). In der Gegend von Sawa ist das Tigrana des Ptolemaios, das ehemals von der Provinz Choromithrene und daher unmittelbar von Hamadan auf dem Wege nach Rhages lag. Der Name von Choromithrene scheint sich in dem auf der Straße nach Derzesin gelegenen Orte Mehran erhalten zu haben. Daß das Chaon oder Chaone Diodors wahrscheinlich in Nehawend, und die Monumente der Semiramis in der Nähe von den persischen Geographen erwähnten Sculpturen zu suchen sey, ist schon oben gesagt worden [4]).

Kaswin, nach Beauchamp [5]) [illegible] Br., nach dem Dschihannuma [6]) 85 L. 37 Br., nach Berechnung bey Macdonald Kinneir [7]) 49° 33' L. 36. 12 Br., nach Irezel bey Dupré 36° 13' 15 Br., und nach Ptolemaios 36° 20' Br. in einer großen und herrlichen Ebene gelegen, zweytausend Gez (Klafter) größer im Umfange als Tehran, hat nach Morier [8]) fünf und zwanzig tausend, nach Dupré [9]) dreyßig tausend Einwohner, nach Mannert [10]) das Besaspe des Ptolemaios. Die Residenz des Prinzen Naki Mirsa und die Hauptstadt seiner Statthalterschaft, die aus den folgenden neun Distrikten besteht [11]): Kasan, sechs und zwanzig Dörfer, südlich. Daghtakle, ein und zwanzig Dörfer, S. O. Abaghrud, achtzehn Dörfer, südlich. Schahrud, sechs und dreyßig, südlich. Heschdal, acht und zwanzig Dörfer, westlich. Helhamud, drey und zwanzig, an Sawa gränzend, westlich. Eerchar, acht und zwanzig Dörfer, südlich. Rachmend, ein und zwanzig, S.O. östlich an das Gebirg der Karagösli stoßend. Diese Statthalterschaft ist nördlich durch die Gebirge von Masende-

1) Daselbst S. 297. 2) Dupré II. 183. 3) Dschihannuma S. 297 und Extraits des manuscrits du Roi. p. [illegible]. Sawa. 4) Nur der Bericht künftiger Reisender kann erhärten, ob dieses Chaona wirklich zu Nehawend, oder der eine benannte Berg der Semiramis nicht vielmehr im Nasmend, wie der andere Zagros (Jagros) im Bisitun und der Bagistanes im Taldeman zu finden seyen.

5) Notices et extraits des Mscts. du Roi. II. p. [illegible]. 6) Dschihannuma S. 293. 7) *Kinneir's* Memoir. p. [illegible]. 8) *Morier's* second journey. p. 203. siehe auch die erste Reise p. 253. 9) Voyage en *Perse* II. 201. 10) Mannert V. 2. S. [illegible] 11) Dupré II. S. 200.

ran östlich von dem Distrikte Kesas auf der Straße nach Hamadan, westlich von der Statthalterschaft Sendschan, südlich durch die von Tehran begränzt. Erbaut von Schabur Sulektaf, und erneuert von Raschid [1]). Die umständliche Geschichte der Erbauung, Erweiterung und Verschönerung der Stadt hat Imam Rafii in dem Werke Tedwin und Hamdollah Mestufi (der sogenannte persische Geograph) in seinem historischen Werke (Tarichguside, d. i. auserwählte Geschichten) ausführlich, und in seinem geographischen Werke (Nushetol Kulub, d. i. Aufheiterung der Herzen) im Auszuge geliefert, und nach beyden das Dschihannuma [2]). Schon Mohammed nannte Kaswin eine Pforte des Paradieses, welcher Namen derselben geblieben. Der Namen Kaswin wird von einem Worte des Erbauers (Schabur) abgeleitet, der hier sein Heer wider die Dilemiten ordnete, und als er eine Unordnung in den Reihen bemerkte, einem Heerführer zurief, Kesch win, d. i. Sieh (das alte Win statt des neueren Bin) die Krümmung [3]).

Hier werden sehr gute und schöne Säbel verfertigt, welche jedoch denen von Chorassan und Schiras an Güte weichen; verschiedene Stoffe, und besonders aus verschiedenen Tuchstücken künstlich zusammen genähte Pferdedecken. Melonen und Wassermelonen, besonders aber die Trauben sind herrlich, und gelten für die besten Persiens [4]); so wie die Einwohner für die besten Tonkünstler gelten, so daß ein persischer Vers sagt: [5])

Aus vier Städten wähle stets vier Männer der Schah aus,
Auszuzeichnen damit sich als der Herrscher im Volk.
Einen Vertrauten aus Keschwin und einen Sänger aus Oestreich [6])
Isfahans ist der Regent, und der Soldat zu Tebris.

An den Moscheen sind die berühmtesten: zuerst die im J. d. H. 548 von Sahid Chumartasch erbaute; die Moschee Tut, welche Hedschadsch aus einem Götzentempel in eine Moschee verwandelte, in Ruinen [7]); von Pallästen sind noch der von den Sefis und der von Nadirschah zum Theil übrig; statt die-

---

[1]) Bacui in den Notices II. p. 494. [2]) Dschihannuma S. 293. [3]) Ebend. S. 294. [4]) *Moriers* second journey 203. [5]) Dschihannuma S. 295. [6]) Chorassan, d. i. das Land gegen Osten, kann das persische Oesterreich genannt werden, wie Oesterreich das deutsche Chorassan. Von Geschwin (das fast wie geschwind lautet) ist die zweyte Hälfte gleichlautend mit Wien, das vermög der Etymologie des Dschihannuma auf persisch Schau! bedeutet; nach dieser Etymologie darf den Wienern nicht verübelt werden, wenn sie, wie der Prophet seine Araber nannte, ein schaulustiges Volk sind. [7]) Morier's erste Reise, p. 254.

selben zu erkennen, [illegible] der Prinz [illegible] einen großen Thurm gebaut, der nur eine Sternwarte aussieht, aber, wie Morier sagt: it is to observe things below and not those above [1]). Die neun Quartiere der Stadt nennt das Dschihannuma [2]) Scheichiwan, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], Damaghar, [illegible], [illegible], [illegible], und der jeden letzten sind die Namen eben so vieler Thore. Kaswin leidet Mangel an Wasser, und wird durch Kariz, d. i. unterirdische Bewässerungen damit versehen. Die bemerkenswertheste ist die des Grossen [illegible], aus dem sechsten Jahrhundert der Hedschira [3]). Von berühmten Schriftstellern hat Kaswin den Zekeria Ben Mohammed, den Verfasser des Adschaib-ul-machlukat, den Imam Rafii, den Nedschmeddin Ali Ben Omar Kiatibi [4]) aufzuweisen, und nebst mehreren anderen frommen Männern liegt hier auch Husein, ein Sohn Hasans, begraben [5]).

Nördlich von Kaswin liegt der Distrikt Rudbar, oder das Flußland, d. i. das Gebirgsland, worin die Assassinen vorzüglich Schlösser (Gesch. der Assassinen S. 248) hatten; Alamut (Adlernest), der Sitz des Großmeisters dieses Mörderordens 84 L. 36 Br. [6]). Maimundes bey Abhar und Lamsir, nördlicher ebenfalls Assassinenschlösser.

Abhar 84 L. 37 Br. nach dem Dschihannuma [7]), und nach Nasiri [8]) 84° 30' L. 36° 45' Br. westlich von Kaswin, mit den Ruinen eines Schlosses heute Kalaai Darab genannt, vermuthlich mit der Krone des von Behaeddin Haider, einem Sohne Atabeg Ennischtegin's hier erbauten [9]). Nasiri erwähnt hier einer besonderen Tinne, die sich sonst nirgends findet, und das Dschihannuma eines wunderbaren Felsenloches beym Dorfe Ardeschan, aus welchem immer Blätter und Zweige eines unbekannten Baumes fallen. Rennel hält Abhar für das Habor der Schrift [11]).

Zendschan, nach dem Dschihannuma [12]) 84 L. 37 1/2 Br., nach Nasiri [13]) 83° 40' L. 36° 5' Br. von zweytausend Familien bewohnt, ist nicht (wie zu Dupré's Zeit) die Statthalterschaft eines Chans, sondern die des Prinzen Abdullah Mirza. Die Ruinen, welche sich auf weiter als sieben hundert Klafter erstrecken, zeigen von dem alten Glanze des Orts, den

---

[1]) *Moriers* second journey, p. 204. [2]) Dschihannuma S. 294. [3]) Dieselbe S. 295. [4]) Ebend. [5]) Dupré II. 104. [6]) Dschihannuma S. 294. [7]) Ebend. 295. [8]) Notices des Mscpts. II. p. 470. [9]) Dschihannuma 293. *Moriers* second journey 207. [10]) Ebend. [11]) Dschihannuma 290. [12]) Notices des Mscpts. du Roi, II. p. 497.

Timurlenk zerstörte. Sie ist heute die Hauptstadt des Distrikts von Chamsse, hat drey Thore, die nach Kaswin, Tebris und Hamadan führen. Sendschan sammt dem Distrikte Chamsse ist das Eigenthum des Nassakdschibaschi Feredschullah Chan, und in der Gegend wohnet der Stamm Schahsewen.

Schehrewerd bey Sendschan, das auch Sengan ausgesprochen wird [1]).

Schir zwischen Sendschan und Maragha, wo Minen von Gold, Silber, Arsenik, Quecksilber und Bley, der Geburtsort Soroasters, der von hier nach dem Gebirge Seilan sich zurückzog, aus dessen Grotten er mit seiner Lehre auftrat [2]). Nach dem Ahmed von Tus lag dasselbe an einem kleinen See, und hatte einen großen Feuertempel; auch sey hier der Thron Keichosrews, und der berühmte Weltspiegel (Dschami Kitinuma) bis zur Zeit des Islams aufbewahrt gewesen, wo denselben die Gebern in den See geworfen hätten [3]). Diese Sagen sowohl als die örtlichen Bezeichnungen der Metallgruben und des Sees empfehlen den Ort gar sehr der Nachfrage künftiger Reisender.

Sultania nach dem Dschihannuma [4]) 86 L. 39 Br. nach Bacui [5]) 84° 5′ L. 36° 29′ Br. vom Sultan Oldschatiu Mohammed, Sohn Arghunchan's, dem Beherrscher der Mogolen in Iran im J. d. H. 705 (1305) gebaut, mit dem Grabmale desselben, einem herrlichen Dome, 100 Ellen im Durchmesser, und 120 Ellen in der Höhe [6]), heute durch Erdbeben und Kriegsläufe fast ganz zerstört [7]), jetzt des Schahs Sommeraufenthalt, der hier einen Sommerpallast hat; dergleichen Sommerpalläste hat er auch in anderen Gegenden des Reichs als zu Udschan (das Udegani Kotzebues), zu Dschairud, zu Tehran, zu Tschine Ali in Chorassan, zu Semrud bey Demawend zu Sawie, auf dem Wege nach Hamadan u. s. w. [8]). Der Sommerpallast von Sultanie heißt Kullei

---

1) Notices. S. 489. 2) Ebend. 490. 3) Adschaibol-machlukat des Ahmed von Tus. 4) Dschihannuma S. 293. 5) Notices des Mscts. du Roi. II. p. 488. 6) Morier in seiner ersten Reise S. 258 gibt den inneren Durchmesser 35 Schritte, die Höhe auf 100 Fuß an. Einer der größten Beweise, daß Otter den größten Theil seiner Reisebeschreibung im Kabinette nach der fehlerhaften französischen Uebersetzung des Dschihannuma gemacht, ist der lächerliche Mißgriff, den er I. 119 macht. Le tombeau *d'Eljative* (*Oldschatiu*) est dans l'intérieur d'une pyramide (!); im turkischen Originale steht, daß es ein herrliches Grabmal sey, herrlich wie die Pyramiden Aegyptens. 7) Dupré II. p. 209. 8) *Morier's* second journey. p. 207.

Frengi, d. i. der Frankenthurm, d. i. im fränkischen Geschmacke, dergleichen auch zu Schiraf und Tehran sind. Morier beschreibt die Gemälde desselben und die Ruinen des Grabmals Chodabende's in seiner ersten Reise. Feth Alischah legt zu Sultania, zunächst den Ruinen der alten Stadt eine neue an, die Sultanabad heißt, und wovon der Ark (Arx), d. i. die Citadelle, schon vollendet ist [1]). Herr von Kotzebue liefert eine Zeichnung des Lustschlosses des Schahs, wo die russische Botschaft Audienz erhielt, und das Grabmal des heiligen Hassan Al Kaschi [2]).

Sedschas und Sehrwerd, 82 L. 37 Br., ehemals zwey Städte, seit den Kriegen der Mogolen aber nur verwüstete Flecken, eine Tagreise südlich von Sultania. Arghunchan, der Herrscher der Mogolen, wurde noch so, wie es seit Dschengischan und Attila her Sitte war, im Berge Sedschas heimlich begraben, so daß Niemand sein Grab entdecken möge. Seine Tochter aber fand das Grab auf, und errichtete dabey ein Kloster, das heute Indscherud heißt; den darneben an einem tiefen Wasserbecken gelegenen Pallast hatte Abka Chan erbaut [3]).

Serdschihan, fünf Farsangen von Sultania, östlich in derselben Höhe wie Tarmin, ein Schloß mit funfzig dazu gehörigen Dörfern. Das Schloß von den Mogolen Sain Kalaa genannt, wurde in den Kriegen derselben verwüstet, hernach aber wieder hergestellt [4]).

Tarmin, eine Tagreise nördlich von Sultania, 84 L. 36 1/2 Br., reich an Früchten, besonders an Oliven, womit Sultania von hier aus versehen wird; ehemals wurde dieser Distrikt in den oberen Tarim Ulia, und den unteren Tarim Sufla getheilt; in jenem lag die Stadt Firusabad, in diesem das Schloß Schemiran [5]).

Thalkan, 84 1/2 L. 37 1/2 Br., nach dem Dschihannuma [6]), nach Bacui 85° 15 L. 36° 16' Br. [7]), zwischen Kaswin und Abhar schon im Gebirge. Die Einwohner wurden lange (und werden vielleicht noch mit Recht) im Verdacht gehalten, der Lehre der Bateni oder Ismailiten zugethan zu seyn, deren Schlösser und Hauptresidenz Macdonald Kinneir irrig an den See von Tebris setzt.

---

1) *Moriers* (first) journey, p. 259 und 260. 2) Kotzebue's Reise nach Persien, S. 157 und folgende. Sultania ist der letzte Punkt der v. Kotzebueschen Reise; die Beschreibung des neuen Pallastes S. bey Johnson Chap. IX. 3) Dschihannuma S. 297. 4) Ebend. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) *Bacoui* dans les extraits des manuscrits du Ro., II. p. 490.

Kagiadkunan, d. i. Papier-Fabrik, erhielt den Namen von einer hier schon zur Zeit der Mogolen errichteten Papier-Fabrik, die aber hernach verwüstet ward [1]).

Mesdukan, gegen Sawa, an einem von Saman kommenden Flüßchen gelegen [2]).

Saman, in der Nachbarschaft von Charkan, das hier entspringende Wasser geht nach Mesdukan, und von da nach Sawa [3]).

Charkan, ein Distrikt zwölf Farsangen nördlich von Kaswin, in welchem die Dörfer Ab Arwan, Alischar, Gülendschübin, Turk Elwir, Seisabad gelegen sind; hier ist eine so heiße mineralische Quelle, daß sie Eyer kocht; dieselbe ist ein erprobtes Mittel wider Hautkrankheiten; ein in der Nähe fließendes Wasser treibt einige Mühlen [4]); nördlich von diesem Distrikte liegt der Berg Ramend [5]).

Kum, 86 1/2 L. 35 Br. nach dem Dschihannuma [6]), nach Bacui [7]) 85° 4′ L. 34° 15 Br., nach Macdonald Kinneir [8]) 34° 45 Br. N. 50° 29′ O. L., nach Dupré [9]) 92 L. 34° 45′ Br., wird, wie es scheint mit Unrecht, für das Choane des Ptolemaios und Chavone Diodors gehalten [10]), und ist, wie Morier [11]) sagt, heute nur durch drey Dinge merkwürdig: durch die zahlreichen Priester, durch seine vergoldete Kuppel, und durch seine Ruinen. Die ersten sind meistens Abkömmlinge des Propheten (Seide), welche hier durch das Grabmal der Schwester des Imams Risa festgehalten werden. Die Pracht dieses Grabmals, welche Chardin genau beschrieben hat, besteht noch heute in sehr beträchtlichen Schätzen aus Gold und Silber, silbernen Gittern und mit Goldblech beschlagenem Thor, und aus reichen Opferspenden. Der regierende Schah hat einen Kopfschmuck (Dschika) seiner Mutter her geopfert, wie Croesus das Halsband und den Gürtel seiner Gemahlinn nach Delphi [12]). Eine Freystätte (wohin auch Abulhassan Chan, der persische Botschafter, sich während der Ungnade seines Herrn geflüchtet hatte) und ein vielbesuchter Wallfahrtsort, selbst vom Schah, der nie in der Gegend jagt, ohne den Umgang um

---

[1]) Dschihannuma S. 298. [2]) Ebend. [3]) Ebend. S. 301.
[4]) Dschihannuma S. 307, nicht zu vermischen mit Chorkan bey Bostam in der Landschaft Kumis. Notices II S. 482. [5]) Dschihannuma S. 304. [6]) Ebend. S. 298. [7]) Notices des mscts. du Roi, II. p. 495. [8]) Memoir on the persian empire, p. 116. [9]) Voyage en *Perse*, II. p. 179. [10]) Das Choane oder Chavone scheint Nehavend zu seyn, indem Semiramis von Chavone erst nach Hamadan kam. [11]) Second journey, p. 165. [12]) *Herodoti* elio 51.

das heilige Grab, wovon auch die Stadt die heilige heißt, zu Fuß zu verrichten. Die Stadt hat vier Thore, und die Einkünfte der neun dazu gehörigen Distrikte betragen jährlich zwölftausend Tomans [1]).

Ehemals war Kum sehr bevölkert, und sowohl durch eine Art irdenen Geschirres von blauer Farbe [2]), als durch seine Klingen [3]) sehr berühmt; heute besteht die rein moslimische Bevölkerung aus beyläufig dreytausend Familien. Das Wasser ist von salzigem Geschmack [4]), vermuthlich von dem nur dritthalb Farsangen entlegenen Salzberge, welcher der talismanische (Kuh Tilism) oder Giden Gelmes (wer dahin geht, kommt nicht zurück) heißt. Auf demselben soll sich ein Talisman wider die Schlangen befinden, der wenigstens nicht wider die Eidechsen gelten muß, deren es nach Dupré [5]) hier sehr große gibt. Unter den Früchten zeichnen sich die Mandeln und Pistazien durch Güte aus [6]). Sieben Achtel der Stadt liegen heute in Ruinen, nördlich von der Stadt ist das Bett eines Flusses, der in zahlreiche Wasserleitungen abgedämmt ist, und über den nahe am Stadtthor eine steinerne Brücke führt [7]). Die malerische Ansicht des großen Grabmals mit der vergoldeten Kuppel hat Johnson geliefert.

Deir Kerdschir, ein von Ardeschir dem Sohne Babeks auf einer unfruchtbaren Ebene zwischen Kum und Rei erbautes Kloster [8]).

Kaschan, 34 1/2 Br. 87 L. nach dem Dschihannuma [9]), nach Bacui [10]) 86° 5′ L. 34° 5′ Br., nach Kinneir Br. 33′ 55 N., L. 51° 17′ O. [11]), nach Dupré 33° 51′ Br. [12]), einer steinigten Ebne von Sobeide, der Gemahlin Harun Raschids erbaut, berühmt durch seine Seiden und Kupferwaaren, und durch seine Skorpionen [13]). Die Ebene von Kaschan hat etwa dreyßig Dörfer, und ist fruchtbar an Getreide, Gerste, Baumwolle, Safran, Hülsenfrüchten. Die Einkünfte des Distriktes betragen jährlich dreyßig-

---

[1]) *Dupré* II. p. 182. [2]) Dschihannuma S. 298. [3]) *Dupré* II. p. 182. [4]) Dschihannuma S. 298, und Bacui in den Notices II. p. 405 über den Salzberg, S. *Morier's* second Journey 167. *Kinneir's* Memoir p. 117. Dupré II. 183. [5]) Dupré II. p. 182. [6]) Dschihannuma S. 298 und *Bacoui* Notices. II. p. 495. [7]) *Johnson's* journey Ch. IX. Kinneir erwähnt der Gräber von Schah Abbas und Sefi, die sich neben dem Grabe von Fatima befinden. [8]) *Bacoui* dans les extraits des mscts. du Roi. II. p. 484. [9]) Dschihannuma p. 298. [10]) *Bacoui* Notices II. p. 493. [11]) Memoir on the persian empire. p. 115. [12]) II. 173. [13]) Dschihannuma S. 298. Dupré II. p. 174.

tausend Tomans; ehemals eine besondere Statthalterschaft, nun aber wie Kum der Statthalterschaft von Ißfahan zugeschlagen. Die brocards und draps d'or und d'argent dieser Stadt sind die kostbarsten Persiens, auch arbeitet man hier gut in Gold, Silber und Stahl [1]). Die Bevölkerung funfzehntausend Seelen, worunter dreyhundert Juden, welche Goldschmiede und Seidenarbeiter sind. Die Karawanserais sind wohl gehalten, die Basars und Besestans zierlich; einer der letzten, welcher blos den Kupferschmieden eingeräumt ist, hat allein achtzig Werkstätten, in denen schöne Kupfergeschirre verfertiget werden [2]). Rechts von der Stadt (auf dem Wege von Ißfahan) in der Entfernung von dritthalb englischen Meilen ist das königliche Lustschloß Baghfin, und unmittelbar vor den Stadtmauern der königliche Garten Baghschah, den Schah Abbas, als ein Seitenstück zum Tscheharbagh von Ißfahan angelegt [3]). Fünf und zwanzig englische Meilen südlich von Kaschan, ist das in einem Gebirgspasse sehr malerisch gelegene Kehrud [4]), dessen Namen Dupré als Koron verhört, und sehr irrig den Berg Koron des Ptolemaios zu finden geglaubt hat, welcher Parthien von Medien trennt; dieser ist, wie wir gesehen haben, der Karan in Masenderan [5]). Zwischen Kehrud und Kaschan liegen rechts die Ruinen von Gebrabad [6]), einer ehemals von den Gebern (Feueranbetern) bewohnten Stadt, und das Grabmal von Imamsade Hussein mit blauer Kuppel [7]). Der Paß von Kehrud ist durch Wasser und Grün einer der lieblichsten Sommeraufenthalte Persiens, nach demselben beginnt nördlich die Ebene von Kaschan [8]).

Wir kommen nun zur dermaligen Hauptstadt des Landes Tehran, in deren Nähe die Ruinen einer älteren, nämlich der von Rei, das alte Rhages gelegen sind. Rei 87 L. 35 1/2 Br. nach dem Dschihannuma [9]), 86° 20 L. 35° 35′ Br. nach Bacui [10]), in einer von dem kahlen Berge von Tabrek begränzten Ebene. In der Umgegend sind schwer zugängliche Höhlen, worin die Einwohner bey Kriegsgefahr ihre Habe zu ver-

[1]) Dupré II. 174. [2]) Ebend. [3]) *Johnson's* journey, Chap. IX. [4]) Ebend. mit einer Ansicht von Kuhrud, d. i. Bergstrom [5]) Dupré II. p. 171. Dieses Kar hat sich auch in deutscher landschaftlicher Mundart als Berggipfel erhalten. [6]) Bey Johnson Guabreabad, bey Dupré Gaourabad, II. p. 172. [7]) Dasselbe Grabmal des Morier in seiner ersten Reise p. 177, als the tomb of one of the inferior Saints of *Persia* erwähnt. [8]) *Morier's* (first) journey, p. 177. [9]) Dschihannuma S. 290. [10]) Notices des Mscts du Roi, II. p. 486.

bergen pflegten [1]). Diese Stadt hieß Ummibilad Iran, die Mutter persischer Länder, oder auch Scheichol bilad, der Alte der Länder; eine sehr alte Stadt, die schon Feridun unter den alten persischen Königen, dann Mahdi unter den Chalifen erneuerte. Der Geburtsort Harun Raschids und mehrerer mit dem Namen Rasi benannter großer Männer, besonders des großen Arztes, Al Rhazes; ehemals von zwey Flüssen bewässert, wovon der eine vom Dernawend kommend, und südwestlich gegen die Wüste fließend Nehr Mussa hieß. An Früchten zeichnen sich besonders die Trauben (Melissi), Pfirsiche, Feigen, Aprikosen und Birnen aus. Heute blos Ruinen, unter denen die Reisenden nur eines großen Thurmes mit kufischer Inschrift als sehenswerth erwähnen [2]). Dieser Thurm ist am Fuß der Citadelle, an deren Südseite der ehrenwerthe Herr Gordon auch eine von Morier abgezeichnete [3]) Sculptur aus dem Zeitalter der Sassaniden entdeckte. Eine lieue von dem eben erwähnten Thurme ist ein zweyter demselben ähnlicher, und zwischen den beyden ein dritter ebenfalls mit kufischer Inschrift [4]), welche eben so wie die Inschriften auf dem Grabmale Chodabende's zu Sultania noch die Mühe und Schriftkenntniß künftiger Reisenden erwarten. Rei war die Residenz der Beherrscher Persiens aus der Dynastie Seldschuke, und wurde von Dschengis-Chan von Grund aus zerstört [5]).

Tabrek, am Fuße des Gebirgs nördlich von Rei, ein aus den persischen Geschichten viel genanntes Schloß [6]).

Kaßran, ein vor demselben Berge gelegener Distrikt, darin die Oerter Kaßran und Firusan mit vortrefflichen Früchten [7]).

Ramin, ein Flecken, der nach dem Verfalle von Rei lange mit Tehran um die Ehre, die Hauptstadt des Landes zu werden buhlte, von Schah Tahmasb mit Gebäuden verschönt [8]). Nördlich dabey ist das schöne Thal von Schemiran, wo eines der schönsten Lustschlösser des Schahs in einem romantischen Thale. Einige leiten den Namen von Semiramis [9]), an-

[1]) Dschihannuma S. 291. [2]) Dupré II. 193. [3]) *Morier's* second journey, p. 190. [4]) Dupré II. 193. [5]) *Kinneir's* Memoir p. 120, und Dschihannuma S. 291. [6]) Dschihannuma S. 292. [7]) *Bacoui* dans les notices et extraits des Manuscrits du Roi, II. p. 495. [8]) Dschihannuma S. 292. [9]) Da es noch zwey andere Schemiran oder Semiran in Persien gibt, das eine in Fars (Dschihannuma S. 268), und das andere bey Herat (Dschihannuma

dere nach einer neueren Zusammensetzung von Schemi Iran, d. i. das Licht Irans ab. Da derselbe nach der Mundart von Schiras (das a wie u ausgesprochen) Schemrun lautet, so konnte die persische Botschaft in Wien bey dem Besuche Schönbrunns gar nicht von der Idee loskommen, daß Schemrun und Schönbrunn (beyde Lustschlösser in der Nähe der Hauptstadt) eine und dieselbe Benennung seyen [1]). Zwey Farsangen von Semiran ist

Künd Selfan, ein schönes romantisches Thal mit herrlichen Birnen und Pfirsichen 86 1/2 L. 35 1/2 Br. [2]).

Altunawend, ein berühmtes Schloß im Distrikte von Rei, welchem die geschichtliche Sage ein Alter von dreytausend Jahren gibt, und das nur einmal, nämlich im Jahre 618 (1221) von den Mogolen eingenommen ward [3]).

Tehran, die dermalige Hauptstadt und Residenz, in früherer Zeit im Dschihannuma [4]) und bey Bacui [5]) nur als großes Dorf aufgeführt. Nach Macdonald Kinneir [6]) 35° 40' Br. N., 50° 25' L. W., nach Dupré [7]) 35° 40' 74'' Br., etwa vier englische Meilen im Umfange, mit einem Ark oder Schlosse (Arx), erst durch Kerim Khan dem Kurden, und Feth Ali Schah dem Katscharen zum heutigen Glanze emporgebracht; in den Sommermonaten (Junius, Julius, August) ungesunder Luft willen, vom Schah und dem ganzen Hofstaate, der sich dann nach Sultania oder Udschan begibt, verlassen, so daß man im Sommer nicht mehr als zehntausend Einwohner rechnen darf [8]). Im Winter wird die Zahl auf funfzigtausend geschätzt, die armenischen und jüdischen Familien mit einbegriffen. Das Wasser, das von Schemiran in die Stadt geleitet wird, ist schlecht; Wohlhabendere lassen dasselbe von Keredsch, einem zwey lieues entlegenen Orte holen. Die Stadt hat fünf Thore [9]), das von Kaswin gegen Westen, das des Hofs (Dewlet) gegen Nordwest, das von Schemiran gegen Norden, das von Kasr Katschar, d. i. des Katscharenpallastes, und das von Scheich Abdul-Asem gegen Süden. Das letzte hat seinen Namen von einem

---

S. 310), so ist wahrscheinlich daß die wahre Herleitung im Namen Semiramis zu suchen seyn dürfte.

[1]) Das Wasser von Schemrun (bey Dupré II. p. 192 Tschimran) ist aber eben so schlecht, als das von Schönbrunn vortreflich. [2]) Dschihannuma S. 292. [3]) *Bacoui* dans les notices et extraits des Manuscrits du Roi, II. p. 468. [4]) Dschihannuma S. 292. [5]) Dans les notices des Mscts. II. p. 477. [6]) *Kinneir s* Memoir, p. 118. [7]) Dupré II. p. 186. [8]) Ebend. p. 189. [9]) *Kinneir s* Memoir, p. 119.

Söhne des siebenten Imams (Mussa Kassim), dessen Mausoleum und Moschee sich mitten aus den Ruinen von Rei erhebt [1]). Morier gibt deren sechs an, ohne dieselben zu nennen [2]). Von den Moscheen ist die vorzüglichste die königliche (Mesdschid Schah), sechs andere unbedeutend, und drey bis vier Kollegien, hundert und funfzig Karawanserais und eben so viele Bäder; zwey große Plätze, deren einer in dem Ark, worin alle Gebäude öffentlicher Anstalten. Ein Theil des Pallastes heißt das Gulistan, d. i. der Rosenhain, eine durch Saadis unsterbliches Werk in ganz Persien überaus beliebte Benennung.

Zwey englische Meilen N. O. von Tehran ist das königliche Lustschloß Tacht Katschar, d. i. der Thron der Katscharen, terrassenförmig sich erhebend, wovon Morier in seiner ersten Reise eine Beschreibung und Abbildung geliefert hat [3]). Ein drittes Lustschloß (nach Schemiran und Gülistan) ist das Nigaristan, d. i. die Bildergallerie, in der Entfernung einer halben Meile vor der Stadt [4]), für den Kronprinzen Abbas Mirsa von seinem Obersthofmeister gebaut [5]). In dem Gebäude (Imaret) sind Portraite der englischen Botschafter Malcolm, Sir Harford Jones, und Sir Gore Ousely in Lebensgröße. Dieselben, so wie die Säle des Tacht Katschar, sammt der schönen Aussicht derselben auf das Gebirge Al-burs, den Gletscher Demawend und die Ruinen von Rei, hat Johnson [6]) beschrieben. Die Beschreibung der Audienzen, die Pracht des Pfauenthrons (Tacht Taus), und der großen Diamanten, wovon der eine Kuhinur, d. i. der Lichtberg, der andere Derjainur, d. i. das Lichtmeer heißt, findet sich bey Morier, Dupré, Johnson, Kotzebue. Der letzte hat von dem Lichtmeer, der vierzehn Drachmen, und vom Lichtberg der neun Drachmen zwanzig Gran europäisch-medicinisches Gewicht wägen soll, Abbildungen nach ihrer natürlichen Größe gegeben [7]). Bey Gelegenheit der Residenz sprechen Morier, Johnson, Dupré, Tancoigne von der Zahl der Söhne des Schahs, die sie aber ungleich auf fünf und funfzig, sechzig, zwey und vierzig, neun und dreyßig angeben [8]). Da dieselben auch theilweise in der Angabe der Statthalterschaften, welche von den Prinzen verwaltet werden, irren, so geben wir dieselben nach den letzten verläßlichsten Nachrichten.

---

[1]) *Morier's* (first) journey, p. 224. [2]) Ebend. 218 und 213. [3]) *Morier's* (first) journey, p. 226. [4]) Ebend. 227. [5]) *Tancoigne* I. p. 280. [6]) *Johnson* Chap. X. [7]) v. Kotzebue's Reisen neunte Kupfertafel. [8]) Johnson zu Ende des zehnten Hauptstücks. *Tancoigne* I. 260. Dupré II. p. 444.

Mohammed Ali Mirsa, der älteste, Statthalter zu Kermanschah.

Abbas Mirsa (nicht der Drittgeborne wie Tancoigne und Dupré wollen), sondern der Zweytgeborne, wie Johnson richtig meldet, der Kronprinz von katscharischem Fürstengeblüt, residirt zu Tebris.

Mohammed Weli Mirsa, Statthalter von Disful (ehemals von Chorassan).

Abdullah Mirsa, Statthalter von Sendschan.

Naki Mirsa (nicht Ali Muggel? wie bey Johnson), Statthalter von Kaswin.

Hussein Ali Mirsa, Statthalter von Schiras.

Hassan Ali Mirsa, nicht mehr Statthalter von Tehran oder Tus, sondern von Chorassan.

Mohammed Kuli Mirsa, Statthalter von Masenderan.

Mohammed Taki Mirsa, Statthalter von Burudscherd und Tehran.

Scheich Ali Mirsa, Statthalter von Schuster.

Mahmud Mirsa, Statthalter von Mulair.

Ibrahim Mirsa, Statthalter von Kerman.

Alischah Mirsa, Bruder des Kronprinzen von derselben Mutter, ist Statthalter von Tehran.

Ißfahan, nach dem Dschihannuma 85 L. 33 1/2 Br. [1]), nach Bacui 86° 40′ L. 32° 25 Br. [2]), nach Macdonald Kinneir 51° 50 L. 32° 25 Br. [3]), nach Dupré 37° 50 Br. [4]), vermuthlich das Aspadane des Ptolemaios, das im drey und dreyßigsten Breitengrade angegeben, mit der von Bacui und Kinneir angegebenen Breite zunächst übereinstimmt, die Hauptstadt des Landes unter der Dynastie Sefi, heute durch die früheren Verheerungen der Afghanen und durch die späteren der Thronfolger Mediens so herabgekommen, daß man fast durch nichts als durch Ruinen wandelt, und daß die Bevölkerung, welche die Reisebeschreiber auf mehr als eine Million angaben, nach Kinneir auf zweymalhunderttausend, nach Dupré [5]) auf einmalhunderttausend, nach Morier [6]) laut einer Berechnung des Fleischbedarfs mit dem zur Zeit Chardin's gar auf sechzigtausend herabgesunken ist. Dschulfa, die berühmte Vorstadt und armenische Kolonie, welche ehemals zwölftausend Familien hatte, zählt deren nicht mehr als sechstausend [7]); noch

[1]) Dschihannuma S. 289 [2]) *Bacoui* dans les notices II. 469. [3]) Memoir p. 114. [4]) Voyage II. p. 119. [5]) Ebend. S. 122. [6]) *Morier's* second journey 141. [7]) Macdonald Kinneir p. 111.

stehen hier neun Kirchen, und in der Stadt die meisten Moscheen, deren Chardin erwähnt; auch der große Platz Meidan mit den dazu führenden herrlichen Platanen, Alleen Tschehar b'agh, d. i. vier Gärten; dieser nach einem sehr großen Plane, den Chardin genau beschrieben hat, angelegte Spazierort wird durch den Sinderud (Lebensfluß) in den oberen und unteren getheilt; noch eine zweyte Brücke über den Fluß ist ziemlich erhalten, eine dritte verfallen. Der verfallene Zustand der Stadt ist aber in der Ferne nicht sichtbar, und schadet keineswegs dem Totaleindrucke einer herrlichen Ansicht von ferne [1]). Die Basare sind groß und weit, und man kann in denselben wohl eine Stunde fort unter bedeckten Gängen gehen [2]). Der Basar der Zuckerbäcker stößt mittelst des Kaißarije (eine Art von Poikile oder Gemäldehallen) an die große königliche Moschee [3]).

In derselben sind drey große Gefäße von Jaspis und Granit, welche in dem alten, zu Ende der Ebene von Ißfahan gelegenen Feuertempel zu Reinigungsgefäßen dienten [4]). Oestlich vom großen Platze ist die heute nicht viel besuchte Moschee des Scheich Lutfallah, merkwürdig durch die Höhe und Stärke ihrer Thorflügel aus einem einzigen Stück Holz, und durch mehrere schöne Stücke Marmor [5]). Dupré beschreibt umständlich die Theile des großen Pallastes, als die hohe Pforte (Ali Kapu), den Audienzsaal (Talar) mit seinen Gemälden, den Saal der Ställe (Talari tawile), den Garten mit dem Saale der vierzig Säulen (Talari tschehel sutun), deren nur zwanzig durch den Wiederschein des Wasserbeckens verdoppelt sind, wie die Säulen des berühmten Kaffehhauses aux mille colonnes im Palais royal zu Paris durch Spiegel vervielfältigt sind. Jede dieser zwanzig Säulen ruht auf einer Gruppe von vier Löwen, der große Gemäldesaal mit den Portraiten von Schah Abbas, Schah Ismail, Schah Nadir an der Spitze ihres Heers oder Hofstaates, der Harem, dessen Eingang das Thor des Paradieses, wie zu Konstantinopel, das Thor der Glückseligkeit (Babseadet) heißt [6]). Seadetabad (Glückseligkeitsbau), ist zu Ißfahan der Namen eines besonderen, von Schah Tahmas erbauten, und vom dermaligen Finanzminister (Eminod-dewlet), welcher zugleich der Beglerbeg von Ißfahan ist, erneuerten Palastes [7]), in welchen die englische Botschaft von Sir Gore Ousely einquartirt ward. Auf

---

[1]) *Morier's* second journey, p. 135. [2]) Ebend. 136. [3]) 125 Dupré II. [4]) Dupré II. 124. [5]) Ebend. p. 126, und *Morier's* (first) journey, p. 170. [6]) Dupré II. 136. [7]) *Morier's* second journey, p. 130.

beyden Seiten des Tscheharbagh sind die Gärten Hescht bihischt, d. i. der acht Paradiese, rechts vom Meidan und fast im Mittelpunkte des Tscheherbagh, die mit einer sehr schönen Eingangshalle versehene Akademie Schah Sultan Hosseins [1]). Von dem Garten des Saals der vierzig Säulen führt der Weg in die Orangerie (Narendschistan), von wo man in den Portraitsaal des fränkischen Prinzen (Schahsadei Freng) kommt [2]).

Der obgenannte Lustpallast von Seadetabad, den Morier bewohnte, scheint eines und dasselbe mit dem von Dupré beschriebenen Pallaste Seadetabad [3]), wiewohl jener als den Erbauer Schah Tahmas, dieser den Schah Abbas nennt. Der Harem Heft deste, d. i. die sieben Bündel genannt, scheint wieder einer und derselbe zu seyn mit dem bey Johnson erwahnten Pallaste Heft duß (Heft dis?) die sieben Residenzen [4]). Dieser nennt noch überdieß die von den anderen Reisenden mit Stillschweigen übergangenen Palläste oder Säle: Güldeschtebeng (Rosenbündel von Hanf), Aine Chane (Spiegelhaus), Bihischtajin (Paradiesesbrauch), und Imaretinew (Neugebäude); das letzte auf Befehl des Schahs erbaut vom Nisamod-dewlet, dem Minister des Innern [5]). Hinter Siadet (Seadetabad?) ist das Kloster und das Grabmal des Derwisches Mir Abul-Kassem, von Abbas I. erbaut [6]). Zwey Gartenzugänge, wodurch man von Schiras her in die Stadt kömmt, heißen Fethabad [7]) und Eminabad, jener nach dem Namen des Schahs, dieser nach dem des Finanzministers (Eminoddewlet) so genannt [8]). Ißfahan hat dreyzehn Thore, deren Namen Dupré angibt [9]). Südlich von der Stadt ist die wüste Strecke Hesardere (Tausendthal), wo Rostem den Drachen bekämpfte, und wo auf einer Anhöhe ein Thurm mit kufischer Inschrift steht, den Chardin das Ziel der Läufer (Mil Schatir) nennt, und wovon die Sage die Geschichte eines im Laufe vom Schah hinterlistig übervortheilten Läufers, der hier den Geist aufgab, erzählt [10]). Oestlich sind die ausgedehnten Ruinen des Orts Schehristan, ehe-

[1]) *Morier's* (first) journey p. 163. [2]) Ebend. p. 167. [3]) Dupré II. p. 141. [4]) Johnson gibt den Plan der schönen, von Schah Abbas in dem Garten von Heft duß erbauten Bäder; vermuthlich ist dieses dasselbe Bad, wovon das Dschihannuma meldet, daß es von Schah Abbas auf der Rückseite des Meidan auf der Grabstätte Aarons (Merkadi Harun) erbaut worden sey. [5]) *Johnson* Chap. XIII. [6]) Dupré II. 143. [7]) Ebend. 144. [8]) *Morier's* second journey, p. 129. [9]) Dupré II. p. 158. [10]) *Morier's* second journey, p. 137.

mals der Aufenthalt der Großen des Reichs. Auf der Westseite von Ißfahan werden die schwingenden Thürme (Shaking pillars) von Guladun dem Fremden als eine große Merkwürdigkeit gezeigt; wirklich erzittern dieselben, wie vom Erdbeben, wenn Knaben sich auf der Höhe derselben herumtummeln. Zwey englische Meilen davon ist der Hügel, wo der alte Feuertempel (Ateschkede) stand [1]).

Eine Farsange von der Stadt ist der steile Berg Sefi, der oben senkrecht behauen ist, und von dem eine schöne Aussicht auf Ißfahan. Eine andere Aussicht auf der Südwestseite der Stadt heißt Tacht Rostem, von den Ruinen eines Ziegelgebäudes, das vielleicht die Zelle eines Derwisches war [2]). Die Vorstädte Ißfahan's sind Dschulfa von Armeniern, Gebrabad, ehemals von Gebern, und Jahudeca [3]) von Juden bewohnt. Der Name des letzten, welcher Judendorf bedeutet, findet sich noch als Giudecca zu Venedig und in andern italienischen Städten. Nach Dschulfa, und Gebrabad sind auch die beyden dahin führenden Brücken benennt [4]). Eine halbe Stunde SSW von Dschulfa ist Ferhabad (Fröhlichkeitsbau), ein Sommerpallast Schah Hossein's, welchen Mahmud, der Afghane, während der siebenmonatlichen Belagerung Ißfahans bewohnte [5]) Ißfahan ist die größte Handelsstadt des Reichs; eigene Erzeugnisse derselben sind: Baumwollstoffe (Kadek), weiße Leinwand (Tschadir), seidene Stoffe wie unser Taft (Serbaft), Seiden und wollgemischte Stoffe (Aladscha), seidene Hals- und Kopftücher, Sammt, Augenschminke, Flinten und Pistolen ihrer Arbeit willen sehr gepriesen, gefärbtes Glas für Fensterscheiben, ungefärbtes für Wasserrauchpfeifen (Galiun), raffinirter Zucker, aber nicht so gut als in Jesd [6]). Der Bezirk oder die Statthalterschaft von Ißfahan wird nördlich vom Gebirge Kuhrud (nicht Koron wie Dupré schreibt), östlich von der Wüste von Jesd, südlich von Farsistan, und westlich von Loristan begränzt [7]). Die schöne Ebene, welche Murghssari Belassan heißt [8]), ist fruchtbar an Getreid und Früchten, besonders ist Ißfahan berühmt durch seine Aepfel [9]), durch seine Art von Birnen, Maldschi genannt [10]), und durch seine Melonenbeete, welche mit Taubenmist gedünget werden [11]), nur

[1]) *Morier's* second journey, p. 139 und Dupré II. p. 152. [2]) Dupré II. 157. [3]) *Johnson* Chap. VIII. [4]) Dupré II. 141. [5]) Ebend. S. 151. [6]) Ebend. S. 160. [7]) Ebend. S. 153. [8]) Dschihannuma S. 290. [9]) Ebend. [10]) *Bacoui* dans les notices des Mscts. du Roi, p. 469. [11]) *Morier's* second journey, p. 141.

die Granaten gedeihen nicht, was ein Beweis für die gesunde, trockene Luft ist, indem sie nur an feuchten Orten gut fortkommen.

Von so vielen Pallästen, Moscheen und Grabmalen, welche Chardin nach Lage und Ansicht von außen und innen beschrieben hat, erwähnen die heutigen Reisenden auch nicht einmal der Stätte oder des Namens; auch ist es auffallend, daß bey denselben kein Wort von der Hauptspaltung aller Einwohner Ißfahans in die beyden von Chardin angegebenen Parteyen der Quartiere Dschubarei Nimetollahi und des Dereschti Heideri vorkömmt [1]). Von den königlichen Pallästen, deren Chardin zu Ißfahan allein ein hundert sieben und dreyßig zählte, sind bloß der von Tschehelsutun und Talaritawile, und bey Johnson der Spiegelpallast (Aineschane) vorgekommen, die beyden Hesardscherib (d. ist tausend Ruthen groß) sind, wie so viele andere, heut in Schutt zerfallen. Bey Johnson allein kommen noch zwey von den anderen Reisenden mit Stillschweigen übergangene Grabmale vor, das eines im Rufe der Heiligkeit verehrten Juden Isaias, Sohn des Zacharias, und daneben das des Imamsade Ismail; wobey aber eine Unrichtigkeit untergelaufen seyn dürfte, indem Chardin den Sohn des Imams Mussa Kaßim, der zu Ißfahan begraben liegt, Schah Ahmed [2]) nennt, und das Grab Ismail's Kemals als das eines Dichters, der zur Zeit Timurlengs lebte, aufführt [3]). Das Grab Melekschah's, des größten Herrschers der Seldschugiden [4]), so wie das seines Vesirs sind beyde von Chardin unrecht erwähnt, denn Melekschah liegt zu Balch begraben. Wenn das von Johnson mit seinem Luxus von Holzmosaik und Silbergittern beschriebene Grab das des Imamsade Ismail ist, und er in der Angabe seiner Abstammung von Seide, der Enkelin Hussein's, nicht irrt, so dürfte der Namen Schah Ahmed bey Chardin eher falsch seyn, als daß man annehmen könnte, dieser genaue Reisebeschreiber habe ein so merkwürdiges Grabmal ganz mit Stillschweigen übergangen.

Das ganze Gebiet von Ißfahan wurde ehemals in acht Distrikte eingetheilt, und wenn diese Eintheilung auch heute vergessen ist, so dürfte dieselbe doch Reisenden dienen, die Oertlichkeit der Umgebungen näher zu bestimmen. Diese acht Distrikte sind nach dem Dschihannuma [5]):

1. Der Distrikt von Tschai (in welchem der Sendrud

---

[1]) Voyages de *Chardin*. *Amsterdam* 1711. VIII. p. 11 12.

[2]) Ebend. p. 33. [3]) Ebend. p. 121. [4]) Ebend. p. 137. [5]) Dschihannuma S. 302.

entspringt [1]), wozu ehemals das heute verfallene Schehristan gehörte, fünf und siebenzig Dörfer.

2. Der Distrikt von Marbin, acht und funfzig Dörfer, wo Tahmuhras ein Schloß, und Behmen einen Feuertempel erbauet hatte.

3. Der Distrikt von Kerareðsch, sechs und dreyßig Dörfer, Garten an Garten stoßend; die größten Dörfer sind Aschawend und Kairewan.

4. Der Distrikt von Kahhab, vierzig Dörfer, durch lauter Karis, d. i. unterirdische Kanäle, bewässert.

5. Der Distrikt von Pertschwar, zwey und dreyßig Dörfer, wie das vorige durch Kiaris bewässert (die übrigen Distrikte alle von Sendrud). Zu Weihar, dem größten Dorfe dieses Distriktes, erbaute Behmen, der Sohn Isfendiars, einen Feuertempel; die Gebern entflohen von hier erst unter Schah Abbas nach Indien.

6. Der Distrikt Ilchan, zwanzig Dörfer, wie Kupan, Dilendschan, Gülischad.

7. Der Distrikt Beran, achtzig Dörfer, wie Eschkeschan, Debirestan, Fescharan, Kuhan.

8. Der Distrikt Rundister, sechzig Dörfer, wie Farsa, Kurthan.

In der Nähe von Ißfahan lagen auch einige Schlösser der Assassinen, welche in der Geschichte derselben mehrmals vorkommen, als:

Das Schloß Chalendschan [2]), fünf Farsangen von Ißfahan.

Das Schloß Schahdürr, d. i. die Königsperle, welches Malekschah auf die Bemerkung eines griechischen Gesandten, daß diese Stelle nicht unbefestigt bleiben sollte, erbauen ließ.

Das Schloß Dirkul [3]).

Macdonald Kinneir nennt als kleine um Ißfahan gelegene Städte: Ardistan, Nain, Myabut, Adschdah und Sesdabad [4]) Das erste liegt nach dem Dschihannuma 87 $^1/_2$° L. 33 $^1/_2$ Br. achtzehn Farsangen von Ißfahan am Rande der Wüste; der Distrikt umfaßt funfzig Dörfer,

---

[1]) Bey Dupré II. S. 119 kommen bey Gelegenheit des Laufes dieses Flusses die Hauptörter der Distrikte Marbin, Keradsch (Kerareðsch), dann Berau (Weihar?), und Rondescht (Rundister) vor. Siehe auch *Morier's* (first) journey, p. 160 und Kinneir p. 112. [2]) Geschichte der Assassinen S. 199, vermuthlich sind Chalendschan und Chalauchan dasselbe. [3]) Geschichte der Assassinen S. 99. [4]) *Macdonald Kinneir's* Memoir on *Persia*, p. 113.

und einen von Behmen, dem Sohne Isfendiar's erbauten Feuertempel; das Erdreich ist sandigt und unfruchtbar [1]). Chardin erwähnt dieses Distriktes als Ardiston [2]).

Natar, im Distrikte von Ißfahan, zwanzig Farsangen davon entfernet, dreyßig Dörfer nebst einem Schlosse nach einem ehemaligen Besitzer derselben, Waschak genannt [3]).

Newbehar, auf dem Wege von Ißfahan, mit dem gleichnamigen berühmten Feuertempel in Chorassan nicht zu verwechseln [4]).

Seware, am Rande der Wüste, vom Bruder des großen persischen Helden Rostem erbaut [5]).

Tarak bey Ißfahan. Die Einwohner, ehemals durch ihre Geschicklichkeit in Verfertigung von Gefäßen und Instrumenten aus Elfenbein und Ebenholz berühmt [6]).

Idadsch (vermuthlich das Adschdah bey Macdonald Kinneir), zwischen Ißfahan und Chusistan, durch Fundgruben und Erdbeben, und durch eine Brücke von sehr schöner Bauart berühmt. Diese Brücke wurde von Chorsade, der Mutter Ardeschir's, über das niedrige, zur Zeit der Regen überschwemmte, sonst aber trockne Erdreich geführt [7]). Die ganze Gegend ist dann ein See, der mehr als tausend Ellen lang, und hundert und funfzig tief ist.

Zum Beschlusse dieser Uebersicht der Herzlandschaft von ganz Persien, nämlich von Irakadschem, stehe hier die Uebersetzung des Irak überschriebenen Abschnittes aus dem geographischen Namensverzeichnisse in dem Adschaibol-machlukat des Ahmed von Tus [8]).

»Irak ist die Mitte und der Nabel der Welt, indem »die Inder die Stadt Babel so genannt haben, im vierten »Klima wie Arabien. Die Bewohner Iraks haben weder »die gelbe Gesichtsfarbe der Griechen und Slaven, noch die »schwarze der Abyssynier, weder die böse Natur der Türken, noch »die Rohheit der Sineser, und deßhalb haben die Chalifen den »Aufenthalt von Irak (das arabische) allen anderen Ländern »vorgezogen. Die Gränzen Iraks erstrecken sich von Bagdad »und Cuhistan (hier das persische Irak) bis an die Wüste »und den Sitz der Söhne Scheiban, und ans persische Meer. »Die Städte (des arabischen) sind Bagdad, Baßra, Kufa, »Hira, Kadessia, Chanekin, und der Tigris fließt mitten

[1]) Dschihannuma S. 298. [2]) Chardin VIII. p. 67. [3]) Dschihannuma S. 299. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) *Bacoui* dans les notices des Mscts. du Roi, p. 491. [7]) Ebend. 471. [8]) Aus der Handschrift des Hrn. Grafen v. Rzewuski.

»durch. Einige dehnen die Gränzen Iraks (das persische mit »eingerechnet) [1]), bis nach Indien und Sind, Chusistan, »Dilem und Ißfahan aus, und nach Ibn Abbas wird »sogar Bahrein zu Irak gerechnet. Irak hat keinen rau»hen Winter wie Kuhistan (die an Chorassan gränzende »Landschaft), keinen drückenden Sommer wie Oman, keine »Donnergewitter wie Tehama, keine Insekten wie Meso»potamien (der Verfasser hat hier, wenn er Persisch Irak »mit einbegreift, auf die Skorpionen von Kaschan, und die »Giftspinnen von Miane vergessen), keinen Aussatz wie San»gebar, keine Pest wie Syrien, kein Fieber wie Chaibar, »keine Milzkrankheit wie Bahrein, keine Hautwürmer wie »Siraf, keine Drachen wie Sistan, keine Krokodile wie »Aegypten.«

VIII. Kuhistan.

Diese und die folgende Landschaft sind von keinem der Reisenden, mit deren Werken wir uns hier beschäftigen, betreten worden; nur Macdonald Kinneir und Dupré haben als Anfang zu ihren Werken unter anderen sehr schätzbaren Marschrouten auch ein Paar, welche Kuhistan und Chorassan durchkreuzten, geliefert, und bey Pottinger findet sich die des Kapitain Christie.

Diese Uebersicht, die hier um so magerer ausfallen muß, wird daher bloß aus morgenländischen Quellen zur Vervollständigung des Ganzen hergestellt werden. In dem von Dupré [2]) und Rousseau [3]) gelieferten Provinzenverzeichnisse des persischen Reichs ist dieselbe ganz mit Stillschweigen, von Macdonald Kinneir unter Chorassan nur nebenher berührt worden [4]). Dennoch hat derselben früher Malte Brun [5]) nach

[1]) Wiewohl unter der Benennung Irak auch das persische mit inbegriffen ist, so hieß dieses doch in der ältesten Zeit eigentlich das Land Pehlewi; denn wie Ahmed von Tus beym Artikel Bilad Pehlewije sagt, erstreckte sich dasselbe von Aserbeidschan bis Fars (gerade die Gränzen des persischen Irak). Das Gebirgland wurde als der Pol von Pehlewi, und Hamadan als der Pol des Gebirglandes (Dschebal oder das westliche Kuhistan) betrachtet. Nach der gewöhnlichen Bestimmung orientalischer Geographen umfaßte Pehlewi die fünf Städte: Ißfahan, Rei, Hamadan, Nehawend, Aserbeidschan, d. i. das eigentliche Medien, so daß Pehlewi als ganz gleichbedeutend mit medisch gelten kann.

[2]) Voyage en *Perse*, II. p. 274. [3]) Notice historique sur la *Perse*. p. 50. wo Sistan und Kandahar, die heute gar nicht dem Schah unterthänig, als Provinzen des persischen Reichs aufgeführt sind. [4]) Memoir on *Persia*. p. 185. [5]) *Précis* de la Géographie universelle. III. p. 203.

dem reinsten Quelle persischer Geographie, nämlich nach Hamdullah Mestufi erwähnt. Dieser dehnt die Gränzen desselben gar bis gegen Gur aus; im engsten Sinne ist Kuhistan eigentlich das höchste Tafelland von Persien, welches westlich durch die Wüste von Irakadschem getrennt wird, östlich an Chorassan, südlich an Sistan und Kerman, nördlich an die zu Taberistan geschlagene Landschaft Kumis gränzt. Dieses eigentliche Kuhistan ist wohl zu unterscheiden, sowohl vom dem gebirgigten Irak (dessen Hauptstadt Hamadan ist), welches auch öfters (wie bey Ahmed von Tus) unter dem Namen von Kuhistan vorkömmt, als vom ganzen Lande Irak Adschem, dessen arabischer Name Dschebal gerade dasselbe auf arabisch, was Kuhistan auf persisch bedeutet, nämlich Gebirgland. Diese Provinz war das östliche Priorat des Meuchlerordens der Assassinen, wie das syrische Gebirgland das westliche, und der Mittelpunkt der Ordensmacht thronte im nördlichen Gebirgland von Irak Adschem, im Distrikte Rudbar.

Die Hauptstadt des Landes ist Schehristan, 91 1/2 L. 39 1/2 Br. an der Gränze von Nischabur, auch Robat Schehristan genannt, von Abdullah Ben Tahir, unter der Regierung des Chalifen Mamun erbaut, die Vaterstadt des berühmten Verfassers der Geschichte der Religionen (Milel u nihel) [1]).

Kain, 94 L. 33 B. am Rande der Wüste, nicht ferne von Tabs, an Korn und Safran reich, die Einwohner kriegerisch, gehen meistens bewaffnet; das Schloß war eine Hauptbesitzung der Assassinen [2]).

Tabs oder Tabes, 97 1/2 L. 33 Br., auch Tabs Minan genannt, eine kleine Stadt sammt einem Schlosse, welches wie das vorige, den Assassinen gehörte; in der Nähe sind zwey Brunnen merkwürdig, von deren einem die Saaten gewässert werden, und deren zweyter dem Hineinsehenden (bey Tag?) den Mond zeigt [3]).

Irawa, eine kleine Stadt auf einem Berge von Tabs, mit einem festen Schlosse [4]).

Tabs Kilegi ist eine kleine Stadt am Rande der Wüste, eine Tagreise von Termed, wo viele Seide gebaut wird [5]).

---

[1]) Notices et extraits des Mscts. du Roi. II. p. 491, und Dschihannuma S. 325. [2]) Ebend. und Geschichte der Assassinen S. 99. [3]) Dschihannuma S. 325. [4]) *Bacoui* dans les notices des Mscts. du Roi. p. 472. [5]) Ebend.

Jesdidi, eine Tagreise vom vorhergehenden Orte entfernt, hat Ueberfluß an Datteln und Orangen, mit festem Schloß [1]).

Tun, 92 L. 35 ½ Br. zwey Tagreisen von Meschhed, auf dem Wege nach Kerman, die durch Karis bewässerten Felder tragen reichlich Korn und Seide [2]).

Tendsche, auch Dschenabed Kenabed genannt, eine kleine Stadt mit festem Schlosse auf einem Hügel; von Norden und Süden ist der Zugang durch die Schlösser Hawaßir und Derdschan vertheidigt [3]).

Deschtbejas, die weiße Wüste, ein Distrikt, dessen Hauptort Fars heißt, und der Sommeraufenthalt der Bewohner von Tun und Kenabed ist, reich an Nüssen und Mandeln [4]).

Pirtschend, ein Flecken, der viel Safran und wenig Korn erzeugt [5]).

Chaußaf, eine kleine Stadt, bey welcher ein Fluß vorüber geht. Die Einwohner trinken aus Wasserleitungen (Karis) [6]).

Sirkuh, ein Distrikt mit drey Ortschaften, deren eine Esaaden, die andere Raber, die dritte Scharehr heißt; die durch Karis bewässerten Felder sind fruchtbar an Seide und Baumwolle [7]).

Das Schloß Dere, in der Nähe von Kain; von der Höhe stürzt ein Quell herunter; die Gegend trägt Korn und Trauben, aber nicht andere Früchte [8]).

Muminabad, ein Distrikt, welcher mehrere Dörfer, und ein von den Assassinen erbautes, festes Schloß in sich begreift [9]).

Westlich von Kuhistan ist die große Wüste, deren Umfang und am Rande gelegene Städte das Dschihannuma folgendermaßen angibt.

Oestlich von Chorassan und einem Theile Mekran's und Sistan's, südlich von Kerman und Fars, nördlich von Chorassan und Kumis, westlich von Rei, Kum und Kaschan begränzt. Am Rande derselben liegen von Kerman die Städte: Habs, Rud, Termaschir; von Kuhistan: die beyden Tabs (Minan und Kilegi) und Kain; von Kumis: die Städte Damaghan und Semnan; von Fars: die Städte Majin und Jesd, von Irak adschem: die Städte Rei, Kum, Kaschan, Ißfahan. Nach dem Hamdollah Mestufi (le Géographe persan) beginnt diese Wüste vom Dorfe Suhkan, bey Kaswin, und erstreckt sich

---

[1]) *Bacoui* dans les notices des Mscts. du Roi, p. 472. [2]) Ebend. und Geschichte der Assassinen S. 99. [3]) Dschihannuma S. 326. [4]) Dschihannuma S. 326. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Ebend. [8]) Ebend. [9]) Ebend. 327.

bis nach Ormus und dem persischen Meerbusen, streist an Sawa, Kum, Keschan, Seware, Majin, Jesd, Kerman und Mekran, bis ans Meer; nördlich an Rei, Kumis, Chorassan, Kuhistan, Sewal und Sistan; in der Länge vierhundert Farsangen, in der Breite erst nur ein Paar Farsangen, dann aber gegen das Meer über zweyhundert Farsangen breit. In derselben ziehen nur Räuberhorden herum, welche die Karwanen plündern, und ihren Raub an, nur ihnen, bekannten Schlupfwinkeln verstecken. Die meisten derselben sind im Berge Kerkes, der zwey Farsangen im Umfange hat, und von dem das Wasser Bida fließt. Das Dorf Sineh, welches Einige zu Kerman rechnen, wird zu der Wüste gezählt, so auch der Distrikt Dschermek, auf dem Wege nach Nischabur, worin drey Dörfer.

IX. Chorassan.

Diese Landschaft gehört heute nur dem kleinsten Theile nach dem persischen Reiche an, indem der östliche und größere Theil derselben unter der Herrschaft der Usbegen steht, welche selbst die Hauptstadt des Landes Herat wechselweise, und noch in der jüngsten Zeit inne gehabt haben. Der Namen des Landes heißt Sonnenland oder Ostreich, von Chor, welches im Altpersischen die Sonne, und San, welches Seite, Gegend bedeutet. Die natürlichen Gränzen dieses herrlichen Landes sind: gegen Norden die Landschaft Maweraumehr (Transoxana) und Turkestan, gegen Westen Kuhistan, und die Wüste, welche dasselbe vom persischen Irak trennt, gegen Süden Sistan, gegen Osten Balch; bey dem Mangel an verläßlichen Nachrichten von Reisenden läßt sich der heut dem Schah von Persien unterthänige Antheil des Landes nur beyläufig bestimmen, und wir kennen hierüber keine bessere Grundlage, als den durch die französischen Zeitungen kund gemachten Siegesbericht des Schahs über die im J. 1718 in Chorassan über Fatih Chan, den Bruder des Herrn der Afghanen erfochtenen Siege, in welchem aber die Namen häufig verstümmelt sind, wie Sbezwear statt Sebsewar, Serdjes statt Sarchs, Tourcher statt Terschis u. s. w. Vorausgesetzt, daß diesem Berichte voller Glaube beyzumessen, und daß die Städte, deren Statthalter hier als huldigend aufgeführt werden, wirklich persischer Herrschaft unterworfen sind, so gehören von den vorzüglichsten Städten Chorassans Meschhed und Nischabur, dann Kabuschan, Sebsewar, Dscham, d. i. der nordwestliche Theil Chorassans zu Persien, der südöstliche aber mit der Hauptstadt Herat und den übrigen großen

Städten, als den beyden Merw, Nissa, Abiwerd, Chalat u. s. w. den Afghanen an.

Comme nous avions résolu de camper pendant quelque tems dans ces plaines, notre illustre fils *Hassan-Aly-Mirza* vint nous y rendre ses devoirs, avec tous les fidèles et dévoués généraux et gouverneurs de cette partie de notre empire; *Réfy-Khàn*, kadjar, gouverneur de *Nichapour*. — Emir *Hassan-Khan*, gouverneur de *Toun* et *Tebes*. — Emir *Ertem-Khan-Khaiimè*, gouverneur de *Kalat*. — Emir *Kilidj-Khan*, tymoury, chef de différentes tribus turques et gouverneur de *Khawaf*. — *Mouhammed Khan*, karayi, gouverneur de *Tourbeti Heyderiè*. — Se-ad *Kouly-Khan-Imla-Khany*, gouverneur de *Kabouchan*. — *Medjef-Aly-Khan-Chadlour*, gouverneur de *Bersnesdjird*. — *Beyler-Khan*, chadlou, gouverneur de *Derregier*. — *Petek-Touch-Khan*, gouverneur de *Djelaïr-Irkalat*. — *Séadet Kouly-Khàn*, bogaïry, gouverneur de *Djiban Erguian*. — *Mirza-Loutfaly-Khan*, gouverneur de *Sbezwear*. — *Abdoul-Kereim-Khan*, gouvernenr de *Tourcher*. — *Abbas-Kouly-Khan*, djourchahy. — *Mirza-Mouhammed-Khan*, gouverneur de *Djam*. — *Buniad-Khan Hézara*, gouverneur de *Baherer* et *Lhèhrynov*, et tous les grands et notables de ces districts, et de *Ehly-Djèmchidy* l'accompagnèrent. L'Arabe *Mouhammed-Taki-Khan*, avec tous les chefs et les notables des tribus arabes de *Nédji*, de *Dellalouy*, de *Mouchmut*, etc. *Mourad-Khan*, serdar de *Vahly*, *Aras-Mouhammed-Khan*, du *Tékié*, avec tous les chefs et les notables des cantons de *Tékié*, de *Sarouk*, de *Salour*, de *Serdjes*, de *Déroun-d'Ypour*, de *Dernessa*, de *Méhin*, de *Tchek-Tchè*, de *Mèhné*, etc., vinrent également nous rendre hommage dans notre camp.

Gebirge. Kuh Gülistan, d. i. der Rosenberg, bey Tus, mit einer großen Grotte und einer versteinernden Quelle [1]), von welcher Kaswini schweigt, dafür aber hinzusetzt, daß, nachdem man lange in der Grotte fortgegangen, die Heftigkeit des aus einer Höhle blasenden Windes das Weitergehen hindere [2]).

Kuh Schetan, an der Gränze von Dschadscherm, wo ein zwey Mühlen treibender Bach quillt [3]).

Kuh Saan, wo eine Heilungsgrotte, in welcher Kranke gesunden [4]).

---

[1]) Dschihannuma S. 329. und das anonyme Mscpt. 433. [2]) Adschaibol-machlukat. [3]) Dschihannuma S. 329. [4]) Das Mscpt. 433 der k. Hofbibliothek.

Kuh Schemiur in Kuhistan, worin wunderbare Gestalten eingehauen worden, auf Befehl des Chosroes (Parwis) [1]; ob dieser Berg an der Gränze Chorassans gelegen, und ob sich bey demselben oder anderswo die von Ahmed von Tus bey Kuhistan erwähnten vier Farsangen langen Salinen befinden, bleibt künftigen Reisenden zu untersuchen übrig [2].

Der Berg Kenabed und Rebend im Schahname [3]) als in Kuhistan gelegen genannt.

Flüsse. Der Fluß von Murghab, auch der von Serbak genannt, weil er sich beym Dorfe dieses Namens in zwey Arme theilt, entspringt aus dem Gebirge von Murghab und Badgis, geht nach Merwalrud, und von da ins kaspische Meer nach einem Laufe von dreyßig Farsangen [4].

Der Fluß von Sahar kommt aus dem gleichnamigen Gebirge, geht nach Nischabur, und ist nur drey Farsangen lang [5].

Der Fluß Schurerud geht mitten durch das Gebiet von Nischabur, nimmt die von beyden Seiten aus dem Gebirg kommenden kleinen Wasser auf, und bewässert die Felder der Gegend [6].

Das Wasser von Derbad kommt aus dem Berge dieses Namens, und ergießt sich in den vorigen [7].

Der Fluß Charu, aus dem Gebirge an der Gränze Nischabur's entspringend, fließt wie der vorige in den Schure [8].

Der Fluß Atrek, aus dem Gebirge von Nissa und Bawerd, fließt gegen Dahistan, tief und reißend, so daß man denselben nicht übersetzen kann, ergießt er sich nach einem Laufe von hundert und zwanzig Farsangen in die kaspische See [9].

Der Fluß Adschin kommt aus den Gebirgen Nischabur's, und wird seines reißenden Laufes wegen auch Diwrud, d. i. der Teufelsfluß genannt, er treibt an zwanzig Mühlen [10].

Der Fluß von Serde entspringt, wie der vorige, aus dem Gebirge um Nischabur, bewässert die Gegend, zwölf Farsangen lang [11].

Das Wasser von Sachter entspringt aus dem Gebirge Sahir (Sachter), bewässert die Felder um Nischabur, drey Farsangen lang [12].

Das Wasser (Ab) von Dscheru (Dschuru?) entspringt

---

1) Ahmed von Tus im Adschaib.

2) Dschihannuma S. 329. 3) Ebenda im Abschnitte der Minen. 4) Dschihannuma S. 328. 5) Ebend. 6) Dschihannuma S. 329. 7) Ebend. 8) Ebend. 9) Das Mscpt. 433. d. i. vermuthlich die Hamdollah Mestufi. 10) Ebend. 11) Ebend. 12) Ebend.

bey Nischabur, bewässert die Gegend, und gibt den Rest seines Wassers in den Schurerud ab [1]).

Der Fluß von Bostan entspringt in der Gegend von Tscheschmesir, und kommt bis nach Nischabur, wo sein Lauf nach vier Farsangen endet [2]).

Der Fluß Choros ergießt sich nach einem Lauf von fünf Farsangen in den Schurerud, d. i. in den Fluß von Nischabur [3]).

Der Fluß (Ab) Chadschenk kommt von den Gränzen von Meidan Sultan, treibt in der schönen Jahreszeit Mühlen, und geht in den Schurerud.

Der Fluß Terdschek kommt aus dem Gebirge von Hablan (?) und Rachsch (?), geht gegen Balch, und fällt bey Termed nach einem Laufe von drey Farsangen in den Oxus [4]).

Der Fluß von Chadan entspringt aus dem Gebirge bey Sebsewar, und fällt nach einem Laufe von zehn Farsangen in den Schurerud [5]).

An den Gränzen von Dscham strömen von einer steilen Felsenwand drey Quellen, welche die Gegend von Dschadscherm bewässern [6]).

Oerter. Die drey Hauptstädte Chorassans, nämlich Tus oder Meschhed, Nischabur und Herat, liegen alle drey in der westlichen, unmittelbar an Kuhistan gränzenden Hälfte von Chorassan, so daß Meschhed gegen Norden, Herat gegen Süden, und Nischabur zwischen beyden inne liegt. Diesen drey Hauptpunkten wollen wir die in der Umgebung derselben gelegenen kleineren Städte zuordnen, und die in dem östlichen, heute den Afghanen gehörigen Theile des Landes gelegenen Städte, als außer Persien und folglich außer den Gränzen dieser Uebersicht liegend, übergehen.

Tus, 91 L. 36 Br. nach dem Dschihannuma [7]), nach dem Bacui 92° 30′, 37° 5′ [8]). Die Grabstätte des achten Imams Ali Ben Mussa, und daher auch vorzugsweise Meschhed, d. i. die Grabstätte genennt; auch die Harun Al-raschids, und der Geburtsort Firdussis des größten Dichters, Nisamolmülks des großen Groß-Vesirs, Gasali's des größten Philosophen, Naßireddins des großen Astronomen, und Hamdollah Mestufis des oft erwähnten großen persischen Geographen. Bey Tus bricht ein weißer Stein, aus wel-

---

1) Das Mscpt. 433. d. i. vermuthlich die Hamdollah Metufi. 2) Ebend. 3) Ebend. 4) Ebend. 5) Ebend. 6) Ebend. 7) Dschihannuma S. 318. 8) Dans les notices des Mscts. du Roi. p. 492.

chem Geschirre geformt werden; auch werden hier Türkisse (Firuse) und eine Art Jaspis (Dehnedsch) gefunden. Bey Tus ist die schöne Ebene Murgsar Raigan, 12 Farsangen lang und fünf breit, zwischen welcher und zwischen Meschhed Tschelhesar unter dem 91° 50′ L. 36° ½ Br. liegt, zwey Tagreisen von Meschhed entfernt [1].

Isferain 91 ½ L. 37 ½ Br., auch Mihrdschan (das Mergiane der Griechen), wegen des üppigen Wachsthums und der Schönheit der Natur so genannt, als ob nämlich hier alle Tage Mihrdschan, d. i. das Mithrasfest, begangen würde; in der Moschee ein großes kupfernes Gefäß, dessen Umkreis zwölf Ellen mißt, und dessen Stifter unbekannt; nördlich ein festes Schloß, an dessen Fuß ein kleiner Fluß strömt; Ueberfluß an Früchten, besonders an guten Birnen; auch sind hier viele alte Platanen, die noch aus der Zeit Nuschirwans sich herschreiben sollen [2]. Isferain und Kain gelten für die anmuthigsten Gegenden in Chorassan und Kuhistan.

Chabuschan, auch Chandschan, im Distrikte von Istiwa, von Hulagu und Arghun, mit Glanz hergestellt, reich an Getreid und Früchten [3].

Dschadscherm, in der Nähe von Isferain, 91 L. 37 ½ Br. zwischen Nischabur und Dscherdschan. Da die Gegend mehr auf zwey Tagreisen Giftgras trägt, sind die Einwohner von den Ueberfallen feindlicher Reiterey meistens verschont geblieben [4].

Sebsewar, zwanzig Farsangen von Nischabur, 88 L. 36 ½ Br., der Name eines Distrikts, dessen Hauptort ehemals Chosrudscherd, hernach Sebsewar ward. Der Platz von Sebsewar gilt, seiner anmuthigen Lage willen (vermuthlich durch Aussicht auf benachbarte Gebirge), für den schönsten in Persien, derselbe heißt Meidan Diwisefid, d. i. der Platz des weißen Diws; dieser Distrikt heißt auch Bihak, von einem gleichnamigen Ort, der als Geburtsort mehrerer großen Gelehrten, als des Imam Bihaki, des großen Dichters Toghraji's, des Ibn Jemin, und Emir Schahi bekannt ist [5].

Terschis, an der Gränze von Kuhistan, und von mehreren zu dieser Landschaft statt zu Chorassan gerechnet; das Schloß von Behmen, dem Sohne Isfendiars erbaut. Feigen, Trauben und Granaten besonders gut, weil das Klima hier sehr warm, auch Seide. Zu Terschis gehören mehrere

---

[1]) Dschihannuma S. 319 [2]) Ebend. S. 323. [3]) Ebend. S. 323. [4]) Ebend. [5]) Ebend. S. 322.

feste Schlösser, als: Mangel, Perdar, Mudschahidabad, Ateschkah (das letzte vermuthlich von einem alten Feuertempel so genannt [1]).

Kaschmir, zu Terschif gehörig, berühmt durch eine der beyden großen Cypressen, welche Soroaster pflanzte, die eine hier, die andere zu Farmad bey Tus [2]).

Dschowain, auch Kowan, die Namen eines Distriktes, dessen Hauptort Asdewar heißt, drey Tagreisen lang, und nur eine Meile breit, 92 1/2 L. 37 1/2 Br., reich bewässert und zahlreich bevölkert, wurde ehemals zum Distrikte von Bihak gerechnet, dann von demselben getrennt. Hier wurden die berühmten beyden großen Staatsmänner Schemseddin und Atamülk Dschowaini, jener Großwesir, dieser Geschichtschreiber, geboren, in dem Flecken Bahrabad dieses Distriktes liegen der Scheich Seadeddin aus Hama, und der Scheich Nasieddin Ali Lala begraben [3]).

Nischabur, in der Mitte zwischen Tus oder Meschhed, und zwischen Herat nach dem Dschihannuma 91 L. 36 1/2 Br., nach Bacui 92° 30′ 36° 21′ Br., eine der drey Städte, welche Schabur Sul-ektaf in Persien erbaute, und derselben seinen Namen gab. Nach dem Nushet (des Hamdollah Mestufi) ward dieselbe schon von Tahmuras erbaut, und von Schabur noch bey Lebzeiten seines Vaters Ardeschir in neuem Glanze hergestellt; durch zahlreiche unterirdische Wasserleitungen bewässert, aber mit unreinlichen Straßen, so daß Ismail der Samanide, als er hier einzog, die Stadt mit dem Worte schilderte: Unvergleichlich wäre die Stadt, wenn ihre Wasser ober der Erde, und ihre Misthaufen unter der Erde wären!« [4]) Auch stehen die Einwohner in keinem guten Rufe ihres Benehmens gegen Fremde. Die Citadelle (Scharistan) hat vier Thore, die Basare, die Moscheen, der Pallast der Regierung (Darol-imaret) sind in dem Theile der Stadt, welcher Rabs genannt wird. Nischabur ist durch eine Art eßbarer Erde (Tin Mekul), die sonst nirgends gefunden wird, und durch seine Türkisminen berühmt, auch werden hier feine Leinwand und Seidenzeuge verfertigt [5]). Leiß, der Taheride, baute, nachdem die Stadt im Jahr 600 d. H. durch Erdbeben größtentheils zerstört worden war, in der Nähe derselben die

---

[1]) Dschihannuma S. 322.

[2]) Siehe *Ousely's* Travels, I. p. 287 in seiner gelehrten Abhandlung über den Kultus der Bäume.

[3]) Dschihannuma S. 323. [4]) Ebend. 320. [5]) Notices des Mscts. du Roi. II. p. 500.

Stadt Schadjach, die im J. d. H. 679 ebenfalls durch Erdbeben zerfiel; die Ruinen derselben sind auf der Südseite des Berges zu suchen, von dessen östlicher Seite der Fluß von Nischabur herunterströmt. Auf der zwey Farsangen langen Strecke, welche der Fluß vom Berge bis zur Stadt durchmißt, treibt er mehrere Mühlen mit reißender Fluth. Fünf Farsangen nördlich ist ein schöner Quell mit grünlichem Wasser, an dem Emir Tschoban ein Köschk erbaute, und wo von Zeit zu Zeit ein fürchterliches Getöse gehört werden soll. Der älteste Name der Stadt war Iran Schehri, d. i. die Stadt Irans [1]).

Außer dem, daß sie drey Mal durch Erdbeben fast aus dem Grunde zerstört ward, wurde dieselbe auch zwey Mal durch Feindesgewalt gänzlich verwüstet, das erste Mal durch die Gusen, welche hier im J. d. H. 542 (1147) den Sultan Sandschar schlugen, und gefangen nahmen, das zweyte Mal unter Dschengischan durch die Mogolen, welche hier zwölf Tage lang ein so gräuliches Blutbad anrichteten, daß die morgenländischen Geschichtschreiber die Zahl der Gemetzelten auf eine Million angeben. Von berühmten Männern sind hier geboren die Dichter Attar, Omar Chiam, und Kiatibi, der erste als Mystiker, der zweyte als Freygeist, der dritte als Lyriker und Romantiker bekannt, die Ueberlieferungsgelehrten, Moslem und Hakem, der Lexicograph Dschewheri, der Philologe Saalebi, die Scheiche Abu Haff Hadad, Abu Osman Chairi, Hamdun Kaßar, Abu Ali Dokak, Abul Kaßim Naßrabadi u. s. w. [2]).

Chawaf 93 L. 35 ½ Br., ein Distrikt des Gebietes von Nischabur, dessen vorzügliche Oerter Selame, Sendschan, Susen, wo Melek Suseni fromme Stiftungsgebäude (Imaret) aufführte. Trauben, Feigen, Wassermelonen und Granatäpfel im Ueberfluß. Suseni liegt zwischen Herat und Nischabur 93 L. 35 Br. an der Gränze von Kuhistan [3]).

Dschescht, ein zu Herirud gehöriger Distrikt, wo schöne Früchte, besonders weiße gute Aepfel [4]).

Bachres, ein Distrikt zwischen Nischabur und Herat [5]).

Malin, auch Palan, 86 L. 34 ½ Br., durch sein Zuckerwerk (Halwa) und seine Wassermelonen in ganz Chorassan berühmt.

---

[1]) Dschihannuma S. 321. Iran ist das persische Wort für Aria, und diese Stadt ist also vermuthlich Aria, wofür man bisher Herat oder Haira gelten ließ. [2]) Dschihannuma S. 321. [3]) Ebend. S. 319. [4]) Ebend. [5]) Bacui II. p. 487 und Dschihannuma 319.

Sawa, auch Rewawa, schon zu Herat gehörig, mit einem Schloß, dessen Wall aus Erde aufgeworfen ist; ein Distrikt von funfzig Dörfern, reich an Seide, Baumwolle, Korn [1]). Der Geburtsort Scheich Heider's.

Dscham, 93 L. 36 Br. S. östlich zwey Tagreisen von Bachres, berühmt als der Geburtsort des großen Dichters Dschami, und durch seine Wassermelonen Baba Scheichi genannt [2]).

Die südlichste und dritte Hauptstadt des Landes ist Herat, welches mit seinen Umgebungen in der jüngsten Zeit einigemal die Herrschaft der Afghanen und Perser gewechselt hat, und daher, wenn auch wahrscheinlich in diesem Augenblicke, wie der ganze östliche Theil von Chorassan zum Afghanenreiche gehörig, dennoch als die dritte merkwürdigste Stadt Chorassans hier eine Stelle einnehmen mag.

Herat, nach dem Dschihannuma 95 1/2 L. 34 1/2 Br. [3]), nach Bacui 94° 20′ L. 34′ 30 Br. [4]), von Alexander erbaut (*Alexandria*); das in viele Kanäle getheilte Wasser, welches die Stadt tränkt, kommt von dem, zwey Farsangen entlegenen Berge, auf dem der alte Feuertempel Suruschk stand, und der schwarze Mühlsteine liefert. Die große Moschee ward, wie die kufische Inschrift sagt, vom Sultan Gajassedin Mohammed Sam im J. d. H. 597, und außer der Stadt die artige Moschee von Dilschad, der Gemahlin Schahroch's, erbaut; auf der Nordseite der Stadt ist das Schloß Ichtiareddin's mit zwey Thoren. Die Citadelle (Kuhunduf) von Herat, soll nach den morgenländischen Geschichtschreibern, schon Nabuchodonosor, das nördlich von Herat gelegene Schloß Schemirani (Semiramis) erbaut, das Ganze Alexander nur erneuet haben. Unter die schönsten Gebäude der von einer doppelten Mauer umfangenen Stadt gehörten vormals die Akademie Sultan Hosseins (Baikara), der hier residirte, das Kloster Sultan Ahmed Mirsa's, der Stadtwall (Schehrbend), welchen Hassein Kurt aufführte, die Brücke Indschil. Timur zerstörte die Stadt, aber unter seinen Nachfolgern wurde dieselbe so glänzend hergestellt, daß ihre Gebäude eine Strecke von zwey Farsangen einnahmen, die dazu gehörigen Dörfer, Gärten und Landhäuser auf eine Strecke von dreyßig Farsangen eines an das andere stießen. Der dieselben bewässernde Fluß heißt Rudmalan. Eines der größten dieser Dörfer heißt Siaretgah, wo Sultan Hossein eine Mo-

[1]) Bacui II. p. 487. und Dschihannuma 319. [2]) Ebend.
[3]) Dschihannuma S. 309. [4]) Notices et extraits, II. 501.

schee erbaute, ein anderes Siawuschan, reich an Trauben. Von der Brücke Ab Dschegan bis zu der von Nimetabad, und von der des Flusses Indschil bis zum Fuße des Bergs Sindschirgah war ehe Alles reich bebaut, und mit Gebäuden besetzt. Sultan Ebusaid (der Timuride), leitete vom Wasser Sindschirgah das Wasser Rud Paschan nach der von ihm erbauten schönen Fontaine Mahiani, in der Nahe des Schlachtfeldes (Kiarsargah), wo im J. 206 d. H. die Empörer (Chawaredsch) von Abdorrahman B. Abdollah geschlagen wurden; auch Chiaban ist ein ähnlicher Wallfahrtsort. Die Vorzüge dieser Stadt bezeuget der Vers:

Chorassan ist die Muschel der Welt, und Herat die Perle.

Oba, ein Distrikt von Herat, durch die Vortrefflichkeit seiner Wasser und Früchte ausgezeichnet, wo ein sehr heißer Gesundheitsquell, von Ebu Said und Sultan Hossein mit Gebäuden verschont. Hier bricht ein schöner weißer marmorähnlicher Stein, von dem die meisten Grabmale der Stadt, besonders das schöne Chodscha Abdollah Anßari's.

Rud liefert die meisten Früchte, nach Herat, besonders die Aepfel.

Gurudsche, eine kleine Stadt am Fuß eines Bergs, wo Eisen und Bleyminen, und der warme Heilquell Sefidkuh, d. i. Weißberg, auch Aepfel, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche im Ueberfluß.

Esfesaf, auch der Garten von Herat genannt, 97 ½ L. 34 Br. mit einem Schlosse, itzt Schirsu, ehemals Mosaffer genannt, östlich von Herat, gegenüber demselben das Schloß Scharistan, zwischen beyden fließt der Fluß von Esfesaf; ein durch seine Schönheit berühmtes Thal, berühmt durch die Birnen, Chosrewani und Trauben Enguri Sahibi, die besonders im Dorfe Bersinabad am besten gedeihen.

Fuschendsch oder Puschenk, 95 L. 34 Br. zwischen Herat und Nischabur, wo die schönsten Platanen Chorassan's, wo hundert verschiedene Traubenarten gedeihen sollen; man zeigt hier ein altes Gebäude, als dessen Erbauer Abraham gilt, das aber von Staatsbeamten nicht besucht wird, weil die Sage geht, daß, wer hieher wallfahrtet, seines Amtes entsetzt wird.

Kussuji, Nw. von Fuschendsch, wo der weise Dschamusb, der größte Staatsmann des alten Perserreichs, begraben liegt.

Felbendan, zu Herat gehörig, durch seine großen Wassermelonen berühmt.

Badgis oder Passin (das alte Bitaxa), 95 L. 35 1/2 Br., die Hauptstadt des gleichnamigen vierzig Farsangen langen, dreyßig Fuß breiten, östlich an Herat stoßenden Distriktes, der mit Pistazienhainen bepflanzt ist, und in dem das durch seine Lage unbezwingbare, auch nie bezwungene, feste Schloß Nertuke auf einem Berggipfel steht.

Lenger Emir, ein von Mir Gajas gestiftetes Kloster, berühmt durch seine Wassermelonen, Babascheichi genannt.

Tschehel Dochteran, d. i. die vierzig Töchter, ein Wallfahrtsort mit einem Karawanserai Mir Alischir's, und einer steinernen Brücke Sultan Hossein's.

Kasis; ein Distrikt von Badgis, der Geburtsort Hukm Ben Hescham's, des Vesirs Abu Moslim's, der den Mond zu Nachscheb im Brunnen sehen ließ, und sich dadurch als Prophet oder gar als Gott beglaubigen wollte.

Jailak Baba, ein anmuthiges Thal im Distrikte Badgis; Jailak Hesarmisch, deßgleichen durch Tulpenbeete verschönt, ein Sommeraufenthalt der Bewohner von Herat.

So auch das Thal Tacht Melek, und der Distrikt Kuruch, 97 1/2 L. 35 1/2 Br. im Gebirge auf zwanzig Farsangen ausgedehnt, ein fruchtbares Gartenland.

(Der Beschluß folgt).

Art. XI. Militärisch-politische Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates. Von D. B. Schels, kaiserl. österr. Hauptmann. Erster Band. (Zeitraum von der Urzeit bis zur Niederlage der Cimbrer und Teutonen im Jahre 101 vor Christi Geburt). Wien, 1819. Im Verlage von J. G. Heubner. 473 Seiten in 8.

Dieses Buch würde (von dem vielseitigen Interesse und von der Wichtigkeit des Gegenstandes ganz und gar abgesehen) unsere Aufmerksamkeit schon durch den Namen des Verfassers in Anspruch nehmen. — Hauptmann Schels hat sich als Redakteur und als vorzüglicher Mitarbeiter der vortrefflichen »österreichischen, militärischen Zeitschrift,« um das Heer und um die gelehrten und gebildeten Leser, bleibendes Verdienst erworben, nicht minder als Schriftsteller über leichte Truppen und kleinen Krieg, und über den zweckmäßigen Gebrauch und die Vervollkommnung verschiedener Waffengattungen. — Wir gestehen, daß uns die Forderungen, die man an eine militärisch-politische Geschichte der Länder des österreichischen Kaiserstaates mit Fug und Recht stellen mag, so groß dünken, daß sie

wohl die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteigen, und einen ganzen Verein erfahrner Mitarbeiter beschäftigen dürften, wovon die Einen, alle ihre Mühe den Quellen weihen, die Andern, den, in der Welt, in den Verhandlungen, in der Verwaltung, im Felde geschärften Blick, den großen Resultaten, den aus solchen Prämissen hervorgehenden politisch-strategischen Axiomen zuwenden. — Jeder Provinz wie dem Gesammtkörper gebührt zuvörderst ein vollständiges geographisches Netz. Dieses bestimmt einerseits den Umfang der Arbeit. Anderseits legt es anschaulich dar, wie Berge, Ströme, Seen und Binnenmeere die Völker trennen und wieder verbinden, wie jene Erhabenheiten der Natur, den erfrischenden Fluß, — wie den zerschmetternden Strahl niedersenden, die heiligen Wälder und die verführerischen Erze in ihrem Schooße bergen, meist die zahme Fläche mit ihrem zahmen Menschen beherrschen, und darum auch ein vorzügliches Augenmerk sind, des Feldherrn und des Staatmannes, welche Reiche ansprechen, erobern oder beschirmen sollen! —

Das ist der Adel und die Vollendung der Historie, daß sie, zugleich Krankengeschichte und Heilkunde umfassend, nicht allein sagt, was geschehen sey? sondern auch, was hätte geschehen sollen? daß sie eine beständige begleitende Erklärung jener erhabener Wechselwirkung sey, von dem Nothwendigen und Unveränderlichen in des Landes Natur, auf Freyheit und Zufall, nämlich auf die Geistes- und Thatkraft der Bewohner und deren, die diesen Boden erschüttert, beglückt oder verherrlichet haben. — Dem Geschichtschreiber ist sein Terrain gegeben. In langwieriger Betrachtung muß er endlich vollkommen darauf zu Hause seyn, und im gegebenen Falle, aus dem großen Buch der Zeiten, die Conturen der politisch-strategischen Grundmaximen für dieses und jenes gegebene Land und Volk, eben so gut hinzeichnen können, wie die Dispositionen zum großen Manöver auf dem längst vertrauten Boden des alljährlichen Exerzierlagers.

Es wäre höchst ungerecht, die Lösung solcher ungeheurer Probleme hier erwarten zu wollen. — Welche Welten berührt nicht der österreichische Zepter, vom Po bis zur Aluta und zum Bug, von Riesengebirge bis nach Ragusa? Die Geschichten Roms und der Barbaren — und bey seiner mittelländischen Lage auf dem Kreuzweg der Nationen von Osten nach Westen, von Norden nach Süden, alle Völkerwanderungen; wie viele alte Königreiche und Republiken, die Wiege des Geburts-Adels und der Feudalität, und zugleich dicht an der Stammburg der regierenden Dynastie, urdemokratisches

Bauern- und Hirtenleben! — Die höchsten Berge und unermeßlichen Flächen, unzugängliche Thalschlünde, und die Küsten des launenhaftesten, des adriatischen Meeres?? — Zwar erinnern uns hier und da allerdings die Kriege Hannibals, und die Fehler des macedonischen Philipp, und im Eingange, die Chronologie der Sündflut und der Chinesen, und der arundelische Marmor, an die goldene Regel, »nec gemino bellum trojanum ab ovo« anzufangen. — Auch muß eine solche Ausdehnung, bey ohnehin schon ungemeiner Breite des Stoffes, dem Bearbeiter selbst am lästigsten fallen, und ihn in die unangenehme Lage setzen, gerade in den interessanteren, quellenreicheren, späteren Zeiten, sich mehr einzuengen, und das Ebenmaß seines mühevollen und verdienstlichen Buches zu stören. — Dessen ungeachtet: »in *magnis* et *voluisse* sat est!« Das allenthalben nicht bloß zur Ostentation ausgebreitete Quellenstudium erregt, gerade bey des Verfassers Beruf und in seiner Lage, redliche Bewunderung und freudige Theilnahme. Der Vortrag ist einfach und klar, wie der Gegenstand es begehrt, nicht überladen, auch nicht gesucht. — Des Verfassers Bestreben, vorerst die alte Geographie des Zeitalters recht gründlich zu erörtern, verdient ungemeines Lob. — Er werde nur unser Mannert, Mentelle und D'Anville; so hat er wahrlich des Ruhmes und des Verdienstes genug, und Kritik und Krittel sollen das ja nicht antasten, was etwa sonst weniger befriedigen mag — und jenes kann er leisten. Einzelne Stellen beweisen es — Wer sollte noch zweifeln an seinem Wollen?! Wie begierig sind wir daher, auf die Karte Oesterreichs unter den Römern, mit genauer Angabe der Ortschaften und Gränzen, der alten und der heutigen Namen. — Nach Cluver, Cellar, Wesseling, Graf Marsigli, Schönwiesner, Mannert, Pallhausen, Günthner rc. wie viel ist noch zu thun? Welch unendliches Verdienst könnte sich der Verfasser nicht machen, durch vergleichende Gegenüberstellung der Ortsbestimmungen des Strabo und Ptolemäus, der Itinerarien, der Peutingerischen Tafeln und der *Notitia Imperii?!* — Das Of- und Defensiv-System der Römer längst der Donau? — Das römische Generalkommando, ihre Gränzen und Tschaikisten, — Lorch und Enns (Jahrbücher II. 1 — 14) Carnuntum und Vindobona, die Wege nach Passau und nach Salzburg, Bojodurum und Juvavia, — sich von Lorch spaltend, — die Routen von Aquileja nach Lorch, von Aquileja über Veldidena nach der Augusta der Vindeliker, — Valerien, der hercynische Wald, — von Mark Aurel, Ovilabis, Colonia

Aurelia Antonina, Er »*Vindobonae* interiit, omnium mortalium luctu.« — Eugippius Leben des heiligen Severin, geographischer Räthsel voll, — welch ein jedesmal ganz umgestaltetes Oesterreich (um nur ein Beyspiel zu gebrauchen), unter August und Tiber, — unter Diokletian, — in den Tagen Severins und Odoakers, — Karls des Großen — und des heiligen Leopold? —

Möchte doch eine Karte sich auch dem Mittelalter weihen! Karls und der Karlowingen Defensionssystem gegen die bis in Burgund und tief in Ober-Italien dringenden Ungern? (Araber und Normannen berühren uns wenig oder gar nicht). — Enns, die Hengstburg, Hunnenburch, Hunnenvels, — Mölk, — der Zug der Kreuzfahrten durch Oesterreich (wo nicht — welch köstliche Gabe für die mittlere Geographie? sehr kurzer, chronologisch gerechter Auszug der Oesterreich betreffenden Stellen über die Kreuzzüge aus den Gestis dei per Francos, aus Tagero und andern Quellen!!) das Reich der Arpaden, der Przemysliden, ihre militärische Figur und Stellung gegen Byzanz, Türken, Polen rc. — Polen und Reussen, — eine Bildungskarte des Kaiserstaates, eine Verlusteskarte, — sein Geripp und Flußgebiet nach des Generals Baron Soriot lobenswerthen Vorgang rc. Solche Karten nützen mehr, als die breitesten Entfaltungen des Textes.

Wäre man auch hier und da versucht, zu glauben, so manche tiefeingreifende Lehre unserer Tage, dieser erschütternden consummatio saeculorum, sey unrettbar verloren gegangen an dem leichtsinnigen und leichtblütigen Geschlechte; eine der vielerley trostreichen Wahrnehmungen ist auch: wie unter dem Soldatenstande (diesem ersten und ehrwürdigsten, die vielseitigsten Vorkenntnisse und die größten Opfer voraussetzenden Stande), statt der vormaligen, höchst einseitigen Entwickelung bloß durch die sciences exactes, eine historische Entwickelung täglich mehr, in schönem Gleichmaß zur Seite gehe, und daß er endlich dahin ist, jener herausfordernde Dünkel, jener militärische Kastengeist, jene kindische Eitelkeit, in müßiger Parade oder auf friedlichem Pflaster, auf die Ehrenzeichen und den äußeren Schimmer des Kriegsstandes, jene gar oft bitter bestrafte Verachtung aller moralischen Triebfedern, jene gänzliche Unfähigkeit, Großes anders zu denken, als in Zahlen, in Formen und Maßen!!

Art. II. Vergleichende Darstellung der Staatsverfassung der europäischen Monarchien und Republiken; zum Gebrauche bey Vorlesungen und zur Selbstbelehrung, von Joseph Constantin Bisinger, Professor der Statistik an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. Wien, bey Karl Schaumburg und Comp. 1818. 8. Vorrede, Inhaltsanzeige und Literatur CVII, Text 578 S. Preis 10 fl. W. W.

Der Herr Verfasser, durch seine Statistik unsers Vaterlandes der literärischen Welt vortheilhaft bekannt, hat in dem vorliegenden Werke neue Beweise seines Talentes und Fleißes gegeben. Der Gegenstand desselben ist unstreitig die wichtigste Partie der Staatenkunde überhaupt, die Verfassung nämlich, das Lebens-Prinzip jedes bürgerlichen Vereins, dessen bessere oder schlimmere Einrichtung auf das Wohl und Weh einer Nation nach dem Zeugnisse aller Jahrhunderte, und den darauf gegründeten Lehren der Politik den entschiedensten Einfluß hat. Vollen Dank verdient daher zu aller Zeit ein Werk, welches die Betrachtung eines Gegenstandes sich zum Ziele setzt, der jedem Menschen, wenn er auf Bildung auch nur entfernten Anspruch macht, nothwendig höchst interessant seyn muß, besonders wenn derselbe so speciell, wie hier, behandelt wird. Dieses Interesse aber dürfte in unseren Tagen noch höher steigen, da so viel für und wider Staatsverfassungen, in sofern sie wirklich bestehen, oder einer nahen Veränderung entgegen sehen, allgemein gesprochen wird.

Willkommen ist daher jedermann ein ausführliches und treues Bild des Landes, worauf das juridische Daseyn der europäischen Staaten nach so manchen politischen Stürmen beruht.

Der Verfasser wählte bey Behandlung seines Gegenstandes vorzugsweise die vergleichende Methode, welche auch die Büschingische heißt, da dieser hochverdiente Schriftsteller zuerst ein nachahmungswürdiges Muster davon aufstellte, im Gegensatze der streng ethnographischen, auch deutschen Universitäts-Methode genannten. Da bey der ersteren die Staatenkunde nach der Ordnung der Hauptgegenstände vorgetragen, und bey jedem derselben von allen Staaten das Uebereinstimmende, das Aehnliche oder Verschiedene angegeben, die Vorzüge des einen oder des andern, die Vortheile und Resultate nach dem allgemeinen Zwecke sowohl, als nach den besonderen Lokal- und Kulturs-Verhältnissen faktisch gewürdiget werden: so gewährt sie den so bedeutenden Vortheil einer schnellen und doch möglichst vollkommenen Uebersicht aller Staaten, die mit einander im Conflicte sind, und ist für die praktische Richtung dieses Studiums unstreitig die passendste, und für den akademischen Unterricht, der meistens auf eine vergleichungsweise kurze Zeit beschränkt ist,

auch die brauchbarste, wie sie auch wirklich auf unseren Lehranstalten gewöhnlich angewendet wird. Da ihr nebst anderen Vorzügen auch noch der gebührt, daß der Lehrer und Schriftsteller, wenn es das besondere Interesse einer oder der andern Partie seines Gegenstandes erfordert, ohne Schwierigkeit die ethnographische Methode damit theilweise verbinden kann, welche nämlich einen Staat nach dem andern in seinen einzelnen statistischen Thatsachen betrachtet, und dadurch von jedem Staate eine vollständige ausführliche Kenntniß liefert, so hat auch unser Verfasser sie in seinem Werke bey gewissen Fächern, z. B. den Grundgesetzen u. s. w. sehr glücklich angewandt, und hätte sie nach der Meinung des Referenten noch häufiger anwenden sollen, wovon später ein Beyspiel angeführt werden wird.

Mit Rücksicht auf seine Methode hat der Verfasser folgende Haupt-Rubriken, nach welchen er die gesammte Verfassung der europäischen Staaten vorträgt, gewählt, um ein erschöpfendes Gemälde derselben zu zeigen: Begriff und Eintheilung der Grundgesetze der europäischen Staaten. Schlußakte des Wiener Kongresses. Aufzählung der für die einzelnen europäischen Staaten geltenden Grundgesetze, und zwar erstens für die mittel-europäischen, zweytens für die süd- und west-europäischen, drittens für die nord- und ost-europäischen Staaten. Uebersicht der europäischen Staatsformen. Europäische Regentenstämme und souveraine Fürsten. Thronfolge. Vormund und Regentschaft. Zeit der Minderjährigkeit. Feyerlichkeiten bey dem Antritte der Regierung. Titel und Wappen. Residenzen und Lustschlösser. Hof-, Kron-, oder Reichs-, auch Landesämter und Erbämter. Ordentlicher und außerordentlicher Hofstaat. Garden. Ritterorden. Ehrenzeichen. Titel und andere Attribute der Gemahlinnen der Regenten. Titel der übrigen Glieder der Regenten-Familien, Appanage derselben und andere sie betreffende Verhältnisse. Oberste Gewalt. A. In der uneingeschränkten Monarchie. B. In der eingeschränkten Monarchie. C. In den Republiken. Art der Besorgung der Angelegenheiten der Staatensysteme. Staatsbürgerliche Verschiedenheiten. A. Erbliche Stände, Adel-, Bürger-, Bauernstand. B. Persönliche Stände, Geistlicher, Militär-, Civilstand. Religions- und Kirchenwesen. Von den Reichs- oder Landständen. Darstellung der in den einzelnen Monarchien Europa's vorhandenen landständischen oder repräsentativen Verfassung.

Noch ist dieses Handbuch mit einer schätzbaren Zugabe, nämlich mit einem Verzeichnisse von Schriften ausgestattet, wobey die zweyte Auflage von J. G. Meusels Literatur der Statistik zum Grunde gelegt ist. Die zu jeder Materie gehörigen Bücher und

Abhandlungen sind möglichst genau nach chronologischer Ordnung aufgeführt, damit man desto leichter sehen könne, was für Vorgänger jeder Schriftsteller gehabt habe.

Mit wahrem Vergnügen kann Ref. dieses Werk zur Selbstbelehrung jedermann, als insbesondere dem Lehrer und Schriftsteller der Staatenkunde überhaupt, bestens empfehlen, indem darin mit möglichster Sorgfalt alles gesammelt ist, was in den europäischen Staatsformen im gegenwärtigen Momente als wirklich vorhanden sich darstellt. Selbst die während des Druckes vorgegangenen Veränderungen, worunter besonders die neue Konstitution Bayerns gehört, sind in einem besonderen Anhange beygefügt. Als eigentliches strenges Lehrbuch für den akademischen Unterricht möchte indessen dasselbe wenigstens nach unserem Studien-Plane, auch unter Voraussetzung der examinatorischen Methode, nicht anwendbar seyn, indem diese Partie der Staatenkunde, ungeachtet ihrer erwiesenen Wichtigkeit, verglichen mit den übrigen, in einer unverhältnißmäßigen Weitläufigkeit vorgetragen würde, was dem auf einen fünfmonatlichen Kurs mit wöchentlichen fünf Stunden eingeschränkten Lehrer allerdings beschwerlich fallen müßte. Aber mit wahrer Bequemlichkeit wird er äußerst brauchbare Thatsachen aus dem vorliegenden Handbuche für die Materie der Konstitutionen nehmen, und jeder fleißige Schüler, dem seine Zeit es außer den Kollegien erlaubt, wird es mit günstigem Erfolge für seine fernere Ausbildung lesen.

In Hinsicht des Plans wünscht Ref., daß die Paragraphe, welche am Schlusse des Werkes erst von den Landständen und Volksrepräsentanten handeln, mit den eingeschränkten und uneingeschränkten Monarchien, von welchen viel früher gesprochen wird, in enge Verbindung gebracht worden wären, indem es gerade diese Korporationen sind, welche eine Einschränkung oder Mäßigung der obersten Gewalt hervorbringen. Ferner sollte in einem so speciellen Werke, wo Titel, Wappen und Lustschlösser viele Blätter einnehmen, der Begriff und der darauf gegründete Unterschied zwischen eigentlichen Landständen und Volksrepräsentanten, deren Erscheinung die Eintheilung der Staaten in jene des alten und neuen Styls begründet, scharf bezeichnend und erschöpfend angegeben, und die einzelnen Staaten nach dieser Abtheilung betrachtet werden. Bey der exekutiven Macht der Monarchen in den eingeschränkten Monarchien wäre eine nähere Erörterung ihrer Rechte, besonders des Vorrechtes der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Landesfürsten, der damit in der Regel verbundenen Verantwortlichkeit der Minister, aber auch ihrer großen Macht, vorzüglich jener des englischen Mini-

steriums, des davon verschiedenen Einflusses eines schwedischen Staatsrathes, von dem keine Meldung geschieht, u. s. w. ganz an ihrem Platz. Diese interessanten politischen Einrichtungen, da sie auf die Konstitution den auffallendsten Einfluß äußern, und daher nicht bloß in das Kapitel der eigentlichen Staatsverwaltung gehören, würden unendlich in der Deutlichkeit gewonnen haben, wenn sie mehr nach der ethnographischen Methode behandelt worden wären, da die so häufigen Abweichungen in den europäischen Staaten, wenn sie bloß vergleichend angegeben werden, zu leicht übergangen werden, und mehrere, ohne nähere Erklärung wenigstens, ziemlich unverständlich bleiben.

Ref. ist von den persönlichen Eigenschaften des Hrn. Verf. überzeugt, daß derselbe diese wenigen freundschaftlichen Bemerkungen nicht ungeneigt aufnehmen, und sollte er sie gegründet finden, bey einer neuen Auflage nicht unbenützt lassen werde.

Art. XIII. Oesterreich unter Herzog Albrecht dem Lahmen. — Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. — Linz, bey Cajetan Haslinger. 1819.

Des gelehrten Chorherrn Kurz rühmlicher und glückbekrönter Versuch zur Ergänzung der bedeutenden Lücke in den Geschichten der Lande ob und unter der Enns, von der Beendigung des großen Zwischenreiches, nach Erlöschung der Hohenstauffen und der Babenberger und der Gründung der Habsburgischen Macht, (wo Schrötter und Rauch aufhörten) bis mit Maximilian I. aus dem Land Oesterreich ein Haus Oesterreich wird, gleichsam der Kern eines stolzen Baumes voll schattenreicher Kronen und früchtereicher Zweige, blieb in diesen Jahrbüchern keineswegs ungewürdiget. — Sein Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht zeigte der I. Bd. 49 — 60 an, mit einem Ueberblick der ganzen mühe- und verdienstvollen Laufbahn des rastlosen Mannes, dessen kritischem Sammlerfleiß und vielseitiger Gelehrsamkeit nur die einzige Vorbedingniß einer dauerhafteren Gesundheit auf das herzlichste zu wünschen ist. — Der II. Bd. 48. 58 galt seinem »Oesterreich unter Friedrich dem Schönen,« einem Buche, das unter allen Umständen vorzüglichen, selbstständigen Werth behauptet, dessen Interesse aber sich verdoppelt, seit die Münchner Akademie, Ludwigs des Bayern Leben und Thaten, als Preisfrage aufgeworfen, und ihren Preis zwischen zwey so verdienten Männern, wie Zierngiebel und Mannert, getheilt hat.

Hier haben wir in unerwartet schneller Folge vor uns: »Oesterreich unter Albrechts I. drittem Sohne, gleich dem Vater Albrecht; der Lahme, von dem Unglück, das ihn getroffen, der Weise hingegen von dem Glücke genannt, das er, nach langer Unruhe und blutigem Gräuel, über seine Lande verbreitet hat.

Denn, ein volles Jahrhundert hindurch, seit Leopold der Glorreiche, Vater des Vaterlandes, neben seiner geliebtesten, nur zum Unglück auserkorenen Tochter Margaretha, im schwarzen Marmorsarge vor dem Hochaltar seines Lilienfeld ruhte, bis Friedrich den Schönen auf Guttenstein die Schwermuth verzehrte (1230 — 1330) hatte hier die Sonne beynahe nicht einen einzigen Tag des Friedens und der Freude beschienen.

Albrecht erblickte das erste Licht im Dezember eben jenes Jahrs 1298, in welchem seinem Vater der Nassauer Adolph bey Gelheim den Sieg, das Leben und die vom Ahnherrn Rudolph getragene Krone lassen mußte. Wie oft doch die Fortdauer des Habsburgischen Hauses auf einem einzigen Sprößling beruhte, und eben dieser in der augenscheinlichsten Gefahr sich befand! — An einem herrlichen Kranze hoffnungsreicher, blühender Kinder, sind wohl nur Albrecht I. und Maria Theresia einander zu vergleichen, und aus diesem Kranze von ein und zwanzig Kindern, welche Albrechten die tyrolische Elisabeth geboren, wurde nur dieser, in der herrlichsten Fülle der Jugend und Schönheit, durch Gift an Händen und Füßen gelähmte, bis an sein Ende hinsiechende Albrecht, ein Vater mannbar gewordener Söhne und Ahnherr des gesammten Kaiserhauses, sein Sohn Leopold, auch Stammherr, von den Eidgenossen erschlagen. Sein Ururenkel Max I. (bereits römischer König und Erbe von Burgund, außer zwey siebzigjährigen Greisen, dem Vater Friedrich und dem Vetter Sigmund von Tyrol) der einzige Habsburger, schwebte zwischen Himmel und Erde, rettungslosem Hungertode Preis gegeben, an der Martinswand und in wie viel andern Gefahren! Ferdinand II. und Leopold I. (jener seit des Bruders Leopold, dieser nach Sigmund Franzens Tode) auch die einzigen Stammherren, waren nicht gerade sie den furchtbarsten Gefahren ausgesetzt, damit Richelieus boshafter Scherz: »vom ewigen Wunder des Hauses Oesterreich« niemals altere in der Erinnerung, niemals erkalte in unsern Herzen!!

Als Friedrich der Schöne seinem Gegenkaiser Lud-

wig bey Mühldorf unterlag, war Albrecht unter den Fahnen des andern Bruders Leopold, der Blume der Ritterschaft, den nicht viel über einen Marsch vom Schlachtfelde die List der Fürstenfelder Mönche den entscheidenden Tag versäumen ließ. — Albrecht focht mit, an dem glorreichen Tage bey Burgau. — Im nämlichen Jahre vermählte er sich Johannen, die schöne und männlich staatskluge Erbtochter Ulrichs, des letzten Grafen von Pfyrt (Ferrette). Zwey Jahre darauf, als Leopold (13ten Februar 1326) zu Basel der Raserey des hitzigen Fiebers unterlegen, übernahm Albrecht die Verwaltung der vordern Lande, oder wie sie in der damaligen österreichischen Kanzleysprache hießen: »der Lande entthalb des Arbs und Ferns, des Wallen- und Boden-Sees.« —

Albrechts Vergiftung (Elsbethen, seines Bruders Otto Gemahlin, kostete sie noch am nämlichen Tage das Leben) geschah nur zwey Monate nach dem Tode Friedrichs, und nach Ludwigs des Bayern unglücklicher Heimkehr aus Italien. — Der Thäter blieb unbekannt. — Inzwischen könnte jenen bayerischen Schriftstellern, die nicht errötheten, angebliche Meuchelmordsversuche wider ihren Ludwig, jenem unübertroffenen Dioskurenpaar, Friedrich und Leopold beyzumessen, gleiche Münze bezahlt werden.

Aus Italien war Ludwig vertrieben, auch Deutschland sollte ihm verloren seyn, denn keine Demüthigung, keine Rache, sättigte Johanns XXII. Ingrimm darob, daß Ludwig seiner Bannflüche gespottet, ihm einen Afterpapst entgegengesetzt, sich in geistlichen Dingen unerhörte Machtsprüche erlaubt habe.

Um, wenn der Krieg am Rheine wider Ludwigen losbräche, das österreichische Stammland wider den wankelmüthigen Johann zu sichern, Defensiv-Allianz mit demselben zu Landau am 9ten May 1330. — Großer Einfluß der Städte, — Belagerung von Colmar. — Johann mittelt im August 1330 den Hagenauer Frieden, auf die Grundlage eines gewissen status quo. Dem todten Friedrich spricht Ludwig jetzt sogar den Königstitel ab, und nennt ihn bloß Herzog, zahlt aber willig alle Kriegskosten, und verpfändet den Herzogen vom Reiche: Neuburg, Rheinfelden, Schaffhausen und Zürich (und da dieses nicht will, Breisach) — bestätigt alle Hausprivilegien, erkennt die Herzoge überall als Vermittler, und verleiht ihnen alle erledigten Reichslehen (Brandenburg, Thüringen und Meissen allein ausgenommen).

Der Vermittler Johann hatte von Ludwigen für sein Haus die Anwartschaft auf Tyrol und Kärnten gegen Oesterreichs Rechte erhalten. Sein jüngerer Sohn Johann Heinrich, war nämlich Margarethen der Maultasche vermählt. Johann hinterging den Kaiser und die Herzoge, nur daran denkend, von Böhmen, Kärnten und Tyrol aus, Bayern zugleich nördlich und südlich zu umzingeln, und es ganz von Italien abzuschneiden, als dessen Reichsvikar er ernannt war, Welfen und Gibellinen an sich zog, und unter der Maske des Friedensstifters, das ganze obere und einen guten Theil des mittleren Italiens, ohne Schwertstreich unterwarf.

Unter diesen Umständen, war es wohl ein Wunder, daß Ludwig und Johann, noch irgendwo ein glaubendes oder williges Ohr fanden, und das Auskunftsmittel verdient nicht unterzugehen, daß Ludwig und die Herzoge, die Schiedsmänner, jeder aus den Räthen des Andern nahm, als es sich darum handelte, daß der Kaiser ohne äußerste Verletzung des Anstandes, das vor wenig Wochen Heinrichen von Kärnten gegebene Privilegium wegen der Nachfolge der Töchter, wieder aufheben solle. Nun garantirte er den Habsburgern nach Heinrichs Tode Kärnten, sie ihm Tyrol. — Vergebliche Vermittlungsversuche mit dem Papst. — Otto handelte in diesem raschen Allianzenwechsel stets in seines Bruders Albrechts Namen; dennoch äußerst schwankende Spuren der Erstgeburt, Untheilbarkeit und landesherrlichen Machtvollkommenheit. — Freylich Albrecht »Ottonem in Swevia commorantem, *revocavit*« und Otto veniens ad fratrem, *quae gesserat, intimavit*,« aber es ist ein unhöflicher Zusatz der gleichzeitigen Chroniken: Sic *placuit Nobilibus* Austriae et Stiriae, quod nulla ardua *sine fratris amminiculo* contractaret, quia licet corpore habilior haberetur, ille tamen vivacitate sensuum sagaciorem se ad omnia demonstravit.« — Beynahe zwey Jahrzehende hatte der Zwiespalt zwischen Habsburg und Wittelsbach Deutschland entzündet. — S. 37. Ketzerische Sätze der Minoriten an Ludwigs Hofe, den sie durchaus zum »rex idem hominum, Phoebique sacerdos« machen wollten, der Todesstreich aller bürgerlichen Freyheit, an dem Gottlob selbst Bonaparte schmählich scheiterte, und dadurch ein denkwürdiges Warnungsbeyspiel hinterließ) 37 — 39. Die österreichische Treue gegen Ludwig, da viele Fürsten wankten. Er setzt K. Johann in Herzog Otto einen Reichsvikar entgegen. Otto vereinigt Ungerns

und Polens Könige Ludwigen wider Johann, und bey der Zusammenkunft in Regensburg täuscht Johann den Kaiser doch wieder gänzlich, und dieser opfert ihm seine neuen Bundesfreunde auf. — Johann marschirt gegen das auf dem linken Donauufer stehende österreichisch-ungrische Heer. Oesterreichische Landherrn fochten wieder auf Feindes Seite. Die gewaltige Schlappe eines böhmischen Heerhaufens bey Mauerberg beschleunigte den am 12ten Juny 1332 zu Wien geschlossenen Frieden. Johann verlobt sich Elsbethen, Tochter Friedrichs des Schönen, klagt aber nachher, er sey »maleficiatus et ad amplexus conjugales impotens,« und vermählte sich dennoch in Frankreich mit Beatrix von Bourbon. Sich und der Welt Eines aufzuheften, und sie von seinen Anschlägen auf Ober-Italien abzuziehen, läßt er sich in Paris als ein frommer Glaubensritter das Kreuz wider die Türken aufheften. — Ludwig will jetzt sogar dem Kaiserthum entsagen, seine Vertheidiger, die Minoriten Preis geben, und dem Papst in allem Obedienz leisten. K. Johann vereitelt die Aussöhnung, und Ludwig trauet ihm doch noch einmal, genehmigt seine Vermittlung mit seinem unruhigen Schwiegersohn, dem niederbayerischen Heinrich, und eine Vermählung zwischen ihren Kindern. — Karl Robert von Ungern tritt dem österreichischen Friedensvertrage bey, und Johanns zwölfjährige Tochter Anna vermählt sich dem Herzog Otto.

Daß dieser den Münchner Bürgern dieselben Handelsfreyheiten in Oesterreich ertheilt, die von Alters her die Regensburger genossen (11ten April 1332), verdiente umständliche Zergliederung (II. Anzeige-Blatt. 10. 12. über die Marktrechte von Enns III. 205. 207. über Oesterreichs Transithandel unter den Babenbergern).

Zwey Jahre vor Rudolphs von Habsburg Kaiserwahl (1271 am 4ten May) hatten auf dem Schlosse Tyrol die Gebrüder Mainhard und Albrecht, Grafen von Görz, Vögte von Chur, Trient, Brixen, Aquileja, Erben der Häuser Andechs, Tyrol und Eppan, todtgetheilt, Albrecht Görz mit dem Pusterthale, Mainhard das übrige Tyrol behalten. — Sein Antheil an Habsburgs Größe brachte in der Folge Kärnten dazu. Mit Heinrichs Tode (14ten April 1335) erlosch Mainhards Zweig und die voraus gegangene Todtheilung schloß die jüngere görzische Linie aus. — Ludwig hatte, wie wir oben gesehen, den König Johann sowohl als den Herzogen von Oesterreich auf diesen lange voraus zu sehenden Todesfall, Anwartschaften ge-

geben, nun eilte er endlich einmal offenen Auges über Johanns unglaubliche Treulosigkeit nach Wien und nach Linz, und schon am 12ten May war die Unterhandlung mit den Herzogen geschlossen. Er belehnte sie mit Kärnten und Tyrol, als mit eröffneten Reichslehen, nur das Bayern arrondirende Ober- und Unter-Innthal riß er zu Gunsten seines eigenen Hauses davon ab. — So wie überhaupt dieser Nachfolgestreit hier vortrefflich und zum erstenmale vollständig und strenge quellengemäß zusammengestellt ist, sehen wir auch, daß Heinrich selbst (wie nach drey Jahrzehenden seine Tochter Margareth) den österreichischen Herzogen, Söhnen seiner ältesten Schwester Elisabeth, Tyrol übergeben haben müsse, denn in der Friedensurkunde von 1336 entsagen die Herzoge allen Rechten, die ihnen in comitatu *Tyrolis ex traditione Heinrichi avunculi* nostri, *collatione, infeodatione*, confirmatione quorumcunque *Imperatorum* vel Regum, aut *successione juris haereditarii* competebant. — Die Belehnungsurkunde K. Rudolphs für Mainharden (im Grunde der einzige vollwichtige, staatsrechtliche Titel und Richtschnur) enthält zwar keine Sylbe von Vorbehalt oder Anwartschaft in Kärnten für Habsburg, auf den Erlöschungsfall des Mainhardischen Stammes (II. 57. 58. III. 303), aber ein späterer, geheimer oder Additional-Vertrag hierüber, scheint doch nicht ganz unwahrscheinlich, da es weder in Rudolphs Persönlichkeit, noch im Geiste seiner Zeit lag, das zwischen Steyermark und Krain so wichtig liegende Kärnten, wegen des zeitlichen Zweckes der Belohnung und engen Verbindung Mainhards, seinem Hause für immer zu entziehen. Freylich konnte eine solche Convention ohne die Beystimmung Kaisers und Reichs nicht vollkräftig seyn, aber erheblich bleibt dennoch einer böhmischen Quelle des Abten Peter von Königssaal bestimmtes Wort: »Austriae Duces quedam privilegia produxerunt, per que se habere ad Ducatum Caryntie jus ostenderunt.« Auch Kärntens mächtigster Insasse, der Erzbischof Friedrich von Salzburg, trat dieser Verfügung und dem Schutz- und Trutzbündniß wider Luxemburg bey.

S. 81. Die sinnvolle und rührende Feyerlichkeit der Huldigung auf dem kärntnerischen Herzogsstuhle. — S. 85. Johann von Böhmen zu Paris auf dem Krankenlager an mehrern im Turnier erhaltenen Wunden, raset, verhieß dem Papst, ihm Ludwigen todt oder lebendig zu liefern, und eilte spornstreichs nach Prag, ganz Böhmen in die Waffen rufend: eine Hitze, bald abgekühlt durch die, von dem kleinen

Herzog von Münsterberg, Bolko, erlittene Niederlage. — Die neuen Allianzen mit den Königen Polens und Ungerns, Kasimir dem Großen und Karl Robert, wurden zu Sandomir am am 28sten May, zu Altenburg am 3ten September, zu Wissegrad am 19ten November 1335 geschlossen. — Ludwig verlieh dagegen den österreichischen Herzogen neue Gnadenbriefe, alle erledigten Lehen in Ungern. — Padua und Treviso. — S. 90. 91. Dafür gab er sie immer wieder der Uebermacht ihres Gegners Preis. Wie einst Ludwigen, so ergriff jetzt Otto und sein Heer panischer Schrecken vor angeblicher Verrätherey und meuchlerischen Anschlägen. Sie flohen ohne einen Feind gesehen zu haben, und auch die Böhmen zogen sich zurück. — Grausame Verwüstung beyder Viertel ob und unter dem Mannhardsberge. — Kein geringeres Unheil, die übermäßigen Landsteuern. S. 96. Der Tyroler tapfere Treue gegen die angeborne, alte Landesherrschaft. — Den K. Johann rettet aus der äußersten Gefahr der Wankelmuth seines ärgsten Feindes Ludwig. Er meinte eine leichtere, unblutige Gelegenheit zur Vergrößerung zu finden. Er verlangte unter dem Vorwande der Kriegskosten, feste Plätze an der Donau und Enns, späterhin deutlicher, entweder das Land ob der Enns oder Obersteyer, die Herzoge genugsam entschädiget wähnend durch Kärnten, das er ihnen verlieh, durch Krain, das ihnen von jeher angehörte, dem görzisch-tyrolischen Hause verpfändet gewesen, und nun wieder heimgefallen war. Auf die Weigerung der Herzoge, zog er nach Hause, und nun traten auch diese mit Johann in Separat-Unterhandlungen. Vorzüglich die eifrige Verwendung der Herzogin Johanna brachte (9ten Oktober 1336) in Enns, den Frieden zu Stande, der Kärnten, Krain und die windische Mark, Oesterreich für immer bekräftigte, Tyrol aber dem Hause Luxemburg beließ. — Zusammenkunft K. Johannes, der Herzoge und des Königs von Ungern zu Wien. — Eine beynahe lächerliche Probe der Unverschämtheit und ekelhaften Falschheit Johanns: Herzog Otto, sein Schwiegersohn, nöthigte ihn, die todeskranke Elisabeth, Tochter Friedrichs des Schönen zu besuchen, die ihm durch einen Friedensvertrag verlobt gewesen, von der er sich aber (über ein gänzliches körperliches Unvermögen und Verzauberung laut weheklagend) losgesagt, und die Französin Beatrix geheiratet hatte. Nun, da er die unglückliche Prinzessin sah: »*Suffuso vultu lacrimis, suspiria alta trahens* egreditur, suorum conscientia excessuum stimulatus, — unwürdiges Possenspiel für einen vierzigjährigen Mann, und weit gefürchteten König.

II. S. 115. Benedikt XII. viel geneigter als sein Vorfahrer, Ludwigen los zu sprechen, wird trotz Albrechts aufrichtiger Dazwischenkunft, vom französischen König Philipp und den Königen von Neapel, Ungern und Polen abgehalten; doch war Ludwig selbst wieder der erste, der durch Traktaten mit dem brittischen Eduard III. Prätendenten der französischen Krone wider Philipp VI. von Valois (Philipps des Schönen Bruders Sohn) den Fortgang dieser für die allgemeine Ruhe entscheidenden Unterhandlungen vereitelte. — Uebrigens ist seine ernsthafte Bereitwilligkeit zur Beruhigung der Christenheit keineswegs zu bezweifeln. Er erkannte reumüthig, »daß er einen Afterpapst erhoben, dadurch eine Spaltung in der Kirche veranlaßt, und zu Rom wider des Papstes Willen die Kaiserkrone empfangen. — Er selbst habe jedoch seinen Afterpapst niemals, sondern immer nur den verstorbenen Johann für das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche gehalten, und all Jenes nur zum Scheine gethan, um sich an Johann, der auch einen Gegenkönig wider ihn aufwerfen wollte, zu rächen, und ihm das Schwert in der Scheide zu halten. Nie habe er im Ernste geglaubt, dem römischen Volk oder dem römischen König stehe ein Recht zu, Päpste abzusetzen. Nur als Vasallen, nicht als Ketzer habe er die mailändischen Visconti beschirmt. Er gelobe, alle Irrlehrer auszurotten, insonderheit auch seine bisherigen eifrigsten Vertheidiger, die Minoriten, wenn sie nicht gleichfalls in den Schooß der Kirche zurückkehrten. Er lege den Kaisertitel ab, wolle seine Irrthümer und Vergehen durch reichliche Almosen, Kirchen- und Klosterstiftungen, und durch einen Kreuzzug ins heilige Land sühnen, wenn der Papst ihn losspreche, ihn zum Kaiser kröne, und Deutschland von dem Interdikt befreye.« —

Ludwigs leidige Unbeständigkeit, sein unzeitiger und unpolitischer Bund mit England, bloß um der Subsidien willen (die er alsdann, wie selbst sein Panegyriker Zierngiebel nicht laugnen kann, gar nicht zu diesem Kriege, sondern für sich verwendete), beraubte ihn noch seines treuesten Freundes und besten Rathgebers, Albrecht. Dieser, der Gesinnungen seines Nachbars Ludwig unter gar keiner Wendung der Umstände mehr sicher, schloß nun (12ten Jänner 1337) mit dem französischen Philipp einen Bund. Ludwigs Aufruf für England hätte bald die Schrecken des Bürgerkrieges über Deutschland gebracht. »Vidimus ubique in Franconia et alias, gentem consurgere contra gentem.«

S. 135. Der Vergiftung traurige Folgen, in so weit ge-

lindert, daß sich Albrecht in einem Sessel bey seinen Truppen umhertragen lassen, daß er die Vorlande, die Königin Witwe Agnes in Königsfelden (an der Stätte der grauenvollen Ermordung K. Albrechts durch Johannes Parricida) — daß er Kölln und Aachen besuchen konnte. — Sein ehrenvoller Empfang, — Frohlocken bey seiner Wiederkehr nach Wien, seine Audienzen, seine Gerechtigkeitspflege, — die Zusammenkunft in Augsbufg nähert ihn einigermaßen wieder Ludwigen. — Der berühmte Frankfurter-Reichstag (wo Ludwig zum Beweise, daß er ein guter Christ sey, der glänzenden Versammlung, den Glauben, das Gebet des Herrn, und den englischen Gruß öffentlich hersagte) — Seine Hof-Minoriten, die er vor anderthalb Jahren als Ketzer zu vertilgen versprochen, belehrten hier männiglich über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, und wurden die eigentlichen Stifter des ersten Churfürstenvereins. — »Die Kaiserwürde sey nur Gott, — auf Erden aber Niemanden unterworfen, und der Erwählte der Churfürsten, schon gleich nach der Wahl römischer König und Kaiser, keiner päpstlichen Bestätigung bedürfend.« Die Geistlichen, die nicht trotz des Interdiktes Messe lesen wollten, wurden verbannt, und die päpstlichen Befehle sollten künftighin nur mit Vorwissen der Diözesanen und Metropoliten befolgt werden. — Es schien ein gewaltiger freyer Athemzug des gesammten deutschen Volkes zu seyn, das sich so viel heraus genommen, und dennoch endigte der verderbliche Streit mit einer Absetzung Ludwigs, mit der Wahl eines Gegenkönigs, durch eben diese Churfürsten und Fürsten, und mit mehrfältiger Demüthigung des wittelsbachischen Hauses.

Neue vergebliche Versuche der Luxemburger auf Kärnten. Wie viele romantische Sagen bewahren uns nicht mündliche Ueberlieferungen und Chroniken der Lande an der Muhr und Drau, von Margarethen der Maultasche, ihrem wilden Kriegesmuth, ihrer Rachgier und Grausamkeit, von der eisernen Jungfrau, von der hohen Osterwitz, vom Puxerloch oder dem Höhlenschlößlein Chalons, vom Maultasch-Schutt, von der Mannsschlacht bey Feldkirchen und auf den Teufenbacher Feldern ꝛc.?! Sie verdienen in der That eine eigene sorgfältige Bearbeitung. — Möchten sich doch Ambros Eichhorn von St. Paul (mit dem ehrwürdigen Trudpert Neugart, einer der Vordermänner der St. Blasischen Germania sacra), oder seine wackern Freunde Dr. Kumpf oder Urban Jarnik den interessanten Stoff erwählen! — Albrechts Satzung zu St. Veit wider die Zweykämpfe (eine frühere, theilweise für

Steyermark lag schon in der ottokarischen Uebergabsurkunde von 1186 im seltsamen Gegensatze mit der großen goldenen Bulle Friedrichs I. für Heinrich Jasomirgott vom 8ten Sept. 1156). Sein neues mit Zuthun der Landherrn zu Grätz entworfenes Gesetzbuch in deutscher Sprache. S. 152. Grausame Judenverfolgungen (umständlich hierüber diese Jahrbücher VI — 87). S. 55. Die Heuschrecken. Karl IV. eben von Preßburg zurückkommend und zu seinem Schwager Otto geladen, begegnet ihrem sieben Meilen langen Zug bey Pulkau. — Otto folgt seiner Gemahlin Anna nach fünf Monaten im Tode nach (17ten Februar 1339). König Johann, der alle Augenblicke die Bündnisse wechselte, und durch Heirathen besiegelte, vermählt Prinzessinnen häufig im zwölften, und verlobt sie in fünften und sechsten Jahre. Auf Ottos beyden Söhnen erster Ehe, Friedrich und Leopold, beruhten damals Oesterreichs Hoffnungen. Beyde raffte das nämliche Jahr 1344 hinweg, aber noch am Schlusse von Ottos Todesjahr gebar Albrechten, Johanna (1sten November 1339) nach einer funfzehnjährigen, unfruchtbaren Ehe, den vielgeliebten Sohn Rudolph, welchem dann noch fünf andere Kinder nachfolgten.

Neuerdings verband sich Ludwig Albrechten wider seinen Vetter, den Niederbaierischen Heinrich. Seine Zusammenkunft mit Albrecht in Reichenhall rettet den Erzbischof von Salzburg von Ludwigs Rache. — Eduard unterhandelt mit Albrechten um Allianz wider Philipp, und um die Vermählung seiner Tochter Johanna mit jenem Friedrich, Herzogs Otto ältern Sohne.

Gränzberichtigung zwischen Oesterreich und Böhmen. Eine frühere hatte 1179 der große Barbarossa zwischen Leopold dem Tugendhaften und dem Böhmenherzoge Friedrich vermittelt. — Die Grafen von Schaumberg im Lande ob der Enns (Hoheneck III. 629 Fischers bayerische Erbfolgegeschichte 323. Hormayrs historisches Taschenbuch auf 1813 S. 278).

Margareth die Maultasche verjagt mit einer überlegenen Partey ihren Gemahl Johann Heinrich, führt wider ihn einen Ehescheidungsprozeß, eben so die klagende Frau entehrend, als den trennenden Kaiser, welcher die Gränzen weltlicher Macht weit überschreitend, eine zehn Jahr lang bestandene Ehe löste, das Weib und das Land eines Andern unbedenklich seinem Sohne gab, und zwey Fürstenpersonen mit einander vermählte, deren Großältern Ludwig der Strenge und Eli-

sabeth, Geschwister gewesen sind (m. s. diese Jahrbücher II 139 — 142. III. 303. IV. A. B. 17 — 26. VI. 62 — 71). Ludwig der Brandenburger selbst zog sehr saure Gesichter darüber, daß ihm die Vergrößerungs-Begierde seines Vaters, diese Gemahlin und dazu (wie er sich sehr ungerecht ausdrückte, im Grunde aber jeder Fremde sich ausdrücken wird) »terram famosam sine fructu,« gegeben habe. — K. Johann inzwischen völlig erblindet, eilte nach Wien, Albrechten zur Rache aufzureizen, denn Ludwig hatte sich so weit vergessen, seinen Sohn nicht nur mit Tyrol, sondern noch obendrein mit Kärnten zu belehnen. Bey dieser Zusammenkunft war es, daß der blinde Johann schlechterdings die Thür nicht mehr finden, der an seinen Lehnstuhl fest gebannte Albrecht ihm nicht helfen konnte, und beyde auf ihr Zeitalter so mächtig einwirkende Fürsten, unter großem Gelächter über ihre eigenen Gebrechen, einen Führer aus dem Nebenzimmer herbeyschreyen mußten.

Auch Albrecht empfängt die kärntnerische Huldigung. — Der schwäbische Geistliche, der seinen Küchenmeister Stibar fälschlich der letzten schweren Krankheit Albrechts durch Giftmischerey beschuldigt, wird zuerst in einem eisernen Käfig am Hohenmarkt durch mehrere Tage ausgestellt, alsdann bey St. Stephan lebendig eingemauert. — Ein nicht nennenswerther Krieg mit Würtemberg. — Eine weit bedenklichere Fehde zwischen den mächtigen Gränz-Nachbarn, den Baronen von Rosenberg und von Walsee, durch den geliebten Albrecht vermittelt.

III. 202. — Zu Ludwigs Unglück folgte dem milden Benedikt, ein Rath seines Feindes, Königs Philipp, der Lehrer seines noch ärgern Feindes, des Markgrafen Karl von Mähren, ein Franzose, Klemens VI., sogleich die alten Bannflüche erneuernd und ungemein thätig, seinen ehemaligen Zögling Karl, als Gegenkönig wider Ludwig zu erheben. Die von Avignon aus vorgeschriebenen Bedingungen waren so schimpflich, daß Ludwig, selbst als ein mit dem Tode bedrohter Gefangener, sie nicht hätte eingehen können. — Die Fürsten wichen von ihm, und noch in dieser Zeit scheint Ludwig Anschläge auf Oesterreich gemacht zu haben, und nannte sich sein Sohn, der tyrolische Ludwig, sogar in einer den österreichischen Handelsleuten gegebenen Urkunde, Herzogen in Kärnten! — Albrecht fand es daher nöthig, sich dem Hause Luxemburg zu nähern, und zwischen Karls Tochter, Katharina, und seinem Sohne Rudolph ein Eheverlobniß auf künftige Zeiten zu bereden. Dessen ungeachtet ehrte er Ludwigen

immer fort als seinen Kaiser, troß aller päpstlichen Abmahnungen und Drohungen. Er empfing später seinen Besuch zu Wien, feyerlich, aber die Glocken schwiegen, es verstummte Orgel und Gesang. — Auch Karln sah Albrecht zu Wien, auch Ungerns König Ludwig den Großen, Sohn Karl Roberts, des fast immer getreuen Freundes der Habsburger.

Noch einmal brachte K. Ludwig einen starken Bund wider Luxemburg zusammen, aber bald löste er sich wieder auf. Sehr gründlich beweiset Kurz, Albrecht sey nicht in diesem Bunde gewesen, wiewohl er unabläßig an der Aussöhnung des Kaisers und Papstes arbeitete. Die Bann- und Absetzungsbulle. Der Tag zu Rense (11te Juny 1346). Wahl Karls IV. dem jedoch die heiligen Städte Aachen und Frankfurt ihre Thore verschließen, dem viele Fürsten den Gehorsam weigern, dessen Wahl der Reichstag zu Speyer als nichtig erklärt. Sechs Wochen nach Karls Wahl wird er in der großen Niederlage der Franzosen bey Cressy, durch den schwarzen Prinzen mit Wunden bedeckt, und K. Johann, sein Vater, stirbt abenteuerlich wie er gelebt (26sten August 1346). Am 26sten November Krönung Karls zu Bonn, und gleich darauf Karl in Wien mit König Ludwig von Ungern zusammentreffend. Wenige Tage nach ihrer Abreise kam auch der Kaiser Ludwig. Neun Monate darauf verhütete der Schlagfluß, der Ludwigen auf der Jagd getroffen, die Erneuerung der Scenen von Speyer, Eßlingen und Mühldorf. — Jetzt erst erkannte Albrecht Karln als König, jetzt erst führte er dessen Tochter, als Braut seines Sohnes nach Wien.

Jenes gefürchteten Leopold, der Blume des Ritterthumes Tochter Katharina, hatte als Witwe Enguerrands von Coucy (Jahrb. IV. 195) ohne des Oheims Albrecht Zustimmung, einen seiner Unterthanen, den Grafen Konrad von Hardeck, Burggrafen von Magdeburg, geheiratet. Albrecht verwies ihn deßhalb sammt seinen Brüdern des Landes, obgleich diese Ehe, nach den damaligen staatsrechtlichen Begriffen keineswegs für unebenbürtig geachtet werden mochte. Konrad und Katharina starben bald an der Pest. — Karl IV. wird Oesterreich ein eben so unzuverläßiger Freund, als es Ludwig gewesen. — Seine seltsamen Ansprüche an Oesterreich und Kärnten. — Ausgleichende Zusammenkunft in Brünn. Um Albrecht und seine Söhne zu belehnen, muß er, in Kraft der alten Freyheitsbriefe, herüber nach Seefeld, auf österreichische Erde. — Die Gegenkönige Friedrich von Meissen und Günther von Schwarz-

burg. — Die Zusammenkunft in Passau zur Aussöhnung mit dem Hause Wittelsbach, insonderheit mit Ludwig dem Brandenburger, steigert nur die Erbitterung. Karl weckt ihm einen seltsamen Gegner, in dem Müller Rehbock, dem vom Sachsenherzoge Rudolph trefflich unterrichteten Pseudo-Waldmar von Brandenburg. — Die Minoriten, Ludwigs Verfechter, selbst der alte Occam, der gelehrteste und wüthendste Gegner der päpstlichen Allgewalt, widerrufen. —

Furchtbares Erdbeben, Villach ganz zerstört. Die Pest. In Wien allein, an einem Tage, 960 Todte. — Durch diese Landplagen herbeygeführt Schwärmereyen jeder Art, neuerliche, grausame Judenverfolgung, — die Flagellanten, — Karl IV. muß mit der Krönung seiner Gemahlin zu Aachen so lange in Bonn verweilen, bis es jenen Tausenden von Geißlern gelegen war, Aachen, die Lieblingspfalz Karl des Großen, zu räumen. — Albrecht um der Pest willen von Wien nach dem waldigen Burkersdorf zurückgezogen, läßt (26ten Oktober 1349) wiederum dahin zurückgekehrt, seinem erstgebornen Rudolph von sämmtlichen Landherren huldigen.

IV. 285. So wie nicht die großen, sondern die langen Gefahren, die für die menschliche Natur peinlichsten und gefährlichsten sind, ist auch Bertrand, Patriarch von Aquileja, ein weit schlimmerer und unversöhnlicher Feind, als alle Andern. Sein Nachfolger Niklas von Luxemburg, natürlicher Sohn König Johannes und Bruder Karls IV. und des aus Tyrol von der Maultasche, seiner Gemahlin vertriebenen mährischen Markgrafen Johann Heinrich. — Unter den vielen Fehden des österreichischen und böhmischen Adels die folgenreiche und unglückliche Niederlage des Rosenbergers, Heinrich von Neuhaus mit seinen Bundesfreunden und des Linzer Landeshauptmann Eberhard von Walsee mit den Buchheimen und mit dem Czechen Wilhelm von Landstein, bey Ottensheim, Höllmonseed, Freystadt und Zamosty, wo (16ten November 1351) die Mehrzahl der Frevler zu schwerem Lösegeld in Gefangenschaft, der gemeine Kriegsknecht an den Galgen gerieth, — die Schweizer Kriege, die langjährige Züricherfehde, die Mordnacht, die Versöhnung mit Ludwig dem Brandenburger im August 1352 zu Baden im Argau, — Wiener Kongreß zwischen den Fürsten im März 1353, — S. 310 Albrechts berühmtes Hausgesetz, Erstgeburt, Untheilbarkeit, im Sinne des Ahnherrn und Stifters Rudolph. Es war dennoch eine wunderliche Mißkennung der menschlichen Natur, daß die Treue der Landherrn, und die brüderliche Liebe

darin mit weit mehr Zuversicht vorausgesetzt wurden, als selbst ein dringendes Interesse aufzuerlegen vermag (25ten Nov. 1355). Albrechts persönliche Größe und patriarchalische Einfalt imponirte auch, so lange seine Augen nicht geschlossen waren, dann aber keinen Augenblick mehr. — Dennoch blieb er bis ans Ende der Vermund der jungen, der warnende Freund der alten Fürsten. — Seine letzte That, Versöhnung zwischen dem Bayerherzog Stephan und dem Salzburger Erzbischof Artolph, zugleich Margarethe seine Tochter dem tyrolischen Mainhard verlobt, Sohn der Maultasche und Ludwig des Brandenburgers, dessen demüthige Bitten erst nach Albrechts Tode, seine Ehe und den Schatten des Kaisers seines Vaters, wieder der Kirche befreundeten. — Sechzigjährig starb Albrecht (20ten July 1358) in der von ihm gestifteten Karthause Gamming begraben. Mit genauer Noth wurde bey der Aufhebung diese heilige Asche in der Josephinischen Aufklärungs-Epoche gerettet. — XVII wichtige Urkunden erhöhen den Werth der vortrefflichen, in Entdeckung, Zusammenstellung und Prüfung durchaus neuen Arbeit, die nach jedes Unparteyischen Urtheil, Oehlenschläger, Mannert und Zierngiebel weit hinter sich zurück läßt, und insonderheit dem edlen und bescheidenen Freymuth des Verfassers (selbst gegen die römische Curie, selbst gegen des regierenden Hauses Altvordern), die größte Ehre bringt. — Wenige Epochen der österreichischen Historie sind so urkundlich beleuchtet, als jene Albrechts, durch die schätzbaren Kommentarien des Jesuiten, Anton Steyerer, Beichtvaters der Erzherzoginnen, Töchter Josephs I. (geb. 31ten August 1673 zu Brunecken in Tyrol, † 26ten April 1741 zu Dresden). Es ist nur ein gerechtes, aber fürwahr ein hohes Lob, daß Kurzens Werk noch bey jener wichtigen Vorarbeit keineswegs entbehrlich gewesen sey. Gar nicht zu sprechen von der Behandlung des Stoffes, ist es auch reich an urkundlichen Entdeckungen und an Vielseitigkeit und vorsichtigem Gebrauch der benützten Quellen.

Würdig schließt das rührende Gemälde, der herrliche Zug, wie (18ten Okt. 1356) ein fürchterliches Erdbeben, und zugleich hervorbrechendes Feuer, die ganze Stadt Basel und gegen hundert Schlösser und Dörfer und auch große Waldungen im Jura verschlang, und Alles Albrechten anlag: jetzt sey der Augenblick Basels Trotz für immer zu brechen, es für immer zu unterwerfen, und wie Albrecht antwortete; seinen Feinden Geld, Lebensmittel und Arbeiter zuschickend: »Da sey Gott für, daß »wir die Betrübten noch mehr betrüben, daß wir die ängstigen,

die Gotteshand schon schwer getroffen hat! Wir wollen ihnen vielmehr helfen die Stadt wieder aufbauen. Alsdann können wir mit Ehren hinziehen und mit ihnen rechten!«

Art. XIV. Versuch einer Darstellung unsrer Zeit. Berlin, bey Duncker und Humblot. 1819. Band I. S. 398. Band II. S. 462.

Das vorliegende Werk enthält in weiter Verbreitung mehr und minder zusammenhängender Reflexionen die Darstellung einer umfassenden, bey einer ganzen Hälfte der Mitwelt herrschenden Ansicht vom Geist der Zeit, in welcher eine Menge Lichtbrechungen von Meinungen und Urtheilen Anderer mit eignen geistreichen Bemerkungen sich sammeln. Indem diese Darstellung das Verdienst hat, zur deutlichen Einsicht in dasjenige beyzutragen, was als die augenblicklich mächtigste Kraft in der Zeit sich ankündigt, läßt sie zugleich das Unsichere, Unbefriedigende und Trostlose ahnen, was manchem Versuche derselben, sich aus sich selbst zu erneuern, und auch denjenigen Strebungen nothwendig beywohnen muß, von denen der Verfasser in manchen Beziehungen Heil und Rettung hoffen zu können glaubt.

Der Verfasser kennt nur historische Kräfte, und sucht das in unsrer Zeit herrschende Prinzip aus dem allgemeinen Gesetz der Geschichte zu verstehen. Er betrachtet die Gegenwart nicht mit dem Auge des nach ausgemachten Grundwahrheiten urtheilenden und richtenden Schülers der Religion und Philosophie, sondern mit jenem eines Lehrlings der Geschichte, der in die Werkstatt der Jahrhunderte geblickt zu haben glaubt, und Religion und Philosophie selbst als Begebenheiten ansieht, deren genetischer Wachsthum und Entwicklung nach dem großen Gesetz der Menschheit, welches Gott (oder die Natur, der Weltgeist) in sie gelegt habe, erfolgen. Es hat uns keine verlorne Mühe geschienen, den Verfasser bey Entwicklung dieses Gesetzes bis auf den Standpunkt zu begleiten, von wo er alle Hauptkräfte und Richtungen, die sich in unserer Zeit offenbaren, und ihren künftigen Ausgang beurtheilen zu können glaubt.

Der Verfasser beginnt im ersten Abschnitte (die Zeit) mit Nachweisung der Art, wie nach seiner Ueberzeugung ein allgemeiner Anblick von einem bestimmten Zeitraum begründet werden kann. Er dringt darauf, daß man streben müsse, das einfache Gesetz aufzufinden, »nach welchem die Zeiten sich abrollen;« welches dem besondern, wie dem allgemeinen Daseyn zum Grunde liege; welches die Nothwendigkeit enthalte, die jedem

Zeitalter seine eigenthümliche Gestalt verleiht, mit einem Worte: »den großen, von Ewigkeit her vorgeschriebenen Gang der Menschheit.« Um ein klares Urtheil über die Zeit zu erhalten, und zu wissen, was wahrhaft zeitgemäß sey, »müsse man,« so verlangt der Verfasser, »sie gleichsam aufs neue vor sich erstehen lassen, und bis zu dem Schlagpunkt ihres geheimsten, innersten Lebens hinaufsteigen.« — Dem von Freyheit der Menschen im Gebiete der Historie herzunehmenden Einwurf gegen Auffindung eines solchen Gesetzes, setzt der Verfasser entgegen, daß auch im Leben des Einzelnen das was es am mächtigsten bestimme und bewege als von Außen kommende »Winke, Anregungen und Fügungen zu gewahren sey, die leise wie der Hauch auf Gewässern sich verkündend, in immer größern und größern Kreisen ihre Gewalt auf der ruhigen Fläche unsers Lebens ausdehnten, bis sein ganzes Element davon bewegt war.« Der berechnende Verstand möge beym Kampf gegen Hindernisse, beym Fördern und Bessern u. s. w. seine Macht zeigen, »wenn aber ein Gedanke gefordert wird, fährt der Verfasser fort, »der das Leben eines Einzigen bestimmt, oder eine Welt entzündet, wenn es um ein Schaffen und Beleben zu thun ist, so entsprang er immer, wie unvorbereitet und bewußtlos, im Haupte eines Einzelnen oder Vieler, ohne Verabredung und urplötzlich, da man es dann hintendrein Instinkt, Genie oder Glück zu nennen pflegt,« die Gottheit ist es aber, »deren wunderbares Walten noch nie fromme Menschen oder Völker an solchen Zeichen verkannt haben; und wenn sie unmittelbar in die Schicksale der Menschen greift, so wird sie, die überall Maß und weise Anstalt erblicken läßt, auch in der Stufenfolge unserer Entwickelung ein umwandelbares Gesetz verkünden wollen.« Die Betrachtung der Vergangenheit soll nicht in den flachen Glauben an die Unbeständigkeit und den vergänglichen Wechsel aller Dinge auslaufen: die Überzeugung, daß über allem ein erhabnes Gesetz walte, und nirgends ordnungsloser Zufall sey, solle uns Muth einflösen, dem Gange der menschlichen Dinge nachzuforschen, so verwirrend ihr Schauspiel auch seyn möge. »Denn die Wege der Gottheit,« sagt der Verfasser, »sind einfach und faßlich, nicht die geräuschvolle Verkettung der Gesetze, noch die blendende Kunst in Verschlingung der Kräfte, welche wir wohl in menschlichen Werken bewundern, ist es, was uns mit Ueberraschung und Staunen durchdringt, sondern die unerschöpfliche Wiederholung derselben einfachen Grundregel in einer unzählbaren Mannigfaltigkeit der Formen; jene kunstlose, ihrer selbst gleichsam unbewußte Einfalt, bey einer Fülle der Kraft und einem Reichthum an Schöpfungen ist es, die unser Gemüth mit dem Eindruck des Erhabensten und unaussprechlicher Ehr-

furcht anfüllt.« — »So überwältigte gleichsam die Betrachtung des gestirnten Himmels den menschlichen Geist, bis eine glückliche Ahnung ihn auf den einfachen Gedanken führte, dem auch das Gewaltigste gehorchen muß;« »ein höchst faßliches Gesetz der Schwere, des Anziehens und Abstoßens, entwickelt mit schöpferischer Leichtigkeit eine Welt von Erscheinungen vor unsern Augen 2c.«

Ohne jenes Gesetz gefunden zu haben, ohne das organische Leben der Zeit, die Wirkung und Gegenwirkung der in ihr vorhandenen Kräfte eingesehn zu haben, hält der Verfasser, und wohl nicht ohne Grund, jedes dreiste Urtheil über das, was der Zeitgeist verlange für unreif und schädlich. »Das bezeichnet keineswegs der Zeitgeist,« sind seine Worte, »wovon eben viel gesprochen wird, und worauf sich das Augenmerk der Meisten richtet — denn das Reden setzt keineswegs ein Durchdrungenseyn, und eine Vertrautheit mit dem Gegenstande voraus — sondern nur einen Theil jenes Geistes, eine oft schnell vorübergehende, oft auch große Umwandlungen ankündigende Richtung der Gemüther.« Zweckmäßige Bemerkungen hierüber stehn p. 15 bis 17.

Im Vertrauen auf ein solches Gesetz ermahnt der Verfasser über die zum Theil großen und wesentlichen Uebel der Zeit getrösteten Sinnes zu seyn; »in so fern sie nämlich Folge eines mit Nothwendigkeit gebietenden göttlichen Gesetzes wären« — und »neben dem Verderblichen, welches wir doch vergebens alle hinwegwünschen, auch das Treffliche welches sie darbieten, mit heiterem Muthe aufzudecken.« Es scheine ihm Leichtsinn und Undank gegen eine Zeit, »welche einen unübersehbaren Reichthum an Kräften entfalte, und einem jeden zu sicherem Genusse zu Gebote stelle, nur wegwerfend und höhnend von derselben zu reden;« und wenn es gleich im Gemüthe begründet sey, sich mit freudiger Rührung nach den Jahren der Kindheit umzuschauen, so werde doch nur der Schwächling sich im Ernst dahin zurückwünschen, und dasjenige verschmähen, was Gott in jedem Augenblick Neues und Schönes seinen Händen darbiete.

Der Verfasser verhehlt sich die mannigfache Schwierigkeit seines Unternehmens nicht, und daß es sowohl den vorzugsweise spekulativen, als den vorzugsweise praktischen Theil deutscher Zeitgenossen gegen sich aufregen könne. Sein Bemühen aber werde seyn, obwohl er schüchtern das Maß seiner Kräfte gegen den erhabnen Umfang des Gegenstandes halte, »mit einem Worte, das unmittelbar aus dem Leben komme, das Leben wiederum fruchtbar zu berühren.« In wiefern und in welcher Art dieß Unternehmen als gelungen zu betrachten ist, wird sich aus dem Verfolg unsrer Mittheilungen bestimmter zeigen.

Im zweyten Abschnitte, die Zeitalter genannt, unternimmt nun der Verfasser, das allgemeine geschichtliche Naturgesetz der Menschheit nachzuweisen, welches in dem einzelnen Menschen eben so wie im allgemeinen in der Menschheit vorwalte. Folgendermaßen schildert der Verfasser diesen vorgeschriebenen Gang, den die geschichtliche Entwicklung des einzelnen Menschen wie des Geschlechts im Großen befolge. »Das Kind schaut die Gegenstände verworren, in zweifelhaftem Lichte an; es mischt die verschiedensten Eindrücke in seinem Gemüthe; Furcht und Hoffnung ergreifen es schnell und mächtig; es schwankt zwischen Wahn und vertrauensvollem Glauben, und seiner starken, überall aufgeregten Phantasie drückt sich eine Welt gaukelnder Gestalten und Bilder ein, welche der Gegenwart, von der allein es ergriffen und angeregt wird, immer wechselnd bald den fröhlichsten Reiz, bald ein lähmendes Schrecken für sein offnes Gemüth mittheilen; dabey hat es noch nicht getrennt und gesondert, nicht die lebendige Einheit der Dinge zerstört; die einfachen Grundzüge alles Lebens liegen in mächtiger Größe vor seinen staunenden Augen, daher spricht es ahnungsvoll und bewußtlos oft das verborgenste aus, und innig vertraut und wie aufgelöst noch in das gemeinsame allumfassende Daseyn der Dinge, besitzt es, was ihm später kein grübelnder Fleiß, keine trauernde Sehnsucht zurückbringt. — Mit dem Wachsthum der Jahre erwacht, unter regellosem Gebrauch der Kraft und fröhlicher Uebung ein dunkles fremdartiges Verlangen und ein unerklärlicher Drang; bisher hatte sich ihm das Leben in kunstlosen aber bedeutsamen Spielen bildlich gezeigt, ihm genügte die Gegenwart und kein glühender Trieb rief es ins Weite; aber nun auf einmal fängt dieselbe Welt in dem Innern des Jünglings selbst aufzugehn an, in der er früher wie eingehüllt schlummerte, sie will sein ganzes Daseyn gestaltend ergreifen. Zugleich wie dieses in ihm bestimmt wird; stellt es sich ihm nach unumstößlichem Gesetz nur als unvollkommne Hälfte, als einseitiges Geschlecht dar; wie also seine Kraft dort drängt und sich ausdehnt, so ist hier ein neues Bedürfniß nach Vollendung in der Vereinigung der Geschlechter erweckt, und wenn so auf der einen Seite ein mächtiger Thatendrang, als wollte er über die Welt sein Innres siegreich ausbreiten, ihn in weite Ferne lockt, hält auf der andern süße Liebe und innige Treue ihn an die Heimat fest: so beginnt der Zwiespalt in der Brust, und mit ihm erst ein eigenthümliches Leben. — Jetzt aber steht sein ihm eignes Wesen der Welt entgegen; die nicht mehr mit ihm und er in ihr, sondern außer ihm lebt, und gleichsam starr und gefühllos sein Gebot erwartet. Sie zerfällt ihm in spröde

Theile, die er aufnimmt und sondert, je nachdem er ihrer bedarf. Die Natur muß es dulden, daß sein forschender Verstand sie bis ins tiefste zerlegt, ihre Glieder noch Willkür trennt und neu verbindet, von ihren unendlichen Kräften Theile gefangen nimmt, abwägt und seiner persönlichen Nothdurft dienstbar macht. Ist so alles erstorben, und sucht der Mensch nur zu theilen, damit er herrschen möge, so muß zuletzt unter den Theilen solche Verworrenheit und unübersehbare Mischung sich bilden, daß eine Zeit des richtenden, ruhig ordnenden Verstandes Noth thut, der dem Chaos gebietet, indem er das Gemeinsame in den Dingen aufsucht, scheidet und zusammenreihet. So entspringt der richtende Ernst, die kluge Besonnenheit, der durchdringende Scharfsinn des Mannes. Er strebt im Gefühl seiner Kraft, überführt von der Wandelbarkeit des Lebens, dem Besitze nach, und wenn um diesen tausend Andre mit ihm ringen, möchte er wenigstens alles im Begriff erobern, denn auch so wird er der Dinge Herr, sie leben fort in seinem Haupte, und was das Leben ihm versagt, das gewinnt in der kleinen Welt des Geistes ein unzerstörbares Daseyn. Wie aber dabey das Gefühl des eignen Werthes sich mehrt, stellt sich andrerseits auch die Geringschätzung irdischen Besitzes, als eines wandelbaren und trüglichen, ein, die schöpferische Kraft erlischt gemach, es bleibt nur die Freude an dem über allen Wechsel Beharrenden, und nachdem jedes Verlangen gestillt, jede Lust gebüßt worden, lebt nun noch die Sehnsucht nach dem Ewigen fort, von dem das Leben einen getrübten Abglanz darbot. Ja selbst in den sinnlicheren Naturen, in denen darum auch späterhin oft die edlere Neigung nicht aufkommen kann, zeigt sich derselbe Drang auf irdische Weise, zwar nicht mehr in dem Verlangen nach jedem irdischen Besitz, sondern nur nach dem Begriff, oder so zu sagen der Seele alles irdischen Besitzes, dem Gelde, gleichsam als ob dieses von allen Freunden, die die Welt bietet, als den treuesten sich bewährt habe, weil es die sicherste Bürgschaft gebe für den Gewinn jedes irdischen Trostes. — Wer aber schon früher an edleren Gütern seine Freude gefunden, in dem wird auch je mehr und mehr das Bedürfniß nach reinen, ewigen Freuden erwachen. Und so endet der Mensch dann, wie er begonnen; die Mitte zwischen diesen äußersten Enden war ihm nur eine in unzählige Geschichten und Lehren ausgebreitete Wiederholung dessen, was er in den frühesten Jahren geahnet, und am Ziel der Laufbahn in Einen klaren Gedanken, Eine helle Anschauung zusammenzieht. Es umfassen sich Anfang und Ende; nachdem er die Kette der Erscheinungen durchlaufen, ist er endlich hindurch gedrungen zu dem, von dem sie alle

stammen, und von dem schon in frühester Kindheit sein Gemüth in wunderbaren Anklängen berührt ward.«

Ein ähnliches Gesetz nun des Kampfes zwischen dem eigenthümlichen und dem allgemeinen Daseyn, »da man bald nur sich will, bald sich hingibt, und auflöst in das Ganze« — »des erweiterten oder in sich zurückgezogenen Daseyns, der eigenen und fremden Liebe« — »des allmählichen Erwachens und Hinaufstrebens zum Besonderen, nach Ausbildung desselben zur Vollendung und zum Nachbilde des Schöpfers, bis es zuletzt in den Quell alles Gebornen zurücksinkt« — . ist nach dem Verfasser ebenfalls im großen Gange des menschlichen Geschlechts erkennbar. »Hülflos, aber mit Kraft ausgerüstet, betritt der Mensch die Erde; zwischen Sieg und Niederlage, Stolz und Demüthigung schwankt das Daseyn; durch Jahre von Hindernissen und Irrthümern soll er sich empor winden, um von dem Ziel des vollendeten Strebens noch einmal eine neue Laufbahn, denselben Weg, nur in höheren Verhältnissen, zu beginnen ꝛc.« Der Verfasser denkt sich einen Punkt der gegenseitigen Befriedigung beyder einander entgegen wirkenden Kräfte, des Gleichgewichts, der vollen Durchdringung, wo jede ihr Ziel erreicht, ohne der andern Abbruch zu thun; — welches er jedoch mehr ahnen läßt, als deutlich sagt. Er bezeichnet dieses Ziel etwas dunkel als den Zustand, »wo der Mensch die ganze umgebende Welt in seinem besondern Daseyn abspiegele, sich in der Vollendung individualisire, und also das Einzelne wie das Allgemeine zugleich darstelle.« »Aber nie,« fährt der Verfasser fort, »soll ihm dieses vollkommen gelingen, sondern nur stets innerhalb gewisser Gränzen und Beziehungen, und nur in einzelnen Augenblicken, nach welchen sich der Zwiespalt und das Bemühen nach Vereinigung aufs neue und verändert einstellen, und welche man im Geringen wie im Großen Zeitalter oder Perioden zu nennen pflegt.«

Nachdem so im Allgemeinen der Entwickelungs-Gang der Menschheit angedeutet worden, stellt der Verfasser die bemerkenswerthe, wenn gleich auch in manche andere neuere Darstellungen verflochtene, Ansicht auf, daß die Weltgeschichte bis auf unsere Zeit zwey Mal jenes in sie gelegte Gesetz wiederholt habe, und daß die letztere mit der Ausbreitung des Christenthums, d. h. mit dem Zeitpunkt anhebe, »da dasselbe nicht mehr ausschließender Besitz einzelner Genossenschaften und Menschen zu seyn, sondern tief in die Bildung der Staaten und Völker einzugreifen anfing.« Der Verfasser stellt in Kürze beyde bezeichneten Hauptepochen der Menschheit in ihrem Entwickelungsgange vergleichend neben einander, um ihr gemeinsames Gesetz an ihren Merkmalen zu deuten.« Vor allem wird bemerkt, daß »dieses Gesetz im Alterthum

auf Seiten der Form, im Christenthum auf Seiten des Geistes sich neige, weil das Unendliche und Ewige im Alterthum der äußern Form untergeordnet war, und nur in den Mysterien in nebelhafter Ferne erschien: wogegen das Christenthum eine der ganzen Welt verkündete Mysterie sey; die Ausbreitung dessen, was vorher nur geahnet und angedeutet war, über das ganze Geschlecht, welches nach ihm jede Seite des Lebens ausbilden sollte.« Die einzelnen Momente der Vergleichung verdienen zum Theil alle Beachtung. So, was in Betreff der Erweiterung des individuellen Selbstgefühls zu einem allgemeinen gesagt wird, da das allgemeine Selbstgefühl in jener älteren Zeit die engen Gränzen eines bestimmten Landes oder Sprache nicht überschritt, unter unsern Vorfahren aber einen Verein von Völkern gemeinsamer Abkunft umfaßte, so daß nur der Glaube, die Vorstellungen vom Unendlichen und Ewigen, die einzige Scheidewand bildete. — Eben so was in Betreff des Verhältnisses der Geschlechter gesagt wird, vermittelst welchem, wie bey Einzelnen, so bey Völkern die eigene Kraft und Natur sich ausbildet. »In der Knabenzeit ist die Bedeutung des weiblichen unbekannt, es steht wie eins neben dem männlichen; bey den Alten, der Schwäche wegen zurückgedrängt und verachtet; bey den Neuern milder angesehen, als Gefährtin bey Krieg und Arbeit. In der Zeit des Jünglings trennen sich beyde, und erkennen ahnungsvoll ihren Unterschied. Da zeigt sich in dem Alterthum sinnliche Anbetung, der Dienst der Hetären, der Gebrauch des Geschlechts zu vielfacher Verschönerung der Feste und des sinnlichen Lebens; in der neueren Zeit erwacht die unendliche Liebe, geschmückt und veredelt durch die schönsten Blüten des Geistes, durch Dichtkunst und Musik. In der spätern Zeit, wo der Mann im kleinen Umkreis der Familie, wie die Staaten im großen, aus freyer Kraft ein Abbild der Schöpfung darstellen soll,« findet der Verfasser auf jener Seite Kälte und trübe Unempfänglichkeit für die zarten Empfindungen; aber auch auf der andern ein Uebergewicht vergänglichen Nutzens, und »eine Gleichgültigkeit des Gefühls, die nur hin und wieder durch eine dürre, herkömmliche Galanterie ersetzt wird.« — In Betreff der Religion ist besonders zweyerley zu bemerken. Bey Schilderung der ersten Periode macht der Verfasser der alttestamentarischen Bücher gar keine Erwähnung: dieß fällt demjenigen unmittelbar auf, der aus den Werken des Mittelalters mit der sehr lange herrschend gebliebenen Gewohnheit bekannt ist, die verschiedenen Alter des menschlichen Geschlechts auch vor Christo an Epochen der heiligen Schriften zu knüpfen, welches freylich oft in willkürlicher Art und unvollendeten Zügen geschah. Jenes Hinweglassen aber beruht vielleicht auf einer

richtigen Ahnung, weil der Hauptinhalt der alttestamentarischen Bücher mit dem Christenthum durchaus zu Eins verbunden ist, und als übernatürlichen Ursprungs einer solchen Darstellung des Naturgangs der Völker, wie der Verfasser sie unternimmt, nicht scheint eingewoben werden zu können. Schwerlich kann man zum Beyspiel die Größe der Erzväter vor und nach der Sündflut in eine Vorstellung vom Kindesalter der Welt ordnen, da jene Männer und Geschlechter vielmehr noch kraftvoller als ihre Nachkommen das Gepräge der Herrlichkeit trugen, welches die erste Erschaffung und erste Offenbarung dem Vater des Menschengeschlechtes eingedrückt hatten. Auf ihnen ruhete zugleich die Verheißung Gottes, welche im Christenthum erfüllt ward. — Gleichwohl wird man, im Ganzen genommen, einige Analogie der heiligen Erzählung mit dem angedeuteten Gange nicht verkennen. So folgte auch beym israelitischen Volke das männliche Königthum auf andere jugendlichere Zustände der Gesellschaft; — die Propheten und gottesbegeisterten Männer lebten vor den Philosophen Griechenlandes, wie man auch im Mittelalter bemerkte; — die Veraltung, und mit ihr die Sehnsucht nach dem Ewigen wurde allgemein seit Zertrümmerung des persischen Kaiserthrons, und als sie den höchsten Grad erreicht hatte, ward sie, wie vielfach bemerkt worden ist, erfüllt in übernatürlicher Art durch die Ankunft Christi. — Die zweyte Bemerkung, zu der uns des Verfassers Darstellung veranlaßt, ist, daß er die neue Zeit, nicht wie wohl früher geschah, mit Christo selbst, sondern mit der eintretenden Einwirkung des Christenthums auf die germanischen Völker anhebt. Wirklich hat diese Abtheilung manches für sich. Im Mittelalter dachte man sich, gezwungen und auch geschichtswidrig die Zeit nach Christus als das abgelebte Alter, welches mit dem Tode der Jahrhunderte zu enden habe: dieß wird vermieden, wenn man eine neue Weltepoche mit der Völkerwanderung beginnt, wobey dann das Christenthum zwar »als Grundlage und Träger der neueren Zeit« aber nicht sowohl an sich selbst, als in sofern es Staaten und Völker umbildete, und ihr öffentliches Daseyn bestimmte, betrachtet. Der Verfassert äußert sich darüber folgendermaßen: »Wie man nie den Geist denkt, ohne seinen Körper daneben, nie den Inhalt faßt, ohne seine Form, so sollte man auch nie des Christenthums als Bildungselements des zweyten großen Zeitalters erwähnen, ohne zugleich die Völkerwanderung; denn alle Erscheinungen des erstern sind bedingt durch dieses große Ereigniß. Das neue Licht konnte nur allmählich die Menschheit innig durchdringen, eben weil sie neu und der Erde entsprossen da stand, und es mußten sich alle Erscheinungen des Alterthums, oder wenn man will, Heidenthums, nur

in dem reineren christlichen Gewande erneuern, ja erst die Reformation ist in meinen Augen der Augenblick des Durchbruchs eines wahrhaft christlichen Lebens, und die erste rechtsichtbare Entfaltung seiner echteren, geläuterten Natur.« — Um hier, wenn auch nur vorübergehend, anzudeuten, worin wir hier mit des Verfassers Gedankenrichtung uns vereinigen können, in welchen Theilen aber dagegen uns entschiedne Ueberzeugung trennt, ist nöthig zu erwähnen, daß er die Frage will gethan haben, »welche Nothwendigkeit ihres Orts das Christenthum herbeygeführt, welche fortlaufende Kette der Ursachen und eines allmächtigen Schöpfungstriebes auch dieses von dem höheren Range der erregenden Anlässe zu der Stufe der Wirkungen herabdrängte?« — und daß er an einer andern Stelle den Zeitabschnitt vor der Völkerwanderung »freudelos und unfruchtbar« nennt, da, wie er sagt, »die christliche Lehre sich Jahrhunderte hindurch bemühete, die erstorbene Masse der Völker zu beleben — wovon die Kämpfe der ersten Kirchenversammlungen, die hohlen Wortstreite, aus denen alle höhere Ahnung verschwunden war (sic!), den besten Beweis liefern — und gehen zu dem Zeitpunkt über, da das Christenthum nicht blos Gegenstand eines müßigen Grübelns (!), einer zurückgezogenen Beschauung, einer brütenden Einbildung war (wodurch zwar manches für die Ergetzung oder den Frieden Einzelner, für das allgemeine Leben aber wenig gewonnen ist), sondern wo es die Völker insgesammt, in allen ihren Beziehungen zu ihren Wohnplätzen und unter sich, allbelebend anregte und erfüllte.« — Aus diesen Aeußerungen ergibt sich schon in auffallender Art die seltsame Doppelnatur des Buchs. Von einer Seite denkt der Verfasser sich alles, was der Menschheit von oben her gegeben wird, und eben darum seiner überschwänklichen und göttlichen Natur wegen aus keiner Naturentwicklung des menschlichen Geschlechts gedeutet werden kann, sondern eine erhabnere geistige Schöpfung für sich bildet, mit einer unverkennbaren Abneigung gegen einen solchen Glauben hinweg: wie wäre sonst möglich, das Christenthum als das Resultat natürlicher Ursachen zu betrachten, und gegen jene Offenbarung der höchsten und geistigsten Kräfte, wie sie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums Statt fand, in einem solchen Maß das Auge zu verschließen? War das Christenthum vielleicht selbst nach des Verfassers Meinung nur der Ausdruck des sehnsuchtvollen Seufzens einer veralteten und absterbenden Welt nach dem Ewigen? Oder war es an sich selbst etwas Höheres und Göttliches, aus welchem Grunde denn die unabhängige Herrlichkeit, gleichsam absichtlich verkennen, womit es in der Mitte jener veralteten Welt erschien? —

Von der andern Seite sind die Bemerkungen des Verfassers über das, was sich in der Zeitfolge zugetragen, beym Verfasser von der Art, daß sie ein richtiges Verständniß oder Ahnung der Naturentwicklung im cyklischen Fortgange der Menschheit vermuthen lassen möchten. Seine Darstellung frevelt am Heiligen, und deutet dennoch manchmal glücklich die Bildungsmomente der menschlichen Natur an, wenn sie sich vom Heiligen entfernt, oder ihm sich annähert. Wodurch soll man sich aber erklären, wenn der Verfasser die Völker in ihren Verhältnissen zum Lichte des Christenthums nach Nähe und Entfernung betrachtet, dieses selbst aber in seinem Aufgang aus der Höhe, in seiner Wurzel und auf sich selbst beruhenden Kraft, nicht anzuerkennen scheint? Als dasselbe verkündet und in vollem Glanze vorhanden war, konnte wohl mit dem Auftreten neuer Völker eine andere große Epoche der Menschheit beginnen, und Stufenalter sich bilden, nicht so sehr in der Enthüllung der göttlichen Lehre selbst, und in der Entfaltung der wesentlichen und lauteren Natur des Christenthums, aber wohl in Art und Maß der Einwirkung, Durchdringung und des Verständnisses bey den Völkern als solchen. Von dem ersten Augenblick der Verkündung und Ausbreitung des Christenthums an, war es für das Individuum, welches seiner Lehre sich hingab, in seinem erhabensten Wesen erreichbar, und zu allen Zeiten, besonders häufig in den seiner ersten Verkündung nahe liegenden Jahrhunderten, in reinster Tiefe aufgefaßt und verstanden: das hindert aber nicht, daß man nicht in dem öffentlichen Leben der christlich gewordenen germanischen Völker und ihrer stufenartigen Durchdringung mit dem Christenthum, namentlich in Absicht auf den Staatenbau, auf politische Einrichtungen und auf das Ganze der immer erweiterten Wissenschaften, jenes Naturgesetz, worauf der Verfasser hindeutet, dürfte auffinden können. Und wenn in dieser wesentlichen Beschränkung, da vorzugsweise vom christlichen Bestandtheil im Völkerleben Europa's die Rede ist, die Reformation im Gegensatz zu den früheren Zeiten kindlicher Hingebung und jugendlicher Begeisterung, als Höhepunkt der männlichen, aber sich vielfach vergreifenden Selbstständigkeit, und als Durchbruchspunkt zu einem neuen, künftigen Zustande betrachtet werden soll, der im voraus für lauterer und allgemeiner christlich angenommen wird, so können wir eine solche Ansicht allerdings als eine verständige ehren. Analog mit den allgemeinen Darstellungen des Verfassers müßte man jenen Zustand den einer allgemeinen Sehnsucht, eines tief gefühlten Begehrens und Suchens der alternden Welt nach dem durchaus reinen und unvermischten Lichte des Christenthums nennen, von welchem Niemanden verwehrt seyn kann zu glauben, daß jene

Sehnsucht auf eine allgemeine und mehr als je zuvor in äußerer Erscheinung hervortretende Art werde gesättigt und erfüllt werden; und so wie es der Verfasser einmal nennt, die Zeit erscheinen werde, »da das ganze Wesen der sich wiederholenden Pflanze, von denen die Völkerwanderung und die Einwirkung des Christenthums den frischen Zeugungspunkt (gleich dem Knoten im Halm) gebildet hatten, in einer Blüte und einer Frucht aufgehen solle.«

Hier scheint auch wohl der Ort zu seyn, über die Gültigkeit des historischen Gesetzes zur Beurtheilung irgend einer Zeit, d. h. zur Bestimmung sowohl dessen, was ist, als dessen, was geschehen soll, unsere Meinung zu sagen. Es kann kein historisches Gesetz gefunden werden, was die in irgend einer Zeit lebenden Menschen, ein jeder auf seinem Standpunkt, als göttliche Vorschrift ihres Handelns anzusehen hätten, so lange es nicht mit dem Gesetz des ewig Guten, und des ewig Bösen in deutliche Beziehung und Uebereinstimmung gebracht ist. Jedes Naturgesetz, was sich dieser Uebereinstimmung nicht erfreuete, dürfte in praktischer Beziehung, zu Bestimmung dessen nämlich, was man mit Freyheit glauben und was man thun soll, nicht als von Gott ausfließend betrachtet werden. Göttlich könnte es nur in sofern seyn, als die geheimnißvolle Weltregierung selbst das Böse einem höheren Guten dienen lassen kann, und nach heiligen Lehren wirklich dienen läßt. Gott aber, der vielleicht aus dem Bösen, was ein Mensch begeht, Wirkungen hervorgehen läßt, die höheres Gute veranlassen, verbietet ihm dieses Böse; wie könnte also irgend ein Naturgesetz, dem etwas in sich Böses gemäß ist, selbst göttlich seyn? Jene für uns unenthüllbare Gesetze, nach welchen das Verdammliche selbst Mittel einer herrlicheren Offenbarung göttlicher Eigenschaften wird, sind freylich von erhabenster Art; aber eben so gewiß ist es, daß sie das Böse im mindesten nicht entschuldigen oder damit aussöhnen; sondern vielmehr ihre Erkenntniß um so mächtiger davon abschrecken müßte. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß jedes Naturgesetz, sobald es für die menschliche Natur im Allgemeinen, oder für den Gang der Menschheit in der Geschichte, oder für irgend eine menschliche Einrichtung aufgefunden ist, von größter Wichtigkeit für Anwendung aller religiösen, moralischen und politischen Gesetze ist, weil *gegen* die Natur nichts mit Erfolg geschehen kann. Anders als Knabe und Jüngling, ist der Mann zu behandeln; mit anderen Kräften ist er die Wahrheit aufzufassen und auszuüben bestimmt, und dem abgelebten Alter ist vielleicht eine Empfänglichkeit für manches natürlich, wogegen die männliche Kraft sich sträubt. Weil aber der Mensch einer doppelten Natur angehört, einer veränderlichen wandelbaren

und vergänglichen, und einer höheren, göttlichen, wesentlicheren, welche ihre eignen Gesetze hat, die über die Gesetze jener erstern erhaben, uns nie ganz hienieden enthüllbar, und unvermischt göttlich sind; so muß allemal, wo die Gesetze jener erstern Natur mit jenen der letztern höheren im Widerspruch sind, dasjenige ganz allein als göttlich angesehen werden, und gelten, was den letztern gemäß ist. Für die Menschheit im Großen, wie für den Einzelnen findet eine solche zweyfache Ordnung statt. Es gibt zweyerley Geschichten der Menschheit, die eine der irdischen und sterblichen, die andere der zu einer ewigen Bestimmung hinangehobenen Menschheit. Das Gesetz, was sich aus jener ersteren enthüllt, kann von der irdischen Geschichtschreibung dargestellt werden; das in der letzteren zu enthüllende Gesetz aber wird nur eine höhere dereinstige Geschichtschreibung in vollem Glanz als durch die That vollzogen darstellen können, nachdem die Zeiten werden abgerollt und erfüllt seyn. Es ist hier nicht entfernt die Absicht, die große Lehre von dem Verhältniß zwischen beyden Gesetzen auch nur genügend anzudeuten; die in heiligen Finsternissen verborgene Harmonie, in welche sie dereinst sich auflösen sollen, ahnen zu lassen; noch weniger hier selbst aus den Tiefen der Theologie und der in die Offenbarung sich versenkenden Spekulation zu schöpfen, um das höhere Gesetz annähernd aufzufinden; — wir tadeln auch keineswegs das Bestreben, das Gesetz der sterblichen Natur in seinem ganzen Umfange aufzudecken, wohl aber tadeln wir an vorliegendem Werke wie an allen damit übereinstimmenden Urtheils- und Ansichtsweisen, daß sie bey praktischen Fragen, den Unterschied beyder Gesetze außer Acht lassen. Aus dem Naturgesetz, nach welchem sich die Menschheit in ihren verschiedenen Zeitaltern entwickelt, werden wir keine genügende und vollständige Kenntniß darüber, was wir zu thun und zu glauben haben, schöpfen können; eben so wenig, wie der einzelne Mensch aus der Erfahrung allein vollständig hierüber kann belehrt werden. Klugheitslehren kann er manche erworben haben, welche ihm zurückrufen, was sich in seinen Handlungen als Uebermaß zeigte, und was sich bestrafte; aber die Summe dieser Klugheitslehren kann ihn nicht zum weisen und tugendhaften Manne machen. Er kann sich in seinen alten Tagen sehr wohl an Lehren erinnern, die er früher gehört, und nicht hinreichend beachtet hatte, und die jetzt, wenn er sie befolgt, ihm zu seiner Bestimmung verhelfen: dann aber wirkten diese auf ihn, nicht als Erfahrung, als erlebte Wahrheit, sondern als überlieferte, an ihn gebrachte Lehre. Und ohne ein solches vom Alter eigentlich unabhängiges Besserwerden, werden selbst jene Klugheitslehren, die er aus Erfahrung schöpfte, für ihn von keinem Nutzen

seyn: denn er wird sie nicht befolgen. So ist es ja zum Sprichwort geworden, daß Alter nicht vor Thorheit schützt, und es ist eine allgemeine Bemerkung, daß bloße Erfahrung mit und ohne Nachdenken wenig bessert. — Das menschliche Geschlecht im Großen wird ebenfalls nicht dadurch allein weiser und über das, was ihm frommt, mehr erleuchtet, geschweige denn wirklich besser, daß sich das Buch der Jahrhunderte bis zu dem Punkt, auf welchem es eben steht, aufrollet, und es den Buchstaben lieset, mit welchem dieser darin verzeichnet steht; wohl aber kann es sich der an seinem Ohr früher verhallten Stimme Gottes, durch die eignen Erfahrungen im Großen bestätiget, und dem Verständniß näher gebracht, wieder erinnern und sie befolgen, nicht als Erfahrung, sondern als überlieferte Lehre.

Der Verfolg unserer Auszüge wird es noch deutlicher zeigen, daß der Verfasser in den wichtigsten Beziehungen die Mißgriffe und die theils strafbaren, theils freudelosen Ausschweifungen des auf eigner Kraft des reflektirenden Verstandes und des willkürlichen Selbstbestimmens beruhenden Geistes in den neuesten Zeiten bemerkbar macht; nirgend aber ist ein sicheres Gesetz aufgedeckt, nach welchem man mit Genauigkeit bestimmen könnte, was und warum es nicht Muth, sondern Uebermuth; nicht freudig kräftiger Fortgang, sondern verblendete Selbstbeschädigung; nicht erfreulich und heilsam, sondern trauervoll und Verzweiflung bringend sey. Und so beruhen auch seine Hoffnungen für die Zukunft aus dem Grunde auf keinem sichern Fundament, weil sie selbst wiederum nur auf der noch weiter fortgesetzten Naturentwicklung, ohne anderswo hergenommene Unterscheidung zwischen Böse und Gut, beruhen; und wenn, wie im Werke nachgewiesen wird, das Jahrhundert unter vielen Bestrebungen, die den äußern Schein einer entgegengesetzten Wirkung und Ermäßigung der Verstandes-Herrschaft tragen, nur eine noch fortgehende Steigerung derselben, verbirgt, so wird jede Hoffnung künftiger glücklicherer und wohlthätigerer Ereignisse, wenn sie selbst nur auf demselben Gesetz der natürlichen Entwickelung sich stützt, mächtig erschüttert werden oder gänzlich schwinden. — Die vorliegende Darstellung ist also darin nicht allein wesentlich mangelhaft, sondern auch unrichtig zu nennen, daß sie die Schattenseite und das selbstverschuldete Elend zwar wohl als etwas Böses empfinden, nicht aber in seinen Gründen erkennen läßt; und daß sie das, woher Besserung sich entwickeln soll, ohne Unterscheidung zwischen Wahrheit und Irrthum, Böse und Gut, wahrnehmen läßt, so daß bey schärferem Nachdenken gar keine Bürgschaft gefunden wird, warum Besserung und nicht Verschlimmerung daraus er-

wartet wird. — Nach dieser Unterbrechung fahren wir in der Entwicklung der Ansichten des Verfassers fort.

Im dritten Abschnitt, die christliche Vorzeit, stellt derselbe die Geschichte der zweyten Hauptepoche der Menschheit in Beziehung auf das oben angegebene allgemeine Naturgesetz dar. In dem ersten Zeitraum, welchen man das Zeitalter der Hingebung an die umgebende Welt, und des allmählichen Erstarkens zu eigner Lebensgestaltung würde nennen müssen, zeigt sich nach den Verfasser zuerst »eine große Besitznahme, ein sich Festsetzen.« »Alles, wie verschieden es auch seyn mochte, bezog sich darauf, den Boden zu gewinnen, zu theilen, zu behandeln, und die übrigen Handlungen des Lebens mit jenem Geschäfte in Verbindung zu setzen. Religion, welche die eine geistige Hälfte des Menschen, wie irdischer Besitz die andere einnahm, war dabey hauptsächlich thätige Triebfeder, und verfloß in jede sinnliche Handlung.« — Es zeigt sich Unterwerfung unter das Ansehn und die Führung einer Person; nach dem Sinnlichsten und Begreiflichsten, dem Besitz, und weil die Menschen ihr Beysammenseyn, ihre Einheit noch nicht im Begriff fassen, sondern einer Person bedürfen, in welcher beydes ihnen sichtbar unter die Augen tritt. Ein solches Geschlecht vertraut sich selbst und seinem Arm mit freudigem Muth, wo Mann gegen Mann Gewalt vertreiben soll, sobald es aber einen umfassenden Rathschluß gilt, wird es seine Augen hingebungsvoll auf den Begabtesten und Weisesten richten; tritt dagegen wieder Ruhe ein, so sinkt auch leicht wieder das Ansehn des Führers. — Vereinigung der Menschen und Völker wird im gemeinsamen Gefühl begründet, besonders im Kampfe gegen Andersdenkende, und zwar besonders in der Religion; »denn den alten Haß gegen Barbaren, der von blos endlichen sinnlichen Beweggründen entlehnt war, hatte das Christenthum zerstört.« Die einzelnen Vereine bildeten sich durch gemeinsamen Widerstand, gegen heidnische Völker, oder Ketzer, oder Oberhäupter von Parteyen. — »Das Kräftige und Große« bemerkt der Verfasser »erscheint uns gebunden durch itzt sogenanntes Vorurtheil und Parteylichkeit: aber mögen wir auch darin überall Gränzen des Wissens und Erkennens bemerken, desto mehr müssen wir die Stärke des vorwaltenden Gefühls das stets gedeihet, wo noch nicht die Einsicht getrennt hat, die zusammengedrängte Kraft und den Ernst des Wollens bewundern« ꝛc. Als sich im Fortrücken der Zeit mehrere Gestaltungen und Ordnungen der Menschen ablösten, ordnete sich eine der andern unter, gab und räumte ein, je nach dem Range, den sie sich schufen ꝛc.

Das Geistliche und Weltliche, die vom Verfasser so bezeichneten Grundstoffe des nationalen Lebens, lagen noch als geschiedne

Hälfte auseinander; sie standen sich gleichsam einander ausschließend, gegenüber, »die Erde erschien sündhaft und befleckt, der Himmel allein beseligend und versöhnend; jedes von beyden sprach sein Wesen in der ursprünglicheren Gestalt stark und rein aus! Es theilte sich entschiedener das Sinnliche von dem Geistigen, die Thatkraft von der Liebe zur sinnenden Ruhe; und wie sie einmal getrennt waren, hatte jedes Zeit und Anlaß genug, sich wie in zwey großen Staaten neben einander auszubilden. In beyden entstanden Fürsten und Diener; dort Fürsten bis herab zum Leibeignen, hier Bischöfe bis zum Klosterbruder rc. und auf dem Gipfel ihres Glanzes staunten sie einander an und bekriegten sich, durchdrungen von Eifersucht. —«

Der Verfasser hebt diese Geschiedenheit des Geistlichen vom Weltlichen hervor, gegenüber der von ihm in einem vorgerückten Zeitalter, in welchem alle Kräfte sich vielfach durchdrungen haben, angenommenen feineren und harmonischeren Mischung von beyden, da »die Vermittelung zwischen eigenen Mängeln und göttlicher Gnade nicht durch einen besondern Stand vollzogen, oder durch Handlungen, die vom übrigen Leben abgetrennt sind, bewirkt, sondern von jedem durch ein ganzes, dem Edeln und Begeisternden gewidmetes Leben in sich selbst vollstreckt wird:« wie dazu auch damals das Ritterthum den Anfang enthalten habe. — Auch an dieser Stelle zeigt der Verfasser deutlich, in welchem Maße er die Religion, ihre Diener und ihre Übungen für Früchte des jedesmaligen Alters der Menschheit halte, da in früherer Zeit dieselbe, wie die äußere Welt als etwas von außen dem Menschen Entgegenkommendes und ihm Gebietendes erscheint, in späterem Alter aber ganz von den Kräften des selbstständigen und selbstbewußten Menschen an sich genommen und mit eigner Macht vollzogen werden soll.

Diese Ansicht macht des Verfassers Darstellung der religiösen Beziehung durch sein ganzes Buch haltungslos und verworren, weil er nirgendwo eine Gränzmarke und ein Unterscheidungszeichen angibt, bis zu welchem Maß der Mensch die Religion ins Gebiet seiner Eigenmacht ziehn darf, und in wie fern sie wesentlich höher und ihm unerreichbar bleibt, da es doch einleuchtend ist, daß sie nichtig seyn und vernichtet werden muß, wenn sie rein und ganz ein Geschöpf der menschlichen Kräfte werden soll. — Hievon noch Einiges an einem andern Orte, da uns hier nur die geschichtliche Darstellung der Vorzeit beschäftiget. Man wird keinen Anstand finden, auf dem vom Verfasser betretenen Wege, die Gründe der Erscheinungen jener Zeit aufzudecken: doch sind noch sehr wichtige Momente übergangen, z. B. erbliches Familienansehn und vor allem das mächtige, alles durchdrin-

gende Streben nach Einheit, nach einem höchsten Schwerpunkt, der alle übrigen Kräfte, wenn sie auch in die gewaltigsten und freyesten Bahnen wirken, binden und halten sollte. — Was insbesondere die Geschiedenheit des Geistlichen vom Weltlichen betrifft, so war sie nach unsrer Meinung in einem ganz anderen Maß und in einer andern Art vorhanden, als der Verfasser es sich gedacht hat. Das Weltliche wurde dem Geistigen in einer viel durchgreifenderen Art untergeordnet, Besitz und Staatsordnung wurden geheiligt, und die Kriege nicht blos geregelt, sondern gemäßiget. Jene feinere und harmonischere Mischung, die der Verfasser der neueren Zeit zudenkt, war damals in einem weit höheren Grade da, als viele meinen; namentlich auch in jenem Theile des Priesterstandes, der weltliche Geschäfte neben den göttlichen verwaltete; nur daß jene Mischung darin wirklich harmonisch war, daß das Religiöse den ihm gebührenden Platz, nämlich den ersten einnahm, wogegen in neuester Zeit das Weltliche vorherrscht; wenn es gleich auch Theile des Klerus gab, Gegenpäpste und intrudirte Bischöfe, bey denen das Weltliche mehr, als das Geistliche galt, und mit denen sich dann die weltliche Macht, als mit seinen verwandten Bundesgenossen häufig verband, wenn sie sich der Herrschaft der Religion entziehn und die Kirche unter sich bringen wollte.

Beym Uebergange auf die neuere Zeit spricht der Verfasser in bemerkenswerther Art von der Ehre, welche er als Ahnung einer bessern reinern Eigenthümlichkeit, welche hinter dem endlichen Leben liege und deren Erhaltung es gelte, und zugleich als erste Blüte und Spur der innern Persönlichkeit und des zartern Selbstbewußtseyns im einzelnen Menschen, wie in ganzen Körperschaften schildert. Weil das Christenthum auch in sich, nur freylich in noch höherer Art, alle jene Grundzüge ausbildete, »so floß die Ehre zugleich aus ihm und aus der nothwendigen Entwicklung der menschlichen Natur im Fortschritt der Jahrhunderte.« —

S. 106 — 128 entwickelt der Verfasser nunmehr die allmähliche Bildung und Vorbereitung der neuern Zeit. Er sagt Bekanntes in einer zum Theil eigenthümlichen und scharfsinnig auseinanderlegenden Art. Jede Hälfte, die geistige wie die weltliche, theilte sich wieder in zwey andere, je nachdem Altes oder Neues, Glauben oder eigne Forschung, Beharren oder geistiges Fortschreiten in ihm vorherrschten. Die geistige Welt theilte sich in die Anhänger des alten Glaubens, und die Andersdenkenden, aus denen die protestantische Partey sich losriß; die weltliche in die frühere feudalistische auf den Adel gegründete und in die neuere, welche eigner Betriebsamkeit das Daseyn verdanken will,

die Welt der Städte, der Gewerbe und des Handels. — Je mehr es nun an ein kluges, verständiges Einrichten ging, desto mehr trat die germanische Welt in den Hintergrund, d. h. jener Bestandtheil Europens, der dem Gemüth, der Phantasie und dem Glauben angehört, desto glücklicher aber that sich das frankische, jenem entgegengesetzte Prinzip des berechnenden Verstandes und kluger Lebensbehandlung hervor; kein Papst mehr, kein Kaiser in Deutschland, sondern französische Könige geboten dem Schicksal der Völker. Die Reformation erweckte wieder Sekten und Parteyen; und die bürgerliche Freyheit spaltete sich wieder in Freyheit der Gewerbe und jene des Denkens und Forschens, deren erster Wohnplatz die Universitäten und andre gelehrte Anstalten waren; Buchdruckerkunst, Schießpulver und Amerika wirkten dazu in der oft bezeichneten Art; und es bildete sich statt der alten Geschiedenheit des Geistigen vom Weltlichen jetzt ein neuer Gegensatz: die Regierer und die Regierten, die Kabinette und das Volk, immer Intelligenz auf der einen, physische Kraft auf der andern Seite. Diese beyden Hälften haben sich wiederum bis zu einem Aeußersten hinauf entwickelt; bis zu ihrer größten Spaltung, welche in einer gewaltigen Erschütterung und Durchdringung endigen mußte, wovon wir eben die staunenden Zeugen sind. — Der Verfasser nennt den ganzen Gang der Entwicklung eine gemach fortschreitende Reformation; und erwähnt einmal, daß die erste noch unverderbte Gestalt der geistigen Reformation für alle folgende Zeiten und ihre mannigfachen Verirrungen als Richtungspunkt zu dienen habe. Bey diesen Gedanken drängt sich uns die Bemerkung auf, daß nach dem Gesetz, welches der Verfasser überall anwendet, eine Erscheinung, die als Gegensatz und Kampf sich ankündet, in diesem Augenblick aufhören müsse, Richtungspunkt zu seyn. Soll z. E. aus Hitze und Sturmwind später eine heilsame Temperatur und gedeihliches Wachsthum hervorgehn, kann man sich darum die Bahnen des Sturmwinds als Richtungspunkte der physischen Kräfte denken?

Das letzte Jahrhundert stellt der Verfasser im vierten Abschnitt hauptsächlich nach dem Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten dar, welcher eintrat, nachdem der Geist in der Religion nicht mehr herrschte, und nun als Staatskunst, als menschliche Intelligenz die Völker lenken sollte. Deutschland insbesondere sollte so durch jenen Zeitraum hindurch geführt werden, »da die alte Gemüthswelt von ihm gewichen war, die neue ihm fremd, selbst höhnend gegenüber stand, und aus sich selbst eine bessere zu erwecken, es ihm an Selbstvertrauen und an Erfahrung fehlte.« — Der Verfasser zeichnet viele und große Uebel, welche durch jenes einseitige entgegengesetzte Streben auf Seite der Re-

gierenden und Regierten, bey ersteren in der doppelten Beziehung auf die eignen und auf fremde Staaten, und bey letzteren nach der Hauptverschiedenheit des germanischen und des fränkischen Elements herbeygeführet worden; und deutet an, daß immer mehr und dringender das Bedürfniß nach Durchdringung des Regierenden und des Regierten Bestandtheils in der Europäischen Welt sich zeige. Weil aber jede der angezeigten Hauptrichtungen dem Verfasser als nothwendige Naturentwicklung erscheinen, so beurtheilt er sie mit großer Nachsicht; und es bedarf hier keiner ausdrücklichen Erinnerung mehr, daß er keine Kennzeichen dafür angibt, was und warum etwas als Uebel zu betrachten, und wie es künftig zu vermeiden ist. — »Wir haben uns gar nicht zu erbittern« sind seine Worte, »sondern es als ein nothwendiges Ergebniß zu betrachten, wenn wir im letzten Jahrhundert die Natur fast sämmtlicher Herrschaft in einem krankhaften, ja, nicht selten dem Ganzen verderblichen Zustande erblicken.« — »Es bereitete sich eine Regierung von oben herab, welcher der ganze Staat als eine leidende Aufgabe freyer Behandlung gegenüber stand, ja man rühmte sich darin immer mehr einer tüchtigen Weisheit, und mit Recht (fügt der Verfasser hinzu), weil es immer gut ist, daß das, wohin sich die Geister unwiderstehlich und nach den Gesetzen der Zeit neigen, schnell, klar und nachdrücklich sich ausspreche, damit man prüfe, was an ihm sey, und dabey mit ruhigem Gewissen verweile oder weiter schreite.« Aber ist das wirklich die Lichtseite jener Regierungen, und haben sich die Völker bey einem solchen Verfahren wohl befunden? Hätte die wahre Weisheit nicht vielmehr verlangt, dem Kampfe zwischen Altem und Neuem durch Festhalten auf sicheren Gränzpunkten des Rechts, und durch Befestigung einzelner Grundsteine der öffentlichen Ordnung Maß und Gleichgewicht zu sichern, — und bey allen unausweichlichen Veränderungen den Frieden aufrecht zu erhalten? — S. 140 — 141 spricht der Verfasser in bemerkenswerther Art von den sich vermehrenden Stellvertretern, Dienern und Geschäftsträgern der Regierenden; von Entstehung einer besondern neuern Klasse von Dienern und Rathgebern, in welcher »die leitende Macht,« die oberste Einsicht der Völker sich ausbildete, »zwischen welcher und der rohen Kraft die Fürsten oft nur als Vermittler standen.« Die Abwege, auf welche die Diener der Fürsten geriethen, werden S. 142 — 143 klar und mit Schärfe gezeichnet. Vortrefflich ist zu nennen, was 144 — 145 über das ungeduldige Trachten nach allein gültigen Systemen in der Staatskunst, der die vorhandnen Kräfte und das wahre Leben der Völker rücksichtslos zum Opfer gebracht wurden, gesagt wird. »Will der Mensch einmal das Menschliche ordnen, und soll von ihm

das Schicksal der Gesellschaft ausgehn, so fühlt er wohl, daß ehe alles Mannigfaltige auf Einen leitenden Hauptgedanken, einen gewichtigen Begriff zurückgeführt sey, er der Arbeit nicht Herr und des Ganzen nicht mächtig werden könne; . . . . Je höher dieses Streben, ja wenn man will, dieser Dünkel stieg, desto heftiger bis zur Selbstvergessenheit wird die Begier, die Unterschiede zu zerstören. Wenn der Naturforscher, eben weil er die Natur nicht ändern kann, sich genöthigt sieht, die Klassen zu vervielfältigen, um den Reichthum des Geschaffenen unterzubringen, so versuchten jene, eben weil sie sich mächtiger wähnten, die Unterschiede zu vereinfachen, und die Dinge umher zu beschneiden und zu formen, bis sie in die geschaffenen Ordnungen paßten; stand doch ihre Kunst einmal über der Welt und sie beherrschend; nicht mitten in den unendlichen, gewaltig bewegten Wogen des Lebens. — Es ward der Kampf eröffnet gegen Phantasie und Gemüth, diese Widerspenstigen, die gern die Einheit des Plans zerstören ꝛc.

Nachdem der Verfasser die trennende Kluft zwischen Regierenden und Regierten in dem einfachen Verhältniß des einzelnen Staats betrachtet hat, geht er auf das Verhältniß der Staaten untereinander, auf das Gebiet der Politik über, über die er noch ungünstiger urtheilt. Man lese S. 150, 151, 152 und 153. Die politische Seite des vorigen Jahrhunderts dünkt dem Verfasser die unvollkommenste von allen, »das Faustrecht schien in eine tückische Gewalt und Intrigue ausgeartet, und es bildete sich ein schwerfälliges Verhältniß, ein Beobachten und Lauern, und ein sinnlicher, ganz aus mechanischem Wirken entnommener Grundsatz, der eines beharrlichen Gleichgewichts, schien der sicherste Ausweg. Deutete derselbe auch auf ein engeres Verhältniß unter den Staaten, auf einen organischen Zusammenhang hin, so lag darin doch der Anlaß der meisten Kriege, und der Vorwand zu jedem Unrecht, zur Unterjochung und Verletzung der Rechte der Völker ꝛc. — Wenn man auf ein so unruhiges, nichtiges Treiben zurücksieht, so muß man sich billig wundern, dasselbe in christlichen Staaten und unter dem Siegel christlicher Formen vollführt zu sehen ꝛc.« Wir überlassen die Würdigung dieser Betrachtungen denen, welche darüber nachzudenken irgend einen näheren Beruf haben.

Die einzelnen Bemerkungen über verschiedene politische Begebenheiten übergehen wir, und zeichnen von denen, die Deutschland betreffen, nur die S. 159 aus; namentlich in Betreff jener »in der Idee erhabenen Anstalt, des Reichsgerichts, das kein Unrecht der Großen duldete, und wie ein warnendes und strafendes Gewissen über den Landern wachte ꝛc.

Der Verfasser wendet sich dann S. 160 u. s. f. zu den Regierten. Diejenigen, welche die Unvollkommenheit des Zustandes erkannten, hielten sich an die sichtbare Einheit, den Fürsten, anstatt dem Begriff des Staats, dem unsichtbaren leitenden Gedanken nachzuforschen, der ewig wechselte, den Niemand recht kannte, und darin das Mangelhafte zu erkennen. So entwickelten sich jene Vorstellungen von einem gesellschaftlichen Vertrage und einer übertragenen Gewalt, welche »uns nur noch den Beweis liefern sollen für eine Unkunde über alles Wesen der Regierung, wie sie wohl keinem Jahrhundert gleich dem vorigen eigen gewesen.« Jene Vorstellungen wurden verkündet durch »beredte, aber nicht mit echter Philosophie prüfende und sondernde Männer,« deren »keineswegs hochherzige Kühnheit durch die Gunst und den unrühmlichen Beyfall einer ununterrichteten Menge sich mehrte.« — »Da die wahre Kraft, Leben und Weisheit des Volkes erloschen war, keine Macht aber das Streben nach Einheit des Selbstbewußtseyns unterdrückt, so langte der Geist sich aus dem ihm übrig gebliebenen Gebiete der Begriffe die Einheit hervor, ein Gedachtes, mithin nicht Erlebtes, selten warm Empfundenes: die Menschheit — wie der Verlassene das Bild der verlornen Geliebten in Luft und Sand zur Erinnerung zeichnet.« — Ueber die Art, wie das Jahrhundert die Philosophen Frankreichs ertragen, und wie es von ihnen mißhandelt sey S. 168 eine bemerkenswerthe Stelle. — Auch in dem Gesammtleben der Staaten erkennt man die folgerechte Einseitigkeit, in der die Wissenschaft sich ausbildete, und nirgends mehr, als in der Idee des geschlossenen Handelsstaates« ꝛc. S. 169.

Der Verfasser betrachtet nun die einzelnen Bestandtheile der regierten Welt, welche er als Glauben und Besitz darstellt, und bereitet durch mehrere, aller Beachtung werthe, Bemerkungen sich den Weg zu den höchsten Endpunkten des Jahrhunderts, zu dem Merkwürdigsten und Bedeutendsten, zu welchem die neuere Zeit sich hinaufgesteigert hatte, zu der unabhängigsten, rücksichtslosesten Freyheit und Ungebundenheit des Geistes, der Alleinherrschaft des Begriffs, welcher die ganze sichtbare Welt, mit allem was sie Beharrliches, Ehrwürdiges, Heiliges hat, fremd und unterthan ist. Dieselbe hat sich nach dem Verfasser in Europa durch zwey große Erscheinungen angekündiget, je nach seinen zwey Haupt-Elementen, dem Germanischen und Fränkischen, welche nur durch die verschiedene Natur der Völker verschieden gestaltet, im innern Wesen aber dieselben seyen, nämlich die Revolution in Frankreich, und die idealistische Periode in Deutschland. — Die Revolution erscheint dem

Verfasser durchaus nicht als die Morgenröthe eines neuen Zeitraums und der Freyheit der Völker, sondern nur als höchste Steigerung des durch ein ganzes Jahrhundert von aller lebendigen Erfahrung, allem Oeffentlichen und Wirklichen getrennten Begriffs, S. 198 und folgende. Bey Betrachtung des Idealismus in Deutschland fällt der Blick des Verfassers zunächst auf Kant, der den spekulativen Denkgeist nach allen Seiten hin anregte, und gerade dadurch, daß sein Zweifel zerstörte, den Blick ins Unendliche des Geistes zurückführte: »es sey sehr bezeichnend, daß eben Kant, der dem Geist engere Schranken angewiesen, als alle Philosophen nach ihm, ihn eben dadurch unendlich befeuert habe, so daß seine nächsten Nachfolger eine unermeßliche Welt in ihm begründeten. Einen mit sich selbst gesteigerten Protestantismus möchte der Verfasser die Erscheinung Kants nennen, denn unmittelbar nach ihm schien alles Dogmatische auf immer verbannt, Jedermann wollte ausschließlich prüfen. Ueberall ist die Sehnsucht nach dem Mittelpunkt alles Wissens als leitender Grundsatz sichtbar, seitdem die Welt aus dem Glauben in das Innere des Menschen, in das unendliche Bewußtseyn verlegt war, in welchem Sinne Jemand ungemein tiefsinnig das sicherste Kennzeichen unsers Abfalls von Gott darin gefunden hat, daß wir philosophirten. Kant nun, als Begründer der Revolution in Deutschland, weist noch mit den früheren, wie von innerem Bedürfniß getrieben, auf Gott und künftiges Leben hin; wenn seine Nachfolger nur noch im eignen Innern Trost und Haltung zu finden meinen, und bey aller Aufopferung und begeisterten Hingebung stets bedingen und protestiren. — Fichte vor allen, den der Verfasser als die höchste persönliche Darstellung und den Helden des Idealismus, gegenüber von Bonaparte, als jenem der französischen Revolution in auffallender Vergleichung hinstellt, beherrscht nach ihm den höchsten, unübersteigbaren Gipfel alles Strebens vieler vorangehenden Jahrhunderte, und erst eine spätere Nachwelt werde ihm den Standpunkt anweisen, der ihm in der Reihe merkwürdiger Geister gebühre. »Welch ein hoher Schwung des Gedankens zur Zeit dieses Mannes! wie man sich begeistert losriß von Zeit und Wirklichkeit, um die Dinge, wie sie an sich sind, zu erschauen, die Natur nicht wie sie sich darbot betrachtete, sondern wie sie der Geist von innen erschafft ꝛc. Allein es konnte auch nicht lange Zeit vergehen, ohne den Gegensatz zu bilden, oder wenigstens die Basis zu einem so vergeistigten Streben: denn wie er aus der Tiefe des Innern die Welt herleitete, allen Schein durch die unendliche Idee verdrängte, so eröffneten Schelling und Jakobi den Kampf gegen ihn, beyde bemüht, das gestörte Verhältniß auszugleichen, der eine durch

eine geistvolle Vergötterung der sichtbaren Natur, der andere durch die Anklänge des Gefühls. Die Naturerklärung Schellings entsprang aus der Sehnsucht, auf der schwindelnden Höhe einen festen Standpunkt zu fassen, ohne doch wieder zur verachteten Erfahrung zurückzukehren, gleichsam als habe man es in der ungemüthlichen Region des abgezogenen Denkens nicht ertragen können, und als habe der Mensch mit der als wesenlos zurückgelassenen Materie gestrebt sich zu versöhnen« ꝛc. Der Verfasser verkennet nicht, daß Fichten nie gelingen konnte, was er erstrebt, die Totalität der Erscheinungen in ein durchaus folgerechtes System zu fügen; seine Schärfe in den Schlüssen ergetzt, »verläßt uns aber in der Ausführung! sein Ideal begeistert für den Augenblick, macht uns aber kalt und verdrossen für das Leben.« — »Während Schelling den Glauben verwarf, und ein absolutes Wissen an seine Stelle setzte, sprach Fichte es deutlich aus: wir sind in der Mitte der ganzen Weltgeschichte, und am Ende des ersten Abschnitts derselben; im zweyten wird der Mensch anfangen, sich selbst das Geschick zu machen, denn er ist nun der Selbstsucht ledig, und er fängt an, mit Klarheit und aus eigener Kraft die Geschichte zu formen, die Welt der dunkeln Gefühle ist gestorben, und die Klarheit des ewig fort aus dem Geist sich entbindenden Seyns wird in der neu zu erbauenden Welt aufstrahlen. Das Befremden über eine solche Ankündigung wird sich mindern, wenn wir uns erinnern, wie bereits die vorige Zeit so entblößt war von aller gediegenen Erfahrung, daß sie sich längst zur Darstellung aller irgend möglichen Vollendung fähig und berufen glaubte, und die Geschichte selbst war dem Geschlecht, ihrem wahren Sinn und Gehalt nach, erstorben, so daß es nur eine Verherrlichung seiner eignen Vorzüge in ihr erblickt. Selbst der abgezogene Begriff schien ihm nicht mehr zu genügen, indem es sich einen neuen Geist über allen erschuf, den es zur Richtschnur alles Denkens und Handelns erhob, die menschliche Vernunft. Aber es war dieselbe nichts als der Begriff aller Begriffe; ein auf seine höchste Spitze gesteigerter Verstand, die Summe der Begriffe ward erst gleichsam verstohlen in den menschlichen Geist niedergelegt, dann dem Scheine nach vertilgt, nun aber aufs neue als nothwendig aus der Vernunft hergeleitet, wobey man sich nicht wenig wunderte, alles wirklich draußen so zu finden, wie es sich innerlich darstellte ꝛc. Statt des Glaubens kannte Fichte nur begeisterte Ueberzeugung; was er Ideen oder göttliche Gedanken nennt, sind ihm zum wirksamsten Bewußtseyn gesteigerte Begriffe, und da kein Lehrer mehr geben kann, als er selbst besitzt, so war ihm ja die ganze Religion nur menschliches Produkt ꝛc.« Der Verfasser erwähnt, wie hierdurch grade ein mäch-

tiger Gegensatz, eine überall erwachende Neigung zu Gefühl und Mystik erwachen mußte. »Kein Wunder, daß, wie die gepreßte Brust auf hohen Bergen nach heimischer Luft sich sehnt, so jetzt der einsame Geist laut nach Gemüth und Gefühl umher rief. Als eine der bedeutendsten Erscheinungen in diesem durch Gegensatz geweckten Streben nennt der Verfasser vor allen Novalis als ein willkommenes Wetterleuchten in schwüler Nacht, ein geheimnißvoller Bote einer nur durch ferne Ahnung zu erreichenden Zeit, erhabener Dichter und tiefsinniger Weiser zugleich, einfach, kindlich und klar« etc.

Wir haben diese Darstellung des Ganges der höchsten geistigen Revolution in Deutschland in einem etwas ausführlicheren Auszuge mitzutheilen keinen Anstand genommen, und sie durch keine eignen Bemerkungen unterbrechen wollen. Daß sie und die in ihr wirksamen Männer durch diese Darstellung nicht vollkommen in allen Richtungen gewürdigt werden, versteht sich von selbst. Ohne Zweifel haben jene Männer sich oft aus natürlicher Kraft ihres Geistes zu mächtigen Ahnungen und theilweisen Anschauungen des Göttlichschönen erhoben; und nichts, was Deutschland ihnen an Schärfe des Gedankens und geistiger Auffassung der Dinge verdankt, soll ohne dankbare Würdigung bleiben; in sofern sie aber durch eine Verlegung der göttlichen Gesetzgebung in das eigne Innere des menschlichen Geistes, oder in sofern das Mißverständniß und die unrechte Anwendung ihrer Lehren dahin gewirkt haben, den Menschen zu isoliren, und in jeder Beziehung auf selbsteigene Anschauung zu beschränken, wurde die Wurzel aller echten Veredelung, und die Fähigkeit zur höchsten und besten Erkenntniß verletzt.

Auch mit der Ansicht des Verfassers über die französische Revolution, S. 217 bis 232, wird man sich nicht ungern bekannt machen. Sie stellte die siegreiche Verkündung der unter den Regierten einseitig fortgebildeten unsichtbaren Welt vor, welche man, wie in Deutschland in den Ideen allein, dort in der Erscheinung geltend machen wollte. Sie zeigt ein aufs höchste gesteigertes einseitiges Selbstbewußtseyn in den Regierten, welches vorher allein in dem Haupte der Staaten, den Kabinetten geruht, sich nebenher aber auf andere Weise ausgebildet hatte. »Es ist hier nicht eigentlich Rede von erstrebter Freyheit, von Kampf um Gleichheit der Rechte, oder von Gotteslängnung, allein und insbesondere, sondern überhaupt von der ungebundensten Herrschaft des im Volke längst gebildeten und ausgearbeiteten Begriffs, er betreffe, welche Umstände er wolle, als des höchsten Erwerbs und Besitzes der Regierten. Man wird diese Bemerkung durch alle Erscheinungen der Revolution bestätigt fin-

den. Man hat in ihr eine Empörung des Geldreichthums gegen den Landbesitz und alle diesem anhängenden Eigenthümlichkeiten und Vorrechte wahrgenommen: was ist aber das Geld anders als sinnlicher Begriff und Inhalt jedes Besitzes, weil man durch dasselbe jedem Glücksgute gebieten und raschen Laufs die Stufen menschlicher Verhältnisse durcheilen kann? Was offenbart sich in der stolzen Zertrümmerung der Vorrechte, und in der Vernichtung jeder Eigenthümlichkeit, als der allmächtig gebietende Begriff der Menschheit, dem sich das Einzelne zum Opfer bringen sollte? Was hat allen Leidenschaften und allen Lastern ein breites Polster bereitet, als eben die Vergötterung eines abgezogenen Begriffs? Was konnte in allen Ländern tiefsinnige und edle Menschen entflammen, und rührende Beweise von Muth und Hingebung hervorbringen, als die Macht eines unsichtbaren, großen, umfassenden Gedankens, der den Verstand erfüllt, aber eben seiner geistigen Natur wegen jeder Ausführung sich versagt, das Gefühl, welches gern bey dem Einzelnen verweilt, leer läßt, und die wartende Liebe tödtet? Jeder trat für sich als Stellvertreter des Geschlechts auf, in dem die ganze Menschheit wiederstrahle, und neben rührender Entsagung erhob zugleich die starrste Selbstsucht ihr Haupt, neben der Vernichtung unterscheidender Vorrechte die Häufung aller, wenn das nur möglich wäre, auf das schwere Haupt eines Einzelnen. Ja, man entsah sich nicht die ganze Vergangenheit für einen großen, der Menschheit gespielten, Betrug zu erklären, und indem man sich selbst philosophisch nannte, vergaß man, daß der Philosoph, welcher mit kalter, besonnener Festigkeit einen umfassenden Gedanken darzustellen strebt, sich nie beykommen lassen soll, von seinem Standpunkte aus das Künftige zu schaffen und zu beleben, da solche Gestalten nie eines kräftigen, blühenden Daseyns sich erfreuen können. — Die Revolution war unbedingter, absoluter Natur, und es ist ein gewiß irriger Glaube, daß ihr Geist irgendwo, wohin er sich einmal verbreitet hat, erloschen sey oder bald gedämpft werden könne: sie glüht vielmehr, ohne daß eben ein geräuschvoller Ausbruch zu fürchten sey, unter harter und rauher Oberfläche fort rc. — Bey der Revolution übersieht man so leicht über dem zufälligen, begleitenden, vorübergehenden Erfolg, ihr unvergängliches Wesen; man meint, es gelte nur dieses oder jenes, wohin eben die gewaltige Kraft sich zu entladen droht: man häuft an solchem Punkte Waffen und Bollwerk, und wie man eben gerüstet steht, dringt der Feind an allen Orten, wie der Erde entwachsen, auf ungeahneten Wegen zahlreich ein.« — Am Ende der Darstellung verweilt

der Verfasser bey den Lehren, die die schnelle Entfaltung der Revolution uns über die Nichtigkeit und die Strafe der in ihr sich ankündigenden menschlichen Anmaßung gewährt; und bey dem Widerstande, den Burke der Revolution geleistet. »Seine unparteyische Würdigung des Vergangenen, sein heldenmüthiger Eifer gegen Willkür und Uebermuth, und überhaupt seine hohe tragische Bedeutung in der Mitte eines sturmbewegten Elements sollen einen Jeden unter uns mit der höchsten Achtung erfüllen, und uns als ermahnendes lehrreiches Muster im Gedächtniß bleiben, auf der immer noch unübersehbaren Laufbahn, die uns und den Nachkommen im Geschäfte des Herstellens und Aufbauens vorbehalten ist.«

V. Die Gegenwart. Die letztere Darstellung scheint uns allerdings geeignet zu seyn, die innere Natur und furchtbare Stärke der revolutionären Kraft fühlbar zu machen, und der Frage eine recht eindringende Wichtigkeit zu geben, wie es gegenwärtig mit der Entfaltung dieser mächtigen Bewegung stehe, und welches die Wege seyen, auf welchen, jetzt da die Sachen so weit gediehen sind, Regierende und Regierte zu gehen haben, um an ein Ziel des Glücks und Friedens zu gelangen? — Wer könnte verkennen, daß diese Frage durch vielfältige Begebenheiten der neuesten Zeit in Deutschland ein vermehrtes Gewicht erhält, da eine Richtung der Thatkraft zu äußerer Ausführung dessen, was die Theorie gelehrt, von Seiten der Regierten neuerlich die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt hat. Und es bedarf keines Beweises, daß Ausbrüche einer solchen Thatkraft, wenn sie wirklich in Deutschland statt fänden, auf andere Gegenstände als in Frankreich gerichtet seyn müssen; wie die französische Revolution gleichsam nur die äußern Theile des Körpers getroffen, so würde eine deutsche die innersten Lebensorgane ergreifen, und die bestehenden Staaten in ihren Gründen und wesentlichsten Theilen, sey es nun zerstören, oder durch die größten Gefahren umwandelnd hindurch führen.

Um das, was der Verfasser von der Gegenwart und wahrscheinlichen Zukunft im Allgemeinen und demnächst in besonderer Anwendung auf Glauben, Staat und Völker sagt, vollständiger aufzufassen, müssen wir uns an das Gesetz erinnern, auf welches er die Geschichte zurückzuführen sucht. Alles organische Leben wirkt nach ihm als Gegensatz und Durchdringung. Als den allgemeinsten Gegensatz denkt er sich das zum reflektirenden Bewußtseyn und unabhängiger Bestimmung des Innern und Aeußern reifende Mannesalter, gegenüber der früheren kindlichen und jugendlichen Hingebung. In jenem früheren Alter ergab sich der Gegensatz zwischen Geistlichem und Weltlichem. Dieser

theilte sich während des allmählichen Zunehmens des neuern Zeitalters in mehrere andere Gegensätze. Im Geistigen das Aendernde und Neue, gegenüber dem beharrenden Glauben; im Weltlichen ebenfalls das geistig Fortschreitende nach des Verfassers Ausdruck, das willkürlich neu Gestaltende, im Besitz und in der Einsicht, gegenüber dem Beharrlichen und Leidenden; Protestantismus gegenüber der Glaubenseinheit; Geld- und Begriffsherrschaft gegenüber dem Adel, dem Besitzstande und dem Korporationsgeiste. — Bey diesem regellosen Entwickeln neuer Kräfte bildete sich ein neuer Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten; gleichsam aus dem geheimen Gefühl des Bedürfnisses, daß überhaupt regiert werden müsse; und dieses Regieren umfaßte nun Glauben, Besitz und Einsicht, so jedoch, daß diejenige Hälfte der Kräfte, welche das Beharrliche und Verbundene ausmachte, nur allmählich und langsamer ein Regiertes im neuen Sinn des Wortes wurde, und einem großen Theile nach gar nicht. — Außer diesem Gegensatze ergibt sich noch ein anderer unter den Völkern zwischen dem germanischen nämlich und dem fränkischen Bestandtheil; darin bestehend, daß beyde die neuere Zeit in verschiedener Art bey sich fortgeführt und entwickelt haben, und daß die Anlagen der einen sie mehr dazu eignen, die Gemüthswelt darzustellen, und also auch die Kräfte des Verstandes dereinst mit ihr ins Gleichgewicht zu bringen. — Man sieht leicht, daß von diesen drey großen Gegensätzen der zuerst angeführte der wichtigste und wesentlichste ist, der nämlich zwischen der nach großen Zeitfolgen unterschiedenen Herrschaft der Gemüths- und Verstandeswelt; — und daß auf die Aussöhnung und Vermittlung oder Durchdringung der diesen Gegensatz bildenden Kräfte eigentlich und in letzter Entwickelung das meiste ankommt. — Minder wesentlich ist der Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten, einmal, weil nicht alle Kräfte in denselben einbegriffen werden, da namentlich das Gebiet des Glaubens, jenes der Wissenschaft, und dann auch das Verhältniß der Völker zu einander große Theile enthält, wo nicht regiert wird, wo kein Gesetzgeber und kein Richter ist; dann aber auch, weil durch die Befriedigung und die gegenseitige Durchdringung der regierten und der regierenden Welt in dem Fall wenig gewonnen wäre, wenn sie sich beyde darin vereinigen sollten, das Jahrhundert in einseitiger Richtung und Steigerung fortzuführen. — Der Gegensatz endlich zwischen germanischem und fränkischem Bestandtheil der europäischen Völker muß sich erst durch den Erfolg als wichtig bewähren; denn wenn der germanische Bestandtheil unglücklich genug wäre, den Gegensatz der Jahrhunderte nur um so tiefer bis in die innerste Welt des Geistes und Gemüthes hinein zu tragen, anstatt ihn zu versöhnen,

so wäre seine von dem fränkischen unterschiedene Anlage für Europa von keinem Nutzen gewesen, und hätte nur gedient, die Geschichte der großen Revolution mannigfaltiger und tragischer zu machen.

Nach dieser Auseinandersetzung werden wir im Stande seyn, das Urtheil des Verfassers von der Gegenwart in seiner ganzen Bedeutung aufzufassen und zu beurtheilen, ob wir uns mit seinem Blick in die Zukunft beruhigen können, oder ob wir denselben an wesentlich andere Bedingungen und Voraussetzungen knüpfen müssen. Im Allgemeinen glaubt der Verfasser in der Gegenwart eine noch im Steigen befindliche Reife des Selbstbewußtseyns und Herrschaft des Begriffs zu erkennen — ungeachtet vieler einzelnen Strebungen nach Rückkehr zur Gemüthswelt, oder zum Gleichgewicht zwischen beyden; — diese immer noch fortgesetzte einseitige Richtung aber hat statt »als Annäherung an einen großen abermaligen Wendepunkt in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, der dann eintreten muß, wenn die reflektirende und selbstbestimmende Seite der Menschheit im Ganzen genommen die oberste Stufe der Entwicklung wird erreicht haben.«

Von den in inniger Anregung begriffenen Völkern (vorzüglich Deutschland und Frankreich) läßt sich nun nach dem Verfasser eine zweyfache Zukunft annehmen; entweder werden sie ihr freyes unabhängiges Daseyn, ihre Herrschaft über die Welt, oder wie er sagt, ihre Selbstvergötterung immer kühner fortsetzen, und in diesem Fall werden auch besonders dann die Gegensätze ein reiches und mannigfaltiges Spiel recht bestimmt und klar darstellen, wenn das regierende und regierte Element sich inniger werden durchdrungen haben, welches freylich das trübe Schauspiel der Unruhe, der Verworrenheit, der ewigen Widersprüche darbieten müßte; — oder die Geschlechter unsers Welttheils werden, der unaufhörlichen Parteyungen und unbelohnten Anstrengungen müde, und gesättiget vom Genuß des Irdischen, die Hoffnung einer völligen Ueberwindung der Kräfte der Welt aufgeben, einer höheren Macht einstimmig die Ehre geben, und zu ihrer ruhigen Beschauung zurückkehren.

Darüber, daß bis jetzt, ungeachtet der Anschein oft entgegen zu stehen scheinen möchte, der Geist der Zeit noch fortwährend in einseitiger Richtung vorschreite, gibt der Verfasser mehrere, aller Beachtung würdige Winke. »So weh es auch thut,« heißt es unter andern, »bleibt es eine wichtige Pflicht, die Ansicht einer großen Mehrzahl zu widerlegen, welche viele herrschende Gesinnungen der Gegenwart für vorübergehende Stimmung hält.

Ist dieser Heroismus des Verstandes (wie wir nicht schicklicher den Sinn, der namentlich die Jugend belebt, zu nennen wüßten, und den wir als die Frucht der idealistischen Periode darstellten) erst der Umstände mächtiger geworden, so wird er Alle auch wider Willen treiben, gerade ihn als Rüstung und Waffe gegen ihn selbst anzunehmen, oder ihm freywillig die Thore zu öffnen; denn nur das Beyspiel starrer Konsequenz und sittlicher Strenge kann ihn zügeln, und auf keinem andern Wege kann auf Solche gewirkt werden, die nichts fürchten und lieben, wenn es anders eine Liebe des reinen Verstandes gibt — als was sie achten müssen, und zu dem Ende erst gründlich betastet und gewogen haben. Es wird aber schwer seyn, Achtung denen einzuflößen, die nur einem streng gebietenden Gedanken sich fügen, und in einer nüchternen Begeisterung alles nach ihren Gedanken gestalten wollen. Wenn wir ihren Meister fragen, ist ihnen Religion nichts anders, denn eine Erkenntniß, nämlich die der großen Weltordnung, in der ein Jeder als Glied sich wieder findet, und in Berührung mit ihr alle je verheißene Seligkeit genießt; jeder andere Glaube früherer Zeiten wird von ihm der Herrschaft entlassen, weil Göttliches und Menschliches darin getrennt werde, und nach demselben die Selbstsucht sich an Gott aus der Niedrigkeit empor winde: es gibt ihm weder Furcht noch Hoffnung, sondern nur unmittelbares Bewußtseyn Gottes, er will göttlich handeln, und verwirft außer der Erkenntniß jeden andern Beweggrund der Tugend.«

Es geht ein allgemeines Streben nach Koordination durch den geselligen Verein, aus dem sich eine Menge von Gesinnungen und Verhältnissen ergeben, wodurch die Einigkeit zu einem allgemeinen Zweck ungemein erschwert wird, und welches nur eine Art von allgemeiner Begeisterung zuzulassen scheint, nämlich die für Recht und Gerechtigkeit. Die Zeitgenossen in großer Anzahl um sich zu versammeln, würde nur auf dem Wege des Rechts dauerhaft gelingen. — In dem Innern der Menschen ist als Quelle ihrer Handlungen die Furcht vor Gott und die fromme Scheu entschwunden, und statt ihrer nicht einmal immer das eigene Gewissen, welche hohe Gewalt ihm auch die neueren Lehrer eingeräumt haben, sondern oft nur ein geselliges Gefühl, ein Sinn für das, was gerecht ist. Triebfeder eines oft tadellosen Betragens vieler Menschen, ist ein mächtiger Geist des Widerstrebens, oder auch ein tief genährter Verdruß über gekränkte Menschenrechte, ein Streben sich aufrecht zu erhalten, gegen vermeintliche Unbill und eine innere Gleichheit Aller von Allen zu erzwingen rc. Dasjenige Recht, was sich aus dem Begriff der Menschheit im Ganzen, und also der Gleich-

heit der Menschen herleiten läßt, wird im Begriff als gültig anerkannt. Man lese auch S. 241, 243 (von dem selbstständigen Bildungstriebe, welcher mit der vorhergegangenen Treibhausbildung und der Erziehungswuth aus denselben Beweggründen fließt), 245, 256, 262 (von der aus kalter Uebersicht des Zeitlichen nothwendig hervorgehenden Halbheit), 292 (von dem Spiel und Berechnen der Zusammensetzung fertig ausgebildeter Begriffe) u. s. f.

Für die Zukunft nun beruhigt sich der Verfasser — getreu dem von ihm einmal angenommenen rein historischen Gesichtspunkte, nach welchem er nur die Natur dessen, was sich im Großen begibt, erforscht, ohne nach religiösen und philosophischen Vorschriften sich umzusehen — in einer Art, mit welcher wir nicht einverstanden seyn können.« Wenn das höhere unabweisliche Gesetz auch dem unschuldigen Gemüthe nicht zusagt,« sind die Worte des Verfassers, »so ließe es sich doch nur dadurch, gleich allem Göttlichen und Gewaltigen, am sichersten hintertreiben, daß man es beförderte und beschleunigte, damit sein Umschwung sich bald vollende, statt daß ein ängstliches Hemmen seine Dauer nur verzögert.« Und an einem andern Orte: »Und alles dieses möge man getrost zu dem äußersten Gipfel hinanführen; wenn man einen andern Zustand wünscht, denn die Extreme liegen niemals fern von einander. — Wenn wir nicht irren, so gibt der Verfasser durch diese Ansicht unbewußt selbst den stärksten Beweis von jener noch fortdauernden Herrschaft des Begriffs. Durch was sonst wäre es erklärlich, bey so klarer Einsicht in das Wesen der Zeit, gerade das in einem Begriff aufgefaßte Naturgesetz, nach welchem jetzt solche Jahrhunderte sich folgerecht und nothwendig fortbilden sollen, auf eine solche Höhe zu stellen, daß dieser Begriff alle andern, auch die wichtigsten und ehrwürdigsten, ethischen, religiösen und politischen Beweggründe wie verschlingt, und gleichsam von der ihnen eigenen Stelle entwurzelt, damit er allein herrsche. — Führt nicht das auf jenes längst verurtheilte Verfahren, nach welchem alte Tyrannen den Gedanken faßten, Städte anzuzünden, damit sie sich in vermehrtem Glanze verjüngen könnten? Das, was in sich böse, falsch, irrig, Lüge ist, soll nie durch eine freye Handlung, so gering sie sey, zu größerer Herrschaft geführt werden; es soll vielmehr in der rechten Art bekämpft, und dagegen das, was wahr und gut, aus allen Kräften befördert werden. Nichts ist da verloren. Kein solcher Gang der Jahrhunderte besteht, daß nicht der Einzelne sein eignes Daseyn, sein eignes Verhältniß zum ewig Wahren und Guten frey behaupten könnte und sollte. Fruchtlose Hemmung gegen eine Naturkraft, wenn

sie nothwendigerweise überwältiget wird, ist freylich unvernünftig zu nennen: für Lösung der vorliegenden Aufgaben aber öffnet sich für Jeden auf seinem Standorte ein gleichsam unendlicher Spielraum: ein schönes Ziel für den Enthusiasmus des Guten. Entzöge sich auch die Kraft des Jahrhunderts jeder Leitung, so blieben die Angelegenheiten von Individuen eben so würdige und um so dringendere Aufgaben. — Würde aber der Verfasser antworten, daß wir das, was wahr und was gut ist, nur durch Religion und Philosophie wissen, diese aber selbst, wie er ja gezeigt habe, unter dem Einfluß der Zeit stehen, und erst in dem künftig gehofften Momente der Durchdringung jener großen entgegengesetzten Kräfte ganz das Richtige lehren würden, so müßten wir eben auch diese Meinung für die unselige Frucht derselben Zeit halten, die eben, weil sie in widersprechende Begriffe sich zertheilt, den Begriff eines durch Naturnothwendigkeit in der Geschichte sich enthüllenden Orakels an die Stelle aller übrigen zu setzen lehrte. Durchaus könnten wir dieser Ansicht nicht zustimmen: denn nicht also verlassen ist das menschliche Geschlecht, daß nicht demjenigen, der redlich sucht, über dem wogenden Meer der Zeiten ewig in unverändertem Glanze und siegreicher Ruhe die Sonne der Wahrheit mindestens mit einzelnen Strahlen leuchte.

Uebrigens wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser auch an einzelnen Stellen von den Erscheinungen der Gegenwart günstiger, als oben angeführt wurde, urtheilt. Man vergleiche S. 250, 264, 279, 296.

VI. Der Glaube. Was der Verfasser über Gegenwart sagt und über Zukunft andeutet, wird in diesem und den folgenden Abschnitten auf einzelne Gegenstände besonders angewendet. Es sind die wichtigsten der Zeit (Glaube, Staat, Völker VI — VIII; und mit noch weiterer Entwickelung und Nachweisung derselben Prinzipien, geselliges Leben, Kunst und Wissenschaft, IX bis XI; worauf am Schlusse im Abschnitte XII, die Zukunft, das, was über die vor uns liegende Zeit schon zerstreuet bey den einzelnen Gegenständen angemerkt worden, zusammengestellt und vermehrt wird). Wir fahren fort, uns mit den hauptsächlichsten Ideen des Verfassers bekannt zu machen.

Seine Darstellung des Glaubens im jetzigen Zeitpunkt umfaßt zunächst, und als etwas Lebendiges, nur den Protestantismus; er schließt zwar den Katholicismus aus seiner Betrachtung nicht aus, sieht ihn aber als eine Sache an, die, kraft des Naturgesetzes, eigentlich nicht mehr vorhanden seyn könnte; welche nicht anders da seyn könnte, als gleichsam durch den Tod des natürlichen Gesetzes und der im Gang der Menschheit sich offenbarenden unwiderstehlichen, von ihm göttlich genannten Kraft. —

Den äußern Bestand des Katholicismus betrachtet er als nur durch Gewohnheit und eigentlich nur scheinbar vorhanden. »Man muß wohl unterscheiden,« heißt es, »zwischen dem, was äußerlich sich noch ziemlich vor dem Falle aufrecht erhält, und dem, was in der geheimsten Brust des Menschen darüber schon beschlossen ist; und wo ein solcher Unterschied sehr bedeutend geworden ist, da ist das echte Leben längst verflogen. Nur der Protestantismus wurzelt in der Zeit lebendig mit allen seinen sich offenbarenden Gegensätzen, dem Katholicismus aber ist sein ursprüngliches Fundament, der kindliche Glaube, die bewußtlose Phantasie durch die Macht der Zeit untergraben, und er ruht statt dessen auf der Gewohnheit, welche den lebendigen Strom der Zeit oft lange und zum Heil der Menschen hemmt, ehe er brausend weiter zieht.« Der Verfasser will dabey nicht läugnen, daß grade jene größere Entfernung vom alten Glauben eine Annäherung wieder herbeiführen könne.«

Es ist hier im Allgemeinen zu bemerken, daß der Verfasser, wie viele andre Zeitgenossen, eigentlich nur eine Hälfte Europens, die protestantische nämlich im weiten Sinne des Wortes, kennet, und sie wie einer, der mitten im Strome schifft, wie von innen heraus überblickt; daß ihm aber in Betreff der katholischen Welthälfte, wenn gleich er manche ihrer Außenseiten und Gebrechen, und die auch in ihr statt gefundene Theilnahme an dem dargestellten Gange der neuern Zeit, mit richtiger Beobachtung auffaßt, dennoch jener Blick von innen heraus fehle, der zu einem gesunden und gültigen Urtheil über das Verhältniß des Katholicismus zur Zeit durchaus erforderlich ist. Der Verfasser stellt sich nie auf den wahren katholischen Standpunkt, es ist ihm also auch nicht möglich, den Anblick zu würdigen, der von diesem aus über viele Begebenheiten der Zeit kann gewonnen werden. Handelt es sich aber von dem lebendigen Daseyn eines Glaubens, einer Ueberzeugung überhaupt in irgend einer Zeit, so ist nicht zunächst Rede von der größern oder kleineren Anzahl derer, die sich in dem Augenblick zu ihr bekennen; sondern von ihrer eignen innern Beschaffenheit, von der Art, wie sie von eigenem Standpunkte aus, die Erscheinungen der Zeit mit sich selbst in Einklang bringt, ordnet, beherrscht, und geistig überwindet.

Von manchem, was katholisch heißt, möchten die angeführten Behauptungen wohl als Thatsachen wahr seyn; daß aber die katholische Religion und Kirche selbst abgestorben, ihr Tod naturgemäß und unabänderlich entschieden sey, ist einer der größten Irrthümer, die in dieser Zeit gesagt worden. Dem Begriff von einem natürlichen Gesetze, kraft welchem sie in irgend einer Zeit aufhören müßte, ein lebendiges Daseyn zu haben, wird siegreich

der von ihr selbst verliehene Begriff von ihrer wesentlichen Natur und Bestimmung entgegengesetzt, nach welchem es durchaus keinen Punkt der Naturentwickelung geben könne, kein Lebensalter des einzelnen Menschen, kein Zeitalter der Menschheit, für welche sie in einem minderen Grade, als für andere Epochen, vorhanden und gegeben wäre. Da sie ihren Urquell und den Mittelpunkt ihrer Gesetze in etwas setzt, was über der Natur ist, und nicht innerhalb derselben liegt, so kann ihr Daseyn von keiner Enthüllung des Gesetzes der letztern abhängig seyn. — Immerdar muß ja die Natur der Religion sich beugen, da sie diese ihre Autorität nicht von jener, sondern vom Herrn derselben herleitet; ja es muß ein Theil der natürlichen Kräfte beynahe zu jeder Zeit dem höheren Gesetze zum Opfer dargebracht und gleichsam vernichtet werden; im Jugendalter mehr die in Leidenschaften aufwallende Naturkraft; im reifern Mannesalter mehr die Kraft der übermüthig alles ins Bewußtseyn ziehenden Reflexion. Es kann also keine Zeit geben, wo das höhere Gesetz von dem untergeordneten, nach der Wesenheit des einen und des andern ausgeschlossen werden könnte. — Die Behauptung aber, es gebe keine innerlich lebendige katholische Kirche mehr, und der Katholik als solcher sey ein todtes Glied der jetzigen Welt, eine Anomalie gleichsam, oder theilweise Hemmung des Naturgesetzes, das nur nicht bis dahin gedrungen sey, kann ihrer eignen Nichtigkeit überlassen bleiben, weil sie durch die entgegenstehende Thatsache zermalmet wird. So wenig das Daseyn einer Person bewiesen zu werden braucht, wenn sie sich selbst noch als lebend ankündiget; eben so wenig ist es nöthig in lebenden Personen, Aeußerungen und Handlungen nachzuweisen, was seiner Natur nach im innersten Heiligthum der Seele vollzogen wird. So wenig vor Gericht das Erbtheil eines Bürgers in Anspruch genommen werden kann, dessen Tod nicht erwiesen ist; eben so unrechtmäßig, ja noch viel gewaltsamer würde jede Folgerung seyn, die man aus der bei sich selbst dekretirten, aber durchaus unerweisbaren, Vernichtung einer Religion gegen die Rechte derselben zu ziehen sich vermäße. — Es möge genügen, jener nichtigen Behauptung eine andere Behauptung entgegenzusetzen, daß nämlich jene Kirche fortdauernd in innerster Wesenheit lebt, und daß sie die gegenwärtige, so wie alle Zeiten sich zu unterwerfen, das direkte Streben hat, und haben muß; wenn es gleich in jedem Augenblick von den Zeiten und Menschen abhängt, ob sie dieselbe abstoßen oder aufnehmen wollen. — Hier kömmt zu untersuchen, was der Verfasser in besonderer Beziehung auf den Glauben vom allgemeinen Entwicklungsgange der menschlichen Natur sagt: »Gehn wir von dem Grundsatze aus, um welchen sich die Räthsel

der Zeit drehen, dessen Falschheit nie für immer aufgedeckt, und dessen Wahrheit eben so wenig sicher auszumitteln ist: daß das Leben auf Erden sich zuletzt auf den Menschen allein, nicht auf Gott zurückführen lasse, daß nur seine innere Vollendung und freye Entwicklung, Gottes unvergängliche Ehre aber erst durch den Menschen, Zweck der Schöpfung sey: so müssen wir in dem Fortgang der Jahrhunderte bis auf die letzten Zeiten, eine beständige Läuterung und Verfeinerung der christlichen Wahrheiten, ein Durchdrungenseyn von der Erkenntniß statt des sinnlichen Glaubens, und in der Idee wenigstens einen innigen Verein der Lehre mit dem Leben wahrnehmen, und wenn sich dieß nicht genug in der Erfahrung bestätiget, so liegt der Grund davon bloß in einer Schwäche des Willens, im einzelnen Menschen also, nicht in den durch die Zeit vorbereiteten Hülfsmitteln« ꝛc. — Fragte man nun, ob und in wie weit dieser Grundsatz mit den Grundlehren des Katholicismus vereinbar ist, so würden wir zunächst antworten, daß man zuvor zu den ersten Gründen der theologischen sowohl als natürlichen Wissenschaften hinabgehn müßte, um sich vollständig gegenseitig zu verstehen: daß aber um ganz im Allgemeinen zu antworten, jener Grundsatz an sich, und richtig verstanden, mit den katholischen Lehren ganz vereinbar scheint. Das aber ist die durchaus nöthige nähere Bestimmung, daß jene innere Vollendung und wahrhaft freye Entwicklung des Menschen dadurch allein möglich und erreichbar ist, daß er dem Willen Gottes sich völliger unterwerfe, und mit demselben den eignen vereinige. Soll also mit dem Fortgang der Zeiten eine Läuterung der Religion statt haben, so würde dieselbe nach katholischen Grundsätzen nur gedacht werden können als tiefere und reinere Aufnahme der Offenbarung, und geläuterte, freyere, allgemeinere Unterwerfung und Vereinigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Da jedoch der Ort nicht dafür ist und auch unsre Kräfte nicht zureichen würden, die hier berührten tiefen Untersuchungen mit der Fackel eines heitern und lichtvollen Verständnisses der offenbarten Wahrheit zu erhellen, so wenden wir uns jetzt zur Prüfung der Darstellung einzelner religiöser Richtungen, wie sie der Verfasser gezeichnet hat.

Die Summe des heutigen Protestantismus, in so fern er sich, anerkannt und eingestanden, auf Seite der Reflexion hält, stellt er ungefähr so dar. »Wir haben, würden seine am reinsten vollendeten Anhänger sagen, allmählich und nach einem ewigen Beruf alle Bande der Vormundschaft abgestreift. Ein neuer heldenmäßiger Glaube beherrscht jetzt wunderbar die Welt, nicht der selbstverläugnende eines mit sich und den Dingen unbekannten Ge-

die Anhänger des Katholicismus, theils die strengeren Dogmatiker unter den Protestanten.

Den Mysticismus ist der Verfasser geneigt, ganz im Sinne der im vorigen Abschnitt entwickelten Ansicht von der Gegenwart, nicht sowohl einen Gegensatz als vielmehr einen aufs äußerste gediehenen Geist des Jahrhunderts zu nennen, der erst recht bald einen kräftigen Gegensatz herbeyziehen werde. »Denn es mischen sich darin auf merkwürdige Art Philosopheme und Glaubensartikel, Traum und Forschung: es scheint eine gewaltige Kette der Zeitalter sich zu schließen, der frische Augenblick mit der Welt der Propheten und Heiligen zusammen zu treffen, und was ein Denker der Zeit im blendenden Lichte des Uebersinnlichen erschauet, kleidet sich in das Gewand eines Ausspruchs der heiligen Bücher.« — Nicht unwichtig ist die Bemerkung, daß der hohe und ehrenwerthe Beruf, der Deutschland hoffentlich noch für die Zukunft aufbewahrt ist, aus jener Erscheinung hervorgehe. Der Verfasser sieht in ihr ein Zeugniß für eine in uns verborgene mächtige Anlage zur Ausbildung der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen; ein ursprüngliches, eigenthümliches Leben, welches nicht durch den gebieterischen, alles zertretenden Stolz eines Jahrhunderts hat erstickt werden können: — einen verborgenen Quell in dürrer Wüste, welcher einst als befruchtender Strom über durstende Länder sich ausbreiten könne. — Ungeachtet er nun aber mit Achtung von diesen Bestrebungen spricht, so führt er doch auch große Bedenken dagegen an. »Ist einmal der Anfang gemacht, nur das Höchste der unmittelbaren Aufmerksamkeit würdig zu finden, ist es üblich geworden, über das Unbegreifliche unbegreiflich zu reden, so ist gar nicht abzusehen, was heute oder morgen an die Ordnung des Tages kommen werde, und es wird so leicht nichts seyn, was man nicht durch Gründe unterstützen könnte &c. Eine solche Lage ist gewiß eine bedenkliche, ja trostlose zu nennen, und nirgend möchte schwerer zu rathen seyn, als eben da.« — Außerdem stellt der Verfasser eine andere Art von Mysticismus als einen frivolen und in sich keiner Achtung werthen dar. p. 360. 361.

Nach dem schon oben im Allgemeinen Gesagten wird es weniger befremden, daß der Verfasser von denjenigen Protestanten, welche den Katholicismus erfaßt haben, mit einer Art von unheimlichem Schauder, gleichsam wie von verzweiflungsvollen Mördern ihrer Zeit und ihrer selbst, oder solchen, die etwas Todtes umarmen und »weil ihr Gefühl erschlafft oder sonst erkrankt sey,« es nicht merken, daß es todt sey, wegwendet. Die hierhin gehörenden Blätter S. 368 bis 370 werden bey anscheinender Ruhe der Behandlung durch Aeußerungen so leidenschaftlicher und gehäßiger Mißkennung entstellet, daß man sie mit derjenigen Gei-

stesbildung, die der Verfasser an andern Orten zeigt, nicht zu vereinigen wissen würde, wenn es nicht eine allgemeine Erscheinung wäre, daß auch Geister von viel gläubigerem Sinn und begeisterter Liebe zu christlichen Lehren, da, wo von sogenannter Versündigung am Protestantismus und von Vereinigung mit der katholischen Kirche die Rede ist, mit einem Mal zeigen, wie die Schärfe ihres Blicks sich verdunkelt und die Stärke ihres Fluges erlahmt. Von der Höhe der geistigsten Anschauung sinken sie oft plötzlich zu den gewöhnlichsten, rauhesten und in sich nichtigsten Vorurtheilen herab. Handlungen, die der reinsten Blüte geistiger Freyheit angehören, und weit über die Begriffe menschlicher Parteyentreue erhaben sind, werden in einer Art beurtheilt, verdächtiget und verfolgt, die nicht bloß mit der Liebe, sondern auch mit der Gerechtigkeit in bitterm Widerspruche steht. Was die große Angelegenheit selbst betrifft, so zeigt sich nicht etwa ein starkes und lichtbegehrendes Eindringen in ihre wesentliche Beschaffenheit; man fragt nicht nach Möglichkeit einer Erneuung der geistigen Welt auf unveränderter Grundlage; wie von einer innern Furcht getrieben, dasjenige, was man selbst in freudigem Stolz als etwas neues, dem Himmel muthig entrissenes und alles frühere überbietendes aufgestellt, möchte des innern Lebenskeims entbehren, strebt man gleichsam, sich einer solchen Gefahr durch verwegne Urtheile zu entwinden, und man begnügt sich zu Unterstützung derselben mit Vorurtheilen der seichtesten und grundlosesten Art. Auf diese Erscheinung, die in ihren Gründen untersucht und völlig aufgeklärt zu werden verdiente (was freylich mit wahrer Menschenfreundlichkeit geschehen müßte), haben wir hier im Allgemeinen aufmerksam machen wollen, und auf die tadelnswerthe Schwäche, die der Verfasser des vorliegenden Werkes an dieser, wie an andern Stellen, wo der Glaube an eine übernatürliche Dauer, an absolute, unmittelbar göttliche Gültigkeit des Christenthums und Unveränderlichkeit seiner Dogmen zur Sprache kommt, an den Tag legt. Hier kann am wenigsten von Widerlegung einzelner, auf völliger Unbekanntschaft mit der Sache beruhender Vorwürfe die Rede seyn, und was jene Männer betrifft, so bedürfen sie weder unsrer Vertheidigung, noch unsers Rühmens; wir sind aber überzeugt, daß es eben so ehrenvoll für sie, als wichtig zu Aufhellung der größten Gegenstände seyn würde, wenn die innerste Seele ihrer Ueberzeugungen, ihrer Motive und ihres Lebens, sich ganz vor den Augen der Welt enthüllte.

Mit den strengeren Dogmatikern unter den Protestanten kann der Verfasser nach dem Ganzen seiner Ansicht ebenfalls keineswegs einverstanden seyn. Er legt ihnen viele Fragen und Zweifel vor, die auf Widersprüche mit sich selbst, oder

[illegible] gerichtet sind. Vorherrschend ist das letztere; darum, weil der Geist des Jahrhunderts die Dogmen gleichsam abgestreift hat, müssen die Dogmatiker Unrecht haben. — Unter den aufgeworfenen Bedenken scheinen einige aller Beachtung werth. »Mögen die ältere Ausdrücke und Glaubensformeln immer wiederholt eingeschärft werden, sie es andern können, daß der Geist der Lehr[illegible] Begriffe hineinlegt? Sind sie dar[illegible] als die frühere Zeit? Was helfen die [illegible] ein neuer bleibt?« — [illegible] diejenigen, auf welche [illegible] jedes Positive in Schutz zu nehmen [illegible] entschiedene Widersacher aller [illegible] der jetzigen Zeit zuwider[illegible] warum sie sich nicht ge[illegible] Manipulation der Na[illegible] den leitenden Man[illegible] Kräfte über[illegible] p. 380.

[illegible] was der Verfasser [illegible] Frage der Vereinigung zwischen [illegible] und was man nur durch Ver[illegible] verlieren mag. »Man [illegible] verzeihliche Selbst[illegible] bloß ein Uebertre[illegible] welches sehr [illegible] Wenn aber denkt man so [illegible] an die erstern, wel[illegible] Protestantismus wegen, [illegible] Fruchtbarer scheint [illegible] Stücken sich jetzt [illegible] im innersten Wesen [illegible] Unterschied wieder[illegible] den Aussprüchen der [illegible] als gleichsam seine eigne [illegible] aber sich vor der [illegible] der andre aber noch nicht [illegible] zu prüfen, sondern [illegible] Ueberlieferungen oder der Ge[illegible] In Betreff dessen, was der Verf. [illegible] was nach katholischer [illegible] seyn möchte), zweifelt [illegible] Vereinigung: in Absicht aber [illegible] wie er andeutet, die Ver[illegible] finden und darnach zu bestimmen

seyn, welche Gewalt das Positive dermalen über den Menschen ausübe. Uebrigens setzt er in bemerkenswerther Art hinzu: »Vor allem kommt es darauf an, wie fern man in den katholischen Landen das weltliche Regiment mit dem geistigen wieder vermischen wird, denn nur, wenn dieß im höhern Grade geschieht, wäre die Möglichkeit der Vereinigung noch sehr entfernt« rc. II. 427.

Welchen Weg der Verfasser nun selbst als denjenigen ansieht, auf welchem die Zeit sich dem Ziel jener kräftigen Durchdringung der durch das ganze Buch bezeichneten Hauptkräfte zu nähern habe, möchten die Leser begierig seyn zu erfahren, nachdem ihm weder die Bestrebungen der Mystik, noch die dogmatische Treue, noch geistiger Gehorsam befriedigend erscheinen. Er glaubt ihn, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in einer geistigen Aristokratie zu finden, bestehend aus denjenigen, die einen gewissen Takt erhalten haben, das Ueberirdische abzuwiegen und zu bestimmen. Unabhängig von einem priesterlichen Stande sollen »die Wissenden« gleichsam hervorfühlen und aussprechen, was geglaubt werden soll; ohne die Ueberzeugung von irgend Jemand einzuschränken, sollen jedoch die Unmündigen von jenen geleitet und geführt werden. Auf einem solchen oder ähnlichen Wegen hofft der Verfasser eine mehr und mehr sich befestigende Vereinigung im allgemein Gültigen. Er beklagt besonders den durch die unselige Herrschaft des Begriffs erzeugten Grundsatz der Gleichheit Aller im Irdischen und im Himmlischen, vermöge welchem die Menschen alle »gleiche Anrechte an der einen unsichtbaren, unerreichbaren Wahrheit« zu haben glauben. Diese Verwegenheit räche sich dadurch, daß Jeder sich die Freyheit nehme, ihr auch eine endliche Gestalt zu geben, aber je nachdem es ihm behagte, wodurch denn die unseligste Verwirrung und Trennung erwachsen sey. — »Warum gibt es Gesellschaften und Vereine aller Art,« fragt der Verfasser, »nur am seltesten über die Angelegenheiten des Glaubens, wo, nicht ein den Glauben vertretender Stand rathschlage, sondern einen Verein der Wissenden, in welchem Forschungen und Erfahrungen, Ideen und höhere Eingebungen ausgetauscht würden, alles aber sich bezöge auf die eigene Erweckung und Erbauung anderer, und sich auflöste in demüthiger Anbetung, während man allmählich heranzöge die einer höheren Weihe Empfänglichen, die Verblendeten aber auf angemessene Art innerlich zu beleben suchte rc. Auf diesem Wege träfen Wissen und Glauben zusammen; es würde Religion wieder Angelegenheit des Geschlechts, und andere Seiten des Lebens träten aufs neue zu ihr in lebendige Beziehung; — es würde wieder eine sanfte Scheidung veranstaltet zwischen dem Geheimniß, welches nur den

Geprüften offen steht, und dem Symbol, an dem der sinnlichere Glaube genährt wird; — es würden sich neue lebendige Formen erzeugen, und was auch vortreffliche Männer anders beschlossen haben und wünschen, das ließe sich mit der Zeit dem einmal befruchteten Boden leicht einpflanzen. — — Eine gewisse Beschränkung durch Formen ist aller menschlichen Natur angemessen, und nur in ihr befindet sich der Mensch, der überall beschränkte, wahrhaft wohl. Verschiedene Vereine, Gesellschaften, Verbrüderungen solcher Art, jede um ein gemeinsames Panier Eines Symbols, Eines Positiven, ohne die Freyheit eines Menschen dabey zu verletzen, scheinen eines der wirksamsten Rettungsmittel« u. s. f.

Der Verfasser thut in weiterer Ausführung dieser Idee in dem letzten Abschnitt des Werkes einige sehr auffallende Fragen. »Damit nicht, wie so oft, alle Versuche und Bemühungen sich ordnungslos durchkreuzen, und am Ende wieder wenig erreicht werde, müßte man zuvor lange und sorgfältig untersuchen, ob, wo und wiefern es hinfort ein Mittlerthum geben solle oder nicht? Wir wollen uns recht lebhaft, »setzt er in seltsamer Weise hinzu,« von dem Versuche durchdringen, Christi Werk, wie er und die ihm aufs genaueste anhiengen, zu früh es niederlegten, mit reinem Eifer wieder aufzunehmen, in einem Sinne, der unserer Zeit vor allen ziemt.« II. 418 und folg.

Wir wollen hier nicht die Widerlegung von Behauptungen und Ansichten unternehmen, die unsrer Ueberzeugung vom Wesen des Christenthums entgegengesetzt sind, und nur in Betreff jener Grundfrage, von deren Prüfung sich der Verfasser wesentliche Frucht verspricht: ob nämlich und wie fern das Menschengeschlecht noch eines Mittlers bedürfe? — weniges bemerken. Der Gedanke, daß die Menschheit bey reifem Alter eines Mittlers weniger bedürfen könnte, als zuvor, würde voraussetzen, entweder, daß sie schuldfreyer oder mehr berechtiget gegen Gott sey. Schuldfreyer? aber die Darstellung des Verfassers selbst bezeichnet ja die neuere Zeit als eine solche, die dreist und gesetzlos sich Gott gegenüber stellt, und von ihm sich entfernet, wie konnte sie schuldloser seyn, als jene Zeit der kindlichen Hingebung? — Berechtigter? etwa wie der herangewachsene Sohn mehr berechtigt ist gegen seinen Vater, als es der kindisch spielende Knabe war? — aber der Abstand des Menschen von Gott ist durch alle Zeiten gleich groß, und wenn der heranwachsende Sohn in gleiche Reihe mit den vor ihm Gebornen tritt, mit denen er zur gleichen Art von Wesen gehört, so bleibt dagegen das alternde Menschengeschlecht ganz das, was es zu Anfang war, das Geschöpf in der Hand des Schöpfers; unverändert bleibt das

Verhältniß des Wesens, welches nichts aus sich hat, zu dem höchsten Wesen, welches alles aus sich selbst hat. — Oder wollte der Verfasser mit jener merkwürdigen, den Stand der heutigen Gedankenentwicklung ziemlich scharf bezeichnenden, Frage auf die von ihm an einem andern Orte behauptete Verschiedenheit in dem Verhältniß der religiösen Wahrheit zum thätigen Leben hinweisen: daß nämlich früher Religionsübung und Dienst der Welt roher von einander getrennt gewesen, jetzt aber beydes sich mehr durchdrungen und das thätige Leben mehr vergeistigt habe, und daher jenes eines Mittlers mehr bedurfte, als dieses? Allein könnte man denn wirklich auch nur auf Augenblicke glauben, daß die ganze neuere Zeit, wie sie der Verfasser geschildert hat, eine Darstellung des Religionsglaubens durch That und Handlung, vorzugsweise vor früheren Jahrhunderten, daß ihr Charakter im Sinn des Evangeliums »immerwährendes Gebet« sey? die eigene Zeichnung des Verfassers würde hinreichen, diesen Wahn zu vernichten. — Auch abgesehen von dem allen, hat der Mensch auszumachen, in wie weit ihm Vermittlung noth thut, und enthält diese Unternehmung nicht einen ganz unleidlichen Widerspruch? Ist der Mittler ein bloßes Geschöpf seines Kopfs, so wird dessen Vermittlung wahrlich ohne Wirkung bleiben, denn er wäre dann zwar als Bedürfniß anerkannt, aber nicht wirklich da. Wenn er aber wirklich in erhabener Art da ist, so wird auf das Gutdünken des Menschen wenig ankommen, worin und worin nicht, er die Vermittlung bedürfe, sondern auf die Vollziehung der Vermittlung selbst, und ob sie der Mensch sich zu Nutze mache, oder von sich weise. — Aber wohin gerathen wir nicht im Stolz und in Helldunkel unserer Begriffe?

Was jenes Mittel anbelangt, auf dem Wege von Vereinigungen und Gesellschaften in der protestantischen Welt wiederum eine, durchaus geistige Dogmatik zu begründen, so mögen Andere über seinen Nutzen und wahrscheinlichen Erfolg urtheilen. Einige Fragen und Bedenken möge uns erlaubt seyn zu erwähnen. Jene Wissenden müssen doch, wenn sie einiges vom Wesen des Christenthums in sich aufnehmen, und Glaubensformen im Sinn des Verfassers herstellen wollen, etwas weniges Mystiker, und etwas weniges Dogmatiker seyn: warum gälte nun nicht auch in Betreff ihrer, was der Verfasser über diese beyden Hauptrichtungen anmerkte? — Wird nicht aber auch jedes so gefundene Bekenntniß einer Partey eben so schnell wieder zerfließen, als es entstanden war? wird nur ein einzelner Mensch sich für sein eigenes Leben binden wollen oder können, wenn er nur sich zum Gesetzgeber hat? Werden diejenigen, die nicht zu den Wissenden gehören sollen, sich selbst als solche anerkennen, und den Pfle-

gern offenkundiger Geheimnisse willige Folge leisten, die ihre priesterliche Autorität von Niemanden sonst, als ihrem eigenen Dafürhalten überkommen haben? — Wird endlich viel dabey gewonnen werden, wenn sich eine neue Fülle in sich selbst wandelbarer Formationen von Glaubensvereinen bildete, die immerfort nur Mannigfaltigkeit ohne Einheit darbieten würden, und dieß in einer Angelegenheit, die, ihrer Natur nach, eben so einfach seyn muß, als sie erhaben ist? Wird unsere Zeit ihren derartigen Schöpfungen mit stärkerer und nachhaltigerer Kraft Dauer geben können, als die Zeit der Reformation? — und was solcher Bedenken mehr sind.

VII. Der Staat. In diesem Abschnitt betrachtet der Verfasser das Verhältniß der Regierenden und Regierten im reinpolitischen und innerhalb des einzelnen Staates, und sein Hauptgesichtspunkt ist, das von ihm dargestellte Gesetz der Zeit sowohl auf der einen als auf der andern Seite nachzuweisen; er behauptet, daß beyde Gegensätze unwiderstehlich nach Durchdringung streben (dann erreicht, wenn vom Standpunkt der Regierten aus regiert wird, oder wenn die Regierten sich selbst regieren), welches Streben dasselbe ist mit jenem nach Freyheit und Verfassung; — und daß eben in dem Streben nach dieser Durchdringung sich im Grunde nur die fortgesetzt steigende Herrschaft des independenten Begriffs offenbare. Er stellt eben jenes Streben nach Freyheit und Verfassung zwar als etwas Unvermeidliches, keineswegs aber als ein an sich lobenswerthes, oder auf ein bestimmtes neues Ziel gerichtet dar; und spricht daher von vielen jetzt täglich vorkommenden Gegenständen in einer von der gewöhnlichen sich sehr unterscheidenden Art.

Regierungsweise. Man lese II. S. 17, wo der sich mündig wähnende Verstand, wie er sich in der Gesetzgebung zeigt, mit einem großen Emporkömmling verglichen wird. S. 18, 19 über das Verwerfen der besondern Vorzüge oder Eigenthümlichkeiten von Ständen und Ortschaften, sobald sie sich nicht aus der parteylichen, alles im Begriff zusammenziehenden Vernunft ableiten lassen; 58 — 60. Ueber die Nachtheile des Centralisirens, nach welchem das unendlich bewegte Leben im Mittelpunkte des Staates als Zahl und kalter Begriff erscheint, und ein beschriebenes Blatt und eine Reihe von Ziffern das Wohl und Wehe, Hoffnung und Liebe, Freude und Leid, Gedanken und Thaten von Millionen ausdrückt, die nur in sofern aufgezählt werden, oder wie man wohl sagt, in Rechnung kommen, als sie in sichtbaren Einheiten darstellbar sind. 70, 71 über die Unfähigkeit der Zeit zu einer echten Gesetzgebung, als der Grundlage einer dauernden Zukunft, bey allem Ueberfluß an Gesetzen; weil die

wahren Gesetze bewußtlose, schöpferische, alldurchdringende Gedanken seyen ꝛc.

Besitz. Der Verfasser weiset nach, wie die treuherzige Liebe zum Grundstück schwand, und es nicht mehr freute, ein Bestimmtes, Unverändertes zu haben, und mit Treue daran zu hangen, sondern wie aus den neuen geistigen Kräften, die sich aus dem Streben nach dem Begriff der Dinge entwickelt hatten, ein neuer geistiger Besitz sich gebildet, der höher als der Grundbesitz geachtet worden; — und für diesen das Geld gleichsam als ein sichtbares, körperliches Talent, das einzige sinnliche Mittel gewesen. »Der Mensch dünkte sich viel dabey, daß er nun nicht mehr sagen durfte: dieses war meiner Vorfahren, ist mein und wird meiner Kinder seyn, sondern, ich bin so vielen Besitz werth, ich könnte dieß und jenes haben, wenn ich wollte, und meine Kinder dieß und ein anderes, was ihnen der Geist wird eingeben, und mich nicht kümmert, denn wir sind frey, und gelten der Welt so viel, als wir über sie zu gebieten im Stande sind. Einsichten im geistigen, Geld im sinnlichen Gebiete sind es, nach welchem ein Geschlecht trachtet, das in jedem Mitgliede den Inbegriff der Dinge darstellen und die Welt beherrschen möchte ꝛc. Es ist ein Wetteifer um Unabhängigkeit, in dem kein Theil athemloser erscheinen muß, als die Regierungen, indem sie kein Mittel unversucht lassen können, jenes Werkzeug der Freyheit sich im höchsten Maße anzueignen, weil sie sonst im Wettlaufe zurückbleiben, ihre Macht einbüßen, und den Untergebenen anheim fallen würden.« So erläutert der Verfasser das Wesen des Handels und Erwerbs auf der einen, und der Auflagen, wie des Kredits auf der andern Seite; und deutet als Ziel des gesammten Strebens eine Vollendung des Wettkampfs an, sey es nun, daß diese in theilweiser Aufreibung oder in Genüge und Ueberdruß und daraus entstehender Umwandlung der Sache zu finden seyn wird. Diese Herrschaft des Geldes in ihrer alles ergreifenden Natur beleuchtet der Verfasser in geistreicher Art S. 31 bis 36. — Dann S. 42 über das Befremdende, was darin liegt, daß die Zeit auf Gemeingenuß der Rechte, aber keineswegs eben so sehr auf Gemeingenuß des Vortheils dringe, hier vielmehr sich geradezu ausschließend und illiberal beweise.

Stände. Der Verfasser stellt das unzerstörbare Wesen des Adels dar, als auf unsichtbaren Gütern, auf den edelsten Tugenden der aufopfernden Liebe und Treue und der Phantasie des Lebens begründet; und daß der Adel gegenwärtig dem Erwerbe unterliegt, liegt nach dem Verfasser »nicht so sehr am vorherrschenden prosaischen Erwerbsgeiste, als an der Herrschaft des Begriffs vom allgemein Menschlichen.« — Der Verfasser zeigt,

daß im Adel noch der Grundbesitz als echte lebendige Idee festhält, wodurch die Familien sich dem Lande verwandter glauben; es ruhe in ihm noch das dem Gemüthe wichtige, das itzt dem Begriffe so allgemein Platz mache, ein heller Funken der Liebe, die von der Einsicht solle verdrängt werden. Er erkennt es für höchst gefahrvoll, wenn eine Zeit ihre Hoffnung auf ein zwar geistigeres aber wandelbares Element erbaue: denn wenn auch in jenen andern Ständen sich ebenfalls das Gefühl der Ehre, des beharrlichen Eifers und des Familiengeistes theilweise ausbilde, namentlich durch das Verdienst der Frauen, so bedürfe doch jener Bestandtheil der Staaten einer festeren, sinnlichen Grundlage. — Der Verfasser tadelt, daß der Adel, wenn er sich dem Staatsdienst widme, gegen den Gewerbtreibenden mehr als sonst geschah, und billig ist, im Hintergrunde stehe; — und spricht sich scharf gegen jene Ansicht vom Staat und den ihn bildenden Ständen aus, welche die Summe des in ihm befindlichen Verstandes als eine Zahlenmasse betrachtet, die guten und schlechten Köpfe in ein arithmetisches Verhältniß bringt, und darauf die Behauptung gründet, daß der Adel, wegen der natürlichen Minderzahl der guten Köpfe unter ihm, das Fortschreiten des Staates hindere; »wie muß uns,« setzt er hinzu, »die Zeit erscheinen, die das Wohl der Menschheit, Zuwachs und Abnahme der innern Kräfte, wie Ausgabe und Einnahme, mit Zahlen gegen einander abwägt? Gilt ihr da Herz und Gemüth, gilt ein Ebenmaß der Strebungen, selbst auch nur ein Gleichgewicht gegen das unruhig Fortschreitende in ihren Berechnungen denn gar nichts? dabey entdecken wir noch denselben Geist, der das Ganze beherrscht, der alles nur in seinen persönlichen Nutzen, oder vielmehr in die Ueberzeugung verwandeln will, daß er über alles im Begriffe, vermöge des Geldes, gebiete, der noch jüngst Stiftungen und Vermächtnisse aufhob, Stände und Verbrüderungen vernichtete, Tempel entweihte, und Klöster zum Kauf ausbot, um aus allen Besitzthümern das Geld, aus allen Unterschieden die Menschheit zu schöpfen. Es zeigt, zu wie liebloser Kälte das bestgemeinte Festhalten an Begriffen führen kann, wenn man dem Stande, dem die Zeit allen Schmuck des Lebens, alle theuren Bande, die ihn an die mütterliche Erde knüpfen, zerstört hat, in stolzer Großmuth zurufen hört, es stehe ihm noch diese oder jene Bahn des Lebens offen, von vielen Edeln betreten, die sich weder mehr noch minder zu seyn dünken als er, sondern Menschen.«

Unwille gegen die Regierungen. Der Verfasser leitet diesen ebenfalls aus dem stolzen Gefühl her, welches der

ganz ungebundene Betrieb und der Gewinn des Geldes gewährt; durch welchen oft der Unbedeutendste sich über die Großen zu stellen geneigt seyn mußte. Theil I. S. 186 u. s. f. Er ergibt sich ferner aus dem schon oben erwähnten Zwiespalt zwischen dem Verwaltungsgeist, und dem Vermögen der Einzelnen; zwischen der Unlust zum Geben, und einer besonders scharfsinnigen Kunst, dasselbe zu befördern u. s. w. Theil II. S. 58. wird bemerkt, daß wohl nur die geringste Anzahl der Unzufriedenen aus solchen bestehe, die da Aenderungen versuchen aus wahrhaft unreiner strafbarer Absicht. 14 15.

Freyheit. In dem Streben nach Freyheit und Verfassung erblickt der Verfasser, so nothwendig und zeitgemäß es seyn möge, ein sich immerfort noch steigerndes Jahrhundert. Es entsteht da, wo das nachgewiesene Grundprinzip der Zeit sich den Regierten in vorzüglichem Maß mitgetheilt hat, und die Regierung hiemit nicht in Uebereinstimmung sich befindet, weil sie nicht im Sinne eines streng gebietenden Begriffs ausgeübt wird. Als Beyspiel führt er an, daß grade in den am mildesten regierten Staaten, z. B. in den geistlichen, zur Zeit der Revolution man sich am unzufriedensten und unruhigsten gezeigt habe: wo man doch zu fragen berechtigt sey, »will denn ein solches Volk Freyheit und Selbstherrschaft, oder wird es nicht vielmehr, von einem dunkeln Bedürfniß getrieben (das ihm jedoch die Eigenliebe verbirgt), nach einem im Sinn der Zeit gebietenden Herrscher?« Hierdurch werde erklärlich, daß die unruhigsten Völker oft schnell die geschmeidigsten und mit der Unterdrückung zufriedensten geworden. — In der unmittelbaren Gegenwart und in Deutschland habe die Durchdringung beyder getrennten Elemente damit begonnen, daß die Regierungen einen Theil der eignen Sicherheit und der allgemeinen Vertheidiguug dem Volk überlassen hätten, wodurch ein so lebendiges Gefühl mächtiger Persönlichkeit erweckt, aber auch eine solche Menge irriger Meinungen und Ansichten sich gebildet habe. Das Streben sich selbst zu regieren erscheine jedoch in solchem Falle vielleicht noch in seiner unschuldigsten Gestalt: allemal aber sey es verwandt mit dem allgemeinen Wunsch nach steigender Selbstständigkeit und »Vergöttlichung« menschlicher Natur in den Schranken des Zeitlichen (von der wir noch erfahren müßten, bis zu welchem Grade die Gottheit sie werde steigen lassen, und welche End-Urtheile daraus hervorgehn würden). — Der Verfasser erklärt sich in diesem Betracht mit dem Streben der Zeit selbst einig, er behauptet aber, daß die Freyheit, wornach wir trachten, der Form und dem Sinne nach ganz verschiedner Natur sey von jener der alten Völker oder des Mittelalters; und daß die allgemeine Meinung, Freyheit sey ein großes wünschens-

werthes Gut, auf der Hoffnung erbaut sey, entweder seine eigne Bedeutung zu vergrößern, oder seinen zeitlichen Vortheil zu fördern. Es sey dasselbe in der geistigen Entwicklung des Jahrhunderts nachgewiesene Streben nach Weltherrschaft, welches aus allem hervorblickte.

Der Verfasser reiht an diese Darstellung die Bemerkung, daß die Partey der Gläubigen, welche das Wissen für eitel ausgebe, und das Leben nie aus der unmittelbaren Hand Gottes hinwegdenke, mit dem beschriebenen Streben der Zeit höchst unzufrieden sey, und es der Natur der Sache nach seyn müsse. Sollte sich aber beydes, fromm gläubiger Sinn, und kühne Freyheitslust bey den Nämlichen vereinigen, so ließe sich das nur aus einem überreifen Zustande erklären, in welchem man das Verschiedenartigste zusammendenkt, was in der Wirklichkeit weit auseinander liegt. — Wenn hier Rede ist von dem, »was jetzt Vielen die Freyheit heißt« und wie der Verfasser sie im Vorstehenden beschrieb; und wenn mit Glauben die gleich nachher bezeichnete »bis zu Glaubenswuth und feuriger Zersetzung aller Formen sich steigernde Schwärmerey« bezeichnet wird, so mag die Bemerkung auf sich beruhen; — übrigens aber würde es eine sehr verderbliche Ansicht seyn, und zugleich aller Erfahrung sowohl, als aller Vernunft zuwiderlaufen, würde man sagen, daß gläubiger Sinn und lebhafte Freyheitsliebe heutzutage nicht in derselben Person vereinigt seyn könne. Der Verfasser hat nach unsrer Meinung wirklich des Verdienst, »auf das Uebereilte, Unklare und Bedenkliche aufmerksam gemacht zu haben; was in dieser großen Angelegenheit herrsche,« und er zeigt den Weg, auf welchem man zu einer scharfen Einsicht in Natur und Quell jener falschen Freyheit gelangen kann, welche sich in manchen Fällen so übermüthig und unabweislich anmeldet; — dieses aber soll grade nur dazu dienen, das Wesen der wahren Freyheit richtiger zu verstehen, und zweckmäßiger zu befördern. Der Verfasser selbst gibt für diese wahre Freyheit hie und da Merkmale, indem er z. B. II. 438 von jener Verfassung spricht, die er allein jenes Namens werth halte, »die aus dem eigentlichen Leben des Volkes hervorgegangen, auch dieses wieder in jedem Augenblick neu erzeuge,« und indem er Folgendes als das bedeutendste Resultat seiner Bemerkungen über den Staat empfiehlt; »daß nämlich die Menge der Regierenden und mit ihnen der Pläne, der Systeme, der zufälligen und wechselnden Behandlungsweisen von oben herab sich verlieren, und die Menschen dasjenige, zu dessen Beschickung sie am besten Gelegenheit und die lebendigste Einsicht haben, allmählich selbst verrichten lernen, andrerseits aber die Fürsten mehr selbst ins Mittel treten,

und ihre höchst wirksame, geheiligte und allbeseelende Persönlichkeit mehr hinzubringen mögen.« (II. 441). Ohne uns in umfassende Erörterung dieser Rathschläge für jetzt einzulassen, genügt uns hier die Bemerkung, daß das Streben nach Freyheit in Deutschland sehr gemischter Natur sey, daß alles darauf ankomme, die zerstreueten Bestandtheile einer wahren öffentlichen Ordnung mit richtiger Beurtheilung zu unterscheiden, und in der rechten Art zu vereinigen. Ein Hauptkennzeichen dünkt uns zu seyn, ob jenes Streben auf bestimmte reelle, in der Idee, oder im Gefühl erfaßte Güter gerichtet ist, deren Erhaltung man in und durch die Freyheit bezielt. Namentlich ist dieß überall da der Fall, wo jenes Streben aus dem Verlust alterthümlicher Verhältnisse, aus dem Schmerz über leidend verloren gegangene Formen des öffentlichen Lebens hervorging; wo es eine Liebe zur Heimat, einen partikularen, und eben darum um so bestimmteren und in sich wesentlicheren Patriotismus ankündiget; ja immer da, wo ein allgemeiner Enthusiasmus für Deutschlands Stärke und Würde in ihm sich vernehmen läßt, welcher immer auf etwas sehr Reelles und Großes gerichtet ist, wenn gleich die Mittel dafür oft sehr verkehrter und nichtiger Art seyn mögen. Auch das vom Verfasser bezeichnete Streben der Zeit selbst, in so weit es auf Wahrheit gerichtet ist, in so weit es das Prinzip nothwendiger und naturgemäßer Erneuerung enthält; so fern aus der Neuerung neue Bestandtheile eines Dauernden und Bleibenden hervorgehn, und die unabhängige Herrschaft des Begriffs irgend ein wesentliches Verhältniß der Dinge, frey vom Irrthum, geltend macht und zur Anerkennung bringt; — schließen wir ausdrücklich in das Streben nach wahrer Freyheit ein. Die falsche zu befördern, könnten wir nie billigen, möchte sie auch die in der Zeit wirksamen Kräfte in noch so hohem Grade für sich haben; es ist aber unsre feste Ueberzeugung, daß die wahre nicht nur an sich aller Achtung und des kräftigsten Schutzes werth ist, sondern auch, daß nur durch ihre Beförderung die falsche Freyheit kann gelenkt und beherrschet werden; und es versteht sich von selbst, daß mit Liebe zur wahrhaft so zu nennenden Freyheit, ein frommer gläubiger Sinn durchaus vereinbar ist.

Recht. Der Verfasser erkennt auch in der allgemeinen Herrschaft des Begriffs vom Rechte in unsrer Zeit die oft erwähnte Steigerung der Zeit in der angegebenen Richtung. Das Recht aus dem Begriffe des allgemein menschlichen entsprungen (so sage man) könne fortan allein noch Bürgschaft für Freyheit und Glück gewähren; von der Freyheit habe die Entwicklung des menschlichen Geschlechts begonnen, zur Freyheit kehre sie am Ende zurück; jene erste aber habe im Gefühl roher Jugendkraft

beruht; diese sey auf klarer Erkenntniß eines allgemeinen Gesetzes, einer menschlichen, Allen gleichen Natur rc. — Der Verfasser weiset nach, daß das vom Zeitgeist geforderte Recht nur ein solches ist, welches aus der parteyischen, alles in dem Begriff zusammenfassenden Vernunft unmittelbar fließt. Es ist nicht auf Erhaltung des Erworbenen, auf Beschützung des rechtlichen Besitzstandes gerichtet; es verlangt vielmehr Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten und Vorrechte u. s. f. — Es ist im Allgemeinen keinem Zweifel unterworfen, daß ein Zeitalter, welches das allen gemeinsame Menschliche im Begriffe überall zur größtmöglichen Herrschaft zu treiben strebt, wenn es einigermaßen besonnen ist, auf das Recht vorzugsweise den größten Werth legen müsse, um die rauheste Befeindung und ärgste Verwirrung abzuhalten. Denn da Begriff für Begriff, Theorie für Theorie, der Wille eines Individuums für den eines andern gilt, so müßte der Stolz der Widerstrebenden ununterbrochene und fruchtlose Kämpfe hervorbringen, wenn nicht eine anerkannte Grenze des Rechts sie auseinanderhielte. Das Recht aber hält mit der Freyheit gleichen Schritt: so weit die wahre Freyheit sich erstreckt, hat sie das wahre Recht zu ihrer Beschützung bey Seite. Nur zum Schutz eines wirklich vorhandnen Guten, eines wesentlich vorhandnen Interesses läßt sich ein eigentliches Recht denken. Schon hieraus würde folgen, daß jenes Recht, welches der Verfasser als im fortschreitenden Zeitgeist begründet darstellt, ohne eine nähere Bestimmung nicht genügen könnte, die Zeit zu befriedigen. Denn dieses Recht ist eigentlich nichts anders als eine Waffe zu Angriff und Vertheidigung für den bezeichneten Geist der Zeit; es ist nur zu Gunsten der einen von den beyden Hauptkräften, deren Kampf nachgewiesen wird, vorhanden, und läßt also alle entgegengesetzten Bestrebungen und Interessen schutzlos. Ob nun aber ein anderes Recht aufgefunden werden könne, welches alle verschiedenen Richtungen der Zeit umfaßt und also wahrhaft den Frieden zu begründen vermag; und ob das Recht überhaupt in der deutlichen Erkenntniß allein Bürgschaft seiner Heilighaltung und Ausführung finden kann; darüber werden wir am Ende dieser auszugsweisen Mittheilungen Einiges zu sagen Gelegenheit haben.

Verfassung. Ueber diesen, mit den vorherigen aufs engste verbundenen Gegenstand bemerkt der Verfasser, daß es nur erst das gleich einem großen Pulse durch ein ganzes Volk überall schlagende Bewußtseyn sey, wodurch die Verfassungen wahres Gemeingut würden, daß man aber im Gegentheil jenes erst durch diese hervorzubringen meine. Auch die Konstitutionen zeugen, nach dem Urtheil des Verfassers, für eine immer noch wach-

sende Herrschaft des rein menschlichen Verstandes über die Welt, und für das Streben, diese ganz von innen aus zu gestalten, indem sie »nicht so sehr, als es scheine und als man ihnen nachrühme, wahre Anregungen des wirklichen Lebens seyen, als vielmehr abstrakte Gedanken, geistige Welten, in die sich das Endliche mit Nothwendigkeit fügen soll,« oder, wie er es auch nennt, eine Selbstvergötterung menschlicher Weisheit.

Der Verfasser bemerkt, daß im vorigen Jahrhundert die Macht der nämlichen Begriffe schon vorbereitet gelegen habe, daß die kühnen Verbesserungsversuche der berühmten Fürsten des vorigen Jahrhunderts auf das gedeutet hätten, was wir erleben. Er erinnert an Rousseaus Konstitution für Polen. — Daß in solchen Verfassungen mehr ein allgemein menschlicher Verstand, der überall derselbe ist, als das innige Gemüth, das sich liebevoll an Ort und Zeit anschließt, wirke, zeige die bestimmte Gestalt, die sie gleich nach ihrer Geburt tragen, und ihre auffallende Aehnlichkeit, welche offenbar zeige, daß darin nicht sowohl auf einzelne Umgebungen und lokale Verhältnisse, als vielmehr auf allgemeine Begriffe gesehn wurde. — Darin bestehe der Anfang aller Freyheit und alles Vertrauens, daß man dem zuvor Eingeengten Gelegenheit gebe, seine Bedürfnisse und Wünsche selbst aufzufinden, demnächst durch den Mund der Verständigsten auszusprechen, und ihm dann allmählich das Gewünschte darreiche, oder zur Nachstrebung zeige, nicht daß man ihn aufs neue mit einem Uebermaß von Gesetzen und Regeln ausstatte, nach denen er leben müsse ꝛc.

Uebrigens erkennt der Verfasser, wie schon erwähnt, die Verfassungen als eben durch jenen Gang des Jahrhunderts dringend erfordert; denn dieser verlange Durchdringung des Gedankens und der Wirklichkeit, wie auch: Klarheit über das Oeffentliche, und eine lebendige Theilnahme des Volks an dem, was ihm nützt; und verspricht sich davon auch sonst einige gute Entwickelungen und Richtungen. Ein kräftiges Selbstbewußtseyn des Staats, ein reges Mitempfinden dessen, was ihn eben berühre und beseele, lasse sich allerdings in größerer Masse befördern und hervorbringen, und an jenes Gefühl würde sich auch wieder die Liebe knüpfen. Er hofft allmählich erhöhte Klarheit und Freyheit des Blicks über alle Theile des Lebens u. s. w.

Preßfreyheit. Der Verfasser untersucht, ob das Recht, seine Ansicht ohne weiteres Bedenken öffentlich kund zu machen, in den gegenwärtigen Verhältnissen begründet sey. Er bemerkt daß dazu »unerlaßlich ein durch alle Töne des gemeinschaftlichen Lebens hindurch zart gebildetes geselliges Gefühl erfordert werde, das nicht dadurch seine

Wahrheitsliebe bewähren zu müssen meine, daß es sie ohne alle Rücksicht ausspreche.« »Mustert doch jeder Wohlgezogene,« fährt er fort, »ehe er in Gesellschaft geht, seinen Anzug, ob er reinlich gewählt: warum nicht auch der, der seine geistige Gestalt der Welt darbietet.« Diese Eigenschaften vermißt er, gewiß mit vielem Grunde, in der heutigen Tagesschriftstellerey; das gemeinste Bedürfniß erzeuge oft die lautesten Stimmen, und das Edle ziehe sich schweigend zurück, aus Furcht vor Mißdeutung, oder falscher Nachahmung; man zerschneide die Knoten, statt sie kunstvoll zu lösen; man beseitige Verwaltung und Politik, wie künstlich auch ihr Gewebe jetzt seyn möge, eilfertig in Gedanken, gleich einem lästigen Brauche rc. Ein klares Selbstbewußtseyn der Nation in ihren entferntesten Gliedern, da nicht mehr die persönliche Rücksicht leite, sondern das Gefühl, welches vom Ganzen ausströme, dieß sey es, was man auf dem Wege der ungehinderten Gedanken-Verbreitung erst herbeyführen wolle; ein ungeregelter Gebrauch dieses Rechts aber müßte grade ein solches Gefühl im zarten Erwachen ersticken. — »Ein Volk, das sich durch Geschlechter und lange Strebungen in den Besitz der Freyheit gesetzt habe, werde sich auch die Freyheit der Rede aneignen, als eine Atmosphäre, deren es zum Athmen bedürfe; — dadurch aber, daß man alles frey heraussage, sey man keineswegs schon frey, ja man könne sich leicht damit den Genuß der Freyheit verderben« rc. Das alles sagt der Verfasser indeß nur gegen Solche, welche die Preßfreyheit als eine Stufe zur Freyheit betrachten, »unter welcher Viele dennoch nur die Lust verstehn, den Obern oder ihres Gleichen allerhand Gebrechen vorrücken zu können« rc.

VIII. Noch muß uns ein reichhaltiger und in seinen Theilen anziehend ausgeführter Abschnitt, die Völker, einige Augenblicke beschäftigen. In derselben Art wie der Geist des Jahrhunderts nach des Verfassers Darstellung im einzelnen Staate sich sowohl getrennt in den Regierenden und Regierten, als in dem Streben nach organischer Wechselbeziehung und Durchdringung unter ihnen kund thut, äußert er sich im Verein der europäischen Völker in dem Streben nach Annäherung, welches ebenfalls aus der Herrschaft des Begriffs vom allgemein Menschlichen hervorgehe, und durch allgemeinen Verkehr, Handel, geistige Mittheilung, und gegenseitige offne Darlegung sich wirksam zeige. »Es gab in der Vorzeit mehr Gemeinsames unter den Staaten, jetzt mehr Annäherung: früher weit allgemeiner Ein Glaube, Ein Römisches Gesetz, Ein Feudalsystem, Eine Erziehungsweise; jetzt eine lebendige Aufregung des Geistes, um das Ganze, in jedem auf seine Art widerzustrahlen, Volksthümlichkeit mit europäischer

Bildung zu vereinigen, vaterländisch, und eben darin weltbürgerlich gesinnt zu seyn. Handel und Handelsverträge, Schiffahrt und Buchdruckerkunst werden auf immer eine starre Zurückgezogenheit der Völker in den schmalen Gränzen verhindern, wie auch der gebildetere Mensch immer am leichtesten seine besondere Natur vergißt; ein Mann wird schnell auf Millionen wirken, ein Gedanke mit Blitzesschnelle eine halbe Welt durchfliegen, die Bewegung einer Saite bis ins Unendliche nachschwirren« rc. — Dabey scheint Europa nicht zufrieden, das kaum entbundene Leben immerfort nach innen zu kehren und in neuen Verhältnissen freyer zu entfalten, sondern seine Thätigkeit überströmt die eigenen Schranken. »Englands Handel, Rußlands europäische Bildung, und die französische Kriegskunst gewinnen immer mehr Einfluß in Afrika wie in Asien; Amerika zeigt sich empfänglich und bildsam nach vielen Seiten; manche Eigenthümlichkeit dort erlischt im Streben nach europäischer Bildung, und noch manche andre Länder werden vielleicht immer mehr die bunte Mannigfaltigkeit gegen ein einfarbiges, allgemein menschliches Gewand vertauschen. Es hat sich über alle Länder, möchte man sagen, eine europäische Lebensweisheit ausgegossen, die vermöge einer besondern Fertigkeit, durch wechselseitigen Nutzen immer nur sich selbst will; die äußere Natur erscheint da als eine trotzige Feindin, Höhen werden abgetragen und Ströme geleitet, Luft und Wasser werden menschlich, zum wenigsten dienende Thiere« rc.

Das Streben, sich dem allgemeinen Begriff des Menschlichen zu nähern, zeigt sich nach des Verfassers Bemerkung im europäischen Völkerleben als von friedlicher und rechtlicher Natur. »Es hat sich von jener starren Einseitigkeit entfernet, womit man vor und in der französischen Revolution, in sich eine schrankenlose Persönlichkeit entwickelte, und alle endlichen Schranken verkannte, mithin auch leicht verführt ward, seinen Willen zu einem allgemeinen Gebot der Menschheit zu erheben; und zu raschen Eingriffen in fremdes Recht getrieben zu werden, als ob alles Menschliche sich in der Natur des Einzelnen vereinige. Wie hätte man sonst mit so viel Aufopferung, mit so muthiger Ergebung noch die Verletzung des Rechts vertheidigen können? Nur der achtet fremde Natur, der seine eigne Persönlichkeit gründlich ermißt, welche aber eben dadurch eine solche wird, daß sie Gränzen und Umriß hat: — Gegenwärtig nun hat man die Richtung genommen, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Völker in dem sie alle umfassenden Vereine zu ehren. Das Recht kann also unter ihnen bestimmtes Daseyn und gebietende Bedeutung haben. — Der Verfasser vergleicht das Band, welches jetzt die Staaten umfangen wolle, in merkwürdiger Art mit der Politik des letzten

Jahrhunderts. Es sey noch dasselbe Band des Gleichgewichts, aber nicht mehr bloß auf dem sinnlichen Princip des Eigennutzes begründet, sondern in einer vergeistigten Art; als ein Streben der Völker, welche jetzt als unendliche und unübersehliche Personen lebendiges Selbstbewußtseyn, ein wahres Gemeingefühl erlangten, und zu dem noch Höheren sich aufzuschwingen suchten, dem Bewußtseyn des Daseyns mit andern und durch andere eben solche Personen. — »Man möchte geneigt seyn,« sagt der Verfasser an einem andern Orte, »im Felde der Politik noch, wenn irgendwo ein goldenes Zeitalter zu verkünden, und hierin die fröhlichsten Hoffnungen nähren. Es ist bestimmte Aussicht vorhanden, daß sie fortan mehr auf Sittlichkeit und innerer Würde der Völker beruhen werde. Hierin besteht ganz vorzüglich der Gehalt und eigenthümlichste Besitz der neuern Zeit, und dürften wir andeuten, wie eine so wichtige Aufgabe gelöset werden wird, als die ist, eine Gesellschaft von Völkern auf einem Gesetz, gleich der Gesellschaft einzelner Menschen zu stiften, so möchten wir die schon oben aus ihrem Ursprunge hergeleitete Rechtlichkeit als Grundsatz jenes Vereins annehmen und ahnen.«

In dieser Annahme erscheint das Verhältniß der Staaten unter einander dem Verfasser künftighin als das »zwischen gesitteten Freunden.« Eroberungskriege werden weniger leicht Statt finden. Jeder Krieg wird ein solcher seyn müssen, den innige Ueberzeugung, ein allgemeines Bewußtseyn, eine lebendige Einsicht beseelt, und in keinem Augenblick würde der Blick auf Frieden und Versöhnung von ihm entschwinden. Hier glaubt der Verfasser die Keime eines edlen Geistes und wichtiger Entwickelung zu finden; denn werden die Kriege wahrhaft Volkskriege, so müssen sie theils vernünftiger, theils seltener werden, theils zur Erhöhung und Erweiterung des Daseyns eines Volkes und selbst der Gesammtheit von Staaten jedesmal beytragen. Auch zeige sich dort die Anlage zu Erneuung einer ritterlichen Denkart und Begeisterung, minder des Gefühls als der Erkenntniß, denn das Recht erscheine als Schiedsrichter und Leiter der Völker ꝛc. — Der Verfasser will jedoch nicht so verstanden seyn, als hege er solche Hoffnungen mit unbedingter Zuversicht, da noch oft und lange Leidenschaft oder persönlicher Eigennutz oder alternde Klugheit den gedeihlichen Fortgang unterbrechen können u. s. f. Am meisten befürchtet er, daß Handel und Gewerbe, welcher überall größere Herrschaft gewinne, wo den Völkern die Leitung ihrer Angelegenheiten anheimgegeben werde, die eigenthümliche Kraft der Völker zu sehr schwächen, und durch die allgemeine Richtung aufs Nichtige und Aeußerliche jeden innern und wahrhaften Werth mehr und mehr unterdrücken möge. Man lese S. 172.

Diese Furcht wird aber durch eine Aussicht gemildert, die jedoch unbestimmter Art bleibt, daß dem Geldwesen, weil es auf die äußerste Spitze der Verfeinerung getrieben sey, eine große Veränderung bevorstehe, und der Handel wieder mehr Tauschhandel im Großen von Volk zu Volk und daher edlerer Natur werden könne. Man lese S. 168 — 171.

Es verdient Erwähnung, was von der Bedeutung der Fürsten in jenem Streben nach Annäherung gesagt wird, welche die natürlichen Lenker und Vermittler sind, und Sorge zu tragen haben, daß die Annäherung befördert werde, und doch das Eigenthümliche der Völker kraftvolle Begründung und Nahrung erhalte. »Daher haben sie auch,« sagt der Verfasser, »gegen ehemals eine ganz andere Gestalt angenommen; wahrlich zwar nicht minder ehrwürdig stellten sie sich damals dar, in sicherer und wohlbegründeter Ruhe, unzertrennlich von den Ihrigen, beweglich nur an der Spitze ihrer Heere, oder in glänzendem Zuge, und stattlich langsamem Gepränge, wie Schatzgötter und als ein unentreißbares Palladium wohnend in dem Herzen ihres Landes: nun aber fast unkennbar, wie die geflügelten Boten eines rastlosen Geschicks, allzugegen, und eine glanzvolle Persönlichkeit aufopfernd, in dem Bewußtseyn erhabenen Berufs, von Gebiet zu Gebiet eilend.« S. 184 — 185.

Der Verfasser hofft nun diese Begründung eines rechtlichen Zustandes unter den Völkern allerdings auf dem bezeichneten Wege des fortschreitenden Jahrhunderts, wie aus den beygefügten Reflexionen über die Natur des heutigen religiösen Charakters der Fürsten und über die heilige Allianz, in Verbindung mit den Grundgedanken des Buchs, deutlich abgenommen werden mag. »Es ist sehr bezeichnend für unsere Zeit,« sagt er, »daß bey weitem die meisten unserer Fürsten, durch Standpunkt und Beruf getrieben, zwar nicht dem äußeren Bekenntniß, aber doch dem Geist ihrer Handlungen nach, echt protestantisch sind, und gewissermaßen im Begriffe stehen, nachdem das Göttliche in den Menschen getreten ist, eine neue Kirche zu bilden, welche die äußern Unterschiede als ein zufälliges hinter sich lasse.« — Was aber über den neuerdings unter den europäischen Staaten gestifteten Verband durch religiöse Antriebe, die heilige Allianz, gesagt wird, ist im wesentlichen Folgendes. Der Verfasser, der jedoch diese seine Ansicht nur mit jener Bescheidenheit gibt, die Jeden bey einer ganz Europa umfassenden, nur den Erhabensten tiefer kund gewordenen, noch dazu erst im Keime sichtbaren Angelegenheit gezieme, stellt sich die heilige Allianz als eine Freymaurerey der Staaten unter einander vor. Das Wesen der jetzigen edleren Freymaurerey sey in geselliger Beziehung die-

ses, daß die Menschen als in einem Höhern insgesammt eins betrachtet werden, als solche, welche der Idee nach ohne Unterschied nach Meisterschaft ringen, jedweder auf seine Art. Was auf solchem Wege längst in Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben vollführt ward, solle nun allem Volke kund werden, die Mysterien sollen verschwinden, und alle Nationen, unbeschadet (wie der Verfasser es nennt) des Eigenthümlichen und Unwesentlichen, sich in einem Geist und einem Glauben auflösen. »Nachdem die Freymaurerey sich von der Werkmeisterey getrennt hatte, bildete sie sich unabhängig vom Staate fort, ohne diesem in den äußern Pflichten den Gehorsam zu versagen, und indem sie den Unterschied der christlichen Glaubensformeln übersah, schien sie immer mit dem Protestantismus gleichen Schritt zu gehen, und gab sich sogar ganz für rein protestantischer Natur, in dem Sinne, wie er in der letzten Zeit vielfältig erschien, indem sie eine gesellige Wohlfahrt der Menschen, ohne Rücksicht auf ein trennendes Positive bezweckte. — Das Geheimniß einer höheren Einheit verspricht nun immer mehr ans Licht treten zu wollen, und die Staaten in der Gesammtheit zu ergreifen; wir erkennen darin ferner,« sagt der Verfasser, »die große zukünftige Bedeutung des Protestantismus und seiner innern geistigen Universalität; er erfaßt dem Geiste nach schon jetzt weit mehr als ganz Europa, und öffnet sich Allen, welche, die positive Form verschmähend, nach Universalität geistiger Bildung trachten.« Der Verfasser möchte ferner die Freymaurerey ein geistiges Verdauungswerkzeug für die Staaten nennen, in dem sie alles, selbst das Verschiedenartigste für das allgemeinere Leben der Menschen und Staaten behandelt und verarbeitet. Die Richtung gehe nun dahin, daß dieses nicht mehr für die Menschen, ihnen unbewußt, sondern immer mehr von ihnen selbst und mit Bewußtseyn geschehe, und von dieser Seite deutet nun der Verfasser die heilige Allianz. — »So wäre denn auch dieses Streben,« setzt er hinzu, »eine Apotheose der menschlichen Vernunft, nur in immer größerem Umfang und veredelter Gestalt. Es ruht in seiner Idee gewiß viel Eigenthümliches der germanischen Natur, denn wie das Reichsgericht in Deutschland, welches seinem innersten Sinne nach in keinem andern Volke gefunden ward, wie ein sittliches Gefühl im großen Bunde über Alle wachte, so erkennen wir im jetzt vorliegenden Falle eine Verbindung aller Fürsten zum Rechtthun unter dem obersten Reichsgerichte Gottes.«

Diese letztere Bemerkung gibt uns Gelegenheit, den von dem Verfasser besonders in diesem Abschnitt ausgeführten Gegensatz zwischen dem germanischen und fränkischen Bestandtheil der europäischen Welt näher zu betrachten. Er läßt sich darauf

zurückführen, daß das Fränkische mehr in einem von außen Empfangenen und Aufgenommenen lebe; das Germanische aber aus einem innern unendlichen Reichthum des Daseyns sich entwickle, wovon die Sprache eine machtige Ursache und Wirkung zugleich sey. Die Schilderung des Fränkischen unter andern S. 131, des Germanischen S. 134 — 136. Jenes erstere ist Darstellung und Inbegriff der Verstandesherrschaft, dieses der Gemüthswelt; in dem Gegensatz der germanischen und fränkischen Völker beruht der Kampf beyder Grundkraste in der Gegenwart und neben einander, so wie er in der Geschichte der europäischen Völker sich nach einander kund gab, so jedoch, daß jener Gegensatz unter den Völkern in den unter den Zeitaltern einbegriffen und ihm untergeordnet ist. Auch der germanische Bestandtheil unterliegt dem Gesetz der Zeit, und der Gegensatz besteht also eigentlich darin, daß beyde auf ihm eigenthümliche Weise dasselbe vollziehn. Das Germanische unterliegt in diesem Augenblicke noch dem Fränkischen, zum Theil »weil ersteres noch nicht so klar ins Bewußtseyn getreten sey, welches ihm auch bey seiner unendlichen Natur größere Mühe kosten müsse« — und Frankreich wird daher nach des Verfassers Meinung »so lange vorherrschend bleiben in Gesinnungen und Grundsätzen und gewandter Lebensgestaltung, bis das Gemüth entweder seine Anrechte wiederum fordert, oder endlich neue Völker eindringen und die Verhältnisse Europas zersetzen oder die Gottheit ein Welt erschütterndes Ereigniß herbeyführt.«

So der Verfasser. Wir beschränken uns hier auf eine Bemerkung, die vielleicht zur größern Aufhellung mancher Urtheile über die so mächtige und entscheidende Theilnahme Deutschlands an dem Fortgang des Jahrhunderts Einiges beytragen könnte. Die Natur der germanischen Völker macht dieselben nach des Verfassers Darstellung geeignet, in Zeiten, wo die Gemüthswelt überwiegt, wie im großen Mittelalter, im Völkervereine zu herrschen, wie denn damals deutsche Kaiser Europa Gesetze gaben. In Zeiten der überwiegenden Herrschaft der Verstandeswelt, der noch immer steigenden Apotheose der Vernunft (nach des Verfassers Ausdruck) können sie nicht das herrschende Element bilden, und ihre Theilnahme und Einwirkung auf den Gang der Zeit besteht nur darin, daß sie dieselbe in einer eigenthümlichen Art bestimmen, welche mit der Gemüthswelt in einer gewissen, nicht leicht scharf zu bezeichnenden, aber wesentlichen Verbindung steht, und daß in ihnen die Keime liegen, den großen Kampf zu versöhnen, und einen Zustand des Gleichgewichts, des Friedens, der Durchdringung der eingegebenen Hauptkräfte dereinst zu begründen. Das nun, was aus dieser Darstellung folgen würde,

obwohl der Verfasser es nie erwähnt, scheint dieses zu seyn, daß der germanische Volkstheil keine solche Begebenheiten, welche die Herrschaft des unabhängigen Begriffs ausbreiten und erhöhen, mit freyer Kraft entwickeln könne, ohne etwas seinem ursprünglichen Charakter Fremdes und Entgegengesetztes schon vorher in sich aufgenommen zu haben, und durch dessen Folgen zu leiden. Ohne eine gewisse Verfälschung und Abweichung von ihren eigenen Grundanlagen würden die deutschen Völker nicht durch eigene Thatkraft die Herrschaft eines ihnen entgegengesetzten Elementes befördern können. Dieser Punkt dünkt uns von bedeutender Wichtigkeit zu seyn; vorausgesetzt, daß man mit der Darstellung des Verfassers einverstanden ist. Nationalbegeisterung und Nationalstolz, Hebel, welche gegenwärtig so häufig angewendet werden, und welche, wenn ihnen die rechte Lenkung gegeben wird, so mächtig beytragen können, daß ein Volk seiner Bestimmung zugeführt werde, können nicht mit Beruhigung und Erhebung sich auf solche Augenblicke richten, und solche Begebenheiten zum Gegenstande des freudig stolzen Enthusiasmus machen, wodurch, wenn gleich auf germanische Weise, doch immer die einseitige Herrschaft der Begriffe auf den Thron gehoben wird. Wie würde man die Reformation, die hieher gehörende Seite des Idealismus und die bloß auf dem allgemein menschlichen Begriff beruhende Herrschaft des Rechts zu Gegenständen triumphirender Feyer und nationalen Hochgefühls machen können; Begebenheiten, durch welche eine Richtung der Zeit mächtig fortgetrieben worden ist und ihrem Gipfel zugeführt wird, vermöge welcher das germanische Element im Völkerleben Europens unterlegen ist? Würde man hier etwa antworten, daß eine nur durch jene Spaltung mögliche künftige Vereinigung und Durchdringung, die man ahne und hoffe, Grund und eigentlicher Gegenstand der Begeisterung sey, so würde diese doch nur auf die Zukunft gerichtet seyn können; die Vergangenheit aber mehr mit Wehmuth und düsterm Kraftgefühl erwogen werden müssen, gleichsam wie eine noch unaufgelöste Tragödie oder ein klagevolles Epos. — Hatte nicht z. B. die Wartburgsfeyer bey achtungswerthen Anregungen des Gemüthes wirklich einen Bestandtheil, den man von obigem Gesichtspunkt aus als selbstverwundenden Wahnsinn betrachten muß? und was ist von jenem Fanatismus zu halten, der Dolchstöße führte? — ja was hat man überhaupt von jener Deutschheit zu urtheilen, welche mit ungemischtem Gefühl der Freude und des Stolzes die Vernichtung alles Positiven durch deutsche Anstrengung hofft, damit nur eine aus der allgemein menschlichen Vernunft aufstrahlende

Wahrheit überall herrsche, da doch das Gemüth so wesentlich eines Gegenstandes bedarf, den es gläubig und liebend umfaßt?

Ueberhaupt bedarf es nothwendig einer nähern Bestimmung, worin dasjenige, was das Fränkische von außen bestimmt und formt, sich von dem unterscheidet, was das germanische Gemüth bedarf, damit es »seine unendliche Kraft beschränke,« ihm Intensitivität gebe ꝛc. Wir wollen hier nur im Vorbeygehen andeuten, wie jene Unterscheidung nach unserm Dafürhalten ergänzt werden müsse, um für uns praktischen Werth zu haben. Des Beschränkenden und Bestimmenden kann so wenig das Germanische als das Fränkische entbehren; es kommt allein auf den Ursprung desselben an, um zu bestimmen, ob es sich mit dem Wesen des ersteren verträgt. Hingebung an das, was von Gott und der Natur kommt, scheint geradezu und wesentlich germanisch zu seyn; Annahme und Unterthänigkeit gegen ein blos zufälliges willkürliches und menschliches aber dem entgegenstehenden Elemente mehr anzugehören. Hiernach wäre z. E. Anerkennung der Form im Allgemeinen germanisch, Herrschaft der Mode dagegen fränkisch; Ehrfurcht vor der Ueberlieferung germanisch, Willkürherrschaft des Buchstabens dagegen nicht u. s. f.

Diese Unterscheidungen weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht. Wohl aber bedarf es eines Blicks auf das, was der Verfasser als herrschende Bewegung, sowohl in der politischen Entwickelung der innern Verhältnisse in den einzelnen Staaten, als in der Gestaltung des europäischen Völkervereins dargestellt hat. Das Streben nach Freyheit und Verfassung, im Sinne einer steigenden Herrschaft der independenten Vernunft; — der Rechtsbegriff, begründet auf der allgemeinen Gleichheit der Menschen, angewendet auf das Nebeneinanderbestehen der Einzelnen, als gleicher Größen im Staate, und der Staaten im größeren Vereine; endlich die Sanktion dieses Rechts durch eine allgemein menschliche Religion, dieses ist die vom Verfasser dargestellte herrschende Richtung in der ganzen politischen Welt. Der germanische Bestandtheil setzt dieser Richtung alterthümliche, in sich ehrwürdige Kräfte entgegen, die aber für jetzt nichts sind, als fruchtloses Ringen gegen die Macht des reißenden Stroms. Die Bedeutung des germanischen Bestandtheils in dieser großen Bewegung besteht für jetzt in nichts, als in eigenthümlicher Art sie weiter zu treiben. Der Verfasser findet nun hierin eine ähnliche Beruhigung, wie er sie beym Religiösen in der analogen Richtung gefunden hatte. Verstehen wir ihn recht, so beruhigt er sich dabey nicht in dem Sinne, als wenn jene Richtung der Politik in sich die beste, und als ob Deutschland für immer verurtheilt sey, keine politische Herrschaft in einer seiner innersten

Natur entsprechenden Weise mehr zu führen, aber er findet Beruhigung darin, wenn das Gesetz der Zeit sich in möglichster Beschleunigung vollende. Wir aber vermögen eben so wenig im Politischen als im Religiosen bey einer blos historischen, von allen höheren und unbedingten moralischen Foderungen abstrahirenden Ansicht uns zu beruhigen. Wir hegen die Ueberzeugung, daß die Aufgaben der Gegenwart in einer solchen Art aufgefaßt werden müssen, daß ihre Lösung unmittelbar Frucht bringe; und daß man nicht erst eine der bezeichneten Hauptkräfte einseitig fortsetzen und befördern dürfe, sondern nach Grundsätzen zu fragen habe, in welchen dieselben sich schon wahrhaft durchdrungen haben, um auf solche, wie auf Grund- und Angab-Punkte das öffentliche Streben zu richten; — von wo aus, als von einem lebendigen und fruchtbaren Keime, der ganze Zusammenhang der politischen Ordnung gestärkt und geheilt werden könne. Hierüber werden wir am Schlusse einige nähere Gedanken ausführen.

Der vorliegende Abschnitt endigt mit besonderen Bemerkungen über die Hauptländer von Europa, wie sie aus dem Geist aller Betrachtungen des Verfassers hervorgehen, und diese wiederum ins Licht setzen; und welche zum Theil von anziehendem Interesse sind. England S. 179, 198 bis 201*, Frankreich S. 207, Deutschland im Ganzen S. 155 bis 157, Oesterreich 209 rc., Preußen S. 212, Rußland S. 219.

Um nicht den ganzen Umkreis der abgehandelten Gegenstände zu berühren, was doch nicht in genügender Art geschehen könnte, übergehen wir den Abschnitt IX. über geselliges Verhältniß, und heben nur noch Einiges über Kunst und Wissenschaft (X. XI.) aus — welche so umfassend und bedeutend auf die Gegenwart wirken; so vielfältig von den seither betrachteten Angelegenheiten bestimmt wurden, und auf sie wiederum zurückwirkten. Es sind Gemeingüter der Menschen, wie Luft und Licht, und bilden zugleich, wenn man so sagen darf, die befruchtende Mittelregion, aus denen die hohen Gipfel der menschlichen Dinge, die Religionen und Reiche, Gestalten, Farben und Formungen an sich ziehen, so wie ihnen von diesen wieder Ausfluß und Nahrung zu Theil wird.

Was nun die Kunst betrifft, so ergibt es sich eigentlich schon von selbst, daß der Verfasser unsere Zeit als derselben sehr ungünstig ansehen muß, weil im Jahrhundert der Begriffsherrschaft und des Bewußtseyns »die erste Bedingung echter Kunstwerke, die Bewußtlosigkeit« mangelt. Diese Betrachtung wird über die Kunst im Allgemeinen, so wie über die einzelnen Zweige

derselben begründet. »Die glückliche Mitte,« sagt der Verfasser, »welche Schöpfungskraft mit leitendem Verstande theilt, und in das glückliche Gleichmaß bringt, ist gleich dem flüchtigen Innestehen einer zart schwankenden Wage, von kurzer Dauer. Der Augenblick ihres Daseyns muß einmal im Leben jedes Volks da gewesen seyn, welches innern Reichthum besitzet und einer Geschichte sich erfreuet.« — Aber auch nur einmal in jedem Volke sey die Kunst wahrhaft da gewesen, als ein Vermachtniß des Himmels an das Geschlecht, darin der Religion allein vergleichbar, daß sie ewig den Menschen führe und bestimme, und nie der Mensch sie ꝛc.

Im genauen Zusammenhange mit der Herrschaft des unabhängigen Begriffs, mit der überall nachgewiesenen Richtung der Zeit, steht nach des Verfassers Urtheil auch die Gestaltlosigkeit, worin die Künste jetzt vielfach erscheinen; für welche er ein Symbol im heutigen theatralischen Tanz findet, welcher den bildenden Künsten, entfernter auch der dramatischen Poesie wesentlich schade, indem er den Sinn des Volkes für die uralten scharf getrennten Gattungen, Plastik und Malerey, verwirre und ersticke, weil es in ihm alles lebendiger und besser zu besitzen wähne; für die in Marmor und Leinwand festgezauberten Momente gehe der Sinn verloren, während die Phantasie von den ewig beweglichen des Tanzes gelockt werde. — Einer der ersten und gefährlichsten Schritte war nach dem Verfasser der leichtsinnige Wechsel der Formen, deren Schöpfung nur das Werk einer glücklichen, reichbegabten Zeit sey; und daß man den Wahn gehegt, beständige Veränderung sey hier besser, als in der alten Form das Neue zu sagen. — Nord und Süd, Ost und West, Neuplatoniker und Mystiker, Griechen und Römer, die Araber und das Mittelalter, Italiener und Spanier hätten wir so besteuert, und die eigene Heimat darüber verloren. Der innerste Geist, welcher in den meisten jener Dichtungsweisen lebe, sey zwar noch nie tiefer untersucht worden; er reize aber nur die historische Forschbegierde, und lasse das eigentliche Leben gleichgültig. — Auch die Gränzen zwischen Denken und Dichten seyen in einander verschwommen; eine ihres basischen Elements verlustig gegangene Philosophie werde von manchen für Poesie gegeben; die Dichtkunst werde eine willfährige Herberge für Träumereyen; und in einer beyspiellosen Selbsttäuschnng halten die Mittelmäßigsten ein ganz zerronnenes Denken und Wissen für poetische Gedanken. — Die Zierath werde das Wesen, der Körper werde Gegenstand der Ahnung; nur als große Schnörkel zu einem hinzuzudenkenden ungeheuren Gebäude müsse man unzählige große und geringe Dichterwerke jetziger Zeit betrachten ꝛc.

Die einzelnen Künste werden mit ähnlichen scharfen Urtheilen heimgesucht. Man lese z. B. von Baukunst und Malerey S. 319, 320, von der dramatischen Poesie S. 336 ꝛc. Die Personen vieler unsrer Tragödien dienten dem Dichter mehr oder weniger als Werkzeuge, eine allgemeine Ansicht geltend zu machen; man möchte die Werke vieler Dramatiker für Allegorien halten, und mit erklärenden Kupfern zu einem wissenschaftlichen Buche vergleichen..... Aber nur dasjenige, was ohne weiteres Zuthun aus der tiefsten Brust des Dichters hervorquelle, werde zu jeder Zeit die Ahndung nach allen Seiten hin erregen: indem es jeder Absicht zu ermangeln scheine, werde es tausend Absichten verrathen, und späte Jahrhunderte werden die Gedanken, von denen sie eben erfüllt sind, in ihnen niedergelegt zu finden glauben. »Darum,« heißt es, »erscheint besonders Shaekspear ewig neu, ewig räthselhaft, und doch wieder so leicht sich mit uns verständigend. Wo aber das ganze Werk nur der Entwickelung eines starr verfolgten Gedankens bestimmt scheint, da kann nur eine solche Zeit besonders Behagen an ihnen finden, in der eben jenes Philosophen mit Vorliebe abgehandelt wird — kurz nur der Dichter ist unsterblich, der die Leser nach allen Seiten hin produktiv macht, nicht der, welcher uns in noch so kunstvollen Weisen zwingt, ihm auf den ihm gefälligen Wege zu folgen.« Der Verfasser fügt noch bey, daß das Philosophem vom Schicksal, welches in mehreren jener Stücke mit Vorliebe verfolgt werde, unserer Zeit fremd, und daß es in hohem Grade unchristlich sey, so daß er solche Darstellungen in religiösem Sinne erwogen, »nicht blos anstößig, sondern empörend« nennen möchte. — Jetziger Zustand der Sprache S. 303 ꝛc. — Musik. Der Verfasser erkennt an, daß Deutschland eben jetzt in dieser Kunst einen hohen Rang behauptet, und daß es in ihr die glücklichste Gelegenheit antrifft, »die Tiefe seines gedankenreichen, mehr ahnenden, als eines klaren Ausdrucks fähigen« Gemüthes zu bewähren. Aber auch in der Behandlung dieser Kunst findet der Verfasser, und wohl nicht ganz mit Unrecht, die schädliche Wirkung einer der echten Kunst widerstrebenden Zeit: Ihre ursprüngliche naturgemäße Wirkung habe sie immer mehr verlieren müssen, je mehr der Mensch sich selbst in die Mitte der Dinge, und als ein unabhängiges Universum darzustellen bemüht gewesen sey. Es sey wirklich in dieser Zeit Ideal der Musik, sich dem Verstande und der Sprache anzuschmiegen, weniger in Naturtönen zu singen, als abzuhandeln. Es werde reines Denken in Tönen vorgenommen, und der Hörer rede gleichsam den Künstler nach. Unsere Musik sey eigentlich nur Instrumentalmusik; die höchste Aufgabe der Vokalmusik scheine zu seyn, ein mensch-

lich-musikalisches Instrument zu werden. — Der Durchgangspunkt von Gefühl und Verstand, Begeisterung und Besonnenheit sey seit geraumer Zeit von uns überschritten, und nur in den würdigen Meistern bis Haydn herab, festgehalten, bey denen das reiche Maß der Verkettungen und Verhältnisse noch nicht die Gränzen klarer Anmuth überschreite. Es gehe auch hier, wie jetzt überall, und besonders in den Künsten: unersättlich sey das Streben, aber leicht ermüdet und ekel die Lust, man dränge unaufhaltsam weiter, und es bedürfe bald des Grellen und Ueberraschenden, um zu stärken und zu reizen. —— »Wir hören nicht selten in kühnen, wunderlichen Verstrickungen der Gedanken gesanglose, düstre Maßen von Tönen dahin rollen: die Empfindung feyert, nur der Verstand horcht; und wo jene ihre Rechte anknüpft, zerschneidet ein harter Uebergang rasch den Faden, und erhebt die Reflexion wieder auf den Thron u. s. f.«

Die Bemerkungen des Verfassers über die heutige Kunst haben uns aller Beachtung werth geschienen. Es gilt aber auch hier, was bey allen Theilen des Werks wohl im Auge zu behalten ist, daß es eine große Einseitigkeit seyn würde, wollte man sich die Gemüthswelt aus einer Zeitepoche gleichsam wegdenken, und vergäße man, daß in vielen Individuen und einzelnen Fällen die Aufgabe einer schönen und würdigen Mitte zwischen den beyden großen Grundkräften des menschlichen Geistes als erreicht oder doch als erreichbar sich darstellt. Die Phantasie, das ungerufene Gefühl, die echte Begeisterung erlöschen zu keiner Zeit ganz, und die damit Begabten vermögen es in hohem Grade, die Schärfe des theilenden und herrischen Verstandes in sich selbst zu klarer und schöner Besonnenheit zu mäßigen. — Auch dürfte der Verfasser den Süden Deutschlands nicht zureichend kennen; denn mögen auch hier manche seiner Bemerkungen treffend erscheinen, so ist doch nicht zu übersehen, daß in solchen Ländern, wo der Geist dem Gemüthe mehr angehörig geblieben ist, und für dessen Forderungen offen steht, die Rückkehr von verfehlten Richtungen leichter, und das Ziel näher und ohne Umweg erreichbar seyn dürfte.

XI. Wissenschaft ist dagegen ganz im Gegensatz mit der Kunst recht eigentlich für eine Zeit, welche nach Aeußerung des Verfassers selbst »in ihren Thaten die Darstellung und Entwickelung des Begriffs bemerkt.« In vorliegendem Abschnitt nun, wird der nachgewiesene allgemeine Charakter der Zeit auch auf das Wissen und Forschen selbst angewendet, und gezeigt, daß dasselbe sich zu übersinnlicher Höhe gesteigert, und von der unbefangenen Naturbetrachtung entfernt habe; wie dadurch eine große Unsicherheit, Gesetzlosigkeit, Sättigung und Ekel entstanden sey,

— und wie ferner im Zurückgehen von jener Ueberhebung der reinen Spekulation, mit Verwechslung der Gesetze für Denken und Dichten, man zu einer neuen Art von geistig-sinnlicher Empirie sich wende, von der es schwer zu sagen sey, ob sie für einen Gegensatz gegen die zu hoch spekulirende Wissenschaft, oder aber für eine noch höhere Steigerung bis zur Entartung gelten solle. Die einzelnen Bemerkungen des Verfassers sind scharf, und fast bitter. Die Extreme, sagt er, haben sich auch hier berührt, das höchste Wissen werde dunkles Ahnen, die innere Anschauung vermähle sich mit roher Naturbetastung. Um es derber auszudrücken, so seyen in manchen Gegenständen des Wissens Sinn und Unsinn nicht mehr zu unterscheiden, und rein in einander aufgegangen. — Die Literatur gleiche jetzt einer unzähligen Menge gleichzeitiger Monologen, da jeder sich selbst rede und höre; gar Viele bestehen dabey nur durch Bedingung und Einschränkung des Werthes anderer: was der Schatten dem Lichte sey, und der Widerhall dem Tone. — — »Wie wird das innere Leben zerrissen,« sagt der Verfasser, »überschwemmt und hinweggetilgt durch die reiche Anzahl schriftlicher Werke, der Zeitschriften, der Anstalten zu innerlicher Unterhaltung, und unaufhörlich leisen Selbstgesprächen, die man Lektüre nennt, die aber so weit entfernt vom echten Leben sind, als geistiges Getränk von Lebenskraft.« — »So wurden noch nie Sprache und Schrift als unheilige Werkzeuge gehandhabt, so dreist und zu allem fertig trat man noch nicht auf, wenn man zu seinem Volke redete, und wir dürfen in vielen Fällen annehmen, daß, indem man nach dem Höchsten zu streben vorgibt, der reine unbestochene Sinn für dasselbe immer mehr erlischt.« — »Würde nicht,« sagt er an einer andern Stelle, »mehr strenge Schule uns vor der ergiebigen Ueberschwemmung mit dem Schlechtesten erlösen? Besteht nicht unsere Aesthetik im bloßen Parteynehmen für irgend eine Manier, einen Styl? Die Logik hat der alles im Blick überschauende Geist als unbequeme Fessel von sich gethan: denn ungeduldig und nie befriedigt verschmäht er es, nach festen Gesetzen von That zu That zu einem Resultate aufzusteigen, das ihm schon an sich selbst kaum der Beachtung werth scheint.« — »Früheren Denkern waren nicht bloß die Gesetze und Formen des Denkens, sondern die ganze innere Beschaffenheit der Seele, der Gegenstand emsiger Forschungen, der Psychologie; der menschliche Geist trat staunend vor sich selbst hin, und hielt solche Forschungen für die angemessensten und den Prüfstein höherer Ansprüche. Wie schnell aber ist er nun darüber hinweggeeilt! wie liegt die Seele, so zu reden, weit abwärts von dem sich hoch aufschwingenden Geiste. In unerreichbaren Höhen schwebt er über die Werkstätte aller mensch-

lichen Gedanken, Gefühle und Triebe, und ist er nun hindurch gedrungen zu dem Ziele, wo Zeitliches und Ewiges, Göttliches und Menschliches vor ihm in ruhiger Klarheit sich ausbreiten — wie nennt ihr da jenen erhabenen Ruhepunkt, jenes innerste Heiligthum, jenen Wohnsitz unvergänglicher Wahrheiten? Ihr nennt ihn das Ich und euer unmittelbares Bewußtseyn ꝛc.« — Auch 347, 363 über die Bereicherung der Sprache mit abstrakten Ausdrücken, welche zu vielerley und darum nichts bedeuten, mit denen man hinüber und herüber spiele, ohne sich zu verstehen, in denen man sich gewöhnt habe, sich gar dunkel zu verständigen und zu beruhigen u. s. f.

Der Verfasser warnt unter andern vor dem bey solchem Zustand der Wissenschaft überhandnehmenden Geschmack an der epigrammatischen Behandlung der Dinge, S. 349, 350.

Von jener neuen Empirie, die nach des Verfassers Darstellung eigentlich für noch immer höher getriebenen Uebermuth des Verstandes anzusehen ist, wird gesagt, daß die Erlöschung wunderbarer Naturgaben, und des geschärften Wahrnehmungsvermögens der Menschen, welches früher aus größerem Zusammenhang und Verwandtschaft mit der Natur hervorging — als sinnlich erläuternder Beweis dienen könnte, daß aller ahnender Sinn vom Weltgeiste ab auf dessen Nachbild, den Geist der Menschheit gekehrt, und statt des schaffenden Gottes einen Gott aus dem Geschaffenen zu erzeugen sich bemüht habe. »Hält man den letztern Gedanken etwas hartnäckig fest,« setzt der Verfasser hinzu, »so muß man denen beypflichten, welche die Richtung der Zeit, mit der wir uns jetzt beschäftigen, und die wir, etwas sonderbar einen philosophischen Naturglauben nennen möchten, für eine durchaus gottlose Richtung, für den nur veränderten Unglauben der gesammten letzten Zeit halten. Wer ein frommes Gemüth hinzubringt, wer gewohnt ist, das Leben als eine Schule der Prüfung, als einen getrübten Abglanz des Göttlichen zu betrachten, dessen Empfindung muß im tiefsten Grunde, auf eine mit verletzter Scham nur entfernt zu vergleichende Weise erschüttert werden, wenn er die jetzt übliche neugierige Betastung der verborgenen Naturgeheimnisse, das Streben, diese zum Gegenstande menschlicher Wissenschaft zu erheben, das Hervorzerren der zartesten Fäden, durch welche der organische Leib mit einer verborgenen überschwänklich wirksamen Werkstätte zusammen hängt, gewahr wird.« — Der Verfasser führt aber von der andern Seite auch die Urtheile derer an, welche jenes Streben als eine Rückkehr zur Natur darstellen, und das Systematisiren und Streben noch untrüglichen Gesetzen in den engen Schranken der Wissenschaft, fast mit den nämlichen Worten als Uebermuth und

Naturentweihung tadeln u. s. f. Man wird diese Darstellungen der verschiedenen Beurtheilung eines, freylich dadurch nur sehr obenhin berührten Gegenstandes, nicht ungern lesen. S. 374 — 382.

Der ganze geschilderte Zustand der Wissenschaft, verbunden mit jenem der Erziehung, welche schon in den Kindern »eine unmäßige, das wahre Leben ertödtende Kapacität« befordere — erscheint dem Verfasser wohl nicht mit Unrecht ein besorgnißvoller und demüthigender zu seyn. Ja, eine hoffnungsvolle Aussicht scheine sich wirklich zu verschließen, wenn man nicht alles auf die Zukunft, wie mit unverwüstlichem Glauben und Vertrauen anweise. »Wir möchten in der That,« sagt der Verfasser einmal, »viele unsrer Schriftsteller geradezu für das halten, wofür sie sich im bittern Unmuth über die Zeit selbst geben, für ein Wetterleuchten einer kaum geahneten Zukunft, wo das klar und allverständlich ins Leben trete, was jetzt in geheimnißvollen Tönen uns wundersam überrascht. Tröstlicher, denn irgend etwas müßte eine solche Versicherung für Deutschland seyn, und seinen wichtigen Standpunkt auf die kommende Zeit beurkunden, indem nur von dort aus solch ein neues Leben sich verbreiten könnte.« — Ob solche Hoffnungen für die Zukunft gegründet oder nicht gegründet seyen, untersucht der Verfasser nicht, und begnügt sich als Zeichner der Zeit, am Ende dieses Abschnittes, zwey Arten von Menschen darzustellen, welche gleichsam den ganzen Kulturstand der Zeit, wie er ihn aufgefaßt, in sich enthalten, die Universellen im germanischen, die Indifferentisten im fränkischen Europa, von denen er im Allgemeinen sagt, daß, wer sie nicht zu lieben entschlossen sey, mit der Zeit, aber nicht mit ihnen, zu zürnen habe. Diese Zeichnung ist anziehend und reichhaltig; sie stimmt zu der ganzen Ansicht des Verfassers von der Gegenwart. S. 385 — 388.

XII. Aus dem Abschnitt: die Zukunft, heben wir nur einige Blicke aus, die der Verfasser in unbestimmte Ferne thut, auf den Süden Europas und auf Amerika. In jenen Ländern scheint dem Verfasser die neue Zeitepoche »noch nicht so mächtig erweckt, als zu Erzeugung kräftiger Gegensätze dienlich ist.« Vielleicht glimme in ihnen ein Funken eigenthümlichen Lebens dergestalt fort, daß er einst (nach vorheriger noch größerer Steigerung des Jahrhunderts) in ein helles Bewußtseyn tiefer Versunkenheit und der Entfernung von Gott ausschlage. »Dieser Augenblick,« setzt der Verfasser hinzu, »würde der seyn, auf den wir früher hingedeutet, da das germanische Element in den Völkern wieder glänzend aufstrahlte, und Deutschland wieder, wie vor Jahrhunderten, befruchtend und entscheidend auf Süd und West einwirkte.« — Der Verfasser verspricht sich übrigens

die größten Folgen von einer naturmäßigeren Vertheilung der Beschäftigungen der Völker im Großen, indem er den Norden und die deutschen Völker vorzugsweise für den Ackerbau, und die südlichen mehr für Betriebsamkeit in Handel und Gewerbe gemacht glaubt; ein Gedanke, dem wir hier keine weitere Untersuchung widmen können.

Während in Deutschland sich der Zeitpunkt einer künftigen Durchdringung der vorhandenen Hauptkräfte, einer harmonischen Reife der Menschheit vorbereiten möchte, scheint sich nach dem Verfasser der verderbliche Stoff, welcher aus der einseitigen Ausbildung des reflektirenden Verstandes herrühre — hauptsächlich nach Amerika zu entladen, gleichsam »als sehe er unter uns schon jetzt seine Hoffnungen nicht mehr befriedigt, für die Zukunft aber die Aussichten noch weniger günstig.« Die freye Individualisirung des einzelnen Menschen würde für das Geschlecht vielleicht erst in jenem Welttheile ihre völlige Entwickelung finden, und wenn diese Richtung auch dort den höchsten Gipfel erreicht habe, »die Reife des Geschlechts zuletzt beschaulich in den Urquell alles Geschaffenen zurücksinken.« Wie alle Kultur von Anfang aus dem Morgen nach Westen fortgeschritten, so würde sie dort, bisher lange durch die Weite des Meers gehemmt, den großen Lauf vollenden.

Wenden wir aber den Blick von jenen unbestimmten Fernen und spätester Nachwirkung einer Entwicklung zurück, welche wohl in Deutschland, als in einem Mittelpunkte der geistigen Bestrebungen, allein am gründlichsten Statt finden könnte; betrachten wir uns selbst und das Innere unserer Bestrebungen, so finden wir noch einen sehr beachtungswerthen Gedanken des Verfassers, womit wir diese auszugsweise Mittheilung um so lieber schließen, da er zu eigener Darlegung unserer Betrachtungen einen bequemen Uebergang darbietet. Man sey, bemerkt der Verfasser, vielfach der Meinung, daß die verderbliche Anmaßung durch gemachte Erfahrungen herabgestimmt, und Bescheidenheit eingetreten sey; »allein die Bescheidenheit, so obenhin genommen,« sagt er, »ist ein zu allgemeiner Begriff und nur zweydeutige Tugend; denn sie weiset zwar auf der einen Seite zur Demuth, die noch weit ab von ihr wohnt, nach der andern aber zur Unthätigkeit und Schlaffheit. Die Demuth nun ist eine sehr erhabene Tugend, mannhaft und kräftig, begeistert und zu allem Großen und Guten geneigt; ja sie ist die Größe und Güte selbst, nur unter der Bedingung der Frömmigkeit und der Furcht vor Gott; sie ist dem Manne das höchste Ziel des Strebens, und ihm dasselbe, was Unschuld und innige Liebe dem Weibe.« Der Verfasser findet nicht Maß und Ziel, sie zu preisen, weil sie die beredteste

Lobrede verdienen würde; darum begnügt er sich mit der allgemeinen Behauptung, daß unser Zeitalter vor allen früheren hervorleuchtend und bewunderungswerth seyn würde, »wenn nicht ein Einziges fehlte, dessen Mangel all' unser Lob mit plötzlicher Gewalt zurückschrecken müsse — die Demuth.«

Wenn es nun erlaubt ist, nach so umfassenden fremden Bemerkungen noch von eigenen Betrachtungen einiges hinzuzufügen, auf welches andere Ziel könnten diese gerichtet seyn, als auf das an mehreren Orten bereits angedeutete Bedürfniß nach Beruhigungsgründen bey der geschilderten überwiegenden Richtung der Zeit; nach Bedingungen und Vorschriften, welche erfüllt werden müssen, damit man Grund habe, mit wahrer Zuversicht auf diejenigen Lichtpunkte einer uns vorbehaltenen Zukunft zu blicken, auf welche die Darstellung des Verfassers, da wo sie hoffnungsvoll ist, hinweiset. Wir haben schon oben gesagt, daß wir das historische Gesetz, da wo es auf praktische Fragen ankommt, nur in so fern gelten lassen können, als es mit den Gesetzen des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen, in Harmonie gebracht worden ist; oder was ungefähr dasselbe sagt, die Hoffnung eines künftigen Gleichgewichts zwischen den nachgewiesenen Hauptkräften kann uns beym Fortgang der Zeit in einer einseitigen Richtung, welche Glauben, Lehre, Gerechtigkeit und Tugend mit sich dahin reißt, umwandelt, beherrscht, — nicht beruhigen, so lange wir nicht einige Grundsätze des Handelns aufgefunden haben, auf welche, wie auf Stütz- und Angelpunkte, das, was von Jedem an seinem Standorte geschehen solle, begründet und zurückgeführt werden kann, — und welche von der Art sind, daß in ihnen jene gehoffte Durchdringung der in den Zeitaltern nachgewiesenen, in entgegengesetzter Richtung herrschenden, Kräfte schon wirklich vollzogen ist.

So viel leuchtet ein, daß als solche Grundsätze nicht Wahrheiten und Tugenden aufgestellt werden können, die das heutige Zeitalter dergestalt mit sich hinweggerissen hat, daß sie ihm nicht mehr als Wahrheiten und Tugenden erscheinen, und deren es nicht fähig seyn würde, wenn es auch von der Sehnsucht ergriffen wäre, sie zu glauben und zu üben. Nicht was an sich alles wahr und gut sey, kann die Aufgabe seyn, wenn von der Zeit im Ganzen die Rede ist; sondern welches dasjenige Wahre und Gute sey, welches unmittelbaren Einfluß auf sie gewinnen kann, welches sie als solches zu erkennen und zu erreichen fähig ist. In ihr selbst wird man auffinden müssen, was sie retten kann, und aus ihren eigenen Begriffen und Erfahrungen zeigen müssen, was

nothwendig ist, damit jenes seine rettende Kraft auch wirklich ausüben könne.

Fragt man nun nach einem Allgemeingültigen, was die Zeit selbst entwickelt und verdeutlicht habe, so findet man allerdings das Recht als einen Grundsatz, welchen ein Zeitalter nothwendig anerkennen muß, das auf die Selbstbestimmung des eigenen Ichs alles begründet, und doch Besinnung genug hat, sich nicht in gegenseitigem Kampfe aufs wildeste zu zerstören. Was für ein anderes Gesetz, als das des gegenseitigen Rechts, wie unbestimmt und ungenügend es auch sey, wäre in gleichem Maße geeignet, in einem Zeitalter der überwiegenden Herrschaft des Verstandes zu gelten; da die Begriffe einander widersprechen, und ein Krieg aller gegen alle, nicht aus rohem Bedürfniß, wie im Anfange der Gesellschaft, aber mit höchst verfeinerten, alles beherrschenden, geistigen Mitteln des gegenseitigen Verderbens nur dadurch vermieden werden kann, daß jeder die Gränze anerkenne, wo seine Persönlichkeit von einer fremden, ihm gegenüberstehenden beschränkt wird, daß ein gegenseitiges Beruhigen im Rechte Statt finde. — Aber so allgemein ausgedrückt, würde diese Rechtlichkeit, auf welche auch das vorliegende Werk so oft als auf eine Basis glücklicher Gestaltung, besonders im Verhältniß der Staaten zu einander hinweiset, nur täuschender Beruhigungsgrund seyn. Zuvörderst ist einleuchtend, daß eine Rechtlichkeit, welche nur aus dem Begriff der Gleichheit Aller Folgerungen zieht, und alle diejenigen natürlichen und geschichtlichen Ursachen außer Acht läßt, welche Ungleichheit unter Menschen und menschlichen Kräften bewirken, dem angegebenen Zwecke nicht Genüge leisten kann. Eine Gerechtigkeit, die nichts als Recht anerkennt, als was sich aus einer im Begriff angenommenen Gleichheit herleiten läßt, gehört vielmehr ganz eigentlich dem einseitigen Fortgang der Zeit, der vom Verfasser so benannten Steigerung des Jahrhunderts an; sie ist eine Schutz- und Angriffswaffe des Geistes der Zeit in seiner jetzt noch vorherrschenden Richtung; in ihr kann also keine Durchdringung der Gemüths- und Verstandeskräfte vollzogen seyn. Wir bedürfen einer umfassenderen Gerechtigkeit, welche das Alte, wie das Neue, das Ungleiche wie das Gleiche, Hohes und Niedres, Allgemeines und Individuelles, Beharrliches und ungestüm Fortschreitendes, Festes und Wandelbares in ihren Schutz einbegreife; — welche in allen Dingen die wahre Freyheit beschirme. Sie darf nicht durchaus unverträglich seyn mit der in der Zeit herrschenden Kraft, weil ihr Gebot sonst wirkungslos bleiben müßte; sie darf aber die entgegengesetzte Richtung nicht ausschließen, weil sie ja gleichsam erster Knotenpunkt seyn soll, in welchem sich beyde durch-

schlingen. Ihr Gegenstand kann nicht blos das Gebiet des Völkerrechts, das Verhältniß der Staaten zu einander seyn; im Innern des einzelnen Staates muß sie Aristokratie und Demokratie, das Alterthümliche und das Umgestaltende umschließen; — sie muß auch dem regierenden und regierten Theile gemeinsam seyn, weil die entstehenden Spaltungen und Widersprüche nur durch innige Verbindung des Rechts mit der Macht dauernd besiegt werden können. — Selbst die tiefsten Kräfte des menschlichen Geistes, Glauben und Unglauben, muß das Recht, wie wir es bezielen, umfassen; die Schutzlinie dieses Rechts muß streng beobachtet werden, sobald von Aeußerungen religiöser Gesinnung die Rede ist; weil gegenseitige Unterdrückung, und verfolgungssüchtige Unduldsamkeit die heutige Welt in die tiefste Verwirrung und unheilbare Spaltung stürzen müßten.

Es würde verdienstlich seyn, die verfehlten Richtungen, die sich alle mit dem Namen des Rechts bekleiden, einzeln aufzuzeichnen. Die im Geist des Jahrhunderts nach Fortschritt strebenden Theile nennen nur dasjenige Recht, was die in demselben begründeten Ansichten gestatten, nur das auf Einebnung und Gleichmachung aller Eigenthümlichkeiten und Vorrechte gerichtete Streben wird von ihnen Recht genannt, und alles das, was aus ihrem Begriff von der Menschheit zu fließen scheint. Sie nennen dieses dann die allen Gesetzen vorangehende, unverjährbare Gerechtigkeit, welche wie eine entdeckte Urkunde über Legitimation oder Succession unmittelbar dann in Kraft trete, sobald man darauf gestoßen sey. — Andere nennen alles dasjenige Recht, was in irgend einem Zustande des friedlichen Besitzes vorhanden ist, oder war, als Kreis der Mittel und Fähigkeiten jeder einzelnen moralischen oder physischen Person. Sie betrachten einen solchen Thatbestand als durch höhere Fügung, gleichsam durch göttliche Anordnung gegeben und geheiligt; und was faktisch an selbigem verletzt wird, ist als nicht vorhanden zu betrachten. Näher der Wahrheit sind diese, weil sie für das Recht eine außer dem Menschen liegende Quelle annehmen; aber auch sie können, ohne es zu wissen und zu wollen, wenn sie die lebendige Natur, den ewig fließenden Quell neuer Rechte, nicht beachten, und indem sie den Buchstaben des in irgend einem Zeitpunkt gültigen Rechts mit starrer Unbiegsamkeit festhalten, Rechte übersehen, die später entstanden sind, oder aus dem Geiste der Verhältnisse flossen. — Im Verhältniß der Regierenden und Regierten suchen sich die einseitigsten und verkehrtesten Richtungen mit dem Rechte zu bewaffnen. Die auf gesetzloser Selbsthülfe brütenden, oder wild in solche ausbrechenden Parteyen, scheuen sich nicht, folgendermaßen zu sprechen: »Daß dem Vaterlande geholfen werde, ist

das oberste, das souveränste Recht. So lange es Mittel gibt, legal zu helfen, so muß man sie allerdings anwenden; versagen aber diese, bleiben Versprechen und Rechte ohne Kraft, so muß den Regierungen zuvörderst mit Hülfe der öffentlichen Meinung und Preßlizenz gezeigt werden, daß eine Volkskraft vorhanden sey, stärker, als sie; — und fruchtet die Drohung nicht, so muß sie in Wirksamkeit gesetzt werden. Alles sonst Unrechte wird in diesem unvermeidlichen Kriege recht; individuelle Gewaltthaten geschehen zuerst, und endlich muß die Masse aufgeregt werden, um mit Macht ans Ziel zu kommen. — Und geht nicht ein Riesengenius durch jedes große Volk? Sind nicht die Schritte des Schicksalsganges fast immerdar mit Gewalt und Zerstörung bezeichnet? Sind nicht die Ausbrüche lebendiger Thatkraft einer Nation in Augenblicken, die das Schicksal dazu ausersieht, den Stürmen und Gewittern in der physischen Natur zu vergleichen, und sind sie nicht so gerecht als die Naturkraft selbst? Wer will uns des Unrechts zeihen, wenn wir im innersten Geist und Sinn unsers Volkes handeln?« — Eines Beweises, daß diese Unrecht haben, bedarf es nicht; da das Recht, das Schicksal der Nation hinauszuführen, selbst im kaum gedenkbaren Falle einer daurenden Verblendung oder eines übeln Willens der Regierungen, für sie ein unerwiesenes, und also im Konflikte mit anerkannt vorhandenen Rechten ein erlogenes bleibt; — da sie keineswegs im Stande sind, zu beurtheilen, ob durch das Mittel, welches sie auf dem Wege der blinden Gewalt anwenden, das Glück der Nation befördert werden muß? ob im großen Schicksalsgange derselben dieß oder jenes grade jetzt ein nothwendiges Glied ist? ob es nicht grade entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen wird, als sie meinen? — da endlich das Recht nicht hinreicht, um unmittelbar in That überzugehen. — Ganz entgegengesetzt ist die Sprache derer, welche Willkürherrschaft lieben. »Was Recht? was Prinzip?« möchten solche sagen können; »nicht mit Bannformeln stehender Begriffe, nicht mit Buchstabenzwang, kann man die bewegte Welt in Ordnung erhalten; persönliche Kraft allein kann persönliche Kraft beherrschen; Geist und Wille sind es, die einander widerstreben, und das Erzeugniß des Verstandes, die Rechtstheorieen gegeneinander als Waffen gebrauchen. Die Welt will regiert seyn. Die Staaten sind Thatsachen, und müssen als solche fortgesetzt werden; nicht auf das, was Individuen und Parteyen sagen, kommt es an, sondern darauf, was sie können und wollen. Nicht auf einem zartschonenden Wege sind Staaten und Regierungen entstanden; kraftvolle Charaktere, kluge Benutzung der Umstände, Stärke und List gründeten die Gewalt; ähnliche Mittel müssen sie erhalten. Können wir im Guten, mit

Liebe, Ehre, Zucht nicht ausreichen, so muß Gewalt die Gewalt vereiteln. Die Macht an sich selbst ist Quell der Rechte, sie überträgt die Ideen ins Leben; sie gibt Zeiten und Völkern ihr eigenthümliches Gepräge; die Könige, weil sie Könige sind, die über große Mittel für große Zwecke gebieten, können keine Schustergerechtigkeit üben; ihr Wille ist das Organ der Weltordnung und Vorsehung; und wie das Naturgesetz, obgleich im Einzelnen manchmal ungerecht und störend, im Allgemeinen aber heilsam, recht und gut.« Auch diese verfehlen offenbar die wahre Gerechtigkeit. Es kommt ja nicht blos darauf an, daß regiert werde, sondern am meisten, daß gut regiert werde. Woher die Befugniß, könnte man ihnen antworten, der Menschheit gleichsam im Namen Gottes und als eine zweyte Natur eine neue Formung und Bestimmung, nach eignem Gutdünken zu geben? wolltet ihr das Regiment nur als Thatsache betrachten, was würde euch dann von der Tyranney unterscheiden? Man sieht leicht ein, daß zwischen Recht und Macht ein gewisses Gleichgewicht bestehn muß; die Macht als Thatsache soll durch Recht geheiliget werden, und das Recht soll sich nicht unmittelbar an die Stelle der Macht setzen. Diese soll das Recht beschützen, das Recht hinwiederum sie mäßigen. Beyde müssen einander bedingen: jus facto temperandum. — Da wir aber hier falsche Richtungen untersuchen, welche alle im Rechte begründet zu seyn vorgeben, so können wir auch die Rechtsverletzungen in Sachen des Glaubens nicht stillschweigend übergehen. Welche freventliche Urtheile! welche Aergernisse und Eingriffe! welcher offene oder entfernte Zwang! Auf der einen Seite irren jene, welche in Verwechselung der Apostolischen und der Königlichen Würde die in ihrem Innern erkannte Wahrheit durch Staatszwang äußerlich geltend machen wollen; wenn auf der andern das Unrecht jener kein Maß hat, welche die Gewissensfreyheit als Recht in Anspruch nehmen, aber dieselbe allen denen tyrannisch absprechen, welche anders glauben, als sie es im Geiste der Zeit begründet meinen; und den Freyheitsbrief tilgen, den sie selbst gefordert, wenn jemand aus ihm die Befugniß herleitet, sich einer geheiligten Autorität zu unterwerfen.

Wenn nun alle eben genannten Parteyen zwar das Recht im Munde führen, aber nicht im wahren Rechte unterwiesen sind und handeln, so gewinnt die Frage um so größere Wichtigkeit, welches denn das Recht wahrhaft sey? Wir wollen hier nicht in abstrakte Untersuchungen uns vertiefen, sondern von den vielen, die angestellt worden sind, einige Frucht zu ziehen suchen. Des Thatbestandes kann man bey der Definition des Rechts nicht entbehren: sehr geistvolle Schriftsteller führen alles auf denselben zurück; gleichwohl fühlt jeder, daß er zu unserm Zwecke nicht ge-

nügt. Doch wird dieser Begriff umfassender und befriedigender, wenn man für den Thatbestand, der mit dem Rechte eins seyn soll, den in jedem Augenblick vorhandnen unbestrittnen Besitz annimmt, worin alle neuen Verhältnisse sobald gehören, als die Frage des Besitzes definitiv entschieden ist. Das ist sie nur so lange nicht, als darum mit ungefähr gleichen Kräften gestritten wird; sobald die entschiedne Obermacht etwas als recht erklärt, hat es als solches zu gelten *). — Einen noch reichhaltigeren Umfang bekäme jener Begriff, wenn man nicht blos den Thatbestand ins Auge faßte, welcher äußerlich vorhanden ist, sondern überall jenen, welchen die Natur des Menschen und der Verhältnisse erforderte, welcher also im inneren Grunde schon vorhanden ist, und dem auch die äußere Gestalt der Dinge entsprechen muß, wenn die traurigen Folgen eines widernatürlichen Zustandes vermieden werden sollen. Man hätte also bey allen Rechtsverhältnissen nach dem ursprünglichen Originalkontrakt zu fragen, auf dem sie geschichtlich beruhen; man hätte nach dem Zwecke der Rechte zu fragen, um ihre Unterordnung nach dem Range der Güter zu bestimmen; die natürlichen Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu untersuchen, um nach diesem Maß der Unbedingtheit zu bestimmen, welches Recht dem andern zu weichen habe. Hiernach würde sich z. E. ergeben, daß die auf einem ganzen Stande oder einer Klasse der Nation ruhende Beschränkung oder Belastung aufhören müsse, sobald der Grund derselben, ein dafür zugestandner Vortheil, eine gegenüberstehende Leistung ganz wegfällt. Es würde sich ergeben, daß das, was die Nationalidee, als in einem großen gebietenden Naturverhältniß gegründet, nothwendig erheischt, dem Rechte auf lokale Vortheile vorzugehen habe. Wiederum daß der Anspruch aller Menschen auf die nothwendigste Nahrung, mehr noch jener auf Erlangung derjenigen geistigen Güter, die im Sinne des Evangeliums allein vonnöthen sind, und alle übrigen entbehrlich machen, im Gesichtspunkte des Gesetzgebers, dem alten Occupationsrechte herrnloser Güter an Stärke vorgehe. Mit einem Worte, würde man das Naturerforderniß als Quell des Rechts annehmen, so würde man in den meisten Fällen neues und altes, und auch im Verhältniß der Regierenden zu den Regierenden, das immer geübte:

*) Im Verhältniß zu den Regierenden, welche gegen das einzelne Recht immer in der Uebermacht seyn würden, wenn nicht das Gesetz sie beschränkte, muß man eben dies Gesetz als faktische Vertheidigung denken. Wirklich ist es dieß, denn es kann zwar wohl in einzelnen Theilen verletzt, aber nie aufgelöset werden. Macht ohne Gesetz würde sich selbst zerstören, das Gesetz ist für die Regierenden die Bedingung ihrer Macht.

Salus publica suprema lex esto mit dem starren und strengen Buchstabenrechte glücklich verbinden können, ohne sich über den Gränzen des Rechts hinaus in Willkür zu verlieren. — Ob aber dies Prinzip genügen könne, bleibt dennoch sehr zweifelhaft, besonders weil das richtige Verständniß des Naturbedürfnisses oft schwankend ist, und von jedem nach seinen Begierden und Neigungen gedeutet werden kann. In dem Ideensystem der meisten Menschen ist hier eine gewisse Lücke, welche die scharfsinnigsten Untersuchungen noch nicht gänzlich auszufüllen vermocht haben. Wo ist die genaue, für alle Fälle unfehlbar zu definirende Gränze, auf welcher durch die Gewißheit des öffentlichen Wohls, oder der Naturmäßigkeit etwas sonst Ungerechtes recht würde? Es kann hier nicht unsre Aufgabe seyn, diese Lücke auszufüllen, und vielleicht muß die Theorie ihre Schwäche eingestehen, und dem Gefühl, was von Gründen unterstützt wird, eine ergänzende Gewalt zuerkennen. Aber wenn die Bestimmung des materiellen Rechts in manchen Fällen schwierig bleibt, so ist dagegen das formelle Recht von einer viel unbedingteren und heilsameren Herrschaft. In Fällen, wo schwer auszumitteln ist, was recht ist, läßt sich wenigstens das wie des Verfahrens dergestalt ordnen und regeln, daß Willkür vermieden werde. Eine neue höchst wichtige Rechtsquelle ergibt sich nämlich in dem Zusammentreffen entgegengesetzter Rechtsansprüche, im beyderseits konsentirten Vertrag; und, für das Verhältniß der Regierenden und Regierten in dem durch den Willen des Untergebenen mitbestimmten Willen der Herrschenden. In Fällen, wo das Recht schwer auszumitteln ist, müssen die streitenden Theile sich in irgend einer Form darüber vergleichen; und da, wo das Herrscherrecht zweifelhaft ist, sollen an den Willen der Herrschenden Beschränkungen und Gewichte gehängt werden, die ihn mitbestimmen, und ohne Herrn und Unterthan völlig als Gleichberechtigte gegenüber zu stellen, dennoch ein gemeinschaftliches Resultat aus dem Willen von Beyden hervorgehn lassen. Und was auf die Art ausgemacht ist, gilt von nun an für recht. So wie der eine falsche Rechtsbegriff auf dem Gutdünken des einzelnen Kopfs; und der andre auf dem starren Buchstaben eines unbiegsamen Thatbestandes beruhete; wie der Rechtsbegriff, den wir gelten ließen in einem außer dem menschlichen Gutdünken liegenden Thatbestande, aber in einem sehr erweiterten Sinne, begründet war; so geht hingegen das formelle Recht, welches wir jetzt betrachten, aus dem gemeinschaftlichen Willen der Betheiligten hervor, und schon der Adel einer solchen Quelle läßt das formelle Recht in einer ganz besondern Würde, als Annäherung an einen höheren Zustand erscheinen. Denn die bürgerliche Gesellschaft und die äußeren Verhält-

nisse des Menschen sind in einer mittleren Sphäre befestigt, über ihnen waltet das Recht, — ein niederer verdammlicher Zustand ist die Willkür, ein höherer dagegen die Liebe, die sich unter andern in freyer Versöhnung streitender Rechte äußert.

Ein solches mit Weisheit begründetes formelles Recht bezweckt, die Aktion der höchsten Staatsgewalt durch Vertheilung, Gliederung, Bedingungen, gleichsam durch angehängte Gewichte nicht zu lähmen, aber im Gleichgewicht zu erhalten; — den einzelnen Gemeinden, Provinzen, Staatstheilen; den auf gleichem Interesse beruhenden Associationen, Verbindungen, Körperschaften die Autonomie für alle sie allein oder am nächsten treffenden Gegenstände zu sichern; — durch Bildung von Versammlungen und Kollegien die zusammenstimmende Ueberzeugung mehrerer an die Stelle des Gutdünkens Einzelner zu setzen, und in allen zusammengesetzten Körpern zwischen Majorität und itio in partes das gehörige Verhältniß zu begründen; — mehrere kleinere Staaten zu einem größeren Ganzen, Unionen, Konföderationen, Staatenstaaten, Reichen zu verbinden; — entgegengesetzte Rechtssprüche, die keinen anerkannten Oberherrn haben, durch Schiedsrichter, Austräge, organisirte Kommissionen zu schlichten; kurz vermittelst jener schönen Formen zur Heiligachtung des Rechts, woran die germanischen Verfassungen von jeher so fruchtbar waren und fruchtbar seyn werden, die verschiedenen Deutungen der Gerechtigkeit zu vermitteln, den Frieden zu sichern, und die äußeren Angelegenheiten der Menschen ihren höchsten Zwecken gemäß zu ordnen. Daß auch namentlich für die äußern politischen Verhältnisse solche Formen im Sinne der Zeit liegen, dafür ließen sich seit dem Wiener Kongreß beweisende Vorgänge zahlreich anführen, und in der letzten Zeit gibt die kräftige Entwickelung des deutschen Bundes den trefflichsten Beleg dazu; auch für die innern Verhältnisse dürfte sich noch künftig die Form der Austräge zwischen den verschiedenen Landestheilen, oder Ständen, oder Kammern als höchst zeitgemäß bewähren, wie sie das Mecklenburgische Gesetz vom Jahre 1817 begründete, und mehrere Verfassungsentwürfe (namentlich der erste ständische in Würtemberg) für gewisse Fälle festsetzten.

Wenn es nun aber der rechtliche Zustand ist, auf welchen der verständige Beobachter, als auf einem festen Boden, auf einen haltbaren Grundsatz zur Beruhigung der Zeit hingewiesen wird, so springt dennoch gleich in die Augen, daß ein solcher Grundsatz, wenn er nicht die Bürgschaft in sich trägt, auch angewendet zu werden, fruchtlos bleiben müsse. Hat nun die Zeit, so wie sie den Rechtsbegriff entwickelte, auch diese Bürgschaft geleistet? Wie kam es, daß ungeachtet der Deutlichkeit jenes Begriffs der Fortgang des Jahrhunderts sich überall durch die größ-

ten Rechtsverletzungen ankündigte? Und woher die Gewähr, daß es fortan anders seyn werde, wenn nicht, außer der einleuchtenden Theorie, auch noch ein Mittel zur Bändigung des Willens, ein Talisman der mächtigen Kräfte Herr zu werden, gefunden wird? Woher die Bürgschaft, daß nicht rohe Aristokratie und Demokratie einander wild bekämpfen, daß die als Verstand und Glauben einander oft befeindenden Grundkräfte nicht die Spaltung tiefer und tiefer machen; daß das innere Zerwürfniß, indem es die Regierenden mit in seine Bewegungen hinabzieht, im Zustande des aufgehobenen Gleichgewichts, wenn nicht das Daseyn, doch die Würde der Herrschaft mächtig gefährden werde? Wo ist die Bürgschaft, daß der Egoismus der Staaten, welcher seit der neueren Gestaltung der europäischen Politik die Kabinette zu so mancher Willkür gebracht hat, und welcher die Meinung verbreitete, daß die Staaten, gleichsam als räthselhafte Schicksalswesen, oder als göttliche, über bestimmte Gesetze erhabene, in ihnen selbst das Maß ihrer Handlungen findende Naturen, das was sonst schlecht seyn würde, oft gar zum Gegenstand eifriger Anstrengung und belohnter Beeiferung machen müßten — nicht auch künftig in allerley Gestalten und unter den mannigfachsten Apologieen sich wieder geltend machen könnte, um sein seit lange usurpirtes Recht von neuem einzunehmen? — daß nicht irgend ein Staatsmann, irgend eine mächtige Partey selbst die in dieser Zeit erfolgten hochsinnigen Erklärungen der Mächte Europens nur als eine Nomenclatur, eine neue Ausrüstung der diplomatischen Sprache mißbrauchen könnten, um in schönerem Gewande die alten Gebrechen zu bedecken? — denn die Einsicht und das verabredete Gesetz selbst ist ein schwacher Damm gegen die Macht des Nutzens, der Leidenschaft und der wandelbaren Willkür.

Um also, wie wir oben sagten, eine Grundlage zu finden, die schon die Durchdringung sowohl der Verstandes- als der Gemüthskräfte in sich enthalte, und eben darum eine Bürgschaft wirklicher Ausführung gebe, reicht die Idee der Gerechtigkeit, wie umfassend sie auch gedacht werde, nicht hin; es muß auch etwas den Willen Besiegendes, und für immer Bändigendes in einer solchen Grundbedingung liegen. Es muß etwas zu Hülfe genommen werden, was außer dem Geist der Zeit liegt, weil von diesem gezeigt worden, daß er die Bürgschaft der Gerechtigkeit nicht in sich habe. Gerade darin muß sie gesucht werden, was er nicht hat; also, ganz nach der eigenen Darstellung des Verfassers der Schrift, die uns beschäftigt hat, in der Demuth. Nicht aber als wollten wir diese Königinn der Tugenden mit unfruchtbaren Wünschen in ihrer innern Fülle hergezaubert begehren (wie einmal jemand gesagt hat, o wären doch alle Menschen mit

der Liebe Gottes erfüllt, so wäre allen Klagen abgeholfen), sondern wir verlangen sie nur in einer ihrer äußerlichsten und handgreiflichsten Aeußerungen, dem Gehorsam. — Man erlaube hier auf die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Herzens, wie die gesunde Philosophie dasselbe immer gefunden hat, zurückzugehen. Aristoteles sagt bey Gelegenheit der Rechenschaft, die die Beamten in den Demokratieen ablegen mußten: »Abhängig seyn, ist gut, denn wo der Mensch von niemanden abhängt, »da erwacht das in uns allen liegende Schlechte.« Zu dieser Wahrheit, daß die menschliche Natur des Gehorsams und einer edlen Abhängigkeit nicht entbehren könne, müssen sich jetzt, wie zu einem leuchtenden Pharus, die besseren Geister aus allen Parteyen, wie aus gemeinsamem Schiffbruch hinwenden, und ihr wird hoffentlich von deutscher Philosophie noch neue lichtvolle Ergründung zu Theil werden. Von den neueren hat unter andern Jakobi gezeigt, daß zwar tugendhaft handeln, der menschlichen Natur gemäß, aber immer tugendhaft handeln, einen tugendhaften Charakter haben, derselben Natur völlig entgegen sey. Eine dauernde Tugendhaftigkeit, und aus demselben Grunde eine dauernde Wahrheitserkenntniß sind nicht in ihr; und wenn sie selbstvertrauend alles das, was sie selbst als ein Gutes will, oder was als ein Wahres ihr erscheint, für Antrieb und Erleuchtung Gottes hält, wenn sie sich selbst gleichsam vergöttlichet, so kommt sie nicht etwa nur wahrscheinlich, sondern unumgänglich und nothwendig dahin, Schlechtes für gut, und Lüge für Wahrheit zu halten. Weßhalb denn auch jener Orakelspruch: Gehorche den Gesetzen deiner Stadt, nach blos menschlicher Philosophie im Alterthum mit Recht den Ruhm der höchsten Weisheit trug. Hierdurch wurde erklärt, daß die Tugend des Gehorsams (nach welcher der Mensch nicht blos in sich, sondern von Andern Entscheidung darüber, was gut und wahr ist, annimmt) eine nothwendige Ergänzung aller übrigen Tugenden sey, ohne welche ihr Bestand nicht blos unsicher, sondern nothwendig wandelbar und einer Aenderung unterworfen wäre; — und Griechenland wußte keine andere Autorität, und göttliche Orakel konnten keine nennen und einführen, als die Krücke der gelähmten Menschheit, das bestehende Gesetz. — In unsern Zeiten aber kann, je reifer und gesättigter der Verstand, je älter das Geschlecht geworden ist, je mehr Thatsachen vor uns vollendet, je mehr Resultate uns vorgehalten worden, um so weniger eine solche Krücke ausreichen, eben weil zu deutlich eingesehen wird, daß und warum sie in vielen Fällen Krücke ist, der ausgebildete Verstand sehnt sich nach einer höheren, unfehlbaren, unmittelbar göttlichen, an Adel ihrer Natur und Abstammung ihn selbst übertreffenden Autorität; und dem entsprechend kann keine gesun-

den werden, welcher die überwiegende Mehrheit der europäischen Menschheit, sich zu unterwerfen, die unbedingte Gesinnung haben kann, als der Wille Christi. Hier ist nicht die Rede vom vollen Verständniß und Anwendung aller Gebote und Lehren des Christenthums, welche ja unmittelbar die höchste Vollendung der Welt mit sich führen würde, und deren Forderung also sehr übel angebracht seyn müßte, wo von entfernten und dringenden Rettungsmitteln gehandelt wird. Nur die Forderungen der Gerechtigkeit sollen zunächst aus innerer Unterwerfung unter jenes Gebot: »Was ihr nicht wollt, daß euch die Menschen thun, das thut auch ihnen nicht,« erfüllt werden, und dürfte man darauf bauen, daß der größte Theil der europäischen Staaten diesen Charakter der Gerechtigkeit aus Gehorsam gegen Christus, in ihren innern und äußern Verhältnissen zu einem neuen Grundsteine ihres Verfahrens gemacht hätten, dann wäre der Anker gefunden für unsers Welttheils schwankenden Zustand, dann dürfte man sich den wesentlichsten Hoffnungen überlassen. — Und so möchten wir uns die heilige Allianz denken, nicht als eine auf dem Stolz des Verstandes beruhende Freymaurerey der Staaten sondern als eine Huldigung der europäischen Machthaber vor Christo, als eine feyerlich an den Tag gelegte Gesinnung, aus demüthigem Gehorsam gegen Gottes Gesetz Gerechtigkeit üben zu wollen. So wie in der großen mittleren Zeit alle Fürsten und Staaten Europens der ungetheilten Kirche, und ihrem Schutzherrn, dem Kaiser huldigten, so erklären sie jetzt, zwar nicht mehr durch einen in die Hände einer Person, bey ihrer Antrittsfeyer abgelegten Eid, aber wohl durch ein vor aller Welt abgelegtes Bekenntniß, daß sie das Bedürfniß des Gehorsams für die menschliche Natur auch auf dem Throne anerkennen; daß der auf eigner Verherrlichung trotzende Verstand, möge er nun allein in den Regierungen, oder in der Vereinigung vieler mitregierenden Volksvertreter laut werden, auch in der Politik zu Schanden werde, und daß kein anderes Gesetz vorhanden sey, dem die höchste Macht gehorsam seyn könne und wolle, als der Wille Christi, als das, was die getheilten Kirchen, in ihren wohlmeinenden und redlichen Bestandtheilen, in reinster Gestalt auszuführen zum einzigen Ziele haben.

Das sey ferne, daß eine menschliche Willkür, wäre sie auch von reinster Ueberzeugung begleitet, etwas mit Waffengewalt als Christi Willen geltend zu machen sich vermesse, für welches dem andern Grund und Bedingung, es für solchen anzuerkennen, mangeln. Mögen keine Religionskriege, entstanden aus einer unheiligen und kurzsichtigen Vermischung des Göttlichen mit dem Irdischen; möge nie, ich sage nicht der Gipfel der Aergernisse, Entweihung des Heiligsten für schlechte Zwecke,

aber auch nicht ein fanatischer Selbstbetrug, der die Gaben des Reiches Gottes mit roher Gewalt auszutheilen sich erkühnet — die Geschichte noch künftig mit Wehmuth und Trauer durchweben! Möge es dem ungehorsamen Frevel nicht mehr gelingen, sein Erdreisten mit Religionseifer zu beschönigen! Möge es auf der andern Seite ein gewonnener Schritt im Gange der Menschheit seyn, daß das irdische Schwert nicht mehr im Namen Christi verwunde! — Aber mögen, kraft einer neuen Weihe der Gesinnung, Zepter und Panier sich wiederum vor dem Kreuze neigen; nicht um das erhabenste Opfer durch unheilige Opfer zu entehren; aber wohl um Recht und Frieden auf einer heiligen Grundlage zu befestigen; um Sieg und Segen der Gerechtigkeit durch die Tugend des göttlichen Gehorsams zu gewinnen.

Seit jener Zeit, als Konstantin mit siegbegehrendem Heer aus den Gefilden des Rheins aufbrach, um den Thron der römischen Welt zu besteigen, und neu zu befestigen; seitdem er an den Fluten des Bosporus den Sitz der Weltherrschaft unter dem Schirm des Kreuzes aufschlug; seit jener Erhebung der höchsten weltlichen Macht zur Würde einer Dienerin Gottes — seitdem hat eine mächtige Begeisterung bald die Herrscher, bald die Völker Europens durchdrungen, um ein mehr dunkel gefühltes als mit voller Deutlichkeit in festen, bleibenden Gesetzen ausgeführtes irdisches Reich Christi, um jene Grundlage der christlichen Verfassungen, Christus regnat, vincit, imperat — durch die großartigsten Begebenheiten zu bezeichnen. Aber es weht ein tiefes Gefühl des menschlichen Verhängnisses; es geht das Schicksal trauervoller Zerstörung auch durch diese Geschichte ruhmwürdiger Bestrebungen hin. Die Blindheit und das Verderben der menschlichen Natur mußte sich auch in jenen Aergernissen und Ueberschreitungen zeigen, welche die würdigste ihrer Anstrengungen, die Welt nach Christi Befehlen zu gestalten, verfälschten und zertrümmerten. Hätten das occidentalische und orientalische Kaiserthum damals wahrhaften Gehorsam gegen Gottes offenbarte Lehren geübt, dann wäre die Welt in neueren Jahrhunderten nicht in dieser Art zerrissen und ihrer Fundamente beraubt worden; dann wäre auch jetzt wohl nicht nöthig, auf den wilden Wogen trügerischer Verstandesherrschaft einen matten Schimmer des Sonnenlichts von oben dürftig aufzufangen; und der Herrschermacht, wenn sie vermeiden will, Unfrieden zu säen und die Gewissen zu kränken, im Verhältniß zur Religion nur jene Grundregel vorzuzeichnen, welche dem vom Glauben Erfüllten dürftig und wenig sagend erscheinen muß, gerecht zu seyn aus Gehorsam gegen Christus.

Das eben Gesagte wird durch eine geordnete und vollständige Kenntniß der europäischen Geschichte in ein helleres Licht ge-

setzt werden, wozu gegenwärtig ein schöner Sinn an vielen Orten sich regt. Auch aus diesem Grunde scheint uns die Geschichte untrennbar zu seyn von der heutigen Staatskunst; und eine richtige Einsicht in das Wesen der letzteren ohne Geschichte schwerlich zu erreichen; insbesondere für Beurtheilung der so wichtigen Frage, wie von der Staatsmacht Gegenstände der Religion zu behandeln seyen? — Ein oberflächliches und theilweises Auffassen der Geschichte kann freylich zur Rechtfertigung jeder Art von Mißgriffen durch Grund und Beyspiel mißbraucht werden; da aber mit der europäischen Geschichte dieser Mißbrauch seit Erfindung der Buchdruckerkunst so unendlich häufig gemacht worden, so ist zu erwarten, daß schon der natürliche Ekel am Seichten und Verzerrten, und das natürliche Bedürfniß an Sicherheit und Ordnung endlich einem besseren Gebrauche Raum geben wird.

Aber darf sich auch die hoffnungsvolle Vorstellung einem solchen Vertrauen überlassen, daß der Gehorsam gegen die übernatürlich offenbarte Gottheit, Herrschende und Beherrschte ergreifen werde, um wenigstens alle offenbare Ungerechtigkeiten abzuhalten und zu vereiteln? Würden da nicht Ideale erreicht seyn, die mehr einem politischen Dichter, als einem nachdenkenden Patrioten geziemen möchten; — ja, wären da nicht Traumbilder ihrer Verwirklichung nahe, wenn auch nicht vom ewigen Frieden (denn das läge noch nicht in der Voraussetzung, wie wir sie beschränkten), aber doch von irgend welchen goldenen Zeiten? — Viele Zeitgenossen würden bey einer solchen Frage wahrscheinlich zweifelhaft seyn, nach welcher Seite hin sie ihre Entscheidung zu neigen hätten, ob mehr dahin, daß eine solche Gewährleistung der Gerechtigkeit und Mäßigung bey dem überwiegend größeren Theile der europäischen Menschheit statt finde, oder mehr dahin, daß eine solche Aussicht als schöne Täuschung aufzugeben sey? Diese Zweifelhaftigkeit völlig zu heben, vermögen wir keineswegs; aber man erlaube uns noch eine kurze Zeit bey den Folgen des einen und des andern Ausgangs der Dinge zu verweilen, um zu einer möglichst bestimmten Beurtheilung dessen beyzutragen, was auf den verschiedenen gegebenen Standpunkten zu geschehen hat.

Ist jene Aussicht Traum, war eine solche reelle und bleibende Bedeutung der neuern Politik nur im Geiste einzelner höher gestimmter Menschen vorhanden, stößt sie aber das Zeitalter, als etwas Fremdartiges und Lästiges von sich; — dann bleibt auch jene Unsicherheit des Rechts, welche so viele und schwere Uebel begünstigt. Unstät ist der Wille, das Recht zu halten, die Gerechtigkeit als beständige und dauerhafte Gesinnung, einem Jeden sein Recht zu geben, ist nicht vorhanden; und die Beurtheilung selbst von dem, was recht ist, entbehrt eines rechten Maßes und innerer Sicherheit: man wird theils vom independenten Be-

griff die Bestimmung des Rechts entlehnen, theils dem Rechte, als etwas Unerfindbarem, arithmetische oder taktische Berechnungen unterschieben; dem Verstande, der jeder festen Grundlage entbehrt, werden die Staaten selbst, wie große Ziffern, und die Partеyen, wie mechanische Gewichte erscheinen; statt der Begriffe von Recht und Unrecht walten nur jene von Stärke und Schwäche vor; nach arithmetischen Gesetzen berechnet man die Erfolge der möglichen Verbindungen und wechselnden Zusammensetzungen; nach taktischen Grundsätzen sinnet man, Stärke zu zertheilen oder zu konzentriren; — vor der Stärke, wo sie übermächtig bleibt, weicht man ohne Handlung zurück; der Schwäche bemächtigt man sich, uneingedenk anderer Rücksichten. Kurz, von der Politik würde in höchstem Maße gelten, was von der neueren Kriegskunst irgendwo ein weiser Dichter gesagt hat:

Denn unsre Schlachten würde Philidor
Gewinnen gegen Spartas Heldenschaar.

Im Verhältniß der Staaten zu einander könnte kein gegenseitiges Vertrauen fest begründet seyn; eine gegenseitige unruhige Bewahrung und Spannung würde nicht aufhören. Ja, ein verborgen fortgehender oder wild ausbrechender Kampf um wechselweise Unterdrückung, furchtbar ausgedehnt durch die unendlich vermehrten Berührungspunkte, wie durch Gleichförmigkeit der Bildung und Maßen, vor allen früheren ausgezeichnet durch steigenden Uebermuth des Geistes, könnte eine schauderhafte Aussicht auf Untergang und Zerstörung der europäischen Menschheit eröffnen.

Weniger noch als die in sich wandelbare Gesinnungen der Regierenden, würde der Verstand der Regierten, durch eine organisirte öffentliche Meinung im Repräsentativsysteme, den Bestand der rechtlichen Ordnung zu sichern vermögen. Wären jene, als in deren Händen die größte Macht versammelt ist, nicht von Ehrfurcht vor einem höheren Gesetze durchdrungen, so würde nicht zu erwarten seyn, daß die wirksamen Bestandtheile der Volksvertretung sich durch wahre Tugendhaftigkeit ehren würden. Die Besseren würden überstimmt werden, und entweder bewußtlos und in allmählicher Ausartung die falschen Richtungen selbst verstärken; oder ihnen nichts übrig bleiben, als sich theilnahmlos und voll Entsagung zurückzuziehen. — Die uralte und ewige Einheit in den Beziehungen der Dinge würde dadurch in der verderblichsten Art getrennt werden, daß beydes, Macht sowohl als Einsicht, gegen die Wahrheit eine feindselige Stellung annähmen; und wenn der Geist des Bösen in zunehmender Stärke Antrieb und Dreistigkeit gäbe, könnte es dahin kommen, daß die Macht, wenn auch in anderen Beziehungen Anstands halber auf äußerer Rechtlichkeit haltend, gerade gegen die gescheuchte Taube, die fliehende Wahrheit, sich zügellos einer feindseligen Wuth dahin

gäbe. — Alle vervollkommnete Formen der öffentlichen Stimme aber, organisirte Versammlungen, geübte Beredsamkeit, kunstvoll angewendete Presse, alles was Gedankenmittheilung und Anregung der Leidenschaften in kürzester Zeit auf die größtmögliche Anzahl von Menschen zu verbreiten geeignet ist, würde dann Werkzeug des Verderbens werden, und den schlechten Kräften furchtbare Herrschaft geben. Die Beredsamkeit wäre dann ein Schwert, in die Hand des Wüthenden gegeben, wie Cicero so wahr es ausdrückt. (non oratores effecerimus sed furentibus arma dederimus), — Auch eine richtige Theorie über den Staat, über Theilung und Zusammensetzung der Gewalt, würde nichts fruchten. Denen, welche immer darauf zurückkommen, daß die ungetheilte Macht mit guter Verwaltung alle Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft erfüllen kann, würde in jener traurigen Unterstellung, die uns jetzt beschäftigt, die Erfahrung entgegen drängen, daß eben die ungetheilte Macht ein um so mächtigeres Werkzeug des Schlechten seyn kann. Denjenigen aber, welche durch Theilung der Staatsgewalt die nöthige Thätigkeit aller Theile und ein heilsames Gleichgewicht herstellen wollen, träte ein anderer Erfolg, an den sie nicht gedacht, entgegen; — jene Getheiltheit würde durch Vereinigung im Schlechten wieder aufgehoben, und statt eines organischen Lebens, wozu jene dienen sollte, würde durch Korruption die Einheit hergestellt. Und wenn sich in so verderblicher Richtung die überwiegenden Kräfte steigerten, so würde selbst das Streben der Rechtdenkenden und Wohlmeinenden mittelbar zur Beschleunigung des Verderbens beytragen können. Würden sie ihren Gesichtspunkt dahin einschränken, daß die Regierenden alle Gewalt in ihren Händen strenge zusammen halten sollten, so würden sie nichts Gutes dadurch bewirken, weil die wesentliche Bedingung eigener innerer Besserung der Machthaber nicht einträte, und weil diese letztern dann vielleicht am wenigsten der Verhältnisse Herr bleiben würden, wenn sie gegen alles, was die Zeit bewegt, ausschließend und unterdrückend verführen. — Jene aber, welche vorzugsweise die Forderungen einer von Geschichte und Staatsrecht empfohlenen politischen Freyheit im Auge haben, würden erleben, daß die Anwendung ihrer Grundsätze darum zum Verderben ausschlüge, weil der wichtigste Haupttheil derselben, Herrschaft der Gerechtigkeit, nicht einträte.

Aehnlich dieser traurigen Entwickelung der äußern politischen Verhältnisse, und aus gleichen Ursachen wie diese, würde die Gedankenwelt und geistiges Leben, würde Glauben, Wissenschaft, Kunst und geselliger Verkehr, unter vielfachen Versuchen und Aenderungen zuletzt nur neue und um so verderblichere Siege des Bösen entwickeln, je tiefer die dafür in Anspruch genommenen Kräfte seyn würden. Denn wenn die Tugend des Gehor-

sams gegen ein göttliches Gesetz nicht die Gemüthskräfte läutert, ordnet und mit bleibender Wahrheit durchdringet, wenn sie nicht den einzelnen im Gemüthe wurzelnden Tugenden und Kräften des Glaubens, der Begeisterung, der schöpferischen Phantasie, des aufopfernden Heldenmuthes selbst, nicht den Charakter der echten Tugendhaftigkeit sichert, dann wird sich in ihren Aeußerungen das alte Bündniß offenbaren, in welches sie mit dem Verstande grade dann am unwiderstehlichsten treten, wenn dieser nach dem natürlich nothwendigen, unvermeidlichen Wandel des menschlichen Geistes von der Wahrheit zum Irrthum, vom Licht zur Lüge fällt. — Je mehr der Verstand die Heiligthümer des Gemüthes zu Gegenständen seines Scharfblicks wählte, je gründlicher er sie behandelte, und je mehr er sich selbst in die Tiefe religiöser Geheimnisse einließe, um so unbegränzter könnte (in der traurigen Voraussetzung eines vorherrschend bleibenden Stolzes) die Entheiligung sich verbreiten. Jene rohe Verachtung alles Ehrwürdigen, jene mit Verhöhnung begleitete äußere Verfolgung der Religion, welche den letzten Umwälzungen voranging oder sie bezeichnete, strafte sich zugleich durch ihre äußerste Verdammlichkeit und Verruchtheit, welche jedem unbefangenen Auge einleuchtete. Denn was ist verächtlicher als der Religionsspötter? wer hat sich ärgeren Unverstandes zu schämen, als wer mit gottloser Hand der Menschheit allen ihren wahren Werth und ihre unentbehrlichsten Güter zu nehmen trachtet, und sich dabey geberdet, als sey er, ich weiß nicht welch wunderbarer Hersteller und Erleuchter der Völker? — Anders aber, und im Grunde noch viel verderblicher, würde es sich verhalten, wenn man jetzt die äußeren Tempel ehrend stehen ließe, aber mit gleich arger Verblendung oder Verruchtheit ins Innere des Tempels selbst eindränge, um es mit den Geberden der Ehrfurcht aufs tiefste zu profaniren; wenn man zwar nicht mehr Bisthümer und Klöster, aber die Glaubenslehren selbst säkularisirte, und mit einer, das gemeine Auge minder beleidigenden, aber eigentlich noch weit gewaltthätigeren Feindschaft und Verfolgungssucht, als jene Verbrechen sie enthielten, einen Naturdienst der schlechtesten Art aufrichtete an heiliger Stätte. — Wozu könnte namentlich das fortgesetzte Streben vieler Einzelnen, den Glaubenslehren neuen Bestand zu geben, bey einer solchen traurigen Entwickelung führen, als zu Zank, Nichtigkeit und Wahn? Die Einheit der Gesinnung, der Gehorsam gegen Gott, die Seele der Religion würde fehlen; — unendlich zersplittert und unendlichen Streit erzeugend würde die Lehre der Religion ihre Natur nur noch völliger, als je zuvor der Fall war, verkehren. — Das heilige Feuer wird in den Händen dessen, der es übermüthig dem Himmel zu entreißen meinte,

eine Waffe der Zerstörung; das Auge des Menschen, der mit dreister Stirn den Vorhang des Heiligthums zerriß, welches er hienieden anbeten, aber nicht schauen sollte, wird zur Strafe von mächtigen Blendwerken gefesselt, die seiner Kräfte sich bemächtigen; er, der sich ein Riese an Erkenntniß dünkte, wird in bedauernswürdiger Ohnmacht umhergetrieben von den mannigfaltigen Phantomen, womit das ewige Nichts, dem keine Kraft beywohnt, als die des Krieges gegen alles Leben und Wesen, mit unerschöpflicher Phantasie und unergründlichem Zauber alles umstrickt und hinabzieht, was nicht im Gehorsam gegen den Willen Gottes befestigt ist.

Und ob selbst aus jener letzten Hoffnung des Betrachtens menschlicher Schicksale, aus dem höchsten Uebermaß des Uebels, das Gute sich wiederum empor arbeiten und in erneuter Herrlichkeit erheben würde; so wie nach der Fabel aus der Asche der Phönix gen Himmel stieg, wie die Natur aus verfaultem Samenkorne die Frucht, aus der Fäulniß der Traube den Wein hervorgehen läßt; — wie grade in den Zeiten des tiefsten und allgemeinsten Verderbnisses im Alterthum das Christenthum sich als Sonne der Gerechtigkeit erhob, und aus den Verfolgungen selbst eine größere Schar gotterfüllter Männer hervorgingen; — das verhüllt der undurchdringliche Schleyer der Zukunft und das heilige Dunkel der Weltregierung. Schwer wird auch der Weise, der Christ darüber ein sicheres Urtheil haben, ob nach äußerster Vollendung der Herrschaft des Schlechten, sich aus dem Schooße der europäischen Welt selbst ein neues Leben erzeugen könnte. Denn Wahrheit und Religion, lichtausströmend, Künste und Geistesbildung in ihrem Gefolge, gehen ihren erhabenen, dem menschlichen Blicke schwer erreichbaren Gang über den Erdkreis hin; beharrlich zurückgewiesen, im Uebermaß des Frevels zu sehr verschmäht und gelästert, entziehen sie ihre Gegenwart den durch eigene Schuld unglücklichen Völkern; der erzürnte Gott zieht zurück den belebenden Odem, und während in andern Erdtheilen und bey andern Völkern die offenbarte Wahrheit ihren endlichen Triumph, ihre siegende Verherrlichung vollendet, bezeichnen verödete Länder, und Gräuel der Verwüstung die Orte, wo menschlicher Uebermuth ihre hehre Würde entheiligte.

Aber wenden wir Gedanken und Blick von jenen Abgründen weg, die sich unter den Tritten der europäischen Nationen geöffnet haben, in welche dieselben aber, wir wollen es freudig hoffen, nicht versinken werden. Verweilen wir noch einen Augenblick bey den zu erwartenden Entwickelungen im Falle jenes andern Hauptausganges der Dinge, wenn für den Charakter der Rechtlichkeit in den öffentlichen innern und äußern Verhältnissen der Staaten E u r o p a s eine sichere Bürgschaft in ernster Gesinnung des Gehorsams gegen das offenbarte Gebot Gottes gewonnen würde.

Dann würden sich um diese dauerhafte Beziehung, wie um einen frischen Lebenskeim, alle Kräfte und Bestrebungen, die sich dem Bessern weihen, vereinigen. — Im Verhältniß der Staaten gegen einander würde ein heilsames Gleichgewicht mehr noch durch innere moralische Antriebe und rechtgewährende Gesinnung, als durch materielle Vertheilung und äußere Verbindungen gesichert seyn. Die Uebermacht, die das Gleichgewicht erschüttern konnte, würde auf eine innere, gebietende Mahnung das halbentblößte Schwert in die Scheide zurückstoßen, — und gegen jeden etwaigen Versuch gewaltsamer Störung würde die allgemeiner und fester begründete Gesinnung der Gerechtigkeit schneller den wirksamsten Widerstand bereiten. — Jene Verfälschung und unnatürliche Entstellung des europäischen Staatensystems, welche in der zweyten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts zur Reife gedieh, nach welchem das Gleichgewicht nur noch als Einverständniß der Mächtigsten erschien, Daseyn und Vortheile der minder Mächtigen aufzuheben, um ihre eigene Macht in gleichem Verhältniß auszudehnen. — Dieses gemeinsam theilende System, welches die öffentliche Moral in ihrer Grundfeste erschütterte und dumpfes Mißtrauen in der Politik verbreitete, würde für immer aufgehört haben. Bey wohlbegründetem Vertrauen würde die Geneigtheit der weniger mächtigen Staaten steigen, entstehende Streitigkeiten friedlich schlichten zu lassen, und sich zum Schutz des gefährdeten Rechts an die größere Macht zu schließen. Allgemeine Spaltungen, gefahrdrohende Unordnungen und Erschütterungen der rechtlichen Ordnung würden kraft geschlossener Bündnisse und dauernder Konföderationen, die in sich selbst den Keim mächtiger Fortbildung und kraftvollen Lebens tragen, beherrscht werden können. — In eben so sicherer als würdevoller Haltung würde sich die Macht gegen die gefährliche Aufregung der Zeit und ihre verderbenschwangeren Richtungen verhalten. In Folge einer richtigen Einsicht in den verschiedenartigen Ursprung und die wesentliche Natur der in den Völkern sich kund gebenden Wünsche und Kräfte, würde sie das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und in unterschiedener Art zu behandeln wissen. Selbst auf jenen erhabenen und festen Standpunkt gestellet, wo die Verstandes- und Gemüthskräfte einander wenigstens in einzelnen wichtigen Hauptpunkten wirklich durchdrungen haben — würden die Herrschenden alle verwandten Kräfte gern anerkennen und zu sich hinziehen; einzelne ungeordnete Aeußerungen gerechter Seelenwunden mit Milde zurückführen; den redlich Gesinnten mit Gnade die Hand reichen und mit Kraft sie beschirmen. Den auf wahren, nicht metaphysisch oder phantastisch erdichteten, sondern reellen Verhältnissen beruhenden Interessen der Völker,

ihren auf Nationalcharakter, Geschichte und Staatsrecht beruhenden Bedürfnissen würde die Macht ernstliche Begünstigung angedeihen lassen; der Sache echter Freyheit nnd wahrer Nationalität mit aufrichtiger Freundschaft zugethan, gegen lügenhafte Darstellung ihrer falschen, schlechtgesinnten oder verblendeten Vertreter aber mit gerechtem Mißtrauen erfüllt und mit standhafter Weisheit gewaffnet. Vorzüglich würden sich die Herrschenden enthalten, ihr Ansehen grade auf ein Bündniß mit den zerstörenden und trügerischen Kräften selbst zu stützen, sondern indem sie ruhig, erprobend und maßvoll vorangingen, durch eine auf dem Vertrauen aller redlich Denkenden ruhende Popularität, Herr der Begebenheiten bleiben. Während sie durch das Mittel gründlicher Belehrung und Besonnenheit die Völker über schädliche Irrthümer aufklärten, gegen gesetzwidrige Selbsthülfe zugleich mit Strenge und Stärke verführen, würden sie sich sehr hüten, durch herrschsüchtiges Unterdrücken des Guten mit dem Schlechten, das Wahren mit dem Erlognen sich selbst in falsche Stellungen zu setzen; das Vertrauen und die Bemühungen zahlloser guter Bürger zu vereiteln, die gesundesten Kräfte der Völker zu hemmen, und so der guten Sache den gefährlichsten Nachtheil zu bereiten, da eine allgemeine Ausartung der Kräfte so am leichtesten zu befürchten wäre. — Wenn so eine wirkliche, nicht täuschende Gerechtigkeit Hauptgesichtspunkt der Regierungen wäre, deren Handhabung sie um der göttlichen Wahrheit willen sich zum großen Geschäfte machten, so würden sie vor allem eben diese Gerechtigkeit gegen das Christenthum selbst leisten. Jeder gegen Christus feindlichen Aeußerung (weil einer jeden die Tendenz innewohnt, die Quelle aller Autorität, die wahrhaft in Europa gelten kann, und den tiefsten Grund des Gehorsams anzugreifen) würden sie Billigung und Sanktion gewissenhaft versagen; — auf echter Weisheit und frommer Gelehrsamkeit, als auf einem lebendigen Fundamente, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts begründen; — vor allem andern aber würden sie sich hüten, vor jenem Fehlgriff, Glauben und göttliche Gnade kraft souveräner Ordonnanzen in ihre Unterthanen hineinkünsteln, oder aus weltlicher Vormundschaft das Christenthum gleichsam zu theilen, abwägen und regeln zu wollen. — Ueberhaupt würden sie das in ihr Thun und Wirken aufgenommene Prinzip eines höheren Gehorsams nicht dadurch am meisten zeigen wollen, daß sie andern viel verböten, und sich selbst zur ausgedehntesten Vormundschaft befugt hielten; — sondern vielmehr darin, daß sie von Mäßigung dauernde Proben gäben, und ihren Unterthanen so viel zuzulassen bereit wären, als mit den heiligen Regentenpflichten vereinbar ist.

Die Erkenntniß dessen, was in jedem einzelnen Falle der Gerechtigkeit gemäß ist, wird zwar durch die Gesinnung aus Ge-

horsam gegen den offenbarten göttlichen Willen noch nicht unmittelbar gegeben; es kann ein Regierender im innern Heiligthum der Seele den reinsten Vorsatz fassen, gerecht zu seyn, und dennoch, wenn er die Natur der politischen Grundkräfte, und die jedesmal vorhandnen Quellen des Staatsrechts nicht richtig einsieht, wohlmeinend große Ungerechtigkeiten thun. Aber er wird das, wenn jene Gesinnung in ihm fest begründet ist, nicht auf Dauer. Bey dem dringenden Wunsche, die Wahrheit zu kennen, wird er Geneigtheit und offnen Sinn für jede Verständigung, Erweiterung des Begriffs, und Berichtigung des Urtheils behalten. Verfehlte Rathschläge, beschränkte Anblicke wird er bald von den wahrhaft angemessenen, von den Eingebungen einer einsichtigen Vaterlandsliebe zu unterscheiden wissen. Und so wird er, wenn er nicht zur wohlgemeinten Willkür, der Tyrannin des Jahrhunderts, Zuflucht nimmt, sondern nach dem Rechte wahrhaft strebt, aller Irrthümer und Unsicherheiten ungeachtet, dasselbe reiner auffinden, und vollkommener ausführen. So wie der, welcher den Rechtsbegriff, den großen Haltpunkt und das Band der äußern Verhältnisse ganz aus dem Leben sich wegdenkt, und damit anfängt, für eine gutgemeinte Absicht willkürlich zu schalten, über Widerstand und gefundene Schwierigkeiten erzürnt, in künstliche aber trügerische Argumente immer mehr verwickelt, durch einen Machtspruch jedesmal zu einem zweyten noch weiter greifenden genöthigt, damit enden kann, Ehre und Herrschaft gefährdet zu sehen; — so wird dagegen jener, der um Gottes willen den Entschluß faßte, gerecht zu seyn, bey etwaigen Fehlgriffen selbst schon aus der Art und Natur des Widerstandes das Gefühl des richtigen Maßes schöpfen, der folgende Schritt wird mehr und mehr eine Alle befriedigende Absicht ahnen lassen; der ehrwürdige Zweck öffentlicher Maßregeln wird alle edeln Kräfte aufrichten und zu wahrhaft aufklärenden Bestrebungen erwecken. So muß sich die Regierung selbst in stetem Fortgange verbessern, weil sie die Grundbedingung aller wahren Verbesserung, Gehorsam gegen den höchsten Gesetzgeber der Welt, in sich aufgenommen hat: befestigt in ihrer Grundlage wird die Herrschaft solcher Machthaber durch die Liebe ihrer Völker verschönert, durch große Erfolge gekrönt, und von der Nachwelt bewundert werden.

Es bedarf keiner eignen Ausführung, wie heilsam solche Gesinnung und solches Verfahren auf die Regierten zurückwirken würde. Nach jenem alten und einfachen Spruche, regis ad exemplum totus componitur orbis, würde der Wille, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, unter mächtiger Leitung siegreich triumphiren. Bey Versuchen entgegenstrebender Parteyen fänden die bessern Bestandtheile der Volksvertretung an den Regierungen die sicherste Hülfe. Da, wo die Gebieter der Erde

ihre Handlungen nach dem Willen dessen, der über sie Gewalt hat, einrichten; da ist nicht die Umkehr der Verhältnisse zu befürchten, daß diejenigen, die herrschen sollen, das Gesetz von denen annehmen, die ihnen Folge zu leisten haben; der Gehorsam der Herrscher ist die beste Bürgschaft des gesetzlichen Handelns derer, die ein zweyfacher Gehorsam bindet. In jener großen und glücklichen Voraussetzung würden selbst die freyeren Verfassungsformen einen großen Theil der verderblichen Kräfte unmittelbar neutralisiren; indem anmaßender Stolz und theoretischer Dünkel, wenn er aus dem Gebiet der Idee in die Wirklichkeit übergehn will, auf jenes geöffnete Feld treten, und eben da den kräftigsten Widerstand finden würde.

Und wenn in That und Handlung Gerechtigkeit geübt, und um der höchsten Zwecke der Menschheit willen der allgemeine Frieden durch Stärke und Mäßigung erhalten würde, wer könnte zweifeln, daß nicht dann auch eine reiche Ernte des Schönen und Guten in der geistigen Welt erblühen werde? Glaube, Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit, die höchsten sowohl, als mindere geistige Güter würden aus einer solchen Wendung der Zeit verjüngtes Leben empfangen. — Die Bekenner der verschiedenen Glaubenslehren, von außen voller Sicherheit und ungekränkter Sicherheit sich erfreuend; Zeugen einer im Staate vorwaltenden Gesinnung für die Zwecke der Menschheit, und mehr ergriffen selbst von dem Streben nach Wahrheit als in eifersüchtiger Befeindung Andersdenkender befangen — würden sich einander vielleicht in hohem Grade nähern. Der Ernst des Strebens und demüthige Gesinnung würde die Kraft anerzogner Vorurtheile schwächen: allgemeiner würde eingesehen werden, wo Daseyn und wo Nichtigkeit ist. Gegenseitige und gründliche Verständigung würde manche große Kluft ausfüllen. Man würde reiner einsehen, daß die Sache Gottes mit nichts Zufälligem und Unwesentlichem in eins verschmolzen werden muß, wenn unternommen wird, sie darzustellen, oder zu führen; — auf der andern Seite würde eine Unwissenheit in diesen Dingen aufhören, welche einer auf Einsichten stolzen Zeit so wenig ziemt: man würde einsehen, daß der Ruhm jedes Protestirens, sey es nun wegläugnender, oder scheinbar schöpferischer Art, unecht seyn müsse, wenn er auf Unkunde des Geschehenen und Vorhandenen beruht. Das Unvereinbare aber würde sich entschiedner trennen, und nicht durch Schminke und Lüge eine falsche Freundschaft erkünsteln. Jener heidnische Sinn, welcher der Natur ängstlich diese und jene schönen und tiefen Klänge ablauscht, um ihres Urhebers und Herrn entbehren zu können; welcher die höheren Kräfte nur als Mittel ansieht, um verfeinerter und unterscheidungsloser zu genießen, der sich bey kurzem Frühlingshauch auf Blumen lagert, und den

rauhen und furchtbaren Kräften der Natur zurufen möchte, sie seyen nicht da — dieser würde seine Anhänger, die es seyn, und bleiben wollten, kennbarer und entschiedener um sich versammeln. Alle aber, die im innersten Herzen den ernsten Ruf für die Zukunft vernommen, und die Quelle des Daseyns und der Wahrheit in tiefen Gefühlen ahnen, — alle diese würden der triegerischen Stille der Naturvergöttlichung mißtrauen, und die wilden schauerlichen Stürme vorhersehen, womit sie die ihr untergebene Meeresflut aufwühlt und schlägt. Sie würden einsehen, daß wenn sie auf die Lockungen jener hören wollen, sie den mächtigen und göttlichen Kräften des Christenthums entsagen müssen.

Auch die Wissenschaft würde sich goldener Früchte aus dieser allgemeinen Entwickelung zum Bessern zu erfreuen haben. Sie würde (man erlaube den Ausdruck) reeller werden, mehr auf das Erkennen der Dinge wie sie sind, und ihre Anwendung zum öffentlichen Besten gerichtet, als auf Beweise theoretischen Scharfsinns. Das anmaßende Streben, die Welt aus dem Begriffe zu gestalten, würde vielmehr dem Bemühen weichen, das was jede Sache durch Geschichte und Eigenschaften, unabhängig von uns, und geheimnißvoll ist, lernbegierig zu ergründen. Die Geschichte, aufgefaßt in ihren Tiefen, würde außerordentlich beytragen, die wahre Natur der Dinge zu unterscheiden. Die Philosophie würde ihre Gegenstände nicht vom Boden der Wirklichkeit in ein Gebiet, was sie eigenmächtig zu beherrschen glaubt, erheben, und so ihrer innern Stärke berauben; — sie würde vielmehr die menschliche Natur und äußere Welt, gerade so wie sie gegeben worden, zu verstehen und zu erforschen streben. Anders und größer ist die wahre Natur, als die auch das größte Genie mit Willkür setzt, schafft, behandelt. — Der Geist würde sich nicht, in hochfahrender Ueberhebung, selbst dem Mittelpunkte entrücken, von wo er seine eigene Kräfte ermessen, und die Dinge um ihn her in ihrem wahren Lichte überblicken kann. — So wie Bescheidenheit und Demuth nothwendig auf w a h r e n Eigenschaften dessen, der sie hat, gegründet seyn müssen (denn quöllen diese Tugenden nicht aus der Wahrheit, so würden sie Erniedrigung seyn), so wird auch hinwiederum jede wahre Weisheit und Wissenschaft demüthig seyn. Welche reichen und reifen Früchte dürfte die Erkenntniß sich bey dieser unermeßlichen Ausbreitung von Hülfsmitteln versprechen; wenn die göttliche Kraft jener Tugenden die Wissenschaft leitete und erleuchtete!

Wie die Wissenschaft reeller, so würde die Kunst einfacher werden. Nicht als behaupteten wir, daß jene Jugendblüte einer ihrer eignen Schönheit sich gleichsam unbewußten Kunst bey uns wiederum einheimisch werden könnte, welche eine höhere Schöpfungskraft, wie ein ungekannter Frühling, unerwartet durch

Völker und Zeitalter verbreitet; — nur daß wir auch hier nicht allen schönen Hoffnungen würden entsagen können. Das Gemüth erstirbt nie; Ahnung und Gefühl sind nie versiegende Quellen des geistigen Lebens. — Wenn jedoch vom jetzigen Augenblick, und von dem, was zunächst zu erwarten seyn möchte, Rede ist, so möchte man allerdings eingestehen müssen, daß unsere Kunst, um mit der Zeit im Einklange zu stehen, mit allgemeinen Wahrheiten oder Anschauungen durchdrungen seyn müsse. Ganz getrennt vom deutlichen Gedanken möchten die meisten Zeitgenossen kaum Empfänglichkeit und geschärften Sinn genug haben, um von der Kunst tiefe Eindrücke anzunehmen. Da jede echte Kunst Wahrheit zeigen soll, so wollen wir, neben der Form und Empfindung immer auch mit dem Ernst des Gedankens oder der Besonnenheit des Glaubens sehen, und das scheint, zum Theil wenigstens, in der männlichen Reife des Zeitalters begründet. — Nun tritt aber das Bedürfniß einer höheren Einfachheit ein. Der philosophische Inhalt, nach seinem ganzen Gewicht und Umfang in die Darstellung selbst bis ihre Nebenlinien und nachläßig angedeuteten Umrisse verflochten, muß zwar nach entgegengesetzten Richtungen dargestellt werden; die Darstellung aber soll nicht dienen, die Philosophie noch verworrener und unklarer zu machen, als sie ohnehin schon ist; der Dichter soll durch den ihm gegebenen Freybrief, alles darzustellen sich nicht berechtigt glauben, den menschlichen Geist nur endlos tiefer und tiefer in das Labyrinth widersprechender Meinungen zu verstricken; — sondern vielmehr durch lichtvolle Darstellung der Dinge, wie sie sich in verschiedenen Zeiten zeigen, das Streben, den Ausweg zu finden, erleichtern. Man soll das Böse in seinen Reizen, aber auch in seiner verabscheuungswürdigen Gestalt; die Lockungen schmeichelnder Lüge, aber diese auch in ihrer furchtbaren Nichtigkeit zeichnen; und wenn der Schleyer vorgehalten wird, der den Glanz der Wahrheit und Tugend hinter Leiden, Irrthümern und dem Druck des Schicksals verbirgt, so möge es doch zugleich als Triumph der Kunst gelten, jenen ursprünglichen, seligen, ewigen Glanz derselben ahnen und erkennen zu lassen. Das große Gesetz der Tragödie: Reinigung der Leidenschaften, trete wieder in seine Rechte; auch auf andere Theile der Kunst findet es Anwendung; — und in Harmonie mit ihm könnte man ein anderes gleich gewichtiges Gesetz für die Kunst vielleicht so bestimmen: Verherrlichung der Wahrheit.

Aber es dürfte Zeit seyn Betrachtungen, zu enden, zu denen aus der Fülle eines so umfassenden Gegenstandes, als der unsere, sich unerschöpflicher Stoff entgegen dränget. Den Zeitgenossen ist vom allmächtigen Geschick Feuer und Wasser vorgelegt, nach welchem werden sie greifen?

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. VII.

Ueber die Deutsche Kunstausstellung zu Rom, im Frühjahr 1819, und über den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom.

Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen, welche die Anwesenheit des kaiserl. Hofes in der Hauptstadt der alten Welt, welche bis auf die neueste Zeit der Mittelpunkt der Künste und aller Kunstfreunde geblieben ist, ausgezeichnet haben, gehörte auch die Ausstellung der deutschen Künstler im Pallaste Caffarelli, in welchem die königl. Preußische Gesandtschaft das Lokale dazu hatte einrichten lassen.

Es ist damaliger Zeit auch von dem Besuche, mit welchem des Kaisers Majestät diese Ausstellung beehrt haben, in dem Oesterreichischen Beobachter dd. 7. May Nro. 127 d. J. Anzeige geschehen. Eine ausführliche Kunstbeurtheilung davon indessen ist noch nirgend erschienen; wenigstens keine solche, die diesen Namen irgend verdienen könnte, und der Sache einigermaßen Genüge leistete. Gleichwohl verdient die Deutsche Ausstellung, schon als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit in Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und Zustand der Kunst überhaupt, eine solche gründlichere Betrachtung in hohem Grade; wie sie denn auch an innerm Werth eine der reichhaltigsten und bedeutendsten gewesen ist, die man wohl seit geraumer Zeit von einer angehenden Kunstschule gesehen hat. Das gemeinsame Aufstreben so mannigfach emporblühender Talente ist ein eben so erfreulicher als belohnender Anblick. Es versteht sich dabey für die Unterrichteten ohnehin, da das Vortreffliche in der Kunst eben nicht in solcher Menge wie das Gras auf dem Felde von selbst zu wachsen pflegt, daß wenn eine solche Kunstausstellung neben manchem Mittelmäßigen und Tadelnswerthen, welches überall mitzuströmen pflegt, auch vieles Gute und einiges Vortreffliche darbietet, dadurch schon das geleistet und erreicht wird, was man von einer gemeinsamen Bestrebung so verschiedener Naturanlagen billigerweise irgend erwarten kann.

In Hinsicht auf das von Einzelnen Geleistete und die hier zum erstenmale in größeren Werken oder doch in einem weitern Kreise auftretenden Talente, wurde die Deutsche Ausstellung auch von Seite des Publikums durchaus günstig aufgenommen, was sich in dem, mehrern Künstlern, wie den beyden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. reichlich ertheilten Lobe unverkennbar zeigte; wie denn das Publikum, so lange es unbefangen gelassen wird, im Ganzen immer liebevoll und mehrentheils billig zu urtheilen pflegt. Von einer andern Seite aber waren die Meinungen sehr getheilt, und erhoben sich auch viele tadelnde Stimmen gegen die Ausstellung. Es ward nämlich der neuen Kunstschule im Allgemeinen zur Last gelegt und der Vorwurf gemacht, daß sie in eine altdeutsche Manier verfallen und daher, so viel Lob auch die einzelnen Talente verdienen möchten (denn dieses wurde von dem bey weitem großern und bes-

sern Theile des Publikums keineswegs verkannt), im Ganzen genommen dennoch durchaus auf einem unrichtigen und falschen Wege sey.

Diesen allgemeinen Tadel ist es meine Absicht, hier genauer und ausführlich zu prüfen. In wiefern er auf die neue Kunstschule und Deutsche Ausstellung überhaupt, oder doch auf einzelne Werke und Künstler anwendbar sey oder nicht, darüber werde ich weiterhin das Nöthige erinnern. Wie mancherley Einschränkungen in jedem Falle dabey zu machen seyn dürften, ist schon in dem erwähnten Artikel des Beobachters mit Kurzem angedeutet worden. Ehe aber von der richtigen oder unrichtigen Anwendung die Rede seyn kann, müssen wir vor allen Dingen diesen sehr zusammengesetzten Begriff schärfer zu fassen und genau zu bestimmen suchen; um dann prüfen zu können, was eigentlich mit solchem Tadel und Urtheil gemeint und darunter zu verstehen, und was endlich von der Sache selbst zu halten und darüber anzunehmen sey.

Wenn davon die Rede ist, daß in einem Gemälde oder auch in allen Werken eines Künstlers überhaupt, die Zeichnung unrichtig, der Ausdruck gemein oder übertrieben, das Colorit kalt oder unwahr sey, oder von irgend andern positiven Fehlern; so wird man sich leicht darüber verstehen können, ob der Vorwurf gegründet sey oder nicht; wenigstens diejenigen werden es, die den Sinn und ein Auge für Gemälde haben, und das Vortreffliche kennen. Anders ist es schon, wenn der Begriff der Manier oder des Manierirten, auch nur im Allgemeinen, mit in das Urtheil aufgenommen wird; denn dieser bekanntlich nicht so ganz leicht zu bestimmende Begriff ist, wo diese genauere Bestimmung fehlt, schon an sich der vieldeutigsten Anwendung und Auslegung fähig. Ist aber vollends von einer bestimmten, geschichtlich einmal vorhanden gewesenen Manier, in Anwendung auf ein Kunstwerk, als Urtheil oder Tadel die Rede, so ist der Mißverständnisse fast kein Ende, die sich an eine so bequem nachzusprechende Formel auf das leichteste anschließen können, und das Urtheil verwirren. Um aber diese mancherley Mißverständnisse zu lösen, und die Klarheit des Urtheils in die Verworrenheit der Meinungen zu bringen, ist es durchaus nothwendig, tiefer in die Grundsätze einzugehen, auf welche es dabey ankommt; und das wollen wir denn hier in der Kürze versuchen.

So wie jede andere, auf das Höhere gerichtete Wissenschaft oder Kunst, so kann auch die bildende Kunst sich nicht von dem Faden der Ueberlieferung losreißen, und alles Vergangene vernichtend, mit einemmale ganz neu und von vorne anfangen. Vielmehr schließt sich jeder Meister an einen früheren an, und selbst da, wo die Kunst sich neue Bahnen und Wege zu eröffnen sucht, um eine bisher noch nicht gekannte Vortrefflichkeit zu erreichen, oder in einer gesunkenen Zeit, und aus einem verwilderten Geschmack heraus, das Rechte wiederzufinden und das wahrhaft Große neu herzustellen, thut sie dieses nie ohne Beziehung auf irgend ein Vergangenes und lebendige Benutzung eines früher Geleisteten. Mannichmal geschieht dabey ein großer Sprung, indem man sich, wenn es auf Einem Wege gar nicht mehr fort will, oder die bisherige Bildungsweise ganz erschöpft und erloschen zu seyn scheint, auf einmal in ein weit entlegenes Fremdes oder auch sehr Altes wirft, was eben dadurch wieder als ein Neues erscheint. So neigte man sich, zur Zeit des Kaisers Hadrian, als dieser die Kunst wieder herstellen wollte, zurück zu dem alten ägyptischen Styl, wobey jedoch Religionszwecke eben so sehr oder noch mehr als das Kunstbedürfniß mitwirken mochten. Da uns dieses hier nur als Beyspiel dienen soll, so lassen wir die nähere Untersuchung darüber an seinen

Ort gestellt seyn, so wie auch für jetzt wenigstens die Frage auf sich beruhen mag, ob die Kunst durch jenen sonderbaren Sprung oder kühnen Versuch der Rückkehr in ihren eignen Ursprung damals wesentlich gefördert sey oder nicht. Genug, daß auch jenes Zeitalter, wie in der letzten Kraftäußerung des noch einmal auflodernden alten Geistes vor dem bald nachher erfolgenden gänzlichen Erlöschen der heidnischen Kunst noch manches der Betrachtung und des Bemerkens Würdige und wenigstens relativ Vortreffliche hervorgebracht hat.

Was nun die Malerkunst in unsrer neuern christlichen Zeit betrifft, so ist unter denen, welche sie kennen, längst entschieden und allgemein anerkannt, daß dieselbe zu Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, mit den großen Meistern dieser Zeit, Raphael, Leonardo, Michel Angelo, Tizian und Correggio, den Gipfel der Vollkommenheit erstiegen, und obwohl sie auch im nachfolgenden Zeitalter in der Schule der Carracci's, unter Guido, Dominichino und einigen der bessern Florentiner noch mit Ruhm fortgedauert, doch nie wieder die gleiche Höhe der Vortrefflichkeit jener ersten Großen erreicht habe. Darüber ist nun wenigstens jetzt kein Streit mehr; als daher auch jene letzte Schule erloschen, und ihre Zeit vorüber war, und man im achtzehnten Jahrhundert das Bedürfniß einer großen Wiederherstellung der so sehr gesunkenen Kunst zu fühlen anfing, so ging man allerdings von jener richtigen Annahme aus, machte aber nicht gleich die richtige Anwendung davon. Mengs, der unter uns das Werk der Wiederherstellung unternahm, glaubte, daß wenn ein Maler die lebendige Carnation des Tizian und die magische Beleuchtung des Correggio mit der schönen Form und reichen Composition des Raphael zu vereinigen wisse, er dann das Ziel erreicht habe, und daß der wahre Weg, um die Kunst neu zu beleben, nach diesem Ziele gerichtet seyn müsse. Ein neues Leben aber kann nur aus der Tiefe einer neuen Liebe hervorgehen, und das Vortreffliche in der Kunst läßt sich nicht so aus verschiedenartigen Ingredienzen zusammensetzen und bereiten, wie ein Heiltrank in der Medicin. Daher denn auch die Werke von Mengs, bey manchem für seine Zeit unverkennbarem Verdienst und dem angestrengtesten, an sich sehr lobenswerthen, künstlerischen Fleiß, frostig erscheinen; so wie er auch selbst keine eigentliche Schule hat stiften können. Wenn nachgehends das Recept zur Wiederherstellung der Kunst dahin anders modificirt, oder noch näher bestimmt ward, daß man verlangte, der Künstler solle die Antike mit dem Raphael und der Natur (d. h. mehrentheils dem Modell) vereinigen; so ist auch auf diese Wendung des neueren Kunststrebens das gleiche Urtheil anwendbar. Was die Antike betrifft, so verkannte man dabey noch obendrein die unermeßlich große und ewige Verschiedenheit der beyden verwandten Schwesterkünste, der Sculptur und Malerey; oder es konnte wenigstens die vorgetragne Kunstlehre sehr leicht zu einer solchen Verkennung führen, was jedoch bey Mengs noch nicht eigentlich der Fall ist, da er mehrentheils noch in den Gränzen der Malerey geblieben. Winkelmanns herrliche Begeisterung für das Antike, die auf diesem Gebiete eine neue Epoche hervorrief, gab ebenfalls zu mancher irrigen Anwendung Anlaß, und leitete die Maler mehr und mehr von dem Ziele ihrer Kunst ab.

Am meisten aber entfernte sich davon die französische Schule, welche eine ganz eigne und noch durchaus von der bisher beschriebenen verschiedene Wendung nahm. Die Vorbilder der Antike standen hier, wenn auch dem einzelnen in Rom gebildeten Künstler bekannt, wenigstens dem

Sinne der Nation nicht in gleicher Fülle und Herrlichkeit vor Augen; desto mehr aber richtete sich dieser in steigender Bewunderung auf das republikanische Alterthum, so wie wir es geschichtlich kennen und verehren. Die tragischen Helden der Griechen und Römer, in theatralischer Uebertreibung auf der Bühne herrschend, waren das Idol des Tages; und so warf sich denn nun auch die Kunst auf das republikanisch Antike, mit besonderer Vorliebe für das Tragische und in der ganzen Fülle theatralischer Uebertreibung. In der That ein gewaltiger und tödtlich gewagter Sprung, seltsamer noch als jenes ägyptische Wesen in der Sculptur unter Hadrian; wenigstens weiter ab von allem was für uns und nach unsern Sitten und unsern Verhältnissen, der Kunst als Kunst und auch dem Menschen als Menschen angemessen seyn kann; es müßte denn das ganze neuere Europa zuvor erst wieder heidnisch werden, wie man es in der Revolution allerdings wohl hoffte und auch zu versuchen anfing. — Das ist nun die französische Schule; eine gewiß kraftvolle und merkwürdige aber durchaus falsche Tendenz, deren ganzes Wesen nach allen seinen Eigenthümlichkeiten man am besten an David, dem großen Meister dieser Schule, erkennt. Sie ist keineswegs auf Frankreich beschränkt, sondern im Grunde bis jetzt noch die herrschende in Europa; wie auch nicht zu verwundern ist, weil sie in sehr vieler Hinsicht dem Sinne des Zeitalters am besten entspricht, da es noch nicht zu der Ruhe gelangt ist, aus welcher der Sinn für das Schöne hervorgeht. Selbst in Italien ist diese französische Manier stark eingedrungen, und des vortrefflichen Camuccini Gemälde, wenigstens die aus der Geschichte und Mythologie entlehnten, gehören nach der darin herrschenden Auffassung und Behandlungsweise, obwohl der edlere Kunstsinn oftmals durchblickt, allerdings der französischen Schule an; einige neuere Arbeiten dieses berühmten Künstlers, besonders Kirchenbilder, sind jedoch von mehr Einfalt, und dem schlichten Styl der Wahrheit näher.

Wie aber der Geist der französischen Schule, in ausschließender Lehre, auf die jüngere Generation wirkt, das hatten wir Gelegenheit zu Rom an der französischen Ausstellung dieses Jahres zu sehen; besonders an dem ausgezeichnetsten Bilde derselben, »einen umgestülpten jungen Griechen« darstellend, — un jeune Grec renversé, wie es in der Aufschrift hieß; wobey man nur das arme Modell bedauern mußte, welches sichtbar sein Alles zu der nackten Heldenfigur in der tödtlichen Stellung Kopfunterwärts hergegeben hatte. Der Scharfsinn des Künstlers hatte sich vorzüglich nur an dem Schwerdt gezeigt, welches in seiner Breite queer über dem Körper liegend, zugleich als Feigenblatt benutzt war. Von dieser Höhe des Manierirten hat man doch außerhalb der französischen Schule kaum einen Begriff.

Indessen fehlt es nicht leicht, wo ein falscher Geschmack herrschend ist, an einzelnen glücklichen Ausnahmen und besseren Bestrebungen, die aber freylich mehrentheils einzeln bleiben, bis jene Herrschaft gebrochen, und der ihr zum Grunde liegende irrige Begriff weggeräumt ist. Selbst in Frankreich, wie jedes unnatürliche Extrem gern seinen Gegensatz hervorruft, hat sich neben jener, halb der Antike halb der Revolution entsprungenen, tragisch-theatralischen Malermanier, eine andere bescheidnere Darstellungsweise geschichtlich oder gemuthlich anziehender, aber kleinerer historischer Gegenstände in treuester Naturlichkeit entwickelt, in jenem Gemälden, welche man du genre nennt, und worin auch gegenwärtig zu Rom Granet mit Recht so geachtet ist. —

Auch in der Porträtmalerey, als eine eigne Profession betrachtet,

die in ihrem beschränkteren Kreise von dem großen Streben der Kunst und seinen Verirrungen entfernter liegt, zeigen sich oftmals glückliche Talente, die es zu einer bewundrungswürdigen Fertigkeit bringen, und wenn es auch bloß Instinkt ist, ohne allen Anspruch auf höhere Kunst, durch die lebendigste Aehnlichkeit und den glanzvollsten Effekt das Zeitalter in Erstaunen setzen, wie in unsern Tagen der berühmte königl. großbrittannische Porträtmaler, Lawrence. — Aber solche glänzende Meteore verschwinden oft auch bald wieder, oder haben wenigstens auf den Gang der Kunst überhaupt und im Ganzen keinen bedeutenden Einfluß.

Allgemein herrschend aber finde ich in unserm Zeitalter, neben der beschriebnen französischen Schule, nur Eines in der Kunst; und das sind die englischen Kupferstiche. Es darf uns auch der so weit greifende Geschmack daran nicht Wunder nehmen, da diese Art so tief im Zeitalter begründet ist, und aus der innersten Herzensstimmung und sentimentalen Gefühlsweise desselben hervorgeht. Es wird nicht nöthig seyn, diesen Geist der englischen Kupferstiche hier weiter ausführlich zu beschreiben; so wie es sich auch von selbst versteht, daß derselbe in diesem allgemeinen Sinne, als das Eine herrschende Element des Zeitgeschmackes, nicht auf England und nicht bloß auf den Kupferstich beschränkt ist, da wir dasselbe Wesen auch in Gemälden oft genug erblicken, und es uns auch wohl in Marmor begegnet, in Kirchen, an Grabmälern, oder wenn sonst die Gegenstände auf diese Weise sentimental genommen werden können.

So ist also im Ganzen der herrschende Kunstgeschmack des Zeitalters — soll ich sagen, gewesen; oder ist er nicht wenigstens größtentheils noch jetzt so? Unter diesen Umständen nun, zwischen der Herrschaft der französischen Schule und der englischen Kupferstiche hervor, unter manchen aus dem Mengs oder mißverstandenen Winkelmann hervorgegangnen fruchtlosen Tendenzen, nach manchen besseren und treu gemeinten, aber noch nicht ganz durchgebrochnen oder doch einzeln gebliebenen Bemühungen hat sich in den letzten Decennien, ein andres, ernstes Streben unter den deutschen Künstlern mehr und mehr entwickelt; welches, wenn es liebevoll gepflegt und mit empfänglichem Sinn für das Höhere und uns Angemeßne in der Kunst aufgenommen; wenn das groß gedachte auch im Großen befördert, was noch unvollkommen ist, durch stete Fortbildung nach bewährten Grundsätzen ergänzt, die sich etwa kund gebenden Abweichungen und Uebertreibungen durch ein umfassend wirksames Kunsturtheil auf das wahre Maß und Ziel zurückgelenkt würden, wohl den einsamen Pfad des höhern Schönen in der Malerey wieder zur allgemeinen Bahn erweitern und sich allmählich zu einer wahrhaften deutschen Kunstschule und neuen Epoche derselben erweitern könnte. Schon vor geraumer Zeit zeigte sich bey den deutschen Künstlern eine entschiedene Abneigung gegen den herrschenden Geschmack der französischen Schule, und ein ernstes Zurückgehen auf die großen Maler der alten Zeit; wobey einige, während die meisten den unnachahmlichen Raphael nachzuahmen strebten, sich mehr den Leonardo, als den sichersten Führer wählten, oder auch von der Größe des Michel Angelo hingerissen wurden. Wer gedenkt hierbey nicht an den, wie Goethe sagt, »durch tiefes Studium gebildeten« Buri, an den als Lehrer und Meister so trefflich wirkenden Prof. Hartmann zu Dresden? — Auch der so oft verkannte Unterschied zwischen der Sculptur oder Antike und der Malerkunst fing mehr und mehr an, wieder klar und erkannt zu werden. Der Erste aber, welcher mit Recht an der Spitze dieses neuen Kunststrebens genannt werden

muß, lebt nicht mehr. Es war Schick von Stuttgardt, der Zeitlebens mit Drangsalen kämpfend, früh verstorben ist, während sein hohes Talent nun zu spät erkannt und bewundert wird. Zuerst in Davids Schule gebildet, blieb ihm, was er da von dem in seiner Art großen Meister an kräftiger Zeichnung und sonst gelernt hatte, auch späterhin unverloren, nachdem er sich ganz selbstständig auf seine neue Bahn erhoben und wohl eingesehen hatte, daß es nach überstandenen Lehrjahren für das Wesentliche der Kunst anderer und höherer Vorbilder bedürfe, als seine erste Schule und seine Zeit ihm geben konnten, und daß ein solches vorleuchtendes Vorbild nur bey den großen Meistern der alten Zeit zu suchen sey, deren Werke, keinem Wechsel der Zeit unterworfen, nie aufhören können noch werden, die Bewunderung der Anschauenden zu erregen. Seine Bildnisse der von Humboldtischen Kinder, die zu ihrer Zeit in Rom so großes Aufsehen erregten, könnten unbeschadet des Eindrucks neben denen von Leonardo oder Tizian gestellt werden, und wären selbst eines Schülers von Leonardo oder Raphael nicht unwürdig. Noch glänzender aber zeigte sich sein Talent in dem größern Bilde, den Apollo unter den Hirten darstellend; welches in dem königl. Schlosse zu Stuttgardt aufbewahrt wird, und noch im verwichenen Jahre die Zimmer der verstorbenen Königinn zierte. Der gedrängte Reichthum dieser Composition, das frische Leben, die leichte Klarheit und liebliche Anmuth der Farbe, diese schön geordnete Fülle schöner Gestalten sind der besten Zeit und des ersten Meisters würdig.

Unter den jetzt in Rom lebenden deutschen Künstlern der neuern Zeit sind Overbeck und Cornelius zuerst auch unter uns allgemeiner bekannt geworden. Beyde mit einer reichen Fantasie begabt; der erste ausgezeichnet durch eine liebevolle Anmuth und inniges Schönheitsgefühl in Gestalt, Ausdruck, Stellung und Anordnung; der andre durch die höchste Kraft des Ausdrucks und eine schöpferische Fülle der Erfindung. Von Overbeck sind mehrere bedeutende Werke in Deutschland, woraus man ihn würdigen kann; besonders der große Carton zu Frankfurt, den Verkauf des Knaben Joseph darstellend. Sein Künstlerruf ist schon hinreichend begründet, und der herrliche Carton von der befreyten Jerusalem auf der dießmaligen Ausstellung wäre allein genug, ihn von neuem zu bestätigen. Was Cornelius zu dem Bisherigen ferner noch Größeres zu leisten im Stande ist, wird er an den ihm übertragenen Alfrescogemälden des neuen Kunsttempels, welchen der Kronprinz von Baiern zu München erbauen läßt, reichliche Gelegenheit haben zu zeigen; wenn wir anders nach dem ersten meisterhaft vollendeten Carton dazu urtheilen dürfen, welcher den ganzen mythischen Cyklus der Nacht, mit ihrem mannigfaltigen allegorischem Gefolge, nach sinnreich und eigenthümlich aufgefaßter Vorstellungsweise der Alten, eben so tief bedeutend als reich darstellt. Wenn in einigen früheren Hervorbringungen dieses Künstlers die gewaltige Kraft des Ausdrucks bisweilen in Uebertreibung ausartet und Manier zu werden droht; so bemerkt man in dieser letzten vortrefflichen Arbeit mit Vergnügen, daß er der Natur und edlen Einfalt wieder getreuer geblieben. Diesen beyden schon seit länger bekannten Künstlern, sind in der letzten Zeit noch manche jüngere Talente mit Glück nachgefolgt, von zum Theil sehr verschiedenartiger Kunstanlage und Sinnesweise; nur der gleiche Ernst in dem Streben, die Kunst wieder zu ihrer alten Hoheit zurückzuführen, beseelt sie Alle. Dieses gemeinsame Streben der deutschen Künstler in Rom fing mehr und mehr an, Aufmerksamkeit zu erregen, und ward selbst von den ausgezeichnetsten Männern und Künstlern

andrer Nationen entschieden anerkannt. Mit wahrem Vergnügen kann ich hier Statt aller übrigen Einen, den Stolz Italiens, den Bildhauer unsers Zeitalters, den in ganz Europa hochberühmten und gefeyerten *Canova* als einen solchen nennen, der die deutsche Kunst ehrt und schätzt; Er, der auf seiner Reise durch Deutschland auch die in ihrer Art einzige Boisseréesche Sammlung ganz zu würdigen verstand, obwohl selbst in einem ganz andern Kunstkreise wirkend, schenkte nicht nur dem ganzen Kunststreben der Deutschen überhaupt, sondern selbst den einzelnen jüngeren Talenten die aufmerksamste Theilnahme und ausgezeichnete Achtung; wie denn mehrern deutschen Künstlern, wie Philipp Veit, Eggers u. a. auf seine Empfehlung die Frescoarbeiten im Vatican übertragen wurden. Daß die *Frescomalerey* unter den deutschen Künstlern in Rom wieder so lebhaft in Gang gekommen — wozu dem preußischen General-Consul Bartholdy bekanntlich der Ruhm gebührt, die erste Veranlassung gegeben zu haben — ist überhaupt für einen großen Fortschritt zu achten; denn sie nöthigt den Künstler, bey der Composition ins Große zu gehen, in der Ausführung aber sicher zu seyn; welches, besonders für junge Talente, eine herrliche Schule ist.

Nach allem Bisherigen wird es nicht schwer seyn, den *rechten Gesichtspunkt* zu finden und aufzustellen, um den gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst in Rom, wie er sich in der letzten Ausstellung kund gegeben, richtig zu würdigen.

Nur noch Einiges über die Grundsätze im Allgemeinen. *Nachahmen*, im eigentlichen Sinne des Worts nachahmen soll der Künstler überhaupt nicht, und am wenigsten in dem Materiellen der Kunst. Die ersten Elemente und wesentlichen Fertigkeiten seiner Kunst, zeichnen z. B., richtig, mannichfaltig, kräftig und sicher zeichnen, das muß er lernen, wissenschaftlich lernen, und glücklich ist er, wenn er nur den rechten Meister dazu findet, der ihn die innre und äußre Beschaffenheit des menschlichen Körpers, nach der Anatomie und dem Modell, so wie die kraftvollste und mannigfaltigste Entwicklung desselben aus der Antike vollkommen lehrt. So auch die Perspektive und was sonst wissenschaftlich zur Grundlage der Kunst gehört. Das Colorit, die Wahrheit und den Zauber der Farbe, wird der Maler wohl von keinem Meister jemals lernen, falls ihm nicht das Auge und der Sinn dafür angeboren ist; dagegen aber allerding[illegible]iele dazu erforderliche und dahin mitwirkende technische Kenntnisse un[illegible]rtigkeiten erlernt werden können und müssen. — Wenn nun solcherg[illegible]lt das Talent mit allen Elementarfertigkeiten zur Ausübung seiner Kunst ausgerüstet ist; so sieht der Künstler sich für das Höhere nach einem Vorbilde um, welches nicht eben der Meister zu seyn braucht. Vielmehr sind beydes, der Lehrer in dem was erlernt werden muß, das Vorbild in dem was nicht erlernt werden kann, aber doch erstrebt werden soll, zwey ganz verschiedene Dinge, die sorgfältig auseinander gehalten werden müssen. Daß der einzelne Künstler sich nicht von dem organischen Ganzen der Kunst und von der Vergangenheit und lebendigen Ueberlieferung losreißen, und alles aus sich selbst, oder wie man auch wohl sagen hört, aus der Natur schöpfen kann, wird aus dem Vorigen klar seyn. Und wo es geschieht, da weiß man auch, wie es zu gehen pflegt, und daß grade diese seynwollenden Selbstschöpfer und Naturkünstler mehrentheils in die allermanierirtste Behandlungsweise zu gerathen pflegen. — Und wo soll der junge Künstler nun sein Vorbild für dieses Höhere — in Gestalt und Ausdruck, in Stellung und Anordnung — oder vielmehr überhaupt in der Auffassungs- und Behandlungs-

weise hernehmen, um den eignen Geist an einen verwandten, aber größeren oder doch größer ausgebildeten anzuschließen und eben dadurch zu bestärken und zu entwickeln? — Wo anders, als aus der Zeit und aus den Werken, in welchen anerkannt die Malerkunst den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat.

Sollen wir ihn etwa in die französische Schule zurück verweisen, oder an die englischen Kupferstiche und was dem ähnlich ist? Wenn er recht denkt, so wird er sich durch dergleichen Modezumuthungen nicht irre machen lassen, sondern den Raphael und seine Zeitgenossen, und überhaupt die großen Meister aus der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und aus der ersten des sechzehnten, die wird er unverrückt vor Augen halten und als ewige Vorbilder seines Strebens im Herzen tragen. — Gewiß ist es dabey, daß nächst den großen Meistern, die als die höchsten anerkannt sind, keine andern mehr beachtet zu werden verdienen, als ihre unmittelbaren Vorgänger und ältern Lehrer, und daß diese jenen unendlich näher stehen, als ihre Schüler oder späteren Nachahmer. Sollten wir den Raphael zu ehren verstehen, und den gering schätzen, an dem und von dem er zuerst so viel und so wesentlich gelernt hat? Es gibt einzelne Gestalten, ja auch Gruppen und ganze Compositionen, nicht bloß im Perugino, sondern auch im Fiesole und selbst im Giotto, die man, wenn man auch eben vom Raphael kommt, mit dem großten Vergnügen und nicht ohne Bewunderung betrachten kann; und die im Geist und in der Auffassungsweise wirklich Raphaelisch sind, wenn wir alles, was auch geistig schon und liebevoll harmonisch ist, so nennen dürfen. Wie selten aber trifft man auf eine solche Ausnahme unter den Effektgemälden der spätern Kunstschulen Italiens! Denn gerade im Geist, in der Auffassungsweise zeigte sich, nachdem einmal der Gipfel der Vollkommenheit erreicht war, zuerst der Abfall der sinkenden Kunst. — Wer übrigens aus jenen ersten Gestirnen des anbrechenden Lichtes in der abendländischen Kunst, die Zeichnung, die Perspektive, die Kenntniß des menschlichen Körpers, oder was sonst wissenschaftlich zur Begründung der Kunst gehort, lernen, ja selbst die vollkommneren Vorbilder eigentlich nachahmen, d. h. nachäffen wollte; den muß man seiner eignen Thorheit überlassen. Wer kein Talent besitzt, und nichts gelernt hat, dem werden uberhaupt keine Vorbilder etwas helfen, und es wird ziemlich einerley seyn, ob er sich die seinigen aus dem funzehnten [illegible]hundert zusammensucht, oder ganz aus der Nähe des neunzehnten ent[illegible]. Es sollte aber in ernster Kunstbeurtheilung billigerweise nur von denen die Rede seyn, welche angebornes Talent besitzen, und auch etwas Ordentliches gelernt haben, wie sich denn deren mehrere in der letzten Ausstellung bewährt haben; jene andern aber wäre es am besten mit Stillschweigen zu übergehen.

Wenn wir nun auf diese Besseren und ihr Streben, auf das Wesentliche und den Gang der Kunst im Ganzen sehen, so sind wir jetzt durch das bis dahin Vorbereitete schon an das Ziel gelangt, daß wir den Schluß ziehen durfen: jene Vorbilder möchten wohl ganz richtig gewählt seyn, und der rechte Weg zum Ziele allerdings nicht eben rückwärts zu ihnen fuhren, wohl aber ganz erfüllt und durchdrungen von ihnen vorwärts zu einer neuen, aus den Tiefen des Alterthums wiederhergestellten, aber dennoch frisch lebendig aufblühenden, und wahrhaft neuen Kunst für die neue Zeit; und daß also das Streben der neuern deutschen Künstler, im Ganzen genommen, mit nichten auf einen Abweg gerathen und im Irrthum befangen sey, sondern ganz auf der rechten Bahn fortschreite; wie sehr auch manches noch mangelhaft und unvollkommen erscheinen mag, wie

natürlich bey erst aufblühenden Talenten, oder wie sehr auch Einzelne, die mit zur Schule und zum Ganzen gerechnet werden, hie und da wirklich von der rechten Linie abgewichen seyn mögen. Denn das ist eben das Unglück bey jedem ernsten und treu gemeinten, neuem Streben; daß sich immer manche Unberufene einmischen, welche den Mangel an Talent und Leben durch Uebertreibung ersetzen wollen, denen alles unter der Hand sogleich zur Manier wird, und die eben dadurch den Gegnern des Guten reichen Stoff zu einer Opposition und einem Tadel geben, der dann leicht ohne alle Unterscheidung auf das Ganze ausgedehnt und auf das Ausgezeichnetste und Vortreffliche in dem gleichen Maaße, wie auf das ganz Mittelmäßige oder völlig Mißlungene, angewandt wird.

Es wird sich nun schon von selbst ergeben, worauf sich der den deutschen Künstlern gemachte Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit — denn so sollte der beabsichtigte Tadel eigentlich, um genau zu reden, ausgedrückt werden — reducire. Wenn der Künstler nicht den Geist und die Auffassungsweise seines Vorbildes sich anzueignen weiß, sondern unwesentliche Zufälligkeiten oder wohl gar positive Fehler und Unvollkommenheiten nachahmt, oder vielmehr nachmacht; so ist dieß allerdings in hohem Grade tadelnswerth, und führt auf dem gerade entgegengesetzten Wege, wie die rohe Nachahmung der Natur, in denselben Abgrund des Manierirten. Es ist mit der Manier in der Kunst überhaupt, wenn ich dieß Gleichniß brauchen darf, wie mit der Sünde in dem sittlichen Leben. Es führen unzählige Abwege, wie zur Sünde, so auch zur Manier; und wie es dagegen nur Eine Tugend gibt, so gibt es auch nur Einen Weg, der der rechte ist in der Kunst. Die Vollkommenheit in der Kunst findet sich da, wo die Idee und das Leben völlig Eins sind in einem Werke; jede Abweichung, jeder Mangel von der einen oder von der andern Seite ist ein Fehler und wird, fortgesetzt oder gar als Grundsatz aufgestellt, Manier genannt. Die Idee, wenn sie allein vorherrscheud ist, gebiert Werke, die kalt und todt sind, oder in geringerem Maaße wenigstens den Vorwurf der Härte auf sich laden. Wer auf der andern Seite nur nach dem Leben hascht in der Kunst, der kann wohl Effekt machen, was manchen Naturalisten gelingt; aber mit der Idee fehlt dem Werke auch die tiefere Bedeutung, ja alle innere Form, welches doch die erste und wesentlichste Bedingung der Kunst ist.

Was unsre Deutsche Ausstellung betrifft, so traf eigentlich jener Vorwurf der manierirten Alterthümlichkeit nur die oberwähnte Klasse der unberufenen, und eben desfalls übertreibenden Nachahmer ganz und in einigen Produkten derselben mit vollem Rechte. Diese Gattung stellt sich uberall mit ein; aber an den Vorbildern liegt es wohl nicht. Die Werke solcher Menschen werden immer, sie mögen nun den Leonardo und Dürer, oder auch den Guido und Guercino, oder wenn man will, Mengs und Függer vor Augen haben und nachahmen, frostig und steif, oder übertrieben und verzerrt ausfallen, oder auch beydes zugleich, und werden in jedem Falle manierirt seyn. In jeder Ausstellung pflegt, wie gesagt, manches Mittelmäßige und auch wohl eins oder das andre ganz Mißlungene dem Lobenswerthen und Vortrefflichen beygemischt zu seyn; nur nach dem Guten muß man sie beurtheilen, und wenn sie dessen nicht wenig enthält, so kann man dieses schon als ein gutes Zeichen für den Gang und die Fortschritte im Ganzen ansehen. — Die Deutsche Ausstellung vereinigte die Werke und Versuche von drey und sechzig Künstlern, von denen bey weitem die größere Anzahl noch im Anbeginn ihrer Laufbahn stehen. Hinsichtlich der aufblühenden Talente aber, welche sich aus dieser Anzahl

vorzüglich ausgezeichnet haben, so ist schon oben erwähnt worden, daß das Publikum, ungeachtet jenes Zwiespalts der Meinung und des im Allgemeinen wiederholten Tadels der Alterthümlichkeit, den Einzelnen, die es verdienten, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ja ihnen den entschiedensten Beyfall ertheilte. Die beyden Schadows, Philipp Veit, Wach u. a. erhielten diesen nicht bloß von dem Publikum im Allgemeinen, sondern wurden auch von den erleuchtetsten und erlauchtesten Beschauern dieser Ausstellung mit so entschiednem Lobe ausgezeichnet, als sie selbst oder ihre Freunde nur irgend wünschen konnten; so daß mir von dieser Seite nichts übrig bleibt, als nur das gesunde Urtheil des Publikums dankbar anzuerkennen, und wenig oder nichts zur Berichtigung hinzuzufügen. Es ist auch nicht zu besorgen, daß diese und andre ihnen ähnliche wackere Künstler über der Anerkennung des Guten, was sie bis jetzt geleistet, das ungleich Mehrere und Höhere, was man mit Recht von ihnen erwarten darf, versäumen oder vergessen werden. — Wurde ja etwa ein einzelnes Talent weniger bemerkt oder ausgezeichnet, als es wohl verdient hätte, so lag dieß an zufälligen Nebenumständen. Wer sollte z. B. nicht die Fülle erfinderischer Composition in Eberhards trefflichen Entwürfen loben? Aber solche Handzeichnungen wollen mit Ruhe und Muße im Kabinette durchblättert und betrachtet seyn, und sind weniger geeignet, neben groß ausgeführten Oelgemälden an den Wänden einer Ausstellung in die Augen zu fallen, wo überdem für die kleineren Stücke nicht allemal ein bequemer Platz gefunden wird. Von einigen andern Künstlern waren die größten und vorzüglichsten Werke nicht auf der Ausstellung; so z. B. die Anbetung der Hirten von Johann Veit, welcher die tiefe Innigkeit des Sinnes, die lebendige Wahrheit und Wärme der Ausführung wohl Freunde verschafft haben würde. Auch der schon oben erwähnte so ganz vortreffliche Carton von Cornelius war nicht da zu sehen. Zwey einzelne Köpfe, auch noch so schön ausgeführt, wie die beyden der Mutter Gottes und des Engel Michael, von Eggers, an edler Form und Anmuth der Behandlung und Farbe der besten italienischen Kunstzeit würdig, werden neben so mancherley großern Darstellungen auch leicht weniger bemerkt.

Wenn man die Frage aufstellen wollte, ob der Vorwurf der Alterthümlichkeit, in sofern sie nämlich manierirt und also ein Fehler ist, nicht auch gegen die Werke der Besseren unter den deutschen Künstlern in Rom gemacht werden könne; so muß ich darauf erwiedern, daß dieses wohl eben nicht oft der Fall seyn dürfte und daß auch dann, genauer betrachtet, gar nicht immer die vermeinte Alterthümlichkeit Schuld ist, sondern der Fehler an etwas anderm liegt. Ich will ein Beyspiel anführen; in einer heiligen Familie, von Wilhelm Schadow, ist der Kopf der Mutter Gottes ganz seelenvoll, von des größten Schönheit, und von der glücklichsten und gelungensten Ausfuhrung; der heil. Joseph aber auf eben diesem Bilde ist zu klein und eigentlich mißlungen. Etwas besondres Altdeutsches habe ich jedoch an dieser Figur nicht finden können; eben so wenig als dem herrlichen Kopfe der Maria etwa einer von Raphael oder sonst irgend ein bestimmtes Urbild zum Grunde liegt.

Wie jedes Urtheil, wenn es einmal in eine bequeme Modeformel gebracht ist, von vielen, ohne einen klaren Begriff damit zu verbinden, nachgesprochen, und oftmals sehr verkehrt und auf Gegenstände angewandt wird, auf die es gar nicht paßt; so geht es auch mit dem Vorwurf der altdeutschen Manier in der Kunst, daß er nicht selten über Dinge ausgesprochen wurde, die hundert Meilen davon abwärts liegen. Ich könnte,

wenn es hier die Absicht wäre, in das Einzelne einzugehen, merkwürdige Beyspiele der sonderbarsten Verwechslung in dieser Beziehung anführen. Es ist damit derselbe Fall, wie in der Literatur vor einer Reihe von Jahren die tadelnde Partey ein neues poetisches Werk vollgültig verurtheilt und völlig abgefertigt zu haben glaubte, wenn sie den furchtbaren Ausspruch that, es sey romantisch, oder von einem Romantiker gemacht; es mochte nun übrigens von Schiller, Tieck, Fouqué oder sonst noch so verschiedener Art seyn. So nennen auch jetzt noch Manche in den Wissenschaften alles, was ihr Verständniß übersteigt, oder ihnen sonst Mißbehagen erregt, mystisch; welches Wort sie dann mehrentheils eben so wenig verstehen, oder im Stande seyn möchten, Rechenschaft davon zu geben, als das, was sie gern dadurch als verwerflich darstellen möchten. Dergleichen Worte sind von übler Wirkung; es sind Formeln der Täuschung, welche das Urtheil ganz verwirren.

Eine gewisse wohlverstandne Alterthümlichkeit müssen wir der bildenden Kunst, wenigstens für einige Fälle und Gegenstände, durchaus vindiciren, und können sie schlechthin nicht so unbedingt und ohne Einschränkung verwerflich finden; und nur wenn sie fehlerhaft und manierirt ist, kann sie Tadel verdienen. Wie aber eigentlich der Vorwurf der altdeutschen Manier aufgekommen ist, was nämlich das ausschließend Deutsche betrifft, weiß ich mir nicht recht zu erklären. Bey vielen, ja bey den meisten ausgezeichneten Gemälden der neuen Schule ist es für jemanden, der viele Gemälde gesehen hat, oft wohl zu erkennen, daß der Künstler diesen oder jenen großen italienischen Meister der älteren Zeit mit besondrer Liebe betrachtet haben mag, wenn auch kein individuelles Vorbild nachgeahmt worden. Ungleich seltner bemerkten wir in den ausgezeichneten Bildern etwas, was an die altdeutsche Schule im Allgemeinen, oder gar an Dürer insbesondre erinnern könnte. Wahrscheinlich hat das Costum dazu beygetragen, dem Vorwurf gegen alle Wahrheit diese Wendung zu geben und ihn so allgemein auszudehnen; und ist der Begriff von den altdeutschen Röcken auf die Gemälde übertragen worden *). Wenigstens ist in einem Aufsatze in der Beylage der Allgemeinen Zeitung Nro. 124 die Kritik fast mehr noch gegen diese Röcke gerichtet als gegen die Gemälde; und scheint der ganze Aufsatz eher von einem in seinem Geschmack gekränkten Modeschneider, als von einem wahren Kunstbeurtheiler herzurühren.

Wenn man übrigens Altdeutsch in der Kunst so geradezu für gleichbedeutend mit Steif oder Hart nimmt, so kann ich diese mir etwas neu und willkürlich scheinende Wortbedeutung doch nicht so ganz unbedingt zugeben. Vielleicht ist dieser Begriff auch mehr aus Büchern oder einem frühgefaßten Vorurtheil geschöpft, als aus der eignen Anschauung. Ich habe manche altdeutsche Gemälde gesehen, bey Boisseré und auch sonst, die wohl schön und lebendig sind, und denen auch die Anmuth mit nichten abgeht. Leicht wäre es dagegen, eine Menge von Gemälden zu nennen, aus der Zeit der spätern Manieristen oder auch aus der ältern französischen

*) Zum Verständniß gehört, daß einige junge Künstler, welche den letzten Krieg mitgemacht, ihren altdeutschen Rock noch eine Zeitlang aus dem Felde beybehalten hatten; bey unsrer Anwesenheit wurden deren fast gar keine mehr zu Rom gesehen. Es wird hier der schickliche Ort seyn, zu bemerken, daß die jungen deutschen Künstler in Rom sich durch ein geordnetes sittliches und anständiges Betragen auf das vortheilhafteste auszeichnen, so daß nur zu wünschen wäre, daß die jungen Leute in unserm Vaterlande sich überall so gut betragen und so viel Achtung erwerben möchten.

Schule, welche durchaus kalt und frostig, steif und leblos erscheinen. Oder wollen wir die Beyspiele lieber ganz aus der Nähe nehmen, so erinnern wir uns nur an so manche noch zu unsrer Zeit aus der falschen antikischen Nachahmung hervorgegangene Gemälde, die in der Regel mehrentheils alle todtgeboren zur Welt kommen.

Warum sollten wir aber auch unsre einheimische alte Kunst so sehr geringschätzen, was sie eben so wenig verdient, als es uns wohl anstehen würde? — Raphael hat den Dürer wohl zu schätzen gewußt; es hat vor Dürer auch andre ehrenwerthe deutsche Künstler gegeben, welche in manchem Stück, besonders aber in der Anmuth über ihm stehen. Die Italiäner achten die altdeutsche Kunst, selbst die Franzosen sind aufmerksam darauf geworden; und wir Deutschen allein sollten es verkennen, daß unsre alten Meister nach und neben den Besten und Glücklichsten von Italien mit zu dem Cyklus des Vortrefflichsten in der Malerkunst gehören? Und wenn die deutsche Kunst nicht den gleichen Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat als die italiänische, so ist die Ursache leicht gefunden, da wir wohl wissen, wie sie mitten in ihrem Fortschritt gehemmt, und ehe der Gipfel erreicht war, durch die Religionsunruhen und Bürgerkriege des sechzehnten Jahrhunderts völlig unterbrochen ward. Dagegen wird man aus der älteren Zeit vor Raphael nicht leicht Einen aus den italiänischen Meistern nennen können, der einen solchen Riesenschritt gethan und die Kunst in allen ihren Theilen mit einemmale so weit gefördert hätte, wie Eyck.

Dieser Rückblick ist unserm Gegenstande nicht ganz fremd; doch kehren wir nun zurück zu der jetzigen deutschen Kunst, und der neuen Wendung und Entwicklung, die sie gegenwärtig in Rom gewonnen hat. Es ist noch ein Punkt übrig, der erörtert werden muß, um die Begriffe klar auseinander zu setzen und das Urtheil zu berichtigen, so wie wir es uns zum Ziel gesetzt, und zwar ist es ein Hauptpunkt. Er betrifft nämlich die Wahl der Gegenstände, da viele der jungen Künstler, deren Augenmerk vorzüglich auf jenen Kreis der vortrefflichsten Maler neuer Zeit gerichtet war, sich nach dem Vorgange dieser Meister und der älteren Zeit besonders christliche Gegenstände zur Behandlung gewählt haben. Und damit ist nun ein zahlreicher Theil des Publikums nicht einverstanden, sondern ist vielmehr den christlichen Gegenständen entschieden abgeneigt, und diese Abneigung hat viel mitgewirkt zu der Opposition und dem Zwiespalt, welche sich bey dieser Gelegenheit über die Kunst und ihre Bestimmung so deutlich kund gegeben haben.

Daß nun ausschließend und allein nur christliche Gegenstände gemalt werden sollten, ist so viel ich weiß, noch nirgends aufgestellt oder behauptet worden. Freylich haben die alten Maler der großen Zeit vorzüglich diese Gegenstände in ihren großten und wichtigsten Werken verherrlicht. Wie natürlich, weil damals die Kunst noch auf das innigste mit der Religion verbunden und gleichsam ganz Eins mit ihr war, und ihre vornehmste Bestimmung darin fand, die Kirchen zu zieren und die Andacht zu verschönern. Indessen haben doch auch die alten Maler nicht selten mythologische Gegenstände gewählt, besonders für Alfrescogemälde in weltlichen Pallästen; so Raphael vor allen, und Giulio Romano, dieser letzte mit besonders eigenthumlichen Geist, wie später nach ihnen die Caracci und deren Nachfolger. Große dichterische Compositionen, wie sie die alte Mythologie oder Heldenpoesie darbietet, sind in der That auch für die Alfrescomalerey vorzüglich geeignet, dagegen sie, wo es auf tiefe Charakteristik ankommt, oder um symbolische Geheimnisse

durch die vollendete Ausführung zu beleben, gegen die Oelmalerey nachstehen muß. Es war daher ein glücklicher Gedanke, für die Alfrescogemälde in der Villa Justiniani, welche den deutschen Künstlern, Overbeck, Philipp Veit und Julius Schnorr übertragen worden, die fantasiereichsten Dichter Italiens, den Dante, Ariost und Tasso, als Stoff und Quelle für eine Reihe von cyklischen Darstellungen zu wählen. So kann ich mir auch wohl die trojanischen und homerischen oder auch andre Heldengeschichten glücklicher in dieser grandiosen Alfrescoweise ausgeführt denken, als es bisher in Oelgemälden hat gelingen wollen. Ich will nicht in Abrede seyn, daß auch solche heidnische Gegenstände, welche von der christlichen Kunst am weitesten entfernt liegen, einen großen Reiz haben können; und wer betrachtet wohl nicht mit Vergnügen eine Danae oder Antiope von Tizian, eine Jo von Correggio? Jedoch möchte ich fast wünschen, daß die Behandlung solcher Gegenstände auch nur solchen Meistern ausschließend vorbehalten bliebe; von minder vortrefflichen oder gar von mittelmäßigen Malern behandelt, sind sie unerträglich und fallen gleich ins Gemeine. Jungen Künstlern aber würde ich dieselben am wenigsten empfehlen, da sie einen strengeren Weg zu gehen haben, um erst das Vortreffliche zu erreichen, wo dann auch die Schönheit und Anmuth einem liebevollen Sinn nie entstehen wird, ohne daß er absichtlich auf den nackten Sinnenreiz ausgeht, so leicht es ist, dadurch Vielen zu gefallen, da das Publikum oft nur allzu nachsichtig und empfänglich ist für solche lüsterne Dosenmalerey, wenn sie halbweg zierlich behandelt wird.

Es kommt vor allem auf den Geist und die Behandlung an; in den Gegenständen möge keine Ausschließung Statt finden, wenn gleich ein Vorzug natürlich ist. Und so würde es wenigstens sehr einseitig seyn, wenn man die christlichen Gegenstände ganz von der Kunst ausschließen wollte; da die Fortdauer derselben nicht blos durch jene großen Vorbilder der Vergangenheit, sondern auch durch das Bedürfniß der Gegenwart immerwährend begründet und erfordert wird. Es sind in den letzten dreyßig Jahren allerdings wohl mehr Kirchen zerstört und verwüstet worden, als neue erbaut oder mit Bildern geziert. Indessen zeigt sich schon jetzt auch darin die Rückkehr zum Frieden und die bessere Richtung des Zeitalters, daß es hie und da, häufig genug und in mehr als einem Lande, nicht an bedeutenden Kunstbestellungen für Kirchen fehlt; denen man wohl bald eine reichere Nachfolge nicht bloß wünschen, sondern auch vorhersagen kann. Es dürfte überhaupt mit der Sache des Christenthums noch bey weitem nicht so schlecht stehen, als es die Revolutionsmänner und neuen Heiden sich selbst einbilden, oder doch uns überreden möchten. Dazu kommt für unser Deutschland noch der Umstand, über den wir uns billig erfreuen müssen, daß jetzt auch die Protestanten sich wohl geneigt zeigen, ihre Kirchen durch Bilder der Andacht zu verschönern; was der deutschen Kunst, die sich diesen Gegenständen vorzüglich gewidmet hat, wieder einen neuen Ausweg öffnet. Es fehlt auch noch außer den Kirchen nicht an einzelnen Privatleuten, die wohl in irgend einem dazu bestimmten Zimmer ihres Hauses, eine Verkündigung, eine Mutter Gottes mit dem Kinde, oder sonst ein wohlgemaltes, frommes Bild zur Freude und Andacht vor Augen zu haben wünschen. Nachdem jedoch die Sinnesart der Menschen sehr mannigfaltig ist, so wird andern vielleicht die Darstellung einer säugenden Kuh lieber seyn. Und gewiß, wenn die Behandlung so vortrefflich ist, wie wir uns die berühmte Kuh des Myron zu denken haben und wie sie uns Goethe nach seiner Art (in dem 4ten Hefte über Kunst) so meisterhaft schildert; so

darf auch dieser Gegenstand keineswegs von dem Gebiete der Kunst ausgeschlossen bleiben. Nur wenn es die Absicht seyn sollte, durch diesen oder andre solche in ihrer Art auch verdienstliche thierische Gegenstände, die erstgenannten höheren und heiligen, zu verdrängen; so wurden wir uns dagegen erklären müssen. Wollte aber jemand etwa mit der Behauptung auftreten, die Malerey habe bey den Griechen eine viel höhere Vollkommenheit erreicht, als durch Raphael und die andern Neuern; wollte er den jungen Künstler, als Heil und Rettungsmittel, vielleicht ausschließend an griechische Gegenstände verweisen, wie etwa manche der weniger bekannten bey Philostrat; so würde eine solche Hypothese wohl im Allgemeinen nicht viel Beyfall finden, da wir nach dem Vorhandenen zu diesem Behuf schon hinreichend unterrichtet sind, um zu wissen, auf welche gegen die Sculptur der Alten und die großen Maler der christlichen Zeit, nicht sehr hohe Stufe der Vollkommenheit die griechische Malerey gelangt ist; und würde ein solcher wahrhaft rückgängiger Vorschlag, wenn er anders im Ernste gemacht worden, kaum geeignet scheinen, im Ernste beantwortet zu werden. — Was aus der antikischen Nachahmerey für Gemälde hervorgehen, das haben wir zur Genüge gesehen, und können also solchen lockenden Vorschlägen nicht leicht Gehör geben; wir müßten denn erst Zeichen und Wunder sehen.

Die Frage von der Wahl der Gegenstände, vorzüglich der christlichen, hängt übrigens sehr wesentlich zusammen mit jener andern von der Alterthumlichkeit der Behandlung, in wiefern sie an und für sich schlechthin verwerflich, oder aber in den richtigen Gränzen gehalten, besonders für eine Gattung von Gegenständen, allerdings anwendbar und angemessen sey. Denn nachdem alle christlichen Gegenstände der Malerey entweder schon an und für sich symbolisch sind, oder doch um ihrem Wesen zu entsprechen, symbolisch behandelt werden sollen, so ist eben dazu auch dieser strengere und ernste Styl der Behandlung erforderlich, welcher eben den Eindruck des Alterthumlichen macht. Werden die christlichen Gegenstande durchaus nicht symbolisch, sondern rein weltlich, bloß menschlich und naturlich behandelt, und auf die dramatische Wirkung, wenn dieser Ausdruck hier gestattet ist, angelegt, wie von den spatern Italienern so oft geschehen; dann sind diese heiligen Gegenstande allerdings ungünstig fur die Kunst, ja zum Theil kaum ertraglich; und konnen wir in dieser Beziehung die Abneigung der Gegner leicht entschuldigen. Doch dieses wäre Stoff zu einer eignen Untersuchung und sey hier nur im Vorbeygehen berührt.

Wenn wir indessen der Hypothese, die griechische Malerey, welche zu kennen uns die Sammlung zu Portici doch allerdings einige Data giebt, sey vollkommner gewesen und auf einer hohern Stufe als Raphael und die Vortrefflichsten jener Zeit, durchaus nicht beytreten konnen; so ist es dagegen wohl anerkannt und entschieden gewiß, daß die griechischen Künstler in der Sculptur eine Hohe und Vollkommenheit erreicht haben, die wir kaum jemals zu erreichen, geschweige denn zu ubertreffen hoffen durfen. Daher muß sich denn auch der Bildhauer zunächst ganz an die Antike anschließen, und dieselbe gleichsam nur fortsetzen; und einer der ersten Prufsteine und Beweise der Meisterschaft in dieser Kunst bleibt es, die Antike erganzen zu konnen, welches, wenn es so vollkommen geschieht, wie Michel Angelo den beruhmten Faun, oder zu unsrer Zeit Thorwaldsen die aeginetischen Figuren ergänzt hat, schon allein Erstaunen erregt und der hochsten Bewunderung werth ist. Nachstdem aber bleibt das Ziel des Bildhauers, eine Gestalt aufzustellen, die so classisch sey, daß sie geradezu fur eine Antike gelten konnte, wie etwa Thorwaldsens

Merkur; welcher nur desfalls mit dem Schwerdte umgürtet zu seyn scheint, um vielen hunderten moderner Marmorbilder durch seine Gegenwart ihren unvermeidlichen Tod anzukündigen. Erst dann, wenn unsre Sculptur diese erste und nicht zu umgehende Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, dürfen wir fragen, ob sie nun auch wohl im Stande seyn werde, ganz andre und uns eigenthümliche Gegenstände mit der gleichen Meisterschaft zu behandeln, und den im Mittelalter unvollendet gebliebenen Anfang und ersten Entwurf einer christlichen Sculptur auszuführen und durch die That zu vollenden; in welcher Hinsicht z. B. der von dem trefflichen Danecker entworfne Christus, als erster großer Versuch dieser Art in jetziger Zeit, unsre ganze Theilnahme und gespannteste Erwartung in Anspruch nimmt.

Von Seite der Sculptur war die deutsche Ausstellung hinreichend mit trefflichen Werken ausgestattet; und es wäre wohl manches zu sagen über Rudolf Schadows großes Talent, Schallers verdienstliche Arbeiten, und auch Eberhards Basrelief verdiente die aufmerksamste Beobachtung. — Da der Umstand, daß Thorwaldsens Grazien, weil sie noch nicht vollendet waren, auf der Ausstellung fehlten, zu manchen Witzeleyen Anlaß gegeben hat; so will ich nur bemerken, daß wenn sie wirklich da gewesen wären, man sie ohne allen Zweifel steif und hart, wo nicht gar altdeutsch gefunden haben würde; denn allerdings hat der große Künstler die Idee derselben sehr streng nach ernstem griechischen Styl genommen, und von der modern beliebten buttrigen Weichheit ist da nichts zu spüren.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich über die Sculptur weiter auszudehnen; sondern ich habe mich zunächst auf die Malerey, und zwar vorzüglich auch nur auf die historische, beschränken wollen; denn da zeigte sich vornehmlich jener Zwiespalt der Ansicht und Parteyung im Urtheil, welche wir durch die hier aufgestellten Grundsätze, so weit es seyn kann, friedlich zu schlichten, oder doch klar auseinander zu setzen wünschten, und auch wohl hoffen dürfen.

Eben so wenig werde ich für dießmal auf die Beurtheilung der Landschaftsmalerey im Einzelnen eingehen; denn dazu müßte ich erst die noch so wenig ergründete, ich möchte sagen, noch so wenig bekannte Theorie derselben ausführlich voranschicken, um zwischen meiner Ansicht und dem herrschenden Geschmack, der jedoch auch in sehr verschiedene Richtungen auseinander geht, den vergleichenden Maaßstab zu finden, und auszumitteln, in wiefern eine möglichst treue und kraftvolle Vollendung einzelner Naturgegenstände, und ein tiefer Sinn, der in das Ganze gelegt wird, oder aber den einzelnen Moment einer glänzenden Naturerscheinung täuschend und lebendig zu ergreifen, hier den Vorzug verdiene; oder ob etwa und wie alsdann beydes (in gewisser Hinsicht die verschiedenen Gattungen des Ruysdal und Claude Lorrain) verbunden werden müsse. Es mag hier also genug seyn, zu bemerken, daß die Deutsche Ausstellung in beyden bezeichneten Gattungen der Landschaft, und nicht bloß in ihren Extremen, sondern auch in manchen Stufen des Uebergangs, viele verdienstliche Arbeiten von Koch, Catel, dann Rebell, Rhode u. a. aufzuweisen hatte. Das übrige von der Landschaft bleibt einem andern Orte vorbehalten.

Auch über die bemerkenswerthen Arbeiten einiger älteren deutschen Künstler, deren Streben zum Theil einer ganz anderen und früheren Epoche angehört, finden wir keine Veranlassung, uns bey dieser Gelegenheit weiter auszubreiten; denn unsre Absicht ging, wie gesagt, eben auf diejenigen Werke, welche den Zwiespalt erregt und die Aufmerksamkeit

des Publikums in Lob und Tadel am meisten auf sich gezogen haben. Eben so wenig wollen wir es unternehmen, alles, was bisher schon über die deutsche Ausstellung hie und da geredet, oder in den Zeitungen geschrieben worden ist, einzeln und ausführlich zu berichtigen oder zu widerlegen; da sich dieses nach dem Vorangeschickten ohnehin leicht von selbst ergeben wird.

Zum Schluß nur noch folgendes. Was unsre Meinung betrifft, daß die christlichen Maler der besten Zeit, Raphael und seine Zeitgenossen und Vorgänger bis jetzt das Höchste in der Malerey erreicht haben; so wollen wir gern, wenn sich anderswoher eine ganz neue und noch höhere Vortrefflichkeit in der Kunst, als wirklich vorhanden, kund geben und bewähren sollte, dieselbe gleich und bereitwillig willkommen heißen. Vielleicht dürfen wir uns aber mit dieser Hoffnung so sehr nicht übereilen: und bis dieses geschieht, dürfte zunächst wohl das Sicherste seyn, jenen großen Vorbildern zu folgen, und auf ihrem Wege, der eben jetzt zu einem neuen, wie er für uns und unsre Zeit angemessen seyn kann, gebahnt werden soll, die weiteren Fortschritte zum Ziel zu suchen. Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, wieder eine wahrhaft so zu nennende Kunst und neue, blühende Epoche derselben zu erreichen; wir müßten denn anders ganz Verzicht darauf leisten wollen und denen Recht geben, welche dafür halten, daß unser Zeitalter der Kunst schon für immer entwachsen, und für sie nicht mehr geeignet sey, daß also die Kunst keine neue Entwicklung und Blüthe mehr zu erwarten habe, indem sie gleich der alternden Natur schon abgestorben, und es mit ihr zwar nicht für die Erkenntniß des Vergangenen, wohl aber für neue Hervorbringungen, zu Ende sey. Dieser Meinung aber können wir uns bis jetzt noch nicht beyzutreten entschließen; da selbst dieser jetzige neu genommene Aufschwung in der That nur einer empfänglichen und günstigen Aufnahme bedürfte, um ganz andern und viel günstigeren Hoffnungen Raum zu geben.

F. S.

Dänische Literatur.

Von N. Fürst.

Die neue Ausgabe der altdänischen Heldenlieder ist nun in fünf Bänden vollendet, und mit einer Vollständigkeit und Sachkenntniß behandelt, die den Herausgebern zur größten Ehre gereicht. Ihr vollständiger Titel ist:

Udvalgte Danske Viser fra Middelalderen; efter A. S. Vedels og P. Syvs trykte Udgaver og efter haandskrevne Samlinger udgivne paa ny af Abrahamson, Nyerup og Rahbek. Kiobenhavn, 1812—14. Trykt og forlagt af Directeur J. F. Schulz, Kongl: og Universitets-Bogtrykker. 5 Bde. 8vo. (Auserwählte Dänische Lieder aus dem Mittelalter; nach A. S. Vedels und P. Syvs gedruckten Ausgaben und nach handschriftlichen Sammlungen auf's neue herausgegeben von Abrahamson, Nyerup und Rahbek ꝛc.)

Diese schätzbare Sammlung der schönsten Natinalpoesien ist der Königin von Dänemark von den Herausgebern zugeeignet. Aus der Dedication erfahren wir, daß die erste Sammlung dieser Heldenlieder

auf Verlangen der Königinn Sophia (Friedrich des Zweyten Gemalinn) veranstaltet wurde. Hundert Jahr nachher gab der gelehrte Sprachforscher Peter Syv diese Sammlung, mit noch hundert Liedern vermehrt, aufs neue heraus, die er der Königinn Charlotte Amalia widmete. Es war also billig, daß auch gegenwärtige neue Ausgabe einer Königinn zugeeignet wurde, die wie Ihre königlichen Schwestern alles schätzt und ehrt, was zum Ruhm und Glanz der Nation beytragen kann, die in dieser hochbegabten königlichen Frau ihre schönste Zierde ehrt.

Der erste Band enthält in zwey Abtheilungen: I. die eigentlichen Heldenlieder, oder: den mythischen Zeitraum, und II. die Zauberlieder. Die Helden, deren Fahrten und Thaten hier besungen werden, sind größtentheils jene, die zu dem Hofe des berühmten ostgothischen Königs Diderich gehörten, oder mit ihm in Verbindung standen. Der zweyte Band umfaßt die historischen Lieder, die diesen Namen führen, nicht weil sie factische Wahrheiten enthalten, sondern weil sie historische Personen und Begebenheiten erwähnen, die auf eine bestimmte Zeit und Stelle hingeführt werden können. Sie beschreiben größtentheils mit poetischer Anschauung und Verzierungen die wichtigsten Auftritte aus der vaterländischen Geschichte im Mittelalter. Der dritte Band enthält in der ersten Abtheilung: Romanzen und Balladen, tragischen Inhalts. An der Spitze dieser Klasse stehen die, unter dem Namen Tragica, bekannten altdänischen historischen Minnelieder, die solchen Liebeshandel zum Gegenstand haben, der ein tragisches Ende genommen. Diese Tragica wurden zuerst 1657 in Kopenhagen gedruckt, und seitdem nicht wieder aufgelegt, weswegen sie zu den seltensten Schätzen gehören. Jene Ausgabe ist ohne Vorrede, Dedication oder Nachweisung, wer der Herausgeber dieser tragischen Minnelieder sey. Aber da man die Buchstaben A. S. V. unter jeder der Einleitungen findet, die diesen Liedern vorausgehen, und worin der Geist und die Sprache des Anders Sörensen Vedel nicht zu verkennen ist, so ist wohl kein Zweifel übrig, daß er diese Lieder gesammelt hat. Die dänischen Literatoren sind auch darin einig, diese Tragica als ein opus posthumum Vedels zu betrachten. Es handelt sich also bloß um die Frage: wer diese Lieder zum Druck befordert hat? Man kann in dieser Sache nicht weiter gehen, als was Albert Bartholin, der zu der Zeit lebte als diese Lieder erschienen, und nach ihm Thura, Schönau und Andre angenommen haben. Nach ihrem Zeugniß sind diese Tragica von der, durch die Uebersetzung von Ludvig Bailes: Praxis pietätis rühmlichst bekannten adeligen Dame Mette Gjöe herausgegeben worden. Wohl hat Sandvig, dieser berühmte Alterthumsforscher, in seiner Vorrede zu den Ueberbleibseln der Dichtkunst des Mittelalters angenommen, daß Peter Syv der Herausgeber sey, aber er hat keine hinlänglichen Gründe angegeben, die diese Meinung bekräftigen. — Der vierte Band liefert die zweyte Abtheilung des dritten Bandes, nämlich: Romanzen und Balladen, die einen glücklichen Ausgang haben. Der fünfte Band enthält die alten Sangweisen zu den Liedern, und ein Schlußwort von Nyerup und Rahbek, worin theils die Quellen zu den Liedern angegeben, kritische Bemerkungen gemacht, und das Schicksal dieser Dichtungsart in neuern Zeiten entwickelt wird. Am Schlusse jedes Bandes sind nach Art von Percys Reliques, Glossarien und Anmerkungen beygefügt, die zur Verständlichkeit dieser alten Lieder sehr nothwendig sind.

Das Alter dieser Heldenlieder läßt sich nicht genau bestimmen.

Die Herausgeber glauben versichern zu können, daß sie im dreyzehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert verfaßt worden sind. Ihr hohes Alter liegt deutlich genug in den mannigfaltigen Archaismen der Sprache, in den in den Glossarien bemerkten Ueberbleibseln der Isländischen oder alten Sprache Skandinaviens, die auf ein hohes Alter hindeuten. Hierzu kommt noch das bekräftigende Argument, daß man weit zurück in der Zeit viele dieser Lieder als sehr alt citirt findet. So citirt z. B. der Professor Ericus Olai, der in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte, das Lied von Rane Johnsen. Christen Pedersen, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, citirt in seiner Vorrede zur Chronik Holger des Dänen, das Lied von Olger und Burmann als gangbar unter dem gemeinem Volke in Dänemark. Vedel in seiner Uebersetzung des Saxo charakterisirt das Lied von Habor und Signe als alt und allgemein bekannt.

Es steht zu erwarten, daß dieser Gegenstand, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit den altschottischen Balladen, von dem für diesen Zweig der Literatur enthusiastisch eingenommenen Robert Jamieson ausführlicher behandelt werden wird. Schon in seinen in Edinburgh 1806 herausgegebenen Popular Songs and Ballads hat er zu beweisen versucht, daß viele Volkslieder, die man noch in Schottland hört, sich von der Zeit herschreiben, als die Cimbern festen Fuß in Britannien faßten. Freylich, sagt er, haben diese Lieder oft ihre Tracht gewechselt, und einen besondern Zuschnitt erhalten, nach den verschiedenen Zeitaltern, die sie durchwandert haben; aber ihre ursprüngliche Grundzüge scheinen keine besondere oder wesentliche Veränderung gelitten zu haben. Aus demselben Gesichtspunkt betrachtet auch der Recensent des Knaben Wunderhorn in den Heidelb. Jahrb. der Literatur 1809, Philolog. 1. Bd. S. 229 das hohe Alter der deutschen Volkslieder, indem er zeigt, daß sie durch die successive Einwirkung des Zeitgeistes nichts von ihrem Wesen verloren haben. Er bemerkt ferner, daß sie von undenklichen Zeiten her in aller Munde waren, aber daß man, da sie vaterlos und ohne Namen sind, nicht anzugeben weiß, wer sie zuerst articulirt hat. Als sie erschienen, fand der gemeine Mann sie gleich nach seinem Geschmack und die ganze Nation adoptirte sie. Ohne Zweifel sind diese Lieder Geburten des Augenblicks, von Leuten hervorgebracht, die weder vor oder nachher etwas gedichtet haben. Diese Bemerkungen sind auch auf die dänischen Lieder anwendbar, da man nicht weiß, ob es der Mönch in seiner Celle, der Ritter auf seiner Burg, oder der Edelmann am Hofe war, der die tapfern Thaten der Vorzeit besang, oder die Erinnerungen großer Begebenheiten ihrer Zeit in Liedern aufbewahrte; aber gewiß ist es, daß wir dem schönen Geschlecht die Erhaltung dieser Lieder verdanken, und der Beweis dazu liegt in dem factischen Umstand, daß die mehrsten auf uns gekommenen handschriftlichen Liederbücher von Damen geschrieben und gesammelt worden sind.

Der Name Heldenlieder, oder eigentlicher Kämpferlieder, ist von Urzeit her angenommen, und auch von A. S. Vedel, der sie zuerst herausgab, gebraucht worden. Da sie größtentheils die Thaten der Helden, ihre Fahrten, Kämpfe und Gefechte besingen, so ist der Name auch dadurch gerechtfertigt. Diese Helden sind, wie wir schon oben erwähnt, jene, die zum ostgothischen Hofe des Königs Didrich gehörten, oder mit ihm in Verbindung standen. Es wird angenommen, daß Bern (Verona) die Residenz dieses Königs gewesen. Die Bernschen Kämpfer machten einen Heldenstamm aus, von deren Thaten und tapferer

Wehr die Geschichtschreiber freylich nur lose und unvollständige Berichte geben, die aber von den Skalden und Barden der Vorzeit in den klaren Strahlen einer lebhaften Phantasie dargestellt wurden. Der Glanz, der diese Helden umgibt, weicht jenem nur wenig, in welchem wir Karl den Großen mit seinen zwölf Streitgenossen erblicken, oder König Artus mit seinen Rittern von der Tafelrunde. Die Lieder von den Bernschen Helden sind gewiß frühern Ursprungs. Erst im dreyzehnten Jahrhundert findet man, daß das norwegische Königshaus, als eifriger Anhänger und Liebhaber der südlichen Romantik, einige dahingehörende Werke übersetzen ließ. Aber die Verfasser der eddischen Lieder hatten schon früher sich des Stoffes zu König Theodorichs, Attilas und Ermanriks Kriegen und Eroberungen bemächtiget, wie auch jenes von dem Zusammentreffen der Gothen, Hunnen, Franken und Burgunden in ihren bald freundschaftlichen bald feindlichen Verhältnissen. Die Art, wie die nordischen Dichter dergleichen Gegenstände behandeln, kennt man aus der von Biörner in seinen Nordiska Kämpedater herausgegebenen Volsungasaga, die Grimm das nordische Niebelungenlied nennt. Die Tradition, die den Heldenliedern zum Grunde liegt, hängt indessen mehr mit dem deutschen Heldenbuche, und der von Peringskiold herausgegebenen Wilkina und Niflungasaga zusammen. Die merkliche Uebereinstimmung zwischen Skandinaviens und Deutschlands Alterthumsdichtungen ist übrigens hinlänglich mit Geist und tiefer Anschauung, von dem trefflichen Uebersetzer der dänischen Heldenlieder, Grimm, in Kreuzer und Daubs Studien dargestellt worden.

In den historischen Liedern zeigt sich eine wahre poetische Anschauung. Sie sind eine kraftvolle Stimme einer bessern Zeit, deren Thatenglanz sich in ihnen aufbewahrt und abspiegelt. Sehr richtig bemerkt Nyerup, daß die Erzählungen der dürftigen Chroniken des Mittelalters sehr mit diesen Liedern kontrastire, worin alles individualisirt und anschaulich gemacht wird, und die Personen handelnd hervortreten. Gleich das erste historische Lied unter dieser Abtheilung, von der Königinn Tyre Dannebod, besingt eine wichtige Nationalangelegenheit, wie nämlich die Königinn Tyre den berühmten Dänenwall gründete, dieses mächtige Bollwerk gegen die auf der See herumschwärmenden Seeräuber. Eine andre Reihe von Liedern zeigt uns das häusliche Leben Waldemar I., das nicht so glücklich, wie der Zustand des Reichs unter ihm glänzend war, da die Uneinigkeit in der Königsfamilie zum fürchterlichsten Aeußersten ausartete. Eine andre Liederreihe besingt die Siege dieses Dänenkönigs, und schwerlich sind schönere Schilderungen von Tugend und Nationalgefühl auf dem Throne zu finden, als in jenen Schilderungen von der Königinn Dagmar. Was muß nicht der Leser empfinden, wenn die Meerfey erscheint, und ihren Tod weißsagt, als sie in Ribe krank darniederlag? Um ihren Charakter durch einen Gegensatz noch mehr in Klarheit zu setzen, wird ihre Nachfolgerin mit starken und flammenden Zügen geschildert. Die Lieder von Marsk Stig haben den höchsten Grad des tragischen Interesse, und sind, wie Vedel in der Einleitung zu denselben versichert, von Urzeit her in Dänemark allgemein verbreitet gewesen. Daß übrigens diese Lieder nicht ohne historischen Werth sind, beweist der Umstand, daß Suhm, im zehnten Bande seiner Geschichte von Dänemark, ihnen in der Erzählung jener Begebenheit genau gefolgt ist. In den Gesängen vom Grafen Alf von Tönsberg und John Rimaardsón, sehen wir einen Abglanz von jenen so

ruhmvollen Wikingszügen, (Züge gegen die Seeräuber) die in den alten Sagen so oft erwähnt werden.

Die Romanzen und Balladen haben einen hohen ästhetischen Werth. Ihr Inhalt ist sentimentalisch, rührend und pathetisch, oder auch komisch, und mit Zauberey durchwebt. Keine Literatur hat wohl schönere aufzuweisen, als die Romanzen: Signe und Habor, Ebbe Skammelsen, Jung Villum, Klein Engel, Stolz Signild, Axel Thordsen, Jung Medelvold, Hr. Ribolt, Klein Helle und Hildebrand, Hr. Peder, Klein Christel, Schön Anna und mehrere andre. Auch Grimm bemerkt in seiner Vorrede zu seiner Uebersetzung dieser Lieder, »die Romanzen werden den meisten näher stehn, nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, daß diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt haben muß, der es berühre und erfreue.«

In den Zauberliedern und an mehreren andern Stellen dieser Gesänge findet man die mannigfachen Arten des Aberglaubens der Vorzeit mit scharfen Zügen geprägt. Bergleute, Elbfrauen, Meermänner, Meerfeyen, Zwerge, Kobolde und Gespenster treiben darin ihr Wesen; nicht zu gedenken der Schaar von andern übernatürlichen Wesen, an welche unsre Altvordern glaubten, und die das dänische Volk noch jetzt fürchtet. Die skandinavische Dämonologie und Magie blühet hier in ihrer ganzen Fülle, und durch Hülfe dieser Lieder erklärt sich das ganze System von Genien und Dämonen, das Suhm in seinem Werke über Odin dargestellt, und Junge in seiner Schrift über den Charakter, Gebräuche, Meinungen und Sprache des nordseeländischen Volkes so meisterhaft geschildert hat. Dieser Gegenstand ist auch von Walther Scott in einer eignen Abhandlung: on the fairies of popular superstition, ausführlich behandelt worden im zweyten Bande seiner schottischen Romanzen und Balladen, die unter dem Titel: Minstrelsy of the Scottish Border. Edinburgh 1803, in drey Bänden herausgekommen sind. Den Ursprung dieses Aberglaubens sucht er herzuleiten, theils aus dem Orient, theils von den Griechen und Römern, theils auch von dem Einfluß des Christenthums, oder der eignen rohen Phantasie der ältesten Bewohner des Nordens.

Die Uebereinstimmung, die Jamieson und Grimm zwischen ganzen Gesängen gefunden haben, als zwischen: Schön Anna und Lady Jane bey Jamieson, oder Lord Thomas und Fair Annie in Scott's Minstrelsy; zwischen Stolz Ingeborg und The Lady turned Serving-man in Percy's Reliques, III. p. 84; zwischen Svend Bonved und dem englischen Volkslied in Herder's Stimmen der Völker, p. 378, kann noch zu einer Menge einzelner Redensarten und Wendungen ausgedehnt werden, die in den Balladen beyder Nationen gleich sind. So z. B. wird bey Jamieson, II. p. 179, von einer Schwiegermutter erzählt, welche die Entbindung ihrer Schwiegertochter verhinderte, wie in der dänischen Ballade: die böse Schwiegermutter, die dieser Unthat wegen verbrannt wurde. Bey Jamieson, I. p. 29, sagt der Dichter von Sveet Willies erster Liebe: »daß sie mehr Gold auf ihren Fingern hat, als ich mein Lebetag bekomm',« wie in der dänischen Ballade Hr. Peder und Klein Kristel. In Percy's Reliques, III. p. 48, lesen wir:

He sett the sword's poynt till his brest,
The pummil until a stone;

welches das nämliche ist, was oft in den dänischen Liedern vorkommt:

Den Schwertgriff setzte er gegen 'nen Stein,
Die Spitze machte seinem Herzen Pein.

So entspricht der Schluß der dänischen Ballade: Hr. Sallemand

Südwärts der Kirche legten sie ihn
Und sie ward nordwärts gelegt,
Zwey Rosen sprangen aus beyder Brust
Ein Zeichen der treuesten Lieb'.

Zwey Rosen sprangen aus beyder Brust
Die Blumen waren so roth
Solch Liebe wurde niemals gesehn
Seit Isald und Tristram starb.

Ziemlich genau die Verse bey Percy:

Margaret was buried in the lower chancel,
And William in the higher:
Out of her brest there sprang a rose
And out of his a briar.

Wenn Sir Patrick Spence's Lied bey Jamieson, I. p. 157, und bey Percy, I. p. 79, anfängt:

The King sits in Dumferling toune,
So merrily drinking the wine;

so entspricht dieses dem Anfang der dänischen Ballade: König Friedrich der Zweyte im Ditmarschen:

König Friedrich sitzet in Koldinghaus
Und trinkt mit Ritter und Knappen 'nen Rausch.

Die so häufig in den dänischen Liedern vorkommende besondere Redensart: »at smile under Skind« (unter dem Gewande lächeln), kommt auch, wie Jamieson, I. p. 213, bemerkt, in den alt-englischen Balladen vor, nämlich: unther weed, oder: unther Kell. Selbst »die hohen Pferde,« die oft in den dänischen Liedern vorkommen, findet man auch in den englischen, wie bey Jamieson, I. p. 118:

Your Father rides on high horse-back.

Diese Uebereinstimmung läßt sich aber leicht aus der Geschichte erklären, da Jütländer und Angelsachsen schon im fünften Jahrhundert England bevölkerten, ganze Haufen Normannen dahinzogen, und endlich daraus, daß dänische Könige diese Insel beherrschten, wodurch also ein engeres Band unter beyden Nationen entstehen mußte, wovon auch noch die Sprachen beyder Nationen einige Spuren tragen. — Der Raum erlaubt uns nicht, uns weiter über diesen Gegenstand zu verbreiten, da wir noch einige andre neuere Erscheinungen berühren müssen.

Von den Antiquarischen Annalen, die von der königlichen Kommission zur Aufbewahrung nordischer Alterthümer herausgegeben werden, ist des 3ten Bandes erstes Heft erschienen. Da diese Annalen sich an keine Zeit binden, so erscheinen die Hefte in unbestimmten Lieferungen. Reichhaltig an interessanten Mittheilungen, wie die vorigen Bände dieser trefflichen Zeitschrift, ist auch dieses Heft, welches aus der kurzen Inhaltsanzeige hervorgehen wird. Prof. Werlauf beschreibt König Erik Menveds und der Königin Ingeborgs Grab-Denkmal in der Kirche zu Ringsted. Er starb zu Rotschild den 13. November 1319, und sie im nämlichen Jahr. Es kann nicht ausgemittelt werden, wer ihnen dieses Denkmal setzte, das noch Spuren von vormaliger Kostbarkeit und Kunst

an sich trägt. Die Abbildung dieses Denkmals ist in einem Kupferstich der Abhandlung beygefügt. — Bischof Münter liefert eine Beschreibung der Rokkensteine auf Bornholm. Sie sind Celtischen Ursprungs und können von einer Stelle zur andern hinbewegt werden, welches auch in der Benennung liegt, denn rokke heißt auf dänisch: erschüttern oder bewegen. Diese Monumente heißen in der celtischen Sprache Tolmen, englisch Rocking-stones und französisch Pierres branlantes. Sie werden auch in den Pyrenäen gefunden, und Cambry erwähnt einen, von dem das Volk glaubt, daß dessen Bewegung Regen oder Donner verursacht. In England trifft man sie häufig in Cornwall, und an andern Orten. In Deutschland werden keine gefunden. — Der Probst [illegible] giebt Nachrichten von Alterthümern im Kirchspiel An-[illegible]. — Der Cand. Theol. [illegible] liefert eine Beschreibung über das auf dem Felde zu Ammendrup im Frühjahr 1810 ausgegrabene Hünengrab, genannt die Ritshøie. Die Veranlassung zu dieser Ausgrabung war, daß die Bauern, zufolge einer alten Sage, in der Nacht des Grundonnerstags dieses Grab zu öffnen anfingen, um einen Schatz zu finden. Die Behörde hat nachher die Grabung fortsetzen lassen, da man hoffte, einige Alterthümer zu finden. Man fand auch einige Stücke von Urnen und Menschenknochen. Dieser Hoge ist also aller Wahrscheinlichkeit nach ein Heldengrab gewesen, da es im Norden Gebrauch war, entweder die Leichen zu verbrennen, und die Asche in Urnen zu bewahren, oder sie auch unverbrannt beizusetzen. In diesem Grabe fand man die deutlichsten Spuren von beyden Begräbnisarten. — Prof. Nyerup liefert eine Abhandlung über Hellas Leichenstein, Minister des Königs Niels. Dieser Runenstein kann mit Recht als eines der merkwürdigsten Alterthümer betrachtet werden. Von der Inschrift, in Mönchsschrift, wird dieser Stein als einer der ältesten angesehen, und verdient also, als ein Beytrag zur nordischen Palaeographie, eine besondere Aufmerksamkeit. — Der Pastor Dessels beschreibt einige Alterthümer, die auf der Insel Fohr gefunden sind. — R. K. Rask liefert eine Beschreibung des [illegible]schen Runensteins, dessen Geschichte Nyerup, in seinen Vaterländischen Denkmälern der Vorzeit, schon geliefert hat. Worm war, so weit man weiß, der erste, der die Inschrift dieses Runensteins zu lesen und zu erklären versuchte, aber nur die letzte Zeile war ihm zugänglich. Diese lautet: (vid. Monum. danica p. 205) kirkia er kriste kant manom, welches er übersetzte: Templum christianis est deputatum. Der gelehrte Alterthumsforscher, Peter Syv, entzifferte nachher die andre Seite der Inschrift, und las beyde Zeilen in Verbindung auf diese Art:

Sven sin Germuntr til mi-kunta
Kirkia er Kriste kent manom.

Welches er so übersetzte: Sveno filius Germundi pro misericordia cum strangularet ipse. Christe nosce viros (homines) nosce et puni illos, qui violentam necem attulerunt. Dieses war gewiß sehr fehlerhaft, daher suchte einer der größten Alterthumsforscher neuerer Zeit, Justizrath Thorlacius, eine andre und richtigere Leseart und Uebersetzung herauszubringen. Er las nämlich: Kirkia er kristi kend mannom til miskunda Sven sun Germundar, s. Templum est Christo dedicatum (vel a Christo denominatum), hominibus ad misericordias (sc. a Deo impetrandas) Svenus filius Germundi (scil. sculpsit runas s. templum extruxit Christoque dedicavit.) Hr. Rask aber glaubt, daß die Inschrift richtigst gelesen wird: Sveinn sun Geirmundar til miskunda kirkia er kristi kend manom, und er liefert die gehöri-

gen Beweise, die für die Erklärung dieser Runen sprechen. Die Abbildung des Steins mit der Inschrift, ist der Abhandlung beygefügt. — Der Kammerherr, Graf Wargas=Bedemar, liefert Bemerkungen über einige Alterthumsdenkmäler in Norwegen, und Pastor Outzen Antiquarische Bemerkungen. In diesen Bemerkungen wird in dem Abschnitt: von dem Ursprung und Alter des dänischen Volks, die von mehreren Gelehrten bestrittene Meinung: daß der Name dieses Volks von dem König Dan herzuleiten sey, von dem Verfasser mit vieler Gelehrsamkeit wieder bekräftigt. Er glaubt auch den Grabhügel dieses Königs an der Gränzscheide zwischen Wonfild und Dalbye diesseits Colding entdeckt zu haben, aber die Beweise für diese Behauptung sind nicht bündig genug. — Pastor Kruse gibt Nachrichten von dem sogenannten Hügelfeld beym Einsiedler=See und von einem daselbst entdeckten Gewölbe. — Prof. Magnusen liefert eine neue Erklärung des Snoldelevschen Runensteins, und Prof. Thorlacius und Pastor Bynch Nachrichten von Taufsteinen in den dänischen Kirchen, nebst Erklärungen der Inschriften. —

Die Monatschrift Athene, vom Prof. Molbech redigirt, hat aufgehört. (Vergl. dän. Lit. Anzeigebl. II. Bd. Nro. 2.) Höst gibt eine neue Monatschrift für Politik und Geschichte heraus. Dieser Schriftsteller scheint mit seinen Zeitschriften sehr unglücklich zu seyn, da er so häufig ihren Titel verändert. Von Oehlenschläger sind neu erschienen, zwey dramatische Werke: der Hirtenknabe und Robinson in England, und ein großes Heldengedicht: die Götter des Nordens. Schon 1807 hat er, in seinen nordischen Dichtungen, eine Probe davon geliefert, nämlich das treffliche Mährchen: Thors Reise nach Juthunheim. Wir können aber blos die Existenz dieses Heldengedichts hier anzeigen, da es uns noch nicht zu Händen gekommen ist.

Uebersicht der neuesten russischen Literatur.

Juny 1819.

Wir glauben, den Lesern dieser Jahrbücher durch eine möglichst vollständige Uebersicht der neuesten russischen Literatur einen um so angenehmern Dienst zu leisten, da Nachrichten dieser Art aus Rußland überhaupt selten und dabey nicht immer aus unverfälschten Quellen nach Deutschland kommen, und unser Kaiserstaat besonders bis jetzt fast ohne alle wissenschaftliche Berührung mit diesem wichtigen Theile des Nordens war, der doch Religion, Sprache und Sitten mit Millionen unserer Mitbürger gemein, und durch seine schnelle und glückliche geistige Entwickelung Anspruch auf unsere lebhafteste Theilnahme hat. Die Gränzen unserer Blätter erlauben uns zwar nicht, diesen Nachrichten einen gewissen Grad von Ausführlichkeit zu geben, doch glauben wir unsern Lesern versprechen zu können, daß nichts Wesentliches übergangen und diese Uebersicht von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden soll.

1. Literatur und Literar=Geschichte.

Ssopikoff's Versuch einer russischen Bibliographie (Opüt Rossiiskoi Bibliographii, St. Petersburg 1813 — 1816. 8vo.) ist durch den Tod des Verfassers (1818) beym vierten Theil unterbrochen worden. Man hofft die zwey fehlenden Bände durch Hrn. v. Jermolajeff vollendet zu sehen. So voll von Mängeln und Fehlern dies Werk auch

ist, so hat sein Verfasser (ehemals Buchhändlergehülfe in Moskau, dann Bibliothekschreiber in St. Petersburg) doch einen reichen Vorrath schätzbarer Materialien darin niedergelegt, aus denen bey einer neuen Auflage sich ein sehr gutes Buch erwarten läßt. — Historisches Wörterbuch der verstorbenen russischen Schriftsteller geistlichen Standes aus der griechischen Kirche (Sslowar Istoritscheskii o büwschich w Rossii pissateläch duchownago tschina Grekorossiiskija Zerkwi) St. Petersburg, 1818. Zwey Theile. 8vo. Erster Theil A — K. 346 S. Zweyter Theil K — Θ. 363 S. Dieß auf Kosten des Reichskanzlers, Grafen von Romanzoff, gedruckte merkwürdige Werk ist die neueste Arbeit des gelehrten Erzbischofs von Pleskow, Jewgeny (Eugen). Eine zweyte besondere Schrift sollte eine Gallerie der verstorbenen weltlichen Schriftsteller enthalten, da aber das erstere Werk schon beynahe vergriffen ist, so wird der würdige Verfasser bey der bald zu erwartenden neuen Auflage, diese beyden Abtheilungen zweckmäßiger in ein Werk verschmelzen, und ihm dann hoffentlich auch ein bey Arbeiten dieser Art ganz unentbehrliches Register geben. — Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland. (Materialü dlä Istorii prosweschtschenija w Rossii) von dem Koll. Assessor Peter v. Köppen. St. Petersburg, 1819. Nr. 1. Eine nützliche Aufzählung aller hieher gehörigen Schriften des In= und Auslandes, mit beygefügten schätzbaren Literarnotizen. Es ist zu wünschen, daß die Fortsetzung etwas weniger kurz ausfallen möge. — Journal für alte und neue Literatur (Shurnal drewneï i nowoi sslowestnosti) herausgegeben von Olin, erscheint seit der Mitte 1818. — Rechenschaft über die Verwaltung der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek im Jahr 1817. St. Petersburg, 1818. 8vo. Von dem Ober=Direktor derselben, Hrn. geh. Rath v. Olenin.

2. Philosophie.

Geschichte der philosophischen Systeme (Istorija philossophskich ssystem). Von dem Professor Galitsch. St. Petersburg, 1818. 8vo. Ein verdienstliches Werk, welches eine Lucke in der russischen Literatur ausfüllt, und sich besonders durch genauere Kenntniß der Ausländer, namentlich der neuern Deutschen, auszeichnet.

3. Sprachenkunde.

Versuch eines Wörterbuchs der russischen Synonyme (Opüt Slowarä Ruskich Ssinonimow) von Peter Kalaidowitsch. Moskau, 1818. Erster Theil, in 12to. Als erster Versuch sehr schätzbar. Von der neuen theoretisch=praktischen russischen Sprachlehre für Deutsche, von Dr. A. W. Tappe, ist eine neue Ausgabe erschienen, seit 1810 die fünfte, und die Brauchbarkeit dieses nützlichen Buches ist durch viele Verbesserungen und Zusätze vermehrt worden. — Grammatik der kleinrussichen Mundart, oder grammatische Darstellung des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem kleinrussischen Dialekte und der reinen russischen Sprache (Grammatika Malorossiiskago narätschija ili grammatitscheskoje pokasanije ssuschtschestwenneïschich otlitschii, otdaliwschich malorossiiskoje narätschtje ot tshistago rossiiskago jäsüka). Von Alex. Pawlowsky. St. Petersburg, 1818. 8vo. Ein nicht unwichtiger Beytrag zur nähern Kenntniß dieses merkwürdigen Dialekts, beynahe des einzigen von dem

Russischen wesentlich verschiedenen. — Von des Vice-Admirals v. Schischkoff, Gutachten über den alten und neuen Styl der russischen Sprache (Rasſsushdenye o starom i nowom ſslogè Rossüskago jasüka) ist im Jahr 1818 zu St. Petersburg eine neue Ausgabe erschienen, ein Beweis, daß dieses verdienstliche Werk des antikaramsinschen Verfechters der ältern Schreibart noch immer seine Leser findet, obgleich der eigentliche Krieg gegen die neologische Gegenparten längst beendigt zu seyn scheint. — Versuch einer Anleitung zum Unterrichte der russischen Jugend in der griechischen Sprache (Opüt utschebnago prednatschertanija dlä prepodawanija rossiiskomu junoschestwu gretscheskago jasüka). Von Alex. von Sturdsa. St. Petersburg, 1818. 8vo. Diese Gedanken über die Erleichterung des Studiums der griechischen Sprache hat der Verfasser schon im Jahr 1812 in der Versammlung der Freunde der russischen Sprache (Bessäda) vorgelesen. — Eine neue sehr geschätzte finnische Grammatik erschien unter dem Titel: Försök till utredande af Finska Språkets Grammatik. Jakob Juden. Wiborg, 1818. 8vo.

4. Uebersetzungen alter Klassiker.

Von des Unter-Bibliothekars Gneditsch Versuch, Homers Werke in russische Hexameter zu übertragen, sind einige sehr wohlgelungene Proben in Journalen bekannt gemacht worden. — Von der Uebersetzung der vergleichenden Lebensbeschreibungen Plutarchs (*Plutarchowü* ſsrawnitelnüi shisneopissanija ſslawnich mushei) ist der sechste Band (Pyrrhus, Marius, Lysander und Sylla), von vier Karten begleitet, gedruckt. Das Werk wird auf kaiserl. Kosten gedruckt, fing im Jahr 1814 an, und wird dreyzehn Bände enthalten. — Von Ungenannten erschienen Cebes Gemälde (Kartina Kiwitowa). St. Petersburg, 1818. 8vo. die athenischen Nächte des Gellius (Awla *Gellija* Aphinskich notscheï sapiski), und Cornelius Nepos (*Kornelija Nepota* shitija ſslawnüch Generalow).

5. Geschichte.

Den Anfang dieser Abtheilung machen wir natürlich mit der russischen Geschichte, in welcher Karamsin's bekanntes Werk, so zu sagen, schon vor seiner Erscheinung klassisches Ansehen erhalten hatte. Das längst gefühlte Bedürfniß einer guten russischen Geschichte von der einen Seite, von der andern der Name des berühmten Verfassers, sein Amt eines Reichs-Historiographen, der ihm unbedingt verstattete Zugang von Quellen, die bis dahin verschlossen waren, eine außerordentliche Unterstützung der Regierung, ja selbst ungewöhnliche Auszeichnungen zur Belohnung des Schriftstellers, noch ehe sein Werk erschienen war, alle diese Umstände mußten die Erwartungen des Publikums aufs höchste spannen, und so wurde die erste Auflage des Werks von drey tausend Exemplaren in weniger als vier Monaten völlig vergriffen, ein Fall, der seines Gleichen nicht in der russischen Literatur hat, und zu dessen Eintreten auch wirklich so viele seltene Bedingungen vereinigt werden mußten. Karamsin war genöthigt, unverzüglich an eine neue Auflage zu denken, die er, mit allen unermüdet gesammelten Verbesserungen bereichert, der Buchhandlung der Gebrüder Slönin überließ. Von dieser vermehrten, äußerst sauber gedruckten und mit des Verfassers sehr ähnlichem Bildnisse verzierten Ausgabe sind bereits die vier ersten Bände erschienen, denen die andere Hälfte des Werks in Jahresfrist folgen soll. Eigentliche Kritik hat das Buch bis jetzt noch nicht erfahren; der

große Haufe begnügt sich, das vortreffliche Werk anzustaunen; die gelehrten Geschichtsforscher, und deren gibt es in Rußland wegen der Schwierigkeiten des Quellenstudiums noch nicht viel, sind mit ihrem Urtheil erst sparsam hervorgetreten. Einzelne Angaben und Ansichten sind von Katschenowsky im europäischen Boten angegriffen. Desto mehr Untersuchungen werden wahrscheinlich die Berührungspunkte der Slaven mit den germanischen Völkern bald in Deutschland veranlassen. Ein Werk dieser Art ist nicht, wie man hier und da behaupten hört, nur für Russen geschrieben, es gehört der Geschichte, der ganzen gebildeten Welt an, und diese wird es dankbar empfangen, gerecht beurtheilen und ihm unparteyisch den Platz anweisen, den es in der Reihe großer Geschichtsdarstellungen einnehmen soll. Und bald wird es den Forschern aller Nationen zugänglich seyn, denn schon sind mehrere deutsche und französische Uebersetzungen angekündigt, die die gerechte Neugierde des Auslandes in Kurzem befriedigen werden. An der Spitze derselben muß wohl die deutsche Uebertragung genannt werden, welche der verdiente Hofrath v. Hauenschild, ein geborner Unger, Direktor der adeligen Pensionsanstalt in Sarskoje=Selo, im buchstäblichsten Sinne unter den Augen des Verfassers unternimmt, und von welcher bereits zwey Bände abgedruckt sind. Eine zweyte, von dem alten würdigen Soltau angekündigte Uebersetzung unterbleibt aus Gründen, die bey einem solchen Mitbewerber für Herrn v. Hauenschild nicht anders als sehr ehrenvoll und für seine Arbeit höchst empfehlend seyn können. Einen russischen Auszug, als Lesebuch zur Erlernung der Sprache mit französischer und deutscher Phraseologie versehen, besorgte der Dr. Tappe, und der Absatz von etwa drey tausend Exemplaren in wenigen Monaten rechtfertigt die wohlberechnete und nützliche Unternehmung. Von französischen Uebersetzungen sind uns bis jetzt drey Ankündigungen bekannt geworden, von denen die des Herrn Alex. Jauffret, Prof. der franz. Liter. bey dem Fräulein=Kloster zu St. Petersburg, wohl das meiste Zutrauen verdient, weil Herr v. K. dem Dollmetscher seinen Beystand zugesagt hat. Sie wird in sechs Bänden erscheinen, und alle Noten weglassen, die, wie es im Prospectus heißt, faites seulement pour piquer la curiosité des Russes ne peuvent intéresser également des lecteurs étrangers. Eine zweyte unter weniger günstigen Umständen unternommene Uebersetzung wird in Paris erscheinen; ein Hr. Jursi Laisné, der einige Zeit in Rußland gelebt hat, wird den Text Wort für Wort ins Französische übertragen, und daraus wird Hr. M. A. Jullien in Paris, der gar kein Russisch versteht, ein Werk machen, qui, wie es in einer Ankündigung heißt, cherchera à conserver les couleurs de l'original. Wie dieß möglich ist, gestehen wir aufrichtig nicht wohl einzusehen. Von einer dritten Uebersetzung erschien eine Probe unter dem Titel: Le siège de *Casan*, traduit de l'histoire de ***Russie*** de Mr. ***Karamzine***, par *P. H. M... (Matthieu)*, Professeur de Littérature, ***St. Pétersbourg***, 1818. 12., wobey es wohl aber auch sein Bewenden haben wird; denn russische Journale haben dem Verfasser so viel lächerliche Verstöße und Namenverdrehungen aufgezählt, daß er wohl die Lust zur Fortsetzung seiner Arbeit verlieren wird. — Von Ewers vortrefflicher Geschichte der Russen ist der zweyte Theil immer noch nicht erschienen, doch darf er nun bald erwartet werden und das Publikum kann bey dem Verzuge nur gewinnen. Von dem mit Moritz von Engelhardt gemeinschaftlich herausgegebenen Journal dieses berühmten Geschichtforschers: Beyträge zur Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte,

ist vor kurzem das zweyte Heft erschienen, in welchem das Gerichtsbuch (Ssudebnik) *Iwan Wassiljewitzch IV.* und eine Abhandlung über die slawischen und russischen Namen der sieben Wasserfälle des Dnepr's bey Konstantin Porphyrogeneta besonders zu bemerken sind. — Geist der russischen Herrscher des Rurik'schen Hauses, ein treues Bild der Russen und aller andern europäischen Völker, (ihre) Geschichte, Politik und allgemeine Kultur, von der Zeit des Verfalls des alten römischen Reichs bis zum westphälischen Frieden, (Duch Rossiiskich Gossudareï Rjurikowa Doma, suschtschestwennoje isobrashenije Rossiän i wsech drugich Jewropeïskich narodow, Istorija, Politika i woobschtsche prosweschtschenije, sso wremeni padenija drewnija Rimskija Imperii do Westphalskago mira.) St. Petersburg, 1818. 5 Theile, in gr. 8vo, von dem (seit kurzem verstorbenen) Professor Jakow Orloff. Eine ziemlich gehaltlose Compilation, die der ausländischen Lesewelt wohl schwerlich näher bekannt werden dürfte. — Russische Geschichte zum Nutzen der Jugend (Ruskaja Istorija w polsu junoschestwa) und Russische historische und moralische Darstellungen (Powesti Ruskija Istoritscheskija i nrawoutschitelnüja.) St. Petersburg, 1818. 8vo, von dem als militärischer und populärer Schriftsteller bekannten Obersten des Generalstabes Ssergeï Glinka. — Bruchstück aus der russischen Geschichte, von dem Interregnum (Otrüwok is Ruskoi Istorii o meshduzarstwii) von Gerakoff, ein merkwürdiges Stück, dessen Quelle aber leider nicht genannt ist. — Ephémérides Russes, politiques, littéraires, historiques et nécrologiques. Présentant, dans l'ordre des jours de l'année, un tableau des événemens remarquables qui datent de chacun de ces jours dans l'histoire de Russie jusqu'en 1816. 4 Theile, in gr. 8vo., von Spada. Eine bequeme Compilation, welche für jeden Tag des Jahres die an ihm vorgefallenen merkwürdigen Begebenheiten der russischen Geschichte zusammenstellt und bey den neuesten Ereignissen der Regierung Alexanders alle hinreichend bekannte Aktenstücke ihrem ganzen Inhalt nach mittheilt. — Von den auf Veranstaltung des Reichskanzlers, Grafen von Romanzoff, gesammelten Reichs-Akten und Verhandlungen (Gossudarswtennüja Gramotii i Sogoworü), von welchen der erste Band vor drey Jahren erschien, ist so eben der zweite Band in Moskau vollendet worden, welcher gleich dem ersten äußerst reich an wichtigen, fast durchaus noch unbekannten Urkunden ist. Das prächtig gedruckte Werk hat einen wahrhaft furstlichen Aufwand erfordert, indem jeder dieser beyden Theile ungefähr 25,000 Rubel kostet. Der Redakteur desselben, der wirkliche Staatsrath und Ritter von Malinowsky, hat diesem neuesten Bande eine archäologisch-diplomatische Abhandlung vorangeschickt, welche reich an interessanten Notizen ist. Eine Unternehmung, wie diese allein, wäre in jedem Lande hinreichend, einem Beschützer der Wissenschaften unsterblichen Ruhm zu erwerben, und wie viel solcher Kränze hat der edle Romanzoff nicht schon auf den Altar seines Vaterlandes niedergelegt! — Von dem Versuche einer Darstellung der russischen Alterthümer (Opüt powestwowannija o drewnostäch russkich), 2 Theile in 8vo, von dem Professor Gawriil Uspenskij, ist zu Charkow 1818 eine neue verbesserte Ausgabe erschienen, die allerdings bedeutende Vorzüge vor der ersten, aber doch auch noch große Mängel hat, denen der Verfasser vielleicht erst dann wird ab-

helfen können, wenn er weniger abhängig von den Arbeiten seiner Vorgänger, dem eigenen Studium der Quellen sich mehr wird widmen können. — In der Kirchengeschichte, einem bisher wenig in Rußland bearbeiteten Felde, haben seit kurzem drey gelehrte Glieder der höhern Geistlichkeit ausgezeichnete Arbeiten geliefert. Abriß der kirchlich-biblischen Geschichte zum Nutzen der Jugend, die in den geistlichen Schulen unterrichtet wird. (Natschertanije Zerkowno-Bibleiskoi Istorii w polsu junoschestwa obutschajuschtschagossä w duchownüch utschilischtschach.) St. Petersburg, 1819. 8. Von dem als geistlichen Redner berühmten revalschen Bischofe Philaret. — Abriß der Kirchengeschichte von den biblischen Zeiten bis zum achtzehnten Jahrhunderte, zum Nutzen der geistlichen Jugend. (Natschertanije Zerkownoi Istorii ot Bibleiskich wremen do XVIII wäka, w polsu duchownago junoschestwa.) Erste Abtheilung. St. Petersburg, 1818. 8. Von dem Archimandriten und Rektor des St. Petersb. geistlichen Seminariums Innokentij. — Geschichte der russischen Hierarchie (Istorija Rossiiskoi Jerarchii.) St. Petersburg, 1818. 8. 7 Theile. Von dem Archimandriten Ammrossij. — Hieher gehört auch noch: Denkmal der Vereinigung von Kirche und Vaterland, enthaltend die Geschichte der kirchlichen Feste, das Leben der Heiligen, eine historische Darstellung des Zustandes der griechisch-russischen Kirche und Geistlichkeit, die Thaten aller russischen Herrscher, die ausgezeichneten Siege der Heerführer, das Leben denkwürdiger Minister und gelehrten Männer, rühmliche Handlungen von Leuten aller Stände, und überhaupt vaterländische Merkwürdigkeiten für jeden Tag des Jahres, von den Zeiten Ruriks bis zu dem zweyten Einzug in Paris der siegreichen Heere Alexanders I. (Pamätnik ssobütii w zerkwè i otetschestwè, ssodershaschtschii w ssebä: Istoriju zerkownüch prasdnikow u. s. w.) St. Petersburg, 1817. 8. 6 Thle. Von dem schon oben genannten Professor Jakow Orloff. — Beschreibung der Feyerlichkeiten, welche statt gefunden haben bey der Vermählung des Großfürsten Michail Feodorowitsch im Jahre 1626 (Opissanije w lizach torshestwa, proischodiwschago pri brakossotschetanii Gossudara *Michaila Feodorowitscha*, w 1626 godu.) Querfolio. Ein merkwürdiger Beytrag zur Kenntniß der Sitten und Gebräuche des ältern Rußlands, woran es bisher noch so sehr fehlte. Das Original dieses Werkes befindet sich in der kaiserl. Sammlung von Reichs-Alterthümern zu Moskau, und enthält in einer Reihe von Abbildungen, die wenig Kunstwerth aber desto größeres historisches Interesse haben, die getreue Darstellung aller feyerlichen Gebräuche der Kirche und des Hofes bey einer damaligen fürstlichen Vermählung. In dieser Hinsicht hat diese Ausgabe, so mittelmäßig sie auch in jeder artistischen Beziehung ausgefallen ist, doch Ansprüche auf den Dank jedes Forschers der Geschichte seines Vaterlandes, und könnte dem Bertuch'schen Bilderbuche, den Curiositäten und andern Sammlungen dieser Art reiche Beyträge liefern. — Pontus de la Gardie, oder Nachforschungen über eine in der Gegend um St. Petersburg bekannte Volkssage. Von A. J. Hipping. St. Petersburg, 1819. 12. Diese kleine Schrift, deren Verfasser, ein geborner Finnländer, seine Untersuchungen besonders auf die historischen

Alterthümer in der Nähe der Hauptstadt richtet, gibt hier eine kurze Zusammenstellung der bis heute erhaltenen Volkssagen über die Zauberkräfte des bekannten schwedischen Helden, dem es im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts glückte, die Eroberungen von Iwan Wassiljewitsch IV. aufzuhalten. — Kurze Erzählung von dem Tode Peters des Großen, Kaisers von Rußland, (Kratkaja powest o smerti *Petra Welikago*, Imperatora Rossiiskago.) St. Petersburg, 1819. 8. Ein von Hrn. Olin veranstalteter und mit einigen Noten versehener Abdruck einer im J. 1725 erschienenen und äußerst selten gewordenen Schrift des berühmten Erzbischofs Feofan (Theophanes) Prokopowitsch, Beichtvaters des großen Kaisers, die auch dem Auslande in einer von dem Verfasser selbst bearbeiteten lateinischen Uebersetzung: Lacrymae Roxolanae, seu de obitu *Petri M.* brevis narratio duaequa orationes, auctore *Theophane*, Archi-Episcopo, *Revaliae* 1726. 4.; und aus dieser in einer deutschen Uebertragung: Rußlands Thränen u. s. w. Hamburg, 1726. 4. bekannt wurde. — Alexandriana, oder Sammlung der merkwürdigsten Aeußerungen des Kaisers Alexander I. während seines Aufenthalts in Paris, nebst einer kurzen Beschreibung der kriegerischen Thaten des russischen Heeres und seiner Verbündeten bey der Wiederherstellung Ludwigs XVIII. auf den französischen Thron und einer Nachricht von den letzten Lebensaugenblicken des Generals Moreau. (Aleksandriada (sic) ili ssobranije dostoprimätschatelnüch isretschenii Imperatora *Aleksandra I.* wo wremä prebüwanija jego w *Parishe*, s kratkim opissanijem wojennüch deistwii Rossiiskoi armii i jejá ssojusnikow, do wostanowlenija na tron Franzii *Ludowika XVIII.* i iswestijem o poslädnich minutach shisni Generala *Moro.*) St. Petersburg, 1818. 12. Eine gut berechnete Compilation aus den 1814 in Paris erschienenen Alexandrana ou recueil des mots les plus remarquables de S. M. l'Empereur *Alexandre I.* etc. und Swinin's Erzählung der letzten Augenblicke Moreau's. — Das von Kropotow 1816 angefangene Journal: Pantheon berühmter russischer Männer (Panteon sslawnüch Rossiiskich musheï) wird von Hrn. v. Swinin fortgesetzt *). —

Das Feld der Biographie ist in den letzten Jahren fleißig bearbeitet worden, und besonders hat die russische Literatur einen ganz neuen Zuwachs durch einige wohlgeschriebene Denkwürdigkeiten erhalten, deren Fach bisher beynahe noch ganz unbesetzt war. Der Zeitordnung nach fangen wir diese Abtheilung an mit: Sigmund Freyherr von Herberstein, mit besonderer Rücksicht auf seine Reisen in Rußland geschildert von Fr. Adelung. St. Petersburg, 1817. 8vo. Ein reichhaltiges, mit vielem Fleiße gearbeitetes Werk, das in Auslande schon

---

*) Ausführliches Verzeichniß der handschriftlichen zur russischen Geschichte und Geographie gehörigen und in der akademischen Bibliothek aufbewahrten russischen Werke; auf Befehl des Hrn. Präsidenten der kais Akademie der Wissenschaften Ssergi Ssemenowitsch Uwarow aufs neue angefertigt. (Katalog obstojatelnüi rossiiskim rukopisnüm knigam, k rossiiskoi Istorii i Geopraphii prinadleshaschtschim i w Akademitscheskoi Bibliothekè nachodäschtschimſsä u. s. w.) St. Petersburg, 1818. 8vo. Ein reicher Schatz, durch dessen Bekanntmachung manche bis jetzt unbekannte Quelle zugänglich gemacht worden.

bekannt und rühmlich beurtheilt worden ist. — Biographische Nachricht von dem Fürsten Dimitrij Michailowitsch Posharskoy (Biographitscheskija fswädänija o Knäsi *Dimitriè Michailowitschè Posharskom*). Von dem wirkl. Staatsrathe Malinowsky. Moskau, 1818. 8vo. Mit dem Bildnisse und der Handschrift des rettenden Helden. — Leben des Nishegorodschen Bürgers Kosma Minin und des Fürsten Posharsky, geschöpft aus historischen Ueberlieferungen der damaligen Zeiten (Shis'n Nishegorodskago grashdanina *Kosmü Minina* i Knäsä *Posharskago*, wsätoje is istoritschetkich predanii togdaschnich wremen). Moskau, 1818. 8vo. Diese beyden Schriften wurden besonders durch die feyerliche Aufstellung des dem dankbaren Andenken dieser beyden Vaterlands=Befreyer gewidmeten Denkmals in Moskau veranlaßt. — Leben des russischen Generals Franz Jakowlewitsch Lefort (Shis'n *Franza Jakowlewitscha Leforta*, rossiiskago Generala). Moskau, 1818. 8vo. — Denkwürdigkeiten des Grafen Münnich, Sohn des Feldmarschalls (Sapiski Grafa *Minicha*, fsüna Feldmarschala). St. Petersburg, 1818. 8vo. Von dem Grafen Münnich selbst entworfen; enthalten merkwürdige Anekdoten aus der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna. Zur Geschichte eben dieser Zeit findet man auch viele Züge in der Beschreibung des Lebens und Dienstes (des Senators) A. J. Bibikow (Opissanije shisni i fslushbü *A I. Bibikowa*). St. Petersburg, 1818. 8vo. — Suwaroff's Leben von ihm selbst beschrieben, oder Sammlung seiner Briefe und Aufsätze, mit Anmerkungen herausgegeben von Sergej Glinka (Shis'n *Ssuworowa*, im fsamim epissannaja ili fsobranije pissem i fsotschinenii jego, isdannüch s primetshanijami *Ssergejem Glinkoju*). Moskau, 1819. Zwey Bd. 8vo. Der Titel sollte eigentlich heißen: Suwaroff aus seinen Schriften geschildert. Man findet hier ein und zwanzig längere und kürzere zum Theil noch ungedruckte Briefe und Aufsätze des bey allen seinen Bizarrerien auch als Mensch höchst merkwürdigen Helden, unter andern eine Uebersicht seines letzten Feldzugs in Italien und der Schweiz in einem Briefe an den Direktor seiner diplomatischen Kanzley, den wirklichen Staatsrath v. Fuchs, der, im Besitze der schätzbarsten Materialien, seit mehrern Jahren ein ausführliches Leben Suwaroffs versprochen hat. — Geist des Generals Kulnew, oder Züge und Anekdoten, welche seine großen Eigenschaften und Handlungen sowohl in seinem häuslichen als militärischen Leben darstellen. (Duch Generala *Kulnewa* ili tschertü i anekdotü u. f. w.). St Petersburg, 1818. 8vo. Dieses Leben des am 20. July 1812 bey Klästiza gefallenen tapfern Generals Kulnew zeichnet sich vor seinen früher erschienenen Biographieen dadurch aus, daß es fast nur aus authentischen Quellen geschöpft ist. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General=Feldmarschalls Fürsten Nikolaj Iwanowitsch Ssaltükow, herausgegeben von Pawel Swinin, mit Hinzufügung der dem Fürsten Ssaltukow von der Kaiserin Katharina II. ertheilten Instruction für die Erziehung II. KK. HH. des Kaisers Alexander Pawlowitsch und des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch; so wie auch mit beygefügten Briefen an den Fürsten Ssaltükow von der Kaiserin Katharina II. den Kaisern Paul I.

und Alexander I. und dem Großfürsten Konstantin Pawlowitsch u. s. w. (Sapiski o shisni General-Feldmaschala Knäsä *Nikolaja Iwanowitscha Ssaltükowa* u. s. w.) St. Petersburg, 1818. 8vo. Die auf dem Titel angeführten Aktenstücke machen diese Lebensbeschreibung des Fürsten Ssaltükow, der an der Spitze der Erziehung des Kaisers Alexander und seines durchlauchtigen Bruders stand, zu einem sehr merkwürdigen Beytrag zur neuern russischen Geschichte. — Gekrönte Siege des Grafen Platow und der tapfern Kosaken (Uwäntschannüja pobädü Grafa *Platowa* i chrabrüch *Kosakow*). St Petersburg, 1818. 8vo. — Kurze Uebersicht des militärischen Lebens und der Thaten des Grafen Miloradowitsch (Kratkoje obosränije wojennoi shis'ni i podwigow Grafa *Miloradowitscha*). St. Petersburg, 1818. 8vo. Von Fed. Glinka. — Diesen Biographien berühmter Krieger schließen sich noch die Beschreibungen des friedlichen aber nicht weniger wohlthätig und nützlich wirkenden Lebens zweyer als Staatsleute und Gelehrte ausgezeichneten Männer an: Abriß des Lebens und der Handlungen des Moskauschen Metropoliten Platon, nebst einigen Briefen und Reden von ihm. (Natschertaniji shisni i dejanii Moskowskago Metropolita *Platona* u. s. w.) Moskau, 1818. 8vo. Erster Theil. — Leben des wirkl. Staatsraths und Ritters J. J. Bantüsch-Kamenskÿ. (Shis'n deistw. St. Ssow. i kaw. *J. J. Bantüscha-Kamenskago*). Moskau, 1818. 8vo. Von dessen Sohne herausgegeben.

Handbücher der allgemeinen Weltgeschichte haben, meistens nach deutschen Quellen, in russischer Sprache, die Professoren Kaidanow, Wassalajew und Konstantinow geliefert. In deutscher Sprache erschien: Handbuch der allgemeinen Geschichte, zum Gebrauch beym öffentlichen und Privatunterrichte, von J. C. Ph. Wiligerod, Oberlehrer am Revalschen Gymnasium. Reval, 1818. 8. — Neue Uebersetzungen geschichtlicher Werke sind, aus dem Englischen: Goldsmith's römische Geschichte, vier Theile, St. Petersburg, 1818. 8vo. Aus dem Französischen: die allgemeine Weltgeschichte des Grafen Segur und aus dem Deutschen das Werk von Pölitz.

In der Kriegsgeschichte sind ebenfalls mehrere Originalwerke und Uebersetzungen auszuzeichnen. Wir nennen von den erstern: Denkwürdigkeiten eines Seeoffiziers, mit der fortgesetzten Geschichte des Seezuges im Mittelländischen Meere unter dem Befehle des Vice-Admirals Ssenäwin. (Sapiski Morskago ofiizera w prodolshenije kampanii na Ssredisemnom more pod natschalstwom Wize-Admirala *D. N. Ssenäwina*). St. Petersburg, 1818—1819. 3 B. 8vo. Der Verfasser dieses sehr schätzbaren Werkes ist Hr. v. Bronewskÿ der die Begebenheiten der Flotte als Augenzeuge erzählt. — Von dem allgemein als klassisch anerkannten strategischen Werke des Erzherzogs Karl erschien der erste Theil der russischen Uebersetzung von Hrn. v. Rajewskÿ, St. Petersburg, 1818. 8vo. — Militärische Briefe und Bemerkungen, vorzüglich mit Bezug auf das unvergeßliche Jahr 1812 und folgende, geschrieben von dem General-Major Pissarew. (Wojennüje pisma i sametschanija, naiboleje otnossäschtschijassa k nesabwennomu 1812 godu i posledujuschtschim, pissannüje General-Majorom *Pissarewüm.*) Herausgegeben von

Pawel Ssubottin und Ssemen Sselimanowsky. Moskau, 1818. 2 Theile. 8vo. Der Verfasser dieser anziehenden Briefe ist schon als Dichter und eleganter Schriftsteller bekannt. — Précis des évènemens militaires de la dernière guerre des Espagnols contre les Français, par *Boutourlin*, Aide-de-Camp de S. M. l'Empereur de toutes les Russies. St. *Pétersburg*, 1818. 8vo. — Die Belagerung und Eroberung von Saragossa, aus dem Französischen übersetzt von Swarkowsky. St. Petersburg, 1818. 8vo.

Eine ganz besonders ausgezeichnete Erwähnung verdienen am Schlusse dieser geschichtlichen Abtheilung noch die neuesten Schriften des Hrn. Akademikers Frähn. *C. M. Fraehnii* Rostochiensis de Academiae Imperialis Scientiarum Petropolitanae Museo Numario Muslemico Prolusio prior, qua dum confiat accurata descriptio ejus copia et praestantia obiter contuenda proponitur. Particula prima. Academia edi jussit. *Petropoli*, 1818. 4. Hier erhält das gelehrte Publikum zum erstenmale eine genauere Kenntniß von dem unglaublich reichen Schatze, den die Sammlung der kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg an orientalischen Münzen besitzt. Unter achtzehntausend zwey hundert sieben und neunzig Münzen, die Hr. v. Frähn bis jetzt durchgesehen hat, fand er dreytausend siebenhundert drey und zwanzig verschiedene, und darunter sehr viele äußerst seltene und mehrere bis jetzt einzige. Die übrigen sind Doubletten, und unter ihnen mehrere zum Theil seltenene funfzig bis hundertmal vorhanden. Er theilt sie in funfzehn Klassen, von denen diese erste Abtheilung nur vorläufige Nachricht von den folgenden vier ersten gibt: Classis I. Numi Califarum A. Umajjadarum. a. Damascenorum acht, unter denen zwey ganz neue silberne. b. Hispanicorum. B. Abasidarum, sieben und vierzig, darunter viele neue. Classis II. Numi Emirorum Soffaridarum. Von dieser Klasse waren bis jetzt nur zwey durch Adler bekannt gemacht; der Verfasser fand hier fünf neue. Classis III. Numi Emirorum Samanidarum. Diese Münzen werden bekanntlich äußerst häufig im nördlichen Europa in der Erde gefunden, und zwar immer in Silber. Hier werden mehrere bis jetzt unbekannte beschrieben. Classis IV. Numi Sultanorum Sebekteginidarum. Von dieser bis jetzt ganz unbekannten Abtheilung findet man hier nur eine, äußerst merkwürdige, Goldmünze beschrieben. — Ein anderes Werk des Hrn. v. Frähn ist so eben in Berlin gedruckt erschienen, und enthält die Beschreibung der Sammlung orientalischer, vorzüglich tatarischer, Münzen des St. Petersburgischen Kaufmanns Pflug.

Alconte Lesboo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Literatur.

1. *Observations on the Geology of America by William Maclure. Philadelphia*, 1819. 8.

2. *An elementary treatise on Mineralogy and Geology, by Parker Cleaveland, Professor of Mathematics and Rational Philosophy and Lecturer on Chemistry and Mineralogy in Bourdoin College, Boston*, 1816. 8. *Edinburg-Review Nro.* 60.

Diese beyden vortrefflichen Schriften liefern den erfreulichen Beweis, daß das Studium der Mineralogie in den vereinigten Staaten mit

nicht geringerem Eifer und Erfolge, als seit mehreren Jahrzehenden in Europa, betrieben wird. Hr. Maclure, der Verfasser des ersteren Werkes, ist ein Schüler Werners, zeigt sich aber als solcher nur in dem beschreibenden Theile des Werkes, nicht auch in der Theorie, zu welcher er sich bekennet. Maclures allgemeine Ansichten sind vielmehr weit umfassender und philosophischer, als die der Geologen aus der Schule von Freyberg. Der geologische Theil dieses Werkes erschien zuerst in dem sechsten Bande der amerikanischen philosophischen Verhandlungen, gegenwärtig hat ihn aber der Verfasser mit Zusätzen und Verbesserungen bereichert, und insonderheit in zwey neuen Kapiteln den Versuch gemacht, die Geologie auf die Agrikultur anzuwenden. So schätzbar aber der Inhalt des Werkes selbst ist, so wenig kann man der Anordnung der Materialien, bey der vieles durch einander gemischt ist, seinen Beyfall schenken.

Hr. Cleaveland, der Verfasser des zweyten Werkes, hat, wie er selbst angibt, die Materialien zu seinem Werke vorzüglich aus den Schriften von Hauy, Brochant, Brongniart, Lucas, Kirwan und Jameson entnommen, und hat Brongniart, als den einsichtsvollsten und brauchbarsten unter seinen Vorgängern, sich zum Muster gewählt. Obgleich eine bloße Kompilation, enthält sein Werk doch viele schätzbare Notizen über die Mineral=Produkte der vereinigten Staaten, von welchem wir einiges von gleichem Interesse in mineralogischer und statistischer Hinsicht hier ausheben. Steinkohlen finden sich in großer Menge in einigen Theilen der vereinigten Staaten, westlich vom Allegany=Gebirge, und nahe bey Richmond in Virginien, an der westlichen Seite des Susquehannah=Gebirges in Pensylvanien, in Connecticut von Newhaven angefangen, bis über Northampton in Massachusets. Auch in Neu=York und Neu=Jersey zeigen sich Spuren davon. Eisen findet man in den verschiedensten Gestalten in den vereinigten Staaten; es wird in großer Menge verarbeitet. Im Jahr 1810 waren daselbst fünfhundert und dreyßig Hochöfen, Schmieden und Gebläse, und das zu Ancram in Neu=York verfertigte Eisen wird in manchen Hinsichten dem russischen und schwedischen vorgezogen. Bette magnetischen Eisenerzes sind in Neu=Hampshire nahe bey den weißen Hügeln, dann sechs Meilen nordöstlich von Philippstown am Hudsonflusse und bey Ringwood, Mount Pleasant und Suckusanny in Neu=Jersey. Diese ungeheure Eisenmasse bricht im Gneiß, in Neu=York aber findet sich eine ungeheure Menge Eisens an der westlichen Seite des Sees Champlain in Granitgebirgen. Von Kupfer, ob es sich gleich gediegen in mehreren Theilen der vereinigten Staaten findet, werden nur in Neu=Jersey Minen, und nur mit geringem Erfolge, bearbeitet. Bley wurde in großer Mannigfaltigkeit der Bildung gefunden. In Ober=Louisiana sind bey St. Genevieve an dem westlichen Ufer des Mississippi gegen zehn Minen. Andere sind bey Perkiomen in Pensylvanien, vier und zwanzig Meilen von Philadelphia. Gold ist nur in Nord=Carolina getroffen worden, wo es in der aufgeschwemmten Erde, und vorzüglich in den sandigen Betten der Bäche größtentheils nur in Körnern sich findet. Silber wird gediegen, aber in keiner anderen Gestalt, in geringer Menge an verschiedenen Orten angetroffen. Quecksilber und Zinn fand man bis jetzt noch nicht. Kobalt kommt bey Middletown in Connecticut vor. Manganes und Spießglanz trifft man in verschiedenen Lagen an. Schwefelkiese finden sich in bedeutender Menge in Maryland, Pen-

sylvanien, Neu=Jersey und Massachusets. Kalkstein verschiedener Art ist durch den ganzen Umfang der vereinigten Staaten verbreitet. Hr. Cleaveland führt viele Verschiedenheiten von Ur=Kalkstein in den östlichen Staaten an, die als Marmor zu Verzierungen anwendbar sind, aber noch wenig Nachfrage finden. Einige von den vermontischen Marmoren sind so weiß, wie der karrarische Marmor, und scheinen in Hinsicht der Körnung zwischen dem karrarischen und parischen in der Mitte zu stehen. Gyps wird in Virginien, Maryland und Connecticut, und in großer Menge in Neu=York gefunden. Salzstein wurde bisher nicht entdeckt, Salzquellen gibt es aber in Menge, so wie auch Salpeter. Ein rothes Oxyd von Zink und natürliche Magnesia sind die einzigen den vereinigten Staaten bisher eigenen einfachen Mineralien. Viele einfache Mineralien werden aber in besonderer Vollkommenheit angetroffen, als z. B. Turmaline, Rubelliten, Melaniten, kostbare Serpentine, Granaten und Berylle. Nahe bey dem rothen Flusse in Louisiana wurde neuerlichst eine Masse gediegenen Eisens, im Gewichte von mehr als drey tausend Pfund gefunden. Die Oberfläche derselben war mit einer schwarzen Kruste überzogen. Sie war sehr dicht und hämmerbar, aber von ungleicher Härte. Sie enthielt Nickel, und war leichter zu oxydiren, als gereinigtes Eisen. Diese Masse wurde dadurch besonders interessant, daß sie in ihrem Innern achteckige Krystalle enthielt, welche leicht mit einem Messer zu durchschneiden, und wie magnetisches Eisen gestreift waren.

Die durch diese beyden Werke bewährten ausgezeichneten Leistungen im Fache der Geologie machen die Gründung einer geologischen Gesellschaft wünschenswerth, welche die Geologen Amerikas mit der übrigen literarischen Welt in wirksame Verbindung bringen könnte.

1. *An Inquiry, whether Crime and Misery are produced or prevented by our present system of Prison Discipline. By Thomas Fowell Buxton.* 8. *London*, 1818.

2. *A letter to the common Council and Livery of the City of London, on the abuses existing in Newgate and the necessity of an immediate reform in the management of the Prison, By H. G. Bennet.* 8. *London*, 1818. *Edinburgh Review Nro.* 60.

Es ist eine den Stolz auf menschliche Weisheit demüthigende Bemerkung, daß Einrichtungen zur Unterdrückung von Verbrechen und zur Erleichterung menschlichen Elends nicht selten eine fruchtbare und verderbliche Quelle von Verbrechen und Elend werden. So sieht man auch in diesen beyden Werken, wie in England die Gefängnisse zur Schule der empörendsten Verderbtheit und zu Höhlen der unmenschlichsten Qualen entartet sind. Hr. Buxton schildert in der ersten Abtheilung seines Werkes den Zustand der Gefängnisse in England, wie er ihn bey genauer und unparteyischer Untersuchnng fand; im zweyten macht er Vorschläge zu Verbesserungen desselben. Mit Erstaunen erfährt man durch dieses Werk, daß das Loos der Gefangenen in England, sie seyen nun bloß der Untersuchung wegen, oder zur Strafe, oder wegen Unvermögenheit ihre Gläubiger zu befriedigen gefangen, weder vom Ausspruche der Gesetze, noch von der Entscheidung des Richters, sondern einzig von der Willkür

der Vorsteher der Gefängnisse abhängt. In Cihelmsfort z. B. und in Newgate sind die eines Todesverbrechens Angeklagten oder Ueberwiesenen in Ketten, in Bury und Norwich sind alle ohne Ketten. Zu Abingdon sind die noch nicht Verhörten nicht gefesselt, zu Derby sind diese allein gefesselt. In Cold-bath-fields sind nur die noch nicht Verhörten und die zu wiederholter Untersuchung Gesendeten in Fesseln. Zu Winchester sind vor dem Verhöre alle in Fesseln, nach dem Verhöre nur die zur Transportation Verurtheilten. Zu Chester werden nur die Bösartigen, sie seyen nun schon verhört oder nicht, gefesselt. Hr. Buxton schildert den Zustand von zehn Gefängnissen, wovon fünf in dem schlechtesten Zustande sind, fünf aber bewähren, was verständige Anordnung, und sorgfältige Aufsicht leicht zu bewirken im Stande sind. In dem Gefängnisse zu Borough Compter ist eine unmäßige Anzahl in einem kleinen Raume übereinander gehäuft. Die Unreinlichkeit hat da den höchsten Grad erreicht. Gesunde sind von Kranken eben so wenig getrennt, als todeswürdige von kleinen Verbrechern. Da gibt es keine Schule für die Gefangenen, und Kartenspiel ist ihre einzige Beschäftigung. Die Schilderung des Gefängnisses Tothill Fields entwirft kein günstigeres Bild. Auch hier ist keine Absonderung, keine Beschäftigung, kein Unterricht, und noch mehr Krankheit, als in Borough Compter. Die Gefängnisse zu St. Albans sind, wo möglich, in noch schlechterem Zustande. Da in mehrere Zimmer derselben, die der Erde gleich sind, alles hineingereicht werden kann, so kamen da die Gefangenen oft betrunken zum Verhör, weßwegen befohlen wurde, an den Verhörstagen die Fensterladen am unteren Geschosse zu schließen. Die Gefängnisse zu Guildford und Bristol sind beynahe in demselben Zustande. In Kingston ist das Stadtgefängniß ein Gasthaus, wo man in der Schenkstube zu jeder Stunde die Schuldner unter einem Haufen anderer Gäste sitzen findet. In Newgate sind die Mißbräuche unzählig, und erklären zum Theil die Verderbtheit der Hauptstadt. Der Verfasser schließt die erste Abtheilung seines Werkes mit Angabe leicht ausführbarer Verbesserungen in den Gefängnissen, und mit Hinweisung auf die offenkundigen Gesetze, welchen die gerügten Mißbräuche zuwiderlaufen.

Die zweyte Abtheilung von Hr. Buxtons Werke beschäftigt sich mit umständlicher Darlegung des Planes zur Hebung der in der ersten Abtheilung geschilderten Mißbräuche, und mit Anführung desjenigen, was bereits in dem Besserungshause zu Bury, im Strafhause zu Millbank, und im Gefängnisse zu Ilchester, so wie in den älteren Anstalten dieser Art zu Amsterdam, zu Gent und zu Philadelphia zu diesem Zwecke geschehen.

Merkwürdiger aber sind noch die Verbesserungen des schrecklichen physischen und moralischen Zustandes der weiblichen Gefangenen in Newgate, welche von Mistreß Fry, der Gattin eines Londner Bankiers, unternommen, und mit der rühmlichsten Beharrlichkeit durchgeführet wurden. Hr. Bennet schildert in dem zweyten der angezeigten Werke sowohl den früheren Zustand der weiblichen Gefangenen in Newgate, der die Menschheit in ihrer tiefsten Herabwürdigung zeigt, als auch das ganze Benehmen dieser vortrefflichen Frau, dessen auch schon deutsche Blätter mit verdienter Bewunderung erwähnten, und sichert so dem Verdienste dieser hochherzigen Frau und derjenigen, die ihr in ihrem heldenmüthigen Unternehmen beystanden, den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt.

A Journey to Rome and Naples, performed in 1817, giving an account of the present state of society in Italy and containing observations on the fine arts. By Henry Sass, student of the Royal Academy of Arts. 8. **London**, 1818. *Edinburgh Review Nro.* 60.

Der Titel dieses Werks entspricht seinem Inhalte nicht, denn es enthält weder Beobachtungen über den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand Italiens, welche überhaupt bey der Abneigung der Italiener, Ausländer bey sich aufzunehmen, ein Fremder nicht leicht zu machen im Stande ist, noch auch Bemerkungen uber die schönen Künste, welche durch den Aufenthalt in Italien insbesondere veranlaßt wären. In Hinsicht seiner Bemerkungen über die schönen Künste beschränkt er sich überhaupt auch nur auf Malerey, für welche er besondere Vorliebe zu haben scheint. Gründliche Untersuchungen über politische oder wissenschaftliche Gegenstände enthält zwar das Werk des Hrn. Saß nicht, doch zeigt er sich als geschmackvoller und getreuer Beobachter, und so wird sein in einem klaren anspruchslosen und doch zierlichen Style geschriebenes Werk für gewöhnliche Reisende in Italien nicht ohne Nutzen seyn. Sein Weg führte ihn von Dieppe, wo er landete, über Paris, Lyon und den Mont Cenis. Die Gegend zwischen Paris und Lyon ist der Gegenstand seiner vorzüglichen Bewunderung. In Genua fiel ihm die Unzufriedenheit der Einwohner mit ihrem gegenwärtigen Zustande auf. Von Genua ging er zur See nach Livorno, und von da über Pisa nach Rom, ohne Florenz zu berühren. Er beklagt sich bitter über das beschwerliche Reisen in Italien, da er doch selbst den schlechten Weg zur See nach Livorno, und die bekannte schlechte Straße von Radicofani der vortrefflichen über Turin, Mailand, Bologna, Florenz und Perugia vorzog. In Rom zeigt er seine Liebe fur das Alterthum, selbst mit ungerechter Herabwurdigung der vortrefflichen Werke des Mittelalters. Er preiset mit gerechtem Lobe die Herzogin von Devonshire, durch deren hohen Sinn für das Alterthum schon so wichtige Ueberreste desselben zu Tage gefördert wurden, und den Lord Elgin, der von den Verwüstungen barbarischer Hände ausgezeichnete Meisterwerke alter Sculptur rettete, und seinem Vaterlande verschaffte. In Beurtheilung der Gemälde in Rom zeigt der Verfasser eine unmäßige Geringschätzung der venetianischen, und Bewunderung der römischen Schule. Von Rom begab sich der Verfasser nach Neapel, wo er mit Mühe Räubern entging. Er spricht mit Bewunderung von Bonaparte und auch vom Könige Murat, den er einen Freund der Künste und Wissenschaften nennt, da ihn doch Bonaparte selbst nur einen vortrefflichen Lazzarone nannte. Eine sehr große Anzahl von Schreibfehlern in italienischen und französischen eigenen Namen ist eine Unvollkommenheit, welche der Verfasser wahrscheinlich, wenn er das zweyte Mal als Schriftsteller auftritt, zu verbessern trachten wird.

The history of british India. By James Mill, Esquire, in three Volumes, 4 *Edinburgh Review Nro.* 61.

Eine gute Geschichte des brittischen Indiens war ein Bedürfniß, nicht bloß um eine Lucke in der englischen Literatur auszufüllen, sondern auch um die Blicke aller Unbefangenen auf die, manche Verbesserung bedürfende, Verwaltung dieser ungeheuren Ländermasse zu richten. Squire Mill, der eine solche zu schreiben unternahm, scheinet allerdings die

wichtigsten Erfordernisse zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe, ausdauernden Fleiß, einen tief eindringenden Forschungsgeist, einen scharfen, den Eingebungen der Phantasie und leidenschaftlicher Anregungen unzugänglichen Verstand, und einen großen Reichthum an positiven Kenntnissen über den Zustand Indiens zu besitzen, und wenn er gleich nie selbst in Indien war, und auch nur eine geringe Kenntniß der dortigen Landessprachen besitzt, so zeigt er doch auf befriedigende Art, daß diese Umstände seinen Beruf zum Geschichtschreiber des brittischen Indiens nicht so zweifelhaft machen, als beym ersten Anblicke scheinen dürfte. Er theilt seine Geschichte in sechs Bücher. Das erste enthält die Entstehung und Fortschritte des brittischen Verkehrs mit Indien bis zur dauerhaften Gründung der Kompagnie durch die Akte der Königin Anna; das zweyte handelt von den Hindus, das dritte von den Mahomedanern, und alle drey zusammen bilden den ersten Band. Das vierte Buch umfaßt die Periode vom Jahr 1708 bis zur Veränderung der Kompagnie=Verfassung im Jahr 1773, das fünfte Buch enthält die Geschichte bis zur Akte Pitts im Jahr 1784, wodurch die Verfassung der Kompagnie die zweyte große Abänderung erlitt, und das sechste Buch, welches den ganzen dritten Band begreift, führet die Geschichte bis zur Beendigung des Mahrattenkrieges im Jahr 1805 fort.

Die Kompagnie, unter deren Namen gegenwärtig ein so großes Reich beherrschet wird, erhielt ihre Entstehung durch ein Privilegium der Königin Elisabeth im Jahr 1600, und ihre erste Unternehmung fällt in das Jahr 1601. Der Handel wurde damals nicht von einer vereinigten Stocks=Kompagnie (Joint Stocks Compagny), sondern von einer regulirten Kompagnie (Regulated Compagny) betrieben. Es verwaltete nämlich jeder Theilnehmer seinen Antheil auf eigene Rechnung, und war hierin nur an gewisse allgemeine Regulative gebunden. Acht Reisen, welche nach dieser Verwaltungsart unternommen wurden, brachten einen Dividendengewinn von 171 Prozent. Im Jahr 1610 verwandelte sich die regulirte Kompagnie in eine vereinigte Stocks=Kompagnie, und die vier ersten darauf folgenden Reisen warfen nur einen Dividendengewinn von 87½ Prozent ab. Im Jahr 1627 mußte die Gesellschaft zweymal hunderttausend Pfund aufnehmen, und die Aktie verlor 20 Prozent Disconto. Die Gesellschaft beklagte sich um diese Zeit über die Handels=Rivalität der Holländer. Vom Jahr 1657, in dem Cromwell eine Kommission zur Ausrüstung von vier Schiffen für den ostindischen Handel bewilligte, bis zum Jahre 1667, sind die Unternehmungen der Kompagnie sehr schwach, so daß in manchem Jahre ihre Ausfuhr kaum zwanzig tausend Pfund betrug. Zur Zeit der Revolution sprach das Haus der Gemeinen dem Könige das Recht ab, ohne Sanction des Parlaments die Freyheit des Handels zu beschränken. Eine neue Gesellschaft erwirkte eine Parlamentsacte, nach kurzen Verhandlungen aber wurden beyde Corporationen unter dem Namen der vereinigten Gesellschaft nach Ostindien handelnder Kaufleute vereinigt, und im Jahr 1708 sicherte eine Parlamentsacte dieser Gesellschaft den ausschließenden Besitz des ostindischen Handels. Die Verfassung der Gesellschaft bestand damals darin, daß die Actionnaire, welche für fünf hundert Pfund Aktien hatten, eine General=Versammlung bildeten, welche die höchste legislative Macht in Angelegenheiten der Kompagnie ausübte, die executive Gewalt dagegen bey einer General=Versammlung von vier und zwanzig Direktoren war, die aus den Besitzern von zwey tausend Pfund in Aktien gewählt wurden. Die Geschäfte der Kompagnie in Indien selbst wurden damals und noch lange nachher von drey Rathsversammlun=

gen zu Bombay, Madras und Calcutta geleitet. Die ältesten Diener der Kompagnie bildeten diese Kollegien, und sie vertheilten oft unter sich selbst die einträglichsten Stellen, wenn sie auch mit den Pflichten ihrer Oberleitung unverträglich waren. Im Jahr 1732 wurde das Privilegium der Kompagnie gegen dem erneuert, daß sie dem Staate Geldvorschüsse machte, und im Jahr 1744 machte sie selbst der Regierung, die in großer Geldnoth war, den Antrag, ihr eine Million zu drey Prozent zu leihen, wenn ihre ausschließenden Privilegien bis nach Verlauf von drey Jahren nach dem März 1780 verlängert würden. Der Antrag wurde angenommen, und der Kompagnie erlaubt, die Million, die sie der Regierung leihen sollte, gegen ihrige Verschreibungen auszuborgen. — Mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Epoche in der Geschichte des brittischen Indiens. Im Jahr 1746 nämlich überfiel ein großes Heer des Nabobs von Carnatik, Madras, welches damals unter französischer Herrschaft war. Der Sieg, welchen da ein einzelnes französisches Bataillon über ein großes Heer der Eingebornen erfocht, und der glückliche Versuch, Seapoys nach europäischer Art abzurichten, den ungefähr zu derselben Zeit die Franzosen in Pondichery machten, brachte die Kompagnie auf die Idee, ihre Handelsgesellschaft in politische Oberherrschaft zu verwandeln. Von dieser Zeit an, da die Kompagnie als regierende Korporation erscheint, enthält ihre Geschichte eine lange Reihe von Handlungen der Hinterlist und ungerechter Gewaltthätigkeit, theils zum Nutzen der Gesellschaft, theils zum Nutzen einzelner Diener derselben verübt. Der Verfasser führet als einen auffallenden Beweis der Wahrheit dieser Behauptung das Benehmen der Kompagnie in den Angelegenheiten der eingebornen Fürsten im Jahr 1749 an.

Die Untersuchungen über die Versuche, die Mißbräuche zu heben, welche in Verwaltung der Kompagnie, als einer regierenden Corporation, von Zeit zu Zeit entdeckt wurden, gehören unter das Vorzüglichste in dem gegenwärtigen Werke. Wiederholte Anlehen, welche die Gesellschaft von der englischen Bank forderte, und zu einer Zeit forderte, da mehrere Friedensjahre die Vermuthung großer Reichthümer der Gesellschaft begründeten, veranlaßten eine parlamentarische Untersuchung über die Verwaltung der Kompagnie. Da offenbarten sich nun die mannigfaltigsten Handlungen des Verraths und der Raubsucht, welche eben so fruchtlos für Englands Interesse als verderblich für die unglücklichen Eingebornen waren. Diesem Uebel für die Folgezeit vorzubeugen, wurde die Verfassung der Kompagnie im Jahr 1773 durch ein Gesetz, ungeachtet vieler Einwendungen der Direktoren und Actionnaire, abgeändert. Zur Stimmführung in der Versammlung der Actionnaire wurden statt fünf hundert Pfund tausend Pfund in Actien gefordert. Der Besitz von drey tausend Pfund in Actien gab zwey, von sechs tausend Pfund drey, von zehn tausend Pfund aber und mehr, vier Stimmen in der Versammlung. Nur sechs von den Directoren sollten alle Jahre von neuem erwählt werden können. In Indien wurde das Gouvernement von Bengalen, von Bahar, und von Orissa aus einem General=Gouverneur und vier Räthen zusammengesetzt, und diesem Gouvernement wurden alle Präsidentschaften untergeordnet. Ein oberster Gerichtshof, bestehend aus einem Oberrichter und drey andern Richtern, wurde zu Calcutta errichtet. Der General-Gouverneur und seine Räthe wurden vom Parlamente für fünf Jahre ernannt, dann sollte das Ernennungsrecht wieder an die Directoren zurückfallen. Die Richterstellen sollten von der Kompagnie unabhängig seyn, und nur von der Krone vergeben werden. Was in der Korrespondenz der

Kompagnie auf Civil= und Militär=Angelegenheiten des Gouvernements sich bezöge, sollte dem Ministerium vorgelegt werden. Der Verfasser zeigt mit Gründlichkeit die großen Mängel dieser neuen Constitution. Sie brachte in Indien die größten Verwirrungen hervor. Es entstanden einerseits mehr Kollisionen zwischen den Präsidentschaften, mehr Ungehorsam gegen die Direktoren, mehr Uneinigkeit in den Rathsversammlungen, mehr Gewaltthätigkeit und Hinterlist gegen die Eingebornen, als in irgend einer fruheren Periode, und andererseits nahm die Schuld der Kompagnie so schnell zu, als die Ausdehnung ihres Gebiets. Die größte Unzufriedenheit erregte aber die Gerechtigkeitspflege. Schon die Anwendung der englischen Gesetze auf Indien, dessen Verhältnisse in vielen Hinsichten eigene Gesetze erfordert hätten, war ein Mißgriff; noch mehr mußte es aber die Eingebornen empören, in den Gerichtshöfen, die zu ihrem Schutze bestimmt waren, ihre Unterdrücker zu erblicken. Der Fall mit dem bekannten Nuncomar, welcher den Gouverneur Hastings, ohne eine Untersuchung gegen ihn erwirken zu können, der Bestechung angeklagt hatte, darauf vom Gouverneur beweislos einer Verschwörung beschuldigt worden war, und da dieser Gewaltstreich fehl schlug, wegen einer Verfälschung, die er einige Jahre vor Einführung des obersten Gerichtshofes begangen haben sollte, nach sehr zweifelhaften Beweisen zum Tode verurtheilt, und ehe des Königs Entscheidung anlangen konnte, hingerichtet wurde, mußte allgemeinen Unwillen erregen, und die Eingebornen von jeder Anklage gegen den Gouverneur zurückschrecken. Nach sieben Jahren, während welchen die Verwaltung der Justiz durch den obersten Gerichtshof in Calcutta Unordnung und Unruhe verbreitet hatte, wurden endlich im Jahr 1782 durch eine Parlaments=Akte der Gerichtsbarkeit desselben Schranken gesetzt.

Von der Bill, welche Fox in Vorschlag brachte, um die Verwaltung der indischen Angelegenheiten zu verbessern, und welcher zufolge alle Macht und Schutzgewalt über Indien in die Hände von sieben durch das Parlament zu ernennenden Kommissairen gelegt werden sollte, hat Squire Mill eine sehr geringe Meinung. Doch hatte dieser Plan nicht so großen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten, als jener in absichtliches Dunkel gehüllte seines Gegners Pitt, der zur vollen Ausführung kam. Durch ihn entstand eine Kontrolirungs=Kammer (board af controul), welche nebst dem Kanzler der Schatzkammer und einem der Staats=Sekretaire aus vier Mitgliedern besteht. Die Macht dieser Kammer, von der in der Bill mehr Umrisse als bestimmte Definitionen gegeben sind, ist in der That von der Art, daß die der Direktoren dagegen ganz verschwindet, und diese nun in bloße Werkzeuge und Agenten dieser Kammer und somit der Minister verwandelt sind. Der Verfasser zeigt, daß die Concentrirung aller Macht in den Händen der Minister für die Verwaltung der Angelegenheiten des brittischen Indiens noch verderblicher geworden, als das vorige System, weil dadurch hauptsächlich die Minister das Interesse verloren, Mißbräuche aufzudecken, deren freymüthiger Tadel ihnen sonst immer Ruhm verschafft hatte. Unkenntniß des Landes und richtiger Verwaltungsgrundsätze brachten seit Einführung dieses neuen Systems viel Elend über diese Länder, und sowohl in finanzieller als justizieller Hinsicht erfolgten unzählige Veränderungen, von welchen der Verfasser vorzüglich die so gerühmten Maßregeln des Lord Cornwallis untersucht. In Hinsicht der Gerechtigkeitspflege kam es insbesondere durch die Vorschrift lästiger Formalitäten dahin, daß schon in zwey Jahren die Menge unentschiedener Sachen den Gang der Justiz ganz zu hemmen drohte.

Im Distrikte von Burdwan allein waren auf einmal dreyßig tausend anhängige Prozesse. Die Folgen, die aus dieser Lage der Dinge in einem Lande entspringen mußten, wo nur der Arm des Gesetzes im Stande ist, dem Grundeigenthümer seinen Grundzins zu verschaffen, oder den Grundholden vor Erpressung und Unterdrückung zu schützen, sind leicht zu ermessen. Wirklich beschleunigte auch diese Justizeinrichtung den Untergang der Zemindars, welche persische Benennung Steuereinsammler bezeichnet, die aber durch die brittische Verfassung in freye Landeigenthümer verwandelt worden waren. Diesem ungeheuren Uebel abzuhelfen, hielt das Gouvernement, statt die Gerichtshofe zu vermehren, oder das Verfahren zu vereinfachen, es für besser, auf die Prozesse bey ihrem Anfange und auf jede gerichtliche Handlung im Laufe derselben Taxen zu legen. Dieser Plan, welcher die Herrscher in Bengalen so sehr begünstigt, erhielt im Jahr 1810 sogar den Beyfall des Unterhauses. Richter von Ehrgefühl, wie Sir Henry Strachey, gestehen selbst, daß es seitdem dem unglucklichen Landmanne in Hindostan wegen Vervielfältigung der Gerichtstaxen unmöglich fällt, sich gegen das dort gewöhnliche Verbrechen der Erpressung richterliche Hülfe zu verschaffen. Eben so unglücklich waren die Bemuhungen des Lord Cornwallis, die Kriminal-Justizpflege und Polizey in Ostindien zu verbessern, so daß Immoralität und Verbrechen, besonders solche, die mit Gewaltthätigkeit verbunden sind, seit jener Zeit immer mehr um sich greifen.

Sehr schätzbare Theile in dem Werke des Squire Mill sind in diesem sehr gedrängten Auszuge noch unberührt geblieben. Das Urtheil des Verfassers über den Zustand und Charakter der Indier, und sein Versuch die Bildungsstufe, auf der sie stehen, festzusetzen, reichen allein hin, ihm den Ruf tiefer Einsicht in die Kulturgeschichte des Menschengeschlechts zu verschaffen. Die Prüfung der Administration Hastings und der darauf folgenden gerichtlichen Schritte, dann der Verwaltung des Marquis v. Wellesley und seiner Politik gegen die eingebornen Fürsten sind mit Fleiß und ohne alle Parteylichkeit und Bitterkeit geschrieben. Die Schilderung Hastings ist insbesondere auch in psychologischer Hinsicht merkwürdig.

Die Schreibart des Verfassers ist nicht ganz vorwurfsfrey. Sorglosigkeit und selbst Dunkelheit sind Fehler, auf die man hie und da in seinen Erzählungen stößt. Doch werden diese Unvollkommenheiten durch den reichen Inhalt des Werks weit uberwogen, der die höchste Achtung für Hrn. Mills Kenntnisse einflößt, und seinen Beruf zum Geschichtschreiber bewährt.

Letters from the Hon. Horace Walpole to George Montagu, Esq. From the year 1736 to 1770. 4. pp. 446 London. Edinburg Review Nro. 61.

Horatius Walpole war wohl keineswegs ein ehrwürdiger oder geistvoller Mann, doch hinterließ er hier einen Band anmuthiger Briefe, welche, wenn sie gleich weder Originalität noch Tiefe der Gedanken verrathen, und auch häufig gegen den guten Geschmack verstoßen, doch ein lebendiges und anziehendes Bild seiner Zeit gewähren. Der Inhalt dieser Briefe ist sehr gemischt in Hinsicht auf Materie und Form. Man würde gegen Bekanntmachung derselben keine Erinnerung machen, wäre dabey das wahre Maß beobachtet worden, und nicht das, was füglich nur Stoff zu einem Octavband gab, aus buchhändlerischem Eigennutze zu einem kostspieligen Quartbande erwachsen.

1. *Travels in Canada and the United States. By Lieutenant Francis Hall.* 8. *London*, 1818.

2. *Journal of travels in the United States of North America, and in Lower Canada, performed in the year* 1817. *By John Palmer.* 8. *London*, 1818.

3. *A Narrative of a journey of five thousnd miles through the eastern and western States of America; with remarks on Mr. Birkbecks Notes and Letters. By Henry Bradshaes Fearon.* 8. *London*, 1818.

4. *Travels in the Interior of America, in the years* 1809, 1810 *and* 1811 *etc. By John Bradbury*, 8. *London*, 1817. *Edinburgh Review Nro.* 61.

Die vier hier angezeigten Werke geben wichtige Aufklärungen über den Zustand der vereinigten Staaten, und werden daher Reisenden in jenen Gegenden, so wie Jedem, der an dem Zustande jener Provinzen Antheil nimmt, willkommene Dienste leisten. Hr. Hall ist ein wahrscheinlich noch junger Mann von liberalen, kühn ausgesprochenen Lebensansichten. Hr. Palmer dagegen ein einfacher, in seinen Urtheilen verständiger aber bedächtlicher Mann. Hr. Bradbury ist ein Botaniker, der längere Zeit unter den Wilden lebte. Hr. Fearon endlich ist zwar als Schriftsteller den beyden letzteren vorzuziehen, zeigt sich aber nicht als einen Freund von Amerika, von dessen Unvollkommenheiten er zu strenge urtheilet. Man überzeugt sich durch diese vier Werke von den ungemein raschen Fortschritten Nordamerikas in Wohlstand und Civilisation. Die Bevölkerung ist seit zwanzig Jahren auf das Sechs=, hie und da selbst auf das Zehnfache gestiegen. Morse berechnet selbst die Bevölkerung des ganzen westlichen Gebiets im Jahr 1790 auf sechs tausend und im Jahr 1810 auf fünfmal hundert tausend Seelen. Man findet die Amerikaner am rothen Flusse und am Flusse Achansas mit Weinbau und Zuckerplantationen beschäftigt. Eine der hauptsächlichen Quellen von Amerikas Wohlstande ist aber die Schiffahrt im Innern. Der Missisipi, der von den nördlichsten Gegenden bis in den Meerbusen von Mexiko fließt, der Ohio und Alleghany, die fast mit den Landseen im Norden in Verbindung stehen, der Wabasch, der Illinois, der Missouri, der Achansas, der rothe Fluß, alle schiffbar, und großentheils von Dampfbooten beschifft, erleichtern die Verbindung im Innern. Ein anderer bedeutender Vortheil Nordamerikas ist die Wohlfeilheit seiner Regierung. Die vier Reisenden, deren Werke hier angezeigt werden, bereisten ausgedehnte Strecken der neuen sowohl als der älteren Niederlassungen, und ihr Zeugniß ist, Hr Fearon hie und da ausgenommen, den Einwohnern sehr günstig. Die Amerikaner sind, ihren Nachrichten zufolge, ein sehr religiöses Volk, doch ist keine Sekte daselbst im ausschließenden Besitze von Aemtern und Würden. Dabey ist der Clerus ehrwürdig und geehrt und hat nicht geringen Einfluß. Die Methodisten, glaubt Hr. Palmer, werden die zahlreichste religiöse Partey werden, wiewohl gegenwärtig die Presbyterianer mehr Bethäuser haben, als sie. Die Verfasser klagen über die Indolenz im Charakter der Einwohner, und über den Ungehorsam der nordamerikanischen Jugend. Der schimpflichste Flecken derselben bleibt aber die Beybehaltung der Sclaverey. Hr. Hall zeigt

mit vieler Wahrheit, wie verderblich der Anblick der Sclaverey auf den Charakter der Jugend einwirken müsse. Ein Provinzialgesetz vom Jahr 1740, welches im Jahr 1783 permanent gemacht wurde, ist noch die Richtschnur für die Behandlung der Sclaven in Carolina. Nach diesem Gesetze ist jeder Neger für einen Sclaven zu halten, wenn nicht das Gegentheil erwiesen ist. Es verbietet dem Sclaven jeden Handel auf eigene Rechnung. Wer einen Sclaven tödtet, hat blos hundert Pfund, wer ihm die Zunge ausreißt, vierzehn Pfund zu bezahlen. Jeder Weiße, der sieben Sclaven auf einer Straße beysammen trifft, hat das Recht, jedem derselben zwanzig Hiebe zu geben. Einen Sclaven schreiben zu lehren, ist unter Strafe von hundert Pfund verboten. Die Sclaven haben ihre eigenen afrikanischen Kirchen, und wer nicht ganz weißer Gesichtsfarbe ist, darf, selbst wenn er das Bürgerrecht hat, nicht in den Kirchen der Weißen erscheinen. So finden sich edle und unedle Züge im Gemälde dieses Reiches gemischt, welches wohl nicht mehr lange ungetheilt bleiben dürfte.

***Plan of Parliamentary Reform**, in the Form of a Catechism; with reasons for each Article: with an introduction shewing the necessity of Radical and the inadequacy of Moderate Reform. By Jeremy Bentham Esq. 8. London. 1817.*

In England, welches Montesquieu eine Republik in Gestalt einer Monarchie nennt, wurden die Streitigkeiten über die Art der Stimmgebung zur Wahl der Volksvertreter lange durch die Eifersucht gegen die königliche Macht beseitigt. Von Heinrich III. bis zu Georg III. war die große Frage zwischen der Krone und dem Volke, ob die Regierung parlamentarisch, oder von solchen Individuen geleitet werden solle, welche für ihre Rathschläge und Maßregeln weder den Gerichtshöfen, noch der öffentlichen Meinung verantwortlich wären. Die Könige trachteten stets, sich die freye Wahl der Minister, als ihrer Privatrathgeber, zu sichern, das Parlament entgegen, vom Volke unterstützt, suchte mit gleicher Beständigkeit, den parlamentarischen Einfluß auch auf diese Angelegenheit auszudehnen. Dieser Streit spricht sich noch gegenwärtig in den Parteyen der Whigs und Toris aus, und er wird dauern, so lange Englands Verfassung dauert.

Erst nach dem Siege des Parlaments über Karl I. fingen sich Spuren der Unzufriedenheit mit der Verfassung des Unterhauses zu zeigen an. Am 20. Jänner 1649, wenige Tage vor dem Tode des Königs, wurde der erste Plan zu einer Parlamentsreform, der den General Ireton, einen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, zum Verfasser hatte, dem Unterhause vorgelegt. Nach diesem Plane sollte England durch eine Versammlung von vier hundert Repräsentanten regiert werden. Diese sollten aus allen Haushältern, welche Armentaxe zahlen, und nicht im Lohn oder Dienstbarkeit stehen, alle zwey Jahre gewählet werden. Die kleineren Flecken (mit wenigen Ausnahmen) sollten unter die Grafschaften gezogen werden, die beträchtlicheren Städte, so wie die nicht repräsentirten Städte Manchester und Leeds, sollten eigene Repräsentanten erhalten. Dieses war der erste Plan einer gemäßigten Reform, bald darauf folgte aber der erste Entwurf einer Grund- oder Radical-Reform. Am 1. May 1649 nämlich machten die Ausgleicher (levellers), welche mit Planen zur Eigenthums-Ausgleichung beauftragt waren, einen Entwurf zur Parlaments-Reform bekannt, ohne ihn jedoch dem Parlamente vorzulegen, wornach alle Männer vom zwey und zwanzigsten Jahre an, welche weder

von Almosen noch Dienstlohn leben, ihrem natürlichen Rechte zufolge, bey der jährlichen Wahl von Parlamentsgliedern Stimme geben sollten. Dieser Plan wurde jedoch bald verworfen und vergessen. Der Entwurf des Generals Ireton wurde nun zur Grundlage der Parlaments-Repräsentation gewählt, und die Grundsätze desselben von Cromwell's Parlamente im J. 1654 angenommen, jedoch durch die Zulassung einiger der vormaligen Flecken, und der nicht repräsentirten Stadt Halifax modificirt. Das Parlament sollte alle drey Jahre erneuert werden. Jedermann, der ein Vermögen von 200 Pf. besitze, sollte nebst den 40 Schilling-Freysassen in den Grafschaften stimmen, und in den Städten (cities and towns) wurden die alten Rechte aufrecht erhalten. Während der mehreren Jahrzehende burgerlicher Unruhen, die hierauf folgten, wurde die Frage wegen parlamentarischer Repräsentation selbst von politischen Schriftstellern nicht in sehr ernste Erwägung gezogen, und durch funfzig Jahre bestanden die gegen den Anwachs der königlichen Macht in Vorschlag gebrachten Mittel einzig und allein in Abkürzung der Dauer der Parlamente und Ausschließung aller Personen in Staatsdiensten vom Hause der Gemeinen. Lord Chatham war der erste Staatsmann, der durch seine berühmte Rede im J. 1770 den Plan zu einer Parlaments-Reform öffentlich zur Sprache brachte. Ministerium und Parlament waren gegen das Ende des nordamerikanischen Krieges in der öffentlichen Meinung gesunken, und die Nationalunfälle in jener Epoche wurden fast einstimmig den Rathschlägen der Torys beygemessen. Daher sann man in mehreren Grafschaften auf Verbindungen zur Bewirkung von Parlaments-Reformen. Fox gab dem Entwurfe einer gemäßigten Reform seinen Beyfall, und Pitt brachte ihn in das Parlament, wo er nur mit einer kleinen Majorität verworfen wurde. Gegenwärtig, wo die Zahl der mit politischen Gegenständen sich befassenden Personen nicht nur bedeutend zugenommen hat, sondern auch das politische Publikum sich immer mehr durch Einsicht, durch Eifer, durch kühne Thätigkeit auszeichnet, hat die Frage über Parlaments-Reformen den Charakter einer blos wissenschaftlichen Spekulation verloren. Hr. Bentham, der in diesem Werke als Vertheidiger der allgemeinen Stimmgebung, und somit der Radikal-Reform auftritt, ist ein Mann von schätzbaren Talenten und Charakter. Sein Plan ist aber eigentlich der des Majors Cartwright. Bey Würdigung desselben ist schon auf geschichtlichem Wege bewiesen, daß jährliche Parlamente und allgemeine Theilnahme an der Repräsentantenwahl nicht unter die alten, gesetzlich begründeten, Rechte des englischen Volkes gehören. Aber auch von Seite des politischen Nutzens betrachtet, kann man dieser Radikal-Reform nicht beytreten. Es ist schon schwer zu begreifen, wie eine solche unbeschränkte Theilnahme an der Wahl der National-Repräsentanten eingerichtet werden solle, ohne einerseits den Geist wahrer Freyheit zu schwächen, oder andererseits die bürgerliche Ordnung und die öffentliche Ruhe beständigen Gefahren Preis zu geben. Eine andere wichtige Einwendung gegen die allgemeine Theilnahme an den Repräsentantenwahlen besteht darin, daß sie den Abstand zwischen den Besitzern und den Dürftigen auf eine für die letzteren so kränkende Art auffallend machen würde, daß diese entweder herabgewürdiget, oder zu gefährlichen Ausschweifungen verleitet werden müßten. Die zwischen Hrn. Bentham und seinen Gegnern streitige Frage ist eigentlich die, ob alle verschiedenen National-Interessen am besten vertreten werden, wenn die Repräsentanten wirklich von allen Menschen, oder wenn sie nur von einem beträchtlichen Theile derselben, aber aus allen Klassen von Menschen gewählet werden. Und wer nur immer nicht

die einigen Grund [illegible] von der Anzahl der [illegible] abhängig machen will, wird zugeben, daß eine Repräsentation nach Klassen noch am ersten so gebildet werden kann, daß sie das allgemeine Interesse fördere. Eine Repräsentation, welche bloß von der Zahl der Stimmenden abhienge, würde ferner selbst unter der niedrigsten Klasse, die sie begünstigen sollte, eine große Unzufriedenheit hervor bringen. Denn da die unteren Klassen [illegible] ihrer Entfernung von einander [illegible] demo- [illegible] Stimme [illegible] der Masse [illegible] Volksvertretung [illegible] selbst [illegible] Volksvertretung [illegible] der demokratischen Verfassung [illegible] der Volksvertretung [illegible] der Einfluß der unteren Klassen [illegible] die Stelle [illegible] die Einrichtung [illegible] des Volkes [illegible] Alle diese [illegible] der Volksvertretung [illegible] Wahlen [illegible]

Hr. Bentham [illegible] mit den Freunden der Radikal-Reform die Ränke und Unannehmlichkeiten der Wahlen durch die Ballotirung zu hindern, welche die [illegible] in den Stand setzt, ihre Stimmen in Geheim zu geben. [illegible] Wenn auch bei einer großen Versammlung die allgemeine [illegible] der kleinen Versammlungen der Fall, und die Wähler [illegible] die Geheimhaltung ihrer Stimmgebung nicht. Wäre aber selbst diese Geheimhaltung durch das Ballotiren zu erreichen, so würde sie selbst die Wahlfreiheit [illegible]. Denn der Wähler kann dann durch die Wahl nicht die Gunst seiner Obern, nicht den Beifall seiner Mitwähler, nicht den Dank der Kandidaten erlangen, er kann seine Ueberzeugung nicht äußern, seinen Eifer nicht entflammen, seine Furcht oder Schüchternheit nicht [illegible]. Alle Triebfedern, die zur Wesenheit der Volkstheilnahme an öffentlichen Angelegenheiten gehören, alles, was Liebe für Freiheit entwickeln und erhalten kann, die doch durch Volkswahlen festgehalten werden soll, fällt bei Geheimhaltung der Stimmen weg, und dem Wählenden bleibt nichts als die bey den unteren Klassen ganz kraftlose Triebfeder [illegible] und kalten Pflichtgefühls. Oeffentlichkeit und Kühnheit in der Stimmgebung gehört daher vielmehr zur Wesenheit der Volkswahlen, und darf in demokratischen Verfassungen nicht geschwächt werden.

In Amerika endlich, auf dessen Beispiel sich Hr. Bentham beruft, ist die allgemeine Stimmgebung nicht Regel, sondern Ausnahme, und es ist schwer vorauszusehen, wie das gegenwärtige Wahlsystem Nordamerika's bis zu dem entfernten Zeitpunkte sich ausbilden wird, wo in diesem Lande die Städte eben so bevölkert, und die Glücksgüter eben so ungleich vertheilt seyn werden, als in Europa.

Travels from Vienna through Lower Hungary; with some remarks on the state of Vienna during the congress in the year 1814. *By Richard Bright, M. D.* 4. *Edinburgh and London* 1818. *Edinburgh Review. Nro.* 61.

Der Verfasser dieses Werkes theilet mit einer, dem Werthe seines Buches vielleicht sogar nachtheiligen, Weitläufigkeit alles mit, was er bey seiner Anwesenheit in Wien während des Kongresses im J. 1814, und auf seinen Reisen in Ungern theils selbst beobachtete, theils aus Schriften über Ungerns statistische Verhältnisse schöpfte. Seine Bemerkungen über Ungerns Acker- und Weinbau, über dessen Viehzucht, Bergwerke, Straßen, Städte und gesammte Verfassung sind der größere und anziehendere Theil des Werkes. Können wir gleich nicht mit dem Verfasser dieses Artikels im Edinburgh Review alles, was D. Bright über die genannten Gegenstände niederschreibt, als richtig anerkennen, so gebühret ihm doch das Zeugniß, daß er mit weit mehr Sorgfalt und mit weit tiefer eindringendem Geiste, als gewöhnliche Reisende, den physikalischen, ökonomischen und politischen Zustand Ungerns erforschet habe, und nur selten in die, gewöhnlichen Reisebeschreibungen eigenen, Irrthümer verfalle. Einzelne Unrichtigkeiten, welche dem Recensenten im Edinburgh Review entgingen, nachzuweisen, würde ein zwar nicht schwieriges, aber auch wenig nützliches Unternehmen seyn, da deutsche Leser, denen so viele reichhaltige einheimische Quellen für Ungerns Statistik zu Gebote stehen, nicht leicht zu diesem Zwecke das gegenwärtige Werk zur Hand nehmen werden. Was der Verfasser über Wien sagt, ist weniger gründlich, und das Resultat allgemeiner, bey Gelegenheit des Kongresses gemachter Bemerkungen, deren zu jener Zeit wohl viele, aber wenige tiefer eindringend, und noch wenigere erschöpfend gemacht und niedergeschrieben wurden.

A complete collection of State Trials and Proceedings for High Treason and other Crimes and Misdemeanours, from the earliest Period to the year 1783 *with notes and other illustrations. Compiled by T. B. Howell. Esq. with the continuation to the present time, by his son T. I. Howell, Esq.* 24 *Vol.* 8. *Landon* 1809 — 1818. *Edinburgh Review. Nro.* 61.

Die ersten Herausgeber dieses Werkes, welches durch getreue Darlegung der wichtigsten Staatsprozesse über die Fortschritte der englischen Konstitution helles Licht verbreitet, und einen Zweig der Geschichte des Parlamentes bildet, haben nicht blos demjenigen, der sich auf das Studium der Gesetze zu praktischen Zwecken verlegt, sondern noch mehr demjenigen, der die Grundsätze der Gesetzgebung in historischer und philosophischer Beziehung erforscht, einen sehr wesentlichen Dienst erwiesen. Es wurde schon vor einem Jahrhunderte unter der Oberleitung des Hrn. Salmon begonnen, und bestand aus vier Foliobänden. Auf die erste Ausgabe folgte bald ein nachträglicher Band, und im J. 1738 gab Hr. Salmon seine kritische Uebersicht der Staats-Prozesse in Folio (critical Review of the State Trials) als eine Abkürzung des größeren Werkes, heraus. Hr. Emlyn, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, hatte indessen im J. 1730 in sechs Foliobänden jene Ausgabe dieses Werkes, die den Namen der zweyten führt, veranstaltet. Sie führet die Staats-Prozesse von der Regierung der Königinn Anna bis zum Ende Georg

des Ersten fort, und zeichnet sich durch die Beziehungen auf die Gesetzbücher und andere Werke von unbezweifeltem Ansehen, und durch eine vortreffliche Vorrede aus. Im J. 1735 erschienen der siebente und achte Band, aber nicht von Hrn. Elgyn, und im J. 1766 wurden bey Gelegenheit einer inzwischen gemachten dritten Ausgabe der ersten sechs Bände, noch ein neunter und zehnter Band hinzugefügt. Endlich erschien im J. 1775 vom Hrn. Hargrave eine vollständige Ausgabe aller zehn Bände, und im J. 1781 folgte ein eilfter Supplementarband mit vielen seltenen und wichtigen Fällen, so wie auch alphabetischen und chronologischen Tabellen. Da aber Hr. Hargrave zu den ersten zehn Bänden gar keine Anmerkungen oder Erläuterungen gemacht hatte, mehrere wichtige Staats-Prozesse in Schottland, besonders während der Regierungen Karl II. und Jakob II. der Aufmerksamkeit aller früheren Herausgeber entgangen waren, auch seit der früheren Herausgabe eine merkwürdige Periode in der politischen Geschichte Englands zu mehreren sehr wichtigen Staats-Prozessen Anlaß gegeben hatte, so schienen diese und andere Umstände eine neue Herausgabe dieses Werkes zu erfordern. Hr. Howell, welcher diese schwierige Arbeit unternahm, war derselben in jeder Hinsicht vollkommen gewachsen, und hat den kühnsten Erwartungen vollkommen entsprochen. Er brachte das Werk bis zum J. 1781, und es bestand damals aus ein und zwanzig Bänden. Unter der Leitung seines Sohnes, der seine reichhaltigen Sammlungen erbte, sollen nun noch acht oder zehn hinzukommen. Er hat das Folioformat in Oktav verändert, und dadurch das Werk wohlfeiler und brauchbarer gemacht. Mehr als zwey hundert Artikel, aus noch nie gesammelten Staats-Prozessen bestehend, hat er zur größeren Sammlung des Hrn. Hargrave hinzugefügt, und sie noch mit einer bedeutenden Anzahl schottischer Staats-Prozesse aus der Periode zwischen der Restauration und Revolution bereichert. Das größte Verdienst des Hrn. Howell aber sind die Noten zu dem Werke, welche jede nur zu wünschende Erläuterung und gesetzliche Nachweisung enthalten. So ist dieses Werk zu einem wahren Nationalwerke geworden, und es ist nur zu wünschen, daß der Sohn bald die ehrenvoll vom Vater begonnene Arbeit enden, und das Werk bis auf die neuesten Zeiten fortführen wolle.

Jahrbücher der Literatur.

Achter Band.

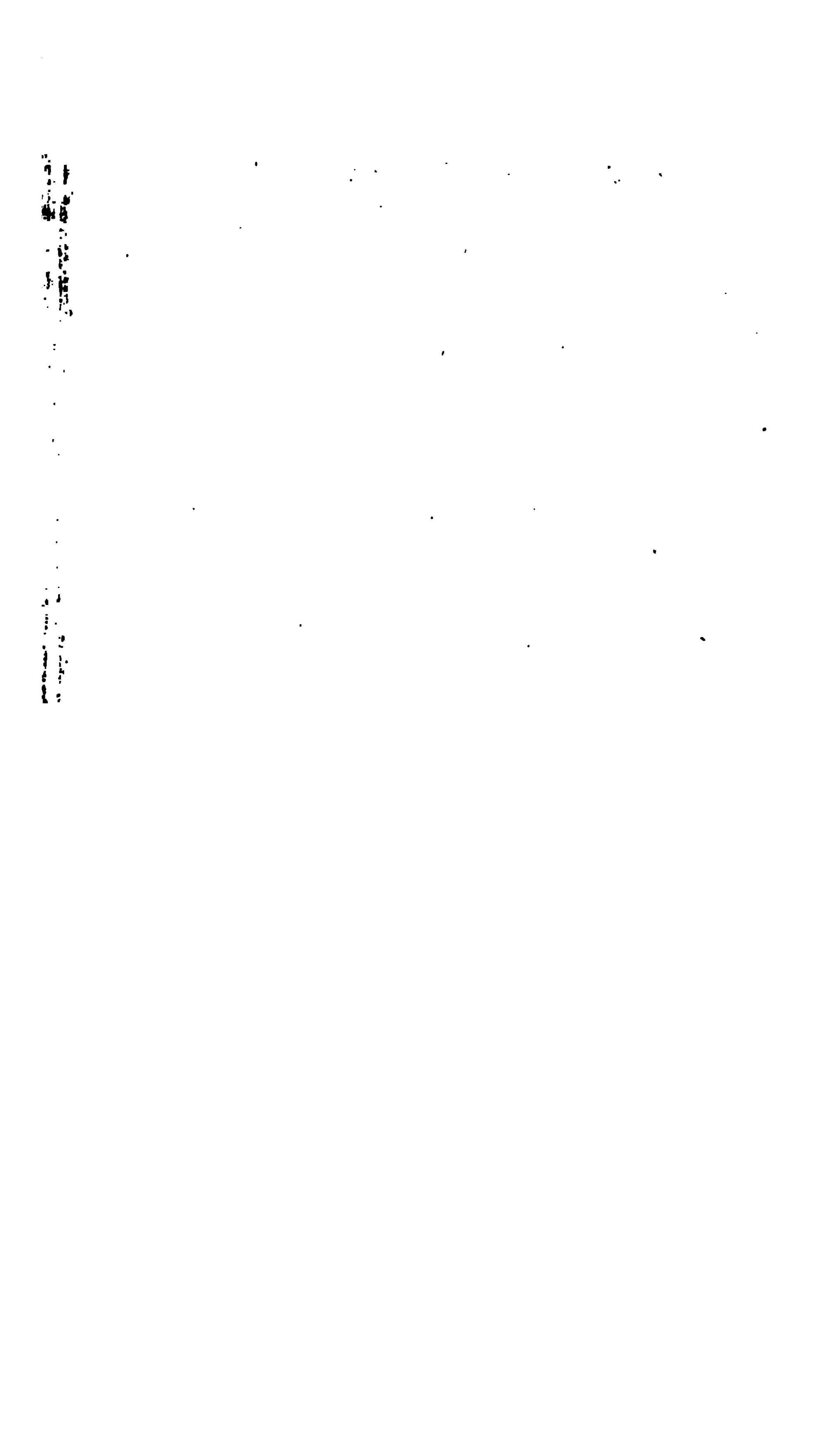
1819.

Herausgegeben
von
Matthäus v. Collin.

Oktober. November. Dezember.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.





Inhalt des achten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. VIII.

(Der neunte Band erscheint mit Ende März.)

Jahrbücher der Literatur.

Oktober November Dezember 1819.

Art. I. 1. *Giulini* Memorie di *Milano*. XII. Vol.
2. *Savioli* annali Bolognesi. VI. Vol.
3. *Fantuzzi* Monumenti Ravennati. VI. Vol.
4. *Tiraboschi* Memorie Modenesi. V. Vol.
5. *Frisi* Memorie di *Monza*. III. Vol.
6. *Delfico* Memorie di *Marino*.
7. *Carli* Storia di *Verona*. VII. Vol.
8. *Mariondus* Monumenta Aquensia. II. Vol.

In den neuern Zeiten ist für die Geschichte der italienischen Städte von fleißigen und scharfsichtigen Forschern sehr viel gethan worden, und außer den vorstehenden, des größten Beyfalls würdigen Werken, ließen sich noch sehr viele andere aufführen. In welcher Richtung man auch untersuche, über Kunst, Wissenschaft, Handel, Steuern, Kirche, Staat u. s. w., überall ergibt sich eine erfreuliche Ausbeute. Wir wollen dießmal zur Probe dasjenige mittheilen, was wir über die staatsrechtlichen Verhältnisse der italienischen Städte vom Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Untergange der Hohenstaufen gesammelt haben.

Dies Geschäft hatte früher so große Schwierigkeiten, daß einer der größten Forscher, Sigonius, zuletzt das niederschlagend verneinende Ergebniß aufstellte: Niemand könne davon etwas wissen *). Jetzo kommen freylich jene Werke sehr zu Hülfe, allein dieser Vortheil wird fast durch den Nachtheil überwogen, daß jene Vergangenheit jetzt um so viele Jahre ferner steht, daß der noch vorhandenen Einrichtungen und Ueberbleibsel so viel weniger sind, und es dem, unter ganz andern Verhältnissen lebenden Geschichtsforscher, schwerer wird, sich in eine von der Gegenwart durchaus verschiedene Welt hinein zu denken. Und in dem Maße, als ihm das Letzte etwa gelingt, erhöht sich die Noth: alsbald drängen sich ihm nämlich eine Menge Zweifel, Fragen und Bedenken auf, an welche ein oberflächlich Unterrichteter gar nicht denkt, und die trotz aller Anstrengungen zuletzt unauflösbar bleiben. Dennoch soll man den Muth nicht verlieren, man soll versuchen, dem unerreichbaren Ziele wenigstens um einige

*) Atque haec quidem, caecis vetustatis latebris abdita, adeo ad eruendum difficilia sunt, ut a nemine cognoscantur. De regno *Italiae* zu 1227.

Schritte näher zu kommen *). Weiter gehen die Ansprüche der folgenden Abhandlung nicht; deren Mängel übrigens der Verfasser selbst so bestimmt einsieht, daß seine Bitte an alle verwandte Forscher dahin geht: ihm Berichtigungen mitzutheilen, und Mittel nachzuweisen, wie er die Lücken füllen und die oft noch bleibende Dunkelheit aufhellen könne.

Zur bequemern Uebersicht muß die Darstellung (selbst auf die Gefahr einiger Wiederholungen) in drey Hauptabschnitte getheilt werden; der erste handelt von den staatsrechtlichen Verhältnissen der Städte überhaupt; der zweyte stellt die eigenthümlichen Einrichtungen in den einzelnen Städten dar; der dritte enthält Schlußbetrachtungen über die gewonnenen Ergebnisse.

I. Von den staatsrechtlichen Verhältnissen der italienischen Städte überhaupt.

1. Von dem Uebergange aus der alt-römischen in die mittlere Zeit.

Schon in der alt-römischen Zeit waren die Rechte und Freyheiten der Städte verschieden, je nachdem sie zu den Municipien, Kolonien oder Präfekturen gehörten, und diese Urverschiedenheit wirkte auf die Entwickelung selbst in den Jahrhunderten fort, wo die römische Herrschaft nicht mehr bestand. Fast noch entscheidendern Einfluß hatte es, daß einige Städte binnen wenigen Jahrhunderten viele Male ihre Oberherrn wechselten, andere dagegen fast immer in derselben Abhängigkeit blieben. So herrschten Römer, Griechen, Gothen, Longobarden, Araber, Franken, Normannen u. s. w. nacheinander und durcheinander in einzelnen Theilen Italiens, während in andern Gegenden, vom fünften bis eilften Jahrhunderte, etwa nur eine zweymalige Veränderung eintrat. Außerdem fehlte es nicht an mannigfachen Gründen, wodurch einzelne Städte in Lagen geriethen, welche eine durchaus eigenthümliche Entwickelung herbeyführen mußten; man gedenke an Roms Verhältniß zu den Päpsten, Ravennas zu den griechischen Kaisern, Pavias zu den longobardischen Königen, Venedigs zu den Lagunen und dem Meere.

Neben diesem, auf Absonderung und Verschiedenheit Hinwirkenden, ging aber vieles nicht minder Wichtige her, was auf alle Städte gleichmäßigen und ähnlichen Einfluß hatte; dahin rechnen wir:

a) die allgemeine aufregende Erinnerung an das Alterthum und dessen freye Verfassungen.

b) Das Germanische, welches — in den mannigfachsten per-

*) Io non voglio da voi altro, che quello che si può sapere, sagt *Giannotti* della repubblica di *Venezia*. S. 244.

sönlichen und sächlichen Verhältnissen, — das Gegebene durchdrang, es änderte, bestimmte und wiederum davon bestimmt ward.

c) Die christliche Religion und die katholische Kirche. Aus diesen und andern, bald sich scheinbar, bald wirklich widersprechenden Ansichten und Triebfedern, mußten allerdings einer Seits gewaltsame, verwirrende Bewegungen hervorgehen; aber auf der andern Seite entsprang auch nur dadurch Geist und Leben und eine wahrhaft neue Zeit, während im byzantinischen Kaiserthum der scheinbar einfachere, ruhigere, altherkömmliche Gang der Dinge zuletzt nichts war, als die Jahrhunderte lang ununterbrochene und deßhalb doppelt widerwärtige Fäulniß, einer mumienhaft künstlich hingehaltenen Leiche. Ja die geringere Ausbildung des städtischen Wesens im untern Italien hat vielleicht mit darin ihren Grund, daß die alten, oder vielmehr veralteten Einrichtungen, dort, unter griechischer Herrschaft, am längsten unverändert und unaufgefrischt blieben. Diese Meinung wird übrigens durch unsere obige Behauptung von der belebenden Erinnerung an die alte Welt nicht aufgehoben.

Mit dem Sinken des römischen Kaiserthums sank der monarchische Einfluß auf die Städte, und die longobardischen und karolingischen Könige übten keineswegs eine so regelmäßige, vielseitige, ununterbrochene Herrschaft aus, als man in neuern Zeiten mit jeder Eroberung zu verbinden sucht. Aber eben der Umstand, daß diese fremde Herrschaft bisweilen ganz verschwand, in andern Augenblicken dagegen auf übertriebene Weise eingriff und unbillige Forderungen geltend machte, führte zum Selbstbewußtseyn und zu der Nothwendigkeit, sich in guten wie in bösen Zeiten möglichst selbst zu helfen und eigenthümlich auszubilden *). Diese Entwickelung reihte sich, besonders in den oberitalienischen Städten, an diejenigen Grundeigenthümer, welche noch aus der römischen Zeit übrig geblieben, und den sich mit ihnen vermischenden Longobarden keineswegs ganz unterthänig geworden waren. Niemals trat in irgend einem bestimmten Augenblick an die Stelle des Ehemaligen plötzlich und gesetzlich etwas durchaus Neues, nie wurden die alten Einrichtungen durch eine höhere anordnende Gewalt ganz aufgelöset. Vielmehr bestand zwischen den Jahren 568 und 1100 eine in römischen Gemeindeverfassungen wurzelnde Freyheit; nur war diese allerdings weit mehr eine innere, als eine staatsrechtlich und selbstständig nach außen wirkende. Auch wird keineswegs geläugnet, daß Fehden und Unfälle sie äußerst oft unterbrachen; doch erholte man sich aus diesen Uebeln,

*) Siehe die trefflichen Entwickelungen in Savignys klassischer Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. I. 308, 344 u. f. S.

weil sie eben nur thätlich wären; wogegen durch eine plötzliche und gesetzliche Aenderung die Rückkehr zum Alten und die allmähliche eigenthümliche Bildung zum Neuen gleich unmöglich geworden wäre. Trotz alles Anscheins waren indessen, wie gesagt, die Städte, welche unter byzantinischer Herrschaft blieben, schlechter daran; denn das Alte behielt man nicht aus innerer Ueberzeugung und Nothwendigkeit, und das etwanige Neue ward gleich willkürlich von fernen Gesetzgebern eingerichtet. — Nichts aber wäre irriger, als wenn man die italienische Entwickelung der Städte, dieser Andeutungen halber, von Anfang an als eine demokratisch-bürgerliche betrachten, wenn man Alles an diesen einen Faden anreihen wollte; im Gegentheil ist die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, Stellungen und Triebfedern so groß, daß ein Ueberblick des Ganzen erst möglich wird, wenn das Einzelne in ein näheres Licht gestellt ist. Wir sprechen deßhalb zuerst:

2. Von dem Verhältniß der Städte zu den Königen und Kaisern. Von dem Einbruch der Longobarden bis auf Otto I. war das Verhältniß fast aller italienischen Könige sehr ungewiß und wechselnd. Seit jenem Kaiser änderte sich dagegen viel in Hinsicht der Rechte, und noch mehr in Hinsicht der Ansprüche. Bald betrachtete man Land und Einwohner, der neuen Eroberung halber, als unbedingt unterworfen, bald hieß es: die Wiedererwerbung eines zum ehemaligen römischen Reiche gehörigen Landes erwecke alle Rechte der unumschränkt herrschenden römischen Kaiser, und gebe sie in die Hände ihrer unzweifelhaften Nachfolger. Trotz dieser, angeblich doppelt genügenden Rechtstitel fehlte es aber den deutschen Königen nur zu oft an der Macht, sie geltend zu machen, und die große Nachsicht, welche gegen die angeblichen Freunde, die große Strenge, welche gegen die offenbaren Feinde von Zeit zu Zeit angewandt wurde, diente gleichmäßig mehr zur Verminderung als zur Erhöhung ihres Einflusses. Allerdings läugneten die Städte von entgegengesetztem Standpunkte ein Eroberungsrecht, welches trotz dem eintretenden Mangel an Kraft noch fortwirken sollte; sie fanden nach so unzähligen und durchgreifenden Veränderungen die Lehre vom unveränderten Auferstehen der alt-römischen Kaiserrechte keineswegs hinreichend begründet, und wollten die Rechte und Freyheiten, welche sie aus frühern Zeiten erhalten, oder neu erschaffen hatten, um deßwillen nicht aufgeben. Doch waren bis ins eilfte Jahrhundert die beyderseitigen Ansichten noch nicht klar entwickelt, und noch weniger in deutlichen Forderungen nachgewiesen, oder in neuen und passenden Gesetzen ausgesprochen. Beyde Theile benutzten thätlich die günstigen Augenblicke; sonst hätten sich aus den alten kaiserlichen Gesetzen und der allgemeinen

Huldigung freylich wohl mehr Rechte, mehr Gewalt herleiten lassen, als aus den Gemeindeverfassungen der Städte. Auch geschah dieß wirklich, als Kaiser Friedrich I. durch die ronkalischen Beschlüsse das zeither Zweifelhafte in Gewisses, den willkürlichen Zustand in einen gesetzlichen allgemein anerkannten verwandeln wollte. Bis dahin hatten selbst die Freygesinnten dem Kaiser Folgendes unbedenklich eingeräumt [1]:

1) Er erhält das Fodrum (Futter) oder den Bedarf und Unterhalt seines Heeres bey den italienischen Zügen.

2) Er verleiht die höhern Würden und unmittelbaren Lehen.

3) Er beruft die Mannen zum Lehensdienst.

4) Er hält Reichstage und gibt, mit Zuziehung der Großen, allgemeine Gesetze.

5) Er ernennt Richter und Notare.

6) Er schickt Bevollmächtigte, um seine Person zu vertreten und seine Rechte zu üben.

Freylich blieb, trotz dieser allgemeinen Anerkenntniß, noch Gelegenheit genug zu verschiedenen Auslegungen im Einzelnen, so z. B. meinten Manche: das Fodrum soll nur beym Zuge zur Kaiserkrönung in Rom, nicht aber bey andern Kreuz- und Querzügen verabreicht werden; ferner müsse man über Erlassung allgemeiner Gesetze nicht ausschließlich die höhern Lehnsmannen befragen, am wenigsten endlich dürfe der Kaiser oder gar seine Bevollmächtigten einseitig entscheiden, welche Rechte sie eben ausüben wollten.

Diesen letzten Forderungen schien genügt, als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1158 auf dem ronkalischen Reichstage die vier berühmtesten Rechtslehrer jener Zeit zur Untersuchung und neuen Begründung des öffentlichen Rechtes berief, und ihnen acht und zwanzig Abgeordnete aus den lombardischen Städten, unter diesen die mailändischen Bürgermeister Gherardus Niger und Obertus ab Octo, zugesellte. Allein jene Rechtslehrer neigten sich überwiegend zu den Ansichten des römisch-kaiserlichen Rechtes, und bey der damaligen kriegerischen Ueberlegenheit des Kaisers hatten die lombardischen Abgeordneten kaum berathende, viel weniger entscheidende Stimme. Daher lauteten die neuen Gesetze zwar gelinde und nachgiebig, wenn man sie unbedingten kaiserlichen Ansprüchen gegenüber stellte; sie waren aber der Wirklichkeit nach hart, weil bisher in der Regel weit weniger als das jetzt Festgestellte zur Anwendung gekommen war. Künftig sollte nämlich der Kaiser [2]:

---

[1]) Antichità longobardico-milanesi. I. Diss. 6.

[2]) *Feudor.* II., 56 und 57. *Günther* Ligur. VIII., 511. *Murat.* antiq. Ital. IV., 251.

1) Die an der Spitze der eigentlichen Verwaltung stehenden, vom Volke aus den Bürgern gewählten Bürgermeister bestätigen, und in jeder Stadt einen Richter ansetzen, welcher jedoch zur Vermeidung von Parteylichkeiten nicht aus derselben gebürtig, oder daselbst angesessen seyn durfte.

2) Dem Kaiser gebühren die Regalien oder Hoheitsrechte. Zu denselben werden gezählt: Zölle, Hafen-, Fluß- und Brücken-Gelder, Mühlen, Fischereyen, Salzquellen, Münzrecht, eröffnete und eingezogene Güter, Strafgelder, Vergebung der Herzogthümer und Grafschaften, Lieferungen zum Römerzuge, der capitolinische Zins u. s. w. — Wer jedoch durch Urkunden oder auf sonst glaubhafte Art beweiset, daß ihm Eines oder das Andere von den ehemaligen Königen oder Kaisern überlassen ist, wird im Besitze geschützt.

3) Alle Veräußerungen und Verpfändungen von Lehen, ohne Beystimmung und zum Nachtheil des Lehensherrn, sind ungültig.

4) Niemand darf sich, bey schweren Strafen, selbst Recht nehmen; er soll es vor dem Richter suchen. Alle gegen diese Gesetze gerichteten Verbindungen und Zusammenkünfte von Einzelnen oder Gemeinden, sind unerlaubt und strafbar.

Welche Bewegungen die roncalischen Schlüsse in Italien veranlaßten, auf welche Weise sie von den kaiserlichen Beamten vollzogen wurden, und wie der Konstanzer Friede erst im Jahre 1184 langen Kriegen zwischen Friedrich und den Lombarden ein Ende machte, ist anderwärts umständlich erzählt worden. Auch aus jenem Frieden können wir, um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden, nur Folgendes aufnehmen: der Kaiser überläßt den Städten alle Einnahmen und Rechte innerhalb ihren Ringmauern, so wie sie ihnen von Alters her zugestanden haben; alle Rechte und Hebungen außerhalb derselben, an Wald, Weide, Mühlen, Brücken, Gewässern u. s. w. können aber nur mit seiner besondern Genehmigung in Besitz genommen werden. Von der in dieser Beziehung nöthigen Untersuchung kann sich jede Stadt durch Zahlung eines annehmlich befundenen Zinses befreyen *). Wo nicht etwa der Bischof herkömmlich den Konsul einsetzt oder bestätigt, übt der Kaiser dies Recht selbst aus, oder durch Bevollmächtigte. Bey Streitigkeiten zwischen Einzelnen, deren Gegenstand über fünf und zwanzig Pfund beträgt, geht die Berufung an den vom Kaiser innerhalb Italien anzusetzenden Richter. Streitigkeiten über Lehen und Gerechtsame zwischen dem Kaiser und einem Gliede des Bundes werden nach Gesetz

*) Solcher Abkauf fand seit dem Konstanzer Frieden oft Statt.

und Herkommen in jeder Stadt oder jedem Bisthume, wenn der Kaiser aber gegenwärtig ist, in seinem Gerichte entschieden. Zu den italienischen Zügen stellen die Lombarden Wege und Brücken her, und liefern hinreichende Lebensmittel für Menschen und Thiere. Um jedoch die Last gleichmäßiger zu vertheilen, wird sich der Kaiser nicht zu lange in einer Stadt aufhalten. Die Bürger dürfen unbehindert Bündnisse schließen und ihre Städte befestigen, aber sie schwören, die jetzt festgestellten kaiserlichen Besitzungen und Rechte in Italien zu schützen und zu erhalten.

Die Bewilligungen dieses Friedens erscheinen vollkommen hinlänglich, um eine echte städtische Freyheit daran zu knüpfen; bald aber meinten die Lombarden, — wie wir selbst sehen werden, zu ihrem eigenen Unglück, — völlige Unabhängigkeit vom Kaiser, unbedingte Selbstständigkeit jeder Stadt sey ein viel schöneres und höheres Ziel, und ihre Fehden mit Kaiser Friedrich II. entsprangen offenbar daher, daß sie rücksichtlos über die Bedingungen des Konstanzer Friedens hinausgingen. Freylich aber würde anderer Seits der Kaiser, so fern er nach solchem Bruch obgesiegt hätte, jenen Frieden gewiß auch nicht sehr geachtet haben.

Ueberhaupt aber kamen jene roncalischen Beschlüsse und die Bestimmungen des Konstanzer Friedens, es kam diese allgemeine Gesetzgebung weniger zur Anwendung, als man glauben sollte; weil die Kaiser nebenbey mit so vielen Städten besonders abschlossen, und ihnen eigene Freybriefe ertheilten. Solche Freybriefe, mit größern oder kleinern Bewilligungen [1], finden sich schon unter den fränkischen Kaisern, wir geben zur Probe und Erläuterung mehrere aus den Zeiten der Hohenstaufen, und zwar in der Folge ihrer Abfassung.

Im Jahre 1162 überließ Friedrich I. mehre Hoheitsrechte an Genua, Ferrara und Mantua [2], und gab ihnen das Recht, ihre Obrigkeiten zu erwählen.

Im Jahre 1175 gab Friedrich I. den Bürgern von Como die Gerichtsbarkeit und Herrschaft über den ganzen Bezirk des Bisthums [3].

Im Jahre 1185 überließ derselbe den Mailändern gegen eine jährliche Zahlung von vierhundert Liren die Regalien nicht blos in ihrer Stadt, sondern auch in mehrern benachbarten Bezirken, und versprach keinen Bund gegen sie einzugehen. Dagegen wollten sie ihm bey den im Konstanzer Frieden ausgesproche-

[1]) *Murat.* antiq. Ital. IV, 25.

[2]) ibid. 254—259.

[3]) *Lavizari* Memorie della *Valtellina*. 30.

nen Rechten schützen, und zu den etwa verlornen mathildischen Gütern helfen [1]). Sie hatten seitdem volle Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiete.

Eben so erhielt Florenz 1187 von Heinrich VI. die Gerichtsbarkeit über die Stadt, und einen genau bestimmten Theil der umliegenden Gegend, jedoch nicht über die Ritter und Edeln (milites et nobiles), und unter der ausdrücklichen Warnung, Niemanden zu drücken oder zur Last zu fallen. Sie gaben dem Kaiser dafür jährlich einen schönen sammtnen Mantel [2]).

Im Jahre 1190 versprach Heinrich VI. den Pisanern, ihres Beystandes gegen Tancred halber, Freyheit von allen Abgaben im neapolitanischen Reiche [3]).

Ferrara empfing im nächsten Jahre 1191 die Regalien (blos mit Vorbehalt der höhern Berufungen) für eine jährliche Zahlung von zehn Mark [4]), und versprach, weder in den lombardischen Bund, noch in eine andere Verbindung zu treten, wo man die Treue gegen Kaiser und Reich ausschließe. Das gleiche geschah um dieselbe Zeit für Brescia, und überhaupt verpflichteten sich mehrere, besonders tuscische Städte zu ansehnlichen Zahlungen [5]), um der im Konstanzer Frieden oder sonst unerörtert gebliebenen Zweifel, oder unbeseitigt gebliebenen Forderungen los zu werden.

Besonders große Vorrechte erhielt 1191 das immerdar kaiserlich gesinnte Pavia [6]): die vom Volke erwählten, vom Kaiser nur bestätigten Konsuln durften Zweykämpfe anordnen, alle rechtlichen Handlungen bey Kauf, Verkauf, Schenkungen, Verbrechen und Strafen vornehmen, den Minderjährigen Vormünder bestellen, und in der Abwesenheit des Kaisers und unter dem Vorbehalt seiner Genehmigung selbst Notare ernennen. Sie entschieden in zweyter Stelle alle Streitigkeiten, deren Gegenstand nicht über fünf und zwanzig Pfund betrug, und erhielten über die Stadt und deren Gebiet alle die Gerichtsbarkeit, welche ein Graf oder Markgraf hatte oder haben könnte. Nicht blos alle ältern Rechte und Gewohnheiten wurden bestätigt, sondern

---

1) *Giulini* Mem. di *Milano* zu 1185, 16. *Sigonius* zu 1186 sagt: die Mailänder durften einen Prätor wählen, welcher Comes war, und jus vitae et necis hatte.

2) Bonum examitum, taglio di Veluto. *Cartepecore di Firenze* I, 1 — 2. Mscr. nell' archivio delle riformagioni.

3) *Lamius* deliziae crudit. IV, 194.

4) Codex epistol. Mscr. Bibl. Reginae Christinae Nro. 378, p. 1.

5) *Murat.* ant. Ital. IV, 466, 470.

6) Urk. bey *Gatto.* Gymnasii Ticinens. hist. p. 109.

auch die, welche die Konsuln mit Zuziehung des geheimen Rathes oder der Credenza (jedoch nicht im Widerspruch mit allgemeinen Gesetzen) noch beschließen und einführen würden. Sie erhielten Handels-Begünstigungen mancherley Art, durften Steuern ausschreiben und Zölle auflegen; wogegen ihnen kein Dritter Steuern oder Zoll nach erhöhten Sätzen abnehmen sollte. Außer den im Konstanzer Frieden bewilligten Regalien überließ ihnen Kaiser Heinrich VI. seine Ansprüche an die Brücken und Ufer des Ticino, und verbot, daß irgend jemand in ihrem Gebiete ohne Erlaubniß Brücken, Burgen oder Thürme anlege, oder ihnen die Gewässer ableite u. s. w.

Aehnlichen Inhalts war der Freybrief, welchen Otto IV. im Jahre 1209 [1]) den Pisanern gab.

Um das Jahr 1240 erhielt Macerata vom König Enzius das Recht [2]), alle Burgen innerhalb ihres Gebiets zu zerstören; und im Jahre 1243 versprach Friedrich II. der Stadt Fano, daß er daselbst weder Geißeln noch Soldaten ausheben wolle [3]).

Forli zahlte im Jahre 1233 [4]) dem Kaiser sechstausend Scudi, und ward dafür (mit Ausnahme eines geringen jährlichen Zinses) von allen Lasten und Ansprüchen für immer freygesprochen [5]). Fano ward 1143 auf fünf Jahre von allen Steuern entbunden

Wenn die Kaiser (wie dies leicht zu mehrende Verzeichniß der Freybriefe beweiset) den ihnen günstigen Städten so viel geben mußten, um sie zu belohnen, den feindlichen, um sie zu gewinnen, wenn sie in Augenblicken der Bedrängniß einen völligen Loskauf von allen Lasten verstatteten, so mußte ihre Macht allmählich immer geringer werden. Freylich versuchten sie wohl, den hohen Adel oder die hohe Geistlichkeit als Gegengewicht gegen die wachsende Bürgermacht aufzustellen, aber diese thaten auch nicht viel ohne Belohnungen und Freybriefe; so gab z. B. Friedrich I. im Jahre 1162 dem Markgrafen Uguccio von Colle [6]) die Gerichtsbarkeit über viele Orte in der Gegend von Rimini und Arezzo, ohne Rücksicht auf entgegenstehende Rechte und Gewohnheiten; dadurch gewann ohne Zweifel der Markgraf, ob aber auch der Kaiser wahren Vortheil davon hatte, ist schwer zu

---

[1]) *Lami* deliz. III, 212.

[2]) *Compagnoni* reggia *Picena*. I, 103.

[3]) *Amiani* Memor. di *Fano*. I, 182.

[4]) *Bonoli* III, istorie di *Forli*. 70.

[5]) *Amiani* Memorie di *Fano*. I, 199.

[6]) *Soldanus* Histor. Monasterii S. *Michaelis* de *Passiniano*. Urk. p. 83.

entscheiden. Andere Male waren die Begünstigten nicht im Stande, ihre neu erhaltenen Ansprüche gegen die Städte durchzusetzen, und sie verglichen sich dann wohl mit diesen über ein Billiges zum Nachtheil des Kaisers. So belieh Friedrich I. im Jahre 1184 [1]) Opizo von Este mit der Markgrafschaft von Genua und Mailand, wodurch wohl nur äußerlich das Recht der Ernennung festgehalten, sonst aber Nichts gewonnen wurde. Und wenn der Kaiser auf solche Art durch Freybriefe in die Kreise der Städte eingriff, so machten diese auch andere, früher von Hochadeligen erhaltene Zusicherungen gegen ihn und die, jetzo in Gegner verwandelten, Hochadeligen geltend; so z. B. Privilegien der Welfen, der Markgräfin Mathilde [2]) u. s. w.

Gab der Kaiser den Städten Rechte, wodurch sich der Bischof für verkürzt hielt, so mußte man entweder Einzelnes zurücknehmen und näher bestimmen (wie 1197 bey Casale [3]), und 1210 für Parma und Ravenna geschah), oder jener wirkte forthin als Feind; erweiterte dagegen ein Kaiser die Rechte des Bischofs (wie Friedrich II. im Jahre 1220 für den zu Bologna [4])), so zürnten die Bürger, und weit öfter vereinigten sich beyde Theile gegen, als für ihn. Wie und wohin er sich auch wandte, immer mußte er wenigstens einen Theil beleidigen, wenn er anders nicht seine eigenen Rechte ganz einfach verschenken wollte. Und selbst hier hatte er nicht einmal ganz freye Hand, weil Manche darin eine staatsrechtlich unerlaubte Minderung ihres Standes sahen. So wollten die früher unmittelbaren Veltliner, trotz der Verleihung Friedrichs I. [5]), den Bürgern von Como in keinem Stücke gehorsamen, und Borgo S. Donnino und Bargone, welche Heinrich VI. im Jahre 1191 [6]) bis zur Wiederbezahlung von zweytausend Pfunden an Piacenza verpfändet hatte, empörten sich nach dem Tode des Kaisers, um aus diesem mittelbaren Verhältniß zur Reichsunmittelbarkeit zurückzukehren. Fast am buntesten ging es im Kirchenstaat her, wo sich Kaiser und Päpste, um Anhang zu

---

[1]) *Murat.* Ant. Estensi. I, 352.

[2]) *Camici Duchi e Marchesi* di *Toscana* zu 1090, Urk. I, p. 42. Die Markgräfin Mathilde ordnete das Meiste in den von ihr abhängigen Städten ganz aus eigner Macht, und gab sogar in Pisa und Lucca Zollbefreyungen. Orig. Guelf. I, 634.

[3]) *Iricus* istoria di *Trino.* 70, 89. *Ughelli Italia* sacra. II, 175, 375.

[4]) *Ghirardacci* istoria di *Bologna.* I, 131.

[5]) *Lavizari* 30.

[6]) *Poggiali* Memorie di *Piacenza.* V, 5 und 44.

gewinnen, mit Bewilligungen und Freybriefen gewaltig überboten [1]); welche indessen, bey eintretender entschiedener Ueberlegenheit des Einen oder des Andern, nicht selten kurzweg wieder vernichtet wurden.

Der Einfluß der königlichen Beamten, Markgrafen, Grafen, Vikarien u. s. w. war in frühern Zeiten bald größer, bald geringer, selten ununterbrochen, und in den verschiedenen Theilen Italiens nicht gleich gewesen. Schon Heinrich IV. versprach im Jahre 1081 den Pisanern [2]), er wolle ohne Beystimmung von zwölf in der Volksversammlung gewählten Männern, keinen Markgrafen von Toskana einsetzen. Um das Ende des zwölften Jahrhunderts verschwanden aber die Markgrafen in diesem Lande, und noch früher in der Lombardie. Oder wenn sie auch blieben, so verminderte sich doch ihre Bedeutung aus den schon angegebenen Gründen: durch die Anmaßungen der Adeligen, Bischöfe und Bürger, durch die Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit, durch die vielen Freybriefe u. s. w. Nicht selten endlich hatte das Bemühen der Kaiser, ihre Macht durch Erweiterung der Befugnisse ihrer Beamten zu erhöhen, und dadurch im Gegenwicht gegen jene Anmaßungen zu erhalten, die umgekehrte Wirkung; indem die bestätigten als ganz unabhängig verfuhren, die erhaltenen Rechte bloß zu eigenem Besten gebrauchten [3]), oder sich auch ganz offenbar mit den Feinden der Kaiser vereinigten. So beliehen Heinrich VI. und Philipp das Haus Este mit den höchsten Gerichten in Verona, Vicenza, Padua, Belluno, Treviso u. s. w. [4]), und verstatteten die eigenmächtige Anstellung von Richtern; damit war aber eins der letzten kaiserlichen Rechte hinweg gegeben, ohne daß der erwartete Vortheil treuerer Anhänglichkeit eintrat. Nur in den, dem Kaiser eigenthümlich zugehörigen Orten, Burgen und Domainen [5]) (z. B. in S. Miniato) erhielten sich seine Beamten länger in ungestörter Wirksamkeit

Sofern der Podesta im dreyzehnten Jahrhundert die höchste Stadtobrigkeit war, ist von ihm weiter unten die Rede; da er aber ursprünglich auch als kaiserlicher Richter auftrat, machten die Kaiser auch fortdauernd größere Ansprüche auf seine Anstel-

---

[1]) *Lilio* Storia di *Camerino*, 240. *Marangoni* Memor. di *Cività nuova*, 270—280.

[2]) *Camici* Urk. I, p. 57. und zu 1210. S. 108. *Murat.* antiq. Ital. IV, 46.

[3]) *Rovelli* Storia di *Como* dissert. prael. Artic. II, III.

[4]) *Murat.* antiq. Est. I, 384.

[5]) *Lami* Memor. I, 399.

Urkunden über die Aufnahme von Adeligen finden sich in großer Zahl in den meisten Gegenden des obern und mittlern Italiens, so z. B. um Florenz, Modena, Bologna, Rimini, im Piemontesischen u. s. w. Schon im Jahre 1178 schloß ein Graf Lothar ein Vertheidigungsbündniß mit Bologna [1]), und versprach bey Streit mit Bolognesischen Bürgern vor dem Podesta Recht zu nehmen. Mehrere Edle schworen bald nachher, eine gewisse Zeit des Jahres in Modena zu wohnen [2]), den Bürgern im Kriege beyzustehen, und von ihren Gütern eine bestimmte Steuer zu zahlen. Im Jahre 1228 wurden Adelige unter folgenden Bedingungen als Bürger in Rimini aufgenommen [3]): sie bleiben steuerfrey, sofern sie nicht steuerbares Land erwerben, sie sind nur verpflichtet in Kriegszeiten in Rimini zu leben und mitzufechten, jedoch nicht gegen Kaiser und Reich. Das Bürgerthum läßt ihre übrigen Rechte und Gerichtsbarkeit unverändert; die Stadt darf keine ihnen pflichtige Personen als Bürger aufnehmen. Nicht selten waren die Bedingungen strenger: im Jahre 1251 verspricht z. B. in der letzten Beziehung ein Edler beym Empfang des Bürgerrechts von Jesi [4]), er wolle seine pflichtigen Leute, nach der, früher in der Stadt beliebten Weise, sämmtlich frey lassen. Selbst Hochadelige verschmähten es nicht, engere Verbindungen mit den Städten einzugehen: so wurden die Markgrafen von Occimiano Bürger in Alessandria, Markgraf Bonifaz von Montferrat, Bürger von Aqui [5]). Er versprach sich für fünfhundert Pfund anzukaufen, und so viel Abgaben zu zahlen, als ein reiches Haus.

Auch die Castellane, welche nicht bloß als Lehensadelige, sondern zum Theil auch als Beamte zu betrachten sind, kamen häufig in engere und unabhängigere Verhältnisse zu den Städten. So setzt ein Vertrag zwischen Tortona und den Burgvögten der Nachbarschaft im Jahre 1191 fest [6]): sie ziehen nach Tor-

---

1) *Savioli* II, 2. Urk. 252, 261, 262. Grafen und Edle in florentinischem Schutze, siehe Excerpta *Magliabechiana* Mscr. Theil XLIII, 6 — 12. Ueber Piemont, *Costa* de *Beauregard* mémoires historiques de la maison de *Savoye*. I, 70.

2) *Savioli* II, 2, Urk. 213, 283. *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 168.

3) *Clementini* Storia di *Rimini*. I, Buch 4. S. 394, 439.

4) *Baldassini* memorie di *Jesi*. XXIII.

5) *Moriondus*. I, Urk. 99, 100.

6) Chartarium Dertonense. p. 48. Es ist nicht deutlich, in wie weit die Castellane von jeder Eigenthümer gewesen, oder wie sie es geworden waren. Im Jahre 1214 machte man in der Trevisaner Mark eine Liste der castellani, famiglie potenti e vili. *Pagliarini* chroniche di *Vicenza*. 34.

tona, gehorsamen der Obrigkeit, führen Krieg und schließen Frieden nach deren Weisung, und räumen auf Verlangen ihre Burgen ein. Sie übergeben ihre Gerichtsbarkeit der Stadt, und urteln fernerhin nur über Streit zwischen den ihnen pflichtigen Leuten. Von Reichslieferungen, vom Fodrum sind sie frey; es sey denn, daß sich die Stadt in dieser Beziehung selbst besteuerte, und alle Bürger ohne Ausnahme anzöge. Die Abgaben, welche die Einwohner der Burgen an die Stadt geben sollten, wurden ebenfalls festgesetzt.

Ueber die Verpflichtung der neuen Bürger von Adel, zu den Reichslasten beyzutragen, war oft Streit; so verweigerten jene z. B. die Zahlung in Siena, wurden aber durch Friedrichs II. Ausspruch dazu verurtheilt[1]). Umgekehrt hatte der Kaiser den Johannitern in Pisa Freyheit von Abgaben zugesichert, woran sich aber die Stadt nicht kehren wollte[2]).

In allen Städten bildeten sich nunmehr zwey Parteyen, die des Volks, und die des Adels, die demokratische und die aristokratische; und deren wechselseitige Ansprüche haben eher mehr als weniger zu Krieg und Verwirrung beygetragen, als die kirchliche und kaiserliche Partey der Guelfen und Gibellinen. Wir werden sehen, wie mannigfach sich hier die Ansichten durchkreuzten, bald gesellten und bald wieder trennten, bis in den meisten Städten die demokratische Seite obsiegte.

4. Von den Verhältnissen der Städte zu der Geistlichkeit. Daß die christliche Geistlichkeit auf die Ausbildung der Verhältnisse in den italienischen Städten einen großen Einfluß gehabt habe, versteht sich von selbst. Ihr Einfluß war aber nicht bloß geistlicher, sondern auch weltlicher Art, und wenn, wie wir sahen, die Adeligen in den frühern Jahrhunderten bey dem Sinken der königlichen Rechte an Macht gewannen, dann fast noch mehr die Bischöfe und Geistlichen. Sie waren unverletzlicher als der Lehnsadel, in viel allgemeinerm Zusammenhange, von wirksamern größern Ideen belebt, und von ihrem letzten Obern, dem Papste, im Allgemeinen weit nachdrücklicher vertreten und geschützt, als jene von Königen und Kaisern. Als nun aber die Macht der Bürgerschaften so gewaltig zunahm, gerieth die Geistlichkeit in viel verwickeltere Verhältnisse, und nichts ist irriger als die Annahme, sie hätte sich immer mit den Städten gar freundlich vertragen, oder sie habe überhaupt immerdar und ungetheilt dieser oder jener von den mannigfaltigen Parteyen zur Seite gestanden.

---

1) Peter de Vineis. V, 113.

2) ib. V, 124.

nigstens hatte der Kaiser dann immer eine mächtige Partey auf seiner Seite; oder es ließ sich vielmehr in diesem Verhältniß mit bloßer Gewalt das Ziel nicht erreichen, das Recht mußte als solches noch in einigen Würden gelassen werden. So entschieden kaiserliche Richter im Jahre 1248 einen Streit zwischen den Bürgern von Siena und einem Kloster [1]), und im nächsten Jahre ward die Frage, ob die Gemeinde Arcidosso zum Nachtheil eines Klosters Märkte anlegen und halten dürfe, ebenfalls vor kaiserlichem Gerichte verhandelt. Während Bürger in kaiserlichem Dienste standen, oder sich am kaiserlichen Hofe aufhielten [2]), sollten sie nach alten Rechtsansichten und bestimmten Freybriefen, durch kein in ihrer Heimat gefälltes Urtel, verletzt oder zu andern öffentlichen Lasten angezogen werden; aber man kehrte sich nicht immer daran, ja man verfuhr bey Vertheilung von Steuern und Beytreibung von Schulden weit strenger gegen sie [3]), sobald Gegner des Kaisers in den Städten die Oberhand gewannen.

3. Von dem Verhältnisse der Städte zum Adel. Fast alle Gründe, welche, bey der innern Ungleichheit sowohl der Menschen als ihrer sachlichen Beziehungen zur Entwickelung äußerer Verschiedenheiten diensam sind, wirkten in Italien seit der Völkerwanderung, und erhielten oder erzeugten den Adel in mannigfachen Abstufungen. Zuvörderst bewahrten (obgleich die Vornehmen in jener Zeit am meisten litten) einzelne Geschlechter ihren frühern Reichthum, oder ihren würdigen Einfluß, oder viele geriethen eben durch die Noth in solche Verhältnisse, daß die Tüchtigsten sich, wie in Venedig, am schnellsten aus der Menge hervorarbeiten mußten. Hierauf brachen deutsche Stämme in Italien ein, es fanden bald größere, bald kleinere Landverleihungen Statt, und zwar vorzugsweise, jedoch nicht ausschließend an die Eingewanderten. Heiraten, Tausch, Kauf, Theilungen u. s. w. brachten das Besitzthum bald in mehr, bald in weniger Hände; manche große Familie sank, während andere, z. B. die Markgrafen von Ivrea und Susa sehr emporwuchsen. Ueberhaupt gewann die Aristokratie ein bedeutendes Uebergewicht, eine Erscheinung, die da, wo sich Neues rasch und eigenthümlich entwickelt, allemal eintritt. Von jeher ward hier indessen die Einwirkung des Adels durch die nebenhergehende, geistliche Seite geregelt, später durch den Bürgerstand gehemmt,

---

1) *Cartepec.* di S. *Salvator*. Msc. Urk. 518, 520.

2) Schon 1116 im Freybriefe Heinrichs V. für Bologna heißt es: quo tempore in nostra erunt expeditione, nulla de re judicium eis pati volumus, nisi quid ibidem commiserint. *Savioli* annali di *Bologna*. I, 2, Urk. 96.

3) Peter Win. V, 39, 40. III, 57.

ja unterdrückt. Die gewöhnliche Abwesenheit der Könige machte die hohen Lehnsmannen in Italien unabhängiger als in Deutschland [1]); dennoch aber konnte sie eine gesetzliche Bestätigung der Erblichkeit ihrer Würden und manches damit verbundenen Besitzes nicht erlangen; ja, die Könige fanden Verbündete an den niedern Mannen, welche die Willkür der großen Barone nicht länger ertragen wollten. Hauptsächlich zu dem Vortheil jener gab Konrad II. im Jahre 1038 ein Gesetz, welches die Lehen im Mannsstamme erblich machte, und verbot die obere Lehnsherrlichkeit ohne Beystimmung des Vasallen an einen Dritten zu veräußern. Gesetze dieser Art gaben dem Ganzen von Zeit zu Zeit eine, wenn gleich unzureichende Richtung; es waren doch Punkte, von denen man ausgehen, oder gegen die man bestimmt auftreten konnte. Jetzo also hatte der hohe Adel Manches verloren, keineswegs aber gewann der niedere Adel in dem Maße als jener verlor: denn die Bürgerschaften, welche früher mit ihm gemeine Sache gemacht hatten, stellten sich nunmehr dem unabhängiger gewordenen niedern Adel mit gleichen Ansprüchen zur Seite, und wenn diese nicht anerkannt wurden, so entstanden Fehden, in welchen, besonders die durch Gewerbe und Handel gewaltig wachsenden Städte gewöhnlich obsiegten. Hin und wieder wollten die großen Familien ihr Uebergewicht dadurch dauernd begründen, daß sie Theilungen und Veräußerungen verboten; da aber keine höhere zwingende Bürgschaft solcher Hausgesetze eintrat [2]), so wurden diese oft, entweder von den nachgebornen Söhnen nicht anerkannt, oder durch Verträge wieder aufgehoben, und man beeilte sich, über den gewonnenen Antheil volles Schaltungsrecht zu erhalten, was zu immer größern Schwächungen Veranlassung gab. Umgekehrt hielten es Einzelne vom niedern Adel für räthlich, sich bey der wachsenden Macht der Bürger wiederum an den hohen Adel anzuschließen; allein die Meisten glaubten, dies Verhältniß führe nothwendig zu einer untergeordneten Abhängigkeit, wogegen die Vereinigung mit den Städten sie an die Spitze der Bürgerschaften bringen, und ihren Einfluß erhöhen müsse. Deßhalb nahmen Anfangs viele Adeligen freywillig auf günstige Bedingungen das Bürgerrecht, andere wurden später zu härtern gezwungen, bis das ursprünglich adelige Burg- und Landleben fast ganz verschwand, und alles sich in die Städte zusammendrängte [3]).

---

1) *Rovelli.* I, dis. prael. LXX. *Antich. Longob.* Mis. I. Diss. 6.

2) *Carli* Storia di *Verona.* III, 9.

3) Vix aliquis nobilis, vel vir magnus, tam magno ambitu inveniri queat, qui civitatis suae non sequatur imperium. *Otto Frising.* vita. II, c. 13.

Urkunden über die Aufnahme von Adeligen finden sich in großer Zahl in den meisten Gegenden des obern und mittlern Italiens, so z. B. um Florenz, Modena, Bologna, Rimini, im Piemontesischen u. s. w. Schon im Jahre 1178 schloß ein Graf Lothar ein Vertheidigungsbündniß mit Bologna [1]), und versprach bey Streit mit Bolognesischen Bürgern vor dem Podesta Recht zu nehmen. Mehrere Edle schworen bald nachher, eine gewisse Zeit des Jahres in Modena zu wohnen [2]), den Bürgern im Kriege beyzustehen, und von ihren Gütern eine bestimmte Steuer zu zahlen. Im Jahre 1228 wurden Adelige unter folgenden Bedingungen als Bürger in Rimini aufgenommen [3]): sie bleiben steuerfrey, sofern sie nicht steuerbares Land erwerben, sie sind nur verpflichtet in Kriegszeiten in Rimini zu leben und mitzufechten, jedoch nicht gegen Kaiser und Reich. Das Bürgerthum läßt ihre übrigen Rechte und Gerichtsbarkeit unverändert; die Stadt darf keine ihnen pflichtige Personen als Bürger aufnehmen. Nicht selten waren die Bedingungen strenger: im Jahre 1251 verspricht z. B. in der letzten Beziehung ein Edler beym Empfang des Bürgerrechts von Jesi [4]), er wolle seine pflichtigen Leute, nach der, früher in der Stadt beliebten Weise, sämmtlich frey lassen. Selbst Hochadelige verschmähten es nicht, engere Verbindungen mit den Städten einzugehen: so wurden die Markgrafen von Occimiano Bürger in Alessandria, Markgraf Bonifaz von Montferrat, Bürger von Aqui [5]). Er versprach sich für fünfhundert Pfund anzukaufen, und so viel Abgaben zu zahlen, als ein reiches Haus.

Auch die Castellane, welche nicht bloß als Lehensadelige, sondern zum Theil auch als Beamte zu betrachten sind, kamen häufig in engere und unabhängigere Verhältnisse zu den Städten. So setzt ein Vertrag zwischen Tortona und den Burgvögten der Nachbarschaft im Jahre 1191 fest [6]): sie ziehen nach Tor-

---

1) *Savioli* II, 2, Urk. 252, 261, 262. Grafen und Edle in florentinischem Schutze, siehe Excerpta *Magliabechiana* Mscr. Theil XLIII, 6 — 12. Ueber Piemont, *Costa* de *Beauregard* mémoires historiques de la maison de *Savoye*. I, 70.

2) *Savioli* II, 2, Urk. 213, 283. *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 168.

3) *Clementini* Storia di *Rimini*. I, Buch 4. S. 394, 439.

4) *Baldassini* memorie di *Jesi*. XXIII.

5) *Moriondus*. I, Urk. 99, 100.

6) Chartarium Dertonense, p. 48. Es ist nicht deutlich, in wie weit die Castellane von jeher Eigenthümer gewesen, oder wie sie es geworden waren. Im Jahre 1214 machte man in der Trevisaner Mark eine Liste der castellani, famiglie potenti e vili. *Pagliarini* chroniche di *Vicenza*. 34.

tona, gehorsamen der Obrigkeit, führen Krieg und schließen Frieden nach deren Weisung, und räumen auf Verlangen ihre Burgen ein. Sie übergeben ihre Gerichtsbarkeit der Stadt, und urteln fernerhin nur über Streit zwischen den ihnen pflichtigen Leuten. Von Reichslieferungen, vom Fodrum sind sie frey; es sey denn, daß sich die Stadt in dieser Beziehung selbst besteuerte, und alle Bürger ohne Ausnahme anzöge. Die Abgaben, welche die Einwohner der Burgen an die Stadt geben sollten, wurden ebenfalls festgesetzt.

Ueber die Verpflichtung der neuen Bürger von Adel, zu den Reichslasten beyzutragen, war oft Streit; so verweigerten jene z. B. die Zahlung in Siena, wurden aber durch Friedrichs II. Ausspruch dazu verurtheilt [1]). Umgekehrt hatte der Kaiser den Johannitern in Pisa Freyheit von Abgaben zugesichert, woran sich aber die Stadt nicht kehren wollte [2]).

In allen Städten bildeten sich nunmehr zwey Parteyen, die des Volks, und die des Adels, die demokratische und die aristokratische; und deren wechselseitige Ansprüche haben eher mehr als weniger zu Krieg und Verwirrung beygetragen, als die kirchliche und kaiserliche Partey der Guelfen und Gibellinen. Wir werden sehen, wie mannigfach sich hier die Ansichten durchkreuzten, bald gesellten und bald wieder trennten, bis in den meisten Städten die demokratische Seite obsiegte.

4. Von den Verhältnissen der Städte zu der Geistlichkeit. Daß die christliche Geistlichkeit auf die Ausbildung der Verhältnisse in den italienischen Städten einen großen Einfluß gehabt habe, versteht sich von selbst. Ihr Einfluß war aber nicht bloß geistlicher, sondern auch weltlicher Art, und wenn, wie wir sahen, die Adeligen in den frühern Jahrhunderten bey dem Sinken der königlichen Rechte an Macht gewannen, dann fast noch mehr die Bischöfe und Geistlichen. Sie waren unverletzlicher als der Lehnsadel, in viel allgemeinerm Zusammenhange, von wirksamern größern Ideen belebt, und von ihrem letzten Obern, dem Papste, im Allgemeinen weit nachdrücklicher vertreten und geschützt, als jene von Königen und Kaisern. Als nun aber die Macht der Bürgerschaften so gewaltig zunahm, gerieth die Geistlichkeit in viel verwickeltere Verhältnisse, und nichts ist irriger als die Annahme, sie hätte sich immer mit den Städten gar freundlich vertragen, oder sie habe überhaupt immerdar und ungetheilt dieser oder jener von den mannigfaltigen Parteyen zur Seite gestanden.

1) Peter de Vineis. V, 113.
2) ib. V, 124.

Nicht selten waren die Hochadeligen die nächsten Freunde und Verwandten der Bischöfe, ja diese verarmten sogar bisweilen durch die, nothgedrungene oder verschwenderische Verleihung ihrer Güter an Edelleute [1]). Mit dem Kaiser geriethen sie wohl in Zwist, öfter jedoch im Allgemeinen als Glieder der katholischen Kirche, denn um einzelner bestimmter, örtlicher Streitpunkte willen. Solcher Streitpunkte zeigten sich dagegen unzählige in Hinsicht der Stellung der Bischöfe und Geistlichen zu den Bürgerschaften. Denn wenn jene auch nicht, wie in manchen nordischen Gegenden, die Städte gegründet, oder von den äußersten Gefahren errettet hatten; so war doch ihr Einfluß, wie wir schon bemerkten, in mehrern bey weitem größer geworden, als der irgend eines andern Einzelnen oder einer Körperschaft, und daher entstand in den Bischöfen nicht selten der so nahe liegende Wunsch, schlechthin Oberherr ihrer Stadt zu werden [2]); ein Wunsch, den sie durch allgemeine kirchliche Ansichten nicht bloß zu beschönigen, sondern vollkommen zu rechtfertigen suchten. Wenn dieß fast nirgends, und auf jeden Fall weit weniger gelang, als z. B. in Deutschland, so erinnern wir unter andern nur daran, daß die Masse der Kirchengüter in Italien geringer, mithin die physische Grundlage der bischöflichen Macht oft zur äußern Entscheidung ungenügend war, daß die Macht der Städte sich hier früher entwickelte, die der Bischöfe dagegen von dem nahen Papste zwar im Einzelnen immer bevorwortet, im Ganzen aber auch mehr unter Aufsicht genommen und von päpstlichen Ansprüchen beschränkt ward, als in entfernten Ländern.

Wo also der Bischof die Herrschaft über die Stadt nicht gewinnen konnte, kam es darauf an, seine Anrechte festzustellen, und die Geschichte erzählt die mannigfachsten Versuche, das Maß derselben zu vergrößern, die mannigfachsten Abstufungen des mehr oder weniger Erreichten. Hatte z. B. eine Stadt nicht Kraft oder Eifer genug, thätlich vorzuschreiten, so schlug sie den milden Weg des Vertrags oder Loskaufs ein. So zahlten die Bürger von Asti im Jahre 1181 eine bedeutende Summe an den Bischof, und wurden dafür von allen Beyträgen zum Fodrum losgesprochen, auch wurden ihre Naturalabgaben in Geldabgaben verwandelt [3]). Im Jahre 1225 lösete der Bischof mit Beystimmung des Kapitels von Massa [4]), die Bürger vom Eide der Treue,

---

[1]) *Fioravanti* Memorie di *Pistoja*, 214.

[2]) So versuchte es 1137 Bischof Rüdiger von Pesaro, und solcher Beyspiele gibt es mehr. *Cimarelli* istorie d'*Urbino*. II, 94.

[3]) *Grassi* Memorie di *Monteregale*. II, 12 — 14.

[4]) *Cartepecore* di *Massa*. Mscr. nell' archivio diplomatico di *Firenze*, zu 1225.

und erließ ihnen für sechshundert pisanische Liren alle Dienste und Leistungen; jedoch mit ausschließlichem Vorbehalt seiner Anrechte auf die Silbergruben. Anderwärts verkaufte der Bischof auch wohl das Recht obrigkeitliche Stellen in den Städten zu besetzen [1]), und nur in wenigen behielt er dasselbe ohne überwiegende Einsprüche [2]). Sogar die kleinen, an sich ohnmächtigen Orte, deren Obrigkeit der Bischof herkömmlich ernannte [3]), wurden dadurch bedeutender und widerspenstiger, daß sie sich an größere Städte anschlossen. Dieß geschah unter andern in Toscana, wo die vom Bischof ernannten Podesta in solchen Orten ihr Amt nicht antreten durften, bevor Florenz einwilligte. Auch konnte der Bischof und sein Beamter selten die Gesetze und Statuten für sich allein entwerfen, sondern sogar kleinere Gemeinden, wie z. B. Carvio, erwählten dazu bestimmte Männer, und jenen blieb bloß das Recht, deren Beschlüsse zu vollziehen und zu bestätigen. Gegen solche allmähliche Ausdehnung städtischer Rechte nahmen die Bischöfe und Geistlichen bisweilen ihre Zuflucht zum Kaiser; so gebot Friedrich II. im Jahre 1232 [4]), daß die vom Patriarchen von Aquleja abhängigen Orte nicht gegen dessen Willen obrigkeitliche Personen wählen sollten, er hob zwey Jahre nachher strenge Gesetze auf, welche die Bürgerschaft von Asti gegen die Geistlichkeit erlassen hatte [5]). Bisweilen gebrauchten sie aber auch Hülfe gegen die kaiserlichen Beamten selbst; im Jahre 1186 ließ sich z. B. der Bischof von Imola das Recht der Grafschaft gegen die Ansprüche eines Gesandten Friedrichs I. zusprechen; und ums Jahr 1240 hatte ein kaiserlicher Graf in mehreren kleinen toscanischen Orten Obrigkeiten eingesetzt [6]), wozu das Recht nach anhängig gemachter Klage wiederum einem Klosterabte zugesprochen wurde; welcher, frey gesinnt, aus den Gemeinden einige Männer auswählte, und diesen auftrug, ihre Vorgesetzten selbst zu ernennen.

---

1) Peter Bin. V, 96.

2) Z. B. noch 1191 zu Trino in Montferrat. *Iricus* 34.

3) *Lami* Memorab. Ecclesiae Florent. II, 859; I, 611.

4) *Carli*. IV, 255. Aquilej. Patriarch. vitae in *Murat.* scr. XVI, 45.

5) Die Bürger von Asti setzten fest: jeder Geistliche, welcher Grundstücke von Laien erwirbt, zahlt die darauf ruhenden Abgaben, der Podesta ist nur verpflichtet, zur Beytreibung der halben Zehnten hülfreiche Hand zu leisten, kein Bürger darf bey Strafe von sechzig Schillingen Prokurator einer Kirche werden, Geistliche müssen sich vor dem weltlichen Gerichte stellen, oder erhalten in ihren Angelegenheiten daselbst kein Recht. *Ughelli Ital.* sacra IV, 376.

6) *Camici* zu 1240. Urk. II, p. 40. *Ughelli Ital.* sacra II, 630, 635.

Wenn die Geistlichen auf diese Weise bey den Kaisern mehrere Male Hülfe fanden, oder ihr Anrecht durch kaiserliche Aufträge und Aemter verstärken ließen [1]); so kamen umgekehrt die Städte zu einem viel allgemeinern und gefährlichern Grundsatz; sie behaupteten nämlich: Alles was der Kaiser nicht nach den roncalischen Beschlüssen für sich in Anspruch genommen habe, sey, ohne Rücksicht auf entgegenstehendes Herkommen und anderweite Verleihungen [2]), — den Städten überlassen; und gegen diesen durch Macht unterstützten Grundsatz fanden die Bischöfe fast nur Hülfe im Kirchenrechte, oder in der Nachgiebigkeit. Sie unterwarfen deßhalb ihre Besitzungen wohl der städtischen Gerichtsbarkeit [3]), oder ließen die für ihre Leute entworfenen Gesetze und Vorschriften von dem Podesta bestätigen, um Hülfe bey deren Vollziehung zu finden [4]); ja der Patriarch von Aquileja, welcher von Venedig bedrängt wurde, ließ sich, in der Hoffnung nachdrücklichen Beystandes, im Jahre 1220 zum Bürger von Padua aufnehmen und versprach einen verhältnißmäßigen Steuern- und Kriegs-Beytrag [5]).

Einige Male, jedoch nur selten, gelang es den Bischöfen selbst an die Spitze der städtischen Obrigkeit zu kommen: so war Mainardus im Jahre 1221 Bischof und Podesta von Imola [6]), und eben so wählte man im Jahre 1191 den Bischof Gerhard, einen sehr beliebten und trefflichen Mann, zum Podesta von Bologna. Allein schon im nächsten Jahr hieß es: der Bischof suche einseitig den Adel zu unterdrücken und das Volk zu heben, Bologna sey in Gefahr, sich in eine blos bischöfliche Stadt zu verwandeln [7]). Deßhalb erwählte man von Neuem Konsuln und jagte den Bischof aus der Stadt.

Daß Bischofe städtische Rechte gegen die Hochadeligen und gegen die Kaiser zu vertheidigen suchten, erscheint nicht auffallend [8]); denn hier traf Gewinn und Verlust gewöhnlich beyde Theile gleichmäßig, und wenn die Stadt in Abhängigkeit gerieth, pflegte

---

1) *Murat.* antiq. Ital. Diss. XLVI, p. 51.

2) *Tiraboschi* Storia die *Modena*. IV, Urk. 773 von 1227.

3) *Murat.* antiq. Ital. IV, 191. *Lami* Lezioni. I, CXXIII über die Abhängigkeit des Bischofs von Florenz.

4) Excerpta Magliabecchiana. Mscr. Th. 44. S. 44. Ao. 1241 Podestas Florentinus confirmavit et approbavit statuta episcopi *Ardinghi* de decimo.

5) *Roland. Patavin.* II.,

6) *Savioli* III, 2, Urk. 519.

7) *Ghirardacci.* I, 101. *Ughelli* Italia sacra. II, 18.

8) Ecclesia, historia Cardinalium etc. regionis Pedemotanae, p. 65.

man die Ansprüche des Bischofs auch zu beschränken. So setzte es z. B. der kaiserliche Vogt (vicedominus) ums Jahr 1220 gegen den Bischof von Brescia durch [1]), daß er auf dessen Versammlungen nicht zu erscheinen brauchte, gewisse Einnahmen, und das Recht auf freye Fuhren behielt u. s. w. — Seltener und merkwürdiger ist es, daß sich aber auch Freybriefe von Bischöfen finden, wodurch einzelnen Städten ohne Einwirkung äußern Zwanges so viel bewilligt wird, daß man nicht weiß, ob aufrichtige Liebe zum freyen Bürgerthum, oder Geld und Gut, oder persönliche und Verwandtschaftsgründe mitgewirkt haben. So gab der Bischof von Asti im Jahre 1210 dem bis dahin abhängigen Monteregale einen sehr ausgedehnten Freybrief, dessen Inhalt Mittheilung verdient [2]), weil er auch über manche andere Verhältnisse Licht verbreitet:

Die Bürger wählen unbehindert ihre Obrigkeiten. Sie dürfen ohne Einspruch des Bischofs, kaufen, verkaufen, tauschen, schenken, vererben. Dies Erbrecht geht, wenn sich kein Testament findet, bis auf die Vettern, und sogar entfernten Verwandten muß der Bischof Erbschaft und Grundstücke für einen mäßigern Preis als gewöhnlich überlassen. Selbst wenn gar keine Verwandten vorhanden sind, darf der Bischof die Grundstücke nicht für sich behalten, sondern muß sie, wenn sich irgend ein Annehmer findet, wieder austhun. Ohne Beystimmung der Bürgergemeine darf der Bischof keine Geldstrafen auflegen, welche überdieß dahin fallen, sofern sie nicht im laufenden Jahre mit den gewöhnlichen Zwangsmitteln beyzutreiben sind. Eben so wenig sollen Lasten und Abgaben für vergangene Jahre nachgefordert werden, und Auspfändungen wegen Naturalabgaben gehen nur auf das pflichtige Grundstück, nicht auf andere Besitzungen und Güter. Vergehn sich mehrere Kinder oder Geschwister, so wird nur die einfache nicht die vervielfachte Strafe erhoben. Der Bischof darf einseitig keine neuen Gesetze machen, die Richter müssen nach den angenommenen sprechen. Niemand ist verpflichtet sich außerhalb der Stadt vor Gericht zu stellen; Niemand,

---

1) Regesta *Honorii* III, Jahr I, Urk. 289.

2) *Grassi* Memorie die Monteregale. II, Urk., S. 9. Auch verdient ein Vertrag Erwähnung, welchen der Bischof von Terni im Jahre 1218 mit der Bürgerschaft schloß; der Bischof erhält von jedem Handwerker eine Abgabe an Brot, Fischen, Fleisch, Wachs, Pfeffer, Hufeisen, Schuhen, Nägeln, Holz, oder an Gelde. Er bekommt ein Zehntel der Stadteinnahme, zahlt keine Gerichtsgebühren und verfährt seine Produkte wohin er will. Kein Gebannter erhält vor kirchlicher Genugthuung Recht in weltlichen Gerichten. *Ughelli* Italia sacra. I, 758.

eingezogen [1]), und jeder Laie oder Geistliche geächtet, welcher vor dem Bischofe eine Klage anbrachte.

In Novara zwang man um dieselbe Zeit und aus ähnlichen Gründen [2]), die Leute des Bischofs, der Stadt Treue zu schwören, und errichtete Burgen auf Kirchenboden. Als jener hierauf mit Kirchenstrafen vorging, setzte man seine Diener gefangen und theilte seine Einnahme.

In Viterbo wurden im Jahre 1218 mehrere Geistliche vom Volke und der weltlichen Obrigkeit gefangen gesetzt, verurtheilt und geschlagen, so daß der Papst, nicht mit Unrecht, laut klagte, daß der römische, selbst von barbarischen Völkern geehrte Stuhl von einer ihm unmittelbar unterworfenen Stadt so geringschätzig behandelt werde [3])!

Aber freylich wirkten neben den laut ausgesprochenen staatsrechtlichen Ansichten heimlich in vielen Städten die ketzerischen Ueberzeugungen von der unchristlichen Stellung der Geistlichen und der Verwerflichkeit der katholischen Kirchenherrschaft überhaupt. Hiegegen wandte die Kirche natürlich alle Mittel an, die ihr irgend zu Gebote standen, sie steigerte ihre Strafen bis zur größtmöglichen Höhe; allein, die frühere Schüchternheit kühn durchbrechend, genügte es den Weltlichen keineswegs, sich etwa um Bann und Interdict nicht zu bekümmern, sondern sie erfanden, den Kirchenstrafen gegenüber, eine ähnliche Reihe von weltlichen Zwangsmitteln gegen die Geistlichen, ja sie stellten der kirchlichen eine weltliche Gesetzgebung mit gleich umfassenden Ansichten und oft sehr harten Zwangs- und Vollziehungsmitteln gegenüber.

Wir geben einige Beyspiele: der Bischof von Florenz belegte die Stadt im Jahre 1224 mit dem geistlichen Banne, und die Stadt belegte dagegen ihn mit den weltlichen Banne oder der Acht [4])! In demselben Jahre verbot Parentius, der Podesta von Lucca [5]), bey gleicher Veranlassung, daß irgend jemand taufen lasse oder beichte. Sein Sohn Andreas, der Podesta von Foligno, brauchte Gewalt gegen die Begleiter eines Kardinals, sie wurden verwundet, ausgeplündert, ja der Kardinal

---

[1]) Regesta *Honorii* III, Jahr VI, Urk. 373.

[2]) Regesta *Honorii* III, Jahr II, Urk. 780.

[3]) Ebendas. Jahr II, Urk. 1298.

[4]) Ebendas. Jahr IX, Urk. 102. Die Geldstrafe welche der Papst den Florentinern dafür auflegte, sollte nicht in die eigene Kasse des Bischofs fließen, sondern zum Besten des Bisthums verausgabt werden.

[5]) Ebendas. Jahr VI, Urk. 342.

selbst entkam nur durch eine schnellere Flucht. Zu Forli ward schon im Jahre 1198 bey einem ähnlichen Aufstande der Neffe des Papsts Innocenz III. erschlagen [1]). In Venedig setzte der Doge ums Jahre 1234 Geistliche aus eigener Macht, bannte sie, und verbot die Berufungen an den päpstlichen Stuhl [2]). Das gleiche geschah in Mailand, Verona und andern lombardischen Städten, ja der Podesta von Mailand wagte es, wie der Papst sich ausdrückt, mit einer so lächerlichen als unerhörten Verwegenheit [3]), gesetzliche Ehen zu scheiden, und den Erzbischof der Stadt in den Bann zu thun. Im Jahre 1220 entbanden die dreyhundert Räthe der Stadt Parma den Podesta von dem Eide, die Kirchen, Geistlichen und den Bischof zu schützen [4]). Kein Geistlicher erhielt Recht, der sich nicht vor dem weltlichen Gericht stellte; kein Bürger durfte mit Geistlichen Verträge eingehn, oder ihnen Brot backen, oder ihr Getreide mahlen, oder sich ihrer Backöfen und Mühlen bedienen, Keiner durfte ihnen den Bart scheren. War ein Bürger so schwach, daß er auf dem Todtenbette, der Lossprechung halber schwur, er wolle den Befehlen der Kirche gehorsamen, so begrub man ihn nicht in geweihter Erde, sondern im Miste; erhielt er die Gesundheit wieder, so zog man seine Güter ein. Bey der Anwendung dieser strengen Maßregeln, wurden alle bischöflichen Gebäude ausgeplündert, die Grundstücke verwüstet und viele Geistliche geprügelt und verwundet. Im Jahre 1243 ließ der Podesta von Piacenza den Ueberbringer ihm mißfälliger päpstlicher Schreiben aufhängen, und ihm so viel Gewichte an die Beine binden, daß sich alle Glieder aus den Gelenken lösten [5]). — Und Frevel solcher Art wagten nicht blos die mächtigeren Städte sondern auch die kleinern: wie Modena, Novara, Fano, Massa, Treviso, Sarsena, Feltre, Imola, Belluno [6]).

Natürlich befahl der Papst, daß man alle Stadtgesetze, welche den Kirchenrechten und Freyheiten irgend zu nahe traten, als ungültig vernichte [7]); er befahl daß diejenigen, welche ohne weitern

---

1) *Bonoli* istorie di *Forli*, 60.

2) Regesta *Gregorii* IX, Jahr. VI, Urk. 81.

3) Regesta *Honorii* III, Jahr VIII, Urk. 303. Podestas legitima matrimonia, quod etiam ridiculum est, separare inaudita temeritate praesumit. — Und Jahr VI, Urk. 172.

4) Ebendas. Jahr V, Urk. 178, 435.

5) *Ughelli* Ital. sacra. II, 224.

6) Ebendas. Jahr II, Urk. 671, 680, 1298; IV, 835; V, 509. *Ughelli* II, 638, 661, III, 716; V, 372.

7) Ebendas. Jahr IV, Urk. 550.

eigenen Antheil dieselben nur niedergeschrieben hätten [1]), dennoch ihr Amt verlieren sollten. Wo aber diese Befehle, gleich den geistlichen Strafen, unberücksichtigt blieben, suchte er umfassendere weltliche Mittel zur Anwendung zu bringen, und verlangte z. B. während jenes Streites mit den Parmensern: daß die Venetianer, der König von Frankreich und alle übrigen Staaten, die Güter und Forderungen jener in Beschlag nehmen sollten, bis sie Genugthuung geleistet hätten. Solche Steigerungen der Strafmittel führten aber nothwendig in offenen Krieg, und während des dreyzehnten Jahrhunderts finden wir eine Unzahl von schrecklichen an Kirchen und Klöstern und Geistlichen schonungslos verübten Unbilden [2]).

Zuletzt siegte allerdings in der Regel die Kirche ob, und erhielt eine, wenn auch nicht ganz entschädigende Genugthuung. Diese Nachgiebigkeit, dieser endliche Gehorsam entstand aber keineswegs immer aus der Rückkehr zu frommgläubigen Gesinnungen, sondern eben so oft aus der Stellung der Parteyen in den Städten und aus dem Verhältniß derselben zu den Kaisern und Päpsten. Man ergriff aus mehrern Uebeln dann das kleinste, suchte da Hülfe, wo sie am ersten zu bekommen, gab da nach, wo das Meiste zu gewinnen war. Zu Ueberlassung solchen Gewinnes fanden sich die Päpste keineswegs immer bereit; vielmehr hielten sie strenger und folgerechter auf die kirchlichen Rechte und Ansichten, als der Kaiser auf die kaiserlichen [3]). Ihre Empfehlungen zu Aemtern waren nicht minder dringend, ihr Schutz und Dienst oft nicht wohlfeiler, als der des Kaisers, und ihre Strenge gegen anmaßliche Zünfte und Körperschaften nicht geringer. So zahlte z. B. Jesi im Jahre 1248, 3300 ravennatische Pfunde zur Unterhaltung der Söldner Innocenz IV. [4]), und 1224 hob Gregor IX. durch seinen Gesandten alle jene Zünfte und Genossenschaften in Perugia auf. — Demungeachtet hatte der Papst einen großen Vortheil vor dem Kaiser voraus: dieser blieb nämlich für Italien immer ein Ausländer und sein Ziel war die Gründung einer fremden Herrschaft; jener war fast immer ein Eingeborner, und sein, bisweilen erheucheltes, sehr oft aber

---

[1]) Regesta *Honorii* III, Jahr VI, Urk. 317.

[2]) *Tiraboschi* Storia di *Nonantola*. I, 133. *Ughelli Italia* sacra an vielen Orten, z. B. IV, 183.

[3]) Beyspiele solcher Empfehlungen. *Martorelli* Memorie d'*Osimo*. Regesta *Greg*. IX. Jahr I, S. 456.

[4]) *Baldassini* XIX und XLVI. Regesta *Honorii* III, Jahr VIII, Urk. 52 pactiones, fraternitates lanificum etc. — penitus irritamus.

wahrhaftes Streben ging dahin, die Italiener von der Unterdrückung fremder Völker zu befreyen. Alles Gesagte bestätigt übrigens die Bemerkung: daß diejenigen keineswegs genügend unterrichtet sind, welche kurzweg die Städte in kaiserlich und kirchlich gesinnte eintheilen, oder unbekümmert um die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, der Bestrebungen, der Ansichten, der Richtungen und der Leidenschaften, mit eiliger Weisheit ein Paar Zauberformeln aufstellen, vermöge welcher die angeblich in erstaunlicher Thorheit befangenen Kaiser und Päpste damals kinderleicht Alle hätten einigen, beschwichtigen und beherrschen können.

5. **Von dem Verhältniß der Städte zu den Landleuten.** Um das Verhältniß der Städte zu den Landleuten in Italien auch nur einigermaßen aufklären zu können, müssen die wenigen Nachrichten, welche über die letzten auf uns gekommen sind, ohne Ausnahme hier zusammengestellt werden. Die Rechte und Pflichten der Landleute und Ackerbauer waren von der mannigfachsten Art. Auf der niedrigsten Stufe standen diejenigen, welche noch mit dem alten Namen Servi, Sclaven, bezeichnet wurden, dann folgten unter den verschiedenen Namen von leibeignen Ansiedlern, Einwohnern, Insitzern, Zinsleuten [1]) u. s. w. immer mehr und mehr Berechtigte, bis die höchsten Stufen dem freyen Bürger, ja dem Adeligen ganz nahe stellten.

Es ist eben so falsch anzunehmen: daß erst die deutschen Stämme die Sclaverey nach Italien gebracht hätten [2]), als daß die alt-römische in voller Strenge fortgedauert habe. Die letzte Annahme steht im Widerspruch mit dem wahren Christenthume; weil dieß aber leider nicht überall zum vollen Daseyn gekommen ist, so dürfen die im Einzelnen beweisenden Zeugnisse nicht vernachläßigt werden. Und da findet sich keine Spur, daß

---

[1]) Coloni, inquilini, adscriptitii um 1134 in der Gegend von Asti. *Moriondus* monumenta *Aquensia*. I, Urk. 39. Eben so Servi inquilini und adscriptitii. *Cartepec.* di S. *Salvadore*: Mscr. Urk. 323 von 1192. Servi in Korsika. Opera della primaziale di *Pisa*, Mscr. nell' archivio diplom. di *Firenze*. Urk. von 1231. Im zwölften Jahrhundert werden in der Gegend von Parma genannt: homines habentes fortalitia ad mandatum in obedientia, homines de masnata, adscripti, servi et ancillae. *Affo* Storia di *Guastalla* 335. Liberi homines qui vulgo *Arimanni* dicuntur. Urkunde Friedrichs I. für die Gegend von Verona von 1165. *Verci* storia degli *Ecclini* I, 33. *Aldiones* et *Aldionas*, *Herimannos* et *Herimannas* im Freybriefe Friedrichs I. für Bergamo von 1156. *Ughelli Italia* sacra. I, 541.

[2]) Dieß äußert *Carli* Storia di *Verona*. III, 11.

der neue Sclav ganz rechtlos, ganz ohne Eigenthum, ganz in der Willkür des Herrn gewesen sey. Mithin war der Servus, der Sclav, eigentlich nur ein Adscriptitius, ein der Scholle zugehöriger Mann. Dem gemäß finden wir allerdings, daß Landleute mit Frau und Kindern, mit Grundstücken und Abgaben verkauft wurden [1]), welche Erscheinung aber um so weniger volle Sclaverey in sich schließt, da gleich viel Beyspiele entgegenstehen, wo sie sich aus eigenen Mitteln loskauften. Aber nicht bloß auf diese, für arme Leibeigene immer schwierige und nur im Einzelnen mögliche Weise nahm ihr Verhältniß ein Ende; vielmehr finden wir Freylassungen von Seiten der Geistlichen im Gefühl ihrer Pflicht als Christen [2]), von Seiten der Adeligen im Gefühl ihrer Ehre und vielleicht ihres Vortheils [3]), von Seiten der Städte im Angedenken an den Werth der Freyheit [4]), von vielen Einzelnen auf dem Todtenbette, um in jener Welt für solche Milde Gnade zu finden. Bisweilen wurden Leibeigene [5]) für tüchtig geleistete Kriegsdienste mit der Freyheit belohnt [6]), bisweilen vernichtete die Kirche das Anrecht des ihr ungehorsamen Herrn. So erklärte Alexander IV. alle Leibeigenen und Pflichtigen für frey [7]), welche den gebannten Ezelin verlassen würden. Sehr häufig nahmen endlich alle Abhängigkeitsverhältnisse (wie wir unten näher sehen werden) dadurch ein Ende, daß die Pflichtigen sich der Gewalt ihrer Herren entzogen, und in den Schutz der Städte begaben. Da nun so viele Gründe zusammen kamen, welche die Zahl der Leibeigenen verringerten, da keine Mehrung derselben durch Krieg, Kauf oder Gesetz eintrat [8]), so mußten

---

1) *Cartepecore* di *Cestello* Mscr. Urk. 145, von 1220.

2) *Cartep.* di *Cestello* Mscr. Urk. 189 von 1229.

3) So ließ der Markgraf von Montferrat 1162 mehrere Leibeigene frey. *Moriondus* II, Urk. 18, S. 632.

4) 1205 in Pistoja *Cartep.* di *Pistoja* Mscr. Siehe unten Bologna.

5) 1197 in Venedig Freylassung durch Testament. *Argelatus* de monetis *Italiae*. III, app. 5. Mehrere Beyspiele bey *Gennari* annali di *Padova* zu 1134 und 1156. Cunitza, Ezelins Schwester, ließ 1264 Viele frey, pro remissione animae. *Verci Eccl.* III, Urk. 277. Eben so 1199 Speronella, Ezelins Schwester. Ebend. Urk. 67. Siehe auch *Fantuzzi* monum. *Ravennati.* III, Urk. 32, S. 289.

6) *Carli Verona.* III, 1 — 11.

7) *Verci Eccl.* III, Urk. 238.

8) Antichità Longob. Milanesi. I, 348. *Ughelli Italia* sacra II, 658. Die Bestimmungen über den Stand der Kinder von Freyen und Unfreyen waren nicht überall gleich, und die gewöhnliche Annahme, daß das Kind der Mutter folge, fand Ausnahmen.

sie allmählich fast ganz verschwinden. Doch finden sich auch einzelne Fälle, wo man sich auf die Leibeigenschaft, als auf ein, wenigstens bedingtes Gut berief: so befreyte dies Verhältniß im Bolognesischen von mehreren öffentlichen Abgaben und Leistungen [1]), vom Wege- und Brücken-Bau. Nur volle Bürger waren hiezu verpflichtet. Umgekehrt aber genügte eine zwanzigjährige Befreyung von solchen Lasten, die Leibeigenschaft vorauszusetzen, welche Voraussetzung allein durch einen vollen und urkundlichen Beweis konnte umgestoßen werden.

Am häufigsten, jedoch unter mannigfachen Abstufungen und Nebenbestimmungen, kommt das Verhältniß der Zeitpächter und Zinsbesitzer vor, und führt bis an volles Eigenthum hinan. Wir geben einige Beyspiele. In Toscana finden sich im dreyzehnten Jahrhundert [2]) eine große Zahl von Verträgen über Zeitpacht und über lebenslänglichem Zinsbesitz; in der Gegend von Ravenna und dem ehemaligen Exarchat nähern sie sich mehr der eigentlichen Emphyteuse [3]). Bey der Zeitpacht überlieferte der Pächter oft ein Drittel der Früchte und übernahm die Zehnten; anderwärts gab er die Hälfte der Früchte und Nebenbestimmungen über Dienste, Fuhren, Handarbeiten u. dgl. steigerten oder minderten die eigentliche Hauptabgabe. Diejenigen Bauern, welche um Ravenna das Land für die Hälfte der Früchte inne hatten, und ihren Verpflichtungen über zehn Jahr lang getreu nachkamen [4]), durfte der Herr nicht ohne Grund steigern oder wegjagen; doch ward ein solcher Bauer, im Fall er davon ging, wieder zurück geholt. So fern er sich aber dem Herrn nie eidlich verpflichtet, und fünf Jahr ruhig in Ravenna gelebt hatte, fand keine Ansprache, nicht einmal auf die Güter Statt. Ueber die Insitzer oder Zinsleute (supersedentes) hatte der Herr eine Art Gerichtsbarkeit und Strafrecht; sobald indessen von peinlichen Vergehen und von Ansprüchen gegen einen Dritten die Rede war, trat die Gewalt des Podesta ein. Der Insitzer durfte sein Anrecht nicht verkaufen, aber über die Hälfte seines Allodes und seine beweglichen Güter letztwillig verfügen. Kamen die Grundstücke durch Kauf an einen neuen Herrn, so mußten die Bauern, welche auf Zins oder Ablieferung der halben Früchte saßen, ihre Pflichten anerkennen und die Bestätigung ihres Rechts, wahrscheinlich gegen Zahlung einer Abgabe, nachsuchen. Bäume durften sie nicht verkaufen. Zahlten die Bauern nicht, wenn der

---

[1]) *Savioli.* II, 2, 463.

[2]) *Cartepec.* di S. *Bartolomeo* di *Pistoja*, Mscr.

[3]) *Fantuzzi* an vielen Stellen, z. B. I, 5, 455.

[4]) *Fantuzzi.* IV, 39, 42, 47, 48, 49, 111, 133, 134, 191.

Herr durch seinen Boten mahnte, so schickte der Podesta den Stadtdiener auf ihre Kosten zur Auspfändung. Diese sollte nicht auf Betten, Kleider und Waffen gehen, und die Grundstücke selbst durften Schulden halber nur eingezogen werden, wenn der Podesta seine Zustimmung gab.

Im Jahre 1212 erhielt die Gemeinde zu Cestello in Toscana durch geistliche Verleihung das Recht, daß der Vater den Söhnen, der Oheim dem Neffen, und umgekehrt, die Güter vermachen könne [1]).

Im zwölften Jahrhundert finden wir um Piacenza dienstpflichtige mit starken Abgaben belegte Bauern (rustici), welche man den Vasallen von gutem und ehrbarem Stande entgegensetzte [2]); aber es gab auch Vasallen, deren Rechte keineswegs feststanden, und die, eine Hälfte ihrer Güter für Bauergüter, Rusticalgüter anerkennen sollten.

Um 1115 wurden bey Nonantola Grundstücke zum Nießbrauch auf drey Geschlechtsfolgen ausgethan, und zwar ging das Erbrecht bald nur auf männliche, bald auch auf weibliche Nachkommen und Seitenverwandten [3]). Nach Abgang der dritten Geschlechtsfolge suchte man die Erneuung des Rechts, und zahlte so viel als bey dem ersten Verleihen.

Im dreyzehnten Jahrhundert kommen im Friaul und der Mark Treviso Hausleute (uomini di *Masnada, Mansata*) vor, welche Grundstücke gegen ungleiche Verpflichtungen übernehmen; Einige stehen nämlich mit den Leibeigenen fast auf einer Stufe [4]), Andere dürfen über ihr Gut schalten, und nur nicht ohne Erlaubniß wegziehen. Diese Letzten hatten Kriegs- und Waffen-Recht, welches man vollkommen Leibeigenen in der Regel versagte.

Starb ein Landmann zu Pareto (und Aehnliches fand wohl allgemeiner im Genuesischen Statt) ohne Kinder und Testament, so erbte die Herrschaft (curia) das bewegliche Gut. Hinterließ er Kinder und verfügte er letztwillig, so mußte er der Herrschaft ein Drittel der beweglichen Güter vermachen, sonst ward verfahren, als sey kein Testament vorhanden.

Zu diesen Beyspielen, welche die große Verschiedenheit des Besitz- und Erb-Rechts nachweisen, fügen wir noch folgende über verschiedene Abgaben hinzu. Im Jahre 1204 wurden die

---

1) *Cartepec.* di S. *Salvatore* Mscr. Urk. 358.

2) Boni et honorabilis status. *Poggiali* mem. di *Piacenza*. V, 14.

3) *Tiraboschi* Stor. di *Nonantola*. II, Urk. 217, 218, 235 u. s. w.

4) *Verci Ecelini*. II, 40.

unbestimmten [1]), ungemessenen Dienste, welche die Landleute an die Abtey Cestello bey Florenz zu leisten hatten, in eine jährliche feste Abgabe verwandelt. Der Herr durfte aber auch hin und wieder einzelne Antheile von Gütern verkaufen, wenn die Abgabe verhältnißmäßig getheilt ward. Im Mailändischen waren die Unterthanen verpflichtet, den höhern Lehnsherrn [2]) (deren Rechte sonst sehr von einander abwichen) Wall und Gräben an den Burgen zu machen, Thore zu fertigen, Thorwächter zu stellen u. s. w.

Im Erzbisthum Ravenna zahlte ums Jahr 1177 ein Handarbeiter für sich und seine Familie vier Denare [3]), wer einen Ochsen hielt, sechs Denare, wer drey hielt, zwey Schilling. In der Gegend von Modena zahlte ums Jahr 1197 der Handarbeiter vier Denare [4]), und wer zwey Ochsen besaß, zwölf kaiserliche Denare; im Jahre 1205 findet sich für dieselben Fälle eine höhere Abgabe von acht und sechzehn Denare; im Jahre 1234 in der Gegend von Bologna die Abgabe von achtzehn Denar und drey Schilling [5]); aber wahrscheinlich war hier der Münzfuß bedeutend leichter.

Im Ganzen gab es mehr Natural- als Geld-Abgaben, und aus jenen kann man eher auf die günstige oder ungünstige Stellung der Landleute schließen, als aus diesen. Die Ablieferung der halben Früchte bey einigen Nebenlasten (ein noch jetzt in Italien sehr häufiges Verhältniß) macht keine reichen Bauern; die Ablieferung von einem Drittel erscheint als ein günstiger Pacht oder Erbzins. Wie sich die Geldabgaben zu den Einnahmen und dem Grundvermögen verhielten, ist nicht auszumitteln; nur zeigen die vielen deßhalb geschlossenen Verträge [6]), daß keine einseitige, unbedingte Willkür Statt finden durfte.

Natürlich aber waren die Landleute mit diesem mittlern Verhältnisse keineswegs unbedingt, und um so weniger zufrieden [7]),

---

[1]) *Cartepec.* di *Cestello* Mscr. Urk. 119, 145.

[2]) *Giulini* zu 1216, p. 324.

[3]) *Fantuzzi.* IV, Urk. 70.

[4]) *Tiraboschi* memor. di *Modena.* IV, Urk. 620, 670.

[5]) Ebendas. V, Urk. 800.

[6]) Mehrere Beyspiele bey *Catalanus* ecclesia *Firmana.* — Werth und Gewicht der Münzen wechselte gar oft, und wir können hier im Kurzen darüber Nichts beybringen. Beyspielsweise nur Folgendes: sieben Hufnägel kosteten in Ravenna einen Denar, den Bart eines Ritters zu scheren zwey Denare. *Fantuzzi* IV, Statuten Nr. 264, 274.

[7]) *Carli* Stor. di *Verona.* II, 515. *Denina.* XI, 7.

da der Schutz der Könige und des Adels immer unzureichender ward, und das Beyspiel der zur völligen Unabhängigkeit aufsteigenden Städte reizte und befeuerte. Doch war auch hier die Mannigfaltigkeit der Bestimmungsgründe und der Erscheinungen größer als man glauben sollte.

Manche Dorfgemeinden wurden als solche durch eigene Kraft, andere durch kaiserliche Bestätigung, noch andere durch Verträge mit dem hohen Adel unabhängig [1]), und bekamen das Recht, ihre Obrigkeiten zu wählen und eigene Gerichte zu halten. Bisweilen luden die Städte alle von ihren Herrn etwa gedrückten Landleute freundlich ein [2]), sich mit den mächtigern Bürgerschaften zu verbinden, wogegen die Adeligen, um dem ihnen hiedurch drohenden Verluste zu entgehen, sich in mehreren mit Städten abgeschlossenen Verträgen ausbedungen [3]), daß diese Keinen von ihren Leuten als Bürger aufnehmen sollten. Konnten jene Adeligen Forderungen dieser Art nicht durchsetzen, so suchten sie, und auch wohl die Geistlichkeit, Hülfe bey den Kaisern. Ihren Bitten gemäß, befahl z. B. Friedrich I. im Jahre 1167 [4]): daß alle Landleute, welche nach Städten gezogen wären, um sich den Pflichten gegen ihre Herren zu entziehen, zurückkehren oder gewärtigen sollten, daß man sie wegen so einseitigen Rechtsbruches ächte, und ihre Güter einziehe. Allerdings wurden die Herren durch dies Davongehen ihrer Leute oft sehr verletzt; aber anderer Seits muß man auf die üble Behandlung der Letzten schließen, wenn sie sich, um nur von persönlicher Abhängigkeit frey zu werden, der Gefahr aussetzten, ihre Güter zu verlieren. Wiederum scheint es, als sey die Lage der Landleute schon darum nicht die schlimmste gewesen, weil sie ja doch ein Besitzthum hatten, welches ihnen Niemand ohne Urtel und Recht nehmen sollte; auch war die Gefahr, dieß beym Wegziehen in die Städte zu verlieren, wohl nicht so groß, als man denkt, weil die Bürgerschaften die Vollziehung nachtheiliger Rechtssprüche oft mit Gewalt verhinderten. Nicht selten kam man zu dem mittlern Auswege, daß dem Herrn bis zum Ablauf einer gewissen Frist die Rückberufung der Entwichenen frey stehe [5]), später aber jeder Anspruch

---

1) *Murat.* antiquit. *Ital.* IV, 39. *Moriondus* I, Urk. 47. Freybrief des Markgrafen von Montferrat von 1158 für Gasingo.

2) So in Florenz im Jahre 1106. *Mecatti* Storia della nobiltà di *Firenze*. I, 38.

3) *Moriondus* I, Urk. 119. Vertrag zwischen dem Markgrafen von Montferrat und Alessandria von 1203.

4) *Soldanus* Urk. 84.

5) *Costa* de *Beauregard* Memoir. de *Savoye*. I, 70 — 80.

verfallen sey. Diese Frist war in der Regel wohl Jahr und Tag; als aber die Städte ihre Herrschaft sehr ausbreiteten, als sie selbst viele pflichtige Leute gewannen, so geschah zu ihrem Verdruß, was sie früher, so lange es nur den Adel traf, gar gern hatten geschehen lassen; jene Leute entliefen nämlich der einen Stadt und begaben sich in den Schutz der andern, was hier zu Fehden, dort zu Verträgen Veranlassung gab, wobey man, der Beförderung der Freyheit minder eingedenk, das Rückberufungsrecht wohl bis vier und zwanzig Jahre ausdehnte [1]). Ja die pflichtigen Leute drängten sich, um der Steuerfreyheit und anderer Vortheile willen, so von allen Seiten und unter so vielen Vorwänden selbst in die Bürgerrollen der sie beherrschenden Städte ein [2]), daß diese, wie Bologna im Jahre 1247, gegen solch, nunmehr als Unfug bezeichnetes, Streben, Gesetze machten und vollzogen. Fand umgekehrt manche Bürgerschaft, sie sey nicht zahlreich und mächtig genug [3]), so zwang sie Landleute in die Städte zu ziehen, worüber jene sich bey Kaiser und Papst, aber wohl selten mit Erfolg beklagten. Oft wurden auch in den furchtbar grausamen Fehden [4]), Burgen und Dörfer ganz zerstört, und da blieb den Landleuten keine Wahl, und man ließ ihnen keine Wahl: sie mußten sich in der siegenden Stadt mit mehr oder wenigern Rechten niederlassen. Wo sich aber auch Landleute außerhalb der Städte erhielten, in eigentlich freye unabhängige Bauern verwandelten sie sich nur sehr selten, und die Aufsicht der Bürger war wohl nicht immer gelinder, als die der Adeligen [5]). So mußten bey Ravenna die Fischer ihre Fische, die Viehbesitzer ihr Vieh vorzugsweise in die Stadt zum Verkauf bringen, und im Mailändischen ward den Bauern nicht selten die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse ebenfalls beschränkt, und das Brotbacken zum Verkauf untersagt [6]).

6. Von den innern Verhältnissen der Städte selbst. Jetzo, nachdem wir die wichtigsten Beziehungen kennen lernten, welche auf die eigenthümliche Entwicklung der Städte einwirkten, werden sich die innern Einrichtungen derselben zweckmäßiger darstellen lassen; doch erscheint es zur bessern Uebersicht

---

1) So zwischen Como und Chur. *Rovelli* Stor. di *Como.* II, 376.

2) *Ghirardacci.* I, 168.

3) *Rovelli.* II, CCXXXIII. Urk. gegen Modena von 1227 in Regest. *Greg.* IX, I. p. 181.

4) *Martorelli* Memor. d'*Osimo*, 98.

5) *Fantuzzi.* IV, Urk. 24, 27, 33.

6) *Giulini.* VII, 574.

nützlich, diese Darstellung in mehrere Abtheilungen zu zerfallen. Wir sprechen also zuerst:

A. Von den innern Verhältnissen der Städte bis zum Konstanzer Frieden, oder bis gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Die alt-römischen Einrichtungen, welche in mehreren Städten eine gemäßigte Freyheit beförderten, wurden von den deutschen Eroberern keineswegs überall aufgehoben: denn theils fehlte es diesen dazu an Macht, theils standen sie ihren Ansichten und Wünschen nicht im Wege, theils war die Neigung zum Verändern des Bestehenden keineswegs in einem solchen Maße vorhanden, wie wohl in den neuesten Zeiten. Wenn also auch in einzelnen, besonders kleinern Landstädten, alle Beamten von einem weltlichen oder geistlichen Obern gesetzt wurden, wenn auch die Rathsherren hin und wieder so wenig Rechte und Ehren und so viel Lasten und Verpflichtungen hatten [1], daß man sie zur Annahme ihrer Stellen zwingen mußte; so konnten doch nicht alle öffentlichen Beziehungen, Versammlungen und Einwirkungen verloren gehn: erstens, weil die Gerichtsverfassung dem Volke in der Regel durch die Schöppen eine lebendige Theilnahme verlieh [2]; zweytens weil in den frühern Jahrhunderten die Wahlen der Geistlichen und Bischöfe nicht ohne die Laien vollzogen wurden; drittens weil man der Bürgerschaft gewöhnlich eine ungestörte Verwaltung ihres Gemeindevermögens ließ.

Der größte Schritt zur Gründung der Unabhängigkeit war aber ohne Zweifel das Recht, die städtischen Beamten zu wählen. Dies Recht ward den Bürgerschaften keineswegs gleichzeitig, oder durch ein allgemeines Gesetz, oder überall urkundlich, oder ohne allen Widerspruch und ohne alle Unterbrechung verliehen; vielmehr kam fast jede Stadt dazu auf andere Weise, unter verschiedenen Verhältnissen, unter mehr oder weniger günstigen Bedingungen, durch eigene Gewalt, oder gnädige Verleihung, oder auch durch unvordenkliches Herkommen. So hatten z. B. Rom und Venedig wohl von jeher die freye Wahl ihrer Obrigkeiten, und Ludwig der Fromme soll sie den Städten in Istrien verliehen haben [3]). In Ravenna finden wir Konsuln ums Jahr 963 [4]), in Ferrara um 1015, in Pisa um 1094, in

---

1) Savigny. I, c. 2. II, XXVI.

2) *Rovelli* Dissert. prael. II, 12.

3) *Carli Verona.* IV, 170.

4) *Carlini* de Pace *Constantiae*, 7. *Rovelli* II, 118. Antichità Longob. Milanesi. I, Diss. 6. *Murat.* antiq. Ital. IV, Diss. XLVI, p. 50 u. d. f. *Lami* Lezioni di Antichità Toscane. I, CXXIII.

Como 1109, in Mailand 1117 u. s. w. und im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß gegen das Ende des eilften Jahrhunderts in den meisten italienischen Städten selbstgewählte Konsuln vorhanden waren, welche sich aber freylich, sobald der Kaiser mit überwiegender Macht auftrat, dessen Bestätigung unterwerfen mußten.

Diese, aus den eigenen Bürgern gewählten Konsuln, erscheinen während des zwölften Jahrhunderts ohne allen Zweifel als die wichtigsten Stadtbeamten [1]), daß man diesen Zeitraum darnach den konsularischen nennen, und dem folgenden Zeitraume der Podesta entgegensetzen könnte.

Die Zahl der Konsuln war nicht allein in den einzelnen Städten verschieden, sondern man wählte auch in derselben Stadt bald mehr bald weniger [2]). So finden wir im Jahre 1114 funfzehn Konsuln in Como, 1120 vier in Verona, 1126 vier in Mantua, 1142 sieben in Modena, 1168 vier in Brescia, 1173 sieben in Bologna, 1180 vier eben daselbst [3]), 1212 vier in der kleinen Stadt Proto, zwey oder vier in Viterbo u. s. w. Nirgends wechselte die Zahl der Konsuln so sehr als in dem höchst beweglichen Genua, doch sank sie nie unter drey, und stieg nie über acht [4]). Aus diesen und ähnlichen Beyspielen ergibt sich, daß man in der Regel vier bis sechs Konsuln wählte, welche Regel auch nicht durch die ganz ungewöhnliche Erscheinung umgestoßen wird, daß wir im Jahre 1124 einmal sechzig Konsuln in Lucca finden. Wohl aber muß man sich die Verschiedenheit einprägen, welche unter den Konsuln selbst Statt fand [5]). Neben jenen eigentlichen, vorzugsweise so genannten Konsuln der Stadt, der Gemeine (de communi) gab es nämlich mehrere untergeordnete Arten [6]), der Gerichte, der Kaufleute u. s. w., mit gesonderten Wirkungskreisen [7]), welche jedoch in jenen höchsten Konsuln ihren Mittelpunkt und ihre letzte Stelle fanden.

Das Amt eines Konsuls dauerte in der Regel ein Jahr, doch

---

1) Savigny. I, 323.

2) *Rovelli* Storia di *Como*, zu 1114. *Moscardo* Storia di *Verona*, 125. *Murat.* antiq. Ital. Diss. XLVI, S. 40 — 50. *Malvecius* p. 882. Caesen. annal. zu 1173 und 1180.

3) *Cartepec. di S. Bartol. di Pistoja.* Mscr. nell' archivio dipl. di *Firenze*, zu 1212. *Bussi* 57.

4) *Caffari* annal. bey Muratori.

5) *Murat.* Antiq. Essens. I, 155. Sie hatten einen andern Wirkungskreis.

6) So wie es jetzt viele Arten von Räthen gibt.

7) *Vedriani* Storia di *Modena*. II, 123. *Carlini* 9. Consules de placitis, Mercatorum u. s. w.

konnte der Abgehende wieder gewählt werden; ja in der Mitte des zwölften Jahrhunderts bekleidete Cocco Griffi jenes Amt in Pisa siebzehn Jahre nacheinander [1]), und verherrlichte die Stadt, und sich, durch große Baue und treffliche Einrichtungen. — Ueber die Wahlart der Konsuln fehlt es fast an allen nähern Nachrichten, und kaum weiß man, wie viel auf die vereinzelten Angaben zu bauen ist: daß in Brescia funfzig vom großen Rath erwählte Männer [2]), daß in Florenz hundert erwählte Männer, die Konsuln ernannten. Etwas mehr Licht wird sich über diesen Gegenstand verbreiten, wenn wir die Verhältnisse der wichtigsten Stadte unten im Einzelnen entwickeln, und wenn wir jetzo das zusammenstellen was sich von den übrigen öffentlichen Körperschaften, von den Räthen, und ihrer Stellung gegen die Konsuln ermitteln ließ.

Wenn man nämlich auch im Allgemeinen annehmen kann, daß die eigentliche Verwaltung in den Händen der Konsuln und derjenigen Beamten war, welche für die Rechtspflege, die Steuern, die Polizey u. s. w. ernannt wurden, so konnten diese doch niemals eigenmächtig verfahren, da ihnen genossenschaftliche Behörden, Räthe (consilia, consiliarii) in mannigfachen Abstufungen zur Seite standen, welche bey allen wichtigen Sachen, und ohne Ausnahme bey der gesammten Gesetzgebung befragt werden mußten. Allerdings hatte jede bedeutende Stadt (wie wir unten so viel als möglich zeigen wollen) hiebey ihre Eigenthümlichkeiten, und bald überwogen demokratische, bald aristokratische Ansichten; doch kann man als Regel annehmen, daß der allgemeinern Volksversammlung ein engerer Ausschuß gegenüber stand [3]). In jener sollte wohl eigentlich, wenn auch nicht das ganze Volk nach Köpfen, doch jeder großjährige, unabhängige Bürger Theil nehmen; da dieß aber den Mächtigern oft unbequem, da es mit den Beschäftigungen der Bürger oft unvereinbar erschien, oder zu Aufständen und Verwirrungen führte, so verschwand an vielen Orten die allgemeine Volksversammlung, (die concio) fast ganz, und der große Rath, das consilium majus, trat so sehr an ihre Stelle, daß beydes oft verwechselt oder als gleichbedeutend genommen wird. Dieß mit Unrecht [4]), denn einmal findet man bis

---

[1]) *Tronci* Storia di *Pisa*, zu 1154.

[2]) *Carlini*, p. 8. *Sismondi*. II, 341. In wie weit das überall Anwendung finde, was *Sigonius* de regno Italiae, X, 241 beybringt, ist sehr zweifelhaft.

[3]) So wie in Athen der ἐκκλησία die βουλή.

[4]) Nach 1256 wird in Padua die Concio neben dem großen Rath erwähnt. *Verci Ecclini*. III, Urk. 230 — 1204 publica concio

in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts die Volksversammlung hie und da dem großen Rathe entgegengesetzt, ferner findet man, daß sie bey ganz außerordentlichen Gelegenheiten ausnahmsweise berufen wurde, oder auch wohl zu schädlicher wie zu heilsamer Einwirkung, eigenmächtig zusammentrat. Demungeachtet bleibt es im Allgemeinen wahr, daß die Gesammtzahl der Bürgerschaft eine unmittelbare Einwirkung auf die öffentlichen Einrichtungen verlor (oder vielmehr, trotz des Namens, wohl nur sehr selten gehabt hatte), daß an die Stelle der verwirrten vielköpfigen Demokratie, ein engerer Ausschuß trat, welcher nunmehr eben als der demokratische Theil der Verfassung betrachtet werden muß. So erschien in Venedig (um ein Beyspiel, und ein recht schneidendes, zu geben) der große Rath im Gegensatz einer Volksversammlung unstreitig als eine aristokratische Körperschaft [1]), nachdem aber das Volk nicht mehr versammelt und befragt wurde, verwandelte sich der große Rath (als die zahlreichste Körperschaft) in den demokratischen Theil der Verfassung, und ihm standen die übrigen Räthe und engern Ausschüsse seitdem als das strenger Aristokratische gegenüber.

Nirgends fehlte ferner ein engerer kleinerer Rath [2]) (consilium speciale), welcher in der Regel vorberathen mußte, ehe eine Sache durch die Konsuln an das Volk, oder den großen Rath gebracht wurde. Allmählich bildete sich aber ein noch engerer Ausschuß, welcher über dem kleinern Rathe stand, und nicht blos bey der Gesetzgebung, sondern auch bey allen wichtigen Verwaltungsangelegenheiten mitsprach. Dieser Ausschuß, gewöhnlich Credenza genannt, ließe sich mit dem vergleichen, was man in neuern Zeiten wohl den Geheimenrath oder Staatsrath genannt hat; nur muß nicht vergessen werden, welche Eigenthümlichkeiten eine republikanische Verfassung jeder Körperschaft und Behörde unaustilgbar aufdrückt. Das Wechselverhältniß der Credenza und des kleinen Rathes ist nicht überall ganz deutlich zu erkennen, ja beyde scheinen bisweilen in einander zu verschmelzen; in dem Maße aber, als die Bedeutung der Volksversammlung verschwand, und das Demokratische wie gesagt an den großen Rath überging, bildeten sich die engern Ausschüsse immer mehr und mehr aus: der kleine Rath nahm allmählich die Stelle des großen, die Credenza die Stelle des kleinen Raths ein, bis man endlich im dreyzehnten

---

zu Faenza. *Savioli* II, 2, Urk. 362 und 380, 1219 in Imola ib. Urk. 463.

[1]) Selbst in kleinern Städten, z. B. in Tolentino, *Santini* memorie di *Tolentino*, 314.

[2]) Siehe darüber unten das Nähere.

Jahrhundert wenige Anziane [1]), oder Alte über den geheimen Rath setzte, und anstatt der vier bis sechs Konsuln einen Podesta erwählte. So ruhte also die Pyramide der Behörden und Körperschaften auf breiterm Grunde, und ward in regelmäßigen Abstufungen verengt, bis sie sich in einer Spitze endigte.

Die Zahl der Besitzer des großen Rathes war nicht in allen Städten, ja nicht in derselben Stadt, immer gleich groß. Denn im Fall das Gesetz die Eigenschaften bestimmte, welche unbedingt den Zutritt eröffneten, so mußte die Zahl der Berechtigten steigen oder sinken, und dasselbe fand Statt, wenn etwa der kleinere Rath die Vorgeschlagenen mit einer gewissen Stimmenmehrheit verwerfen konnte. Gewöhnlich wählten indessen die Bürger jährlich nach Stadtvierteln, oder ähnlichen Abtheilungen, eine gesetzlich bestimmte Zahl. Ein merkwürdiger Uebergang aus eigentlichen Volksversammlungen zu geschlossenen Räthen scheint sich auch darin zu finden, daß man bisweilen bey wichtigen Angelegenheiten eine größere Zahl Rathgebender berief [2]), als bey unwichtigen Dingen. Hier blieb die eigentliche Berechtigung noch immer gleich und unverkürzt, und wenn sich Alle dabey beruhigten, so kam es zu keinen schärfern gesetzlichen Bestimmungen. Allmählich aber ward die lange beschränkende Gewohnheit auch wohl ohne buchstäblich gesetzliche Anerkenntniß zum Gesetz.

Wie sich nun auf solche Weise in einzelnen Städten Alles zur Aristokratie entwickelte, wie in andern durch allmähliche Gegenwirkung oder plötzlichen Umschlag Alles wieder zur Demokratie zurückging, werden wir unten an merkwürdigen Beyspielen zeigen.

In der Regel mußte der große Rath befragt werden über allgemeine Gesetze [3]), Krieg, Frieden, Bündnisse, Steuern; in der Regel ernannte er die obrigkeitlichen Personen, Syndici und Gesandte, in der Regel erwählte er die Mitglieder des kleinen Rathes und der Ausschüsse. — Dagegen durfte sich der große Rath nicht versammeln ohne Aufforderung der Konsuln, und diese konnten wohl nur in einzelnen Fällen vom kleinen Rath, oder der Credenza, dazu angehalten werden. Der große Rath sollte keine Sachen selbst in Anregung bringen, sondern, wie gesagt, nur

---

1) *Anciens.*

2) So 1257 bey *Monregale*, *Grassi* II, 39, 62.

3) *Caffari* zu 1162, *Santini* 814 — 1204 beschwört in Faenza erst der Rath einen Vertrag mit Bologna, und am folgenden Tage schwören zwey Bevollmächtigte im Namen des ganzen Volkes in publica concione. *Savioli* II, 2, Urk. 362, 380. — *Verci Ecclini.* III, Urk. 280, 1267, Gesandte in Bassano mit Zustimmung des großen Raths gewählt.

über das entscheiden, was ihm, nach der Vorberathung im klei- nen Rath, vorgelegt wurde. Nirgends finden sich indessen Beweise, daß ein Rath die Schritte des andern unbedingt habe hemmen, oder nach unserer Art zu reden, ein Veto gegen den andern habe ausüben können.

Eben so verschieden als die Zahl der Beysitzer des großen Raths, [1]) war die Zahl der Beysitzer des kleinen; doch standen beyde Zahlen in einem Wechselverhältniß, und jene war im Durchschnitt wenigstens viermal so stark als diese.

Die Mitglieder des kleinen Raths und der Credenza wurden am häufigsten aus den Beysitzern des großen Raths erwählt, seltener wohl aus den übrigen Bürgern [2]). Sie bekleideten ihr Amt bald längere bald kürzere Zeit, in der Regel nur ein Jahr, und erhielten bisweilen allgemeine Vorschriften über ihr Verfahren, bisweilen außerdem bestimmte Vollmachten für einzelne Fälle. Kam es darauf an, einmal den großen Rath ganz neu zu bilden, so that sich wohl das gesammte Volk zusammen und verfuhr ohne strenge Rücksicht auf Gesetz und Herkommen; gewöhnlich aber blieb es bey der oben angedeuteten jährlichen Wahlart, und ein erbliches ausschließendes Recht ward erst sehr spät und nur in wenigen Städten durchgesetzt. Anderer Seits übte der große Rath wiederum seine Wahlrechte mannichmal nicht selbst aus, sondern übertrug sie zur nützlichen Vereinfachung an wenige Personen. — Daß die Mehrheit der Stimmen in allen diesen Körperschaften entschied [3]), hat kein Bedenken; die Abstimmungen selbst aber erfolgten gewiß nicht überall und immerdar auf gleiche Weise. In manchen Fällen wurden die Stimmen geheim in Urnen geworfen [4]), andere Male kam es aus dem lauten Verhandeln gewiß auch zu lautem Abstimmen, zu allgemeinem Beyfall, allgemeinem Verwerfen, oder zu einer Sonderung in zwey Theile mit augenfälliger Ueberlegenheit des einen Theils. Im Allgemeinen mochte man bey den Wahlen am geheimsten, bey Berathung und Abstimmung über andere öffentliche Angelegenheiten dagegen öffentlicher verfahren.

B. Von den innern Verhältnissen der Städte.

---

[1]) Selbst für kleinere Städte, wie Alessandria und Monreale, finden wir ganze Seiten voll von Namen der Consiliarii. *Grassi* II, 39. — In Arezzo 1214 ein großer Rath und ein Rath von 200. *Camici* z. d. Jahre Urk. IX. p. 94.

[2]) *Rovelli* II, Art. 3, CLVI. *Gennari* zu 1111.

[3]) Siehe z. B. *Moriondus*. I, Urk. 53.

[4]) Ad *Bussolas* cum ballotis in Padua. *Orsato* historia di *Padova*, 310.

in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Obgleich die Rechte der Konsuln nach dem Vorstehenden unter mehrere Personen getheilt, und durch die Räthe sehr beschränkt waren, so blieb ihnen doch, als Häuptern der ganzen Verwaltung, ein sehr großer Einfluß. Daher entstanden unregelmäßige Bemühungen, diese Würde zu gewinnen [1]), Parteyungen vor den Wahlen, und parteyische Anwendung der erhaltenen Gewalt nach den Wahlen. Einige meinten, die mehrköpfige Herrschaft mache schnelles und ein kräftiges Wirken unmöglich, Andere glaubten umgekehrt die Macht der Konsuln sey zu groß, noch Andere fanden es unerträglich, sich von ihres Gleichen beherrschen zu lassen. Diese und ähnliche Gründe wirkten zuletzt gleichmäßig dahin, daß eine sehr wichtige Veränderung in den italienischen Städten angenommen wurde, und man wählte nämlich statt mehrerer Konsuln aus den eingebornen Bürgern, nunmehr nur ein Oberhaupt, einen Podesta (potestas) [2]), welcher nothwendig ein Fremder seyn mußte. Dadurch, so rechtfertigte man die Maßregel, sey allen schädlichen innern Bewerbungen vorgebeugt, der Fremde sey nothwendig unbefangen, unparteyisch, von keinen Vortheilen eingenommen, und doch wiederum als Italiener, als Bürger einer andern Stadt, nicht ganz unbekannt mit dem, was der wahre Vortheil erheische. Im Gegentheil entstehe durch die Wechselwahl der Podesta aus verschiedenen Städten ein fruchtbarer Austausch von Ideen, eine Bekanntschaft mit vielfachen Verwaltungsgrundsätzen und Maßregeln, eine Steigerung von bloß örtlichen Ansichten zu höhern, welche das gleichartige Wohl aller Bürgerschaften als letztes Ziel im Auge behielten. Auch sey die Hoffnung eines tüchtigen Mannes nun nicht mehr auf eine Stadt beschränkt, jeder habe einen Sporn, sich auszuzeichnen, die Aufmerksamkeit der Uebrigen zu erwecken und anderwärts den verdienten Lohn zu empfangen, welchen undankbare Mitbürger vielleicht versagten.

Diese Wahl der Podesta statt der Konsuln begann keineswegs in allen Städten gleichzeitig, und aus einem, plötzlich eintretenden, allgemeinen Grunde [3]). Wir finden 1163 den ersten Podesta in Verona, 1170 in Vicenza, 1173 in Treviso,

---

[1]) *Murat.* antiq. Ital. Diss. XLVI, p. 64. *Tronci* storia di *Pisa* zu 1190.

[2]) Der Podesta stand allerdings der peinlichen Rechtspflege vor, keineswegs aber war sein Wirkungskreis darauf beschränkt.

[3]) *Verci* Eccl. I, 230. *Johannes* Judicis Chron. Mscr. in Bibliot. *Barberina* und *Gennari* zu 1175. *Tronci* zu 1190. Excerpta *Magliabecchiana* Mscr. Th, 43, S. 62 zu 1199. *Savioli* zu 1205, über die Podesta in Florenz.

1175 in Parma, 1190 in Pisa, 1199 in Florenz u. s. w. Nun fehlt es zwar nicht ganz an noch ältern Beyspielen (so war 1151 ein Podesta in Bologna [1]), 1156 in Modena, 1158 in Pistoja; allein, diese Podesta sind höchst wahrscheinlich nur kaiserliche Beamte gewesen; wie sich überhaupt nicht läugnen läßt, daß die Stellung solcher Beamten, besonders des kaiserlichen Appellationsrichters, hin und wieder den Uebergang zu der neuen Gestaltung bahnen mochte. — Nichts aber ist irriger als die Annahme, daß kaiserliche Uebermacht oder Staatsklugheit im Allgemeinen das System der Podesta erzwungen oder eingeschmuggelt habe. Die oben aufgezählten Ursachen sind unläugbar die entscheidenden gewesen, und schon daraus, daß nach dem Konstanzer Frieden [2]), welcher die Macht des Kaisers beschränkte, jenes Systems schnellere und allgemeinere Annahme fand, widerlegt sich jene unerwiesene Voraussetzung. Ganz ohne Widersprüche kam aber natürlich eine so wichtige Veränderung nicht zu Stande: die eingebornen Bürger, welche ihrer Macht und ihres Einflusses halber, die nächste Hoffnung gehabt hatten, Konsuln zu werden, setzten es oft durch, daß man zu der ältern Weise zurückkehrte, und so finden wir zwanzig bis dreyßig Jahre vom Konstanzer Frieden abwärts in den Städten bald mehrere Konsuln, bald einen Podesta [3]). Seitdem geht aber die Reihe der Letztern fast ununterbrochen fort, obgleich jene Widersprechenden in sofern nicht ganz geschlagen waren, daß ein mittlerer Ausweg ihre Wünsche wenigstens einigermaßen befriedigte. Der fremde Podesta stand nämlich als der erste an der Spitze des Ganzen, aber alle oben erwähnten Arten von Konsuln wurden für untergeordnete Kreise, für gewisse Rechtssachen, Handelssachen u. s. w. nach wie vor gewählt, und blieben in Wirksamkeit.

Ueber die Wahl des Podesta wird sich unten bey den einzelnen Städten Einiges zweckmäßiger anführen lassen; im Allgemeinen bemerken wir, daß sie in der Regel der zahlreichsten Korperschaft zustand, welche in der Stadt öffentliche Rechte hatte [4]).

---

1) *Tiraboschi* Memorie *Modenesi.* II, 17. *Cartepec.* di *Pistoja* Mscr. nell' arch. dipl. di *Firenze* zu 1158. *Savioli* II, 1. Urk. 148, 150.

2) *Carlini* de pace *Constantiae* 10. Antichità *Longob. Milanesi.* II, 319.

3) Podesta und Konsuln abwechselnd in Viterbo. *Bussi* Storia di *Viterbo* 57. *Murat.* antich. d'Ital. Diss. XLVI. p. 70 — 81. — 1188 in Piacenza ein Podesta, und daneben Consoli del Commune und di *Giustizia. Poggiali* Memor. di *Piacenza.* IV. 382. *Paduae* regim. Catalogus 307 in Vol. VIII. script. *Ital.*

4) De communi beneplacito, de voluntate cunctorum. *Roland. Patav.* X, 6. *Maurisius* 11.

Es fehlt aber nicht an Ausnahmen von dieser Regel: bisweilen übertrug man die Ausübung des Wahlrechtes aus den schon oben berührten Gründen, an wenige Personen, oder die engern Körperschaften wußten sich in den Besitz desselben zu setzen [1]). So berief z. B. der Podesta von Voltrajo im Jahre 1243 den Rath, um zu beschließen, auf welche Weise sein Nachfolger solle erwählt werden; und man beschloß dies Recht zweyen Männern zu übertragen, welche man aus dem Rathe selbst erkiesete.

Der Podesta war gewöhnlich von Adel und Ritter, ja Markgrafen und Hochadelige suchten allmählich diese Stellen [2]), und legten dadurch ein bedeutendes Gewicht in die aristokratische Schale. An den Erwählten wurden Abgeordnete geschickt, über seine Rechte, Pflichten u. s. w. eine Urkunde entworfen, und, so fern er das Amt annahm, feyerlich beschworen. Bey der Ankunft in der Stadt hielt der neue Podesta gewöhnlich eine Rede an das versammelte Volk, worauf der abgehende antwortete, und Abschied nahm [3]).

Der Gehalt der Podesta war sehr verschieden, nach Maßgabe der Größe oder Kleinheit der Stadt, und der von ihm selbst übernommenen Ausgaben [4]). Es standen nämlich dem Podesta jedesmal mehrere Räthe und Richter zur Seite, welche bisweilen von dem Volke gesetzt, bisweilen von dem Podesta selbst erwählt und aus der Fremde mitgebracht wurden [5]). Darüber bestimmten die abgeschlossenen Verträge das Nähere auf sehr mannigfaltige Weise. Und nicht allein jene Richter, sondern auch Gerichtsdiener und zur Vollziehung der Sprüche nöthige Personen, kurz, alle zur eigentlich exekutiven Gewalt gehörigen Beamten, nahm man aus Eifersucht und Besorgniß mehrere Male keineswegs aus der Stadt, sondern verpflichtete den Podesta, sie für die ihm ausgeworfene runde Summe aus der Fremde herbeyzuschaffen und

---

[1]) Castrum montis *Voltraji* (nicht Volterra). Codice dipl. di *Volterra*. Mscr. nell' archiv. dipl. di *Firenze*. Urk. 493. Was Sigonius de regno *Ital.* X, 241 über die Wahl des Podesta allgemein angibt, fand keineswegs überall gleichmäßig Statt.

[2]) *Sismondi* II, 442. Markgraf Azo von Este war z. B. 1196 Podesta von Ferrara. *Murat.* antiq. *Essens.* I, 369.

[3]) *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 90 — 100.

[4]) Unten Näheres bey den einzelnen Städten. — *Stanconi* annal. zu 1270 in *Murat.* scrip. Vol. VI. — Der Podesta von Forli erhielt siebenzig Pfund. Peter Bin. V, 19; der Podesta von Faenza tausend Pfund für sich und seine Genossen. *Savioli* II, 2, Urk. 710 von 1256. Der Podesta in Voltrajo zweyhundert Lire. Codice dipl. di *Volterra*. Mscr. Urk. 507.

[5]) *Roland. Patav.* V, 12.

zu besolden. Einige Male bewilligte man ihm als Unterstützung einen Antheil an den Strafen [1]), andere Male ward deren Erhebung aus Furcht vor Erpressungen wo nicht ganz untersagt, doch zu andern uneigennützigen Zwecken bestimmt.

In der Regel dauerte das Amt des Podesta ein Jahr lang, und er mußte am Schluß seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen; ja zu solch einer Rechenschaft, welche man auch das Syndicat nannte, waren in der Regel alle städtischen Beamten verpflichtet [2]). Die Geringern stellten sich dazu vor dem Podesta, dieser vor dem großen Rath oder noch öfter vor einem ernannten Ausschuß. Hier, vor diesen Syndicatoren, konnte jeder binnen einer gewissen Frist Klagen anbringen, und der Podesta mußte sich (gewöhnlich nach der ausdrücklichen Vorschrift des mit ihm geschlossenen Vertrages), der von jenen Männern ausgesprochenen Strafe unterwerfen. Damit diese Strafe aber nicht immer die Person treffe, behielt man nicht selten einen Theil seines Gehalts inne, und bezahlte daraus die, einzelnen Personen etwa zuerkannten, Entschädigungen. Ward man mit dem Podesta schon während seines Amtsjahrs sehr unzufrieden, so setzte man ihn ab [3]); für welchen Fall aber freylich rechtliche Formen weder vorgeschrieben waren, noch beobachtet wurden. Vielmehr kam es dabey oft zu den größten Unordnungen und Frevelthaten. So beschuldigte man z. B. im Jahre 1194 den Podesta von Bologna, Guido Cino, vieler Verbrechen [4]), setzte ihn ins Gefängniß, und ließ ihm (gewiß nicht nach den Vorschriften eines festen Gesetzes, sondern aus Willkür) alle Zähne ausziehen. Um sich gegen solche Grausamkeiten zu schützen, traten mehrere Podesta das Amt erst an, nachdem die berufende Stadt Geißeln in ihren Geburtsort gesandt und eingewilligt hatte, daß an diesen, jede dem Podesta etwa erzeigte Ungebühr gerächt werde [5]).

Nicht minder kam es bey den Wahlen der Podesta bisweilen zu Fehden und Blutvergießen, weßhalb z. B. Gregor IX. den

---

1) *Grassi* Memor. di *Montevegale*. II, S. 74. Urk. von 1210.

2) *Rovelli* II, Dissert. praelim. Artic. 3. *Gennari* zu 1258. *Smeregus* zu 1211. in *Mur.* script. Vol. 8.

3) 1257 wird z. B. in Parma der Podesta abgesetzt. *Johannis* judic. chr. mscr., 1219 verjagte man ihn aus Modena. *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 90—96. *Tonduzzi* 202.

4) *Ghirardacci.* I, 104, 108.

5) So mußten die Römer z. B. im Jahre 1255 Geißeln nach Bologna schicken, als sie den Bologneser Brancaleo zum Senator erwählten. *Savioli.* III, 2, Urk. 698, 699. Excerpta *Magliab.* Th. 43, S. 64.

Bolognesern vorwirft [1]), sie wären von der Süßigkeit der Freyheit trunken geworden, und ihnen bey einer Strafe von tausend Mark gebietet, den Sprüchen der, zur Untersuchung abgeschickten Geistlichen, zu gehorsamen. An solche Weisungen der höhern kirchlichen oder weltlichen Macht kehrten sich aber die Städte nur dann, wenn die damit zufriedene Partey die Oberhand gewann [2]); was aber wiederum nicht selten so weit führte, daß der Kaiser oder der Papst, oder auch gar der Bischof Podesta einsetzte, und ihren Gehalt bestimmte. Bisweilen beschworen die auf solche Weise Ernannten die Gesetze und das Herkommen der Stadt [3]), bisweilen aber scheinen sie Vorschriften erhalten zu haben, welche damit wohl nicht ganz übereinstimmten.

Im Mittelalter, wo die Gesetzgebung weit weniger von einem Mittelpunkte ausging, wo man überhaupt weit weniger allgemeine Gesetze erließ, als in neuern Zeiten; entwickelte sich natürlich das örtlich Erforderliche weit lebendiger, eigenthümlicher und unbeschränkter. Auch wachten die Könige und ihre nächsten Umgebungen und Stellvertreter nicht sehr eifersüchtig darüber, daß Jegliches ihnen zur Einsicht und Bestätigung vorgelegt werde; sie hatten durchaus nicht den Grundsatz, daß man der Gleichartigkeit als dem höchsten Ziele nachstreben, daß man die Verschiedenheit möglichst vertilgen, und alles über einen Leisten schlagen solle. Freylich trugen äußere Verhältnisse viel dazu bey, jene örtliche Gesetzgebung unabhängiger und umfassender, oder abhängiger oder beschränkter zu machen, und Rom, Venedig, Pisa u. s. w. konnten allerdings anders, als unbedeutende Orte verfahren; doch bekümmerte sich in der Regel niemand um die Beschlüsse, wenn sie den Rechten keines Dritten zu nahe traten, und keine Klage erhoben wurde.

Schon im zwölften Jahrhundert gab es eine große Zahl von Statuten der Städte [4]); man sammelte sie 1147 in Florenz, 1160 in Pisa u.s.w. ja schon ums Jahr 1030 heißt es vom Vater des heiligen Lanfrankus: er habe zum Stande derer gehört, welche die Rechte und Gesetze der Stadt Pavia aufbewahrten [5]). Wenn man auch hiebey wohl nicht an öffentliche

[1]) *Bullae Pontif.* bey Hahn N. XIII.

[2]) *Lilio* Storia di *Camerino*, 250. Peter Vin. V, 35, 36. VI, 19.

[3]) *Cereta* zu 1235. Peter Vin. V, 100.

[4]) Für Florenz bezeugt ihr Daseyn *Lami* Lezioni. I, 123. Die Pisaner Statuten von 1160 befinden sich handschriftlich in Pisa und in Florenz; aber leider erfuhr ich dieß so spät, daß ich sie nicht benutzen konnte. Doch erwarte ich eine Abschrift.

[5]) De ordine illorum qui jura et leges civitatis asservabant. *Rovelli* II, CXC.

Lehrer der Rechte denken darf, sondern nur an Registratoren, so ist doch klar, daß besondere Rechte und Gewohnheiten der Stadt schon vorhanden waren. Allein erst nach dem Konstanzer Frieden trat die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer innern Gesetzgebung allgemeiner hervor, und fast alle irgend bedeutende Städte bekamen nun allmählich eigene und zum Theil sehr ausgebildete Sammlungen ihrer Rechtsgrundsätze und Statuten. Daß diese Grundsätze bis in das alt-römische Recht hineinreichten, hat keinen Zweifel; auch fehlte es den Städten nicht an Veranlassung sich darauf zu berufen, obgleich die Kaiser, von einer ganz andern Seite her, dasselbe thaten [1]). Wie das geistliche Recht überall eingriff, ist schon oben bemerkt worden, und nicht minder erzeugte endlich das Lehenwesen Gerichte eigenthümlicher Art. — Wir finden Spuren, daß zwölf, jährlich gewählte Schöppen in mehreren Städten das Recht handhabten [2]), und wenn man diese für deutschen Ursprungs halten will, so zeigen sich auch andere Schöppen römischen Ursprungs, welche aus den Dekurionen hervorgingen. Als staatsrechtliche Körperschaft verloren die italienischen Schöppen im eilften und zwölften Jahrhundert ihre Bedeutung, und verwandelten sich in eine Behörde von Richtern [3]), welche auf ähnliche Weise abgesondert und unverändert fortdauerte, wie mancher Schöppenstuhl in Deutschland. Der Ordo, der eigentliche alte Stadtsenat, ward dagegen von dem neuen Leben ergriffen, und durchlief alle die bereits angeführten, oder noch zu erwähnenden Gestaltungen, bis von der alten Einrichtung keine Spur mehr übrig blieb. —

Wichtiger als alle anderen Körperschaften wurden in vielen Städten (des sich hebenden Bürgerthums halber) die Zünfte, und deren Vertreter, die Anziane; das Nähere über ihre Stellung und Wirksamkeit wird sich indessen besser in der zweyten Hälfte dieser Abhandlung beybringen lassen. In Bezug auf die Gerichtsverfassung bemerken wir noch Folgendes. Neben den von der Gemeinde

---

1) *Savigny*. I, C. 2.

2) Non alias tantae leges aut civilia jura —
Tradita cura viris sanctis est haec duodenis
Qui populum justis hic moderantur habenis
Annuus hic honos est. — *Moysis* de laudibus *Bergomi*. V, 275, um das Jahr 1120.

3) *Savigny*. I, 253. — Rinaldo sagt in den Memorie di *Capua* II, 186, 189: die, welche in den Kolonien Dekurionen und in Rom Senatoren hießen, wurden im untern Italien, in Capua, Benevent u. s. w. schon vor dem eilften Jahrhundert judices genannt.

erwählten Richtern [1]), urtelten andere aus königlicher Vollmacht bisweilen in der ersten, gewöhnlich in der zweyten Stelle. Dieser Einfluß minderte sich aber, indem es theils den Königen an vollziehender Macht fehlte, theils den erwählten Obrigkeiten die Würde des königlichen Richters oft übertragen, und sehr viel auch durch ausdrückliche kaiserliche Verleihungen gewonnen ward [2]). Aus allen diesen Gründen mußten die Städte ihre eigene Gerichtsverfassung weiter ausbilden: sie errichteten deßhalb über dem gewöhnlichen Gerichte erster Stelle, ein zweytes Appellationsgericht, ja bisweilen wurden die Aussprüche dieses zweyten Gerichts dem Richter des Podesta zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt, so daß man diesen als eine dritte Stelle, oder wie einen Justizminister betrachten könnte [3]). Er wechselte jährlich, gleich dem Podesta, wogegen die einheimischen Richter um so gewisser eine längere Zeit oder gar lebenslang im Amte blieben, da man allmählich immer größere und gelehrtere Rechtskenntnisse von ihnen verlangte. So findet sich 1265 ein Gesetz in Padua [4]), daß niemand Richter werden soll, der nicht wenigstens sechs Jahre studiert habe und die Rechtsbücher (libros legales) besitze. Die Notare, durch deren Hände fast alle Verträge und alle Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit gingen, wurden, selbst in spätern Zeiten, fast ausschließlich vom Kaiser (selten von Päpsten) ernannt, aber sie mußten ebenfalls nach größern Kenntnissen streben, wenn sie in ihrem wichtigen Wirkungskreise Beyfall oder bestimmte Anstellungen in den Städten erhalten wollten. Bey Kauf und Verkauf von Grundstücken genügte die Beglaubigung des Notars nicht überall, sondern in mehreren Städten [5]), z. B. in Padua [6]), bestand eine Behörde, vor welcher Geschäfte dieser Art vollzogen, und die Hauptsachen wahrscheinlich in amtlichen Büchern eingetragen wurden. — Die Prozeßkosten waren nicht immer, und nicht überall gleich groß. In Mailand hob

---

1) *Rovelli.* II. Diss. prael. CXXV.

2) 1243 Freybrief für Fano, alle gewöhnlichen Rechtssachen vor eigenen Stadtrichtern zu entscheiden. *Amiani* Memorie di *Fano.* I, 199.

3) *Cartepecore* di S. *Bartol.* di *Pistoja* Mscr. Urk. von 1258.

4) *Gennari*, zu 1265.

5) 1228 imperialis aulae et tunc Communis Ferrariae Notarius. *Murat.* antiq. *Ital.* II, p. 33.

6) 1230 in Padua camera ubi fiunt venditiones vor einem im Namen des Podesta handelnden Richter, vor noch andern Richtern, und den extimatoribus communis judicibus. *Cornelio* Ecclesia Torcellana. I, 232. Siehe unten Venedig.

man ums Jahr 1224 vom Pfunde zwölf Denare [1]), wovon zehn zur öffentlichen Kasse flossen, zwey aber zur Vertheilung an die Richter kamen. Troß dem allgemeinen Hinneigen zu demokratisch bürgerlichen Ansichten, hörte die Abstufung der Strafen nach Verschiedenheit der Stände keinesweges ganz auf: so war z. B. noch 1268 in dem guelfischen Ferrara die Buße für thätliche Beleidigungen an einem höhern Adeligen (capitaneus) verübt, zwanzig Pfund, an einem Ritter oder mittelbaren Adeligen (valvassor vel miles) zehn Pfund, an einem Bürgerlichen fünf Pfund [2]).

Eine nähere Entwickelung der Rechtsverhältnisse würde hier so wenig an ihrer Stelle seyn, als eine Darstellung der Abgaben und des Handels [3]). Nur so viel bemerken wir im Allgemeinen, daß jene Abgaben sehr mannigfacher Art waren, und troß der vielen persönlichen Leistungen und sachlicher Lieferungen, um der häufigen Kriege willen, dennoch bedeutend anwuchsen. Außerdem kostete der Aufenthalt der Kaiser, Päbste, Legaten u. s. w. den Städten oft so viel, daß sie Geld durch außerordentliche Mittel herbeyschaffen mußten. So verkaufte Vicenza im Jahre 1209 Gemeindegüter an den Meistbietenden [4]), und im Jahre 1196 ward mit Beystimmung des Podesta und des ganzen Rathes [5]), und im Namen der ganzen Bürgerschaft eine Anleihe für Ravenna in Bologna zu Stande gebracht. Mithin war in den italienischen Städten wie überall Noth und Klage über das Steuer- und Geldwesen an der Tagesordnung; doch finden sich auch einzelne Beyspiele so tüchtigen Sinnes, daß die Bürger (wie in Ferrara ums Jahr 1220) Klage erhoben [6]), wenn man ihre Abgaben zu niedrig bestimmt hatte, daß sie eine Ehre darein setzten, diese freywillig zu erhöhen. Dadurch, so wie durch Sparsamkeit, ordentliche Wirthschaft und ursprünglichen Reichthum der Gemeinde, kam es um dieselbe Zeit unter Solinguerra's tüchtiger Leitung in Ferrara dahin, daß ein, nach Abzug aller Ausgaben monatlich bleibender Ueberschuß, aus der öffentlichen Kasse an die Bürger vertheilt ward.

Jeder war zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet,

---

1) *Rovelli.* II, 189.

2) *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 656.

3) Ich werde die, freylich ungenügende, Ausbeute meiner Forschungen über diese Gegenstände ein andermal vorlegen.

4) *Verci* Eccl. III, Urk. 77.

5) *Savioli.* II, 2, Urk. 320.

6) *Ferrariens.* chron. in *Murat.* script. Vol. VII, S. 483.

nur mußten die Reichern (wie nach Solons Einrichtung in Athen) gewöhnlich den schwerern, kostspieligern Kriegsdienst, die Aermern den leichtern und wohlfeilern übernehmen. Bisweilen kam es aber darüber zu hartem Streite, und im dreyzehnten Jahrhundert nicht selten zu dem Ausweg, daß man Fremde in Sold nahm [1]). Oder die herrschende Stadt wälzte, wie einst Rom, die größere Last auch wohl auf die Bundsgenossen, die abhängigen Orte und die Unterthanen; was aber, wenn diese ihr öffentliches Verhältniß ungeduldig umzustellen suchten, oft in die größte Gefahr stürzte [2]). Dieß widerfuhr z. B. den Genuesern im Jahre 1173. Ueberhaupt ging die Einsicht und der Entschluß, in sich stets die Hauptkriegsmacht zu bilden und zu erhalten, nur zu bald in vielen Städten verloren.

7. Von den Verhältnissen der Städte unter einander. Zwischen den einzelnen Städten waren unzählige einzelne Verbindungen geschlossen und wiederum aufgelöset worden, bis die unter der Herrschaft Kaisers Friedrich I. eintretende allgemeine Bedrängniß, im obern Italien den größern Bund erzeugte, welcher unter dem Namen des Lombardenbundes so berühmt geworden ist. Der Hauptzweck desselben war: einen tüchtigen Widerstand gegen kaiserliche Tyranney zu erzeugen, und unter den Bundesgliedern einen dauernden Frieden zu begründen. Zu diesem Hauptzwecke sollten folgende nähere Bestimmungen hinwirken [3]): die Städte ersetzen sich den bey wechselseitiger Vertheidigung etwa erlittenen übermäßigen Schaden; Friede und Waffenstillstand darf nicht ohne allgemeine Berathung geschlossen werden, und bey dieser entscheidet die Mehrheit der Stimmen. Wechselseitige Anforderungen der Städte oder einzelner Bürger werden im Wege Rechtens beseitiget, und Geächteten kein Schutz verliehen. Zölle und andere Abgaben, welche nicht blos die eigenen Bürger treffen, sollen nur mit wechselseitiger Beystimmung aufgelegt werden. — Außer diesen fehlte es freylich nicht an andern Bestimmungen, sie betreffen aber so sehr Nebendinge oder begründen so geringe Abweichungen, daß ihre Aufzählung zwar den Schein erweckt, als sey man auf heilsame Weise über sehr Vieles einig geworden, der Wahrheit nach aber daraus nur doppelt klar hervorgeht, man habe über die wichtigsten Dinge, über die Stellung, Verpflegung und Ablösung von Kriegern, über die Bundesbeyträge und die Geldverwaltung, über die Rechts-

---

[1]) So hatte Florenz im Jahre 1263 italienische und deutsche Söldner. Excerpta *Magliabech.* Mscr. Th. XLIII, S. 41.

[2]) *Oberti* annal. in *Murat.* script. Vol. VI, gegen das Ende.

[3]) Ich kann mich hier auf Voigts Lombardenbund S. 161 und 183 beziehen.

pflege und Vollziehung der Rechtssprüche, über die Form der Verfassung u. s. w nichts Genügendes festgestellt. In Bezug auf die letzte erkannte man die Nothwendigkeit, daß eine Oberleitung des Ganzen eintrete, und ohne Unterbrechung wirksam sey, das Dunkel, was sich aber in Bezug auf die wirklich getroffenen Einrichtungen keineswegs vollständig zerstreuen läßt, entsteht gewiß nicht allein aus der Dürftigkeit der Quellen, sondern aus der Mangelhaftigkeit der Einrichtungen selbst, und daraus, daß das Verabredete nur in einzelnen Augenblicken der Noth wirklich zur Ausführung kam, dann aber wiederum unterblieb, oder mit Gleichgültigkeit behandelt ward. Nur jene Noth, und die Begeisterung für die Unabhängigkeit, erzeugte das Preiswürdige, was die Geschichte vom Lombardenbunde erzählt; die Formen waren immerdar höchst unvollkommen, und eine echte dauernde Freyheit auch aus andern Gründen unmöglich, welche wir erst am Schlusse dieser Abhandlung hervorheben können.

Nicht in bestimmten Fristen oder an bestimmten Orten, sondern wenn und wo es nöthig erschien, traten die sogenannten Rektoren des Lombardenbundes zusammen [1]). Jede Stadt pflegte Einen abzusenden, welcher in allen wichtigen Angelegenheiten den von der einheimischen Obrigkeit erhaltenen Anweisungen gemäß verfahren, und wenn diese nicht ausreichten, anfragen mußte. Dagegen entschieden die Rektoren Rechtsstreitigkeiten zwischen einzelnen Personen, Dörfern, Klöstern u. s. w. wohl unmittelbar nach eigener Ueberzeugung. Bisweilen fehlen bey den Unterschriften die Rektoren mehrerer Städte, woraus hervorgeht, daß auch in deren selbstverschuldeter Abwesenheit Beschlüsse gefaßt werden konnten. Nicht Alle, welche auf solchen Versammlungstagen verhandelten, und die Urkunden unterschrieben, führen den Namen Rektoren; vielmehr mögen die Konsuln und später die Podesta in einzelnen wichtigen Fällen neben jenen erschienen seyn, und mehr oder weniger zur Entscheidung beygetragen haben. Da man nicht nach Köpfen stimmte, sondern nach Städten, so war die Zahl der erscheinenden Abgeordneten ziemlich gleichgültig [2]). Im zwölften Jahrhundert nahm man gewöhnlich

---

[1]) 1178 kommt aus jeder verbündeten Stadt ein Rektor nach Parma; sie entschieden einen Rechtsstreit zwischen dem Kloster S. Ambrosio und der Gemeine von Bellasio. *Savioli.* II, 2, Urk. 254. 1198 schworen die Rektoren vieler lombardischen Städte, und zwar für jede Einer. *Moriondus.* I, Urk. 96. *Murat.* antiq. Ital. IV, 490.

[2]) So finden wir zwey für Bologna, welche über gewisse Punkte Vollmacht nachholen, *Savioli* II, 2. Urk 567 von 1229. —

die Rektoren aus den Konsuln, und es ist sehr wahrscheinlich [1]), obgleich nicht urkundlich gewiß, daß sie jährlich wechselten. Außerdem werden Räthe (consiliarii) neben den Rektoren erwähnt [2]), welche man für Beysitzer eines gemeinsamen Gerichts, oder für außerordentliche Abgeordnete zu den größern und wichtigern Versammlungen halten kann. Daß aber die Rektoren jetzt ihre Rechtssprüche über Streitigkeiten von Bürgern aus verschiedenen Städten nicht durchsetzen konnten [3]), viel weniger die Rechtssprüche über Fehden ganzer Städte, dafür finden sich leider nur zu viele Beweise; mithin war die gemeinsame Rechtsverfassung so mangelhaft als die Kriegs- und Steuerverfassung. Was für die letzten beyden Gegenstände in Augenblicken des Bedürfnisses geschah, läßt jedoch einiges Licht in diese dunkele Gegend fallen. Im Jahre 1252 setzte man z. B. beym Erneuern des lombardischen Bundes unter Leitung des Kardinals Oktavian fest [4]), daß sechshundert Ritter (milites) mit zwey und drey Pferden, und vierzehntausend Pfund zu Ausgaben herbeygeschafft werden sollten. Nach der Vertheilung übernahm:

Die römische Kirche	300	Reiter	und	7000	Pfund,
Mailand . .	92	»	»	2208	»
Alessandria .	12	»	»	280	»
Mantua . .	29	»	»	696	»
Novara . .	24	»	»	576	»
Ferrara . .	27	»	»	648	»
Bologna . .	65	»	»	1560	»
Modena . .	26	»	»	624	»
Brescia . .	25	»	»	400	»

zusammen 600 Reiter und 13992 Pfund, wobey, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, acht Pfund an obiger Summe fehlen.

Nächst dem lombardischen Bunde verdient hauptsächlich der tuscische Bund Erwähnung, welcher im Jahre 1197 zum Theil auf den Antrieb des Papstes Innocenz III. geschlossen wurden. In

Nicht alle welche, ebendaselbst, die Urk. 271 unterschrieben, führen den Namen Rektoren.

[1]) *Giulini* memorie di *Milano*. zu 1177 S. 486, 487.

[2]) *Savioli* zu 1226.

[3]) Von Sprüchen der Konsuln einer Stadt ging keine Berufung an die Rektoren des Bundes. *Savioli*. II, 2, Urk. 223, 293, 294. *Murat*. antiq. Ital. IV, 333.

[4]) *Lami* Monum. eccl. *Florent*. I. 346. *Camici* zu 1197. Urk. VI. S. 61. Excerpta *Magliabech*. Msc. Cl. XLIII, S. 9. *Sismondi*. II, 314.

demselben befanden sich mehrere, aber nicht alle tuscischen Städte, und außerdem auch Bischöfe, Burgen, Grafen und Edle. Der Hauptzweck war wechselseitige Vertheidigung gegen Angriffe, und friedliche Beylegung aller innern Streitigkeiten. An der Spitze des Bundes standen mehrere Rektoren und Hauptleute, welche von den Städten erwählt wurden, das Amt unweigerlich annehmen, und einen Monat vor ihrem Abgange für neue Wahlen sorgen mußten. Auf ähnliche Weise ließen sich wahrscheinlich die Burgen und Edlen vertreten; gewiß ist es, daß der Bischof von Volterra persönlich für sich als ein Rector auftrat. Die Mehrzahl der Stimmen entschied in der Regel; doch ward festgesetzt, daß wenn sich Florenz, Lucca, Siena, Prato, S. Miniato oder der Bischof von Volterra in der Minderzahl befänden, gegen sie nicht vorgeschritten werden dürfe. Keiner erhielt in den Städten ein obrigkeitliches Amt, bevor er alle Vorschriften des Bundes beschworen hatte. Alle Mitglieder verpflichteten sich, keinen Kaiser, König oder Markgrafen anzuerkennen ohne Beystimmung des Papstes, und diesen überhaupt auf jede Weise zu unterstützen. — Da Toscana kaiserlichem Einflusse weit weniger ausgesetzt war als die Lombardey, so drängten dort weit weniger Gründe zur Aufrechthaltung und Erneuung eines solchen Bundes, auch finden wir, daß der tuscische nach kurzer Frist alle Wirksamkeit verlor, und die Städte sich wiederum zahllosen höchst verderblichen Fehden hingaben. Sehr selten und nur auf kurze Zeiträume hatten früher die Markgrafen, und später die kaiserlichen Statthalter von Toscana einen erheblichen Einfluß [1]).

In der zweyten größern Hälfte des mittlern Italiens, insbesondere im Kirchenstaate, waren die Städte aus den schon oben angegebenen Gründen oft vom Papste und Kaiser gleich unabhängig [2]). Selbst die geringern hatten, zum Theil durch ihre örtliche Lage vorzugsweise begünstigt, öffentliche Rechte, Wahlen, Gerichtsbarkeit, so z. B. Tolentino, Vintimiglia, Cigoli, Camerino, Monticuli u. s. w. Weil aber diese Städte nicht durch eigene Macht in der Art gesichert waren, wie die lombardischen und tuscischen, so geriethen sie in die größte

---

[1]) *Lami* Lezioni. I, CXVIII.

[2]) *Reposati* della zecca di *Gubbio*. I, 34. *Santini* memor. di *Tolentino*, 363. In Camerino und Monticuli schließen Konsuln 1198 einen Bund für ihre Städte; in Cigoli findet sich ein Podesta, Räthe und Gemeinderichter u. s. w. *Turchi* de ecclesiae Camerinensis episcopis append. XLVII, LXVII; *Mastorelli* Memorie d'*Osimo*. 86.

Gefahr, sowohl wenn Kaiser und Papst einmal recht einig waren, als wenn einer über den andern ein entschiedenes Uebergewicht erhielt. Als z. B. Gregor IX. im Jahre 1232 mit Friedrich II. einig war [1]), verbot er, daß Perugia in den Lombardenbund trete, und ein anderes Mal hob er aus ähnlichen Gründen den Bund zwischen Osimo und Venedig auf [2]). Solche Erscheinungen, und das Vorbild der Lombarden und Tuscier, führte aber natürlich zu der Ueberzeugung: nur ein allgemeiner Bund könne die Städte dieser Gegenden dauernd sichern. Einen solchen schlossen Pesaro, Urbino, Perugia, Ancona und mehrere andere Orte; allein Gregor IX, welcher wohl einsah, daß seine Macht dadurch über kurz oder lang beschränkt werden müsse, that hier ganz dasselbe, was die deßhalb getadelten Kaiser in ähnlichen Lagen gethan hatten [3]): er hob im Jahre 1235 den ganzen Bund auf, und untersagte bey schweren Kirchenstrafen alle ähnlichen Versuche. Doch blieben diese nicht aus: so finden wir z. B. ums Jahr 1248 einen neuen Bund zwischen S. Ginesio, Tolentino, Camerino, Montechio, Cigoli [4]) u. s. w. auf gemeinsame Vertheidigung, friedliche Entscheidung von Streitigkeiten, und Behauptung ihrer Rechte unter erwählten Häuptern des Bundes; wir finden daß Alexander IV. im Jahre 1259 Veranlassung hat, von neuem alle Verbindungen der Städte in der Anconitanischen Mark bey schwerer Strafe zu verbieten.

Je weniger nun jene größern, allgemeinern Verbindungen und Bündnisse, durch innere Schuld und äußere Hindernisse ausgebildet und wirksam wurden, desto mehr Verträge mußten zwischen den einzelnen Städten abgeschlossen werden. Deren Inhalt betraf die mannigfachsten Gegenstände [5]): Krieg und Frieden, Sicherheit der Landstraßen, wechselseitigen Beystand,

---

[1]) Regesta *Greg. IX.* Jahr VII, Urk. 101.

[2]) Regesta *Greg. IX.* J. II, S. 136.

[3]) *Baldassini* Memorie di *Jesi.* XIV. Otto IV. hatte 1211 den Bund zwischen Gubbio und Perugia, als seinen Rechten zuwider, aufgehoben. *Ughelli.* I, 644.

[4]) *Benigni S. Ginesio* illustrata. I, Urk. 22 und 32.

[5]) *Murat.* antiq. Ital. IV, Diss. 49. *Fioravanti* Mem. di *Pistoja.* 207. *Vedriani* Storia di *Modena.* II, 141. Excerpta *Magliab.* Msc. XLIII. S. 16. und 144. *Baldassini* XXVII. Codex epistol. reginae Christ. Mscr. N 378. S. 4. Antichità Longob. *Milanesi.* II, 393. *Benigni* I, Urk. 22. *Savioli.* II, 2 Urk. 266, 268, 343, 353, 416, 513. Chartarium Dertonense, 93. *Ghirardacci* I, 161, geben Beweise für alle die Punkte, welche wir nur kurz andeuten konnten.

Entschädigung für Raub, Entsagung des Strandrechts, Aufnahme oder Auslieferung von Dienstleuten oder Geächteten, freyen Handel zwischen den Befreundeten, Handelssperre gegen Feinde, Feststellung von Zöllen, wechselseitige Glaubwürdigkeit gerichtlicher Verhandlungen. Sie enthielten ferner Vorschriften über Prozeßformen, Schulden, Bürgschaften, Auspfändungen, Verhaftungen der in wechselseitigem Verkehr stehenden Bürger, über Geldanleihen der Gemeinen oder der Einzelnen, über schiedsrichterliche Behörden u. s. w. Bald wurden die Rechte und Pflichten gegen den Kaiser vorbehalten, bald nicht erwähnt, mehrere Male auch wohl Wechselhülfe gegen jeden versprochen, nur nicht gegen den Kaiser und den Papst; was aber bey ihrer so oft feindlichen Stellung, und ihrer gleich dringenden Anforderungen, fast nie zu erfüllen war. Leichter und strenger genügte man der häufig vorkommenden Bedingung, daß keine der sich vertragenden Städte ihren Podesta aus einer irgend feindlichen erwählen dürfe.

Städte, die ungefähr gleich mächtig waren, schlossen solche Verträge auf gleiche Bedingungen ab, allmählich aber geriethen die kleinern in die mannigfachste Abhängigkeit von den größern [1]), obgleich die Kaiser immerdar solcher Abhängigkeit und Abstufung widersprachen und behaupteten: alle, nicht gesetzlich mittelbaren Städte stünden auf gleiche Weise unmittelbar unter ihnen. Besonders wußten Mailand, Bologna und Florenz einen Kreis abhängiger Orte auf sehr verschiedene, bald mildere, bald härtere Bedingungen um sich zu versammeln [2]). Diese mußten in der Regel gewisse Steuern übernehmen, die Podesta aus der herrschenden Stadt wählen [3]), Mannschaft stellen u. s. w. Bisweilen behaupteten aber Bischöfe oder Hochadelige, daß solche nur unbedeutenden Orte bereits in einem bestimmten, nicht einseitig abzuändernden Verhaltnisse zu ihnen ständen [4]); worüber dann Vertrag oder Gewalt, öfter zum Vortheil der Städte als der übrigen Widersprechenden entschied. Im Einzelnen kam es aber auch vor, daß sowohl der Bischof als die größere Stadt gewisse Ansprüche durchsetzten, und die Lasten des kleinern Ortes verdoppelten.

Das Unheil, welches aus der übertriebenen Vereinzelung

---

1) *Tonduzzi* istorie di *Faenza*. 247.

2) Siehe unten über Volterra.

3) So mußte Arezzo den Podesta aus Florenz nehmen. Excerpta Magliab. Th. XLIII. S. 26 zu 1253.

4) Solche Verhältnisse fanden z. B. Statt zwischen dem Bischofe von Florenz und mehrern kleinern Gemeinden, wo er wohl abwechselnd mit diesen den Podesta und andere obrigkeitliche Personen einsetzte, jedoch nicht ohne Beystimmung von Florenz. *Lami* Memor. Eccl. Florent. II, 859, 871.

fast allgemein hervorging, ward zwar oft erkannt, aber fast nie auf dauernd angemessene Weise gehoben, fast nie das richtige Wechselverhältniß mehrerer Städte gefunden. Denn auch Versuche einer übertriebenen Gemeinschaft, welche hin und wieder im Gegensatz jener Vereinzelung gemacht wurden, konnten nicht zum vorgesteckten Ziele führen. Jesi und Sinigaglia schlossen z. B. im Jahre 1256 einen so engen Bund [1]), daß für beyde Städte nur ein (abwechselnd aus der einen oder der andern Stadt gewählter) Podesta seyn solle, daß Gerichte, Einnahmen, Ausgaben u. s. w. gleich und gemein seyn sollten; — aber nach kurzer Zeit mußte man diese, eher Streit als Einigkeit erzeugenden, Bestimmungen wieder aufheben.

Die bisherige Darstellung hat, so gut als es Quellen und Kräfte erlaubten, eine Uebersicht gegeben von dem Uebergang der alten Einrichtungen zu denen des Mittelalters, von den Verhältnissen der Städte zu den Königen, der Geistlichkeit, dem Adel, den Landleuten, von den innern Einrichtungen im zwölften und der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, endlich von Verhältnissen der Städte unter einander.

Ehe wir nun die Darstellung der in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts eintretenden Veränderungen zusammen fassen und daran einige Schlußbetrachtungen anreihen, scheint es räthlich, dasjenige einzuschalten, was wir über die eigenthümliche Entwickelnng vieler einzelnen Städte gesammelt haben. Manche Städte werden hiebey gar nicht genannt, weil die uns zu Gebote stehenden Quellen durchaus nichts Erhebliches über dieselben enthielten, von andern ist die geringe Ausbeute bereits in dem vorstehenden allgemeinen Theile angebracht. Für eine bestimmte Reihefolge der zu erwähnenden Städte ist kein durchgreifend wichtiger, innerer Grund aufzufinden, deßhalb wählen wir, der äußern Bequemlichkeit halber, die alphabetische Ordnung.

II. Von den Einrichtungen in den einzelnen Städten.

1) Alessandria. Alessandria war in vier Viertel eingetheilt und in jedem Viertel befanden sich zwey sogenannte Stämme von Familien. Der eine Stamm bestand aus den adeligen und bürgerlichen Familien, welche die Stadt gegründet hatten; der andere aus allen übrigen Bürgern. Jeder Stamm erhielt sechs und zwanzig Stimmen im größern Rath [2]), wodurch zwey und funfzig Stimmen für jedes Viertel und zweyhundert und acht Theilnehmer für den ganzen Rath herauskommen. Aus

[1]) *Baldassini* Memor. di *Jesi.* XXXVI, und *Siena* Storia di *Sinigaglia.* S. 316.

[2]) *Ghilini* annali d'*Alessandria.* 33.

den hundert und vier Gliedern des ersten Stammes wurde die Hälfte aller Beysitzer der übrigen Räthe, Anziane, Richter und Beamten erwählt; aus den hundert und vier Gliedern des zweyten Stammes aber kein Anzian, sondern nur die andere Hälfte der Räthe, insbesondere eines engern Rathes, welcher acht und vierzig Personen zählte. Alle diese Körperschaften wechselten in der Regel halbjährig und die Stimmen wurden durch Zettel (a breve) abgegeben. Acht Anziane wechselten dagegen von zwey zu zwey Monaten, und diejenigen, welche in den zwey letzten Monaten des Jahres verwalteten, leiteten die Wahl ihrer Nachfolger fürs nächste Jahr auf folgende Weise ein. Zwey von ihnen brachten sechs und zwanzig Personen aus dem ersten Familienstamm ihres Viertels in Vorschlag, über welche sechs und zwanzig nun die sechs andern sitzenden Anziane und der Podesta abstimmten. Diejenigen zwölf, welche die meisten Stimmen erhielten, wurden in das Verzeichniß der künftigen Anziane eingetragen. Eben so verfuhr man in Hinsicht der drey übrigen Stadtviertel, wodurch also die Zahl der Erwählten auf acht und vierzig stieg. Daraus wurden sechs Listen, jede zu acht Personen, gemacht, versiegelt, und in einer Kiste niedergelegt, deren fünf Schlüssel die Anziane der vier Stadtviertel und der Podesta verwahrten. Alle zwey Monate nahm man einen Zettel heraus, und die acht Gezogenen bekleideten ihr Amt zwey Monate lang.

Ob jener Rath der Zweyhundert und acht der größte war, oder bisweilen eine noch zahlreichere Volksversammlung [1]), besonders zur Wahl des Podesta zusammentrat, ist nicht ganz deutlich. Im Jahre 1260 betrug der jährliche Gehalt des Podesta 1300 Pfund Pavienser Münze; er mußte aber drey Richter und zwey Krieger (milites) Behufs der Vollziehung seiner Aussprüche besolden.

2) Arezzo. In Arezzo war im Jahre 1191 ein großer Rath und ein Rath von zweyhundert, ein Podesta und zwölf Anziane [2]), welche Letzten theils aus dem alten, theils aus dem Volksadel genommen wurden.

3) Bologna. Bologna hatte, als eine der bedeutenderen Städte, manche alte Rechte durch alle Jahrhunderte hindurch behauptet, und manche neue erstritten. Alle diese Rechte und Gebräuche bestätigte Kaiser Heinrich V. im Jahre 1116, und setzte fest [3]): niemand als der kaiserliche Abgeordnete dürfe

---

[1]) Das Consilium generale wählte den Podesta, ob es aber jener oben erwähnte Rath von zweyhundert und acht Personen ist, bleibt zweifelhaft. *Moriondus*, I, 225.

[2]) *Farulli* annali d'*Arezzo*. 13. Die Räthe erwähnt Camici Urk. IX von 1214 S. 94.

[3]) *Savioli*, I, 2 Urk. 96.

Steuern von den Bürgern erheben, der Werth der beym Römerzuge verlangten Lieferungen oder des Fodrums sollte nicht hundert veronesische Pfunde übersteigen, und nur der Kaiser selbst habe Anspruch auf unentgeldliche Aufnahme und Bewirthung. — Zu der Zeit, wo Kaiser Friedrich I. in Italien das Uebergewicht hatte, setzte er, den roncalischen Beschlüssen gemäß [1]), in Bologna einen Podesta, welchem einige Weisen (Sapientes) zur Seite standen, und kaiserliche Richter urtelten in zweyter Stelle über alle Sachen, von mehr als fünf und zwanzig Pfunden an Werth. Allein ungeachtet dieses (allerdings oft unterbrochenen) Einflusses, und trotz der bald kleinern bald größern Gewalt der Bischöfe, bildete sich die Verfassung immer mehr und mehr aus; selbst in den Augenblicken, wo das Uebergewicht der Obrigkeit feststand, zog sie oft weislich und aus eigenem Entschlusse die angesehensten Bürger zu Rathe; und wiederum ward ihr, in den Augenblicken, wo ihre Gewalt sank, die frühere Bewilligung nicht selten als ein unbestreitbares Recht abgetrotzt.

Die höchste gesetzgebende Gewalt stand der Volksversammlung zu [2]): sie entschied über Krieg, Frieden, Bündnisse, Steuern, Veräußerung und Verpfändung öffentlichen Gutes; sie wählte alle Beamten, sofern diese nicht im Einzelnen vom Kaiser gesetzt wurden. Diese großen Rechte würden der demokratischen Seite bald das Uebergewicht verschafft haben, wenn nicht die ganze Verwaltung und alle wichtigeren Aemter in den Händen der Altadeligen, oder der neuen Geschlechter geblieben wären, die sich an den alten Adel anschlossen. Ja es bleibt sehr zweifelhaft, ob die Volksversammlung je aus dem ganzen Volke bestanden habe, und die zahlreichste Körperschaft nicht von jeher nur ein Ausschuß desselben gewesen sey. Wir finden nämlich drey übereinander stehende Körperschaften [3]): den allgemeinen oder großen, den klei-

---

[1]) Schon 1151 war in Bologna ein Podesta, 1156 finden wir wieder Konsuln, 1159 einen kaiserlichen Podesta u. s. w. *Savioli*. II, 1 Urk. 148, 150.

[2]) *Savioli* zu 1117 und II, 2 Urk. 229. Eine allgemeine Uebersicht der Verfassung geben *Sigonius* Histor. *Bonnoniae*, S. 47, und *Ghirardacci*, Vol. I, Buch 2, S. 63 — 68, beyde fast mit denselben Worten; allein ihre Darstellung ist zum Theil so allgemein gehalten, daß man nicht weiß, für welchen Zeitabschnitt sie eigentlich paßt; zum Theil liegen hinter den sehr bestimmten Worten bey näherer Betrachtung eine Menge unlösbarer Zweifel. Doch haben wir ihre Nachrichten benutzen müssen, und uns nur da vorsichtig ausgedrückt, wo Saviolis Nachrichten und Urkunden nicht bestätigend hinzutreten.

[3]) Consilium generale, speciale, credenza. *Savioli*. III, 2, Urk. 582, 594, 643.

nen oder engern, und den geheimen Rath; und fast immer wird nur jener erste genannt [1]), wenn von Dingen die Rede ist, wo man die Berufung des ganzen Volkes erwarten sollte. Im Jahre 1233 berief man zum großen Rath nicht alle Bürger; sondern die Häupter der Zünfte und Stadtviertel, die Konsuln der Kaufleute und Wechsler, die Vorsteher der Zeug- und Waffen-Häuser, die Anführer der Heeresabtheilungen und deren Räthe [2]). Einer andern Nachricht zu Folge [3]), gehörten dagegen jene Personen zu dem kleinern Rathe, der sich nur durch Hinzufügung mehrerer Personen in den großen verwandelte, theilweise also aus denselben Gliedern bestanden hätte.

Ueber die jährlich neue Besetzung der Räthe wird Folgendes berichtet [4]): Anfangs Dezember versammeln die Konsuln den engern und den größern Rath, welche durchs Los (entweder auf den Grund einer vorher gebildeten Liste der Wahlfähigen, oder bloß aus den bisherigen Rathsgliedern) für jedes der vier Viertel der Stadt zehn Männer erkiesen. Diese vierzig Männer wählen aus jedem Viertel hundert und funfzig, im Ganzen also sechshundert Männer, welche den engern Rath bilden. Die Armen, die geringern Handwerker, und die, welche noch nicht achtzehn Jahre zählen, sind unwählbar. Niemand ist gezwungen, die ihm zufallende Stelle anzunehmen. Auf ähnliche Weise soll der geheime, ja sogar der große Rath besetzt worden seyn; doch fehlt es an Nachrichten, um die, sich hiebey aufdrängenden vielen Fragen, zu beantworten. Ja die eine, scheinbare Erläuterung, daß die, welche zu einem Rathe wählten [5]), nicht an den Wahlen der übrigen Räthe Theil nehmen konnten, stellt die Sache mehr ins Dunkele, als daß sie aufhellte. Jeder Doktor des Rechts hatte ohne Wahl Zutritt zu allen Räthen [6]). In der Regel versammelte sich jeder Rath besonders und handelte getrennt von den andern, bisweilen aber traten zwey, vielleicht sogar alle drey zu einer gemeinsamen Berathschlagung zusammen. Hieraus folgt allerdings, daß die Geschäftskreise nicht streng gesondert waren; doch geben einzelne, darüber auf uns gekommene Andeutungen, keine genügende Aufklärung. So nimmt z. B. Bologna im

---

[1]) Beweise in vielen Urkunden bey Savioli.

[2]) Ministrales artium, contratarum consules, consules mercatorum et campsorum, ministrales armaturarum, gonfalonerii et eorum consiliarii. *Savioli.* III, 2, Urk. 591, 617.

[3]) Bey Sigonius und Ghirard. I, 166.

[4]) Sigonius und Ghirardacci.

[5]) Sigonius, S. 48.

[6]) *Ghirard.* l. cit.

Jahre 1178 ein Stift in Schutz [1]), mit Beystimmung des Podesta, der Richter und des Volks (consensu populi), wogegen nur die Konsuln und der Rath, ohne Erwähnung des Volks, die Frage entscheiden, ob man Beystand an Imola geben wolle. Ueber den Eid, welchen ein Professor der Rechte schwören soll, entscheiden wiederum im Jahre 1189 die Konsuln und der ganze Rath u. s. w.

Vom Jahre 1160 abwärts stand bisweilen ein Podesta [2]), es standen öfter drey, vier bis sieben Konsuln an der Spitze der Verwaltung, und erst gegen das dreyzehnte Jahrhundert bekam das System der Podesta auch in Bologna das Uebergewicht. Aber neben den regierenden Konsuln und dem Podesta gab es Konsuln der Gerichte und der Kaufleute, Richter, Stadtanwalte (Syndici), Geschäftsträger (Procuratores), Steuer- und Kassenbeamte, Schreiber, Notare und überhaupt alle diejenigen Beamten, welche eine bedeutende Verwaltung erfordert. Die meisten dieser öffentlichen Beamten erhielten einen bestimmten Gehalt.

Ueber die, in der Regel jährlich neu eintretende Wahl der Konsuln und Beamten [3]), findet sich nur bemerkt: daß Niemand dabey mitstimmen durfte, welcher nicht zwanzig Schillinge in den öffentlichen Schatz einzahlte: was natürlich die Aermern ausschloß und den Einfluß der Reichern vermehrte. Es war verboten, sich öffentlich um ein Amt zu bewerben. Manche Beamte, deren Wirkungskreis sich auf ein Stadtviertel beschränkte, wurden von den Bewohnern desselben ausschließlich gewählt. Wer ein Amt niederlegte, konnte in der Regel erst nach Jahresfrist ein zweytes annehmen.

Ueber die Wahl des Podesta wird Folgendes berichtet: im September erloset der große und kleine Rath aus den vier Stadtvierteln vierzig Männer, und schließt sie zur Ernennung des Podesta ein. Haben sich bis zu Ende des folgenden Tages nicht wenigstens sieben und zwanzig über eine Person vereinigt [4]), so verlieren alle ihr Wahlrecht, und es werden nun vom großen und vom geheimen Rathe wiederum vierzig Männer zu diesem Zweck erkoren. Können sich auch diese nicht vereinigen, so wird in Hinsicht der Wahl eben so wie bey Verhandlung und Entscheidung einer andern öffentlichen Angelegenheit verfahren. Abgesehen davon, daß dieser Bericht nicht angibt, wie die Stadtviertel

---

1) *Savioli.* II, 2, Urk. 240, 250, 293.

2) *Savioli.* I, Urk. 146. *Bonon.* histor. miscella.

3) Sigonius 40 und *Ghirard.* l. c.

4) Ghirardacci sagt sieben und zwanzig, Sigonius sieben und dreyßig Stimmen.

und wie die zusammengeworfenen Räthe bey Ernennung der Wähler vorgeschritten sind, finden wir auch bestimmte Beweise, daß die Wahl des Podesta bisweilen auf ganz andere Art vorgenommen ward. So erloosete man z. B. im Jahre 1239 acht Männer aus dem Rathe [1]) (aus welchem ist nicht gesagt) und übertrug diesen die Ernennung des Podesta. Hiernach dürfen wir wenigstens vermuthen, daß ein öfterer Wechsel des Verfahrens eingetreten ist.

Der Podesta sollte unbescholtenen Rufs, nicht unter sechs und dreyßig Jahre alt, nicht aus Bologna gebürtig und nicht daselbst angesessen seyn. Er mußte vor Annahme seines Amtes die ihm vorgelegten Bedingungen unbedingt annehmen oder verwerfen, er durfte keine vorschlagen oder hinzufügen. Ein solcher auf uns gekommener Vertrag der Stadt Bologna mit einem Podesta [2]), setzte der Hauptsache nach Folgendes fest:

Der Podesta erhält für sich und seine zwey Richter und zwey Notarien jährlich zweytausend Pfund bolognesischen Geldes, zahlbar in drey Dritteln, von vier zu vier Monaten. Ferner erhält er freye Wohnung mit gewöhnlichem Zubehör und Hausgeräth, und einige Lieferungen in seine Küche. Für jeden Tag der Hinreise nach Bologna und der Rückreise in seine Vaterstadt berechnet der Podesta für sich und seine Begleiter drey Pfund. Eben so ist festgesetzt, welche außerordentliche Vergütung er bey Gesandtschaften und im Kriege empfängt, und wie der dabey etwa erlittene Schaden an Sachen, Pferden u. s. w. abgeschätzt und vergütet werden soll. Ueber dies Bestimmte darf der Podesta (mit Ausnahme geringer Schreibgebühren von Fremden, die in Bologna Geschäfte betreiben) durchaus keine Gebühren, Schreibgelder oder Geschenke nehmen; ja auf Reisen nur einen freywillig dargebotenen Trunk, Obst und Weintrauben. Er tritt seine Würde mit dem ersten Jänner an, und hält sich im Laufe des Jahrs nicht über zwanzig Tage außerhalb Bologna auf, es sey denn in Geschäften der Stadt. Es ist ihm nicht erlaubt, gleichzeitig ein fremdes Amt, oder die Anwartschaft auf ein anderes Amt in Bologna anzunehmen; nicht erlaubt, Söhne, Töchter, Brüder oder Neffen bey sich zu haben, oder in der Stadt zu dulden [3]). Zum Zeichen seiner Würde erhält er Hut, Schwert und Zepter. Schlägt der Podesta, oder auch nur ein Anderer,

---

[1]) *Savioli.* III, 2, Urk. 617.

[2]) *Savioli.* Dieselbe Urk. von 1239.

[3]) *Sigonius* l. c. Im Jahre 1212 setzte man zwey Podesta in Bologna, um bey der Aussicht auf mehrere Kriege, auch mehrere Anführer im Felde zu haben. *Ghirard.* I, 116.

Abänderungen dieser Bedingungen vor, so verfällt jener in große Geldstrafe und das etwa Beschlossene ist nichtig. Nach Beendigung seines Amtsjahres mußte der Podesta noch zehn Tage in Bologna bleiben, um sich über etwanige Anklagen zu rechtfertigen. Vier, aus jedem Stadtviertel nach Befehl des neuen Podesta erwählte Männer prüfen nämlich, ob der abgehende den Gesetzen gemäß verwaltet habe, und zeigen etwanige Uebertretungen dem großen und kleinen Rathe zur Entscheidung, Bestrafung oder Lossprechung an.

Die verschiedenen Räthe wurden durch verschiedene Glocken zusammen berufen, vorher mußten aber die, ausschließlich eine solche Berufung veranlassenden Konsuln, oder später der Podesta, den Gegenstand der Berathung in ein besonderes Buch eintragen. Hierauf erörterte ein Bevollmächtigter der Regierung die Sache mündlich, und vier, vorzugsweise dazu angewiesene ämtliche Redner, konnten darüber sprechen. Dasselbe stand ferner jedem Beamten frey, jedoch nur in Hinsicht seines Faches und Amtes; endlich ward, wenn das Bedürfniß es zu erfordern schien, auch einzelnen Personen verstattet, ihre Ansicht von einer Art von Rednerbühne oder Kanzel herab, mitzutheilen. Hierauf wurden die, sich etwa widersprechenden Meinungen, bündig zusammengefaßt und darüber, jedoch nicht immer auf gleiche Weise, abgestimmt. So z. B. trug im Geheimenrathe gewöhnlich jeder Einzelne seine Meinung vor, welche von Notaren niedergeschrieben ward; anderwärts stimmte man durch schwarze oder weiße Bohnen, bisweilen durch Zettel, bisweilen stand eine Partie auf, während die zweyte sitzen blieb, und ein öffentlicher Beamter die Stimmen zählte. Erst wenn über die in Anregung gebrachte Sache ein Beschluß gefaßt und niedergeschrieben war, durfte sich der Rath von Neuem zu andern Zwecken versammeln.

Neben den eigentlichen Beamten erwählte man von Zeit zu Zeit Gesetzwächter (Statutarii), welche die alten Gesetze prüften, Abänderungen derselben, oder auch neue Gesetze entwarfen. Bisweilen wurden ihnen zu diesem Geschäfte Beamten zugesellt, bisweilen nicht; auf jeden Fall aber kamen ihre Vorschläge an den geheimen und engern Rath, und wenn sie hier gebilligt wurden, an den größern, oder das Volk. Fanden sie auch hier keinen Widerspruch, so berichtigte oder erweiterte man danach die Gesetze.

Außerordentliche Beamte, Gesandte u. s. w. ernannte in der Regel nicht das Volk, sondern der Podesta; aber schon um deßwillen nicht ohne Theilnahme der Räthe, weil diese die Kosten, Taggelder, Zahl der Begleiter u. s. w. feststellten. Im Jahre 1220 wollte ein Theil des geheimen Raths dem Podesta die Er-

nennung eines Stadtanwalts überlassen [1]), der andere Theil widersprach, siegte aber nicht ob. — Der Anwalt der Stadt wachte über ihre Gerechtsame und führte ihre Prozesse, den nähern Anweisungen des Podesta gemäß [2]). Die Prokuratoren, die Geschäftsträger der Stadt mußten mancherley im Namen Aller thun, besorgen, vertreten, beschwören u. s. w. [3]). Der Richter der Stadt sprach Recht nach Vollmacht des Podesta; wie er sich aber zu den Konsuln der Gerechtigkeit und zu andern Richtern verhielt, welche keinen weitern Beynamen führen, ist nicht genau auszumitteln. Es gab öffentliche vor dem geheimen Rathe vereidigte Abschätzer [4]).

Die Steuern waren verschieden nach der Größe des Bedürfnisses [5]), doch klagte man schon im Jahre 1212 über ihre Höhe, und nahm die Geistlichen gleich den Weltlichen in Anspruch. Neben den gewöhnlichen Abgaben von Grundstücken, Mühlen, Vieh, Banken und Buden, neben den Zöllen und Handelsabgaben, finden sich auch bedeutende Strafgelder und Einnahmen aus eingezogenen Gütern. Reichten alle diese Quellen nicht hin, so schrieb man eine außerordentliche Steuer nach dem Vermögen und dem Einkommen aus. Man weiß aber nicht genau, ob solche Vorschläge immer in dem, von der Verwaltung zunächst unterrichteten geheimen Rathe, ihren Anfang nahmen, und in wie weit sie die Bestätigung der beyden andern Räthe bedurften. — Es finden sich erwähnt ein Schatzmeister, ein Ausgeber des Podesta [6]), und zwey Rechnungsbeamte, welche letzten jährlich erwählt wurden und alle ordentlichen und außerordentlichen Steuern verrechneten. Als sie aber einstmals, der Angabe nach, unordentlich verausgabt, Vieles untergeschlagen und die Steuerpflichtigen bedrückt hatten [7]), so ernannte der Podesta Rechnungsprüfer, welche gegen die Zahlungsanweisungen der Konsuln und die Geschäftsführung jener Beamten sehr erhebliche Erinnerungen machten. Wahrscheinlich ging aus dieser ungewöhnlichen Maßregel eine regelmäßige Aufsicht der Steuerverwaltung hervor.

Der Bischof ward von den Geistlichen [8]), oft unter Einwir-

---

[1]) *Savioli.* III, 2, Urk. 490.

[2]) Ebendaselbst. II, 2. Urk. 230.

[3]) Judex Communis *Bononiae* sprach cum delegatione Potest. *Savioli* II, 2, Urk. 380, und III, 2, 413, 438.

[4]) *Savioli.* III, 2, 325.

[5]) *Savioli.* II, 1 zu 1195 und 1212.

[6]) *Savioli.* III, 2, 323.

[7]) *Savioli.* II, 2, 309.

[8]) *Savioli.* III, 2, 635.

fung des Volkes erwählt, bisweilen aber auch vom Papste, ohne Rücksicht auf Vorschläge und Wähler, aus eigener Macht ernannt.

Genossenschaften von Kaufleuten [1]), Künstlern und Handwerkern, Zünfte welche ihre Vorsteher erwählten und über die Angelegenheiten ihres Gewerbes verhandelten, gab es schon in früher Zeit; später, und erst als die Stadt sich bedeutend vergrößerte und viele Fehden eintraten, ums Jahr 1174 entstanden außerdem Waffenbrüderschaften mit verschiedenen Namen, z. B. die Brüderschaft der Lombarden, des Greifen u. s. w. Diese erhielten mancherley Rechte, und das Kriegswesen kam großentheils in ihre Hände, wodurch sich ihre Macht so erhöhte, daß sie abwechselnd Quellen des Heils und der Gefahr, der Verbesserung und der Verschlimmerung wurden. Insbesondere verursachten sie in Verbindung mit den Zünften, daß die bisher beschriebene Verfassung Bolognas gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts die wichtigsten Veränderuugen erlitt; Veränderungen welche denen in mancher andern Stadt sehr ähnlich sind, und wovon, ungeachtet einzelner daraus entstehenden Wiederholungen, öfter die Rede seyn muß.

Die Bedeutung der Volksgemeinde hatte, wie wir sahen, allmählich abgenommen, und dem Adel war, besonders in den beyden höhern Räthen, der größte, nicht selten gemißbrauchte Einfluß geblieben. Dieß Verhältniß erschien in dem Maße drückender, als die Zahl, der Wohlstand und die Tüchtigkeit der Bürger zunahm [2]). Im Jahre 1228 trieb ein, angeblich durch Schuld des Adels unglücklich geführter Krieg, die Unzufriedenheit aufs Höchste, und die vorhandenen ein und zwanzig Zünfte und zwey und zwanzig Waffenbrüderschaften setzten durch: daß ihre eigenen Häupter, daß gewisse ihnen zugesellte Räthe und die Konsuln der Kaufleute und Wechsler, an allen öffentlichen Verhandlungen Theil nehmen sollten. Da nun in jene Zünfte und Brüderschaften durchaus kein Adeliger aufgenommen wurde, so lag hierein der erste wichtige Schritt zum Fall des Adels und zur Erhöhung des Bürgerstandes. Manche Adeligen hielten es deßhalb für gerathener, sich mit dem Bürgerstande zu vermischen, und erretteten dadurch gewöhnlich ihre Familien; Andere widersetzten sich der neuen Richtung mit Gewalt, und gingen gewöhnlich zu Grunde. Ja das Volk erhob schon Einzelne aus seiner Mitte in

---

1) *Savioli.* II, 1, zu 1174. Im Jahre 1194 ist das erste Mal der Rector einer Brüderschaft hinter den Konsuln aufgeführt, ib. zu 1194.

2) ib. zu 1228.

den Adelstand, so daß nicht mehr wie zeither, blos von altem und von Geburtsadel die Rede war.

Der zweyte bedeutende Schritt zur Umgestaltung der Verfassung, war die Ernennung der Anzianen. Schon im Jahre 1228 beschloß man ihre Anstellung, und im Jahre 1233 finden sie sich zum ersten Male in öffentlichen Urkunden erwähnt [1]; aber erst 1245 erhielten folgende umständlichere Vorschriften Gesetzeskraft:

Es werden zwölf Anziane [2]), drey aus jedem Stadtviertel, gewählt, welche nur drey Monate im Amte bleiben, und erst nach drey Jahren das Amt zum zweyten Male erhalten können. Sechs sollen aus den Zünften, sechs aus den Brüderschaften genommen seyn; mithin sind alle Fremden und alle Adeligen ausgeschlossen, ja jeder Gewählte muß aus der wählenden Zunft und Brüderschaft, er darf aus keiner andern seyn. Die Anziane wachen über öffentliche Ruhe und Ordnung, hören Klagen, fordern Strafen ein, und sorgen, daß etwa beeinträchtigte Bürger durch den Podesta entschädigt werden. Sie hindern ungebührliche Versammlungen und wirken für gleiche Vertheilung der Steuern, und für die gehörige Aufbewahrung aller Beschlüsse der Stadt und der Zünfte. Sie dürfen kein anderes obrigkeitliches Amt annehmen, oder mit dem Podesta etwas einseitig über die Genossenschaften festsetzen. Jedem Anzian steht ein Rath und mehrere Gehülfen zur Seite [3]), welche zusammen einen Ausschuß zur Vorberathung über alle wichtigen Gegenstände bilden. Unter Beystimmung von zwey Dritteln dieses Ausschusses können die Anziane in den Räthen (zu denen sie überhaupt Zutritt haben) Anträge über öffentliche Angelegenheiten machen. In der Regel müssen indessen jene Gehülfen ihnen gehorchen, und die erwähnten Geschäfte ausführen helfen, und nur in den allgemeinern Versammlungen kann das Verfahren der Anziane untersucht und verworfen werden.

Auch die Rathsbehörden traf im Jahre 1245 eine bedeutende Veränderung [4]). Der geheime Rath, zu welchem schon im Jahre 1234 über zweyhundert Personen eingeschworen wurden, ward auf sechshundert Personen gebracht, der große auf zweytausend vierhundert Personen. Da der engere Rath hiebey nicht erwähnt ist, so bleibt es zweifelhaft ob er ganz wegfiel, oder ob man den Rath der Sechs-

---

[1]) *Savioli* zu 1228 und 1233. *Ghirard.* I, 147.

[2]) Ders. zu 1245 und 1248.

[3]) Ebend.

[4]) Unter den sechshundert Räthen saßen zwanzig für die Landschaft und acht fur Frignano. *Savioli* zu 1245.

hundert als solchen betrachten und die Anziane, Konsuln u. s. w. als den eigentlichen geheimen Rath ansehn soll; oder ob endlich die allgemeine Volksversammlung wieder eintrat [1]), wo dann die zweytausend vierhundert schon einen engern Ausschuß gebildet hätten. Auf jeden Fall ward Alles demokratischer. — Jene beyden Räthe besetzte man zu vier gleichen Theilen aus den vier Stadtvierteln, und kein Bürger hatte Zutritt, der nicht unter den Fußgängern oder Reitern eingestellt, und wenigstens seit zehn Jahren in der Stadt ansäßig war.

Diese Neuerungen fanden nun in Bologna den heftigsten Widerspruch, und es kam zu sehr vielen Fehden und Mordthaten. Deßhalb [2]), und weil ihm seine Kräfte, troß der Anstellung der Anziane noch zu zerstreut erschienen, erwählte das Volk im Jahre 1253 einen Fremden zum Hauptmann, welche dem Podesta fast in jeglichem gleichstand, Zünfte, Brüderschaften, Anziane und Räthe berief, Schlüsse fassen ließ u. s. w. Dadurch entstand eine doppelte gesetzgebende Gewalt, deren jede auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machte. Mehrere Male entschieden die Anziane nebst den Konsuln der Kaufleute und Wechsler über Krieg und Frieden [3]); ja einzelne Zünfte und Brüderschaften maßten sich einseitig öffentliche Rechte an, bis man befahl, daß sie weder im Innern noch mit Fremden Bündnisse schließen [4]), Genossenschaften eingehn, oder Aehnliches unternehmen sollten. Schon früher war verboten, um öffentlicher Zwecke willen von Auswärtigen ohne Genehmigung des Podesta Geld zu nehmen [5]), oder zu ihnen in Lehns- und Abhängigkeitsverhältnisse zu treten.

Aber einzelne Vorkehrungen solcher Art konnten die allgemeine Richtung nicht aufheben oder darüber beruhigen; weßhalb es im Jahre 1256 zu einem neuen Aufstande kam, wo das Volk wiederum obsiegte. Siebenzehn Personen aus den Zünften [6]), siebenzehn aus den Brüderschaften und acht für die Kaufleute und Wechsler, erhielten den Auftrag, alles für die Sicherheit des Volks Erforderliche festzusetzen. Der Hauptinhalt dieser neuen Gesetzgebung von 1256 und 1257 ist folgender:

1. Es sollen siebenzehn Anziane gewählt werden, neun für

---

1) In publica concione super ipso carrocio verhandelt. *Savioli* III, 2, Urk. 710.

2) *Savioli* zu 1253 und 1255. S. 692.

3) *Savioli* zu 1247. Wenn vom Erlassen neuer Gesetze die Rede war, traten die abgegangenen Konsuln wohl mit den neuen zusammen. Ebend. zu 1248. *Ghirard.* I, 186, 188.

4) *Savioli.* III, 2, 659.

5) *Savioli.* II, 2. S. 463 — 465.

6) *Savioli* zu 1256 und 1257.

die Zünfte und acht für die Brüderschaften. Sie bleiben zwey Monate im Amte und können nach zwey Jahren das Amt nochmals bekleiden. Die Schlächter, welche sich während des Aufstandes sehr ausgezeichnet haben, ernennen alle zwey Monate einen Anzian.

2. Jede Zunft und Brüderschaft stellt den Anzianen acht Gehülfen und zwey Räthe zur Seite, welche von zwey zu zwey Monaten wechseln, und nach einem Jahre wieder gewählt werden können.

3. Zu allen diesen Aemtern kann kein Adeliger gelangen; ja keiner darf im großen Rath erscheinen, wenn er nicht in eine Zunft oder Brüderschaft aufgenommen ist.

4. Der Hauptmann des Volks wird abgeschafft, weil er sich kaiserlich gesinnt und dem Volke abgeneigt bewiesen hat.

5. Der Podesta soll nicht aus dem Gebiet von Bologna seyn. Er und die Verwaltungsbeamten haben kein Recht über die Zünfte, er darf nicht erlauben, daß Einer für den Andern im Rathe erscheine, er darf, ohne Beystimmung der meisten Anziane und wenigstens hundert und vierzig Rathsglieder [1]), keine Ausgabe über 400 Lire hinaus anordnen.

6. Zu jeder kriegerischen Unternehmung ist die Genehmigung der Mehrzahl der Anziane und ihrer Gehülfen nothwendig.

7. Bey den Wahlen im großen Rathe dürfen die Richter des Podesta nicht, wie bisher, gegenwärtig und thätig seyn; vielmehr sollen künftig einige Bettelmönche die Wahlzettel vertheilen und aus den Händen der Wähler empfangen.

8. Zehn aus jedem Stadtviertel ernannte Männer sollen künftig den Podesta und mehrere Beamte wählen [2]). Haben sie aber von dem ihnen anvertrauten Rechte binnen zwey Tagen keinen Gebrauch gemacht, so treten vierzig Neuernannte an ihre Stelle.

9. Kein Konsul oder Anzian darf in den Räthen gegenwärtig seyn [3]), wenn Dinge verhandelt werden, die ihn persönlich angehen.

10. Ohne Beystimmung der Zünfte und Brüderschaften sollen die Gesetzwächter keine neuen Anordnungen treffen.

Diese Gesetze begründeten den völligen Sieg der Volksparthey über den Adel, und der nächste Streit scheint nur unter den Sie-

---

[1]) Die Glieder, welches Rathes, ist nicht zu ersehen.

[2]) Ich weiß weder ob diese Bestimmung ganz neu, noch von welchen Beamten die Rede ist. Auch über die Besetzungsart der Räthe bleiben wir im Dunkeln.

[3]) *Savioli* zu 1265.

gern selbst und darüber Statt gefunden zu haben: ob die eben erzählte mehrherrische Einrichtung genüge, oder die Wiederernennung eines Volkshauptmanns nöthig sey. Bisweilen gewann die eine, bisweilen die andere Ansicht die Oberhand [1]; wenigstens finden wir Hauptleute des Volks in den Jahren 1256, 1259, 1267 u. s. w., während sich für andere Jahre keine Spur derselben entdecken läßt. War ein solcher Hauptmann vorhanden, so übte er die schon bemerkten großen Rechte, und brachte, wie es scheint, jener allgemeinen Wendung der Verfassung gemäß, wiederum größere Volksversammlungen in Gang. Im Jahre 1267 machte er z. B. einen Antrag nach dem Willen der Anziane, der Konsuln, des Raths und der Masse des Volks [2]. Umgekehrt beschloß 1256 der kleine Rath, daß eine Maßregel des Hauptmanns ohne Befragen des großen Rathes gültig seyn solle. Dem Podesta, und allen sich an ihn anreihenden Beamten, blieb fast nur die Verwaltung, und selbst diese war auf mannigfache Weise beschränkt oder getheilt. — Auch die Oberanführung im Kriege [3], welche sonst in der Regel dem Podesta zufiel, kam nunmehr öfter an den Hauptmann des Volkes, und die niedern Stellen im Heere besetzte die Zunft oder Brüderschaft selbst. Vom achtzehnten bis siebzigsten Jahre war jeder zum Kriegsdienst verpflichtet; Bejahrtere nahm man weder im Heere noch im Rathe auf. Es gab Verzeichnisse über alle, welche dem Fußvolke oder der Reiterey zugewiesen waren, so wie auch über alle brauchbaren Pferde. Jede Stadtpfarrey stellte eine gewisse Zahl Krieger [4]; funfzehnhundert Auserwählte bewachten den Fahnenwagen, das Carroccio. Kriegsgefangene mußte man der Stadt abliefern, welche für jeden hundert Lire zahlte. Die Ortschaften, welche von Bologna abhingen, wurden in Hinsicht auf die Gestellung von Mannschaft zur leichteren Uebersicht den einzelnen Stadtvierteln beygesellt [5]).

Ueber diese abhängigen Orte und das Verhältniß der Landbewohner bemerken wir noch Folgendes: Jene wählten in der Regel ihre Obrigkeiten selbst, mußten aber Kriegshülfe leisten, und, so fern nicht besondere Gründe einer milden Behandlung eintraten, oft schwerere Abgaben übernehmen, als die Bologneser. So war Nonantola ums Jahr 1131 im engsten Bunde mit Bo-

---

[1]) *Savioli* zu diesen Jahren.

[2]) De voluntate Antianorum et consulum, consilii et massae populi. *Savioli* zu 1267. S. 754 und III, 2, 705.

[3]) *Ghirardacci.* l. c.

[4]) *Savioli* zu 1245.

[5]) *Savioli.* III, 2, Urk. 545.

logna, ja halb unterthan. Größe, Zeit, Ort, Entfernung, Dauer des zu leistenden Kriegsbeystandes hatte man genau bestimmt; eben so die Art, den Schaden zu vertheilen und etwanigen Streit durch Schiedsrichter zu beenden. Des Kaisers Rechte waren vorbehalten [1]), wogegen Monteveglio im Jahre 1157 auch gegen den Kaiser Hülfe versprach. Zwey Jahre nachher erklärte Friedrich I. Imola unabhängig von allen andern Städten [2]), was die Bologneser sehr übel nahmen, und es durchsetzten, daß jene Stadt jedesmal dieselben Steuern wie sie selbst ausschreiben, und wiederum Kriegsbeystand übernehmen mußte. Nach einem Beschlusse vom Jahre 1264 sollte der Podesta von Bologna zugleich Podesta von Imola seyn [3]), und seine Richter daselbst Recht sprechen, wodurch die Unabhängigkeit dieser Stadt gänzlich verloren ging. Im Jahre 1256 versprachen die Faentiner [4]): sie wollten ihren Podesta aus Bologna nehmen, keinen Krieg aus eigener Macht beginnen, Lebensmittel nur nach Bologna verfahren, keine Zölle von den Bolognesern erheben, ihre Münze anerkennen, Hülfe leisten, und die Befestigungen Faenzas zerstören. — Bey mehrern Streitigkeiten über die Anstellung der Podesta in bischöflichen Orten siegte Bologna fast jedesmal [5]), unbeschadet jedoch der übrigen Gerechtsame des Bischofs. Obrigkeitliche Stellen in abhängigen Orten wurden bisweilen nach Weise der bolognesischen Aemter selbst vergeben, bisweilen durch Wähler besetzt, welche man aus den Anzianen und Räthen erlooset hatte.

Viele Landbewohner waren ursprünglich leibeigen, doch wirkten alle oben schon dargelegten Gründe zur Verminderung ihrer Zahl. Eine besondere und löbliche Erwähnung verdient aber die allgemeine Maßregel [6]), welche Bologna im Jahre 1256 in dieser Hinsicht ergriff, und welche mit manchem Uebel aussöhnt, was die überwiegende Volksherrschaft veranlaßte. Man begnügte sich nämlich nicht, alle Leibeigenen des Staats freyzulassen; sondern wollte diese Wohlthat auch allen Leibeigenen von Privatpersonen zukommen lassen. Und zu diesem Zweck ergriff man keinen gewaltsamen, das Eigenthum verletzenden Ausweg [7]), son-

---

1) *Savioli*. I, 2. Urk. 113 und 161.

2) *Savioli*. I, 2, Urk. 170 und II, 2, Urk. 192.

3) *Savioli* zu 1264, Urk. 741.

4) *Savioli* zu 1256, Urk. 714. Auch Ravenna war abhängig. Urk. 718.

5) *Savioli* zu 1217.

6) *Ghirardacci*. I, 190—194. *Savioli* zu 1256, Urk. 712.

7) Wie so oft in unsern Tagen.

dern kaufte jene Unglücklichen aus öffentlichen Mitteln frey. Für jeden Leibeigenen über vierzehn Jahre wurden zehn Lire, für jeden unter vierzehn Jahren acht Lire gezahlt, wogegen die Befreyten, zur billigen Entschädigung des Staats, geringe Abgaben an Getreide übernahmen. Unter dem Podesta Accursius von Sorexina trug man die Namen aller Befreyten in ein Buch ein, welches das Paradies der Freuden genannt wurde. In der merkwürdigen Einleitung desselben heißt es: der allmächtige Gott schuf den Menschen rein und mit vollkommener Freyheit; durch den Sündenfall aber ward das ganze Geschlecht vergiftet, das Unsterbliche ward sterblich, das Unverderbliche verderblich, aus der Freyheit stürzte es in die Fesseln teuflischer Sklaverey. Da jammerte es Gott, daß die Welt zu Grunde gehe, und er sandte seinen eingebornen Sohn zur Erlösung. Deßhalb ist es heilsam und recht, daß die von Natur freygeschaffenen und erlöseten Menschen nicht in der Sklaverey verharren, in welche sie das Völkerrecht (jus gentium) stürzte, sondern freygelassen werden. In Betracht dessen hat die Stadt Bologna, welche immer für die Freyheit kämpfte, des Vergangenen und der Zukunft eingedenk, und zu Ehren unseres Erlösers Jesu Christi alle Leibeigenen in ihrem Gebiete frey gekauft, und festgesetzt, daß nie ein Unfreyer in ihrem Gebiete seyn solle. Denn ein wenig Hefen säuert und verdirbt den ganzen Teig, und die Gegenwart eines Unwürdigen schändet die ganze Gesellschaft.

Fremde, welche sich in Bologna ansiedelten, erhielten gewöhnlich nach zehn Jahren das volle Bürgerrecht [1]), und schon im Jahre 1222 bewilligte man ihnen zwanzigjährige Freyheit von Abgaben. Traten mehr als zwanzig Familien zur Bildung einer Gemeinde zusammen, so erhielten sie das Recht, ihre Obrigkeiten zu wählen und die Steuerfreyheit; nur zum Kriegsdienst blieben sie verpflichtet.

4. Faenza. In Faenza stand dem Podesta ein Rath von dreyhundert Männern zur Seite [2]).

5. Fano. Im Jahre 1160 gab es in Fano vier Konsuln und einen aus Edeln und Bürgern zusammengesetzten großen Rath. Im Jahre 1214 waren den Konsuln und dem Rechnungsbeamten (Massaro) acht, monatlich wechselnde Ordner (regolatori) vorgesetzt [3]), oder doch zur Seite gesetzt. Außerdem geschieht eines Raths von vierzig Personen und der allgemeinen Versammlung Erwähnung. Im Jahre 1259 gab Parzival

---

1) *Ghir.* I, 14.

2) *Tonduzzi*, 284 zu 1249.

3) *Amiani* memorie di *Fano*, I, 148, 176; II, Urk. LIV.

von Orias, König Manfreds Statthalter, der Stadt einen Freybrief des Inhalts: die Bürger wählen ihren Podesta, nur soll er ein dem Könige getreuer Mann seyn. Sie sollen keinem auswärts wohnenden Bürger seine Einkünfte vorenthalten, sonst aber alle Streitigkeiten in erster Stelle entscheiden. Handel, Einfuhr und Ausfuhr bleibt unbeschränkt. Ueber eine gewisse Entfernung hinaus, sind die Bürger nicht zum Kriegsdienst verpflichtet, und dürfen überhaupt an ihrer Stelle Söldner annehmen.

6. Florenz. Um das Jahr 900 finden wir in Florenz Schöppen, und an ihrer Spitze einen Grafen [1]); mithin mögen die Konsuln und Räthe erst später eingeführt worden seyn. Der Konsuln waren gewöhnlich vier, bis man nach Eintheilung der Stadt in sechs Viertel, für jedes einen erwählte. Doch machte man von dieser Regel auch Ausnahmen, und ernannte z. B. im Jahre 1172 sieben Konsuln [2]), und neben ihnen einen Richter und mehrere Geschäftsträger. Vielleicht entsteht aber der Unterschied der Zahl zum Theil auch daher, daß man bisweilen mehrere Arten von Konsuln zusammenzählte, bisweilen nur die wichtigsten, die der Gemeinde, vorzugsweise so nannte. Es gab nämlich gegen Ende des zwölften Jahrhunderts in Florenz auch Konsuln der Gerichte, der Wechsler und Kaufleute [3]). Den Konsuln stand nach Einigen ein Rath von hundert Männern zur Seite [4]), Andere dagegen sprechen von einem großen und einem kleinen Rathe, und von sechzig guten Männern, die aus den sechs Vierteln gewählt wurden, und an deren Spitze sechs Senatoren standen [5]).

Mit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts kam in Florenz, gleich wie in den übrigen Städten, ein Podesta an die Spitze der Verwaltung; doch blieben die Konsuln in ihren, aber freylich jetzt untergeordneten Wirkungskreisen [6]). Neben

---

1) *Lami* Memor. eccles. *Florent.* I, 392.

2) *Cartepecore* di *Capello.* Mscr. Urk. 77.

3) *Ammirato* istoria Fiorent. I, 67.

4) *Malespini*, 99. *Villani* V, 32. *Sismondi* II, 341

5) *Ammirato* an obiger Stelle.

6) Nach *Villani*, V, 32, war 1207 der erste Podesta in Florenz: nach *Savioli* zu 1205, *Lami* memor. eccl. Flor. I, 392, und Excerpta *Magliabech.* Theil 43, S. 62 im Jahre 1199; aber eine von mir aufgefundene Urkunde (*Cartepec.* di *Capello* Mscr. Urk. 98), nennt schon 1195 einen Podesta, mehrere Räthe, einen Richter, zwey Geschäftsträger und einen Konsul der Gerechtigkeit. *Malespini*, 99, nennt *Gualdefrotto* aus Mailand als den ersten Konsul aus Mailand. Wahrscheinlich wechselte man Anfangs zwischen Podesta und Konsuln.

dem Podesta finden wir einen Richter, drey Notare, und die zur Vollziehung der Befehle nöthigen Personen [1]). Gegen das Jahr 1233 war unzweifelhaft in Florenz ein großer und kleiner Rath [2]), und im Jahre 1236 urtelte jener als Schiedsrichter über einen Streit zwischen Volterra und S. Geminiano. Acht Jahre nachher geschieht eines Appellationsgerichts Erwähnung [3]), welches den Ausspruch des Richters vom Podesta bestätigt.

Diese Regierungsweise dauerte, nach den schon oben im Allgemeinen angegebenen Grundlagen bis zur Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts; da trafen in Florenz allerhand Gründe zusammen, welche, wie in Bologna, eine zur Demokratie hingerichtete Umgestaltung der Verfassung nach sich zogen. Während nämlich das Volk an Zahl, Kraft und Reichthum wuchs, war doch des Kaisers Einfluß nicht selten so groß, daß er aus eigener Macht den Podesta ernannte [4]), und vornehme Familien, welche die Stadt unter ihre Botmäßigkeit ziehen wollte, reichsunmittelbar machte [5]). Umgekehrt nahm sich das Volk, sobald es irgend die Oberhand gewann, sehr Vieles heraus, was die alte Bedeutung des Adels vernichten mußte [6]); es erhob z. B. Personen zu Rittern, und gab ihnen die Vorrechte, welche sonst nur dem Adel zustanden. Weit wichtiger war die gleich nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. beschlossene Erneuerung eines Volkshauptmanns und der zwölf Anziane für die sechs Stadtviertel. Die gesammte Bürgerschaft ward ferner in zwanzig, der zur Stadt gehörige Bezirk in sechs und achtzig Fahnen getheilt [7]), und überhaupt der gesammten Kriegseinrichtung ein größerer Zusammenhang und eine raschere Beweglichkeit gegeben. Die

---

[1]) *Pieri* chron. nennt zu 1201 außer dem Richter und den Notaren, uno compagno e sei fanti.

[2]) Codice diplom. di *Volterra*, Mscr. Urk. 341, 399, 402, 419.

[3]) Ebendas. Urk. 505, 506.

[4]) So ward 1247 Guido Podesta nach Befehl des kaiserlichen Statthalters Friedrich von Antiochien. Ebendas. Urk. 550.

[5]) Dieß that Friedrich I. im Jahre 1185 mit der Familie des Grafen Guido, Friedrich II. im Jahre 1220 mit den Ubertini. *Cartepec.* di *Firenze* nell' archivio delle riformazioni. Mscr. Urk. 1, 2.

[6]) Questi furono fatti cavalieri per lo Commune di *Firenze* con tutte quelle immunità che s' apparteneva alla milizia. *Lami* delizie. VI, 306. nach einer alten Handschrift, ums Jahr 1260.

[7]) *Macchiav.* istorie. I, 117. *Malespini* 141. *Villani* VI, 39. *Ammirato* I, 90. *Vitale* storia dei Senatori di *Roma*, I, 118, erwähnt des Volkshauptmanns zu 1256.

Thürme und Befestigungen des Adels, welche sich auf hundert und zwanzig Klafter erhoben hatten, wurden bis auf funfzig Klafter niedergerissen.

Neben dem Volkshauptmann blieb der Podesta (so wie zu Bologna) in mehrfacher Wirksamkeit, freylich aber mußten ihre Kreise auch hier oft in einander greifen. So versammelte der Volkshauptmann im Jahre 1252 Rath und Volk in der Kirche S. Maria [1]), und es ward nach dem Vorschlage der Anziane genehmigt, zwey Personen in öffentliche Dienste zu nehmen, und ihnen einen bestimmten Gehalt zu bewilligen. Im Jahre 1263 handelt seiner Seits der Podesta mit Beystimmung des allgemeinen Raths und des Raths der neunzig Männer [2]); im Jahre 1254 gaben der Podesta, der Hauptmann und die Anziane gemeinsame Verfügungen für das abhängige Volterra [3]). Drey Jahre nachher werden erwähnt dreyhundert Glieder eines größern, neunzig eines kleinern Raths, sechs und dreyßig Beysitzer des geheimen Rathes, vier und zwanzig Räthe des Volkshauptmanns, und ein Richter desselben, welcher Urtheile erläßt [4]).

Dieß Alles zeigt, daß die öffentlichen Einrichtungen in Florenz um diese Zeit nicht unwandelbar fest standen; auch griff König Manfred in den Zeiten seiner größern Macht so nachdrücklich ein, daß er einen Statthalter nach Florenz sandte [5]), welcher auf Besetzung der Stellen wirkte, das Kriegswesen ordnete, und selbst Steuern erhob. Nach Manfreds Tode ward die unterdrückte guelfische Partey wiederum so laut, daß man zwey Podesta, einen für sie, und einen für die Gibellinen erwählte. Beyde aber trachteten nur darnach, einstimmig ihren, nicht der gesammten Bürgerschaft Vortheil zu befördern, weßhalb man ihnen sechs und dreyßig ehrbare Kaufherrn aus beyden Parteyen zuordnete, und diesen übertrug, die nöthigen Einrichtungen zu treffen [6]). Sie bildeten hierauf die sieben größern und fünf kleinern Zünfte, oder erhöhten vielmehr nur deren Bedeu-

---

1) *Cartepec.* di *Cestello*, Mscr. Urk. 312.

2) Excerpta *Magliabecch.* Th. 43, S. 42.

3) Codice diplom. di *Volterra*. Mscr. Urk. 655, 656, 670—1256 unterschreiben neun Anziane und zweyhundert Räthe einen Vertrag mit Pisa, 1260 unterschreiben zweyhundert zwey und neunzig Räthe, und jene Räthe der Dreyhundert, der Neunzig, und Vier und zwanzig werden erwähnt. *Camici* X. zu diesen Jahren, Urk. V, S. 83, Urk. VII, S. 88.

4) Ebendas. Urk. 712, 750.

5) Excerpta *Magliabecch.* Th. 43. S. 42.

6) *Malespini* 183.

tung. Zu den sieben größern Zünften gehörten: Richter und Notare, Kaufleute, Wechsler, Wollenweber, Aerzte und Apotheker, Seidenwirker, Kürschner. Später stieg die Zahl der Zünfte auf ein und zwanzig; allein auch dann müssen sich noch immer mehrere kleinere Gewebe an die bedeutendern angeschlossen haben.

Weil nun aber das Hervorheben der Zünfte und des Volks, die Rechte des Adels und der Gibellinen gar sehr verletzte, so entstanden Unruhen über diese neuen Maßregeln, bis nach Konradins Untergang die Guelfen wiederum obsiegten, und die Verfassung nach ihrem Gutdünken ordneten [1]). Der Hauptmann ihrer Partey stand an der Spitze des Ganzen, ihm zunächst zwölf Personen unter dem Namen der guten Männer, und ein geheimer Rath von achtzig Personen. Zu diesen zwölf und diesen achtzig gesellte man dreyßig Bürgerliche aus jedem der sechs Stadtviertel, und nannte die Versammlung aller zweyhundert zwey und siebenzig Personen den großen Rath. Ein anderer engerer Rath von hundert und zwanzig Personen, welche theils aus dem Adel, theils aus dem Volke genommen waren, mußte indessen bey Besetzung der Aemter befragt werden, und zu allen in den übrigen Räthen verhandelten Sachen seine Zustimmung geben, ehe die Beschlüsse Gesetzeskraft erhielten. Aber auch diese Einrichtungen wurden bald nachher wieder umgeändert; wie sich denn überhaupt fast in keiner italienischen Stadt so viel Wechsel der

---

1) Capitano di parte *Guelfa*. *Manni* Chron. 140. *Macchiav.* istor. I, 124, 128. Die Nachrichten sind im Allgemeinen sehr schwankend und ungenügend. So würden wir das nach Macchiavelli in den Text Aufgenommene, nach Malespini cap. 193 folgendergestalt fassen müssen: Drey und drey Sechstel der Stadt ernannten abwechselnd drey Hauptleute der Partey, welche zwey Monate im Amte blieben. Ein neu errichteter Rath der guten Männer des Volks berathete über alle wichtigen Sachen, welche (sonderbarer Weise?) dann erst zur Bestätigung an den Rath des Podesta kamen, in welchem achtzig adelige und bürgerliche Beysitzer, und die Häupter der Zünfte saßen. Außerdem bestand jetzo ein großer Rath von dreyhundert, aus allen Ständen genommenen Männern. Ob diesen die gefaßten Beschlüsse zur dritten und letzten Berathung vorgelegt wurden, ist nicht ganz klar; auf jeden Fall aber wurden durch dieselben alle Aemter besetzt. Zur Prüfung und Berichtigung der Gesetze waren bestimmte Personen bevollmächtigt, deren Ansichten aber ohne allgemeinere Bestätigung wohl nicht Gesetzeskraft erhielten. *Villani*, VII. 17, hat hundert gute Männer, läßt die achtzig unter den dreyhundert sitzen, und weicht auch in manchen andern Punkten ab. Von den Veränderungen, welche nach dem Falle der Hohenstaufen eintraten, können wir dießmal nicht sprechen.

öffentlichen Einrichtungen zeigt, als in Florenz und in Genua [1]).

7. Genua. In den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts standen in Genua vier bis sechs Konsuln an der Spitze der Regierung, und blieben drey bis vier Jahre im Amte. Um das Jahr 1121 verkürzte man aber diese Zeit auf ein Jahr, und trennte wenig später die regierenden Konsuln, oder die Konsuln der Gemeine (de communi), von den Konsuln der Gerichte (de placitis). Jene behielten die polizeyliche und vollziehende Gewalt, die Verhandlungen mit fremden Staaten, und den Oberbefehl im Kriege; diese waren die höchsten Richter in bürgerlichen und peinlichen Sachen [2]). Doch nahmen die letzten im Fall dringender Gefahren, an dem Oberbefehl des Heeres und der Flotte ebenfalls Antheil. Die Zahl der Konsuln wechselte äußerst oft: wir finden drey bis acht Konsuln der Gemeinde, und drey bis vierzehn Konsuln der Gerichte [3]). Jeder abgehende Konsul der Gemeinde mußte den neu eintretenden schriftlich über Einnahme und Ausgabe des Staats Rechnung ablegen, und ihnen die vorräthigen Gelder übergeben. Die Konsuln der Gerichte theilten sich in die Geschäfte nach den Stadtvierteln, aber deren waren nicht immer gleich viel [4]), und einer spätern Nachricht zu Folge, hielten jene alle ihre Sitzungen im erzbischöflichen Pallaste, bis im Jahre 1190 verordnet ward, daß dieß an vier verschiedenen Orten, und an jedem jährlich vier Monate geschehen solle [5]).

Das Daseyn einer größern Volksgemeinde, welche an den Wahlen und dem Berathen wichtiger Angelegenheiten Theil hatte, läßt sich nicht bezweifeln; immerdar schienen jedoch die Weisen und Räthe der Stadt einen sehr großen Wirkungskreis gehabt zu haben. So beschlossen auch diese, und nicht das gesammte Volk, im Jahre 1190 [6]), daß keine Konsuln der Regierung mehr soll-

---

1) Usus regiminis variandi —, in nullo populo frequentior aut crebrior unquam fuerit. *Folieta* von Genua zu 1216.

2) *Caffari* annal. *Genues.* 248, 253, 255, 284, 285. *Obertian.* 320.

3) Beweise in den Annalen von Caffari, Obertus, Bartholomäus.

4) Caffari 258 sagt zu 1130: daß vierzehn Konsuln den sieben Kompagnien, in welche Genua getheilt war, vorstanden, und daß jemand, der über ein Mitglied einer andern Kompagnie klagen wollte, sich an die Konsuln derselben wenden mußte. Aber 1134 waren für acht Kompagnien acht Konsuln (259), und 1135 für acht Kompagnien sechs Konsuln.

5) *Ottoboni* annal. *Genuens.* 363.

6) *Ottobonus* 363 und zu 1192, 1193. *Barthol.* zu 1225. *Folieta* annal. *Genuenses* zu 1190.

ten gewählt werden, weil es bey der heftigen Bewerbung um diese Stellen schon öfter zu innern Fehden gekommen sey. Als aber der erste Podesta Manegold Tetocio aus Brescia eine Mordthat, welche ein vornehmer Jüngling begangen hatte, streng und gerecht bestrafte, so setzten die Unzufriedenen während mehrerer Jahre die Wahl von Konsuln statt der Podesta durch. Hieraus entstand mancherley arge Verwirrung, bis im Jahre 1196 der neue Podesta, Drudus Marcellinus aus Mailand, zum zweyten Male die Gesetze mit höchster Strenge handhabte, und alle in der Stadt befindlichen festen Thürme bis auf achtzig Fuß niederreißen ließ [1]). Doch setzte man jetzo dem Podesta acht Rektoren zur Seite, welche die nähere Aufsicht hatten über die Einnahmen und Ausgaben des Staats, über die Flotte, die festen Schlösser und die Kriegsvorräthe. Außerdem werden im Jahre 1206 zwey Konsuln des Meeres genannt [2]), und im Jahre 1221 entschied der eine Richter des Podesta alle bürgerlichen, der zweyte alle peinlichen Rechtssachen.

Der Podesta ward nicht immer auf gleiche Weise gewählt; bisweilen scheint man über gewisse, auf eine Wahlliste gebrachte Personen gelooset zu haben [3]), bisweilen trug man die Wahl einzelnen auserkorenen Männern auf. Von sechs solchen Wählern vereinigten sich im Jahre 1237 [4]) fünf für Paul von Sorexina und nur der sechste widersprach; dennoch kam es über diesen Widerspruch zu Aufruhr und Blutvergießen. Jeder Podesta war bey Niederlegung seines Amtes verpflichtet, Rechenschaft abzulegen, und man verfuhr dabey streng, ja im Einzelnen auch wohl willkürlich [5]). Es war verboten, denselben Podesta zwey Jahre hintereinander zu erwählen [6]), und überhaupt wechselten (fast nur mit Ausnahme der Schreiber) jährlich alle öffentlichen Beamten. Im Jahre 1233 geschieht der folgenden Erwähnung: zwey Richter des Podesta [7]), zwey Ritter, welche wahrscheinlich das Kriegs-

1) *Ottobonus* 375.

2) *Ogerius* zu 1206 und 1221.

3) So heißt es zu 1231 der Podesta sey nicht ad vocem sondern ad brevia, seu ad sortem gewählt worden. *Barthol.* zu 1231, wogegen sich eine andere Stelle zu 1229 auch so deuten ließe, daß man aus den Räthen und der Gemeine Wähler erlooset habe.

4) Derselbe zu 1237.

5) Derselbe zu 1234 über das Verfahren gegen den Podesta Pegolotus aus Florenz. Vergleiche *Pignoli* annal. *Genuens.* zu 1265.

6) Ders. zu 1229, aber von 1218 bis 1220 war Lambertinus von Bologna Podesta gewesen.

7) Ders. zu 1233. Die Richter vertraten die Stelle des Podesta während seiner Abwesenheit, zu 1227.

wesen leiteten, acht Edle, welche den Staatseinnahmen und Ausgaben vorstanden, vier Schreiber und vier Anwalte der Stadt, vier Konsuln der Gerechtigkeit und acht ihnen zugeordnete Schreiber. — Ueber viele Verwaltungssachen wurden, wie es scheint, die vorzugsweise so genannten Räthe (geheime Räthe) befragt; bisweilen stellte man diesen aus jeder Genossenschaft oder Stadtabtheilung sechs Männer als einen Bürgerausschuß zur Seite; endlich wird, im Gegensatz dieses immer noch engern Rathes, die allgemeine Volksversammlung (parlamentum generale) erwähnt [1]).

Jene Genossenschaften, Kompagnien, erinnern in so fern an die bolognesischen Brüderschaften und Zünfte, daß sie bey allen Besetzungen von Aemtern allmählich ein entscheidendes Uebergewicht erhielten, und keinen Adeligen, welcher sich nicht in denselben aufnehmen ließ, zu einem Amte beförderten [2]). Dieß erregte so große Unzufriedenheit unter den Vornehmen, daß zeither feindliche Geschlechter sich aussöhnten und durch Heiraten verbanden; woraus aber wiederum im Volke die Besorgniß entstand, daß jene sich dem Gehorsam gegen den Podesta und die Gemeinde entziehen wollten. Dem zuvor zu kommen, ernannte der Podesta zwey Hauptleute des Volks, deren jeder fünf und zwanzig Bewaffnete befehligte und für sich und diese Letzten sechshundert genuesische Pfunde als Besoldung bekam. Mit Hülfe dieser neuen Beamten überwand das Volk allen Widerstand des Adels, bis im Jahre 1257 neue merkwürdige Veränderungen eintraten. Manchen Bürgern nämlich war es ungelegen, daß die Volkshauptleute so untergeordnet und vom Podesta abhängig seyn sollten, sie trachteten nach einer, bereits in andern Städten durchgesetzten, mehr demokratischen Verfassung; und selbst viele Adeligen boten dazu die Hand, weil sie nach einer schwächenden Spaltung der Behörden auf den großen Haufen leichter zu wirken hofften. Unter bösen Verwirrungen wählte man deßhalb Wilhelm Buccanigra zum Hauptmann des Volks im neuen Sinne des Worts. Ihm wurden zugeordnet zwey und dreyßig Anziane aus den acht Genossenschaften, ein Ritter oder Kriegsmeister mit einer jährlichen Besoldung von tausend Pfunden, ein Richter, zwey Schreiber, zwölf Wächter oder Vollzieher und funfzig bewaffnete Diener. Was der Hauptmann unter Beystimmung der meisten Anziane beschloß, hatte Gültigkeit. Er selbst sollte zehn Jahre im Amte bleiben, und ihm, wenn er früher stürbe, einer seiner Brüder folgen. Noch immer wählte man zwar neben dem Haupt-

---

1) *Barthol.* zu 1238 und 1242.

2) *Barthol.* zu 1227, 1239, 1257; *Folieta* zu diesen Jahren.

mann einen Podesta, allein dieser war abhängig und jener als Demagog, Herr der Stadt. Auch verfuhr Buccanigra so tyrannisch [1]), daß es in den nächsten Jahren zu blutigen Aufständen kam, welche indeß für ihn glücklich endeten. Seitdem befahl er dem Podesta, den Konsuln und Edeln nach Willkür, verachtete die Beschlüsse des großen Raths, besetzte eigenmächtig öffentliche Bedienungen, störte die Rechtspflege und schloß Bündnisse ohne Rückfrage. Sein Sturz war eine natürliche Folge dieses Benehmens, doch ward die Ruhe dadurch nicht hergestellt, sondern es erhob sich neuer Zwist unter den großen Familien [2]), welcher im Jahre 1264 durch folgende Einrichtungen beendet werden sollte. Der jetzo wieder in Wirksamkeit getretene Podesta, und die ihm zunächst stehenden acht Räthe wählten aus jeder Genossenschaft funfzig Männer, zusammen vierhundert Männer. Jede funfzig wählten wiederum aus ihrer Mitte vier Männer, welchen zwey und dreyßig, mit Beystimmung der Genossenschaften, des Ausschusses der Vierhundert und des großen Raths, die nächste Wahl des Podesta und der öffentlichen Beamten übertragen ward. — Aber auch diese Einrichtung machte den Unruhen und dem Wechsel kein Ende, und kaum weiß man, was irgend als bleibend anzugeben seyn dürfte. Als Andeutung noch Folgendes. Im Jahre 1261 werden, um einen Vertrag mit Kaiser Michael zu vollziehen, durch die Glocken und den öffentlichen Ausrufer vor den Podesta und den Volkshauptmann geladen: die acht Edeln [3]), die Anziane, die Beysitzer des großen Rathes, die Häupter der Zünfte oder Genossenschaften, und vierzehn von den besten, edelsten und reichsten Männern. Im Jahre 1267 standen neben dem Podesta acht Edle als Verwaltungsräthe und zwey Ritter, von denen der eine wahrscheinlich dem Seewesen, der andere den Schulden-, Anleihen- und Steuersachen vorstand [4]). Von dreyen Richtern leitete der erste die peinlichen, der zweyte die bürgerlichen Rechtssachen, der dritte die Berufungen; oder der zweyte mag die erste Stelle für den Adel und die Vornehmen, der dritte die höhere Stelle für niedere Gerichte gebildet haben. Allen war eine verhältnißmäßige Anzahl von Schreibern und Dienern zugeordnet.

Sehr natürlich weiß Jacob von Voragine in seiner genuesischen Chronik nicht anzugeben [5]), was denn nun unter so

[1]) *Barthol.* zu 1259, 1262.

[2]) *Pignoli* zu 1264.

[3]) *Recueil* de cartes hinter du *Fresne* histoire de *Constantin*, p. 6.

[4]) *Guercii* ann. *Genuens.* zu 1267.

[5]) *Jacobi* de *Voragine* chron. *Januense*, S. 18, 42, 43. Die

Verschiedenem, durch den Ehrgeiz der vornehmsten Familien oder die Gewalt des Volkes wieder Umgestürzten, das Beste sey, und hilft sich zuletzt mit der ungenügenden Aeußerung: es gebe goldene, silberne und hölzerne Schlüssel, der aber, welcher am besten schließe, sey immer der beste.

Ueber das Verhältniß der Weltlichen zu den Geistlichen fanden die gewöhnlichen Zweifel und Streitigkeiten bisweilen auch in Genua Statt. Im Jahre 1188 übertrugen die Konsuln, Geistlichen, Räthe und öffentlichen Beamten die Wahl eines neuen Erzbischofs an zwölf Geistliche, welche schwuren, dem Tüchtigsten ihre Stimme zu geben.

Nach und nach waren viele Dörfer, Städte und Hochadelige von Genua abhängig geworden. So übergab Graf Guido Guerra im Jahre 1157 seine Güter der Stadt, und nahm sie von ihr als Lehen zurück [1]). Nach einem Siege über Vintimiglia setzte Genua daselbst den Podesta, hob Steuern, übte die Rechtspflege [2]), riß die Stadtmauern nieder und erbaute Burgen nach Willkür. Savona, welches in Vertrauen auf den Beystand des Grafen von Savoyen die frühere Abhängigkeit von Genua nicht mehr dulden wollte, verlor im Jahre 1227 alle Befestigungen und den Molo, welcher den Hafen deckte [3]); es stellte Geißeln und erhielt den Podesta und die übrigen obrigkeitlichen Personen aus Genua. Diese strengen Maßregeln vermehrten aber nur die Unzufriedenheit, und es kam zu offenen Kriegen mit Savona, Albenga, S. Maurizio, Vintimiglia und mit vielen aufrührischen Bauern. Ob nun gleich Genua durch die tüchtigsten Anstrengungen zuletzt obsiegte, so geht doch hieraus klar hervor, daß die Verhältnisse mangelhaft waren, und eine Stadt auf Unkosten der andern ihre Macht und Freyheit erhöhte.

8) Gubbio. Gubbio ward im Jahre 1163 dem Kaiser und seinem Statthalter unmittelbar untergeordnet [4]), übte indessen eigene Rechtspflege, so fern die Geistlichkeit nicht zum Einspruche berechtigt war. Damals betrug die jährlich an Friedrich I. zu zahlende Steuer nur sechzig Pfund Luccaer oder Pisaner Münze, unter Kaiser Heinrich VI. aber schon hundert

---

Spinula und Doria waren Gibellinen, die Grimaldi und Fiesko Guelfen.

1) *Caffari* 269.

2) *Marchisii* annal. zu 1222.

3) *Bartholom.* zu 1226, 1227, 1234, 1238.

4) *Ughelli Italia* sacra. I, 642. *Reposati* della zecca di *Gubbio*. I, 33, 395 — 397.

Pfund; mithin war der Werth der Münze gesunken, oder die Steuer erhöht, oder gegen Bewilligung neuer Rechte gern übernommen worden. Im Jahre 1255 entstand in Gubbio ein Aufstand über die bis dahin nur von Adeligen besetzte Würde des Podesta. Das Volk setzte durch, daß ein Fremder zu seinem Hauptmann gewählt wurde, dem Richter, Notare, Diener u. s. w. zur Seite standen, und der monatlich hundert Goldgulden (wahrscheinlich für sich und die übrigen ihm zugeordneten Personen) bekam. Damit aber hiedurch die Ausgaben nicht zu sehr erhöht würden, beschränkte man die Gehalte aller übrigen Beamten.

9) Lucca. Im Jahre 1160 überließ Herzog Welf von Tuscien der Stadt Lucca auf fünf Miglien im Umkreise die Gerichtsbarkeit und alle ihm sonst zustehende Rechte, wofür sie ihm jährlich tausend Schillinge zahlte *). Von einer Beystimmung des Kaisers zu solcher Vergabung eines Reichslehnsherrn ist nichts erwähnt; doch mußten die Bürger zwey Jahre nachher Friedrich I. schwören und erhielten die Regalien auf sechs Jahre für zweytausend vierhundert Pfund. Gleichzeitig wird ihnen die freye Wahl von Konsuln zugestanden, welche man jedoch schon im Jahre 1075 vorfindet. Neben den Konsuln stand ein Rath von fünfhundert Personen und eine noch allgemeinere Volksversammlung. Jener Rath ward jährlich auf folgende Weise neu besetzt; man warf die Namen der hundert, für ein Fünftel der Stadt eingetretenen Räthe, in eine Urne, und neunzig Nieten und zehn Treffer in eine zweyte Urne. Diejenigen Funfzig, welche hiernach für die fünf Abtheilungen ausgesondert wurden, erkoren den neuen Rath; ob sie und alle alten Mitglieder aber nothwendig ausscheiden mußten, oder ob man sie wieder wählen konnte, ist nicht bemerkt. Der Rath der Fünfhundert ernannte die Konsuln, konnte er sich aber in einem Tage darüber nicht einigen, so kam die Wahl theils an die zahlreicheren Versammlungen, theils an einen, wie es scheint, kleinern Rath von zwanzig bis fünf und zwanzig Personen für jedes Thor, welcher Ausdruck die Abtheilungen der Stadt bezeichnen durfte.

Der Konstanzer Friede wirkte mittelbar auch auf Lucca, mehr entschieden indessen Freybriefe der Kaiser. Ein von Heinrich VI. gegebener lautete dahin: die Stadt erhält die Gerichtsbarkeit auf sechs Miglien in die Runde, doch mit gewissen Ausnahmen und dem Vorbehalte der höhern Entscheidung in peinlichen Sachen, und in bürgerlichen Sachen, wenn diese Grundvermögen von mehr als zehn Mark Kapitalwerth betreffen. Ist

*) Memorie e Documenti per servire all' istoria del principato *Lucchese*. S. 1-4, 186, 206.

aber der Kaiser selbst anwesend, so hat alle Gerichtsbarkeit neben ihm ein Ende; auch dürfen die Bürger keinen Vertrag eingehen, ohne seine Rechte und sein Wohl vorzubehalten. Sie zahlen ihm jährlich sechzig Pfund Luccaer Münze. In einem spätern Freybriefe Ottos IV. vom Jahre 1209 sind jene beschränkenden Bedingungen nicht allein weggeblieben, sondern der Kaiser verspricht auch den Bürgern: er wolle ihnen keine Kriegslieferungen (Fodrum) abfordern, und in ihrem Gebiete weder Burgen anlegen noch anzulegen erlauben.

Schlechter als mit den Weltlichen und den Kaisern, stand Lucca bisweilen mit den Geistlichen und den Päpsten. Gregor IX. bannte die Stadt wegen Einziehung von Kirchengütern; jedoch mit so wenigem Erfolge, daß er drohte, er werde das Bisthum verlegen, allen Benachbarten den Handel mit Lucca, und die Annahme einer obrigkeitlichen Würde in Lucca, untersagen; kein Gesetz, kein Rechtsspruch, keine Urkunde eines Notars solle vor gebührender Genugthuung Gültigkeit haben. Darüber zürnten die Luccenser nur noch heftiger, schlugen die Thüren der Geistlichen ein, setzten mehrere gefangen, und sollen sogar Hostien an die Hufeisen der Pferde angeklebt oder angenagelt haben [1]).

Im Jahre 1206 nahmen die zwölf Hauptleute der zwölf Kriegsabtheilungen Theil an der Wahl des Podesta [2]); 1234 findet sich außer dem, vielleicht der Zahl nach verringerten größern Rathe, ein geheimer Rath von wahrscheinlich vier und zwanzig Räthen. Kaiser Friedrich II. übte oft den entschiedensten Einfluß auf die Einsetzung der Podesta [3]); nach seinem Tode verwandelte man die, in andern Kreisen wirksam gebliebenen Konsuln in Anziane, und ernannte, auf die schon oft erzählte Weise, einen Hauptmann des Volks.

10. Mailand. Schon im Jahre 1107 geschieht des Freystaats (reipublicae) von Mailand Erwähnung, aber die Formen waren unsicher und schwankend, und die Einwirkung des Kaisers nach Maßgabe der Verhältnisse bald größer, bald geringer. Noch ist von keinem geheimen Rathe, wohl aber vom großen Rathe die Rede, in welchem, außer den Familienhäuptern der Laien, auch die Geistlichen erschienen, und von einigen weisen Männern (savii), beym Vortrage und dem Abstimmen durch Beyfallsgeschrey oder Gegenruf, Ordnung erhalten ward.

---

[1]) Quorundam hostiis equorum ferris affixis. Regesta *Gregorii* IX. Jahr IV, 209 und V, 13. *Ughelli Italia* sacra. I, 821.

[2]) Memorie del principato *Lucchese*. 208, 209, 217.

[3]) *Salimbeni* chron. mscr. in Bibl. *Vaticana*. p. 236.

Jene Laien sonderten sich bereits in Hauptleute, Vasallen und Kaufleute [1]) oder in hohen Adel, niedern Adel und Bürger; aber ihre staatsrechtlichen Befugnisse waren wohl nicht mit Sicherheit geschieden. Die Stadt hatte sechs nach den Thoren benannte Abtheilungen, welchen die nächsten abhängigen Orte zugewiesen wurden; doch bestanden damals auch noch mehrere unabhängige Landgrafschaften. Allmählich verloren indessen die Grafen manche Rechte, sie mußten sich manche republikanische Einrichtung gefallen lassen [2]), und in den Orten, wo sich Geistlichkeit und Gemeinde vertrugen, ging ihre Macht am schnellsten zu Grunde.

An der Spitze des Ganzen standen, wie überall, die vom großen Rathe gewählten Konsuln [3]), aber ihre Zahl, ihr Stand und ihr Wirkungskreis wechselte mehrere Male. So finden wir im Jahre 1117 achtzehn [4]), im Jahre 1130 zwanzig, späterhin aber gewöhnlich weniger Konsuln. Von jenen zwanzig waren sieben aus den Hauptleuten, acht aus den Vasallen, und fünf aus der Bürgerschaft. Aus welchem Stande der erste Konsul genommen war, ist nicht gesagt, doch spricht die höchste Wahrscheinlichkeit für den Adel, welcher überhaupt ein entschiedenes, sich dadurch noch mehrendes Uebergewicht hatte, daß um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der, größtentheils mit Adeligen besetzte geheime Rath in Thätigkeit kam [5]), und die allgemeine Versammlung, wie es scheint, weit seltener berufen, und selbst das Recht die Beamten zu wählen, in immer weniger Hände gebracht ward. Um dieselbe Zeit traten auch manche Aenderungen und Berichtigungen der Verwaltungsart ein [6]). Man sonderte die regierenden Konsuln von denen der Gerichte und der Kaufleute [7]). Die beyden ersten geriethen über die Gränzen ihres Wirkungskreises nicht selten in Streit mit den kaiserlichen Beamten und mit der Geistlichkeit, wo dann jene beym Kaiser, diese beym Papste Hülfe suchten, und auch in so weit fanden, als es die Verhältnisse irgend gestatteten. Damit aber das fremde weltliche und geistliche Recht von Rechtsgelehrten und Geistlichen nicht un-

---

1) Capitanei, valvassores, negotiatores. *Giulini* annali di *Milano* zu 1107. S. 323.

2) *Giulini* zu 1140. S. 383, 431.

3) Ebend. zu 1158. S. 153.

4) Ebend. zu 1117. S. 91; zu 1130, S. 260.

5) Ebend. zu 1153. S. 9; zu 1157. S. 67. *Gulf. Flamma* c. 223.

6) Um 1156. *Giulini.* S. 65.

7) Consules Negotiatorum werden zuerst 1159 erwähnt. *Giulini* S. 190.

gebührlich und übermäßig hervorgehoben werde [1]), stellte man den Gesetzkundigen, Sittenkundige oder solche Männer zur Seite, welche die Einrichtungen, Gewohnheiten und das anerkannte Herkommen der Stadt darlegten und vertheidigten. — Die Konsuln der Kaufleute hatten über dieselben eine Art von Gerichtsbarkeit, entschieden Zwistigkeiten, welche auf Märkten und aus Handelssachen entstanden [2]), führten die Aufsicht über richtiges Maß und Gewicht, und sorgten für die Sicherheit der Straßen. Um den Schaden ersetzen zu können, welcher demungeachtet durch Straßenraub Mailänder Kaufleuten widerfuhr, hoben die Konsuln mit Beystimmung der Kaufmannschaft eine Abgabe von gewissen Waaren, und gründeten auf diese Einkünfte eine Art von Versicherungskasse.

Der durch große Anstrengungen erkämpfte Friede von Konstanz, und Friedrichs I. freywillige Ueberlassung der Hoheitsrechte [3]) machte Mailand fast ganz vom Kaiser unabhängig, und der Ueberrest oberrichterlicher Gewalt schwand ebenfalls und um so leichter, da man den selbstgewählten Podesta stets als kaiserlichen Grafen und Stellvertreter betrachtete. Daß nach solchem Siege über die weltliche Macht auch die geistliche des Erzbischofs in der Stadt sank, versteht sich von selbst [4]); so fragte man z. B. nicht viel darnach, ob er den Podesta mit dem Blutbann belehnen wolle, sondern that, was den Rechten einer freyen Stadt angemessen erschien.

Nicht unnatürlich traten nun aber mit dem Verschwinden äußerer Gefahr, die innern Parteyungen doppelt lebhaft hervor. Die Konsuln verloren ihr Ansehen, theils weil man ihre Zahl übertrieben mehrte, und die zu den verschiedensten Geschäften angestellten Personen, Konsuln nannte [5]), theils weil alle schon anderwärts aufgezählten Gründe zur Ernennung eines Podesta hinwirkten. Im Jahre 1186 ward diese Stelle zum ersten Male mit Hubert Visconti aus Piacenza besetzt, bis 1198 wechselten aber noch Podesta und Konsuln.

In diesem Jahre geschah ein bedeutender Schritt zur Umgestaltung der Verfassung. Die, wenigstens in untergeordneten Kreisen fortwirkenden Konsuln, die meisten andern öffentlichen

---

[1]) Legum periti und morum periti. *Giulini* zu 1149. S. 467. und 403, 409.

[2]) *Giulini* zu 1172. S. 437.

[3]) Siehe oben Abschnitt I, 2. und *Giulini* zu 1185. S. 16.

[4]) *Galvan. Flamma* zu 1185.

[5]) Siehe Antichità longobard. milanesi. II, Dissert. 21, welche sehr gute Aufschlüsse über die Verfassung von Mailand gibt.

Beamten, und die jährlich wechselnden geheimen Räthe wurden in der Regel aus dem Adel gewählt [1]), wodurch sich die Bürger, obgleich sie, wenigstens zum Theil, selbst wählten, doch sehr zurückgesetzt und unterdrückt fanden. Deßhalb traten die Schlächter, Bäcker und viele niedere Handwerker zusammen, und stifteten die Genossenschaft des heiligen Ambrosius, im Gegensatz der Genossenschaft des Adels. Jene erhielt eigene Gerichte [2]), empfing einen eigenen Antheil von den Staatseinnahmen, eigene Vorsteher, ja, wie es scheint, eigene Konsuln. Dies übertriebene Mittel gegen die Adelsmacht spaltete aber den Staat auf eine nachtheilige Weise, und gab den niedern Klassen viel zu viel Gewalt; deßhalb wollten selbst die Kaufleute und reichern Bürger keinen Antheil an der Gesellschaft des heiligen Ambrosius nehmen, sondern bildeten eine zweyte vornehmere Bürgergenossenschaft der Mota [3]). Auf ähnliche Weise theilte sich der Adel in zwey Genossenschaften der Hauptleute oder des höhern, und der Vasallen oder des niedern Adels. Die vier Genossenschaften, in welche hiernach die Stadt zerfiel, waren fast nie einverstanden, doch schmolzen bisweilen die zwey bürgerlichen und die zwey adeligen zu einer Wirksamkeit zusammen, — aber freylich weit öfter des wechselseitigen Krieges als des Friedens halber. — Der Erzbischof schloß sich in der Regel an den hohen Adel an, und die Geistlichkeit folgte entweder seinem Beyspiele, oder ward durch ihr Verhältniß zu den Bürgern überwiegend bestimmt. Daraus aber, daß jede Genossenschaft ihre unabhängigen Beamten, Gerichtsbarkeit und Steuern hatte, Beschlüsse faßte und Gesetze gab, wuchs das Uebel von Tag zu Tag, und der allgemeine Rath oder die Volksversammlung, welche über allen jenen Theilen stehen, und sie in sich fassen sollte, konnte den Verkehrtheiten kein Ende machen. Denn:

einmal war nicht bestimmt, wer an dieser zahlreichsten Versammlung Theil zu nehmen berechtigt sey, und die Einen suchten eben so sehr demokratische, als die Andern aristokratische Ansichten geltend zu machen.

Zweytens, fürchtete man, daß aus der allgemeinen Vermi-

---

1) Schon 1177 wechselte die Credenza jährlich. *Giulini* 486, und zu 1186. S. 37 und 57.

2) *Galvan. Flamma* zu 1198. c. 231. *Giulini* S. 138, 167.

3) Mote, Gemote, ein deutsches Wort; man gedenke der englischen Wittenagemote. Meute, Meuterey. Neben den genannten Adelsgenossenschaften, scheint die Galiardorum hergegangen, oder ihnen vorausgegangen zu seyn. Sie bestand aus adeligen gegen die Genossenschaft des heiligen Ambrosius auftretenden Jünglingen, *Galv. Flamma.* 223.

schung nur neue Gefahren und Händel entstehen würden, weßhalb lieber jede Genossenschaft für sich, so weit als möglich vorschritt.

Mehrere Male kam man zu dem Ausweg, daß jede Genossenschaft gewisse Vertreter [1]), Abgeordnete ernannte, welche auf die Berufung des Podesta zusammen kamen, und eine allgemeine Versammlung bildeten. Sie zählte nach Maßgabe der Wichtigkeit des Gegenstandes von zweyhundert bis über tausend Glieder. Allein diese Ausschüsse konnten die größern Kreise der Wählenden schwerlich unwandelbar verpflichten, und wenn man an die Genossenschaften zurückging, erhob sich der Streit von Neuem. Auch stand nichts unbezweifelt fest über das Wahlrecht, die Dauer des Amts, die nothwendigen Eigenschaften der Gewählten u. s. w. Wir finden in solchen Ausschüssen Leute allerley Art, von den Vornehmsten bis zu Schneidern und Barbieren hinab, so daß, mit Wegsehen von aller innern Eigenthümlichkeit, die wunderlichste Zusammenwürfelung des Verschiedenartigsten zu einer Kammer, oder einer Versammlung Statt fand.

Da nun die Gesetzgebung diesen Uebeln nicht genügend abhalf, so verließ sich jede Partey auf ihre Kräfte, und bald siegte die eine, bald die andere. Im Jahre 1201 wählte man drey einheimische Podesta aus dem Adel, der Mota und der Genossenschaft des heiligen Ambrosius; im Jahre 1202 zwey Konsuln, im Jahre 1203 einen fremden Podesta [2]); im Jahre 1204 mußten der Heftigkeit des Streites halber viele Edeln, 1211 sogar der Erzbischof auswandern; im Jahre 1212 standen zwölf Männer als Kriegsobersten an der Spitze des Staats; — aus welchen, leicht zu mehrenden Beyspielen, die Unsicherheit und das Schwanken klar hervorgeht. Zwar kam im Jahre 1214 eine Aussöhnung dahin zu Stande: daß der Rath und alle öffentlichen Aemter zu gleichen Theilen aus beyden Hauptparteyen besetzt werden sollten [3]); aber wenige Jahre nachher waren sie schon wieder in blutige Fehden verwickelt, und nur die Furcht vor Kaiser Friedrich II. einigte sie von Zeit zu Zeit. Diese Furcht führte auch wohl im Jahre 1225 zu einem neuen Vertrage folgenden Inhalts [4]):

---

[1]) Antich. Long. Milan. l. c *Giulini* zu 1199. S. 204. Noch im Jahre 1245 ist in Mailand vom Rathe der Zweyhundert, Dreyhundert, Vierhundert die Rede, je nachdem mehr oder weniger berufen wurden. *Giulini* 650.

[2]) *Giulini* zu diesen Jahren und Sigonius hist. *Ital.* zu 1201.

[3]) Wir übergehen Nebenbestimmungen *Lünig* Codex *Italiae* dipl. I. S. 398. *Giulini* 300, 367, 371, 384.

[4]) *Giulini* 388. *Galv. Flamma* c. 255.

1. Der Erzbischof soll aus dem hohen Adel seyn; zu allen andern weltlichen und geistlichen Aemtern sind die adeligen und die bürgerlichen gleich fähig und berechtigt.

2. Alle seit 1221 einseitig gegebenen Gesetze und verordneten Gütereinziehungen, werden für nichtig erkläret.

3. Die einzelnen Ortschaften sollen nicht, mit Verletzung der Rechte ihrer Herren, Podesta oder andere Obrigkeiten wählen.

4. Die einzelnen Parteyen und Genossenschaften sollen nicht mehr eigene, getrennte Obrigkeiten haben, sondern ihre Konsuln nur als Theile eines Ganzen betrachtet werden, an dessen Spitze der Podesta steht.

5. Der hohe und niedere Adel übernimmt, für einige geringere Vortheile, den größten Theil der Abgaben und Schulden.

6. Jährlich wird aus öffentlichen Kassen für sechstausend Lire fremdes Getreide gekauft [1]), und nach dem ersten März für öffentliche Rechnung verkauft. Ohne Zweifel stellte man aber die Preise zum Besten der niedern Klasse sehr gering.

7. Die Rechtssachen, welche für den Podesta gehören, werden von denen genau geschieden, welche den Konsuln vorzulegen sind. Ein Konsul der Gerichte erhält jährlich zwölf Lire [2]), außerdem aber für jede Unterschrift einen Schilling. Der Podesta erhält für sich, sechs Richter und zwey Ritter, jährlich zweytausend Lire, aber (wahrscheinlich) keine Sporteln. Jene Richter erwählte seit 1225 nicht mehr der Podesta, sondern der große Rath, und von dieser Zeit an, bezogen sie ihre Besoldung wohl unmittelbar aus den öffentlichen Kassen.

Kurze Zeit vor diesem Vergleiche, im Jahre 1216, ward unter dem Podesta Brunagio Porca ein Gesetzbuch zusammengetragen [3]), welches großentheils bürgerliches und Lehenrecht enthielt. Es galt für die meisten Bürger; einige (vielleicht Fremde) lebten aber noch immer nach lombardischen oder römischen Rechten, und in den Besitzungen des Erzbischofs blieb gleichfalls ein in mehrern Punkten abweichendes Herkommen.

Während der vielen Unruhen in Mailand versuchten es die benachbarten Landleute mehrere Male, sich unabhängig zu machen; sie wurden dafür bisweilen hart gestraft [4]), bisweilen unter

---

[1]) Man wird an die römischen Getreidevertheilungen erinnert.

[2]) Dieß ward schon 1211 bestimmt. Auch die sonstigen Taggelder, Sporteln und Succumbenzgelder hatten ihre Taxe. *Giulini* 275, 395, 422, 424.

[3]) *Giulini* zu 1216. Die Handschrift der Gesetze soll in der Ambrosianischen Bibliothek Fol. D. N. 42 liegen. Doch erfuhr ich dieß zu spät, und habe sie nicht gesehen.

[4]) *Giulini* zu 1211, S. 272.

günstigen Bedingungen gleich andern Fremden in der Stadt aufgenommen. Die Obrigkeiten der nähern Dörfer und Burgen entschieden Streitigkeiten bis zwanzig Schillinge, die der entferntern bis zehn Schillinge. Die Konsuln der Gerechtigkeit durften in keinem Monate über vier Nächte außerhalb der Stadt zubringen, und nur für die Zeit der Ernte und Weinlese erhielten sie vierzehn Tage Urlaub. Ohne Beystimmung des Klägers erhielt kein Beklagter über acht Tage Frist zur Beantwortung der Klage [1]), und jede Rechtssache sollte binnen vier Monaten beendet seyn. War der Gegenstand über vierzig Schillinge werth, so erfolgte die Entscheidung schriftlich.

Alle diese Maßregeln und Vorschriften konnten aber größeren Veränderungen nicht vorbeugen. So wurden schon im Jahre 1228 aus achtzehn durch Loos erkorenen Personen, für jede Abtheilung der Stadt einer, zusammen sechs erwählt, und ihnen aufgetragen: sie sollten Acht haben, daß alle Obrigkeiten die Gesetze beobachteten [2]), sie sollten Uebertreter vor den öffentlichen Versammlungen zu schleuniger Bestrafung anklagen, die Staatsrechnungsbücher genau prüfen, und jeden bey Niederlegung seines Amtes zu der vorgeschriebenen Rechtfertigung anhalten. Um den Mißbrauch dieser großen, den sechs Männern anvertrauten Rechte zu verhüten, wechselten sie von sechs zu sechs Monaten.

Im Ganzen hatte das Volk zeither immer mehr Rechte über den Adel gewonnen, doch blieben für jenes noch immer Gründe des Mißvergnügens. So wurden z. B. die bürgerlichen keineswegs, wie sie gehofft hatten, in die höhern, besonders nicht in die geistlichen Stellen gewählt; Adelige und Reiche büßten, alten Gesetzen gemäß, etwanige Mordthaten nur mit Gelde [3]), während es Bürgerlichen und Armen gewöhnlich an Leib und Leben ging u. s. w. Daher erwählte man im Jahre 1240 Paganus della Torre zum Volkshauptmann, mit der Verpflichtung, alle Volksrechte wahrzunehmen, und auch wohl nach Kräften zu mehren. Diese Maßregel erhöhte aber nur den wechselseitigen Haß, und als im nächsten Jahre der Adel gegen Pavia zu Felde zog, blieb das Volk zu Hause [4]), und veranlaßte dadurch mittelbar dessen Niederlage. Desto zahlreicher und mächtiger ward die Genossenschaft des niedern Volkes (des heiligen Ambrosius); sie hatte außer ihren Konsuln auch Anziane, und zwang den Adel

1) *Giulini* 400.

2) *Giulini* zu 1228. S. 420.

3) *Galvan Flamma*. c. 274. *Giulini* zu 1240. S. 544.

4) *Giulini* zu 1241. S. 553.

größere Steuern zu übernehmen [1]), die peinlichen Gerichte und die Aufsicht über die öffentliche Verwaltung mit ihr zu theilen, ja ihr im Jahre 1247 die Aufsicht, die Abschätzung und den Verkauf der aus öffentlichen Kassen gekauften Getreidevorräthe ganz abzutreten.

Während dieser unruhigen Bewegungen war das Steuer- und Geldwesen in solche Verwirrung gerathen, daß man mit Beystimmung des päpstlichen Gesandten einen sehr kostbaren Kelch in Monza borgte [2]), um ihn wieder zu versetzen; und als so kleinliche Mittel nicht halfen, auf eine neue allgemeine Besteuerungsweise drang. Es wurden Grundbücher über alle Ländereyen und Nachweisungen aller übrigen Güter Behufs einer Vermögenssteuer gefertigt, welche nicht nur an sich die Vornehmen natürlich hart treffen mußte [3]), sondern darin auch verletzte, daß sie zuerst, und vor allen Andern zahlen sollten. Deßhalb erhoben diese, es erhoben die mit herbeygezogenen Geistlichen große Klage, und der Plan, auf jene Weise binnen acht Jahren die gesammten Staatsschulden zu bezahlen, kam nicht zur gehofften Ausführung, vielmehr verfolgte sich Adel und Volk in den nächsten Jahren auf die heftigste Weise [4]), jede Partey hatte ihren eigenen Podesta, und man faßte im Jahre 1251 den so grausamen als einfältigen Beschluß, die Güter aller Verbannten unbebaut liegen zu lassen.

Drey Jahre nachher gab das Volk in seiner Verlegenheit dem Podesta Gozadini aus Bologna die sonderbare Vollmacht, Steuern nach seinem Ermessen aufzulegen: als dieser jedoch hievon drückenden Gebrauch machte, und ein Bürger, Wilhelm Salvo, von seinem vornehmen Schuldner, Wilhelm von Landriano, heimtückisch erschlagen ward [5]), so erhob sich ein so furchtbarer Aufstand, daß das Volk den Podesta ermordete, bey den Füßen im Stadtgraben umherschleppte, den Erzbischof und alle Adeligen verjagte. Im nächsten Jahre, 1258, söhnte man sich dahin aus, daß eine Hälfte aller Aemter aus dem Volke, und eine Hälfte aus den Adeligen solle besetzt werden; weil aber diese Bedingung nicht gehalten ward, so wanderte der Adel nach drey Monaten nochmals aus. Kaum aber hatte der Bürgerstand auf diese Weise die unumschränkte Herrschaft gewonnen, als er in sich selbst zerfiel, und die Genossenschaft der Mota oder der

1) *Giulini* zu 1247. S. 38. *Galv.* Flamma c. 274.

2) Zu 1243. S. 13 und S. 649, 674.

3) Zu 1248, S. 47, 59.

4) Zu 1251, 1259, 1256. *Galv.* Flamma c. 286, 288.

5) *Galv.* Flamma c. 291. *Giulini* zu 1254 und 1257.

angesehenern Bürger [1]), gegen die Genossenschaft des heiligen Ambrosius oder des niedern Volks auftrat. Ja viele aus der ersten gesellten sich lieber zum Adel, um nur den Gefahren einer Pöbelherrschaft zu entgehn. Endlich glaubte man darin einen glücklichen Ausweg gefunden zu haben, daß man die Häupter aller Parteyen aus Mailand verwies; allein diese Maßregel führte keineswegs zum vorgesetzten Ziele: denn theils kehrten die Mächtigern aus eigenem Antrieb zurück, und setzten es durch, daß, zwey, drey, vier Podesta gleichzeitig, und gegen das Herkommen wohl selbst aus Mailand, gewählt wurden, oder man warf sich einem Fremden in die Arme [2]), der in aller Eil für sich so viel Vortheil zu ziehn suchte als irgend möglich. Die übelste Folge, welche aus Allem hervorging, war die: daß allmählich ein überwiegender Einfluß einzelner Personen und Familien entstand, daß an die Stelle tief begründeter und allgemeiner Entgegensetzungen, bloß persönliche Parteyungen traten, wo Zufall, Geld, Brüderschaft, ohne alle Rücksicht auf echte Sonderung und Eigenthümlichkeit, bald auf diese, bald auf jene Seite trieb, und selbst der Schein einer Beziehung auf irgend etwas Gesetzliches und Dauerndes wegfiel.

Die Torre, ursprünglich eine adelige Familie, war, wie es wohl in Rom geschah, um demogogischer Zwecke willen zur Bürgerklasse übergetreten, und Martinus Anzian und Rektor des Volks geworden. Damit gewann man aber in so fern nichts, als der Rektor keineswegs Theil eines größern geordneten Ganzen war, sondern die Zerfällung des Ganzen eigentlich gesetzlich machte, sofern er nicht während der Uebermacht des Volkes als Oberhaupt Aller auftrat. Als aber umgekehrt der Adel im Jahre 1264 wiederum obsiegte, ward durch Otto Visconti der Volkshauptmann in einen, alle sechs Monate wechselnden, unbedeutenden Beamten verwandelt, es wurden die vier Genossenschaften als solche aufgelöset, und eine einzige ungetrennte Gemeinde gebildet.

Welche Partey aber auch die Oberhand behalten mochte, wohin es zuletzt kommen mußte, zeigte schon der Titel Philipps della Torre [3]), der sich Anzian und immerwährenden Herrn des Volks nannte. In der Verfassung, in Gesetzen suchte

---

[1]) *Giulini* zu 1258, 1259. S. 152, 162. Mediol. annal. zu 1252 und 1259. Bey einer zwistigen Wahl ward der eine Podesta erschlagen. *Galv.* Flamma c. 299.

[2]) So erhält Palavicini im Jahre 1259, jährlich viertausend Lire. *Johann. de Mussis in Murat. scr.* Vol. XVI, z. d. Jahre.

[3]) Signore perpetuo del popolo. Antichità Longob. Milanesi l. cit.

man nicht einmal mehr die Hülfe; man erwartete sie blos von einzelnen Personen, und sah sich natürlich auf diesem Wege fast noch öfter getäuscht, als auf dem aus Ueberdruß verlassenen.

11. Mantua. Der Podesta wechselte alle sechs Monate und durfte keine Verwandten mit in die Stadt bringen [1]). Sonst werden erwähnt Rectoren, Geschäftsträger, Richter, ein aus Adel und Volk zusammengesetzter großer Rath, und später auch Anziane.

12. S. Marino. Die ältesten Gesetze von S. Marino sind verloren gegangen. Im zwölften Jahrhundert war die richterliche und vollziehende Gewalt bey zwey bis drey Konsuln [2]), die gesetzgebende bey den Hausvätern. Im dreyzehnten Jahrhundert finden wir einen, alle sechs Monate wechselnden Hauptmann [3]).

13. Modena. Schon in den Jahren 996 und 1106 findet man in Modena Geistlichkeit, Adel und Volk erwähnt. Im Jahre 1142 standen sechs Konsuln an der Spitze der Verwaltung, 1156 ein, wahrscheinlich kaiserlicher Podesta, und neben ihm sieben Konsuln und eine Rathsbehörde, 1168 Konsuln ohne Podesta, 1200 vier Konsuln, bis allmählich im dreyzehnten Jahrhundert die Wahl eines Podesta Regel ward. Streit zwischen Adel und Volk, fand auch in Modena statt, so z. B. darüber, daß jener sich lange Zeit, mit Ausschluß der Bürger, angemaßt hatte, Tag und Nacht ungehindert durch die Thore zu gehn [4]). Die Anstellung von vier und zwanzig Volksvertheidigern und später von Anzianen mag zum Theil eine Folge jener Streitigkeiten gewesen seyn.

14. Orvieto. In Orvieto ward ums Jahr 1100 ein großer Rath errichtet, in welchem die adeligen Familien die meisten Stimmen, mithin ein bedeutendes Uebergewicht hatten [5]). Bey spätern Streitigkeiten wurden aber manche Berechtigte verbannt, und andere Familien starben aus. Bestimmte Nachrichten über die daraus hervorgehenden neuen Einrichtungen sind nicht auf uns gekommen.

15. Padua. Die Verfassung von Padua durchlief all-

---

1) *Maffei* annali di *Mantova* 528. *Murat.* antiq. Ital. IV, 322.

2) *Delfico* memorie di *S. Marino* 55, 249.

3) Hieher gehört noch Massa, welches im Jahre 1254 hatte: einen Podesta, funfzehn Hauptleute des Volks und vierzig Räthe. *Cartepecore* di *Massa* Mscr. im Archiv. diplom. di *Firenze*.

4) Mutinenses annales zu 1188, 1200, 1211 u. s. w. *Tiraboschi* memorie Modenesi. II, 17; V, Urk. 892 und zu den genannten Jahren.

5) *Monaldeschi* commentarii historici 33.

mählich ungefähr alle die Formen, welche wir haben kennen lernen; nur geschieht noch im Jahre 1256 der Volksversammlung [1]), im Gegensatz der Räthe Erwähnung. Vielleicht war ihre Bedeutung erst um diese Zeit wieder erneut worden; wenigstens finden wir Anziane, sieben Weisen (Savii) für jedes Stadtviertel und einen Hauptmann des Volkes, welches Alles ein demokratisches Uebergewicht beweiset. Doch ward keine Sache an das Volk gebracht, ehe darüber in den engern Kreisen und Behörden eine Berathung Statt gefunden hatte [2]). — Zu 1228 wird erzählt: daß sich Vornehme, Mittlere und Geringe, Adel, Richter und Volk, und sehr viele angesehene Frauen versammelt und Krieg beschlossen hätten [3]). Wir wissen nicht, ob hiebey ein bloßer Irrthum vorwaltet, oder ob die Frauen für ihre Männer, oder als Grundbesitzerinnen auftraten, ob endlich die Thatsache als Folge des Gesetzes oder der Unordnung zu betrachten sey.

16. Pavia. Von den großen Freybriefen, welche Pavia den Kaisern verdankte, ist schon oben die Rede gewesen. In den verschiedenen Zeiträumen werden erwähnt: Konsuln, ein Podesta, ein Volkshauptmann [4]), ein Rath weniger Weisen, ein Rath von hundert und von tausend Männern, und endlich die Volksversammlung.

17. Perugia. Perugia war im zwölften Jahrhundert lange von den Kaisern abhängig, wenigstens setzte Friedrich I. im Jahre 1162 den höchsten Beamten für die Stadt und die Umgebungen [5]). Kaiser Heinrich VI. überließ den Bürgern freye Wahl ihrer Konsuln und die Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme der Berufungen an einen Richter bey Streitigkeiten über zwanzig Schilling an Werth. Er gab ihnen ferner das zu Lehen, was sie von den Mathildischen Besitzungen an sich gebracht hatten, und erhielt dafür jährlich hundert Pfunde Luccaer Münze.

Die Zahl der aus dem Adel und dem Volke gewählten Kon-

---

[1]) *Verci Eccl.* III, Urk. 230, 266, 278, 282. Schon 1231 versammelten sich in Padua: potestas, consilium quadringentorum, Gastaldionum et Frataliarum. *Murat.* antiq. Ital. IV, 322. Im Jahre 1292 war daselbst ein consilium mille Credendariorum, welche man aber wohl so wenig für die Volksversammlung als für den Geheimenrath halten darf. Immer beweiset die große Zahl, daß ein demokratisches Uebergewicht Statt fand.

[2]) *Gennari* annali di *Padova* zu 1258.

[3]) Et quamplures domine*e* de majoribus civitatis. *Roland. Patav.* II, 9. Soll man domin*i* lesen?

[4]) *Anonymus* de laudibus *Papiae* c. 13.

[5]) *Ciatti* memorie di *Perugia* 230, 242, 249, 267, 284, 285.

suln wechselte sehr, von vier bis zu achtzehn; und als später die Wahl eines Podesta vorgezogen ward, setzte man fest, er solle wenigstens vierzig Miglien von der Stadt gebürtig seyn. Im Jahre 1198 kam die Stadt aus kaiserlicher, unter päpstliche Oberleitung [1]), behielt aber ihre eigenen Gerichte und die freye Wahl ihrer Obrigkeiten. Mehrere Male wirkte der Papst zur Herstellung des Friedens zwischen Adel und Volk, und vermittelte z. B. im Jahre 1224 eine über die Besteuerung ausgebrochene Fehde dahin [2]): Steuern sollen nur in vier Fällen erhoben werden: für die römische Kirche, zur Unterstützung des römischen Volkes, nach dem Verlangen des Kaisers, und zu den mit allgemeiner Beystimmung des Volkes beschlossenen Kriegen. Sie werden Allen ohne Ausnahme, in gleichem Verhältniß und nur dann aufgelegt, wenn die öffentliche Kasse erschöpft ist. Zur Vertheilung wählt jede Pfarrgemeine zwey Männer. Die festen Gebäude der Adeligen werden zerstört. — Obgleich diese Festsetzungen guten Theils dem Volke vortheilhaft zu seyn scheinen, war das Volk von 1220 bis 1226 dennoch kaiserlich und der Adel päpstlich gesinnt [3]), was in Streit und Verwirrung und Schulden stürzte. Einzelne unbegründete Forderungen wurden hiebey den begründeten zugesellt, das Volk fühlte sich gedrückt, und im Jahre 1234 beschloß die Obrigkeit: man wolle zur Abführung der Schulden keine neue Steuer auflegen, sondern annehmen Alles sey richtig bezahlt [4]). Die Mehrzahl war mit diesem Bankerott sehr wohl zufrieden und die Beeinträchtigten mußten schweigen. Wechselte aber die Uebermacht der Parteyen, so blieben böse Unordnungen nicht aus; ward doch einst die Leiche eines gibellinischen Podesta aus der Gruft geholt und durch die Straßen geschleppt [5]).

Im Jahre 1266 kam nach manchem Schwanken Folgendes zur Anwendung:

1. An der Spitze des Ganzen stand ein Podesta und ein Volkshauptmann [6]), beydes Fremde. Die noch bleibenden Konsuln hatten keine entscheidende Einwirkung, desto bedeutender aber waren

2. vier Behörden.

---

[1]) *Pellini* historia di *Perugia*. I, 220.

[2]) *Ciatti* 293. Regesta *Honor.* III, Jahr VIII, Urk. 52.

[3]) Bis zur Ankunft Johanns von Brennes. *Ciatti*, 302. *Pellini*. I, 242.

[4]) *Pellini*. I, 250.

[5]) *Ciatti*. 349.

[6]) *Bini* Memorie della perugina Università. I, 10. *Pellini*. I, 273.

a) Der geheime Rath, dessen Mitglieder gewöhnlich von dem Podesta und den Häuptern der Gewerbe erwählt wurden. Ihre Zahl stand nicht fest, meistens zog man Doktoren allen übrigen Ansprechenden vor.

b) Die Häupter der Gewerke (delle arti), ohne welche kein wichtiges Geschäft zu Stande gebracht werden konnte, die aber doch aus eigener Macht keinen andern Rath berufen durften.

c) Ein Rath der aus den fünf Stadtvierteln erwählten Männer.

d) Die allgemeine Versammlung, wo jeder Bürger erscheinen konnte.

3. Nur der Podesta und der Hauptmann durften diese Körperschaften berufen und Anträge machen. Man hütete sich indessen, die allgemeine Versammlung oft zu befragen, oder nahm auch wohl das, was daselbst vielleicht übereilt beschlossen war, in den engern Kreisen nochmals in Ueberlegung, und änderte und berichtigte das Fehlerhafte. Ueberhaupt waren die Rechte jener vier Behörden nicht genau bestimmt, ihre Wirkungskreise nicht streng gesondert.

Manche benachbarte Adelige und Landgemeinden hatten sich an das mächtigere Perugia anschließen müssen [1]. Den Letzten wurden ihre Obrigkeiten aus der Stadt zugesandt, was bisweilen Klagen, Widerstand und endlich auch Strafen herbeyführte. So mußten z. B. die besiegten Einwohner von Castello della Pieve die Straßen in Perugia pflastern.

Rom und Perugia standen in vielfachen Verbindungen, liehen sich wechselseitig Geld und hielten Berechnungen über gemeinsame Ausgaben [2]. Perugia und Florenz schickten sich 1235 Gesandte zu, welche die, etwa zwischen Bürgern beyder Städte entstandenen Streitigkeiten schlichteten, und eine Art von Fremdengericht bildeten.

18. Piacenza. Die vielen Veränderungen, welche in Piacenza eintraten, geben keine eigenthümlichen Resultate [3]. Nach langem Streite verglich man sich im Jahre 1232, daß alle Aemter zwischen Adel und Volk getheilt werden sollten; weil aber dieß der einen Partey zu viel [4], der andern zu wenig dünkte,

---

[1]) *Ciatti.* 288, 295, 349.

[2]) *Ciatti.* 313, 321, 327.

[3]) 1153 waren in Piacenza vier Konsuln. *Campi* storia ecclesiast. di *Piacenza.* II, 352.

[4]) *Johannes de Mussis* und *Placentin.* chron. Mscr. in der königl. Bibliothek zu Neapel. IX, D, 3, zu 1232 und 1250. *Poggiali* memor. di *Piacenza.* V, 167, 233.

[illegible] Im Jahre [illegible] wählte man einen Podesta auf fünf Jahre, was den Uebergang zur [illegible] [illegible].

14. Pisa. Schon zur Zeit des ersten Kreuzzuges war Pisa, eine fast ganz unabhängige Republik, an deren Spitze Konsuln standen [1]. Mehr Antheil an der Regierung als der Kaiser, nahm der Erzbischof: und wenn auch seine Rechte nicht durchaus fest standen [2], so hielt man es doch damals für ungerecht und für unklug, ihn ganz von aller Theilnahme auszuschließen: er trat auf [illegible] Weise den [illegible] Versammlungen der Stadt, und [illegible] — Einzelne [illegible] Streitfälle [illegible], setzte der Kaiser wahrscheinlich seinen Beamten, den [illegible] Oberrichter ausgenommen [3]. Die untergeordneten Richter wurden von den Konsuln und dem gesammten Volke gewählt. Neben den regierenden Konsuln, deren Zahl wahrscheinlich wechselte [4], stand ein großer und ein kleiner Rath, und Konsuln der Gerichte und der Kaufleute wirkten in den schon bekannten Kreisen. Im Jahre 1190 erwählte man den ersten Podesta, wodurch die Konsuln in den Hintergrund traten [5], und noch mehr ward ihre Gewalt später durch die Anziane beschränkt. Nur hatten diese in peinlichen Prozessen nichts zu sagen, und ein Umschwung zur Demokratie, wie er in vielen guelfisch gesinnten Städten eintrat, fand überhaupt in dem fast immer ghibellinischen Pisa nicht Statt: der Podesta war und blieb auch Hauptmann des Volks [6]. Die untergeordneten Führer der einzelnen Abtheilungen hatten indessen keine ganz unbedeutende oder lediglich auf ihr nächstes Geschäft beschränkte Stellung: so beschworen sie z. B. im Jahre 1207 zugleich mit dem Podesta, den Senatoren und den Konsuln der Kaufleute einen Vertrag zwischen Pisa und Volterra [7]. Bey manchen Angelegenheiten entschied der Podesta mit Zuziehung des geheimen Raths und der Anziane [8].

---

1) *Lami* Lezioni. I. CXXIII.

2) Memorie d'illustri Pisani. IV. 11. Dennoch hoffe ich aus den Pisaner Statuten diese dürftigen Nachrichten sehr bereichern zu können.

3) 1141 in Pisa imperatoriae dignitatis judex vicarius. 1138 Richter gewählt ad definiendas lites et controversias publicas. *Murat.* antiq. *Ital.* III. 1157 — 1174

4) 1138 unterschreiben sechs. Ebendas. und IV. 406.

5) *Tronci* Storia di *Pisa.* zu 1190.

6) *Tronci* zu 1200.

7) Codice diplomat. di *Volterra.* Mscr. Urk. 89.

8) Ebendas. Urk. [illegible]4 von 1260.

Die Gerichtsverfassung scheint manche Eigenthümlichkeit gehabt zu haben, leider aber genügen die Nachrichten nicht, darüber ganz ins Klare zu kommen. Doch wollen wir die wenigen Andeutungen, da sie sich in ungedruckten Urkunden befinden, ungeachtet ihrer Dürftigkeit hier mittheilen. Im Jahre 1170 erwählten die Konsuln öffentliche Richter zur Entscheidung einer Sache [1]). Im Jahre 1173 wurden sieben Hauptleute erwählt, um mit den Konsuln die Uebergabe eines, vielleicht öffentlichen Grundstückes, an die Kirche St. Maria vorzunehmen. Ueberhaupt betrachtete man die Uebergabe von Grundstücken, wahrscheinlich um der Steuern und Schulden willen, als eine wichtige, nicht den Einzelnen schlechthin anzuvertrauende Sache. Im Jahre 1178 hält der öffentliche Friedensvogt (Treuganus), nach Befehl des Konsuls der Gerechtigkeit eine solche Uebergabe, 1190 thut dieß der Konsul selbst, 1259 wiederum ein dazu beauftragter öffentlicher Beamter. — In der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts wird der öffentliche Richter vom Konsul der Gerichte unterschieden [2]), und außerdem finden wir noch einen Beysitzer des Podesta, welcher Rechtsstreite führt, und einen besondern Appellationsrichter. Ums Jahr 1271 wird ein Gericht von Schiedsrichtern erwähnt [3]), welches wahrscheinlich in leichteren Formen eine Aussöhnung versuchte, dem aber wohl eigentliche Richter zugeordnet waren, um den Geschäftsgang zu leiten.

20. Pistoja. Im Jahre 1107 waren in Pistoja zwey Konsuln des Krieges und der Gerichte, welche aus dem Adel, zwey der Kaufleute, welche aus dem Volke genommen wurden. Doch wechselte Zahl, Wirkungskreis und Wahlart. Bisweilen wählte z. B. das Volk unter Leitung der Zunftmeister [4]), bisweilen ernannte jenes Wähler, welche schworen, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Vorliebe, Haß oder Bestechung, die Konsuln zu ernennen. Kein abgehender Konsul konnte dies Amt in den nächsten zwey Jahren wieder bekleiden. Die allgemeine Volksversammlung sollte, wo nicht öfter, doch im März, May, July und September berufen werden; weit mehr Einfluß scheint dagegen ein engerer Rath, ein Rath von hundert Männern, und

---

[1]) Opera della Primaziale di *Pisa*. Mscr. Urk. von 1170, 1173, 1178, 1190, 1259.

[2]) *Cartepecore* di S. *Anna* in *Pisa*. Mscr. nell' archiv. diplom. di *Firenze*. Urk. von 1255 und 1271. S 281, 282. *Cartepecore* di S. *Marta* in *Pisa*. Mscr. Ebendas. Urk. von 1240, 1248, 1260.

[3]) Curia arbitrum, publicus judex et arbiter, publici arbitri et judices heißt es in Urk. von 1271 und 1275. *Cartep.* di S. *Anna*.

[4]) Statuten von Pistoja in *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 528.

endlich ein geheimer Ausschuß von nur vierzehn Männern gehabt zu haben. Wer ein öffentliches, oft lästiges Amt ausschlug, verlor seine Stelle in den Räthen. Ueber Krieg, Frieden, Abgaben, Bündnisse, Stadtgüter u. dgl. konnten die regierenden Konsuln nicht für sich entscheiden; mehr Gewalt hatten sie als Anführer im Felde [1]).

Gegen Ende des dreyzehnten Jahrhunderts ging man in Pistoja ebenfalls zum System der Podesta über, jedoch nicht ohne anfängliches Abwechseln mit Konsuln und nicht ohne einzelne Gewaltthaten [2]). So entfloh z. B. im Jahre 1195 der, wegen Anmaßung verhaßte Podesta, ward eingeholt, geprügelt und durch Ausziehen mehrerer Zähne, gestraft. Zwey, monatlich wechselnde Räthe, standen dem Podesta zur Seite, welcher sein Amt gewöhnlich ein Jahr lang, mehrere Male aber auch nur sechs Monate bekleidete, und Richter, Schreiber, Diener u. s. w. mitbrachte. Zwölf Anziane erhielten nach und nach fast alle Geschäfte der Konsuln, es ist aber nicht vollständig erwiesen, daß Otto IV. sie im Jahre 1209 eingeführt habe [3]). Man fertigte mit Rücksicht auf Adel, Alter, Sitten u. s. w. genaue Listen über diejenigen, welche man zu Anzianen wählen dürfe. Diese Wahl verrichteten der, wie es scheint, neugebildete Rath von zweyhundert, die Zunftmeister der sonstigen Beamten und die abgehenden Anziane. Gewöhnlich wechselten diese alle zwey Monate, und wählten aus ihrer Mitte einen Vorsitzer, Gonfaloniere, mit nicht unbedeutenden Vorrechten. Bey der Wahl des Raths der Hundert, und später wohl der Zweyhundert, hatten Antheil alle Häupter der Gewerbe, und alle Vorsteher der Stiftungen und Kapellen.

Die Stadt war in drey Theile und zwölf Kompagnien getheilt, an deren Spitze halbjährig wechselnde, von den Anzianen ernannte, Personen standen. Der Adel bildete gewöhnlich die Reiterey, die Bürger das Fußvolk [4]). Waffen und Kriegsgeräth ward in öffentlichen Gebäuden verwahrt, doch durfte jeder Handwerksmann Waffen für zwey Personen in seiner Wohnung haben. Außer dem Adel hatten allein die Anziane das Vorrecht, in der Stadt bewaffnet zu gehen.

Parteyungen zwischen Adel und Volk fehlten auch in Pistoja nicht, und das letzte würde noch schneller ein Uebergewicht

[1]) Von zwey Richtern war einer de lege, einer de usu. *Fioravanti* memorie di *Pistoja*. 17 — 18.

[2]) *Salvi* historie di *Pistoja*. I, 169. 134 — 147.

[3]) *Salvi*. I, 123. *Fioravanti*. 203.



[4]) *Salvi*. I, 172.

bekommen haben, wenn sich nicht mehrere der angesehenern Bürger dem Adel angeschlossen hätten. Doch kam auch hier die Anstellung eines Volkshauptmanns zu Stande, welcher ein Fremder, und wenigstens dreyßig Jahr alt seyn sollte. Angeblich wählten ihn die Anziane allein. Während der Zeit dieser Uebergänge im Jahre 1237 schlichteten die Florentiner Streitigkeiten zwischen Guelfen und Gibellinen dahin:

1. Es sollen keine doppelten Obrigkeiten für die beyden Parteyen, sondern nur ein Podesta fürs Ganze angestellt werden.

2. Die Hauptfrevler leiden Strafe, und gewisse Schulden beyder Parteyen bezahlt man aus öffentlichen Kassen.

3. Alle geschlossenen Zünfte und Handwerksgenossenschaften werden aufgelöset [1]), und jedem steht frey zu kaufen, zu verkaufen und Handel zu treiben.

Dieser Vergleich beugte aber neuen Zwistigkeiten und Verweisungen keineswegs vor, und auch in Bezug auf die Handhabung des bürgerlichen Rechts scheinen manche Uebelstände obgewaltet zu haben. Alle Einwohner beyderley Geschlechts, vom vierzehnten Jahre an, mußten schwören: sie wollten weder Brand, noch Gewalt, noch Verwüstung, noch Diebstahl ausüben, nicht an Früchten, Gemüse, Trauben, Feigen, Kastanien, Holz, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Niemand sollte in Pistoja ohne Befehl der höhern Obrigkeiten gefangen gesetzt werden. Für gewaltsame Verwundungen waren Geldstrafen angedroht, und wer sie nicht bezahlen konnte, mußte die Stadt verlassen. Im Jahre 1224 finden wir zwey öffentliche Richter, und später Beweise von dem Daseyn zweyer übereinander stehenden Rechtsbehörden [2]). Jeder Richter und Anwalt erhielt den Genuß eines Lehens, welches jährlich acht Pfund trug.

Zur Herstellung der Mauern und Gräben sollten Reiche und Arme in angemessenem Verhältnisse beytragen, und eines jeden Steuerantheil von unparteyischen Männern festgesetzt werden. Der Kämmerer legte jährlich vor dem Podesta oder den Konsuln Rechnung ab von den öffentlichen Einnahmen und Ausgaben.

---

[1]) *Salvi.* I, 178. I monopolj e l'arti si dissolvano, ma che ad ogni uomo sia lecito il vendere e mercantare.

[2]) *Cartepecore* di S. *Bartolomeo* di *Pistoja.* Mscr. Urk. von 1224. Eben daselbst bestätigt (nach einer Urkunde von 1258) der Richter des Podesta das Urtheil des Giudice sindaco delli Appelli secondo il consiglio del giudice sopra i Appelli. Auch wird genannt judex causarum und judex ordinarius. Die Verhältnisse sind mir nicht deutlich.

[illegible]

[illegible]

[illegible] (operarii) [illegible]

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] [illegible]

[4] Statuti dell' opera di S. [illegible]

der Ziegelsteine u. s. w. Diese Berechtigungen der Aufseher galten für allgemeine Gesetze, welche man ohne Beystimmung von drey Vierteln der Räthe nicht ändern dürfe.

21. Pordenone (Portenau). Der Herzog von Oesterreich setzte im dreyzehnten Jahrhunderte einen Hauptmann, welcher jedoch den Bürgern Treue schwor, und aus dem Rathe einen Podesta zur Leitung der bürgerlichen Gerichtsbarkeit wählte [1]). Von diesem und seinen Richtern ging die Berufung an den Hauptmann, vom Hauptmann an den Herzog.

22. Ravenna. Von der Verfassung Ravennas im zwölften Jahrhundert ist nur so viel bekannt, daß sich daselbst Konsuln und Räthe befanden [2]); mehr wissen wir von den Einrichtungen des dreyzehnten Jahrhunderts.

Jährlich ward ein Podesta, jedoch nicht immer auf dieselbe Weise gewählt. Gewöhnlich machte man so viel Loose, als Glieder des großen Rathes vorhanden waren, und gab denjenigen, welche die, unter den Loosen befindlichen, vier Treffer erhielten, das Recht, vier andere Rathsglieder auszuwählen [3]), welche wiederum vier Personen, zwey aus dem Adel und zwey aus dem Volke ernannten; diese endlich erwählten den Podesta. Später beschränkte man sich, um das Fallen von zwey gegen zwey Stimmen zu verhüten, oft auf drey Wähler. Wer sich ohne Wahlrecht eindrängte, zahlte funfzig Pfund Strafe, und der jedesmalige Podesta mußte drey Monate vor Niederlegung seiner Würde, für die Ernennung seines Nachfolgers Sorge tragen. — Alle übrigen Aemter wurden in der Art besetzt, daß man so viel Loose machte, als Glieder des großen Raths, darunter aber so viel Treffer, als Stellen erledigt waren. Wer einen Treffer erhielt, ernannte nun zu dem jedesmal darauf genau bezeichneten Amte [4]).

Die Zahl der Beysitzer in den Räthen war nicht immer gleich groß; wie weit man indessen von demokratischen Einrichtungen entfernt blieb, geht daraus hervor, daß im großen Rathe (generale) lange nur zweyhundert und funfzig, und im geheimen Rathe nur siebenzig Personen Theil hatten [5]). Vier Männer, welche Anfangs der Podesta, und später die Stadtrichter, zur

[1]) *Tentori* saggio sulla storia di *Venezia*. XII, 290.

[2]) Aus den Statuten, welche allmählich im dreyzehnten Jahrhundert gegeben und gesammelt wurden, abgedruckt in *Fantuzzi* monumenti *Ravennati*. Thl. IV. S. 15, 368 Absätze.

[3]) Absatz 3, 15, 21.

[4]) Abs. 50.

[5]) Abs. 191.

Hälfte aus dem Adel und zur Hälfte aus dem Volke ernannten [1]), prüften jährlich, ob sich Unbefugte in die Räthe eingeschlichen hatten. Zu solchen Unbefugten rechnete man immerdar jeden, der als Mann oder Diener von einem Andern abhängig war.

Ob nun gleich die Räthe in Beziehung auf ihre Zahl nicht sehr bedeutend erscheinen, so hatten sie doch große Rechte. Der Podesta mußte monatlich wenigstens einmal den geheimen Rath zur Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten berufen, und nicht er allein, sondern jedes Mitglied hatte das Recht, Anträge zu machen [2]). Wir finden genaue Vorschriften über das Geschäftsverfahren selbst, und überall traten Geldstrafen ein, wenn jemand die Ordnung und Stille unterbrach [3]), beleidigend oder von fremdartigen Dingen redete, zu spät kam, oder zu früh wegging u. s. w.

Der Podesta erhielt für sich, zwey Richter, einen Ritter (miles) und die nöthigen Schreiber, jährlich achthundert Pfund [4]). Davon wurden ihm sechshundert Pfunde in monatlich gleichen Theilen ausgezahlt, zweyhundert aber niedergelegt, und ihm erst ausgehändigt, wenn sich bey der Prüfung am Schluß seines Amtsjahrs ergab, daß er keine Pflicht verletzt habe, und nicht zu Schadensersatz verbunden sey. Alle andern Nebeneinnahmen, Geschenke, Anleihen u. s. w. waren verboten, ja ein Antrag auf gesetzliche Erhöhung jenes Gehalts mit Strafe belegt. Tagegelder bey außerordentlichen Geschäften sind einige Male bewilligt, einige Male abgeschlagen worden [5]). Kein Bürger aus Ravenna und dessen Bezirke durfte mit dem Podesta, seinen Richtern, Schreibern u. s. w. in Ravenna essen, diese durften nicht bey den Klöstern und Geistlichen zu Gaste gehen [6]). Doch nahm man später diese übertrieben ängstliche Vorschrift zurück. Alle Besitzthümer, Pferde u. s. w., welche der Podesta mitbrachte, wurabgeschätzt, theils um die Mittel etwanigen Einflusses zu kennen, theils um über die Größe des Ersatzes bey etwanigem Verlust nicht in Streit zu gerathen. Was der Podesta für die Stadt irgend einnahm oder erwarb, mußte er binnen vier Tagen in die öffentliche Kasse abliefern; den ganzen Tag, nur die Zeit des

---

1) Was die curiales Communis waren, ist nicht deutlich: Richter, oder Schöppen, oder Amtsfähige?

2) Abs. 194.

3) Abs. 196 — 198.

4) Das Geld war in Ravenna schwerer als in Bologna. Abs. 3.

5) Abs. 23, 110.

6) Abs. 7.

Essens ausgenommen, mußte er allen Bürgern zugänglich seyn [1]. Er durfte keinen Bürger schlagen oder schimpfen, wohl aber Verbrecher foltern lassen. Monatlich sollte er einmal im Bezirk von Ravenna umherreisen, Uebelthäter strafen, und im Allgemeinen für Recht und Ordnung sorgen. In jeder Gemeinde waren gewisse Personen, gewöhnlich die reichern und vornehmern, bey Strafe verpflichtet, ihn hiebey auf alle Weise zu unterstützen [2]. Während der Abwesenheit des Podesta führten seine Richter den Vorsitz in den Räthen und Gerichten. — Es gab in Ravenna Geschäftsträger und Aufseher, welche eigens dazu bestellt waren über die Beobachtung aller Gesetze zu wachen, und, wie es scheint, selbst den Podesta im Fall einer Uebertretung zu strafen. Auf jeden Fall leiteten sie die Untersuchung, welche über die Amtsführung des Podesta, seiner Richter, Schreiber und aller Unterbeamten binnen acht Tagen nach Niederlegung ihrer Würden angestellt ward. Reichten im Fall einer Verurtheilung die innebehaltenen zweyhundert Pfunde nicht zum Ersatze, so mußten jene Beamten Bürgen stellen; jedoch keine Grafen und Hochadelige, weil man diese oft nicht ohne große Schwierigkeiten zur Erfüllung der übernommenen Pflicht anhalten konnte.

Gleichwie in Mailand und Pistoja, finden wir eine bedeutende Zahl öffentlicher Beamten aller Art: niedere und höhere Richter, zwey Geschäftsträger, zwey Vollstrecker der Rechtssprüche, einen Kämmerer der Stadt und einen der milden Stiftungen [3], zwey Prüfer (investigatores), ferner Abschätzer, Markthelfer, öffentliche Salzverkäufer, Boten, Polizeydiener, Gerichtsdiener und Stadttrompeter. Die beyden letzten trugen eine Amtskleidung. Alle öffentlichen Urkunden wurden am Schlusse eines Jahrs von den Geschäftsträgern gesammelt [4], im großen Rathe versiegelt und dem besonders angestellten Kanzler zur Verwahrung übergeben. Die Beamten, wenigstens die angesehenern, wurden mehrere Male zur Hälfte aus dem Volke, zur Hälfte aus dem Adel genommen [5]; allein schwerlich ward dieses Verfahren immerdar beobachtet.

Neben dem Richter des Podesta saß jedesmal ein Richter der Stadt [6]. Zwey gewählte Appellationsrichter wechselten alle vier Monate, aber ihr Verhältniß zu jenen Erstgenannten ist

[1] Abs. 140, 13, 14.
[2] Abs. 10 — 12.
[3] Abs. 51, 103, 106, 114. *Fantuzzi.* III, 421
[4] Abs. 19, 26.
[5] Abs. 332.
[6] Abs. 50, 131.

nicht offenbar. Nur so viel steht fest, daß der Podesta mit seinen Richtern in allen Sachen sprechen mußte, wo es an die Person ging [1]), daß er Streitigkeiten dieser Art keinem Richter der Stadt anvertrauen oder zur Entscheidung aufdringen durfte. Auf der andern Seite war es aber dem Podesta nicht erlaubt, einen Bürger zu verbannen. Während einzelner Augenblicke kaiserlicher Uebermacht trat ein kaiserlicher Richter in Ravenna auf [2]); sonst galt die Regel: der Geistliche oder Weltliche, welcher sich an den Kaiser oder den Papst wendet, ehe er die gesetzlichen Wege eingeschlagen [3]), ehe man ihm das Recht verweigert hat, soll vor gegebener Genugthuung kein Recht erlangen, und der etwa eingeholte Spruch nicht zur Vollziehung kommen. Kein Bürger durfte Rechtssachen Fremder käuflich an sich bringen [4]), oder für dieselben als Anwalt auftreten, wenn man das Letzte den Einwohnern Ravennas nicht auch in der Heimat jener erlaubte. Ein schriftliches Verfahren trat erst bey Gegenständen ein, die über zwanzig Schillinge werth waren [5]). Wer Bürgen stellte, brauchte kein Pfand zu geben, so wie man überhaupt keine Auspfändung auf Pferde [6]), Waffen, Kleider oder die nothwendigsten Werkzeuge der Landleute und Handwerker richten durfte. In gewissen Zeiten traten Gerichtsferien ein [7]), doch beschränkte ein Gesetz deren Dauer.

Zünfte mit mannigfachen Rechten und Obern gabs in Ravenna wie überall [8]); doch waren einseitige Verbindungen derselben zu bestimmten Zwecken ausdrücklich verboten. Besonders zahlreich sind die Vorschriften über die öffentliche Sicherheit und die Handhabung guter Polizey [9]): Niemand durfte Waffen in der Stadt oder deren Bezirke tragen, jeder mußte zur Verhütung von Streitigkeiten Gränzzäune anlegen. Wer spät Abends ohne Licht auf der Straße ging, ward gestraft [10]). Wöchentlich untersuchte man zwey Mal alle Wein- und Spielhäuser, und

---

1) Abs. 144, 164.

2) So im Jahre 1246; er besorgte auch Gütertheilungen. *Fantuzzi.* IV, Urk. 119.

3) Abs. 126.

4) Abs. 120.

5) Abs. 114.

6) Abs. 134, 165.

7) Abs. 129.

8) Abs. 329, 331. *Fantuzzi.* III, S. 421.

9) Abs. 180 — 189. 151 — 154.

10) Sine lumine foci. Abs. 156.

stellte diejenigen öffentlich an den Pranger, welche etwa Gott und die Madonna gelästert hatten [1]). Die Bauern durften in der Stadt nicht auf ihren Wagen sitzen bleiben, sondern mußten der Sicherheit halber absteigen und die Thiere führen. Alle Donnerstage kehrte man die Straße, und alle Besitzer von Wagen und Pferden waren, gegen eine geringe Vergütung, zum Wegfahren des Mülls verpflichtet [2]). Die großen Plätze wurden Anfangs auf öffentliche Kosten, später von denen gereinigt, welche daselbst Spielbuden aufstellten. Niemand durfte Wasser oder Unrath auf die Straße gießen, oder Dachtraufen, oder gar Ausgänge von Abtritten in das reine Stadtwasser leiten; Niemand durfte Mist in der Nähe öffentlicher Brunnen abladen, oder daselbst Häute zubereiten. Ueber richtiges Maß und Gewicht fand eine genaue Aufsicht Statt, wer ungestempelte brauchte, verfiel in Strafe [3]). Die Bäcker wurden auf gewisse Vorschriften vereidet, ihnen eine Taxe gesetzt und wöchentlich das Brot nachgewogen.

Zur Emporbringung der Stadt gab man, vielleicht nach der Einnahme durch Friedrich II., ein strenges Gesetz: hundert der reichsten Einwohner des Bezirks von Ravenna, sollten nämlich binnen acht Monaten hundert Häuser in Ravenna erbauen und eigenthümlich besitzen [4]). Abhängige Mannen oder Bauern, die sich etwa unter jener Zahl befänden, durfte kein Herr weiter in Anspruch nehmen.

23. Radicofani. Innocenz III. gab der Stadt Radicofani die Erlaubniß, Konsuln zu wählen, doch mußte jedes Mal die Bestätigung des Gewählten eingeholt werden [5]); überhaupt gelte dies gegebene Recht nur so lange als er wolle. Auf ähnliche Weise behandelte der Papst Sutrium, und verbot, daß man daselbst einem Fremden ohne seine Erlaubniß ein Amt anvertraue; ja den Einwohnern von Spoleto verbot er jede Wahl von Richtern oder Schreibern und ernannte den Kardinal Colonna zu ihrem Rektor. In Cigoli finden wir zu seiner Zeit einen Podesta und mehrere ihm zur Seite stehende Räthe [6]).

24. Reggio. In Reggio gab es im zwölften Jahrhundert Konsuln, dann wechselten sie eine Zeit lang mit den Podesta [7]); von 1214 an aber finden wir die letzten in ununterbro-

---

1) Absf. 157, 162.
2) Absf. 112 — 114, 188, 189.
3) Absf. 107 — 109.
4) Absf. 350.
5) *Innoc.* III, epistolae lib. VIII, 211; IX, 161, 201.
6) *Ughelli* Italia sacra. I, 499. 1262.
7) *Tiraboschi* memorie di *Modena*. II, an mehreren Orten u. S. 21.

chener Folge. Bisweilen hatte jedoch die kaiserliche Partey ein besonderes Oberhaupt, und eben so die kirchliche [1]).

25. Rom. Ob sich gleich an Rom die größten Erinnerungen knüpften, die Stadt trotz aller Unglücksfälle immerdar zu den bedeutendsten Italiens gehörte, und die meiste Tüchtigkeit und Einsicht daselbst vorausgesetzt werden möchte; so finden wir dennoch, daß lange Sclaverey, vielfacher Wechsel, Uebermuth, Elend, daß Alles auf gleiche Weise dahin wirkte, den Charakter immer mehr zu verderben, bis der Name eines Römers als ein verächtliches Schimpfwort gebraucht ward. Zwar regte sich von Zeit zu Zeit ein Sinn für das Oeffentliche, allein da er der Zucht und Ordnung ermangelte, so führte er zu keinem sicheren Ziele; es offenbarte sich bisweilen eine Begeisterung für Freyheit und Weltherrschaft, aber sie war so oberflächlich und vorübergehend, daß sie der größeren Macht und Tüchtigkeit der Deutschen und Lombarden gegenüber fast lächerlich wurde. Doch dürfen wir anderer Seits nicht übersehen, wie in einzelnen Augenblicken die weltliche Macht des Kaisers, und fast ununterbrochen und folgerecht die kirchliche des Papstes dahin wirkte, daß trotz aller einzelnen Versuche und alles einzelnen Erfolges das römische Bürgerthum nie zu einer genügenden Ausbildung und sichern Haltung kommen konnte.

Konsuln und rathgebende Personen oder Behörden waren wohl immer vorhanden, aber mit sehr beschränkter Macht [2]). Der Kaiser und der Papst, so unverträglich ihre Ansprüche auch an sich lauteten, trafen beyde doch darin zusammen, daß sie denselben, um der Stadt Rom willen, auf keine Weise entsagen wollten [3]). Entscheidend wichtig war unter diesen Verhältnissen der Schritt, welchen die Römer im Jahre 1144 zur Zeit des milden Papstes Lucius II. wagten; sie begründeten von Neuem das Kapitol und den Ritterstand, ordneten einen neuen mit großen Rechten versehenen Senat, und stellten Jordanus, den Sohn Petrus Leonis, als Patricius an die Spitze der gan-

---

[1]) *Savioli* zu 1202.

[2]) Schon 1123 unter Calixtus II. heißt es in einer päpstlichen Urkunde: post multam et diutinam deliberationem, et communicato consilio cum fratribus nostris Episcopis et Cardinalibus, atque nobilibus Romanorum, nec non multa cleri et populi multitudine. *Ughelli* Italia sacra. IV, 85[illegible].

[3]) *Carli* delle antichità italiche. IV, [illegible]. Concil. collectio. XII, 1562. *Thomassini* ecclesiae disciplina *Pars.* III, lib. 1, cap. 13 §. 14. *Otto Frising.* chron. VII, 31. Chronic. *Nortmann.* 981. *Alberic.* 302, *Corner.* 689. *Vendettini* del Senato Romano. 133, 180.

zen Verfassung. Sie verlangten ferner, daß die Geistlichkeit sich mit freyen Gaben und Zehnten begnügen solle, und der Papst allen Hoheitsrechten und Staatseinnahmen innerhalb und außerhalb der Stadt entsage. Als dieser so harten Anforderungen mit Gewalt zu widerstehen suchte [1]), ward er vom Volke mit Steinen dergestalt verwundet, daß er bald nachher starb; von diesem Zeitpunkt an zählten die Römer die Jahre ihrer neuen Freyheit! Unter dem nächsten Papst Eugen III. vertrieben sie den päpstlichen Statthalter, plünderten die Häuser der Kardinäle und vieler Geistlichen, befestigten die Peterskirche, zwangen die Pilger mit Schlägen zu schweren Abgaben, und tödteten selbst einige Weigernde im Vorhofe der Kirche. Aber gerade dies Uebermaß, diese Frevel, erzeugten in Vielen Reue und Besonnenheit; Jordanus ward gebannt, und der Papst brachte mit Hülfe Tiburs im Jahre 1145 einen Vergleich zu Stande, wonach man ihm seine Rechte wieder gab, das Patriciat abschaffte und den Senat von ihm abhängig machte. Doch waren die Häupter unter den Gegnern mehr überrascht als vernichtet; sie bildeten, besonders durch Arnold von Brescia, ihre, mit der damaligen Kirchenherrschaft ganz unverträglichen Ansichten, systematisch aus, und ob sie gleich Conrad III. und Friedrich I. nicht gewinnen konnten, so brachten ihnen die Streitigkeiten des Letzten mit den Päpsten in so fern Vortheil, als sie die geistliche und weltliche Macht gleichmäßig mehr schwächten als stärkten. Dennoch blieben die Verhältnisse der Römer zu den Päpsten bis auf Innocenz III. unsicher und schwankend, und eben so schwankend scheint (nach folgenden, freylich sehr ungenügenden Andeutungen) die Verfassung der Stadt während der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gewesen zu seyn.

Im Jahre 1148 nennen sich die Senatoren: eingesetzt vom Papste, der Curie und dem römischen Volke, und entscheiden selbst Streitigkeiten zwischen Geistlichen über Erbschaftsangelegenheiten [2]); im Jahre 1162 nennen sie sich eingesetzt durchs Volk und erwähnen keines anderweiten Einflusses. Im Jahre 1153 unterschrieben sieben römische Konsuln eine Urkunde [3]), wir können aber daraus weder ihre Rechte noch ihr Verhältniß zum Senat abnehmen. Neun Jahre später setzte es Alexander III. durch, daß die Konsuln unter dem Namen von Senatoren gewählt wurden; bald nachher aber, als der Kaiser die Oberhand

[1]) Chron. Cavense. 925. *Viterb. Pantheon.* 461. Chron. ex libr. *Panthaleonis.* 28. *Vitale* storia de' Senatori di *Roma.* I, 35.

[2]) *Vitale.* I, 40, 56.

[3]) *Murat.* antiq. *Italiae.* III, 796.

gewann [1]), schworen ihm die Römer Treue und er ließ den Senat durch Bevollmächtigte nach seinem Gutdünken ordnen.

Ein Vertrag, welchen Clemens III. im Jahre 1188 mit den Römern abschloß [2]), entschied endlich manche, bis dahin zweifelhafte Hauptpunkte: es wird kein Patricius mehr gewählt, der Senat und der Stadtpräfekt aber vom Papste anerkannt und beliehen, sobald Alle schwören, ihm hold und gewärtig zu seyn. Der Papst ertheilt den Senatoren, Richtern und Beamten die gewöhnlichen Pfründen und entschädigt jeden, welcher in den letzten Zeiten durch seine Söldner oder durch Einwohner von Tusculum Schaden erlitt. Die Hoheitsrechte fallen mit nur geringen Ausnahmen an ihn zurück, wogegen er jährlich eine bestimmte Summe zur Befestigung von Rom hergibt. Beyde Theile versprechen sich Schutz und wechselseitigen Beystand im Kriege. Zehn vom Papste aus jeder Abtheilung Roms gewählte Männer beschwören diesen Vertrag.

Gewöhnlich finden wir sechs und funfzig Senatoren, welche jährlich wechselten und im September ihr Amt antraten [3]). Einer größern Zahl war der Papst nicht verpflichtet, Pfründen und Einnahmen anzuweisen [4]). Zu gewissen Geschäften scheint ein engerer Ausschuß von wahrscheinlich neun Senatoren zusammen getreten zu seyn, welche den Beynamen der Räthe führten [5]); bey andern wichtigen Sachen versammelte man dagegen das Volk auf dem Kapitol, und es gab seine Zustimmung durch lautes Beyfallsgeschrey zu erkennen [6]). Ein Kanzler stand an der Spitze der Unterbeamten, und über rechtliche Angelegenheiten wurden Gutachten von Rechtsgelehrten feyerlich eingefordert. Ueber die Wahlart der Senatoren, ihr Verhältniß zum Volke, die Bedingungen des vollen Bürgerrechts u. s. w. finden sich keine Nachrichten; nur scheint es, daß man Senatoren mehrere Jahre nach einander wieder wählen konnte [7]). Ihre Zahl dünkte aber den

---

1) *Vitale.* I, 58.

2) *Baronius* zu 1188 c. 24; *Pagi.* c. 11. *Murat.* antiq. *Ital.* III, 785. *Vendettini.* 166 — 169.

3) *Vitale.* I, 40, 60. Nach Baronius zu 1168 c. 64 traten dagegen die Senatoren ihr Amt am 1. November an.

4) *Vendettini.* 177. *Murat.* antiq. *Ital.* IV, 35.

5) Senatores consiliarii. *Vendettini.* 183, 190. *Vitale.* I, 43, 55, 69.

6) Auctoritate senatus et reverendi populi Romani publice Capitolio consistentis et pariter acclamantis. *Murat.* antiq. *Ital* III, 787.

7) *Vendettini.* 178.

Päpsten und mehreren Andern zu groß, sie gebe nur zu Verwirrungen und schlechten Maßregeln Veranlassung; deßhalb kam man im Jahre 1191 auf den Gedanken, statt so vieler Senatoren, nur Einen zu wählen. Einige Male kehrten die Römer zwar zu jener frühern Weise zurück [1]), dann blieben sie bey der einfacheren Besetzung, bis der kühne Innocenz III. im Jahre 1198 den Senator und dessen Rechtsbeysitzer aus eigener Macht ernannte [2]). Sie schworen den Papst und die Kardinäle zu schützen, erklärten sich in jeder Beziehung von ihnen abhängig, und erkannten sogar das Recht des Papstes, sie nach Belieben abzusetzen.

Unter den folgenden Päpsten, Honorius III. und Gregor IX., blieb das Verhältniß nicht immer so einfach; es wechselte Gehorsam mit Widerstand, bis nach Friedrichs II. Tode die Verwirrung noch größer, und durch die Uebermacht Karls von Anjou keineswegs beendet ward. Nur folgende höchst dürftige Nachrichten sind über die damalige innere Verfassung auf uns gekommen. Bisweilen waren, statt eines Senators, deren zwey in Rom [3]), bisweilen geschieht außerdem eines Stadtpräfekten und eines Patricius Erwähnung, ohne deren amtliche Verhältnisse näher zu bezeichnen. Gewiß stand jenem Senator, oder jenen beyden Senatoren, noch eine zahlreichere Behörde zur Seite, welche Senat hieß [4]), gewiß ward in wichtigen Fällen noch die Beystimmung des Volks eingeholt; so z. B. 1255 bey der Frage über Krieg und Frieden, und in demselben Jahre schrieb der Rath und das gesammte Volk in einer öffentlichen Angelegenheit nach Bologna [5]). Drey Jahre vorher, 1252, ward zum ersten Male ein Fremder, Brancaleo aus Bologna, zum Senator erwählt [6]), und neben ihm stand der Kanzler an der Spitze aller Rechtsangelegenheiten. Später gab man die Würde

---

1) *Roger Hoveden.* 746. *Vitale.* I, 70—74. *Vendettini.* 185, 190.

2) Gesta *Innoc.* III, S. 2. *Innoc.* III, epist. I, 577.

3) So 1220, 1237 u. s. w. *Vendettini.* 216, 245.

4) 1244 sagen die zwey vorsitzenden Senatoren: nos auctoritate et decreto sacri senatus, et voluntate ac assensu populi Romani publice in Capitolio constituti. *Vitale.* I, 102, 120. In demselben Jahre befreyen die Senatoren die Canonici der Peterskirche von Steuern, Kriegslasten, weltlicher Gerichtsbarkeit, und nehmen sie überhaupt in Schutz.

5) *Savioli.* III, 2, Urk. 700.

6) *Vitale.* I, 112, 121. Ein Verzeichniß der römischen Senatoren hat *Crescimbeni* Stato della Basilica S. *Maria* in *Cosmedin* S. 134 und Vendettini in der Serie cronologica de' Senatori di *Roma.*

eines Senators fremden Fürsten, so z. B. an Richard von Cornwallis, König Manfred, Karl von Anjou u. s. w., welche dann, nach ihrer verschiedenen Stellung bald gar keinen, bald zu großen Einfluß auf Rom ausübten.

26. Siena. Schon sehr früh trat das Volk in Siena dem Adel entgegen, und suchte seinen Antheil an der Regierung möglichst zu erweitern. Um das Jahr 1137 saßen hundert Edle und funfzig Bürgerliche in dem engern Rath, welcher nach einem oder nach zweyen Jahren wechselte [1]). Die Wahlen erfolgten durch den großen Rath, zu dem in der Regel jedes Haus ein Glied stellte. Einzelne mächtige Familien stellten dagegen mehrere Personen, oder es konnte auch mehr als Einer aus ihrer Mitte in den großen Rath kommen. Seit dem Jahre 1156 finden sich bisweilen drey, bisweilen sechs Konsuln in Siena [2]), nachdem aber mit dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts auch hier die Podesta aufkamen, wurden jene nur in den untergeordneten Kreisen, als Konsuln der Soldaten und der Gerichte beschäftigt [3]). Nebenher gingen manche Zwistigkeiten, sowohl im Innern als nach außen: dahin deutet unter Anderm eine Urkunde von 1180 [4]), vermöge welcher Siena zum Besten des Kaisers allen Gütern Mathildens, und dem Rechte der Grafschaft entsagt, der Kirche und den betheiligten Edeln Ersatz verspricht, und diese von allen etwa geleisteten, damit in Widerspruch stehenden Eiden entbindet. Das Volk mochte aber, bey dem Sinken der kaiserlichen Macht, den Edeln weniger halten, als diese verlangten oder hofften, weßhalb der heilige Franz im Jahre 1212 neue Unruhen in Siena als Schiedsrichter zum Vortheil des Adels beylegte. Man gehorsamte indessen seinem Spruche nur kurze Zeit, und um nur nicht ganz von der Regierung ausgeschlossen zu werden, traten die geringern Adeligen öfter auf die Seite des Volks, als daß sich die reichern Bürgerfamilien mit dem mächtigeren Adel vereinigten. Im Jahre 1232 scheint man alle Aemter halb aus dem Adel, und halb aus dem Volke besetzt zu haben [5]), wenigstens finden wir einen vom großen Rath ernannten engern Rath von zwölf Adeligen und zwölf Bürgern. Ueber diese Einrichtung kam es zwar im Jahre 1240 zu Mord

[1]) *Malavolti* historia dei *Sanesi*. I, 3, 26.

[2]) *Sanese* chron. in *Murat* script. Vol. XV, 13, 16—1199. der erste Podesta in Siena, 1211 Gesetz daß es ein Fremder seyn müsse. *Malavolti*. I, 4, 40, 46.

[3]) Ob Consules militum so übersetzt werden darf?

[4]) *Della Valle* Lettere *Sanesi*. I, 127. *Sanese* chron. 19.

[5]) *Malavolti*. I, 4, 59, 61. II, 1, 3, 7.

und Brand, sie ward aber dennoch aufrecht erhalten. Man durfte nichts an den großen Rath bringen, was nicht im engern vorberathen war, und jener sollte erst beschließen, wenn an drey verschiedenen Tagen darüber verhandelt worden. Minder wichtige Verwaltungssachen machten die engern Behörden und die Beamten für sich ab; doch bestimmte der große Rath den Preis des Fleisches. Um das Jahr 1260 beriefen der Podesta und der sich auch hier findende Volkshauptmann gemeinsam den großen Rath, und machten die nöthigen Anträge [1]). Um dieselbe Zeit findet sich ein Kämmerer, und ein halbjährig wechselnder Aufseher des Steuerwesens. Im Jahre 1283 nahm man dem Adel allen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten, woraus angeblich eine Volksherrschaft, der Wahrheit nach aber die Herrschaft einzelner Bürgerlichen hervorging; welche Emporkömmlinge sich durch Einseitigkeit, Härte und Ehrgeiz bald noch mehr verhaßt machten, als die zurückgesetzten Altadeligen.

27. Spoleto. Siehe Radicofani.

28. Terracina. Terracina, später den Päpsten unterthan, war lange von dem Hause der Frangipani abhängig [2]), welche indessen den Bürgern, um sie bey gutem Willen zu erhalten, manches Vorrecht ertheilen mußten. So setzt eine Urkunde des Otto und Cencius Frangipani von 1169 fest: Wir wollen Euch mit keinen außerordentlichen Steuern belegen, weder vom Getreide, noch vom Salze, noch vom Holze, noch von irgend einem andern Gegenstande. Jeder kann im Leben und im Tode frey über seine Güter schalten, sie dürfen ohne Rechtsspruch keinem genommen werden. Wer Bürgschaft stellt wird nicht verhaftet, er sey denn ein Verräther, Todtschläger oder Straßenräuber. Unsere Richter und Stellvertreter, nur mit Ausnahme des Appellationsrichters, beschwören Eure Gewohnheiten. Unser Gericht wird ohne Rath der Konsuln und des Volks keine Acht sprechen, auch gilt diese ohne Erneuung nie über ein Jahr. Wenn Bürger aber an unser Gericht gehen, so kann dieß die Acht über die Streitenden aussprechen. Läugnet jemand, daß er in die Acht gefallen oder bannbrüchig geworden sey, so mag man es ihm mit zwey Zeugen beweisen [3]), worauf er ohne weitern Rechtsspruch dem frühern Urtheile genügen muß;

---

[1]) *Malavolti.* II, 1, 10; II, 2, 25. *Sismondi.* IV, 57.

[2]) Contatore de historia *Terracinensi.* 166, 168, 178.

[3]) Ich setze den undeutlichen Text her: Si quis negaverit se incidisse in bannum, si duobus idoneis testibus probatum fuerit, sine judicis judicio teneatur solvere, et si probatum non fuerit, sacramento se purget.

schlägt jener Beweis fehl, so mag er sich durch Eid reinigen. — Aus diesem Freybriefe können wir auf die Lage der, von hochadeligen Familien abhängigen Städte, lehrreiche Schlußfolgen ziehen; immer aber bleibt dieß Verhältniß in Italien ein seltenes.

29. Tibur (Tivoli). Im Jahre 1224 befreyen die Konsuln, Rektoren und der Rath der Stadt Tibur, die Kirche der Stiftsherrn des heiligen Paulus von allen Abgaben und Lasten [1]); ein Beweis, daß selbst kleinere Orte im Kirchenstaate den Geistlichen, und selbst dem Papste gegenüber, lange eine ziemlich unabhängige Stellung zu behaupten wußten.

30. Tortona. In Tortona finden wir bald mehr, bald weniger Konsuln, und Adel und Volk mit abwechselnd größerem und kleinerem Einfluß [2]). Im Jahre 1181 wird ein, wahrscheinlich kaiserlicher Podesta genannt, und daneben Konsuln und ein geheimer Rath [3]); im Jahre 1185 ein kaiserlicher Hofrichter und ein Konsul der Gemeine; im Jahre 1205 ein Podesta und ein ihm beygesellter Richter; im Jahre 1211 ein Konsul der Gemeine und ein Konsul des Volks.

31. Treviso. Schon Otto IV. soll die im Jahre 1207 gesammelten Statuten von Treviso bestätigt haben. Es war daselbst ein großer Rath von Sechshundert, ein Rath von Dreyhundert, zu welchem Adelige und Bürgerliche Zutritt hatten, und ein Rath von Vierzig, der alle drey Monate zur Hälfte wechselte [4]). Ferner finden wir sechs Anziane und einen Podesta, dessen Verwaltung acht, vom großen Rathe ernannte Männer prüften. Den Podesta erwählten die Dreyhundert auf eine, wie es heißt, sehr sonderbare Weise, aber leider ist diese Weise nicht näher angegeben.

32. Trino. Im Jahre 1191 ordnet der Bischof, wo nicht ausschließlich, doch mit überwiegendem Einfluß die Verfassung der Stadt Trino in Montferrat [5]). Drey Konsuln standen an der Spitze, und neben ihnen vierzig Geheimräthe (Credentiarii), die aber von Adel und mit Grundstücken angesessen seyn sollten. Später erwählten zwölf vom großen Rath bevollmächtigte Personen jährlich einen Podesta. Konnten sie sich nicht in Güte einigen, so wurden die Stimmen heimlich in Büchsen

---

1) Regesta *Honorii* III, Jahr VIII, Urk. 166.

2) *Botazzi* antichità di *Tortona*. 318.

3) Chartarium Dertonense. S. 24, 37, 98, 140.

4) *Tentori* saggio sulla storia di *Venezia*. XII, 74, 92, 93.

5) *Iricus* rerum patriae S. 34. Der Rath von dreyhundert ist erwähnt zu 1260, der von sechshundert zu 1268. *Verci* Ecelini. III. Urk. 255, 283, 284. Die Anziane zu 1245. ebend. Urk. 174.

gesammelt, und die Mehrzahl galt [1]). Der Podesta schwor nach den Gesetzen zu richten, und Kirchen, Wittwen und Waisen zu schützen. Für sich, einen Richter, einen Ritter (miles) und vier Diener, erhielt er jährlich vierhundert Goldgulden (florenos). Wenn aber der Podesta diese Personen und einige Dienstpferde nicht der Vorschrift gemäß hielt und besoldete, so verfiel er in Strafe. Sowohl ihm, als allen Beamten und Dienern war es untersagt, neben ihrem Gehalte, Sporteln oder Geschenke zu nehmen, es war ihnen verboten in Wirthshäusern zu trinken oder zu spielen. Drey Tage nach Endigung seines Amtes durfte sich jeder über den Podesta beschweren, und zwey, in der allgemeinen Versammlung erwählte Männer entschieden über Recht und Unrecht. Niemand konnte Podesta werden, oder eines von den genannten höhern oder geringern Aemtern erhalten, der eine Frau, einen Sohn oder Neffen in Trino hatte

33. Turin. Turin, von Bischöfen und Grafen gleich sehr in Anspruch genommen, scheint sich als Stadt wenig selbstständig entwickelt zu haben [2]).

34. Tuscanella. Tuscanella in der Gegend von Bolsena, hatte troß seiner geringen Bedeutung, im Jahre 1230 einen großen und kleinen Rath [3]). Im Jahre 1257 werden, außer diesen Räthen, durch das Horn zusammengerufen zwölf Anziane, die Vorsteher der Gewerke und andere gute Männer der Stadt. Im Jahre 1263 finden wir, neben diesen, noch erwähnt den Podesta, den Hauptmann des Volks und drey und zwanzig Räthe; — welches alles die Ausbildung der Formen, und die hohe Theilnahme beweiset, welche selbst in den kleinsten Gemeinheiten für staatsrechtliche Bewegungen und Einrichtungen vorwaltete.

35. Velletri. Im Jahre 1230 hatten Konsuln neben dem Podesta die Aufsicht über die Polizey und die Finanzen [4]). Sie wurden vom Rathe, in welchem die vorzüglichsten Bürger saßen, jedesmal aus adeligen Familien gewählt. Später finden wir statt der Konsuln neun sogenannte gute Männer.

36. Venedig. Als zuerst die Hunnen, und später die Longobarden den nordöstlichen Theil Italiens in die höchste Gefahr brachten, so retteten sich vor Allen die Vornehmern und Reichen (welche das Meiste zu verlieren hatten) auf die Inseln

---

1) *Iricus*. S. 58.

2) Beweise in *Ferrero* de *Lauriano* istoria di *Torino*. Vol. II. *Ughelli Ital.* sacra. IV, 1051.

3) *Turriozzi* memorie della città *Tuscania*. S. 117.

4) *Borgia* istoria di *Velletri*. S. 273.

des adriatischen Meeres; aber die gemeinsame Noth und das gemeinsame Bedürfniß erzeugte in den neu sich bildenden Gemeinheiten eine ziemliche Gleichheit der Rechte und Ansprüche. Jede Gemeinheit, jede Insel bedurfte indessen eines Oberhauptes; daher entstanden die Tribunen, welche (weil jede gesetzliche Mittelmacht und Abstufung fehlte) oft die Uebermacht von Demagogen ausübten. Weniger um diesem Uebel abzuhelfen, als aus dem Bedürfniß engern Zusammentretens gegen fremde Gewalt, wählte man im Jahre 697 den ersten Doge Paolo Anafesto auf Lebenszeit zum Anführer für alle Inseln. Seitdem hob sich die Macht und der Handel, die gleichen Ansprüche des Volks traten bey dem Reichthum, Kraft, Thätigkeit und Tugend einzelner Familien in den Hintergrund, es sank allmählich die Bedeutung der Tribunen, es verschwand die Einwirkung der morgenländischen und abendländischen Kaiser, und die Frage war nur: ob der, sich aus allen Anfängen mächtig herausbildende Adel, oder ob der Doge siegen, ob also die Verfassung in Aristokratie oder Monarchie übergehen werde.

Fast hatten die mächtigen Orseoli das Erbrecht auf die herzögliche Würde durchgesetzt, als mit ihrem Sturze im Jahre 1032 der aristokratische Theil ein Uebergewicht bekam, dessen er sich fortdauernd und folgerecht zur Verminderung der Ansprüche des Volks und der Macht des Dogen bediente. Die Geschichte der venetianischen Verfassung im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte ist nichts anders, als die Geschichte dieses höchst geschickten und verwickelten Kampfes [1]).

Zuförderst wurde es unter dem nächsten Nachfolger der Orseoli, dem Domenico Flabenigo, für die Zukunft jedem Dogen untersagt, sich selbst einen Nachfolger zu ernennen, oder durch andere ernennen zu lassen. Ferner wurden ihm zwey, jährlich wechselnde Räthe zur Seite gesetzt, welche er über alle wichtigen Sachen befragen mußte [2]). Sie vertraten gewissermaßen die Rechte des gesammten Volkes, gehörten aber natürlich in der Regel zu den angesehensten Familien. Diese gegebene oder aufgezwungene Beschränkung ihrer Macht wollten die Dogen zum Theil wohl durch eine andere, selbst auferlegte mildern. Um nämlich den Schein eigenmächtigen Verfahrens noch mehr zu vermeiden, erbaten sie sich über alle bedenklichen Angelegenheiten das Gutachten angesehener Männer. Deren Beystimmung

[1]) Siehe Ludens treffliche Abhandlung über Venedig, in seinen kleinen Schriften I, 1; doch hatte er zum Theil einen andern Zweck als wir.

[2]) Le Bret Geschichte von Venedig, I, 335.

verringerte natürlich das Gewicht anderweit erhobener Widersprüche, und sie konnte in der Regel nicht ausbleiben, da es von dem Dogen abhing, welche und wie viel Persónen er befragen wollte. Mithin blieb er noch immer das entscheidend wichtige Oberhaupt des Ganzen, und die Kriegsmacht und das Steuerwesen hingen zunächst, oder allein von ihm ab.

Als aber das Volk den Dogen Vital Michiele II. im Jahre 1172 ermordete, weil er im Kriege unglücklich gewesen, und eine Vermögenssteuer ausgeschrieben hatte; so ergab sich das Bedürfniß, eine gesetzlich vollständigere Verfassung, an die Stelle des zeither willkürlichen und unvollkommenen Verfahrens zu setzen. Die Neuerungen betrafen hauptsächlich vier Punkte: den großen Rath, den kleinen Rath oder die Signorie, die Erbetenen oder die Pregadi, und die Wahl des Doge:

1) Bisher hatte bald die größere Volksversammlung, bald ein engerer Rath mehrere öffentliche Rechte geübt [1]: allein dieß Zusammenberufen jener führte oft zu Unbequemlichkeiten und Unordnungen, und die Bedeutung des letzten muß (weil nähere Nachrichten über ihn fehlen) wohl nur gering gewesen seyn. Deßhalb errichtete man jetzo einen großen Rath von vierhundert und achtzig Gliedern, welche das erste Mal durch zwölf, vom Volke aus den sechs Stadtvierteln erkorne Männer erwählt wurden [2]. Mehr als vier Personen seines Geschlechts sollte angeblich kein Wähler unter die von ihm ernannten vierzig Rathsglieder aufnehmen [3]. Jährlich am ersten September wechselte der Rath, doch stand es frey die Abgegangenen wieder zu wählen. Dieser, von Einigen getadelte Umstand, hatte darin seinen guten Grund, daß man jährlich nicht so viel neue und doch taugliche Rechtsglieder auffinden konnte, und die Geschäftsführung gewinnen mußte, wenn die bereits Geübten und Unterrichteten nicht ganz von andern Personen verdrängt wurden, die ohne Erfahrung, und vielleicht nach ganz verschiedenen Planen gehandelt

---

1) Zu 1125 erzählt Navagiero (in *Murat.* script. XXIII, 970, freylich eine spätere Quelle), daß Bürger von Venedig, welche sich große Verdienste ums Vaterland erworben hatten, Nobili di consiglio geworden wären. Zu 116[illegible] erwähnt Dandolo S. 289 ein consilium majus, 1167 ist [illegible] Urkunden Senatus *Venetiae* genannt. Für das Daseyn der Concio gibt es mehrere Beweise. *Foscarini* della Letteratura *Veneziana*. 226.

2) Darüber, daß die Zahl der Wähler und der Glieder nicht ganz fest stand, siehe *Tentori* saggio sulla storia di *Venezia* III, 277, und weiter unten unsere Darstellung.

3) *Sandi* principj di storia civile della republica di *Venezia*. II, 402.

hätten. Eben so wenig darf man sich wundern, wenn vorzugsweise die Reichen, Mächtigen und Gebildeten zu Mitgliedern des großen Raths gewählt wurden, obgleich dem Adel darauf noch kein ausschließliches Recht zustand [1]). Daß aber der große Rath nicht den Charakter einer beweglichen Körperschaft von Volksvertretern behalten könne und solle, war in dem Augenblicke entschieden, wo man ihm das Recht zugestand, aus seiner Mitte jährlich vier oder zwölf Männer zu ernennen [2]), welche (mit Beseitigung aller Volkswahl) allein festsetzen durften, wer im Rathe bleiben, wer ausscheiden und eintreten solle. Der große Rath besetzte fast alle öffentlichen Aemter durch gesammte Abstimmung, oder durch ernannte Wähler; alle wichtigen Angelegenheiten mußten ihm vom Dogen, nach erfolgter Vorberathung, zum Bestätigen oder Verwerfen vorgelegt werden. Zu einer solchen Vorberathung erschienen nun aber die bisherigen zwey Räthe des Doge, und die willkürlich Erbetenen nicht genügend; deßhalb setzte man

2) fest: daß aus jedem Sechstel der Stadt dem Doge ein Rath zugesellt werde [3]), und daß

3) über alle wichtigen Angelegenheiten die Pregadi, oder die Erbetenen, gehört werden mußten, obgleich die Wahl der Personen, und deren Zahl für jetzt dem Doge noch überlassen blieb. — Was nun die sechs Räthe und die Erbetenen billigten, kam, wie gesagt, an den großen Rath, und dessen Ausspruch trat gültig an die Stelle mancher ehemaligen Volksbeschlüsse [4]). Zwar hatte der Doge noch das Recht, das gesammte Volk zusammen zu rufen; allein diese Maßregel erschien einer Seits gefährlich, anderer Seits war überhaupt wenig Hoffnung vorhanden, etwas mit Hülfe des Volkes gegen den Willen des großen Rathes durchzusetzen. Mit dem Allen standen

4) die Vorschriften über die Dogenwahl in genauer Verbindung. Bisher hatten nämlich erst die Tribunen, dann das Volk dabey den größten Einfluß ausgeübt; aber beym Mangel bestimmter Gesetze und bey der Theilnahme so vieler Menschen entschied die Gewalt nicht seltener als freundschaftliche Uebereinkunft. Im Jahre 1172 ernannte deßhalb der große Rath vier und zwanzig Personen, die Vier und zwanzig ernannten Eilf, und diese

---

[1]) Das Gegentheil behauptet Tentori III, 279, ohne genügenden Beweis.

[2]) Tentori nennt vier, Sandi spricht von zwölf Wählern.

[3]) *Tentori*. III, 291.

[4]) *Marin* storia del commercio de' *Veneziani*. III, 136, 137.

Eilf erwählten den Dogen. Im Jahre 1178 ernannte man dagegen vier Männer, welche vierzig wählten, und die Mehrzahl der Letzten gab den Ausschlag [1]). Im Jahre 1192 berief der Rath alle Einwohner von Grado bis Cavarzere zu einer allgemeinen Versammlung, in welcher auf hergebrachte Weise die vierzig Wähler ernannt wurden [2]). Im Jahre 1229 theilten sich die aus den Edlen und den alten bürgerlichen Familien genommenen Wähler in zwey gleiche Theile, so daß das Loos entscheiden mußte [3]); weßhalb man im Jahre 1249 zur Vermeidung solchen Uebelstandes noch einen Wähler hinzuthat. Als diese ein und vierzig Wähler, die Räthe und das Volk im Jahre 1252 zu einer neuen Wahl versammelt waren, schwor der Gastalde Daniel mit Beystimmung und im Namen des Volks: es werde den, auf die vorgeschriebene Weise ernannten Dogen unweigerlich anerkennen [4]). Dieß unbestrittene Recht der Zustimmung, der, wahrscheinlich auf die Ernennung der ersten Wähler nicht ganz vertilgte Einfluß, Feste und Geldaustheilungen bey und nach der Wahl, beruhigten das Volk über diese Neuerungen. Der erwählte Doge schwor nach den Gesetzen zu regieren, und das Volk schwor ihm dagegen Treue.

Alle diese Einrichtungen schienen indessen in mancher Hinsicht noch ungenügend zu seyn, insbesondere ward behauptet: der große Rath sey zu zahlreich, und der Rath des Dogen zu klein. Man müsse die, mit dem Anwachse des Staats immer weitläufiger werdende Rechtspflege besondern Behörden anvertrauen, und Maßregeln ergreifen, daß Streitigkeiten zwischen dem Fiskus und den Bürgern von unparteylichen Personen, und nicht von verwaltenden Beamten entschieden würden. — Aus diesen Gründen entstand im Jahre 1179 die Quarantie oder der Rath der Vierzig, und fast um dieselbe Zeit der Anwalt der Gemeinde (avogador del Comune) [5]).

---

1) Sanuto 520 sagt, das gesammte Volk habe die Vier erwählt, dei primi della *Terra*. Dandolo hat zu 1178 nichts Näheres, Tentori läßt sie durch den großen Rath ernennen.

2) So drückt sich Dandolo zu 1192 aus; doch ist die Art und Weise so wenig ganz deutlich, als was man unter Incolae verstand. Siehe le Bret I, 392.

3) Ex nobilibus et antiquis popularibus. *Marin.* IV, 219, 296. *Dandolo.* 346, 359.

4) Der Gastalde schwor noch im Jahre 1268. Er war eine Art von Volksvorsteher. *Dandolo.* 360, 377.

5) Schon 1187 findet sich ein avogador del Comune, und zu 1180 erzählt Dandolo 310, daß der Doge judices Communis er-

Jene Vierzig wurden alle Jahre aus, und von dem großen Rath gewählt, und beschäftigten sich anfänglich nur mit bürgerlichen, oder noch mehr mit peinlichen Rechtssachen, in zweyter und zum Theil auch in erster Stelle [1]; allmählich aber wuchs ihr Wirkungskreis nach allen Seiten, und fast alle öffentlichen, alle Steuerangelegenheiten mußten ihnen, als einer vorberathenden Körperschaft vorgelegt werden. Damit sie sich jedoch nicht ganz vereinzeln, oder ohne genügende Kenntniß nach Willkür vorschreiten möchten, hatte zwar der Doge mit seinen sechs Räthen den Vorsitz in der Quarantie; allein theils hinderten ihn anderweitige Geschäfte, hier ununterbrochen einzuwirken, theils brachten es die Vierzig dahin, daß ihre drey Häupter im kleinen Rathe Sitz und Stimme erhielten, durch welche Theilnahme sie mehr gewannen, als der Doge durch jenen Vorsitz in der Quarantie [2].

Weil dieser also auf seine sechs Räthe und die drey Häupter der Vierzig keinen überwiegenden Einfluß hatte, weil er bey Vorberathungen leicht von den Vierzigen überstimmt wurde, und ihren Einfluß in der höchsten Stelle, im großen Rathe, auch nicht vertilgen konnte; so blieb ihm nur ein Mittel übrig, sich zu stärken, und mit der anwachsenden Macht dieser Körperschaften wieder ins Gleichgewicht zu kommen: er stellte ihnen nämlich die Pregadi, die von ihm Erbetenen und bey allen wichtigen Angelegenheiten Befragten gegenüber, und überstimmte durch deren Hülfe sowohl die Vierzig, als den kleinen Rath.

Dieser merkwürdige Umstand führte, verbunden mit vielen andern Gründern, zu neuen, obgleichs keineswegs gewaltsamen Kämpfen zwischen den monarchischen, demokratischen und aristokratischen Richtungen. Die letzte siegte ob, und im Jahre 1230 traten mehrere wichtige Abänderungen der Verfassung ein, welche wir einzeln aufzählen müssen.

1. Dem Doge ward das Recht genommen, die Personen und die Zahl der Erbetenen zu bestimmen [3]. Von jetzt an ernannte der große Rath, durch vier von ihm erkorene Wähler jährlich sechzig Pregadi. Ging indessen einer von diesen im Laufe

nannt habe, welches die Avagadoren zu seyn scheinen. Siehe jedoch weiter unten das Nähere.

[1]) *Sandi*. II, 510. Ob die Vierzig immer aus dem großen Rath genommen wurden, mochte zweifelhaft bleiben.

[2]) *Tentori*. IV, 12. Der Zeitpunkt, wenn die Häupter der Vierzig in die Signoria traten, ist ungewiß; vielleicht erst 1230 bey den gleich zu erzählenden Veränderungen.

[3]) *Navagiero*. 991.

des Jahres ab, so ersetzten ihn die Uebrigen aus eigener Macht, ohne an den großen Rath zurückzugehen.

2. An die Stelle der zwölf Männer, welche den großen Rath erwählten, traten jetzt vier Wähler; und diese scheinen ihr Amt bisweilen mehrere Jahre hindurch ausgeübt, und nur für die abgegangenen Räthe neue ernannt zu haben [1]).

3. Bey dem Tode eines jeden Doge erwählte der große Rath fünf Verbesserer oder Berichtiger der herzoglichen Versprechung (correttori della ducale promissione), welche jenem Rathe Vorschläge über die neu darin aufzunehmenden Bedingungen einreichten, dann aber sogleich ihr Amt niederlegten [2]). Im Laufe des dreyzehnten Jahrhunderts wurden nun manche, die Dogen gar sehr beschränkende Bedingungen bestätigt, die wir hier sogleich in einer Folge mittheilen:

a) er beschwor alle bestehenden und noch zu erlassenden Gesetze, und daß er nicht allein seine Macht nie ausdehnen, sondern auch jeden, von Andern zu diesem Zwecke entworfenen Plan (so fern er ihm bekannt werde), anzeigen wolle.

b) Die Besetzung öffentlicher Aemter ward ihm allmählich fast ganz genommen; nur zu einigen brachte er, gemeinschaftlich mit dem kleinen Rath, Personen bey dem großen Rathe in Vorschlag [3]).

c) Es war ihm untersagt, sich persönlich in irgend einen Rechtsstreit zu mischen, so wie überhaupt das Richteramt allmählich, mit Ausnahme des Vorsitzes, fast ganz an andere Personen oder Behörden kam [4]).

d) Er durfte sein Wappen und Bildniß nirgends außerhalb des herzoglichen Pallastes anbringen lassen, ohne Zustimmung des kleinen Raths seine Erhebung keiner fremden Macht anzeigen, oder ihnen Gesandte schicken, oder ihren Gesandten Antwort ertheilen [5]). Er durfte keine Fremde heiraten, damit er nicht

1) *Tentori.* IV, 1; *Sandi.* II, 403; le Bret. I, 514 stimmen nicht ganz überein; wir können hier aber auf keine umständlichere Prüfung des Einzelnen eingehen.

2) *Tentori.* IV, 19—34.

3) *Sandi.* II, 406; *Marin.* III, 176.

4) Die judices proprii und Avogadoren bekamen einen Theil der richterlichen Geschäfte, 1233 ernannte man außerdem fünf Anziane des Friedens, und weil der Doge noch immer zu sehr belästigt war, 1244 auch judices petitionum. *Dandolo* 348.

5) 1253 schickt der Doge einen Gesandten ab, mit Beystimmung des kleinen und großen Rathes. *Fantuzzi.* IV, Urk. 122. Nach einem Gesetze von 1260 mußte, wenn zwey oder mehr Beamten mit fremden Gesandten unterhandeln sollten, immer einer aus den

(wie es wohl früher geschehen) den Staat in unangenehme Verlegenheiten bringe, oder zu vornehme und mächtige Verwandte bekomme.

e) Seine Verwandten erhielten weder ein geistliches noch weltliches Amt, und es war ihm nicht erlaubt, ohne Zustimmung beyder Räthe das Gebiet der Republik zu verlassen oder sein Amt niederzulegen.

f) Nach dem Tode eines jeden Doge ernannte man drey Inquisitoren, welche prüften, in wie weit er seinen Versprechungen nachgekommen sey. Alle für gültig erkannten Anforderungen und Genugthuungen wurden aus seinem Vermögen bestritten; doch stand es später seinen Erben frey, durch die Avogadoren an den großen Rath zu gehn, wenn sie sich für verletzt hielten.

g) Dagegen behielt der Doge eine große Zahl von Vorrechten, welche äußerlich in die Augen fielen, ohne eigentliche Macht zu verleihen: er wachte, daß keine Verfälschung der Münze eintrete, hieß der Schutzherr aller Armen, ermahnte alle Beamten zur Erfüllung ihrer Pflichten, vollzog die Rechtssprüche, brachte die Besetzung erledigter Aemter in Anregung, hatte mehrere Diener, eine ausgezeichnete Kleidung, in seinem Namen ergingen alle öffentlichen Bekanntmachungen u. s. w.

Daran konnte der Doge jetzo nicht mehr denken, daß er über die Körperschaften, welche ihn rings umgaben, ein Uebergewicht erhalten wolle; vielmehr konnte sein Streben nur dahin gehn, in und mit denselben wirksam und mächtig zu bleiben. Hiezu blieb ihm allerdings noch immer viele Gelegenheit, besonders wenn er seine sechs Räthe und die drey Häupter der Vierzig, an deren Spitze er in der Signoria als der zehnte stand [1]), für seine Ansicht zu stimmen wußte. Diese Signoria, auch der kleine Rath genannt, war der Mittelpunkt der ganzen Regierung: sie hatte Vorsitz und Einfluß in allen Körperschaften und nach allen Richtungen, über die Rechtspflege durch ihr Verhältniß zur Quarantie, über die Verwaltung im Verhältniß zu den Erbetenen, über die Gesetzgebung im Verhältniß zum großen Rath. Diesen berief der Doge mit Zustimmung des kleinen Raths [2]); er durfte eine solche Berufung den drey Häuptern der Vierzig nicht versagen. Der kleine Rath machte alle Anträge im großen und vollzog die Beschlüsse desselben; für sich selbst hatte er dagegen durchaus keine gesetzgebende Gewalt, und war selbst in Hinsicht man-

Vierzigern zugegen seyn, welcher der Quarantie vom Erfolge Bericht erstattete. *Dandolo*. 369, 390.

1) *Marin*. III, 176.

2) *Tentori*. IV, 12 — 15. *Sandi*. II, 724.

cher Verwaltungszweige einer höhern Aufsicht unterworfen. So mußte z. B. der Briefwechsel mit den Beamten abhängiger Orte den Vierzig und dem großen Rathe vorgelegt werden [1]; nach einem Gesetze von 1255 durfte die Signoria, ohne die Vierzig und die Beystimmung der Mehrzahl im größern Rathe, nicht über zehn Lire verschenken u. s. w.

Ueberall führten, wie aus dem Gesagten erhellt, kleinere Behörden auf eine sehr merkwürdige Weise, den Vorsitz in allen größern und zahlreichern Körperschaften; überall trat mithin das Mehrherrische in den Vordergrund, das Einherrische in den Hintergrund. Auch betrafen die nächsten Streitigkeiten nicht sowohl die Verhältnisse des Doge, des Adels und des Volkes, als eine Veränderung in den Rechten der bereits bestehenden Körperschaften. So waren die Wirkungskreise der Erbetenen und der Vierzig nicht hinreichend gesondert, und der, Anfangs überwiegende Einfluß der Ersten, minderte sich, weil die Vierzig, wie gesagt, über die Rechtspflege hinausgriffen und Theil an allen öffentlichen Angelegenheiten nahmen; während die Erbetenen sich nicht durch so bestimmte, ausschließliche Amtsgeschäfte, ununterbrochen sichern und befestigen konnten. Daher gelang es den Vierzig früher als diesen, regelmäßige Beysitzer des großen Raths zu werden [2], und noch entscheidender ward ihr Uebergewicht, als sie im Jahre 1289 durchsetzten: daß sie über die vom großen Rath ernannten Pregadi, nochmals ballottiren durften und jeder durchfalle, der nicht die Hälfte ihrer Stimmen für sich gewinne. — Vielleicht hätte man nach Errichtung des Raths der Vierzig die Pregadi ganz entbehren können; allein es ward schon damals in Venedig zu einem folgereichen Hauptgrundsatz, die Zahl der Körperschaften zu vermehren, damit sie sich wechselseitig im Gleichgewicht erhalten möchten, und so viel Personen als irgend möglich in eine eigenthümliche öffentliche Thätigkeit gebracht würden. So blieb den Pregadi vorzugsweise noch lange die Leitung der Handelssachen [3], bis sie am Ende des dreyzehnten Jahrhunderts mit den Vierzig in so fern mehr zusammenflossen, als beyde Theile des sogenannten Senats wurden.

Ueber diesen größern Körperschaften entstanden oder erweiterten sich alle diejenigen Aemter und Behörden, welche in einem mächtigen Handelsstaate unentbehrlich sind [4]: so z. B. Richter

---

[1] *Sandi.* II, 728, 729.

[2] Im Jahre 1283.

[3] *Sandi.* II, 733. *Tentori.* V, 304. le *Bret.* II, 50.

[4] Das Einzelne, was wir übergehen müssen, findet sich bey *Tentori* IV, 37 — 72; *Sandi.* II, 412; le *Bret.* I, 366, 327. *Ta-*

zur Entscheidung der Streitigkeiten des niedern Volkes, Richter über Fremde, Beamte für Maß und Gewicht, für Sicherheitspolizey, Polizey der Lebensmittel, Salzhandel und Salzpreise, Aufseher über die Kanäle, Kämmerer für die Staatseinnahmen und Ausgaben, Beamte bey der Leibkammer und dem Staatsschuldenwesen, Einnehmer der Ausgangs- und Eingangszölle, Konsuln, welche alle beym Handel sich zeigenden Mißbräuche abstellen und unter andern die Schiffe abschätzen, messen, und Acht haben sollten, daß sie nicht überladen werden, Aufseher über die Waarenlager besonders der Deutschen u. s. w., u. s. w. [1]). Im Einzelnen verdienen eine nähere Erwähnung:

1. Die Punktmacher oder Bezeichner (appuntatori), welche alle zwey Monate neu gewählt wurden, und die Namen derjenigen Edeln, welche ihre Schulden nicht zur rechten Zeit bezahlten [2]), mit gewissen Punkten bezeichneten. Jene verloren dadurch auf vier Jahre das Recht zu allen öffentlichen Aemtern.

2. Die vier Prokuratoren des heiligen Markus. Der erste bestand seit dem neunten Jahrhundert [3]), der zweyte ward hinzugefügt 1231, der dritte 1259, der vierte 1261. Jenen ersten ernannte früher der Doge, später wurden alle vom großen Rath erwählt [4]). Ursprünglich hatten ihre Geschäfte nur Bezug auf die Markuskirche und deren Vermögen, im Jahre 1268 erhielten sie aber die Vorsorge über alle Minderjährigen und Blödsinnigen, und die Vollziehung aller Testamente. Diese beyden letzten Geschäftskreise erscheinen allerdings nicht unbedeutend; doch war die den Prokuratoren äußerlich erwiesene Ehre weit größer als ihre Macht. Man erklärte nämlich die Würde eines Prokurators für unvereinbar mit allen andern Einfluß gebenden Staatsämtern, und verlieh sie später manchem Edeln, um ihn aus den Kreisen zu entfernen, wo sein Ansehen übermäßig wurde. [illegible] eine Art von Ostracismus, jedoch von weit größerer Milde als der attische.

3. Die [illegible] ([illegible]). [illegible] mit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts [illegible]. Die

---

[illegible] Marin [illegible] Cornelius Ecclesia [illegible]

[2]) [illegible] Tentori IV, 33.

[3]) [illegible]

[4]) [illegible]

[5]) [illegible]

[6]) [illegible] IV. [illegible]

beglaubigten und vollzogen Verträge, prüften darauf Bezug habende Zeugnisse, übergaben Häuser und Grundstücke, legten Beschlag auf bewegliche Güter und Einnahmen böser Schuldner u. s. w. So wichtig auch schon diese Geschäfte für die öffentliche Sicherheit waren, so erhielten doch die Beglaubiger weit größere Bedeutung durch ein Gesetz vom Jahre 1288. Dem gemäß sollten sie eine Art von Hypothekenbuch (notatorio delle notificazioni) anlegen, und in demselben alle Anrechte, Verträge und Forderungen eintragen, welche auf Grundstücke Bezug hatten, oder Statt fanden. Eine solche Eintragung gab, selbst wenn sie später geschehen war, ein Vorrecht vor allen frühern aber nicht eingetragenen Forderungen.

4. Die vom großen Rathe ernannten Anwalte der Gemeine (avogadori del Comune), welche schon im zwölften Jahrhundert erwähnt werden, entschieden ursprünglich Streitigkeiten zwischen dem Fiskus und den Bürgern, oder leiteten sie vielleicht Anfangs nur ein und vertraten die öffentlichen Ansprüche *). Allmählich aber wuchs ihr Wirkungskreis, von diesem Punkte aus, auf eine eben so merkwürdige als bedenkliche Weise. Sie erhielten nicht blos die Aufsicht über das rechtliche Benehmen der Advokaten, sondern auch das Recht, daß man von allen bürgerlichen und peinlichen Rechtssprüchen an sie appelliren könne; und als diese Stellung nach Ausbildung der Quarantie nicht mehr ganz passend erschien, so ließ man ihnen dennoch die Befugniß zu erkennen, ob eine Berufung an die höchsten Gerichte zuläßig sey oder nicht. Noch mehr Gewalt erhielten sie durch die sogenannte Intermission. Es mußten ihnen nämlich viele bestimmte Sachen durch den kleinen Rath vorgelegt werden, oder sie nahmen von Amts wegen davon Kenntniß, und durften nun, — so fern ihnen der eingeschlagene Weg für das Wohl des

*) *Tentori*. III, 364. *Sandi*. II, 519. Le *Bret*. I, 382. Folgende Stelle Dandolos (S. 348) erläutert das Gerichtswesen. Bis 1233, offensiones, injuriae et percussiones quae inferebantur per capita contratarum solita fieri, Duci denunciabantur, quae per eum et consilia aliquando puniebantur, aliquando per judices proprii et advocatores communis. Nunc autem pro inquirendis et emendandis his sancitum est, quod V officiales, qui nominabantur Antiani pacis, de novo fient. — Wenn der Doge die Gondel bestieg, oder die Straße betrat, um Jemanden in Strafe zu nehmen oder auszupfänden, so mußte der Zögernde der Gemeine vierzig Schilling zahlen; wartete dieser bis der Doge ans Land gestiegen war, oder das Haus, oder das Grundstück betreten hatte, so erhöhte sich die Strafe bis auf funfzehn Pfund, welche nur mit Beystimmung der Mehrzahl des großen Raths konnte vermindert oder erlassen werden. *Dandolo*, 358.

Ganzen nachtheilig erschien, — intermittiren, oder Einspruch thun, und dadurch die Beschlüsse aller Körperschaften, selbst des großen Rathes hemmen! Sie durften die Berufung des letztern vertagen, die Vierzig bey demselben anklagen, und Sprüche vollziehen lassen, sobald der Doge damit über eine bestimmte Zeit zögerte; sie erhielten Sitz unter den Erbetenen und das Recht in allen Körperschaften Anträge zu machen — So entstand fast unerwartet, und auf eine nicht zu vermuthende Weise in Venedig eine Macht, welche an die Volkstribunen Roms erinnert, und den Staat leicht in zwey Theile hätte spalten können, wie es damals in mehreren italienischen Städten durch Einführung des Volkshauptmanns geschah. Es fanden sich indessen manche Gegengründe, welche die Gefahr wo nicht aufhoben, doch minderten: erstens mußten die Anwalte, deren Zahl bisweilen wechselte, über ihren Einspruch einig seyn, wenn er in Wirkung treten sollte; zweytens hemmte allerdings ihr Einspruch, allein er führte doch immer nur bis an wählende und entscheidende aristokratische Ausschüsse zurück, und rief nicht demokratisch das gesammte Volk zu unmittelbarer Entscheidung auf. Vielmehr schien diesem die steigende Gewalt der Avogadoren selbst unbequem, auch wurden mittlerweile mehrere in entgegengesetzter Richtung wirkende Veränderungen der Verfassung angenommen.

Im Jahre 1268 führte man eine neue Wahlart des Dogen ein, welche mit wenigen Veränderungen bis in die neuesten Zeiten beybehalten ward [1]). Wahl und Loos erscheinen dabey auf eine sehr umständliche und künstliche Weise verbunden. Es werden nämlich, nach Vorlesung der Gesetze über die Dogenwahl, so viel Kugeln in ein verdecktes Gefäß gethan, als über dreyßig Jahr alte Mitglieder des großen Rathes gegenwärtig und in einer bestimmten Ordnung aufgezeichnet sind. Unter jenen Kugeln sind dreyßig vergoldet und mit dem Namen Wahlherr bezeichnet [2]), die übrigen versilbert. Ein Knabe nimmt nacheinander die Kugeln aus dem Gefäß, und derjenige, auf dessen Nummer eine der vergoldeten gezogen wird, ist Wahlherr. Diese dreyßig Wahlherren erloosen auf ähnliche Weise neun aus ihrer Mitte, welche das Recht haben, in einer durch das Loos bestimmten Ordnung, durch wenigstens sieben einige Stimmen, vierzig Männer aus verschiedenen Familien zu ernennen. Diese Vierzig erloosen durch

---

[1]) *Navagiero*, 996. Le *Bret*. I, 582. *Tentori* IV, 39.

[2]) Früher waren die Kugeln von Wachs und in einigen ein Zettel mit dem Namen, Wahlherr verborgen. Man zerbrach sie nach dem Ziehen. *Dandolo*. 377. *Martin* da Canale Chron. Mscr. zu Florenz in der biblioteca Riccardiana 95, 129.

jene Knaben aus sich zwölf Männer, und diese Zwölf ernennen fünf und zwanzig, deren jeder neun Stimmen für sich haben muß. Die Fünf und zwanzig erloosen Neun, die Neun wählen Fünf und vierzig deren jeder sieben Stimmen haben soll. Die Fünfundvierzig erloosen Eilf, die Eilf erwählen Ein und vierzig, deren jeder wenigstens neun Stimmen für sich vereint. Sobald diese Ein und vierzig beschworen haben, nach Pflicht und Gewissen zu wählen, wirft jeder den Namen des von ihm zum Dogen bestimmten in ein Gefäß, und über jeden derselben wird nunmehr abgestimmt. Sobald sich in früherer Zeit fünf und zwanzig Stimmen für Jemand vereinigten, war die Wahl entschieden, später ward über alle vorgeschlagenen bollottirt, und die Mehrheit (welche jedoch nicht unter jene Zahl sinken durfte) entschied wer Doge sey. — Wäre es darauf angekommen einen, durch seine persönliche Tüchtigkeit entscheidend einwirkenden Mann aufzufinden, so müßten wir diese Wahlmethode sehr unpassend schelten; sie genügte dagegen, weil der Doge nicht sowohl handeln als äußerlich repräsentiren sollte.

Nach der im Jahre 1268 getroffenen Wahl ward mit allen Glocken geläutet, und jeder eilte in die Markuskirche, wo der neue Doge eine Rede hielt. Darauf folgten Feste, wobey man sich mit Kränzen schmückte und mannigfaltige Lieder sang [1]. Auch von Murano, Torcello und den übrigen Inseln kamen die Einwohner in reichem Schmuck nach Venedig, um dem Doge und seiner Gemahlinn Glück zu wünschen, und die Zünfte und Gewerke Venedigs blieben darin nicht zurück. Mehrere erlaubten sich hiebey eigenthümliche Scherze [2]: die Kammmacher trugen z. B. einen großen Käfig voller Vögel, welche sie beym Dogen fliegen ließen; zwey Barbiere waren als irrende Ritter verkleidet, und brachten (unter weitläufigen, traurigerhabenen und lustigniedrigen Erzählungen von ihren Eroberungen schöner Mädchen) dem Dogen absonderliche Glückwünsche dar.

Weit wichtiger als jene bey der Dogenwahl eintretenden Veränderungen, ja für die ganze Zukunft entscheidend wichtig, war die Schließung des großen Raths im Jahre 1297. Wir haben gesehen, daß die unmittelbare Einwirkung des Volkes auf öffentliche Angelegenheiten allmählich abnahm, noch war sie indessen keineswegs ganz und gar verschwunden. Im Jahre 1234 überließ z. B. der Doge Tiepolo Land an die Dominikaner [3]), unter

---

[1]) Chansonnettes et couplets. *Martin* da Canale. 103.

[2]) Qui font les pignes. Sind das Kammmacher, oder Kuchenbäcker oder wer sonst? *Martin* da Canale. 207, 208.

[3]) Cum laudatione populi Venetiarum. *Cornelio* Ecclesia Veneta

Beystimmung der Richter und Weisen seines Raths und unter Beystimmung des venetianischen Volkes. Im Jahre 1242 nahm das Volk die neu gefertigte Gesetzsammlung an, und stimmte zwey Jahre nachher bey, daß neue Richter für gewisse Rechtssachen ernannt wurden. Im Jahre 1255 wurden Seegesetze mit Genehmigung des kleinen und großen Raths und der Vierzig bekannt gemacht [1]), und nachher in der öffentlichen Versammlung des Volkes bestätigt. Ohne Beyfallsgeschrey des Volkes schien noch immer keine Dogenwahl ganz gültig, und es fanden sich Häupter, welche der täglich anwachsenden aristokratischen Macht bestimmt entgegen treten, Alles umstellen, den vorhandenen Bau stürzen und einen neuen beginnen wollten. Daher nahm man einige bürgerliche Familien, welche sich bey Unterdrückung eines im Jahre 1263 über Steuern entstandenen Aufruhrs sehr ausgezeichnet hatten, einer Seits in den großen Rath auf; befahl aber anderer Seits im Allgemeinen [2]), daß kein Bürgerlicher Waffen in seinem Hause haben solle; und als nach dem Tode Dandolos das Volk sich im Jahre 1288 herausnahm, mit Uebertretung aller gesetzlichen Formen, den Jakob Tiepolo aus eigener und alleiniger Macht auf den herzoglichen Stuhl zu erheben, so sahen die Vornehmen ein: es genüge nicht, daß man dießmal jenen Versuch vereitelt und Peter Gradenigos Wahl durchgesetzt habe; sondern, daß allgemeinere und schärfere Maßregeln zur Sicherung der so künstlich gegliederten Verfassung, und insbesondere der geregelten Aristokratie nöthig seyen. Gradenigo voller Kraft, Scharfsinn und Entschlossenheit war zur Ausführung solcher Plane äußerst geschickt, und die unter dem Namen der Schließung des großen Rathes so berühmt gewordene Maßregel, ward hauptsächlich durch ihn, und die damals sehr mächtigen, mit ihm ganz einverstandenen Vierzig, ausgeführt.

Die Wahl der Glieder des großen Raths durch vier oder mehr aus seiner Mitte genommene Wähler, hatte denselben, wie gesagt, schon längst aus einer Körperschaft von Volksvertretern in eine aristokratische, sich eigenmächtig ergänzende, verwandelt. Doch ließen sich, selbst im Fall man diese Veränderung im Allgemeinen billigte, mehrere Uebelstände innerhalb der neu gewon-

VII, 278. Auctoritate publicae concionis approbavit. *Dandolo.* 353.

1) Et postmodum in concione publica populi Venetiani confirmata. *Foscarini.* 16. — Collaudatione populi, *Dandolo* 355. Auctoritate, majoris et minoris Consilii et publicae Concionis approbata sunt. *Dand.* 363.

2) Popularis armaturas alicujus Nobilis in domo sua non auderet vel praesumeret aliqualiter tenere. *Dandolo.* 374.

nenen Kreise nicht abläugnen. Mancher hing von Mächtigeren ab, Mancher trachtete danach, sich eine eigene Partey zu bilden [1]); Einige wollten sich in ihren Geschäften durch kein öffentliches Amt stören lassen, Andere wollten umgekehrt nicht aus der Zahl der Regierenden in die der Gehorsamenden zurücktreten. Nie fehlte es an Klagen: der Bessere sey übergangen, der Kriegerische zu sehr hervorgezogen, der Schwächere zu heimlichen Versprechungen überredet worden u. s. w. Daher entsprangen zuvörderst die Vorschriften: kein unehelich Geborner habe Zutritt zum großen Rathe, und Niemand solle ein zweytes Amt vor Niederlegung des ersten erhalten. Tiefer griff der Vorschlag ein, welchen Gradenigo schon vor seiner Erhebung zum Doge am 5. Oktober 1286 machte: »Künftig sollen nur diejenigen in den großen Rath und die andern Behörden aufgenommen werden, oder höhere Aemter erhalten, welche entweder selbst oder deren männliche Vorfahren im großen Rath saßen. Jedoch hat der Doge, seine Räthe und die Mehrheit der Vierzig das Recht, würdige Männer zuzulassen, wenn ihnen gleich jene Eigenschaften fehlen.« — Dieser Vorschlag ging damals nicht durch, wohl aber am 28. Februar 1298 der folgende:

1) Die Vierzig ballottiren über alle diejenigen [2]), welche in den letzten vier Jahren Mitglieder des großen Raths waren, und jeder, der von dreyßig Stimmen wenigstens zwölf erhält, wird Mitglied fürs nächste Jahr. Eben so wird über diejenigen ballottirt, welche in Aemtern oder zufällig entfernt sind.

2) Ferner bringen drey ernannte Männer Personen in Vorschlag, welche nicht im großen Rathe saßen, und diese erhalten Zutritt, so fern sich auf obige Weise ebenfalls zwölf Stimmen für sie erklären. Es ist aber hiedurch nicht zu verstehen, daß diejenigen in den großen Rath kommen sollen [3]), welche durch gewöhnliche Beschlüsse davon ausgenommen sind.

3) Ueber die Fortdauer dieses neuen Gesetzes wird jährlich ballottirt. Es kann aber nur aufgehoben werden durch alle Stimmen der Räthe des Doge, durch fünf und zwanzig von den Vierzigen und durch zwey Drittel des großen Rathes.

Bis hieher stimmen die Erzählungen ziemlich überein, jetzo aber finden sich vielfache Widersprüche. Einer sagt: der eben er-

---

1) *Marin.* V, 141 — 160.

2) *Sandi.* III, 11.

3) Possint eligere de aliis qui non fuissent de majori consilio. — Et non intelligatur per hoc, quod debeant esse de majori consilio illi, qui sunt prohibiti per consilia ordinaria. *Sandi.* III, 13. *Tentori* V, 146 — 164.

wähnte Vorschlag von 1286 ward im Dezember 1298 in ein Gesetz verwandelt [1]); der Zweyte behauptet: im September 1298 hob man alles Ballottiren auf [2]), und erklärte, daß die im großen Rathe eben sitzenden Personen, beständige Mitglieder seyn sollten. Noch Andere erzählen: bereits am 30. September 1297 ließ der Doge Peter Gradenigo durch die Häupter der Vierzig, Leonardo Bembo und Marco Badoer folgenden Antrag machen, welcher auch Gesetzeskraft erhielt: »bisher ward der große Rath durch zwölf, aus den sechs Theilen der Stadt erwählte Männer, jährlich ernannt [3]), und begriff vierhundert funfzig bis vierhundert siebzig Personen, von denen aber nicht mehr als drey bis vier aus einer Familie seyn durften. Künftig findet keine Wahl mehr Statt, sondern die, welche sich jetzt und während der letzten vier Jahre im großen Rathe befanden, sollen für sich und ihre Erben darin bleiben.«

Hieraus schließen die Erzählenden: die bisherige Demokratie sey plötzlich in eine geschlossene Aristokratie verwandelt, und dadurch nicht bloß das Recht des Volks, sondern auch das Recht aller der Adeligen vernichtet worden, welche während jener Jahre nicht im großen Rathe saßen. Dem widersprechen Andere und behaupten mit einer, wie es scheint, weit genauern Kenntniß der Urquellen [4]):

a) Jenes Gesetz vom 30. September 1297 ist nie gegeben worden; denn es findet sich nicht in der, sonst so sehr vollständigen Sammlung öffentlicher Beschlüsse, und die angeblich Vorschlagenden, Bembo und Badoer, saßen, laut den vorhandenen Zeugnissen, damals nicht in der Quarantie.

b) Keineswegs wählten immer zwölf Männer den großen Rath, weit öfter drey oder vier; und diese wählten ferner keineswegs jährlich von Neuem den ganzen Rath, sondern bisweilen funf und zwanzig, bisweilen hundert, also, wie es scheint, nur den nöthigen Ersatz.

c) Es ist falsch, daß der Rath gewöhnlich aus vierhundert funfzig bis vierhundert siebzig Gliedern bestanden habe; es waren z. B. im Jahre 1264 — 317 Mitglieder

— 5 — 454 —

— 6 — 481 —

— 7 — 502 —

---

1) *Sandi.* l. c.

2) *Le Bret.* I, 664.

3) *Tentori*, l. c.

4) Tentori hat dieß Alles unter Anführung der Urkunden so genau auseinander gesetzt, daß man an der Richtigkeit kaum zweifeln kann.

1268 — 445 Mitglieder
— 9 — 501 —
1270 — 481 —
— 5 — 567 —
— 6 — 444 —

und eben so wechselt die Zahl nach dem Jahre 1297. Wir finden

1311 — 1017 Glieder
1340 — 1212 —
1349 — 960 —
1350 — 897 —

d) Es ist falsch, daß nur drey oder vier Glieder aus einem Hause seyn durften, vielmehr saßen z. B. im großen Rathe im Jahre 1261 acht Badoer, eilf Falieri, funfzehn Morosini, neunzehn Dandoli, neunzehn Quirini, zwanzig Contarini u. s. w. und in den verschiedenen Jahren wechseln diese Zahlen.

e) Es finden sich Beweise, daß lange nach der sogenannten Schließung des großen Raths noch gewählt und ballottirt wurde [1]).

Bey so widersprechenden Nachrichten und Ansichten scheint uns Folgendes am wahrscheinlichsten: das Gesetz von 1297 ist in der angegebenen Art nie erlassen, der Vorschlag von 1286 nie förmlich bestätigt worden; allein man verfuhr im Sinne des letztern und mehrere Gründe wirkten dahin, daß die, Anfangs schlau erregte Hoffnung leichter Aufnahme in den großen Rath, fast ganz fehlschlug. Denn

1) die »gewöhnlichen, nach wie vor zu beobachtenden Beschlüsse,« waren zu Folge der Deutung der aristokratischen Partey keine andern, als daß die Unadeligen vom großen Rath ausgeschlossen seyen, oder daß eben der Zutritt zu demselben adle. Ob nun gleich diese Ansicht weder allgemein noch gesetzlich ausgesprochen ward, so hielt es doch äußerst schwer, daß ein Bürgerlicher die Mehrzahl der drey Wähler und der Vierzig auf seine Seite brachte; wogegen die Adeligen, vermöge ihrer Ueberzahl, leicht alle diejenigen herausballottirten, welche ihnen nicht gefielen. Ja im Jahre 1315 entwarf man ein Verzeichniß aller Wählbaren, wobey man es mit der Adelsprobe weit strenger nahm als ehemals, obgleich man den Weg der Gnade und des außerordentlichen Verdienstes, dem Buchstaben nach, immer noch offen ließ.

2) An ein gesetzliches Umwerfen jener Beschlüsse war nicht zu denken, da die verlangte, so bedeutende Ueberzahl von Stimmen, sich nie auf ruhigem Wege dagegen vereinigen konnte.

---

[1]) Bis ins vierzehnte Jahrhundert, ja 1351 ward noch ballottirt. *Tentori*. V, 192.

3) Die Adeligen hatten also der Wahrheit nach ein **Erbanrecht**, keineswegs aber einen **allgemeinen, gleichzeitigen, unveränderlichen Zutritt** zum großen Rath erworben; vielmehr waren bald mehr bald weniger Beysitzer in demselben, je nachdem eine größere oder geringere Zahl die vorgeschriebenen Stimmen der drey Wähler und der Vierzig für sich vereinigte.

4) Ob nun gleich, dem Volke gegenüber, diese Veränderungen aristokratisch erscheinen, so traten sie doch nicht ohne vorbereitende Schritte und nicht auf einmal ein; sie wurden zuletzt nicht weniger ein Mittel gegen die Oligarchie einzelner Familien, als gegen die Demokratie. Indem ferner die Zahl der Glieder des großen Raths von jetzt an bedeutend wuchs, verwandelte er sich in eine Art von demokratisch gleicher Adelsversammlung, und die engern Behörden und Ausschüsse traten nunmehr als eigentlich aristokratische Körperschaften in neue Verhältnisse. Doch ward die Volksversammlung nicht ausdrücklich aufgehoben, sie ward noch weit später, obgleich nur sehr selten und fast bloß zu unbedingter Beystimmung berufen [1].

Daß trotz dieses, dem Buchstaben nach fortdauernden Volksrechts, aus diesen Neuerungen sogleich manche Unzufriedenheit hervorging, versteht sich von selbst; indessen bezog sich **Tiepolos** bekannte Verschwörung zunächst mehr auf Familienfeindschaften und Familienansprüche [2], als auf das Schließen des großen Rathes. Auch war er dadurch für seine Person keineswegs ausgeschlossen, sondern noch im Jahre 1302 Mitglied der Vierzig. — Einige Beruhigung gewährte dem Volke auch die Stellung des, seit 1268 jedesmal aus den Bürgern gewählten Kanzlers der Gemeine, und die Gefahr, daß er sich in einen Volkshauptmann verwandeln möge, ward auf sehr geschickte Weise beseitiget. Einer Seits nämlich mehrte man seine Ehrenrechte auf alle Weise [3], erlaubte ihm in ausgezeichneter Kleidung mit bedecktem Haupte vor dem Doge zu stehen, ließ ihn sein Amt auf Lebenszeit und begrub ihn zuletzt mit großen Feyerlichkeiten; allein anderer Seits war seine wirkliche Macht dadurch sehr beschränkt, daß ihn der große Rath und nicht das Volk wählte, und daß er zwar Zutritt zu allen Versammlungen und Behörden, überall aber nur eine berathschlagende Stimme erhielt.

Ferner mehrte man jetzo wiederum die Behörden und Körperschaften, um recht Viele zu beruhigen, zu beschäftigen, zu sichern;

---

[1]) *Marin.* V, 168, 177.

[2]) *Tentori.* V, 199 — 210, 254.

[3]) *Tentori.* IV, 78. *le Bret.* I, 612.

verfuhr jedoch dabey keineswegs ohne die nöthige Einsicht. So entstand insbesondere im Jahre 1310 der Rath der Zehn, ein engerer, kräftiger, für die ganze Folgezeit höchst wichtiger Ausschuß: denn der Rath des Doge stand zu eng, einseitig und fast nur verwaltend da, und der immer zahlreicher werdende große Rath erschien für ununterbrochene Einwirkung jetzo weit weniger tauglich als sonst. Noch immer ward indessen nicht bloß über eigentliche neue Gesetze, sondern über alle wichtigen Staatsangelegenheiten im großen Rathe verhandelt, bis man für einzelne Zweige besondere Ausschüsse erwählte, oder Beamte anstellte. — Merkwürdig ists, daß man zwar dem Dogen und seinen Räthen den Vorsitz im Rathe der Zehn verstattete, nicht aber den Häuptern der Vierzig [1]); man wollte, wie es scheint, deren Uebergewicht dadurch in etwas ermäßigen.

Neben den eigentlichen Gliedern des großen Raths behielten oder bekamen ferner die Vierzig, die Erbetenen, und die meisten der in Thätigkeit stehenden oder abgegangenen Beamten, Zutritt zu demselben. Vor dem Abstimmen wurden die Gegenwärtigen Ordnungs halber allemal gezählt, und weniger als zweyhundert konnten keinen gesetzlichen Beschluß fassen [2]). Jeder Theilnehmer mußte wenigstens zwanzig Jahre alt seyn; jeder Beysitzer irgend einer Behörde mußte abtreten, wenn über Angelegenheiten seiner Verwandten berathen ward. Ueber die zu vergebenden Aemter stimmten im großen Rathe gewöhnlich nicht alle Mitglieder, sondern man erloosete erst vierzig Männer [3]), und dann aus diesen neun Wähler, von denen sich wenigstens sechs für eine Person vereinigen mußten.

Die Geistlichen bildeten, als solche, keinen Theil des großen Raths, doch waren sie nicht von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, und wurden besonders als Gesandte und Vermittler gebraucht [4]). Dem Haupte der venetianischen Geistlichkeit, dem Patriarchen von Grado, stand mit ähnlichen Ansprüchen der Patriarch von Aquileja gegenüber, welche Stellung man sehr geschickt benutzte, um den einen durch den andern in Zaum zu halten. Bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts investirte der Doge ungestört, und selbst nachher hielt man darauf, daß

---

1) *Marin.* V, 174.

2) *Le Bret.* I, 609. *Dandolo.* 369.

3) *Dandolo.* 388.

4) *Tentori.* V, 133. *le Bret.* I, 258, 350. Im Jahre 1201 ward der Patriarch von Aquileja Bürger von Venedig, und kaufte congruas possessiones. Mithin mochte der Erwerb von Grundstücken zur Gewinnung des Bürgerrechts nöthig seyn. *Dandolo.* 320.

keine Kirchenversammlung ohne Beystimmung der weltlichen Macht gehalten, keine Pfründe einem Fremden gegeben, oder ohne Beystimmung der Regierung in Besitz genommen werde, Geistliche und Volk wurden von den Bischofswahlen nicht ganz ausgeschlossen, und jene konnten eine Befreyung von den Bürgerpflichten nie in dem Maße durchsetzen, wie in manchen andern Ländern.

In dem Maße, als sich die Macht des venetianischen Adels mehrte, sank die Bedeutung der übrigen Inseln, und anstatt von daher Viele in den großen Rath aufzunehmen [1]), sandte man ihnen öfter, aus und durch den großen Rath erwählte obrigkeitliche Personen. Dasselbe geschah immerdar in Hinsicht der eigentlich abhängigen Orte; doch ergriff man, als sich die Besitzungen durch die Eroberung Konstantinopels so schnell und ungewöhnlich vergrößerten, kluge Maßregeln, welche nicht bloß den daselbst neu Angesiedelten, sondern auch den Unterworfenen einige staatsrechtliche Bedeutung ließen. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Behandlung von Kandia. Dahin sandte Venedig im Jahre 1211 eine Kolonie von Adeligen und Bürgerlichen, welche Besitzungen erhielten [2]), und dagegen die Entrichtung eines jährlichen Zinses und die Vertheidigung des Landes gegen auswärtige Feinde übernahmen. Die Zahl der zu haltenden Pferde, Reiter, Fußgänger und Rüstungen war genau vorgeschrieben, und jedem Ritter eine bestimmte Zahl der alten Einwohner zugewiesen. Ohne höhere Genehmigung war nur die Vererbung, nicht aber die Veräußerung der Lehen an Fremde erlaubt. Sowohl Edle als Bürgerliche durften Handel treiben, jedoch keine Verfügungen zum Nachtheil Venedigs treffen. Die Verfassung war ganz der venetianischen nachgebildet: der große, aus allen venetianischen und kretensischen Edeln gebildete Rath leitete die Geschäfte, und ernannte nicht bloß Venetianer, sondern auch Kretenser zu öffentlichen Aemtern. Nur die Wahl des kandianischen Doge, seiner beyden Räthe, und einiger höhern Befehlshaber hatte sich das Mutterland vorbehalten; so wie diesem überhaupt die obere Leitung des Ganzen verblieb.

Unter dem großen Dogen Heinrich Dandolo sammelte und ordnete man wahrscheinlich zum vierten Male die venetianischen Gesetze [3]); die fünfte Durchsicht und Vervollständigung erfolgte ums Jahr 1242 durch vier dazu besonders ernannte Män-

---

1) *Sandi.* II, 532. *Tentori* IV, 82.

2) *Sanuto* vite 540. in *Murat.* scriptor. Vol. XXII. Creta sacra autore *Flaminio Cornelio.* II, 226 — 246. *Marin* IV, 80. le *Bret.* I, 471.

3) *Tentori* II; 3. V, 296. *Dandolo* 353. *Foscarini* 6.

ner, unter dem Dogen Jakob Tiepolo. Ihre neue Sammlung ward von dem Doge, den Räthen und der Volksversammlung (publica concione) gebilligt. Das erste Buch handelte von Kirchen und Klöstern, von Verkauf, Zertheilung und Behandlung der geistlichen Güter; — woraus sich schließen läßt, daß die weltlichen Gerichte darauf noch Einfluß hatten. Das zweyte Buch enthielt die Gerichtsordnung und die Lehre von der Beweisführung. Das dritte handelte von Minderjährigen und Blödsinnigen, das vierte vom Erbrechte, das fünfte von Verbrechen und Strafen. Die letzten waren sehr streng, im Ganzen hatte man sich indessen an das römische Recht angeschlossen.

37. Verona. Verona, an einem Haupteingange aus Deutschland nach Italien belegen, war oft dem überwiegenden Einflusse der Deutschen ausgesetzt [1]); doch bildete sich im zwölften Jahrhundert das System der konsularischen Verwaltung aus, und schon im Jahre 1178 ist von einem fremden Podesta die Rede. Er ward jedesmal drey Monate vor dem Ende des laufenden Amtsjahrs von achtzig Männern gewählt, welche, wie es scheint, einen in allen wichtigen Dingen mitsprechenden Rath bildeten, und fast allein aus dem Adel genommen wurden [2]). Der Podesta versammelte diesen Rath, und man stimmte darin laut ab. Im Jahre 1225 erhielt der Podesta für sich, seine Diener, einen Kapellan und zwölf bewaffnete Soldaten, viertausend veronesische Liren [3]). Jede Hebung über diese Summe hinaus mußte doppelt ersetzt werden. Dreymal jährlich ließ der Podesta die Gesetze öffentlich vorlesen. Er wohnte in einem ihm eingeräumten Pallaste, und ein besonders angestellter Geistlicher verrichtete daselbst alle gottesdienstlichen Handlungen. Konsuln der Gerichte, Kämmerer, Schreiber u. s. w., wirkten in den schon oft erwähnten Geschäftskreisen.

Um das Volk zu gewinnen und unter dessen Namen bequemer zu herrschen, änderte Ezelin von Romano im Jahre 1227

---

[1]) Leider habe ich weder in Italien, noch in Deutschland Campagnolas Ausgabe der Veroneser Statuten von 1228 auftreiben können, und muß mich deßhalb mit dem Auszug begnügen, den *Carli*, Storia di *Verona*, II, 577 davon gibt. Siehe noch *Maffei Verona* illustrata, II, 42, und *Foscarini* della letteratura *Veneziana* 10. Ein Glossar zu jenen Statuten hat *Carlini* de pace *Constantiae*.

[2]) *Ricciard.* vita, S. 125.

[3]) *Argelatus* de monetis *Italiae*. II, 65, berechnet diese Summe auf siebentausend sechs und neunzig venetianische Dukaten des achtzehnten Jahrhunderts.

die Verfassung in sehr wichtigen Punkten [1]). Bisher hatte man nämlich alle Jahre eine Liste derer angefertigt, welche öffentliche Aemter erhalten könnten. Um auf diese Liste zu kommen, war erforderlich: entweder eine jährliche Einnahme von tausend veronesischen Liren, oder der Besitz einer vollständigen Waffenrüstung, oder die Herkunft von angesehenen, adeligen, um die Stadt verdienten Männern. Ob man nun gleich die Bedingungen der Aufnahme in die Liste oder Matrikel nicht immer auf das genaueste mag berücksichtigt haben, so standen sie doch im Allgemeinen fest, gaben dem Ganzen eine aristokratische Richtung, und schlossen das geringere Volk aus. Nur Personen, welche auf der Matrikel standen, erhielten Zutritt zu dem engern Rath der achtzig. Ezelin nun erweiterte diese Zahl auf fünfhundert, und nannte jeden aus dem Volke eintrittsfähig. Darüber entstand große Freude; aber er wußte sich auf andere Weise den größten Einfluß bey Besetzung der Stellen und bey Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen. Zuförderst durch Bildung eines ganz neuen engern Raths von nur sechzehn Personen. Jedes der fünf Stadtviertel wählte nämlich drey Männer, welche ehelich geboren, wenigstens dreyßig Jahre alt, und zwanzig Jahre in Verona ansäßig seyn mußten. Sie hießen Weise, bekleideten ihr Amt ein Jahr lang, und konnten nach zwey Jahren wieder gewählt werden. Die Schlüssel der Stadt und das Stadtsiegel wurden ihrer Verwahrung übergeben. An ihrer Spitze stand, als der Sechzehnte ein gleichfalls erwählter Rechtsgelehrter. In den ersten vierzehn Tagen nach Antritt seines Amtes, berief der Podesta (gewöhnlich Ezelin selbst, oder ein ihm durchaus Ergebener) die Sechzehn, und bestätigte mit ihnen den jetzt größern Rath der Fünfhundert, oder setzte nach Belieben andere, jedoch nur gibellinisch gesinnte Männer hinein. Er, mit den Sechzehn, entschied ferner, ob und was an den Rath der Fünfhundert, zur Bestätigung oder Verwerfung gebracht werden solle. Alle Aemter, welche mit Gehalt verbunden waren, besetzte man durch das Loos; dadurch aber übte der Podesta auch hier einen entscheidenden Einfluß, daß er die Liste der Tauglichen machte, ihre Namen auf Zettel schrieb, und die Loosung selbst leitete. Der Podesta ließ ferner Nachweisungen über alle Steuern und Lasten, er ließ Verzeichnisse der Kriegspflichtigen anlegen. Die Reichern mußten als Anführer, die Geringern als Soldaten eintreten; doch wech-

[1]) *Carli.* III, 306—314. *Moscardo* storia di *Verona.* 180 *Zagata* cronica di *Verona.* 16—33. Zum Jahre 1227 wird ein podesta de *Mercadanti* erwähnt. *Verci* Ecelini, III. Urk. 108. und zu 1227.

selte der Dienst gewöhnlich von Monat zu Monat. Nur der Podesta und die Anziane sollten von dieser Pflicht, und nur aus erheblichen Gründen befreyen dürfen. Endlich ernannte Ezelin, zur Prüfung aller bisherigen ihm theilweise sehr unangenehmen Gesetze, einen Ausschuß von zwölf Männern. Ueber deren Vorschläge sollte nachher im Rath der Fünfhundert abgestimmt werden, und das Angenommene Gesetzeskraft erhalten. Wenn auch Ezelin sich nicht später über alle und jede Formen hinweggesetzt, und mit furchtbarer Grausamkeit geherrscht hätte, so würde das Volk dennoch bald von seiner ersten Täuschung zurückgekommen seyn und eingesehen haben, daß Jedem zwar dem Scheine nach ein großer Anspruch gegeben sey, das echte, eigenthümliche Recht dagegen vernichtet, und Alles von der versteckteren oder offenbaren Willkür eines Menschen abhängig geworden war.

38. Vicenza. Im Jahr 1175 erwählte die Volksversammlung alle vier Monate die Konsuln und vier Anziane [1]), welche jedoch nichts ohne jene vornehmen durften. In jener, auch über Krieg und Frieden beschließenden Volksversammlung hatte, wie es scheint, für jedes Haus ein Mann Zutritt, er mochte Handwerker seyn oder nicht. Außerdem findet sich ein engerer Rath von vierhundert, und ein von demselben erwählter Ausschuß von vierzig Personen, welche die Statuten verbessern, und die Aemter nach Mehrheit der Stimmen vergeben durften. Im Jahre 1198 ward Wilhelm Bonapace Podesta von Vicenza [2]), und 1229 standen ihm drey Räthe (di credenza) und zwey Syndici zur Seite. Im Jahre 1266 verfuhr man bey der Wahl des Podesta auf folgende Weise [3]). Für jedes Stadtviertel wurden durch den großen Rath zehn, im Ganzen also vierzig Männer erlooset, welche drey Personen, jedoch nicht aus ihrer Mitte, vorschlagen mußten. Vereinigten sie sich aber nicht, ehe zwey Lichter niederbrannten, die im Augenblicke der beginnenden Berathung angesteckt wurden, so verloren sie nicht allein ihre Wahlrechte, sondern jeder zahlte außerdem hundert Schillinge Strafe. Hierauf wiederholte man dasselbe Verfahren, bis die Wähler wirklich drey Personen vorschlugen, aus denen der Podesta erlooset ward.

39. Vigevano. Vigevano hatte zur Zeit Kaiser

---

[1]) Auch 1262 finden sich Anziane. *Verci* Ecelini III. Urk. 171. *Pagliarini* croniche di *Vicenza*. 19—22 erzählt dies alles (ob mit Recht?) zu 1175.

[2]) *Pagliarini*. 30, 37.

[3]) *Gennari* annali di *Padova*, zu 1266. Einiges ist undeutlich, und ungewiß, ob man immer so verfuhr.

Heinrichs IV. zwey Konsuln [1]), drey Volkstribunen, einen Richter über die Lebensmittel, einen Rath von sechzig Personen, welchen das Volk erwählte, und einen engern Rath der sogenannten Weisen. Die Statuten des Orts wurden ums Jahr 1225 gesammelt.

40. Volterra. In Volterra finden wir in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts einen großen und kleinen Rath, einen Kämmerer, Konsuln der Kaufleute und der Rechtspflege, und einen jährlich mit drey hundert fünf und sechzig Pfund besoldeten Podesta [2]). Dieser ernannte im Jahre 1217 mit Zustimmung der Räthe und der Konsuln einen Notar, zum Syndikus bey Führung eines Streites mit dem Bischofe [3]). Von dem Gerichte der Konsuln appellirte man öfter an das kaiserliche Gericht oder den kaiserlichen Statthalter [4]); ja die Stadt selbst wies ihren Anwalt zu diesem Verfahren an, als ihre eigene Gerichtsbehörde gegen sie gesprochen hatte. Im Jahre 1238 befahl der kaiserliche Bevollmächtigte, Gerhard von Arnest [5]), daß sich der Bischof und der Podesta von Volterra nicht befehden, sondern den höhern Ausspruch abwarten sollten. Im Jahre 1245 schwor Volterra dem Kaiser Friedrich II. und dem König Konrad Treue [6]), nach deren Tode gerieth es aber in Abhängigkeit von Florenz, und ließ sich folgende Vorschriften gefallen: Der Podesta erhält vierhundert, der Richter hundert und funfzig Pfund Gehalt, und jener urtheilt über Vergehen ohne weitere Berufung [7]). Neben dem Podesta steht der Volkshauptmann; beyde sollen sich aber vertragen, die Gesetze befolgen, und streitige Fälle den Florentinern zur Entscheidung vorlegen. Frühere Bestimmungen, vermöge welcher der Volkshauptmann seine Rechte zu weit ausgedehnt hat, werden aufgehoben. Der Podesta und der Volkshauptmann besetzen die Aemter nach Befragung der Alten des Landes; sind sie uneinig, so thut wiederum Florenz den Ausspruch [8]). — Lange mag aber diese Einrich-

---

[1]) Dieß erzählt *Biffignandi Buccella* memorie di *Vigevano* 45, 69, nach *Ingramo* de' *Curti*, einem Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts.

[2]) Codice diplomatico di *Volterra*. Mscr. nell' Archivio diplomatico di *Firenze*. Urk. 370 von 1235, 458 von 1238, 487 von 1242.

[3]) Ebendas. Urk. 157, 159.

[4]) Urk. 525, 537 und *Camici* zu 1245. Urk. XVII, p. 74.

[5]) Urk. 456.

[6]) Urk. 528.

[7]) Urk. von 1254.

[8]) Ganz in ähnlichen Abhängigkeitsverhältnissen standen geringere Orte zu Volterra, und man erkennt eine Art von städtischem Lehenssystem.

tung nicht unverändert fortgedauert haben; dahin deutet wenigstens der Umstand, daß im Jahre 1262 der vom Volke erwählte Hauptmann zugleich Appellationsrichter war [1]), und ein Appellationsgericht erwähnt wird, welches Aussprüche des Podesta bestätigte, und ihn also wahrscheinlich dem Hauptmann unterordnete.

III. Uebersicht und Schlußbetrachtungen. Wenn wir dasjenige, was aus der Darstellung der Einrichtungen in den einzelnen Städten hervorgeht, mit demjenigen vergleichen, was wir oben im Allgemeinen über die erste Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts beybrachten; so finden wir, daß seit dem Tode Kaiser Friedrichs II. bis zum Untergang der Hohenstaufen mehrere wichtige Veränderungen eintraten [2]).

Der jährliche Wechsel des Podesta war sehr oft mit Parteyungen bey der Wahl, oder mit Abänderungen der Verwaltungsweise verbunden. Die von verschiedenen Ansichten ausgehenden, aller Haltungspunkte in der Gemeine selbst ermangelnden, Fremden konnten die Ordnung weder erhalten, noch herstellen; auch ließ sich dies Regierungssystem zuletzt nur in sofern entschuldigen, als man eben annahm, die innere Einigkeit und Ordnung fehle: — wo diese irgend vorhanden sind, regieren Einheimische (wie auch die alten Freystaaten beweisen) allemal am verständigsten und richtigsten. Auch war das Gleichartige unter den italienischen Städten keineswegs so überwiegend, daß man den Bürger einer andern Stadt ganz als Einheimischen betrachten durfte; vielmehr wurden die Abweichungen und Entgegensetzungen in der größten Nähe mit unglaublicher Härte und Beharrlichkeit fest gehalten. — Deßhalb dauerte das, seit dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts beobachtete System fremder Podesta zwar im Allgemeinen noch fort; es nahm indessen eine andere Wendung;

a) als man diese Würde ausnahmsweise auch Eingebornen anvertraute [3]);

b) als ein Mann zu gleicher Zeit Podesta in mehreren Städten ward, sich jedoch nur in einer regelmäßig aufhielt, und in die andern Stellvertreter sandte [4]);

---

[1]) Giudice degli appelli. Urk. 803, 806, von 1262.

[2]) Von 1250 bis 1268.

[3]) So 1249 in Perugia, 1270 in Gemona. *Pellini.* I, 347; *Liruti* notizie di *Gemona.* 69. Auch in Bologna geschah es zwey Mal. *Savioli.* II, 1, zu 1186.

[4]) Dies thaten z. B. Palavicini von Vicenza, und Martin della Torre. Der Letzte war Podesta von Mailand, Como, Lodi, Novara u. s. w. *Placentin.* chron. mscr. in der königlichen Bibliothek zu Neapel. *Rovelli.* II, 241.

c) als man die Würde des Podesta nicht bloß für ein Jahr, sondern später auf mehrere Jahre, ja auf Lebenszeit verlieh [1];

d) weil jede Partey bisweilen einen eigenen Podesta wählte [2], die sich dann selten einigten, mehrere Male gleichzeitig abdankten, am häufigsten sich befehdeten. Anfangs galt indessen diese doppelte Regierung für einen gesetzwidrigen zu vertilgenden Uebelstand, nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts ward aber, wie wir sahen:

e) eine Grundspaltung in so vielen Städten gesetzlich. Der Podesta stand an der Spitze des einen, der Volkshauptmann an der Spitze des andern Theiles der Einwohner; und nicht bloß in der höchsten Stelle finden wir dies Doppelte, sondern an jene Häupter schließen sich getrennte Reihen von Beamten, es schließt sich eine doppelte Gesetzgebung und Verwaltung an: jede, wo nicht mit unbedingten, doch immerdar mit unbegnügten Ansprüchen. Nirgends war eine höhere Vermittelung gegeben, eine gesetzliche Ausgleichung oder Entscheidung nachgewiesen, und was angeblich der Freyheit Schutz geben sollte, versetzte den Krieg in die Ringmauern der Stadt, und machte Unordnung und Aufruhr fast unvermeidlich!

Ueberall erblicken wir eine unglaubliche Parteywuth, ohne innern Grund und genügende Ursachen. Denn die, welche sich Guelfen und Gibellinen nannten (und nicht einmal den Ursprung dieser Namen wußten) [3], waren keineswegs für die Ideen der Kirche oder des Kaiserthums begeistert, ja nicht einmal den einzelnen Päpsten oder Kaisern getreu; sondern die Häupter bedurften einer Partey, und die Parteyen eines Anführers, und alle ergriffen, unbekümmert um Sinn und Inhalt, jene Namen, als ließen sich ihre gehäßigen Leidenschaften damit genügend verdecken, ja rechtfertigen! — Auch die neben dem Kaiserthum und

[1]) Siehe z. B. für Ferrara. *Murat.* antiq. Esseus. I, 389; II, 25.

[2]) Zwey Podesta in Ravenna. *Fantuzzi.* IV, S. 15. Statuten Nro. 12 — 1212 und 1239 zwey in Bologna. *Savioli* zu diesen Jahren und *Ghirardacci* I, 160. — 1223 zwey in Lodi. Discorsi di defendente *Lodi.* — 1254 mehrere in Modena. *Murat.* antiq, *Ital.* IV, 663.

[3]) Fuerunt namque duo fratres de *Thuscia* nobiles, quorum unus est dictus *Gibellinus*, qui secutus est imperatorem, et alius *Guelfus*, qui secutus est ecclesiam. *Dandolo* 344. — Der Name entstand laut *Malespini* 104 nach den Schlössern zweyer sich in Deutschland befehdenden Baronen. Die Descriptio victoriae *Caroli* I. super *Manfredum* in *Duchesne* scriptor. V, 829 erklärt *Gibellini* für *Gibbiferi*, und von dem Worte *Guelf* bedeute *Gue*, *Guerra*, das L bedeute *Leo*, das F fortis.

der Kirche sich hinziehende zweyte große Sonderung des Adels und des Volks stand mit jener ersten in einem sichern, unwandelbaren Zusammenhange: so war z. B. zur Zeit Kaiser Friedrichs II. in Mailand das Volk guelfisch, und der Adel gibellinisch, und umgekehrt in Piacenza der Adel guelfisch, und das Volk gibellinisch [1]. In Alessandria drückten die reichern Guelfen aus den Bürgern das ärmere Volk, worauf ein Theil des letztern zum Adel und den Gibellinen übertrat, und sich (jene verspottend und verachtend) adelig nannte [2].

Und die Parteyungen zwischen Guelfen und Gibellinen erstreckten sich nicht bloß auf Landschaft gegen Landschaft, oder auf Stadt gegen Stadt; sondern auch auf das Innere der Städte, ja der einzelnen Familien, so daß Aeltern und Kinder, Brüder und Brüder, mit wilder Grausamkeit und frecher Habsucht gegen einander auftraten. Jegliches, auch das Kleinste und Unbedeutendste, ward Zeichen und Mittel der Parteyung [3]: so die Farbe und der Schnitt der Kleidung, die Art, wie man ging, grüßte, aß, das Tischtuch legte, das Brot schnitt u. s. w.!! Fast keine Stadt blieb von den zerstörenden Folgen dieser schrecklichsten aller geistigen Krankheiten frey [4]: Verona verbrannte z. B. im Jahre 1172 fast ganz bey Gelegenheit einer solchen innern Fehde, und in Bologna errichtete man eine besondere Behörde, um alle in der Regel zu Blutvergießen führenden Streitigkeiten beyzulegen [5]. Dieß konnte aber die Fehden der Gieramei und Lambertazzi nicht verhindern, wobey sehr viele ums Leben kamen, an zwölftausend verbannt, ihre Güter eingezogen, und ihre Häuser niedergerissen wurden. Eben so arg verfuhr man in Florenz. Die Zahl der im Jahre 1260 von den Gibellinen zerstörten Häuser [6], und die Größe des dadurch, zu Folge genauer Abschätzungen, angerichteten Schadens, geht ins Unglaubliche. Acht Jahre nachher verfuhren die siegenden Guelfen, aus Rache und um sich zu entschädigen, ganz auf dieselbe Weise, und mehrere Tausende ihrer Gegner mußten nunmehr Güter und Vaterland meiden. — Und so wie der Parteygeist einerseits bis

---

1) *Sismondi.* III, 136.

2) *Moriondus.* II, 726.

3) *Ghirardacci.* I, 146 zu 1227,

4) *Zagata.* 8.

5) *Ghirardacci.* I, 209. *Sismondi.* III, 445.

6) Siehe *Lami* Memorab. I, 493, und den dicken handschriftlichen Folianten in der Bibliotheca *Riccardiana* zu Florenz, welcher den Titel *Guelfi* e *Gibellini* führt, und nichts als Namen der Vertriebenen und Abschätzungen des Schadens enthält.

[illegible] bis zur Uibermheit. [illegible] den neuen [illegible] er wußte ihn [illegible] dem Erben [illegible] wurde, sondern, [illegible]

[illegible] die aus [illegible] auf, und gab [illegible] Satzungen; [illegible] der Menschen, mit [illegible] derselben wurde in [illegible] Unbilden folge- [illegible] Streitig- [illegible] Städten beriegen soll- [illegible] verschwanden nur [illegible] Formen wurden [illegible] wirklich ein- [illegible] wohl aber die Bes- [illegible] die Letzteren (wie [illegible] des Friedens dazu [illegible] zu erlegen, [illegible] — Eine [illegible] die Städte [illegible] Verona und Pia- [illegible] der Gefangenen auf [illegible] nachdem er sich zum [illegible] strafbar; im [illegible] Gefangenen können sich [illegible] Waffen und [illegible] der Schildträger bußt [illegible] der Bogen- [illegible] Nur die Be- [illegible] dem Ritter bis zur [illegible] dem Fuß- [illegible] gesund, mit [illegible] Verfehrungen versehen

---

[illegible] lombardische

[illegible] 405.

[illegible] zu bekommen.

seyn; kein Gefangener soll Mangel leiden an Essen, Trinken und Kleidern. Sorgen die Obrigkeiten nicht für Befolgung dieser Grundsätze, so leisten die Gemeinen, der beleidigten oder verkürzten Stadt, angemessene Schadloshaltung. — Leider wurden aber diese Vorschriften nur von Wenigen und nur auf kurze Zeit angenommen; in der Regel verfuhr man willkürlich und grausam.

Fassen wir jetzo nochmals die Gründe zusammen, welche verhinderten, daß die italienischen Städte in staatsrechtlicher Hinsicht kein höheres Ziel erreichten.

1. Sie hatten nach antiker Weise nur eine Stadtpolitik. Wenn aber diese untergeordnete vereinzelnde Weise, nicht einmal in der alten Welt ausreichte, wie viel weniger in der neuen, wo so viele Ideen, Verhältnisse und Verknüpfungen entstanden und gegeben waren, von denen man nicht absehn sollte und deren Zurücksetzung die übelsten Folgen haben mußte.

2. Der Haß der Gemeinen gegen die Kaiser war keineswegs ohne allen Grund; aber er ging viel zu weit und ließ irrig verkennen, daß ein höherer vereinigender Mittelpunkt nöthig und für die Freyheit viel heilsamer sey, als eine gleichartige haltungslose Uebereinanderstellung der einzelnen Städte*). Auch begannen jedesmal mit dem Verschwinden des kaiserlichen Einflusses die verderblichern Kriege zwischen Stammgenossen und Bürgern. Dante und Petrarka, die größten Männer ihrer Zeit, erkannten das Uebel, aber ihre Wünsche kamen zu spät: das Kaiserthum konnte die alte Bedeutung nicht wieder erlangen, und einer echten Bildung deutsch-italienischen Staatsrechts traten tausend Hindernisse entgegen. Wie sehr fühlten die Italiener im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert den Druck eines auswärtigen weltlichen, die Deutschen im sechzehnten den Druck eines auswärtigen geistlichen Herrschers; und gleichwohl ließ sich im ersten Fall eine Kaiserwahl, im zweyten eine Papstwahl durch Deutsche und Italiener, es ließ sich eine lebendige, örtlich eigenthümliche, und wiederum haltbar gemeinsame und verknü-

---

*) Die italienischen Städte, sagt ein trefflicher Geschichtschreiber, wurden bald inne, wie viel leichter es sey, sich eines Herrn zu entledigen, als eine ordnungsvolle Freyheit in ihren Mauern zu begründen; sie mochten bald einsehn, daß die Begeisterung zwar Hindernisse plötzlich umstoßen, daß aber der Verstand nur mühsam eine neue Ordnung einführen könne. Sartorius Geschichte der Hanse. I, 22. Barbaricae faecis retinent vestigia: quod cum legibus se vivere glorientur, legibus non obsequuntur. *Otto Frising.* vita. II. c. 13.

pfende Gesetzgebung, so äußerst schwer ersinnen, und noch schwerer ausführen.

3. Gegen das Uebermaß kaiserlicher und anderer Gewalt schützten die Städtebünde sehr ungenügend: denn sie waren der Form nach äußerst mangelhaft, und in Verhältnissen, wo Jeder seine Ansprüche über seine Macht hinaus ausdehnen, keiner sie um der Rechte eines Schwächern willen beschränken wollte, da mußte statt der Herrschaft eines Königs, die nicht mildere Herrschaft einzelner Städte entstehn.

4. Eben so wenig, als die Idee des Kaiserthums, fand die der christlichen Kirche in den italienischen Städten recht lebendigen, mildversöhnenden Eingang: — was blieb aber nach Wegwerfung dieser beyden großen Gedanken, dieser wirksamen Hebel noch übrig, als die verkehrte, unausführbare Träumerey von einem neuen heidnischen Rom, als jene nochmals zur Ausführung gebrachte antike Stadtpolitik *)? Und obenein steht die Nachahmung sehr hinter dem Urbilde zurück, weil sie, wie gesagt, das verschmähte, was den Alten nie dargeboten ward, und sich in den freywillig erwählten Bahnen ungeschickter bewegte. Man gedenke z. B. an jene Zerfällung so vieler Städte in zwey völlig getrennte feindliche Hälften, man vergleiche den Ostracismus der Athenäer und die einzelnen Verweisungen in der bessern römischen Zeit, mit der Raserey allgemeiner Verbannungen und Gütereinziehungen, dem allgemeinen Niederreißen und Niederbrennen, dem gänzlichen Umsturz aller persönlichen und sachlichen Verhältnisse; — Alles angeblich um die Freyheit zu gewinnen und zu erhalten!

5. Nicht minder mangelhaft war das Verhältniß der Stände. Die Geistlichkeit schied fast überall aus dem bürgerlichen Verbande ganz aus, und machte eben deßhalb entweder übertriebene Ansprüche, oder sie fand gar kein Gehör: beydes führte zu Einseitigkeiten und Mißbräuchen. Unter dem Adel bildete sich das Lehnswesen und Ritterthum keineswegs so vollständig aus, wie in einigen mehr germanischen Reichen; und eben so wenig wirkte er (auf seinen Gütern lebend) als ein Ackerbau treibender, das niedere Volk leitender und veredelnder Stand. Vielmehr gerieth er in Abhängigkeit von den Städten und wohnte in den Städten, ohne jedoch die Bedeutung des sich entwickelnden Bürgerstandes

*) Auch Machiavelli kennt, trotz seines bewundernswürdigen Verstandes, nur eine altheidnische Politik ohne alle christliche Verklärung. Hier liegt, wie Friedrich Schlegel (Vorlesungen über die Literatur, II, 31) so höchst richtig bemerkt, die Wurzel aller seiner Mängel, und nicht da, wo sie so oft irrig gesucht ward.

zu begreifen, oder dessen Rechte willig anzuerkennen. Umgekehrt meinten die Bürger sehr irrig, sie würden durch Vernichtung aller Erb- und Geburtsrechte, durch Austilgung aller Verschiedenheiten, oder durch Verwandlung derselben in ein Gleichartiges, — auf eine höhere Stufe der geselligen Vollkommenheit gelangen! — So kam man in den meisten Städten zu einer bloßen Bürgerdemokratie, die in ihrer Art nichts Besseres war, als die polnische Adelsdemokratie. In beyden Fällen ist eine Gleichheit erreicht auf Unkosten des von Natur sich Sondernden und Gestaltenden, und von dem Augenblicke an, wo es keine eigenthümlichen Rechte mehr gab, wurden gar keine Rechte mehr geachtet *). — Dasselbe geschah in Rom und Athen zu den Zeiten ihrer Ausartung; welche alles gleichförmig ertödtende Ausartung, falschen Theorien gemäß, auch wohl noch jetzt, trotz aller alten und neuen Erfahrungen, für die höchste Vollkommenheit ausgegeben wird.

6. Damit steht in untrennlicher Verbindung, daß die Formen fast aller italienischen Städteverfassungen, trotz ihrer Mannigfaltigkeit, zuletzt nur nach dem dürftigen Schema eingerichtet waren, was auch in unsern Tagen so ungebührlichen Beyfall fand: nämlich nach der Zahl, und blos nach der Zahl. Die Räthe, sie mochten nun tausend, oder hundert, oder zehn Beysitzer haben, blieben immer nur Ausschüsse des Gleichartigen, arithmetische Ziffern, nicht organische Potenzen. Und in der Art, diese Behörden zu wählen, zu wechseln, zu sondern und zu verbinden, zeigte sich nicht einmal so viel Eigenthümliches und Entgegengesetztes, als etwa in der athenischen Volksversammlung, dem Rathe der Fünfhundert und dem Areopagus: wie viel weniger waren die oben erwähnten, von der Zeit dargebotenen, ständischen und selbstständigen Gliederungen benutzt und in Thätigkeit gesetzt.

Auf gewisse Weise sollten freylich die Anziane Stellvertreter des Volkes seyn: allein, erstens, wuchs ihr Einfluß oft so sehr, daß alle Gegengewichte und jede Theilnahme der übrigen Stände erdrückt wurde; zweytens, dauerte gewöhnlich die unmittelbare Einwirkung des ganzen Volkes auf öffentliche Angelegenheiten sammt allen damit nothwendig verbundenen Uebeln fort, und in solcher Ausdehnung fort, daß die Anziane ohne Vollmacht und ausdrückliche Beystimmung der Bürger, nur selten, und nicht ohne Besorgniß vor der Verantwortlichkeit vorschritten.

7. Daß die Trennung der Gesetzgebung von der Verwaltung nicht so streng und unbedingt war, als man in den neuesten Zei-

*) Ja, was früher als Vorrecht galt, ward wohl im Uebermuthe zu Spott und Strafe aufgelegt: so trug man später in Pistoja zur Strafe Bürger in die Adelsliste ein. *Sismondi.* IV, 100.

ten wohl verlangte, dürfte weit eher ein Lob als ein Tadel seyn; allerdings aber hätte eine größere Bestimmtheit der Wirkungskreise manchem Streit und mancher Verwirrung vorgebeugt. — Die Fragen über das, was wir Initiative und Veto zu nennen pflegen, wurden allerdings in den italienischen Städten berührt (denn sie lassen sich nirgends ganz umgehen); aber sie wurden selten besonnen und gesetzlich gelöset, sie führten nicht zu tiefsinnigeren Einrichtungen und Wechselbürgschaften der Rechte. Hätten die einzelnen Ausschüsse, oder vielmehr die organischen Bestandtheile des Staats, hemmend eintreten können im Fall man ihre eigenthümlichen Rechte verletzte, nie würde das Ganze in so willkürlichen Sturz gerathen oder zerfallen seyn, sondern sich auf dem Wege des Rechts und des Vertrages, vollständiger und preiswürdiger entwickelt haben.

8. So wie Adel und Bürgerschaft ihre richtige Wechselstellung nicht fanden, so fand man auch nicht das richtige Verhältniß zu dem Bauerstande. Dieser verschwand nämlich aus den in unserer Darstellung angegebenen Gründen fast gänzlich; das so natürliche, für die einfache Entwickelung jedes Volkes höchst wichtige Dorfleben hörte auf, und eine Erneuung der Stadtbewohner aus den Landbewohnern ward unmöglich [1]).

9. Man hat behauptet: der Untergang der Städte sey hauptsächlich dadurch herbeygeführt worden, daß der Adel alles Grundeigenthum und durch seine Reiterey immerdar überwiegende Kriegsmacht besessen habe [2]). Wir entgegnen

a) der Adel besaß nie alles Grundeigenthum, und entschied die Streitigkeiten nie durch etwaniges Vorenthalten von Lebensmitteln;

b) nirgends zeigt sich im dreyzehnten Jahrhundert der Ritterdienst wichtiger als im zwölften; nirgends steht beharrlich und mit stätem Vortheil die Reiterey auf dieser oder jener Seite, sondern der Untergang ward durch die schon angegebenen Gründe, und endlich

10. dadurch herbeygeführt; daß nach dem Besiegen des Adels, und dem Abweisen alles ständischen, kaiserlichen und kirchlichen Einflusses, aus dem bloßen Bürgerthum nothwendig Demagogen hervorwachsen, daß diese sich (trotz allen Scheins der Gleichheit) nothwen-

---

1) Umständlicheres in meiner Herbstreise nach Venedig. I, 252. Man vergleiche Italien, Polen und Deutschland.

2) Sismondis Behauptungen im XXVten Kapitel seines Werkes sind zum Theil nicht genügend erwiesen, und bedürfen näherer Bestimmungen.

dig in übermächtige Alleinherrscher verwandeln mußten [1]).

Und fast könnte man den Städten Glück wünschen, daß sie, nach so entsetzlichen Kämpfen, unter dem mächtigen Schutze eines aus ihrer Mitte hervorgewachsenen einheimischen Herrn ruhen und fortleben sollten; allein es kamen mehrere Gründe zusammen, welche diesen, gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts so häufig eintretenden Wechsel minder vortheilhaft machten: der republikanische Geist war nämlich schon erloschen, ehe die Alleinherrscher obsiegten; ferner wurzelten diese, ohne Bezug auf ein Erbrecht oder gesetzliches Vorrecht, fast blos in der Gewalt, und glaubten sich gegen manche Beseitigte und Unterdrückte nur durch Gewalt erhalten zu können; endlich warf man, nach anfänglich zu großer Verehrung, nunmehr alle Körperschaften, Behörden, kurz alle förmlichen Schutzmittel gegen Uebermacht und Willkür, plötzlich ganz zur Seite; und anstatt das Vorgefundene weiter auszubilden, anstatt das Republikanische mit dem Monarchischen heilsam und geistreich zu verbinden, sehen wir ganz eigentliche Tyrannen entstehen, welche an den früher Uebermüthigen, in den Freveln Ermatteten, ein nur zu hartes Gericht üben. — Und diejenigen Städte, welche, wie Florenz, ihre republikanisch-demokratische Verfassung länger erhielten, haben zwar eine mannigfaltigere anziehendere Geschichte; aber wie viel fehlte auch hier an einem geordneten Glück, an einer echten Tugend!

Auf durchaus eigenthümlicher Stelle, von allen andern italienischen Städten abgesondert, steht Venedig da, einzig in seiner Art! In Kunst und Wissenschaft keineswegs zurückbleibend, an Reichthum, Macht und Kühnheit alle übertreffend, und dabey (mit ganz einzelnen Ausnahmen) Jahrhunderte lang ein anerkanntes Muster der Klugheit, der Vaterlandsliebe, der innern Ordnung, des Gehorsams und der Besonnenheit [2]). Aller-

[1]) Aehnliches geschah im alten Rom. Wo nur der Adel herrschte, war die Gefahr in der Regel eben so nahe, als wo nur das Volk herrschte; und ob der Tyrann aus einer adeligen oder bürgerlichen Familie, ein Sylla oder Marius war, gilt ganz gleich.

[2]) Urbs opulenta nimis. *Günther* Ligur. II, 104. — Veneti viri astuti, et donis sapientiae ac prudentiae, prae cunctis populis *Italiae* praedotati. *Monach. Patav.* 706. — Felix namque Venetiarum Commune: cum cives illi in agendis suis omnibus adeo ad communitatem respiciant, ut Venetiarum nomen jam habeant quasi numen, et jam fere jurent per Venetiarum reverentiam et honorem. *Rolandin. Patav.* II, 11. Aus *Cinnamus.* VI, 10. spricht wohl mehr Neid und Haß, als Unkenntniß.

dings lag in dem Obsiegen der Vornehmen, und dem Schließen dieser Adelsgenossenschaft eine Einseitigkeit [1]: aber mit welcher unvergleichlichen Kunst war Alles verknüpft und ineinandergreifend, wie klug richtete sich alle Aufsicht und Strenge der Zehn, und später der Staatsinquisition, fast nur gegen den Adel und die Regierenden [2]; während man dem Volke alle bürgerlichen Rechte sicherte, und ihm in seinen Kreisen so viel mehr Freyheit und Genüsse ließ, als den Adeligen, daß es darum Jahrhunderte lang einen genügenden Ersatz für das Entfernen von öffentlichen Rechten sah, welche mit so manchen Lasten und Beschränkungen untrennlich verbunden erschienen. — Beweglicher, vielleicht nach einzelnen Richtungen hin größer, wäre Venedig wohl geworden, wenn das ganze Volk eine bedeutendere Einwirkung behalten hätte, aber gewiß nicht so dauernd, verständig und Maß haltend. Nie nahm es einen fremden Podesta, sondern vertraute mit Recht seinen eigenen Bürgern; nie spaltete es sich so nachtheilig in zwey Hälften, wie Mailand, Bologna, Florenz und andere Städte. Mit unwandelbarer Festigkeit hielt es die Parteyen der Guelfen und Gibellinen von sich ab, und anstatt unter diesen Bezeichnungen Mitbürger zu verfolgen und zu verweisen, nahm es vielmehr Vertriebene beyder Arten gleich milde auf, ertheilte ihnen das Bürgerrecht, und stärkte sich so durch die Mißgriffe und Leidenschaften der Uebrigen [3].

Welche Jugendkraft, welche Thätigkeit, welche Begeisterung, welch glückliches Zusammentreffen von Umständen war erforderlich, damit die italienischen Städte im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, trotz aller dieser Hindernisse, Leidenschaften, Frevel, Kriege und Zerstörungen [4], fast ohne Ausnahme in Hinsicht auf Größe, Zahl der Bewohner, Macht und Bildung so gewaltig emporsteigen, oder ganz neu entstehen konnten [5].

---

[1]) Auch das Monarchische war durch die Beschränkungen des Doge fast zu sehr zurückgedrängt: wenn man aber nach solchen Einwürfen umgestaltete, so verschwände das durchaus eigenthümliche Venedig.

[2]) Mit der Religion hatte diese Inquisition Nichts zu schaffen, und war überhaupt nicht so thöricht und schlecht, als man (durch den bloßen Namen verführt) wohl glaubt.

[3]) *Marin.* V, *Foscarini.* 34.

[4]) Beweise hat gesammelt *Murat.* Antiq. Ital. II. Diss. 21, S. 184.

[5]) So wurden allein in Piemont (nicht dem lebendigsten Theile des Landes) während jener Zeit angelegt: *Alessandria*, *Nizza della Paglia*, *Mondovi*, *Coni*, *Fossano*, *Cherasco*, *Carmagnola*, *Dronero*, *Moncarlier*, *Villefranche*, *Villeneuve d'Asti*, *S. Damiano*, *Trino*, *Crescentino*. *Costa* de *Beauregard.* 70—72.

Und neben den eigentlich politischen Zwecken, verfolgte und erreichte man unzählige andere. Palläste und Kirchen, Kanäle und Brücken wurden angelegt, die Kunst und Wissenschaft ergriff neues Leben [1]); und wie viel von dem damals auf höchst eigenthümliche Weise Angeregten und Entwickelten ist nicht untergegangen! Nie wäre dieß möglich gewesen, wenn statt der unzähligen örtlichen und persönlichen Triebfedern, eine einzige, von einer Hand vorgeschriebene Richtung obgesiegt, und zu bestimmtem Gehorsam eingezwängt hätte. — Anderer Seits: wie sehr müssen wir bedauern, daß neben so Preiswürdigem, so viel Verwerfliches empor wuchs, daß der Tod durch Ausartung sich schon in dem Augenblicke des Entstehens mit so furchtbarer Gewißheit ankündigte, daß der Konstanzer Friede nur wie ein Blitz erleuchtet, und nachher desto dunklere Nacht eintrat, daß zu der Kraft sich fast nirgends die Sitte gesellte, und der lebendigste Wechsel und die rastloseste Thätigkeit, nicht durch Grundsätze und Maß und Besonnenheit, echte Würde und Dauer gewann [2])!

Welche Vorzüge man also den italienischen Städten auch in den oben angeführten Rücksichten beylegen mag, in den deutschen Städten finden wir mehr Sitte, Zucht, Ordnung, Eintracht, und bey weniger politischen Umtrieben, doch mehr echte Staatsweisheit [3]). Es war höchst vortheilhaft, daß in Deutschland Bauern, Adelige, Geistliche und Bürger ihre Eigenthümlichkeit festhielten, und kein Stand den andern ganz unterdrückte, daß das Verhältniß zu Kirche, Kaiser und Reich nicht den Blicken ganz entschwand, daß es nicht schlechthin feindlich, sondern heilsam regelnd erschien. Diese Wechselstellung und Wechselwirkung minderte freylich den äußern Glanz, welchen regellose Be-

---

[1]) *Sismondi.* IV, c. 25. Es wurden z. B. in Bologna erbaut: 1195 *S. Agatha*, 1200 il palazzo pubblico und *S. Maria* del *Morello*, 1208 *S. Lucia*, 1212 *Maria* dei *Servi*, 1217 *S. Leonardo* und *S. Martino*, 1219 *S. Nicolo* und *S. Agnese*, 1220 la fabbrica del *Vescovado*, 1221 zwey Marienkirchen, 1245 der neue Pallast, 1251 eine Dominikaner- und eine Franziskanerkirche, 1257 eine Brücke von ein und zwanzig Bogen, achthundert und siebenzig Fuß lang, 1262 der Glockenthurm von S. Francesco, 1268 S. Jakobo, 1269 der Thurm dell' arengo. *Ghirardacci.* I, 104—215.

[2]) *Tiraboschi.* Memor. di *Modena.* II, 1.

[3]) Seitdem Eichhorn auf eine so geistreiche und erschöpfende Weise über die deutschen Städte schreibt, darf sich kein Anderer in diese Bahn wagen; auch nimmt er mir vielleicht das Geschäft ab, meinen Freund Menzel auszuschelten, daß er dem Kaiser Friedrich II. über dessen Einwirkung auf die deutschen Städte, so viel, meines Erachtens nach, unverdientes Böses nachsagt.

wegungen am meisten verbreiten, und den man leider übermäßig zu bewundern pflegt; aber der innere Reichthum deutschen Lebens ward dadurch erhöht, und dennoch mehr innerer Frieden erhalten, und mehr Milde und Liebe entwickelt. Außerhalb ihrer Stadtmauern erschien den italienischen Bürgern alles fremd und feindlich, ja innerhalb derselben belebte und wirkte oft nichts als der Haß: das nennen wir die unheilige, unchristliche Wurzel alles ihres Verderbens. Zwischen dem, des Volksthums ganz vergessenden Italiener, und dem, an den leeren Begriff desselben alles Oertliche und Eigenthümliche preisgebenden Franzosen, steht der Deutsche in der Mitte. Und dieß, aus vollkommener Unkenntniß oft getadelte Mittlere, welches von dem fratzenhaften Götzendienst vereinzelter Stadt-, Staats- und Weltbürgerey gleich entfernt, alle unrechtliche gewaltsame Entwickelung verwirft, und durch echtes Christenthum verklärt wird; ist nach unserer Ueberzeugung das wahrhafte selbstständige Deutsche, was (trotz aller einzelnen Mängel) die Tyranney und die Anarchie, diese verruchtesten Uebel, immerdar von uns abgehalten hat, und, — so lange wir es nicht übereilt oder böswillig verkennen und verwerfen, sondern bewahren und neu beleben —, auch künftig von uns abhalten wird!

Friedrich von Raumer *).

Art. II. La Pittura comparata nelle opere principali di tutte le scuole con incisioni a contorno eseguite da Stanislao *Morelli* ed illustrate da G. A. *Guattani*, Antiquario di *Stanislao Augusto*, ultimo Rè di *Polonia*, Segretario e Professore di Storia, Mitologia, e Costumi in S. *Luca*, Segretario dell' Accademia di Archeologia, Socio ordinario dell' Accademia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti, fra gli Arcadi Linceo Smirnense. *Tomo primo*. In *Roma* 1816. Pressó Francesco *Bourlie*. Con lic. de' Superiori. gr. 8. 284 pp. e 72 stampe.

Von diesem Werke mögen nicht viele Stücke nach Deutschland gekommen seyn; wir verdanken es der Mittheilung eines römischen Freundes. Obgleich nun bereits drey Jahre vergangen sind, seitdem dieser erste Band erschien, so haben wir doch nichts von einer Fortsetzung vernommen, und glauben auch nicht, daß sonderliche Nachfrage darnach seyn würde. Die meist sauberen, reinlichen und genauen Zeichnungen in Landon's Werk, von

---

*) Ich finde mich veranlaßt zu erklären, daß ich in diesen Jahrbuchern recensirt habe: Menzel, Schlosser, Boeckh, Voigt und Kortüm, und daß ich Verfasser der Abhandlung über die Gesetzgebung Kaiser Friedrichs II. bin.

dem hier viele Wiederholungen vorkommen, haben die Liebhaber solcher Umrißzeichnungen doch nach etwas mehr verlangend gemacht, als diese Sammlung zu gewähren im Stande ist.

Wenn wir auch gleich sehr wohl wissen, daß man bey solchen Umrissen nicht an die Urstücke denken darf, ja daß man selbst die größeren nach den Urstücken gearbeiteten und mit Kunst ausgeführten Kupferstiche dabey gänzlich vergessen muß, wenn wir auch erwägen, daß so viele große Stücke, wie wir bey der Durchmusterung zeigen werden, in den Raum eines Oktavblattes, höchstens eines kleinen halben Bogens, gezwängt, wenig Ansprüche auf treffende Genauigkeit, große Bestimmtheit und Deutlichkeit machen können, so gibt es doch eine Behandlung, wodurch solche große Bilder auch in kleinen Umrissen mit Glück ausgeführt werden können. Wir vermissen dieß bey den meisten dieser Abbildungen.

Unangenehm erscheint uns auch dieß bunte Allerley, das uns die Herausgeber anbieten, wenn auch wieder dieser rasche, scharf gegen einander stehende Wechsel die Eigenthümlichkeit vieler Künstler noch mehr hervorhebt. Wir wollen daher darüber weniger mit den Verfassern rechten und lieber gleich zur Betrachtung des Werkes selbst übergehen, indem wir die herrschende Unordnung dadurch beschwichtigen, daß wir alle Bilder aus Einer Schule zusammenfassen.

Wie weit der Verfasser ausholt, zeige die erste Abtheilung.

Die griechische Schule.

Nicht etwa finden wir hier, was man vermuthen wird, die Werke der neugriechischen Zeit, die immer einen wesentlichen und bedeutenden Einfluß auf die Kunst des Mittelalters gehabt hat (wie denn keine Kunstausübung ganz allein steht, sobald nur nämlich wirkliche Kunst vorhanden ist, vielmehr sich vor und zurück mit andern Kunstgebilden verkettet), sondern das, was uns an Gemälden wirklich aus grauem Alterthume geblieben: Bilder aus Herkulanum entlehnt.

1. Andromeda und Perseus (Tafel VI). Perseus hat schon das Ungeheuer getödtet und ist eben im Begriff, der Andromeda von dem verhaßten Felsen nieder zu helfen. Die Ruhe, Sicherheit und Gemessenheit des Alterthums spricht aus dem ganzen Bilde. Die Herausgeber haben auf eine verständige Weise das denselben Gegenstand vorstellende Bild eines neuern Künstlers, des Hannibal Carracci, folgen lassen, von dem weiter unten.

2. Diana und Endymion (Tafel XLIV). Leicht geflügelten Schrittes, vom Amor geführt, naht die Göttin dem



schlummernden Endymion, der mehr sich schlafend zu stellen, als wirklich zu schlummern scheint. Domenichino's Bild gleichen Gegenstandes geht vorher und bildet wieder einen erfreulichen Gegensatz.

3. Die Erziehung des Bacchus (Tafel LI). Silen wirft das Kind in seinen Händen in die Höhe, dem eine zierliche Frauengestalt, halb abgewendet, den schönen Rücken und Arm zeigend, eine Traube vorhält; gegenüber sitzt der eine Leyer haltende Merkur, alles athmet die Freude des Lust verbreitenden Gottes, und wenn etwas die Ermattung der Trunkenheit vordeutete, so wären es die beyden im Vordergrunde ruhenden Thiere. Auch hier steht das gleiche Gemälde des Nikolaus Poussin bedeutend gegenüber.

4. Die Aldobrandinische Hochzeit (Tafel LXII). Diese Abbildung ist darum besonders merkwürdig, da sie das Bild zeigt, wie es jetzt erscheint, nachdem es von der schmachvollen Uebertünchung gerettet ist, die es von ungeschickten Verbesserern kurz nach seiner Wiederauffindung erfuhr, die ganz andere Sachen hinein malten, als wirklich darin standen und Wichtiges mit falschen Farben bedeckten. Luigi Bondi, in einem Briefe an Giuseppe Antinori, gedruckt 1815, hält dies Bild für die Hochzeit des Manlius und der Julia. Gar eigenthümlich steht dies Bild hier zwischen Raphaels Hochzeit des Alexander und der Roxane, und Rubens Vermählung der Maria von Medicis. Kommt jenes in seiner einfachen Natur dem alten Bilde nahe, so erscheint dieses mit seinem breitfaltigen Sammt und der höfischen, überladenen Zerschnörkelung wie ein Zerrbild der Natur.

Römische Schule.

Zuerst Raphael und von ihm bedeutend viel. Wer verdiente es mehr? Ein gänzliches Verkennen des Zwecks eines solchen Buches finden wir aber darin, daß wir, die Ursache ist erklärlich, nichts von den alten Meistern finden.

5. Die Sibyllen von R. Sie finden sich über den Fenstern in der Kapelle Chigi, welche die erste zur rechten ist, wenn man von der großen Pforte in die Kirche von S. *Maria* della pace zu Rom tritt. Die erklärenden Worte enthalten eine Untersuchung, ob Raphael der Maler derselben gewesen. Vier Sibyllen erscheinen in Verbindung mit sechs Engeln. Die eine Sibylle rechts, der alten gegenüber, ist eine herrliche, majestätische Gestalt, die der Fornarina in ihren Gesichtszügen gleicht.

6. Das Wunder des heiligen Petrus und Johannes (Tafel XII). Dies Bild gehört zu den berühmten Tep-

picchen, die im Vatikane aufbewahrt werden. Der bauliche Schmuck in den vier Säulenreihen ist überaus reich und schön, entlehnt von den eilf Säulen, welche in der Kirche des heiligen Petrus sich finden, und die wahrscheinlich zum Tempel Salomons gehörten.

7. Das Gesicht des Ezechiel (Tafel XVI). In Raphaels strenger Art und Weise seiner ersten Kunstausübung ist es ein bewunderungswürdiges und treffliches Werk, besonders auch in Hinsicht der dicht an einander gedrängten und doch so sinnvoll geordneten, an keiner Stelle überladenen Gestalten. Wie schwach und widerlich Poussin ein ähnliches Bild anordnete, werden wir weiter unten sehen.

8. Die Grablegung Christi. (Tafel XXIII.) Auch dieses Bild gehört noch Raphaels frühester Zeit, und der Kunstfleiß in der Ausführung des Kleinsten, erlernt von seinem Lehrer Perugino, zeigt sich in dem saubern Schmuck des Kleides vom Joseph und der Stiefel des Nicodemus. Auch der Hintergrund und die reiche Gestaltenmasse auf so kleinem Raume deuten noch dahin.

9. Die Madonna von Foligno (Tafel XXVI). Dieses herrlichste der Bilder erscheint hier freylich nicht in seiner überirdischen Herrlichkeit; indessen gibt es doch immer noch einen klaren und deutlichen Begriff von der ganzen unübertrefflichen und sinnigen Anordnung. (Unverzeihlich war es, wir können uns nicht enthalten, dieß hier zu bemerken, in dem Taschenbuch für Damen auf 1820 dies so vortreffliche Bild in eine so winzige Größe zu gießen, und es ist daher auch ein erbarmungswürdiges Machwerk daraus geworden. Wollen denn die meisten Taschenbuch-Herausgeber und Verleger nicht endlich einmal zur Erkenntniß kommen, daß sie uns Schriftwesen und Kunst verpfuschen? Im genannten Taschenbuche sollte man auch endlich die langen, unanständigen Gestalten des französischen Malers satt bekommen.)

10. Predigt und Wunder des heiligen Petrus und Barnabas (Tafel XXIX). Gehört zu den unter 6 bemerkten Bildern, und ist eine reich und trefflich angeordnete Vorstellung.

11. Das Abendmal des Herrn (Tafel XXXV). Wir können uns nicht mit der Meinung, die hier vorgetragen wird, einigen, daß der Jünger, welcher an der Ecke zweyer Bänke im äußersten Winkel rechts sitzt, und durch einen kahlen Kopf ausgezeichnet ist, Judas sey, vielmehr halten wir den auf der Bank rechts an der Ecke, der vor Schreck Blick und Kopf von dem Heiland ab und zurückwendet, und alle Schrecknisse des bösen

Gewissens zeigt, für den Verräther des Herrn, bescheiden uns indessen gern, daß wir irren können, da unsere Meinung nur auf den Anblick des Umrisses, nicht auf Anschauung des Urbildes gegründet ist.

1[illegible]. **Maria mit dem Kinde und Johannes** (Tafel XL). Es ist dieß das unübertrefflich liebliche Bild, bewundert unter dem Namen der **Giardiniera**. Wer kennt nicht dieses herrliche Gemälde! Es scheint von dem dies Werk herausgebenden Künstler mit besonderer Liebe aufgefaßt zu seyn, und ist das ausgezeichnetste der ganzen Sammlung. Darum ward es auch wohl als Probeblatt vor Anfang des Unternehmens ausgestellt.

1[illegible]. [illegible] (Tafel LVIII). Nach der Zeichnung Raphaels von [illegible] gestochen.

1[illegible]. Die [illegible] des **Alexander und der Roxane** (Tafel LXI). Aus **Raphaels** letzter Zeit, mit großer [illegible], doch mit dem kalten, starren, [illegible] Zeit, den selbst die lieblichen Kinder [illegible].

Aus der [illegible] Schule erscheint nun noch in diesem Bande [illegible] (Tafel XXII), von [illegible]. Wir rechnen diese Darstellung [illegible], die wir je von [illegible] Natur, Wahrheit und [illegible] und daher in allen Theilen [illegible] des **Joseph von Arimathia** [illegible] eine hinlängliche Ent[illegible] — Versehen.

[illegible] Schule.

[illegible].

[illegible] (Tafel II). Mit Recht be[illegible] bekannt, bedarf dies Ge[illegible]. **Rubens** zeigte in ihm alle [illegible], ohne in das Wider[illegible] in seinen Massen und [illegible] durch dies Bekenntniß [illegible] Verehrer beleidigen möchten.

[illegible] von demselben Künstler (Ta[illegible], vor denen wir [illegible] wieder unläugbar mit [illegible] dem Vorwurf der Ueber[illegible] ist, den ungeheuren



Reichthum der Einbildungskraft dieses, von Natur und Glück gesegneten, Mannes enthüllend.

18. Die Heimsuchung der Maria dagegen von demselben (Tafel LX) gehört zu seinen zierlichsten und lieblichsten Bildern, so weit wir aus einem Umrisse schließen können. Die züchtige Bekleidung entfernt alles Ueppige, ja oft Widerliche seiner flammländischen Gestalten, und ein trauliches Bild tritt uns dafür entgegen.

Abscheulich erschienen uns aber immer die Haupt- und Staats-Verhandlungen, welche Rubens Pinsel darzustellen genöthigt war, und die Skizzen zu den Bildern aus dem Leben der Maria von Medicis hätten uns aus der berühmten Gemäldesammlung, die sie jetzt schmücken, beynahe verjagen können. So bekennen denn wir auch unsere Ketzerey, daß die berühmte

19. Vermählung der Maria von Medicis mit Heinrich dem Vierten (Tafel XLIII) uns ein wahrer Gräuel ist, daß wir diese Stoffe und Perlen und Edelsteine, diese unzähligen Falten und Puffen und Blumen nie ohne einen Schauder betrachten können, und daß wir dem, der daran, wie an dem schrecklichen Altarbilde, was über dieser Gruppe steht, sein Vergnügen hat, dieß gern gönnen, und nicht beneiden.

20. Karl Borromeus, welcher den Verpesteten das heilige Abendmal reicht, von Van-Oost (Tafel XLVIII) ist ein edel gehaltenes schönes Bild, das wohl die großen Gegner der flammländischen Schule — die sich eine unverzeihliche Einseitigkeit zu schulden kommen lassen — begütigen kann. Mag auch der Mann, welcher das Kind von der Leiche der Mutter mit zugehaltener Nase abwehrt, zu deutlich an Raphaels Pest erinnern, so wollen wir doch dies dem Maler nicht zu hoch anrechnen, um so mehr, da wir gegen Wiederholungen derselben Stellung und Lage, wenn es nicht geradezu Nachbildung ist, sehr nachsichtig sind; denn es ist schwer auf dem viel bewanderten Boden der Malerkunst Neues zu ersinnen.

21. Christus vor Pilatus, von Gerhard Hondhorst, genannt delle Notti (Tafel LII). An Adel und Höhe in der Gesichtsbildung ist hier nicht zu denken, alles liegt in größter Gewöhnlichkeit, und an breiten flämischen Gesichtern fehlt es nicht. Ein Licht erleuchtet das Ganze, und da hier die ganze Kunst in Vertheilung des Lichtes und Schattens liegt, so sieht man wohl, daß ein bloßer Umriß von dieser Kunst nichts entwickeln kann.

Französische Schule.

22. Die Marter des heiligen Stephanus, von Le Brun (Tafel III). Mit ungeheurem Aufwande an Gestal-

ten und Beywerk wird hier eine Marter-Geschichte dargestellt, von einer reichen Zahl von Himmels- und Erdbewohnern betrachtet. Wir wollen den Marterbildern keinesweges das Wort reden, und finden die meisten von den Malern, die sich selbst und andere überbieten wollten, keinesweges geistreich aufgefaßt. Wenn wir ein Gleiches daher auch von diesem viel gerühmten Bilde behaupten, so möge man bedenken, daß uns hier der Zauber der Farbe nicht besticht. Es ist ein wunderlicher Einfall, daß die Künstler so oft den aufgehobenen Armen Gottes, Christi oder der Heiligen Engelstützen gaben, wie auch hier Gott der Vater den linken Arm von einem Engel gestützt hat, und menschlicher konnten sich wohl die Künstler solche göttliche und himmlische Ereignisse nicht denken, es sey denn, daß sie durch diese Engel Winkel ausfüllten, die dem Beschauer unangenehm gewesen seyn würden.

23. Petrus und Johannes, die einen Lahmen an den Stufen des Tempels heilen (Tafel XIII), von Nikolaus Poussin. Viel Gediegenes und Wahres steht hier neben manchem Ueberflüssigen und Unbedeutenden, und wenn dies Bild auch den reichen Schmuck des oben betrachteten Raphael'schen Teppichs nicht erreicht, so bildet es doch ein sehr gefälliges Ganzes. Faltenwurf und Kleidung sind vortrefflich.

24. Die Himmelfahrt des Paulus von demselben (Tafel XVII) erscheint uns mehr eine gräuliche Beinverwirrung, eine schreckbare Anhäufung von sechs langen nackten Füßen, als wie ein geistreiches Bild, so daß wir das Lob nicht wiederholen können, das Andere diesem Bilde spenden; dazu noch sechs Hände und vier Köpfe, alles auf einen kleinen Raum gedrängt, und zwey schiebende und tragende Engel! Wie ganz anders löste der göttliche Raphael eine ähnliche Aufgabe in dem oben erwähnten Gesicht des Ezechiel!

25. Die Erziehung des Bacchus von demselben (Tafel L) ist eines jener reichen Bilder mit schönem landschaftlichen Hintergrunde, das von Poussin's Pinsel immer erfreuen und anziehen wird. Der Umriß zeigt, daß der Künstler seine ganze Kunstfertigkeit entwickeln konnte.

26. Der schlafende Rinaldo von Armida entführt (Tafel LXV), von demselben. In reicher und schöner Landschaft wird der schlafende Ritter von lieblichen Kindergestalten getragen. Wir haben nie begreifen können, um dieß beyläufig zu erwähnen, wie ein Maler, der so viele zarte Gegenstände ausführte, als Nikolaus Poussin, sich zu einem solchen Graunbild entschließen konnte, als der Kindermord ist; dessen der Erklärer dieses Bildes auch gedenkt.

27. Die Predigt des heiligen Paulus zu Ephe-

sus (Tafel XXVII) von Le Sueur. Das unläugbar treffliche Bild erinnert nur in Wenigem an die französische Schule, und bühnenartige Verzerrung zeigt sich allein in ein Paar unbedeutenden und größtentheils verdeckten Gestalten.

28. Der heilige Bruno mit seinen Gefährten, wie sie den Armen ihre Habe vertheilen (Tafel XXXIII), von demselben. Auch dieses Bild zeigt sich in den Umrissen einfach und trefflich, ganz entfernt von dem Vorwurfe, den wir eben berührten, und den man weit eher dem Domenichino'schen Bilde (Tafel XXXII), wovon wir weiter unten sprechen werden, das einen ähnlichen Gegenstand darstellt, machen kann.

29. Die dem Amor bewiesenen Huldigungen (Tafel LXIV), von demselben. Die linke Seite des Bildes und die Mitte sind sehr schön, aber mit dem auf Wolken reitenden Amor auf der rechten Seite haben wir uns noch nie aussöhnen können.

Schule von Bologna.

30. Die Dornenkrönung des Herrn, von Domenichino (Tafel IV). Dies herrliche Bild, das Lucian Buonaparte jetzt besitzt, bedarf keiner erhebenden Worte, da es durch viele Stiche und Nachahmungen zu bekannt ist.

31. Die Kommunion des heiligen Hieronymus (S. Girolamo) (Tafel XXI), von demselben. Auch dieses Bild, das dem drey und dreyßigjährigen Künstler für — funfzig Scudi abgekauft ward, braucht nur genannt zu werden. Wir rechnen es mit zu den am besten hier gearbeiteten Umrissen. Warum kommt keiner von den vielen trefflichen Kupferstechern, die jetzt in Rom leben, ein Folo, Pavon, Rainaldi, Ruschweih u. s. w. auf den Gedanken, dies herrliche Bild, von dem nur ein schlechter, ganz verdruckter Stich vorhanden ist, wieder zu stechen?

32. Der Märtyrertod der heiligen Agnes (Tafel XXV), von demselben. Das überaus reiche Bild ist edel gehalten; das kleine Kind, das über den Schooß der Mutter sieht, erinnerte uns an eine ganz ähnliche Darstellung Raphaels in den Stanzen; die Aehnlichkeit mit Correggio's Märtyrertod der heiligen Flavia wollen wir ihm gern verzeihen, da er, unserer Meinung nach, sein Vorbild, wenn das Bild des Correggio ihm als solches diente, doch weit übertroffen hat.

33. Die heilige Cäcilia vertheilt das Ihrige an die Armen (Tafel XXXI und XXXII), von demselben. Wir berührten dieses Fresko-Bild schon unter 28.

Der Vordergrund ist so bühnenhaft angeordnet (und in dem nackten aufsteigenden Manne schwebte ihm doch wohl Raphaels Burgbrand vor), daß wir es keinesweges zu den erfreulich angeordneten Bildern dieses Meisters rechnen können. Gesucht und überspannt erscheint uns der ganze vordere Theil. Wie rein und einfach sind dagegen die eben unter 30 und 31 berührten Bilder!

34. Diana und Endymion (Tafel XLIII), von demselben. In klarer Zusammenstellung bezeichnete der Maler den Sinn seines Bildes; selbst die Ueppigkeit einzelner Formen mag bedeutend erscheinen.

35. Das Opfer der Iphigenia (Tafel LXVI), von demselben. Warum Blick und Stellung des Opferers so gerichtet sind, ist uns nicht recht klar.

36. Andromeda und Perseus (Tafel VII), von Hannibal Carracci. Fern von der edlen Haltung und Ruhe, die wir auf Tafel VI bemerkten, ist hier alles in voller und zwar bühnenartiger Bewegung, alles auf Hervorbringung einer schlagenden Wirkung berechnet.

37. Die Kommunion des heiligen Hieronymus (S. Girolamo) (Tafel XX), von Agostino Carracci. Die bis zur Verzerrung getriebene Wuth der Carracci: recht in die Augen schlagende Wirkungen hervorzubringen, zeigt sich auch deutlich in diesem Bilde, das von der Einfachheit Dominichino's bey gleichem Gegenstande weit entfernt ist. Man sehe nur den überrücks verrenkten Kopf und den verdreht Knieenden mit der Fackel.

38. Die Beschneidung Christi (Tafel XXXVIII) von Giov. Francesco Barbieri, genannt Guercino. Wenn auch dieser Künstler dreymal seine Art zu malen änderte, so fehlte es ihm doch nie in der Ausführung an tiefem Sinne und Großartigkeit; jener zeigt sich in der Darstellung und Zusammenstellung der Gegenstände, diese in den Formen. Ruhe und Anmuth, entfernt von dem Gesuchten der Carracci's, athmet dies Bild.

39. Die Kreuzigung des heiligen Petrus (Tafel XLII), von demselben. Gleiche Vorzüge zeichnen auch dieses Gemälde aus.

40. Die Aurora (Tafel LIII. LIV), von demselben; in der Villa Ludovisi. Alles spricht rasche Eile aus, die Rosse stürzen vorweg, der alte Tithonus treibt die enteilenden an, und mit Kränzen und Blumen schaukelt sich Aurora in ihrem Wagen.

41. Die Kreuzigung des heiligen Petrus (Tafel XLI), von Guido Reni. Wenn wir auch kein Freund der

Marterbilder sind, so können wir doch nicht umhin, die Trefflichkeit dieses Gemäldes anzuerkennen, das die höchste Muskelanstrengung und Kraft in allen seinen Theilen zeigt, und ein treffliches Studium für jeden Maler ist.

42. Aurora (Tafel LV, LVI), von demselben, in der Villa Rospigliosi Deckengemälde. Dies wunderschöne Bild ist durch tüchtigen Stich so bekannt, daß wir nur darauf zu verweisen brauchen. Nur glückliche und selige Stunden scheinen hier den Wagen des Sonnengottes zu umtanzen, und freudig schwingt sich Aurora, blumenstreuend, voran durch die Lüfte.

43. Venus und Mars (Tafel XLVI), von Lanfranco. Eine unleidliche Ziererey scheint uns das Hauptsächlichste dieses Bildes in seinen Umrissen zu seyn, und es ist uns das am wenigsten ansprechende von allen Bildern der Bolognesischen Schule, die wir hier betrachtet haben.

Venetianische Schule.

Pracht der Farben und Gewänder strahlt hier entgegen. Jene entdeckten nun zwar die Umrisse nicht, aber diese enthüllen sie klar und vorzüglich gleich bey dem ersten Künstler, dessen Werke wir hier betrachten.

44. Andromeda und Perseus (Tafel V), von Paul Cagliari Veronese. Bey aller Lebendigkeit der Darstellung, erscheint uns doch die Stellung der vollen und stark gebauten Andromeda, mit heraufgezogenem rechten Fuße (so erklärlich auch die Ursache dieser Stellung ist), geziert und auch hier, wie bey dem Carracci'schen Bilde, unter 36 angeführt, steht uns das Bild des Herkulanums bey weitem höher.

45. Das große Gastmahl Christi (Tafel XXXVI), von demselben, ist ein Hauptbeweis von Paul Veronese's reicher Einbildungskraft, und von der verschwenderischen Fülle, die er über seine Bilder strömte. Alle Kunst ist aufgeboten, um dies Bild reich, lebendig, prachtvoll zu machen, und diesen Zweck erreichte der Maler in höchster Vollkommenheit.

46. Die Himmelfahrt der Jungfrau Maria (Tafel XIV), von Tizian. Geistreiche Anordnung spricht aus den Umrissen den Beschauer kräftig an; vielleicht möchte man der Gestalt der Maria etwas mehr Natürlichkeit wünschen.

Florentinische Schule.

47. Kreuzabnahme, von Daniel da Volterra (Tafel VIII). Dies überaus reiche Bild weicht sehr von der Einfachheit, Ruhe und Strenge ab, die als herrschend bey den ältesten Meistern dieser Schule anzunehmen ist, und es zeigt sich

hier schon der bedeutende Einfluß fremder Vorbilder. Unendliche Kraft und Schönheit ist indessen in diesem Bilde entwickelt, das bedeutend an Michael Angelo's herrliches Wachshochbild erinnert, das jetzt, wenn wir nicht irren, ein Besitzthum des kunstliebenden Kronprinzen von Baiern ist.

48. Die Sibyllen, von Michael Angelo Buonarotti (Tafel IX, X, XI). So ergreifend und überaus kräftig diese Gestalten (freylich entfernt von aller Lieblichkeit, die den Sibyllen Rafael, Guercino und Domenichino zu geben wußten) sind, so erscheinen sie doch nur dann erst ganz in ihrer ungeheuren Gewalt, wenn man sie mit der ganzen Decke der Sixtinischen Kapelle, die Cunego gestochen herausgab, zusammen hält, wenn man sieht, welch eine unerschöpfliche Quelle der Einbildungskraft, diesem reichsten aber auch strengsten und wunderlichsten Geiste unter den Künstlern strömte. Stellt man sie nun noch, wie sie in der Wirklichkeit verbunden sind, mit

49. dem jüngsten Gerichte desselben Künstlers (LXX, LXXI, LXXII) zusammen, so möchte den Beschauer ein Schauder über die unergründliche Tiefe eines solchen Geistes ergreifen, der mehr geleistet, als menschlicher Kraft hervorzubringen möglich scheinen möchte.

Wenn man aber auch die hohe Kunstfertigkeit dieses Geistes bewundert, wenn man vielleicht gar dahin kommen kann, zu Boden gleichsam gedonnert durch die mächtigste Einbildungskraft, in der Sixtinischen Kapelle über Michel Angelo den lieblichsten der Maler, Rafael, zu vergessen, so wollen wir doch nicht verkennen, daß in

50—52. dem Weltgerichte (Tafel LXVII, LXVIII, LXIX) ihm schon Lucas Signorelli, der 1521 im zwey und achtzigsten Jahre seines Alters zu Cortona starb, voranging, und höchst kunstvolle, reiche, sinnige und treffliche Wandgemälde im Dom zu Orvieto anfertigte. Hier werden nur: die Auferstehung der Todten, das Paradies und die Hölle in sehr verkleinerten Umrissen mitgetheilt. Sie sind aus dem vortreflichen Werke, der Storia del duomo d'*Orvieto*, das 1791 zu Rom mit acht und dreyßig Kupfertafeln erschien, entlehnt, worin diese Bilder in größester, ganzer Bogengestalt erscheinen. Auf diesen Nachstichen ist alles verworren und schlecht, und sie sind die verunglücktesten Bilder im ganzen Werke. Wer kann aus ihnen die Größe und Herrlichkeit des Signorellischen Pinsels erkennen? Neben der höchsten Kraft und Stärke zeigt sich aber auch bey Signorelli eine unübertreffliche Zartheit und Lieblichkeit, indem wohl nichts Schöneres und Anmuthigeres so leicht gefunden werden

kann, als die schwebenden und spielenden Engel des Paradieses sind; dieß kann man aber nur aus den großen Bildern erkennen.

53. Die Beschneidung des Herrn, von Fra Bartolomeo (Tafel XXXVII). In diesem einfach und edel gehaltenen Bilde zeigt sich die ganze Kraft der alten Florentinischen Schule; Ruhe, Gemessenheit, Sicherheit, frommer Sinn sprechen aus allen Zügen. Wir halten es indessen für ganz falsch, dieß Bild die Beschneidung Christi zu nennen; vielmehr ist es die Darstellung des Erlösers im Tempel, Simeon der das Christkind auf seinen Armen hat, und das Reinigungsopfer der Maria, bezeichnet durch die reine Flamme des Lichtes, welches Joseph hält, und durch die sie allein umgebenden Frauen. Das Urbild, welches zu Florenz, ist nicht viel größer als der Nachstich und auch dadurch, da es in Oel, bewunderungswürdig.

54. *Ecce homo*, von Cigoli (Tafel XLVII). Gefühl, Wahrheit und Einfachheit sprechen aus dem Bilde den Beschauer an, und rühren ihn. Die Ruhe der alten Schule scheint auf diesen neuern Maler der Florentinischen Schule noch übergegangen zu seyn.

55. S. Carlo Borromeo, der den Verpesteten Beystand leistet (Tafel XLIX), von Pietro Berettini da Cortona. Das überaus reiche Bild fällt durch seine ganze Darstellung so ins Allgemeine und Unbestimmte, daß nothwendig eine Bezeichnung des Inhalts gegeben werden muß, wenn man es verstehen soll. Weit ab weicht es daher von den früher bemerkten Bildern, die dasselbe darstellten.

56. Der Besuch der Maria bey der heiligen Elisabeth (Tafel LVIII), von Moriotto Albertinelli. Alles athmet hier wieder die Ruhe, Heiligkeit und Anmuth der alten Florentinischen Schule, und man erkennt in diesem Meister den Mitschüler des frommen Fra Bartolomeo. Nur Maria und Elisabeth, sich liebevoll bewillkommend, stehen vor einer anmuthig verzierten Pforte.

Schule von Ferrara.

57. Die heilige Jungfrau auf dem Throne (Tafel XV), von Benvenuto Garofalo. Die Erfindung ist anmuthig, die Anordnung reich und schön, bis auf die Stellung des unten stehenden mittlern Heiligen, des heiligen Contardo aus dem Hause Este, der etwas verdreht steht, und gegen die Ruhe und Anmuth des Ganzen verstößt. Wir vermissen die den Garofalo so häufig bezeichnende Nelke.

Deutsche Schule.

58. *Ecce homo*, von Albrecht Dürer (Tafel XVIII). Dieses einfache Bild, dieser herrliche milde Kopf, mit freundlichem, tiefsinnigem Blicke, gehört in die Sammlung Lucian Buonaparte's. Der Beschreiber spricht mit Wärme und Vorliebe von diesem Bilde, und erhebt den Meister auf gebührende Weise. Wenn er aber von Albrecht Dürer sagt: nato come il Sanzio, per far risorgere la Pittura in *Germania*, dallo squallore in cui era, so zeigt er dadurch, daß er von den hochherrlichen rheinischen Meistern nichts weiß. Ein Zeichen findet sich auf diesem Bilde nicht, und es möchte daher wohl noch zweifelhaft seyn, ob es wirklich von Albrecht Dürer ist, da die Italiener in jedem altdeutschen und schönen Bilde den ihnen nur bekannten, wenigstens am meisten bekannten, Meister Alberto Duro sehen. Außer diesem nichts aus deutscher Schule.

Lombardische Schule.

59. *Ecce homo*, von Antonio Allegri da Correggio (Tafel XIX). Dieß schöne Bild befindet sich zu Capo di Monte in Neapel, und ward von Agostino Caracci und Bettelini gestochen, nach welchem letzten dieser Umriß gemacht ist. Wir halten es für eines der großartigsten, tüchtigsten und reinsten Bilder Correggio's, das wir kennen.

60. Die Marter des heiligen Placidius und der heiligen Flavia (Tafel XXIV), von demselben. Mit dieser Martergeschichte können wir uns nicht versöhnen, sie erscheint uns kalt und zurückschreckend.

61. Die Kreuzabnahme (Tafel XXX), von demselben. Auch diesem Bilde können wir keinen Geschmack abgewinnen, am wenigsten der Maria und Magdalena, die an beyden Seiten des Leichnams Christi sitzen, und Kopf und Leib gleichlaufend gesenkt haben.

Mailändische Schule.

62. Das Abendmahl des Herrn (Tafel XXXIV), von Leonardo da Vinci. Von diesem berühmten Bilde, das durch den Stich von Raphael Morghen, Rainaldi, Bitthäuser, Pavon und Mochetti so bekannt ist, bedarf es wohl keines Wortes weiter. Dieser Umriß ist schlecht gearbeitet, besonders in den Köpfen, und gibt keinen hinlänglichen Begriff von dem Ganzen und der darin herrschenden Kunst. Gegen diesen Umriß ist ein kleiner Eisenabguß von dritthalb Zoll rhein. im Durchmesser besser, der vor uns hängt, und der

nach einer Paste gemacht ward, die 1816 ein gewisser Putinati mit Kunst gearbeitet hatte. Es ist auffallend, daß der Herausgeber nur dieß eine Bild von Leonardo da Vinci gab.

Schule von Parma.

63. Eine heilige Familie, von Francesco Mazzola, genannt Parmigianino (Tafel XXXIX). Die Anordnung des Bildes ist lieblich und zart, doch stößt uns manches Einzelne zurück, besonders der kecke und aus dem Bilde in eine unbestimmte Ferne gehende Blick der Maria, die sich um ihr geliebtes Kind nicht zu bekümmern scheint, und die abgeschnittene Gesichtslosigkeit des küssenden Johannes. Auch die beyden neben der Mutter Gottes stehenden Gestalten haben etwas Theilnahmloses und Kaltes.

Neapolitanische Schule.

64. Der Besuch der Maria bey der heiligen Elisabeth, von Andreas Sabatini, auch genannt Andreas von Salerno (Tafel LIX). Von diesem Bilde können wir nicht viel Gutes sagen. Der altdeutsche Schmuck des Hintergrundes ist verschnörkelt, unrichtig und verderbt. Elisabeth hat ein widerliches, weinerliches Gesicht, wenigstens in dem Umrisse, und die heilige Jungfrau sieht einer Hülfeflehenden gleich, und ist in ihrer ganzen Stellung verziert und wirklich verdreht.

Betrachten wir noch das Ganze, so gibt uns der Verfasser einen ziemlichen Ueberblick über viele Schulen und Meister. Erfreulich wird daher manchem die Sammlung erscheinen, und das Urtheil, welches wir uns über die einzelnen Gemälde erlaubt haben, wird wohl als eine einzelne Ansicht verstattet seyn.

Büsching.

Art. III. Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite. (Eine Vignette.) A *Paris*, chez *Treuttel* et *Wurtz*, libraires, rue de *Lille*, Nro. 17.; *Pillet*, imprimeur-libraire, rue Christine, Nro. 5.; *Nepveu*, libraire, passage du Panorama, Nro. 26. De l'imprimerie de *Pillet*. 1814. 4. (Mit acht und dreyßig Kupfertafeln, wovon das eine das Titelkupfer, das Bildniß des Verfassers Seroux d'Agincourt ist.) 98 pp.

Der würdige Seroux d'Agincourt, der die gelehrte Welt schon mit einem trefflichen Werke zu beschenken angefangen hatte, mit l'Histoire de l'Art par les monumens depuis sa décadence au IVe siècle jusqu'à son renouvellement au XVIe

gab nun auch hier eine sehr wichtige Sammlung von Thonbildern des Alterthums auf einer großen Reihe von Kupfertafeln, und so einen bedeutenden Beytrag zur Kunstgeschichte. Von unserm Standpunkte aus angesehen, ist freylich d'Agincourt in einem bedeutendem Irrthum befangen, wie eine Betrachtung seines großen Werkes, die wir vielleicht versuchen, wenn es vollendet ist, näher zeigen wird, und wir hier nur andeuten können. Er spricht ihn selbst in der Vorrede aus, die eine Anrede »Aux Elèves des beaux-arts« ist, indem er sagt: »Le docte *Winkelmann* a prouvé, que c'était au sein des Muses, des Fables et de l'Histoire grecque que l'art antique avait trouvé la source de ses sublimes inventions. C'est encore là que, guidés par son excellent ouvrage, vous trouverez les principes de l'expression et de la beauté. Animé d'un désir égal de vous être utile, en prenant une route différente, j'ai démontré, dans un Recueil immense (die eben erwähnte histoire de l'art), comment l'oubli et l'ignorance absolue de ces mêmes principes ont produit, pendant douze siècles, la décadence des arts du dessin. Arrêtez un moment votre attention sur ces conséquences funestes, et sachez-moi quelque gré du travail que je me suis imposé, pendant trente ans, pour réunir et mettre sous vos yeux un pareil amas d'exemples qu'il vous importe d'éviter.«

Das ist die alte Lehre, die sonst allgemein war, und wodurch die ganze ältere christliche Kunst vernichtet, und unsere altdeutsche Baukunst ein ungerathenes Kind und Zerrbild der griechischen Baukunst wurde. Sie bemühte sich, zu zeigen, wie nur von da an erst wieder die Kunstausübung erträglich ward, als die Nachahmung des heidnischen Alterthums anfing. Wir können diese Behauptung, gegen die jetzt eine allgemein umgewandelte Ansicht eingetreten ist, nur im Allgemeinen hier abweisen, müssen uns aber freuen, daß der Verfasser geglaubt hat, durch Sammlung dessen, was junge Künstler vermeiden müßten, ein nutzbares Werk hinzustellen, und dieß hat er denn auch wirklich, indem er in seiner Histoire de l'art etc. ein so treffliches Werk hingestellt hat, das für die Kunstgeschichte des Mittelalters von höchster Bedeutung ist; dieß ist denn auch mit diesem der Fall, welches wir uns vorgenommen haben, jetzt zu betrachten.

Einleitung. Erden und Töpferthon von aller Art sind diejenigen Massen, die sich unaufhörlich in den Handen der Menschen finden, und woraus sie eine unglaubliche Anzahl von sehr nützlichen Gegenständen gemacht haben. Von Steinen aus getrocknetem oder gebranntem Thon wurden die Mauern der alte-

sten Städte, der Tempel, der Palläste gebaut. Wir beschränken uns hier auf Untersuchung der Art, wie sich die Bildnerkunst dieser Masse zu erfreulichen Werken bedient hat. Nie erhob sich der Thon und die Gebilde aus demselben zu der Höhe, welche sich die ausgezeichnetern Massen der Bildhauerkunst errangen; aber es blieb doch immer unläugbar, daß dieses Formen die Mutter der Bildhauerkunst zu nennen sey: plasticen matrem statuariae. Dieß waltet auch noch ob; denn wenn der Bildhauer sein Werk in Stein ausführen will, so entwirft er sich erst das leibliche Bild seiner Erfindung und Gedanken in Thon. Will er sein in edlem Gestein ausgeführtes Bild sich vervielfältigen, so ist wieder nur die Abformung in Thon das nächste; da er alle Gestalten willig in sich aufnimmt. Darin abgedrückt und dann gebrannt, erhält man eine Form, welche wieder geeignet ist, eine höchst beträchtliche Anzahl von andern Abdrücken, abermals in Thon, aus sich hervorgehen zu sehen.

Große Werke ägyptischer Kunst sind nicht viele auf uns von diesen Thongebilden gekommen. Kleinere werden dagegen viele gefunden, da man ihnen gewöhnlich eine Stelle in den Särgen der Mumien angewiesen hatte. Sie sind mit einer Verglasung überzogen, die man in den Steingutfabriken Porzellanverglasung (couverte) nennt; sie ist gewöhnlich von einem schönen Blau, mehr oder weniger dunkel, bisweilen von einem leichten Grün. Zu Pompeji, im Tempel der Isis wurden sie, beschrieben mit heiliger Schrift, gefunden.

Vor allen wichtig müssen uns auch hier die Werke der Etrurier erscheinen, die sich der Bildnerey bey vielen ihrer Arbeiten und Werke bedienten: Bildsäulen, Hochbilder, Viergespanne u. s. w. Dann aber auch gebrauchten sie dieselben zu Geräthen, die zu öffentlichen und häuslichen Werken, zu heiligen und Leichen-Gebräuchen bestimmt waren, als: zu großen Gefäßen, Opferschalen, Thränennäpfchen, Graburnen. Diese Gefäße waren mit Hochbildern geschmückt, mehr oder weniger vorspringend, gewöhnlich mit Farben ausgemalt, und gottesdienstliche Gegenstände darstellend, öffentliche Spiele, oftmals Kämpfe; die Deckel trugen meist liegende Gestalten. Die Etrusker verfertigten auch viele Urnen; man findet sie in den Grüften, dabey bisweilen gebrannte Ziegel, auf denen die Bilder der Verstorbenen, und oft ihre Namen zu sehen waren, mit Inschriften in etruscischer Sprache und in deren Zeichen.

Die Lampen, deren Gestalt nach ihrer Bestimmung wechselte, wurden in die Gräber als Zeichen der Unsterblichkeit gestellt: daher schreibt sich wahrscheinlich die Volkssage, daß sie ewig brannten, daß sie noch brennend entdeckt wurden.

Unter so vielen Werken von gebrannten Erden muß man die Gefäße unterscheiden, welche mit Gemälden geschmückt sind. Sie dienten dem Hauswesen, den Bedürfnissen der Tafel, oder den gottesdienstlichen Gebräuchen. Man legte sie in die Grabmäler, um das Andenken der Todten zu ehren, oder um Weihrauch darin aufzubewahren.

Bey den Griechen war es eben so; es herrschte derselbe Gebrauch wie bey den Etruskern: aber die Gefäße, welche wir von jenem Volke haben, sind vorzüglicher als die von diesem, durch die Feinheit des Thones, den Glanz des Lackes und die erfindungsreichen und anmuthigen Gemälde, welche Auftritte aus Schauspielen, Trachten und mystische, fabelhafte und geschichtliche Ereignisse vorstellen. Mit diesen glänzenden Eigenschaften verbinden sie eine große Verschiedenheit der Gestalt, theils in den Bildern, theils in den Theilen, welche den Gebrauch erleichtern, wie Henkel und Griffe, bey denen sich oft solche Zierlichkeit und der Bequemlichkeit entsprechende Einrichtung zeigt, daß ihnen dadurch vielfach ein Vorzug vor goldenen und silbernen Gefäßen gebührt.

In Griechenland fand man aber nicht allein solche Gefäße, sondern, wie selbst Pausanias erzählt, es gab Bildsäulen und geschichtliche Bildwerke von gebrannter Erde. Die Megarenser machten aus einer Mischung von Gyps und Thon eine Bildsäule des Jupiter; aber, aus Ehrfurcht vor der Gottheit, hatten sie verordnet, daß das Gesicht aus Elfenbein und Gold gemacht würde. Hieraus muß man nun schließen, da die Griechen so große Werke darin ausführten, daß sie eine besondere Vorrichtung kannten, und sie mit Sorgfalt anwendeten, um dem Thone Festigkeit zu geben, und in ihm Werke hervorzubringen, die geeignet waren, lange erhalten zu werden. Ja es muß eine gewisse Ehrfurcht vor dieser frühesten Art der Bildnerey bey ihnen geherrscht haben, da in mehrern griechischen Städten, und besonders auch bey den Athenern, zur Zeit eines jährlichen Festes die schönsten Werke von Thon öffentlich ausgestellt wurden.

Dennoch ist nur eine geringe Anzahl dieser griechischen Gefäße sowohl, als auch der ägyptischen und der etrurischen auf uns gekommen. Die Feinheit einzelner muß sehr groß gewesen seyn; denn Plinius erzählt, daß einzelne thönerne Gefäße theurer verkauft wurden, als die berühmten Murrhinischen Gefäße.

Die Römer empfingen die ersten Unterweisungen in der Baukunst von den Etruskern; sie verdanken diesen auch die Bildhauerkunst, deren Grundsteine in der Bildnerey liegen. Tarquinius Priskus stellte zur Ausschmückung des Kapi-

tols etruscische Bildhauer an; ihre Werke waren in gebranntem Thon. Tempel wurden auf dieselbe Art geschmückt, und die Römer kannten die Nutzbarkeit dieser Arbeiten so wohl, daß sie eine Schule solcher Arbeiter stifteten. Gegen das Ende des Freystaats waren die großen Arbeiten in dieser Masse noch sehr beliebt, und Julius Cäsar ließ sogar noch durch den Arcesilas auf diese Art eine Bildsäule der Venus machen, die sehr geschätzt ward.

Unter den Kaisern vermehrten sich die Hochbilder und der Schmuck in gebrannter Erde an den Giebeln, und besonders an den Friesen, außerhalb und innerhalb der Tempel, der Häuser und der Grabmäler, überaus. Solche Werke beschrieben Gori (Museum Etruscum) und Passeri (Lucernae fictiles). Hier liefert nun der würdige d'Agincourt einen Nachtrag in diesem eigends dazu bestimmten Werke. Die beschriebenen Denkmale selbst wurden meist zu Rom entdeckt, waren im Besitze des Herausgebers, und wurden von ihm dem Museum des Vatikans geschenkt, als eine Huldigung, den Römern bewiesen, denen er sie verdankte, und um ihrer Aufbewahrung gewiß zu seyn. Aus der Sammlung wurden beynahe dreyhundert Stücke ausgewählt, die hier eine Abbildung fanden.

So weit der Verfasser in der Einleitung. Ehe wir nun die einzelnen mitgetheilten Bilder selbst betrachten, sey es uns erlaubt, einige Worte hinzuzufügen, wenn sie auch, strenge betrachtet, diesem Werke fremdartig sind, sie betreffen: die Werke von gebranntem Thone im deutschen Mittelalter. Es ist aus der unendlichen Masse alter Urnen und anderer Gefäße bewiesen, daß die Völker, welche Deutschland in frühester Zeit bewohnten, seyen es nun deutsche oder slavische Stämme (denn dieß jetzt schon zu sondern, möchte wohl nicht möglich seyn), eine große Festigkeit im Bilden dieser Gefäße besaßen, und wir eine höchst bedeutende Reihe bewunderungswürdiger Urnen, Näpfe u. s. w aufweisen könnten, wenn — wir zu ihrer Bewahrung mehr gethan hätten; bis jetzt sind wir nur im Zertrümmern eifrig gewesen. Uns fehlt leider die Zartheit und Zierlichkeit, welche das Alterthum diesen Gefäßen durch Malerey zu geben wußte; dagegen ist uns bloß die Verschiedenheit der Form, und diese ist höchst bedeutend, wichtig. Wären wir von frühester Zeit an darauf aufmerksam gewesen, so wäre es uns nun vielleicht möglich, anzugeben, wo die einzelnen Stämme ansäßig waren, und wie weit ein jeder besonders in der Bearbeitung des Thones und auch der Metalle, von dem so manches dabey gefunden wird, vorgerückt war. Daran hat man bis jetzt noch nicht gedacht; vielleicht ist aber die wieder erwachende Liebe

zu der deutschen Vorzeit auch darin behülflich. Unter dem, was uns bis jetzt vorgekommen, finden sich die zierlichsten und dem Auge erfreulichsten Gestalten, eine bewunderungswürdige Abwechslung herrscht, und dennoch kommen wieder so viele Uebereinstimmungen vor, daß man wohl, bey aufmerksamer Nachforschung, den Gang der einzelnen Stämme wird finden können. Es verlohnt sich aber wohl der Mühe, daß man die verschiedenen Gestaltungen, mit örtlichen Nachweisen, wo sie gefunden worden, einmal bildlich zusammenstellt, und über die Urstücke selbst technische Untersuchungen, an denen wir ganz arm sind, anstellt.

An jene früheste Zeit muß sich dann aber auch die eigentliche Zeit des Mittelalters anschließen, in welchem die Töpfereyen einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichten, und das Gebiet dieser kleinern Gefäße: Urnen, Näpfe, Teller, Becher verlassend, zur wirklichen Bildnerey überschritten. Unsere noch größtentheils so magere Kunstgeschichte gibt uns bis jetzt freylich gedruckt nicht viel Auskunft über solche Werke, aber zum Glück hat sich noch Einzelnes gerettet, und ist bis auf unsere Zeiten gekommen, so daß auch wir ein recht anmuthiges Bilderbuch der Art würden zusammenstellen können. Den frühesten Wink gibt uns wohl A v e n t i n, der erzählt, daß in M a u e r k i r c h e n eine Bildsäule des baierischen Herzogs H e i n r i c h d e s E r s t e n, und seines Feldherrn R a t h o zu Pferde mit ihren Waffen in Gyps, welches wohl unstreitig gebrannter Thon gewesen, da dergleichen von Gyps nicht leicht ausführbar ist, 948 aufgestellt worden sey. Nun läßt uns leider die Kunstgeschichte einen langen Zeitraum von Jahren unbelehrt (vielleicht ist aber noch manches vorhanden), dann tritt aber mit dem Jahre 1300 das überaus vortrefflich gearbeitete Hochgrab Herzogs H e i n r i c h d e s F ü n f t e n in der Kreuzkirche zu B r e s l a u ein, ein Werk, welches kaum zierlicher in Stein ausgeführt werden könnte, und die sorgfältigsten Nachzeichnungen von allen Seiten verdient. Darauf rechnen wir die eingekratzten und flach erhabenen Grabsteine von gebranntem Thone, die wir in B r a n d e n b u r g finden, hieher, und den kunstreichen altdeutschen Schmuck aus derselben Masse, der die Katharinen-Kirche desselben Ortes schmückt. Wann werden diese Kunstgebilde ihren deutschen d'A g i n c o u r t finden? — Wir gehen nach dieser Abschweifung wieder zu dem vorliegenden Werke über.

Auf dem Titelblatte gibt der Verfasser die Abbildung einer thönernen Schüssel, in der Größe des Urstücks, worauf ein A p o l l o, auf der Zither spielend, vorgestellt ist. Die Arbeit erscheint uns, wenigstens der Abbildung nach, etwas roh; es

findet sich auch Schrift darauf: NICA. APOLLO oben, und unten: CERA APOLLINI.

Tafel I. Herkules, eine Bildsäule in einem Hochbilde; er ist mit einer Keule bewaffnet. Unten steht der Vers des Martial:

> Sum fragilis, sed tu, moneo, ne sperne sigillum,
> Non pudet *Alciden* nomen habere meum.

Herkules stand bey den Etruskern und Römern in großem Ansehen. Das hier mitgetheilte Bildwerk ist von guter Arbeit; man findet diesen Halbgott oftmals auf Friesen in derselben Art, und es mag damit eine alte gottesdienstliche Ansicht zusammenhängen.

Tafel II. Bruchstücke von Bildnereyen der ersten Zeit der Volsker, Sabiner und Etrusker. Die unter 3 und 4 abgebildeten Darstellungen sind Reiter und Pferdeköpfe, sie waren mit verschiedenen Farben bemalt, aber damals, als sie 1784 bey Velletri gefunden wurden, weit ansehnlicher und besser erhalten, als sie jetzt erscheinen. Sie wurden für das Museum des Kardinals Borgia gesammelt, und von Becchetti beschrieben, in: Bassorilievi Volsci in terra cotta, dipinti a varj colori, trovati nella città di Velletri. *Roma* 1785, in Fol. Fig. Alle tragen das Zeichen eines sehr hohen Alterthums, die ersten Versuche in der Kunst; aber dennoch sind die Gestalten alle in der regsten Bewegung und mit Lebendigkeit abgebildet. 1. Ist ein Kopf, von vorne und von der Seite dargestellt, gefunden im Lande der Sabiner; in den langgezogenen Theilen des Kopfes sieht man die Unbeholfenheit der ersten Kunstausübung. 2. Ist dagegen ein Grabmal mit einer darauf liegenden Gestalt, ein etrurisches Werk, welches zeigt, wie sehr dieses Volk bey seiner ersten Entwickelung schon die beyden andern eben erwähnten übertraf.

Tafel III. Werke der schon weiter vorgerückten etruskischen Schule. Die vier Köpfe, welche hier abgebildet sind, haben in ihren Umrissen und in ihren Zügen eine solche Größe und Sicherheit der Zeichnung, daß man sie unter die altgriechischen Werke reihen könnte, wenn nicht eine gewisse Trockenheit und eine stolze Art des Bildners die etruskische Entstehung andeutete; dieß zeigt sich besonders in dem Kopfe des Neptun. Diese merkwürdigen Bruchstücke, die von schöner und gefalliger Arbeit sind, wurden 1780 durch den Prinzen Sigismondo Chigi auf seinen Landgütern, nahe bey Ostia, gefunden, und kamen in die Sammlung des Fürsten Stanislaus Poniatowsky.

Tafel IV. Bruchstücke von Gestalten in Hochbildern, in



schönem griechischen Geschmack. Zwey männliche schön gearbeitete Gestalten, die wahrscheinlicher Weise echt griechischen Werken durch Abformung nachgebildet wurden; 1. zeigt die weichen Formen eines wahrscheinlich aus liegender Stellung sich aufrichtenden Jünglings, dem in einer Schale ein Trank gereicht wird, 2. ist das Bruststück eines starken muskelreichen Mannes, der mit seinen Händen, die auf den Rücken gedreht sind, an einen Baum gebunden ist.

Tafel V. Bildsäule des Bacchus, von vollkommenster Arbeit. In den Beschreibungen der Dichter, und unter den Händen der alten Bildhauer vereinte Bacchus in sich die hohen Schönheiten der Götter und der Menschen, so wie der beyden Geschlechter; dieß drückte sich in der Weichheit und Zartheit der Züge und Umrisse aus, was der Künstler wohl in seiner Arbeit auszudrücken wußte. Der Theil, welcher in diesem Bruststück fehlte, ward bey einem andern wieder gefunden, und so gibt uns der Herausgeber das in Rede stehende Bild, das entsprechende Bruchstück, welches jenem fehlt, und eine Darstellung, wie das Ganze sich, nun ergänzt, ausnimmt. Die Stirn, die Augen, der Kopf sanft geneigt, athmen eine ruhige Freude, die, ohne von Trunkenheit etwas zu zeigen, nur Anmuth athmet. Diese herrscht auch in den auf den schönen Schultern schwebenden Haaren und in der Hand, die sich auf den unter dem linken Arme stehenden Faun lehnt. Das Bildwerk selbst ist aus einer feinen Erde gemacht, die durch ein Haarsieb gepülvert worden. Der Gegenstand ist oft dargestellt worden, wie alle diejenigen, welche auf Geheimnisse, Siege und Vergnügungen des Bacchus Bezug haben. So findet man ihn auch noch einmal in dieser Sammlung, Tafel VII. 2, nur von anderer Seite.

Tafel VI. Der Adler des Jupiter, den Ganymed emporhebend. Der Adler ist schön gearbeitet und noch größtentheils wohl erhalten, der Ganymed ist sehr verletzt. Vor der Grundfläche springt das Hochbild weit vor.

Tafel VII. Gestalt und Anwendung einiger ganzen Hochbilder, welche zum Schmuck einiger Friese dienten. Sie waren innerhalb der Tempel oder außerhalb, je nachdem der darauf abgebildete Gegenstand war, angebracht. Der Feinheit der Arbeit nach konnten sie in keiner beträchtlichen Höhe angebracht werden, da sonst ihre Wirkung auf den Anschauer verloren gegangen wäre. Die Art des sie bekrönenden Schmuckes zeigt an, wie sie angebracht waren, außen oder innen, auch sind bey zweyen die Löcher bemerkbar, wodurch sie, mit Nägeln von Bley, auf der Wand angeheftet wurden. Sie wurden zwischen der Porta Salaria und Pinciana gefunden, und sind in Canova's

Besitz. Hier und auf den folgenden Blättern zeigen sich schon die zierlichsten Arabesken, und so entdecken sich, wie auch schon bekannt, hier und an andern Orten viele Beyspiele, daß nicht die Araber die Erfinder dieser Art der Ausschmückung sind.

Tafel VIII. Desgleichen Schmuck der Friese, wovon aber nur noch Bruchstücke vorhanden. Die drey ersten Stücke kommen mit 1 auf der vorigen Tafel überein. Das Meiste auf diesem Blatte ist sehr zierlich gearbeitet; leider läßt sich der Verfasser auf keine Erklärung ein (wie denn überhaupt die Beschreibung dürftig ist), und so ist das Meiste unverständlich geblieben. Die sitzende Gestalt unter 8, in jeder Hand eine Kugel haltend, ist sehr merkwürdig; der Verfasser wagt keine Erklarung, die wir wohl von einem gewiegten Alterthumsforscher wünschten.

Tafel IX. Hochbilder, welche eine Nachahmung ägyptischer Werke sind. Die Römer, geleitet von der Vorliebe zu allem Neuen, suchten auch Bilder bey den Aegyptiern, um sie nachzuahmen. Sie nahmen aber nicht das Gewichtige, Eindringliche und Erhabene, welches in den Sinnbildern der Gottesverehrung lag und in denen, welche die Weltweisen entwarfen, sondern sie ergriffen die lächerlichen, ausschweifenden Darstellungen, welche sie oft vorfanden. So ist es auch neueren Völkern gegangen, welche, bey völliger Kenntniß der alten Muster, doch chinesischen Spielereyen sich hingaben. Das Ganze hier hat auch, möchte man sagen, einen Anstrich von chinesischem Wesen. Auf 2 sieht man zwey Pygmäen, die einen Kahn lenken, Wasserthiere, unter denen zwey Krokodille und ein Nilpferd bey ihnen; auf winzigen buntscheckigen Häusern sitzen Ibisse (nur mit viel zu kurzen Schnäbeln gebildet). 1 hat damit eine bedeutende Aehnlichkeit, nur ist die dabey liegende beynahe ganze nackte Frau, die den Rücken dem Beschauer und den rückgewendeten Kopf zeigt, von 2 verschieden. Hiermit schließt der Verfasser die Bruchstücke, und geht zu den ganzen Bildnereyen über.

Tafel X. Tanzende Genien, Venus, Bacchanten. 1 und 2 zeigt Venus in einer anständigen Stellung und völlig nackt. 3 ist eine Tänzerin in reichen Gewändern, mit Flügeln, auf den Spitzen der Füße stehend. Man möchte sie für die Muse des Tanzes halten. Der mit Weinlaub und Epheu bekränzte Kopf unter 4 ist der des Silen oder des Greises von Teos, der den jungen Bathyl liebkost. Ein knieender Faun ist unter 5, in den Händen hält er eine Deckelschale, vor ihm schwebt eine Traube. 6 eine Frauengestalt in reichen Gewändern, welche Gori für eine Priesterin hält, die mit einem gottesdienstlichen Gebrauche beschäftigt ist. 7, 8 sind zierliche Friesstücke, Frauengestalten, bey 7 knieend, bey 8 stehend in Zweigranken und unter Blumen.



7 ist besonders zierlich und lieblich, 8 ist schön aber lang gezogen in den Gestalten, und die Falten sind dreyeckig gegen einander gelegt, wenigere Geschicklichkeit als jenes verrathend. Beyde haben beynahe ein indisches Ansehen, und zeigen wieder, wie oft die Kunsterzeugnisse entfernter Völker sich in einzelnen Zeiträumen berühren.

Tafel XI. Amazonen, Greifen, Arimaspen, Arabesken. Die 6 hier abgebildeten Bruchstücke von Friesen zeigen eine vortreffliche und kunstreiche Arbeit; neben Zierlichkeit und Anmuth stehen Regsamkeit und Lebendigkeit. Bey 1, eine mit dem Greifen noch kämpfende Amazone vorstellend, zeigen sich Reste von Farben; der Grund ist blau, der Leib des Greifen gelb, so wie das Kleid der Amazone, deren Kopf eine andere Farbe hat. Auch hier zeigt sich, welches wir bereits an anderem Orte in Rücksicht auf das Mittelalter ausführten und vertheidigten, daß die alte Zeit oftmals die Gebilde in gebrannter Erde anmalte, wodurch die meist zu große Rauheit und Strenge der Masse gemildert ward. Glaubte die alte Zeit sich dieß erlauben zu konnen, so kann das Mittelalter wohl auf eine gleiche Vergünstigung Anspruch machen. Die beyden Arabesken 5 und 6 sind sehr zierlich und hübsch gearbeitet: Knaben, welche auf Greifen, die sich in Blättergewinde enden, und nur Vorderleiber haben, reiten.

Tafel XII. Genien der Musik, Blumengewinde. Der Genius, welcher auf dem Bilde 2 ein Gewinde von Blumen und Früchten trägt, ist lieblicher gedacht, als zierlich ausgeführt. 1 ist indessen noch bey weitem unbeholfener. 7 zeigt die Gestalt eines Merkur, mit dem Flügelstabe und dem Geldbeutel, wie wir ihn so oft in den gallischen Alterthümern von Grivaud de la Vincelle (Bd. VI. dieser Jahrbücher) gefunden haben, nur hier viel zierlicher und lieblicher gearbeitet als dort. Das Hochbild IX. ward 1793 zu Präneste entdeckt; es hat verschiedene Auslegungen in Hinsicht der beyden Gestalten erfahren, die neben der Bildsäule der Minerva stehen, deren Tracht wunderlich ist (sie gemahnt sogar an die Tracht der Amerikaner, besonders in Ansehung des Kopfputzes). Daß tanzende Personen dargestellt werden sollten, scheint uns außer Zweifel, ob aber Priesterinnen, Nymphen, Kriegerinnen, Jägerinnen, die Horen und wie die verschiedenen Ansichten sind, darunter gemeint worden, das möge ein jeder sich selbst entscheiden. Unter 4, 5, 6 sind nur verstümmelte Gestalten dargestellt, aber von einer verdienstlichen Arbeit.

Tafel XIII. Venus, Faunen, Siegesgöttinnen. 2 zeigt die in einer Muschel sitzende Venus, leicht und zierlich gearbeitet. Ob aber 3 eine aus dem Bade kommende Venus seyn soll,

möchten wir doch nicht entscheiden und für wahr annehmen. Die zweyte Reihe stellt drey verstümmelte Faunenbilder vor. Die dritte Reihe zeigt drey Siegesgöttinnen, wohl erhalten und zierlich gebildet.

Tafel XIV. Gegenstände der Heldenzeit und geschichtliche. Perseus mit dem Haupt der Meduse ist unter 2 eine zierliche Arbeit. 7 ist das Kind Herkules, welches die Schlangen erdrückt; der Verfasser ist nicht abgeneigt, dieses Bild für eine römische Nachbildung des Gemäldes zu halten, das Zeuxis über diesen Gegenstand in Griechenland verfertigte. Unter 6 ist eine ihr Kind säugende Frau. Wir können nicht glauben, daß eine Juno darunter gemeint sey, auch nicht, daß es für ein Gelübde, Bild der Lucina, anzunehmen ist, vielmehr vermuthen wir darunter eine Darstellung der Mysterien, die auf ägyptische Bildwerke zurückgeht, und einem großen Kreise von Bildern angehört, der alte und neue Zeit verbindet. Indessen wollen wir auch nicht läugnen, daß das Ganze, von aller Gelehrsamkeit entkleidet, bloß eine ihrem Kinde die Brust reichende Mutter vorstellen kann, ein Gegenstand, der wohl schon an und für sich eine Darstellung verdient. 4 und 8 gibt der Verfasser als undeutlich an, und geht leicht darüber hin. Wir möchten unter 4 eine Hore vermuthen, die auf die Schulter des Gottes der Zeit sich leicht stützt, und in dem Bruchstück unter 8 einen Grabstein für Vater, Mutter und das kaum geborene Kind erblicken; doch weichen wir gern besserer Auslegung. Die Bilder 1, 3, 5 beschäftigen sich mit der bey den Römern und Etruskern so gewöhnlichen Bulla, und besonders ist 1 vorzüglich merkwürdig und einzig in seiner Art zu nennen, da es die Gestalt der Bulle, ihre Ausschmückung, ihre Stelle und die Art und Weise, wie sie umgehängt ward, genau bezeichnet. Merkwürdig ist auch eine Eichel, die am Halse die Bänder zusammenknüpft. In den Bildern auf der Bulla können wir die Gestalten nicht finden, welche der Verfasser darin sieht (Venus, Minerva und Merkur), vielmehr glauben wir vier Genien darin zu ent[illegible]n, der Tapferkeit, der Züchtigkeit und männlichen Strenge und der umschauenden Klugheit und List (dieß angedeutet durch den Schlangenstab des Merkur).

Tafel XV. Verschiedene Gegenstände der Fabel. 1 ist eine Sphinx in jugendlicher Gestalt und mit Entfernung der ägyptischen Beywerke, als Löwenleib, Doppelgeschlecht u. s. w. 5 ein Flötenspieler mit Doppelflöte. Viele Vorstellungen auf diesem Blatte mögen wohl noch eine andere Erklärung verlangen, als ihnen der Verfasser gegeben; wir rechnen dazu besonders 4 und die Frau unter 14, die einen kleinen Hasen auf dem linken Arme

trägt. Der Verfasser entschuldigt hier wieder seine Leichtigkeit, mit der er über mehrere Gegenstande hinweg schreitet.

Tafel XVI. Kopfe mit Kennbildern und verschiedenen Beyzeichen. Der Verfasser verweilt sich nur geringe Zeit bey dieser Tafel, »weil die Gegenstände zu klar sind, oder andererseits wieder zu dunkel, und einer langen Erklärung bedürftig.« Die meisten dieser Untersuchungen möchten aber wohl sehr kärglich ausfallen, ja fast alle ins Ungewisse hineingehen, da wir vieles auf dieser Platte nur für Spiele der Einbildungskraft des Künstlers, nicht aber für Darstellung wirklicher Gegenstände halten. In dieser Hinsicht sind 7 und 8 das Wichtigste, zwey Köpfe, entdeckt im Jahre 1780 in der Todtengruft der Cornelier, unstreitig die Bildnisse von zwey Männern dieser berühmten Familie zeigend, und so auch hierdurch ein ehrenwerthes Andenken.

Tafel XVII. Larven und Bruchstück eines Frieses. Dieß letzte ist unstreitig aus dem Innern eines Bacchustempels, mit reicher Erfindung und zierlicher Arbeit.

Tafel XVIII. Kleidungsstücke, Fußbekleidungen, Trachten. Wir halten solche einzeln hervorgezogene Stücke für die Kenntniß der Tracht und Sitte der Zeit, aus welcher sie genommen, überaus wichtig, und würden sehr wünschen, daß wir dergleichen Sammlungen vereint aus allen Jahrhunderten erhielten, und besonders auch aus dem Mittelalter. Ein solches Bilderbuch, worin nicht die Einbildungskraft der Zeichner herrschte, sondern treue Nachahmung der Vorbilder waltete, würde sehr belehrend und eben so ergeßlich seyn. Die Bekleidung der Gestalt unter 1 ist überaus einfach, aber keineswegs der Zierlichkeit ermangelnd. 2 ist die weit reichere Bekleidung einer Frau, die um ihren Hals eine Büchse hangen hat; faltige und schöne Gewande umhüllen sie. 3 zeigt ein reiches Mantelgewand, das selbst über den Kopf genommen ist. Sehr eigen ist der Kopfschmuck der Bilder unter 4 bis 7, und besonders ist 6 sehr eigenthümlich und beynahe unverständlich. Der Verfasser versichert, daß dergleichen Köpfe häufig in Rom gefunden würden, daß die Arbeit daran meist grob und schlecht sey, und daß viele dieser Köpfe meist zu unwichtigen Werken gehört haben mögen, oder zu abergläubischen Gebräuchen; einige mögen sogar auch Spielwerke der Kinder gewesen seyn. Die Abbildungen der Fußbekleidung, welche auf dem untern Theil dieser Kupferplatte geliefert werden, sind bedeutend wichtig. 10 und 14 scheinen die einfachsten zu seyn, bloß eine Oeffnung, wodurch der Eintritt des Fußes erleichtert wird, ohne Schnüre, um sie zu schließen. 12 zeigt einen Schuh, der mit sich kreuzenden Schnüren geschlossen ist. 9 ist ein Flügelstiefel des Merkur. Der Verfasser bemerkt dabey, er sey roth be-

malt, und dieß komme bey etrurischen Bildwerken aus Thon häufig vor. Unter 11 ist noch eine merkwürdige Kopfbekleidung, durch einen umgeschlagenen Schleyer, der dann über die Schulter geworfen ist. Diese Kleidung erinnert an die der Vestalinnen, obgleich sie derselben nicht ganz entspricht. Sie kommt mit der überein, welche die jungen Mädchen noch zu Rom tragen, und die Amantate genannt wird. An gewissen Festtagen kommen sie in derselben in einem Aufzuge, um die Geschenke zu empfangen, die für sie bestimmt sind, damit sie zur Aussteuer etwas erhalten, oder um die Kosten ihrer Aufnahme in ein Kloster zu bestreiten.

Tafel XIX. Ein alter Keller, Krüge, Inschriften. Die Griechen und Römer bewahrten die geistigen Getränke, und selbst Getreide und Hülsenfrüchte aller Art in Gefäßen von gebranntem Thone, von verschiedenem Maße und verschiedener Gestalt. Sie standen in dem Theile des Hauses, den man cellarium nannte. Unter 29 und 30 findet sich die Abbildung eines solchen Cellariums, wie es 1789 nicht fern von der Porta del Popolo und der Villa Borghese entdeckt worden ist. Ein Mosaikfußboden, schwarz und weiß, ein Tonnengewölbe darüber, geziert mit Arabesken, Blättern, Vögeln u. s. w. machten das Vorgemach aus; das daran stoßende große Gewölbe enthielt die Gefäße, in einer Reihe stehend, worin die feinen geistigen Getränke bewahrt wurden. Darauf folgte ein sehr langer Gang, in dem eine gewaltige Anzahl anderer Gefäße in zwey Reihen stand, alle in den Boden eingesenkt, wie es ihre Gestalt (sie endeten sich in einer Spitze) erforderte. Bey ihrer Auffindung waren sie mit Erde und Asche angefüllt, und so herrscht ein Dunkel über ihre eigentliche, wenigstens über ihre letzte Bestimmung. Eine dieser Urnen, die unter 28 abgebildet ist, und die einzige war, welche einen Deckel hatte, enthielt Wasser, das noch sehr rein war. In einer andern waren mehrere kleine Köpfe von Thon, wie unter 4 einer abgebildet ist, eine Hand von Elfenbein, von der die Abbildung unter 3 ist, und thönerne Gefäßlein, welche zu Thränengefäßen dienten. In einer dritten waren die Knochen eines Ochsen, mit Fleiß zersägt, damit sie hier eingeschlossen werden konnten. In andern waren Knocheh, Köpfe, Kinnladen u. s. w. von verschiedenen Thieren, von vierfüßigen und beydlebigen Thieren, von Fischen, Schlangen u. s. w., von denen der Verfasser verschiedene hat nachbilden lassen. In einigen waren Nadeln von Elfenbein und von Metall, zum Gebrauch der Frauen, und schlecht gehaltene Münzen. Auf den Henkeln mehrerer Gefäße las man die Anfangsbuchstaben M. D. S. und auf dem Henkel des einen Gefäßes, unter 25 und 26 abgebildet, den Namen des Verfer-

tigers, Maturi. Es ist durchaus unerklärlich, welch eine Ursache bewegen konnte, so viel Verschiedenartiges in diese Urnen zu packen. Beklagenswerth ist, daß dieß eigenthümliche Denkmal zerstört worden ist, von dem der Verfasser nur die auf dieser Tafel dargestellten Sachen in seiner Sammlung aufbewahrte. Es gehort zu den vielen, die Sorglosigkeit, Habsucht der Eigenthümer und Raubsucht der Arbeiter zerstörten.

Tafel XX. Gegenstände, die auf Spiele im Circus Bezug haben. Die Vorliebe, welche die Römer zu diesen Spielen hatten, macht, daß man eine gewaltige Anzahl von Abbildungen, dieselben betreffend, in den Kunstsammlungen findet. Der Verfasser überläßt es wieder einem jeden, sich selbst die Abbildungen zu verdeutlichen; wir wollen nur kurz bemerken, was diese Platte enthält. 1. Zwey nackte Fechter, zwischen ihnen eine korinthische Säule. Das Ganze ist Stück eines Frieses, und wahrscheinlich stand eine ganze Reihe solcher Fechter neben einander. 2. Ein Schild über zwey Lanzen. 3. Ein Panzer. 4. Zwey im Galopp befindliche Rosse. 5. Bruchstück eines großen Frieses: neben einem Säulengange scheinen zwey Rosse aus der Erde zu springen, das eine hält und zügelt eine nackte Gestalt. 6. Zwey Gestalten, von denen die eine auf einem Rennwagen stehend, eben die Zügel von der nebenstehenden erhalten zu haben scheint, die ihr noch die Richtung anweiset. 7. Der Obertheil einer Lampe, ein Rennwagen mit zwey Pferden bespannt, worauf ein Wagenlenker steht. 8. Vier neben einander stehende Rosse. Die Abbildungen unter 9 erklärt d'Agincourt allein. 9 ist eine kleine Büchse, die man Sparbüchse nennt; ein Wagenlenker sammelte darin vielleicht Geld. Auf der einen Seite sieht man einen Mann, der zwischen neun kleinen Altären steht, in der rechten Hand eine Palme, in der linken einen Kranz empor haltend. Auf den Altären stehen kleine undeutlich gewordene Buchstaben. Auf der Rückseite liest man Act Max; ob dieß der Name des Besitzers oder Verfertigers, ist nicht klar. Solche kleine Thonbüchsen kommen häufig vor, sie sind auch eines der Geräthe, das aus jener frühen Zeit in die unsere übergegangen ist, und auch damals konnte man das Geld nicht anders daraus nehmen, als daß man die ganze Büchse zerbrach. (Auffallend ist es uns, daß uns noch keine dergleichen Büchse unter den heidnischen Alterthümern Deutschlands vorgekommen ist. Sollten dort dieselben nicht in Gebrauch gewesen seyn? Dieß können wir nicht glauben, eben darum, da sie noch heutzutage bey uns gewöhnlich sind; es muß daher nur, glauben wir, als ein Zufall angesehen werden, daß wir dergleichen noch nicht in Deutschland aufzuweisen haben, wobey auch die Aufmerksamkeit, mit der man

bis jetzt unsere Alterthümer in Deutschland behandelt hat, das Ihre wirken mußte.) — Unter 10, welches der Verfasser auch nicht erklärt, sehen wir einen Sieger auf einem Rennwagen stehen, mit Palme und Kranz in der Hand, acht Rosse stehen vor dem Wagen (scheinen aber nicht alle, sondern nur vier dazu zu gehören), auch sieht man die drey Zielkegel.

Tafel XXI. Gegenstände, die zum Gottesdienst gehören. 1 und 3 sind tragbare Altäre der Penaten. Der eine ist mit einem Blumengewinde geziert, der andere hat die Gestalt eines Fichtenapfels in seinem mittlern Theile. 2 ist eine Minerva, nur 6 Zoll hoch. 5 ist eine zum geheimen Dienst gehörige Gestalt, die eine Schwinge auf der Schulter trägt, worin Früchte mancherley Art stehen, und eine Flasche, welche anzeigt, daß hier ein Gott gemeint sey, der noch weniger der Ehrbarkeit geweiht war, als Bacchus. In dem unter 6 abgebildeten Hochbilde, das eine zierliche und sehr gefällige Zusammenstellung hat, und an dem die Arbeit vorzüglich seyn soll, sehen wir auch mehr ein dargebrachtes Opfer, bildlich durch einen geflügelten Genius, als daß wir ein Opfer des Mithras darin finden sollten, dem es in Einigem sonst entspricht. 7 ist eine sehr entstellte Bildsäule, der Kopf und bis zur Mitte des Leibes fehlend, das andere zierlich gearbeitet: eine weibliche Gestalt, welche zwey Thiere liebkoset; diesem nach eine Cybele. 8 ist Bruchstück einer Lampe, worauf man einen Jupiter in seiner vollen Gewalt als Donnerer sieht. Die Lampe 9 hat vier Dochtlöcher. In der schönsten Zeit Griechenlands athmete aus allen Werken Leichtigkeit, Anmuth und Zier; Bildhauer, Maler, Bildner, ein jeder Künstler schmückte auf zierliche Weise sein Werk, ohne, wie wir schon oben andeuteten (und dieß ist auch auf das Mittelalter auszudehnen, wo eine ähnliche Fülle der Einbildungskraft sich verbreitete), eine bestimmte Darstellung zu bezwecken. Dieß ist denn auch der Fall mit 4, wo auf einer runden Fläche, die zu einem alten Altare gehörte, sich die Gestalten dreyer Frauen zeigen.

Tafel XXII. Andere Gegenstände, die zum Gottesdienst gehören; Votivbilder. Die erste Reihe zeigt hier Augen, Brust, Hand und Fuß; was unter 3 gemeint, ist in der Auslegung der Alterthumsforscher nicht klar; aus der bloßen Abbildung möchte es schwer halten, einen sichern Entscheid zu geben. 10 auf der zweyten Reihe ist der Deckel einer Todtenurne, worauf die Gestalt des Verstorbenen ruht. 9 ist ein Altar, an dem eine Doppellampe vorne angebracht ist, vielleicht ein Zeichen, daß er zweyen Gottheiten geweiht war. 8 ist eine Urne zur Aufnahme der Gebeine und Asche (ohne Henkel gearbeitet, entspricht sie

vielen Gefäßen, die wir in Deutschland finden, und nur der hohe Deckel zeichnet sie aus, der sich indessen auch bey manchen Urnen der deutschen Vorzeit gefunden hat, aber meist so zerbrochen ist, daß man seine Gestalt nicht mehr erkennen kann). 6 ist eine dergleichen Urne, worin die Mumie eines Ibis, die unter 7 dargestellt ist, bewahrt ward; sie ist sehr spitz zugehend. Den übrigen Theil der Tafel nehmen Lampen ein, von denen 15 am auffallendsten gestaltet ist, indem sie einen kurzen Stiefel darstellt, dessen Sohle mit lauter Nageln bewaffnet ist.

Tafel XXIII. Gegenstände, die ebenfalls auf gewisse Art zum Gottesdienst gehören, Hausgeräth, Spielwerke der Kinder. Die kleinen Gestalten, welche die Alten oscilla nannten, sind sehr zu beachten. Bekanntlich sollte sie Herkules an die Stelle der Menschen gesetzt haben, die man dem Saturn opferte, und die kleinen Bildsäulen wurden auf die Altäre des Gottes gestellt, oder an die Bäume gehängt. Man rechnete darunter auch hohle Köpfe, deren Augen und Mund aufstanden, wodurch sie ein lächerliches und linkisches Ansehen erhielten. Vielleicht gehören dahin auch die Bilder, deren Arme und Beine man nach Gutdünken durch Fäden bewegen konnte, indem die Arme und Beine sich in eigends dazu bewahrten Höhlungen bewegten; sie kommen mit unsern beweglichen Puppen (Marionetten) überein. Der Verfasser hat unter 1 bis 5 solche ähnliche Bilder vorgestellt, die man auch in christlichen Gräbern, bey den Gebeinen von Kindern, Knaben und Mädchen, findet, denen sie zum Spielwerk dienten. 13, 14, 15 sind Gefäße, die bey den gottesdienstlichen Gebräuchen angewendet wurden. 6, 8, 9 sind Bruchstücke von Urnen mit Malereyen; eben so 7. Andere, die von schwarzer Masse, haben mit Eisen eingedrückte Figuren. Die Kanne unter A zeigt Sicherheit in der Stellung und Leichtigkeit beym Ausguß; sie gleicht unsern heutigen Formen. 18 ist eine zierlich gearbeitete Gestalt mit Flügeln. 17, die beyden Genien der Musik sind plump gearbeitet. 16 ist eine Sphinx, gefunden wie 17 und 18 im Neapolitanischen. 11 ist ein Knöchlein, das ebenfalls zu einem Kinderspiel gehört.

Eine reiche Sammlung von Lampen theilt hier der Verfasser im Bilde nunmehr auf den folgenden Tafeln mit, und erklärt sie, nachdem er einige allgemeine Worte über die Lampen gesagt hat. Die Lampen leuchteten im Alterthume bey allen hohen Festlichkeiten, und dieser Gebrauch der reinen Flamme zur Verherrlichung der Feyer ist bis auf unsere Tage gekommen. Nicht allein aber bey frohen Festen wurden sie angewendet, auch bey der Trauer, und diese Lampen, die ihre Stellen in den Grabgewölben fanden, sind am meisten auf uns gekommen, und geben uns einen Begriff

von der Sorgfalt, die man darauf verwendete. Wie sie den Beschluß des Lebens feyerten, so auch den Beginn; man zündete mehrere Lampen nach der Geburt eines Kindes an und gab einer jeden einen Namen. Den Namen derjenigen, welche zuletzt erlosch, erhielt das Kind; der heilige Chrysostomus tadelt die Christen, daß sie diesen Gebrauch beybehielten. Die Lampen wurden von Thon, Metall oder auch sogar von Glas gemacht; sie waren tragbar oder fest, wurden aufgehängt oder auf Leuchter gestellt. Gestalt und Verhältnisse wechselten überaus. Nadeln, Zangen, Lichtputzen hat man dabey gefunden. Am häufigsten bildete man sie aus Thon; zwey Flächen an einander, einzeln jede gebildet, leicht zu verbinden, wenn der Thon noch naß war; zwischen beyde ward das Oel gegossen. Sinnbildliche Vorstellungen wurden darauf gesetzt, so wie Gegenstände der Geschichte und Fabel; zuletzt geistreiche Einfälle, Gegenstände der Natur, Blumen und Früchte. Die Inschriften, die sich oftmals finden, sind in sehr verschiedenen Beziehungen darauf gesetzt, und diese Inschriften sind es, die besonders bey den in Deutschland gefundenen Lampen mancherley Betrachtungen erregen, zu vielerley Zweifeln Anlaß geben. Was überhaupt die Lampen betrifft, welche außer Italien angetroffen werden, so sind die, welche in Frankreich entdeckt worden, zu nahe mit den italienischen verwandt, als daß darüber ein Zweifel herrschen könnte. Meist römischen Ursprunges sind die, welche man in Salzburg und am Rheine antrifft. Dagegen ist es ganz anders mit denen, die man in Schlesien und im innern Deutschlande findet. Bey der Anzeige der Budorgis (Bd. VII. dieser Jahrbücher) äußerten wir unser Bedenken: ob wohl überhaupt je Lampen in Schlesien gefunden worden? Wir waren geneigt, ihr Vorkommen zu verneinen. Seitdem haben wir offene Beweise vom Daseyn der Lampen in Schlesien erhalten, indem uns zwey zur Sammlung der Alterthümer der Breslauer Hochschule mit bestimmten Fundorten kamen, eine von Thon, die andere von Glas, beyde in Gestalten, wie sie uns Abbildungen des Alterthums bis jetzt noch nicht geliefert haben. Wir können also hoffen, noch mehrere zu finden und auch darüber zur Gewißheit zu gelangen. Auffallend ist bey jener aus Thon gearbeiteten, zu Cameese bey Neumarkt in Schlesien gefundenen Lampe, daß sie keine obere Bedeckung hat, sondern daß der Theil, worein das Oel gegossen wurde, ein kleines freyes Becken bildet, worin Oel und Docht zusammen schwammen; auf jeder Seite fanden sich außerdem zwey Spitzen zur Verzierung. Wird man erst die deutschen und slawischen Alterthümer durch getreue Abbildungen

kennen, so wird sich ein merkwürdiges Wechselverhaltniß mit dem römischen ergeben, aber auch manche Abweichung klar werden.

Tafel XXIV. Die Gestalt, welche sich auf der Lampe 3 findet, erklärt der Verfasser für den siebenarmigen Leuchter der Hebräer, und diese Lampe ward auch in einem alten jüdischen Begräbniß bey Rom gefunden. 1 und 4 sind zum heidnischen Götterdienst gehörig; auf 1 ist ein Altar, mit darauf brennendem Feuer zwischen zwey Cypressen, wodurch die Manen angedeutet werden. Der wachsende Mond, der der Lampe 4 zum Henkel dient, soll anzeigen, daß sie dem Monde geweiht war. Wenn diese letzte Bemerkung des Verfassers gegrundet und richtig ist, so erhalten dadurch viele Lampen diese Bezuglichkeit auf den Mondesdienst. Die 6 andern dieser Platte, die in den Katakomben gefunden worden sind, deuten alle klar ihren Ursprung aus der ersten Zeit des Christenthums an. 2 ist Eva mit dem Apfel in der einen, dem Feigenblatte in der andern Hand; in der Arbeit derselben zeigt sich noch einige Aehnlichkeit mit der Venus, und so deutet dieß wohl auf die frühe Zeit ihrer Verfertigung. 5 sind die Kopfe des heiligen Petrus und Paulus; die Christen schmückten mit diesen verehrten Köpfen auch ihre Trinkgläser. Die Lampe 6 weiset das Zeichen Christi in etwas anderer Gestalt zwischen α und ω. Die Lampen 7 und 8 sind mit den gewöhnlichen Zeichen der Christen geziert, dagegen ist 9 wieder ganz eigen, indem es ein Pedum weiset, welches ein Andreaskreuz oder eine römische Zehne durchkreuzt. Es ist wahrscheinlich, daß dieses Pedum auf Christus, als Hirte betrachtet, deutet; so ist es der Vorläufer der späteren Krummstäbe.

Tafel XXV. Lampen, geschmückt mit Darstellungen kriegerischer Gegenstände, oder der Kämpfe im Amphitheater. 1 bis 4 zeigen Kämpfe der Gladiatoren in den verschiedenen Stellungen. Diese, so wie die andern auf dieser Platte, rühren aus der besten Zeit Roms her. 5 zeigt zwey Gestalten, welche Blumengewinde und Blumenkränze halten; sie diente, aller Wahrscheinlichkeit nach, zur Erleuchtung bey dem Feste eines Triumphs. Unter 6 können wir unmöglich »la belle figure de Cérès« erkennen, vielmehr sehen wir darin einen Winzer, der in einem Kranze von Weintrauben mit feinem Winzermesser und mit einen Büschel Weinlaub steht. Die folgenden drey Lampen deuten auf Thierkämpfe, die ja auch in den Amphitheatern angestellt wurden und zur Ehre der Verstorbenen bey Leichenfeyerlichkeiten fanden ja oft auch Gladiatoren-Kämpfe Statt; so haben diese Lampen eine doppelte Bedeutung, als Leichenfeyer und in den Spielen des Amphitheaters. Deutet 7 (worauf die Darstellung unklar ist) nicht etwa an, daß zur Leichenfeyer eines Kindes Kampf-

spiele angestellt worden wären? Dahin scheint uns wenigstens das Kind neben der Urne zu deuten. 8 möchten wir auch, als auf einen Meerkampf bezüglich, auslegen, und zwar auf einen glücklich überwundenen, denn erschrocken fliehen die Seeungethüme vor einer siegreichen Gestalt. Die auf 9 vorgestellten vier Thiere und ein Mann deuten wohl schwerlich dahin, daß einer gegen so viele gekämpft, sondern die Fülle der Thiere, welche in den Kampfsplatz traten, scheint uns durch die viere angezeigt zu werden; der kämpfende Mann ist bloß Stellvertreter aller in der Kampfbahn Erscheinenden.

Tafel XXVI. Lampen mit bildlichen (allegorischen) Gegenständen. Die Darstellungen der drey ersten Lampen gehen auf ländliche Gegenstände; 1 ein Genius, ein Lämmchen am Arme tragend, 2 ein solcher auf der Panflöte blasend, und 3 Pan selbst mit dem Pedum in einer tanzenden Stellung, neben ihm sein umgestürzter Korb mit Früchten. Der Elephant auf 4 und die Seeungeheuer auf 5 deuten wohl dahin, daß diese Lampen bey den Spielen des Amphitheaters und der Naumachien, die oft bis in die Dunkelheit der Nacht dauerten, angezündet wurden. 7 zeigt nur die Art, wie ein Maulthier an den Wagen gespannt ward. Auf 8 ist ein Mann abgebildet, der ein spitzes Wein- oder Getreide-Gefäß von Thon (wie wir schon oben zur Aufbewahrung des Getreides und der Weine kennen lernten) in den Händen trägt. 9 ist eine Lampe, die bey Erleuchtungen gebraucht ward; man erkennt in ihrem obern Theile die Art und Weise, wie sie befestigt wurde.

Tafel XXVII. Lampen in sonderbarer Gestalt. Die Lampe 3 deutet durch den Merkurskopf dahin, daß sie in dem Tempel dieses Gottes stand, oder, was auch möglich, in einem Handlungshause. Die andern zeigen gar keine Anleitung, woraus man auf die Art ihres Gebrauchs und ihre Stelle schließen könnte. Die Köpfe 4 und 6 sind vielleicht Bildnisse. 7 zeigt eine besondere und sehr merkwürdige Gestalt; das Ganze ist nichts als ein mit Blumengewinden und Bändern verzierter Stierkopf. Das Stierhaupt ist in den Götterlehren des Alterthums so wichtig, daß es die vielfachsten Deutungen zuläßt. An einen Medusenkopf ist wohl bey 8 nicht zu denken; uns scheint es mehr, wenn auch die Mienen dieß nicht völlig bestätigen, der Kopf einer Frau zu seyn, die in ihrem Schmerze die Haare auflöste. Die übrigen Lampen dieser Platte sind nur den Veränderungen der Einbildungskraft ihrer Meister beyzulegen, die oft genug in's Wunderbare und Abenteuerliche schweifte, bis sie endlich zu den Gebilden überging, welche die folgende Tafel darbietet.

Tafel XXVIII. Lampen von eigenthümlicher und wunder-

licher Gestalt; Darstellungen ausschweifender Gegenstande darauf. Die drey ersten sind solche, die man mit dem Namen lucernae meretriciae bezeichnen könnte. 1 ist Mann und Weib in der Gemeinschaft, wie uns 3 **Jupiter** als Schwan zeigt. 2 ist ein vollständiger Phallus zur Lampe gewandelt. Die folgenden sind mehr lächerliche Gegenstände: 4 ein Frosch, 6 eine Schnecke, 7 ein Hahn. 5 zeigt einen Schuh (einen Sandalenschuh eigentlich), der seine Gestalt einer Lampe leihen mußte. Wegen seiner Eigenthümlichkeit ließ ihn der Verfasser in dreyfacher Ansicht abbilden und merkwürdig ist immer die Masse der Nägel, womit die Sohle bewehrt erscheint. (Es ist hiermit der übereinstimmende Striefel Tafel XXII. 15 zu vergleichen.) **D'Agincourt** meint, daß dieß wohl die alte Fußbedeckung seyn möchte, die man Caliga nannte, und wovon die Krieger Caligati genannt wurden. 8 ist eine unbekleidete Gestalt, die einen nackten Todten trägt; unter 10 scheint die Darstellung einer kriegerischen Strafe in der Tragung einer schweren und schimpflichen Last gemeint zu seyn. 9 ist zierlich gearbeitet und zeigt einen traurenden Schutzgeist. 8 und 9 laßt der Verfasser unerklärt.

Nachdem der Verfasser auf den vorigen Platten gezeigt hat, welchen Dienst die Töpferkunst der Bildnerey gewährte, sollen die folgenden Tafeln nun in Bildern entwickeln, wie sie der Baukunst hülfreich beytrat.

Tafel XXIX. Theile und Schmuck der Gebände. Der Thon ward angewendet, um die Kopfgesimse der Säulen mit korinthischem Blätterschmuck zu umgeben (1), oder um mit Zierlichkeit Krone und Schluß eines verzierten Theils des Gebäudes hervorzubringen (2). Nicht minder eignete er sich dazu, um Schmuck an Thüren und Fenstern zu machen (3), dann aber auch im Hochbilde die Darstellung einer auf Säulen ruhenden Halle zu bewirken (5). — Auf diese Weise trat die Arbeit aus gebranntem Thone auch in die Baukunst des Mittelalters in denjenigen Gegenden ein, in welchen der Mangel eines tauglichen Gesteines, besonders des Sandsteines, nöthigte, die geschmackvollen und kunstreichen Zierathen der altdeutschen Baukunst durch solche Masse darzustellen. Sind nun solche Verzierungen auch nicht denen des Alterthums zu vergleichen, so sind doch einzelne, z. B. besonders in **Brandenburg** an der Katharinenkirche und zu **Tangermünde** am Rathhause, bewunderungswürdig (man vergleiche die Abbildungen beyder Gebäude in **Büschings** Reise durch einige Münster und Kirchen des nordlichen **Deutschlands**. **Leipzig** 1819.).

Die Abbildungen unter 10 und 11 zeigen, wie reich und verschieden diese Arbeiten ausgeführt wurden. — Nicht minder

ward die Töpferkunst angewendet, um Wasserausgüsse zu machen (die uns in der altdeutschen Baukunst des Mittelalters, meist aber von starkem Gestein, so häufig begegnen); hier sehen wir unter 4 einen Wolf und unter 6 einen Menschenkopf. Die Abbildungen 7, 8, 9, die überaus zierlich gearbeitete Werke darstellen, unter denen das eine die Inschrift hat: *ΑΘΗΝΑΙΟΥ*, sind nicht erklärt worden; wahrscheinlich ist es Schmuck, der den obern Theil der Gesimse und zwar frey stehend, bekrönt.

Tafel XXX. Schmuck von Gebäuden, Wassergüsse, Fratzengesichter. Der Verfasser läßt diese Tafel ganz ohne Erklärung, die er dem Beschauer überläßt. 2, 3, 5 Köpfe mit geöffneten Mäulern, stehen zwischen den Ausgüssen und Larven mitten inne; als eine Fratze ist nur 6 anzuerkennen, andere Köpfe dagegen, besonders auf 9, sind mit Zartheit und Zierlichkeit behandelt, eben so 1, 4, 7. Der Kopfputz auf 8, mit vielen Lockenreihen, einer Art Bund und einem weiten Schleyer, ist höchst auffallend und sonderbar.

Tafel XXXI. Vorheftbilder (antefixa). An den Tempeln und andern Gebäuden überragte die Mauer mancher kleiner Schmuck an Bildern, Gestalten, Arabesken; diese nennt die alte Zeit so, wie wir eben eingeklammert bemerkten, und das die deutsche Erklärung nicht hinlänglich genug bezeichnet. Griechen und Römer kannten sie und wendeten sie an. Das zierlich gearbeitete Stück unter 8 kam aus Athen, 7 und 9 sind in der Umgegend Roms gefunden worden, so wie alle andern dieser Tafel. Sie sind sieben, neun bis eilf Zoll hoch, und sechs, sieben bis acht Zoll breit; diese Maße zeigen zugleich an, wie groß solches Bildwerk in der Regel gemacht ward. Eine andere Art von Vorheftbildern ward von Bronze, Marmor oder Stein gemacht, und man wendete sie an, um die Ecken der Begräbnißurnen der vorzüglichsten Art zu schmücken. Wo sie nun auch angebracht wurden, immer richteten sich die Darstellungen nach dem Zweck des Gebäudes, welches sie zierten. Die Siegesgöttin unter 2 zwischen den Meerungeheuern hat große Aehnlichkeit mit der Darstellung, welche die Lampe auf Tafel XXV. 8 zeigt. Der Verfasser glaubt, dies Stück dem Augusteischen Zeitalter beylegen zu können, da August dadurch den Sieg zur See bezeichnete, dem er die Herrschaft der Welt verdankte.

Tafel XXXII. Zeichen von Handwerkern auf Dach- und Mauerziegeln. Die Gesetze verlangten von den Verfertigern der Mauer- und Dachziegel, daß sie ein Zeichen ihrer Anfertigung darauf setzten. Man findet daher einen Namenszug, oder die Gestalt einer Gottheit, eines Menschen, eines Thieres, Pflanzen, Blumen, Urnen, gestellt in die Mitte eines Kreises; in

dem Umkreise zeigte eine Schrift in großen Buchstaben an: den Namen des Töpfers oder des Herrn, dem der Ofen gehörte, den Ort, wo die Verfertigung Statt gefunden, den Namen des Landstrichs, aus dem der Thon genommen, den des Eigenthümers und bisweilen das Jahr des Konsulats. Dadurch wurden die Arbeiter gezwungen, die Steine so einzurichten, wie es die Nothwendigkeit erforderte, wenn sie haltbar seyn sollten, die Maurer durften keine andere, als also bezeichnete, nehmen. Dieß ist die Ursache, daß die Steine, die man heuzutage noch entdeckt, von einem so fest zusammenhangenden Thone und so wohl gebrannt sind, daß, wenn man daran klopft, sie einen Silberton von sich geben; nach einer so langen Reihe der Jahre scheinen sie beynahe unzerstörbar. Selbst in den Zeiten des Kunstverfalls wachte man noch über diese Gesetze; Theodorich ließ eine große Anzahl von Ziegeln brennen, um die alten Gemäuer der Stadt auszubessern, und ein solcher Stein ist wahrscheinlich der, welcher vom Verfasser unter 13 abgebildet ist, und in seiner Gegenwart bey der sehr alten Kirche der heiligen Praxedis gefunden ward. Die Inschriften der Ziegel lehrten uns, seitdem man sie genauer betrachtete, eine große Masse geschichtlicher neuer Entdeckungen, und in der Zeitfolge ward vieles anders bestimmt und genauer festgesetzt. Die Inschriften, welche die hier mitgetheilten Steine enthalten, erklärt der Verfasser durch eine deutlichere Schrift, läßt sich aber auf Auslegung derselben nicht weiter ein. Auch wir müssen bloß auf das Bild verweisen.

Tafel XXXIII. Formen in gebranntem Thone, um Hochbilder darin zu verfertigen. Der Verfasser fand selbst die hier mitgetheilte Form in einem Weinberg bey Ardea. Das Bild stellt zwey Krieger vor, beyde ohne Waffen des Angriffs, nur mit Helmen und der eine mit einem Schilde. Einer kniet, der andere legt ihm die Hand auf's Haupt.

Tafel XXXIV. Formen verschiedener Art. 1 ist die Form eines wohlgearbeiteten Laubwerks und eines Kopfes dabey, Theil eines schön geschmückten Frieses. 2 ist die Form einer Münze, deren eine Seite nur hier vorhanden ist und eine tief hineingearbeitete weibliche Gestalt zeigt, welche in einer Hand ein Steuerruder, in der andern ein Füllhorn hält; daneben steht einer Seits ein S und anderer Seits ein C. Caylus gibt eine Form in der Gestalt eines Zylinders, wie sie hier unter 3 nachgestochen ist. 4 ist der Nachstich einer Münzform, die Ficorini (Piombi antichi. *Roma* 1740.) gab. 5 sind Formen christlicher Sinnbilder, einer Palme und des Namenszeichens Christi (Labarum *Constantini*). 6 sind die Formen zu 2 ex voto Bildern, ein Bein und zwey Herzen. Man befestigte sie in den Tempeln, wie

noch heutzutage in den katholischen Kirchen, zum Dank für geschehene Heilung oder um Genesung zu erbitten.

Tafel XXXV. Hochbilder in Gyps. Die hier dargestellten Hochbilder wurden in einem verlassenen und in Trümmer fallenden Wasserbehälter bey Mola di Gaeta gefunden. Die Zierlichkeit der Arbeit ist nicht eben zu rühmen, und wir würden ihre Bekanntmachung ohne Bedauern entbehrt haben.

Tafel XXXVI. Griechisches Gefäß, mit Malereyen geschmückt. Das hier abgebildete Gefäß gehört dem Herrn Edward Dodwell, der eine Reise nach Griechenland gemacht hat, und in dessen Gegenwart sie in einem Grabmale bey Korinth, das in einen Felsen gehauen war, gefunden worden ist. Nachdem diese Urne aus der Form gekommen, scheint sie noch auf der Drehbank vollendet worden zu seyn. Der Thon ist überaus rein, fest und fein und von einem etwas ins Gelbliche fallenden Roth; die Gestalten und der ganze Schmuck sind schwarz aufgemalt, die Umrisse der Gestalten sind in den Thon eingeritzt. Die Urne ist in ihrer natürlichen Größe abgebildet und dann auch verkleinert, mit Bezeichnung des daran fehlenden Stückes. Ein Deckel schließt das Gefäß fest und die Gestalt entspricht der von den Gefäßen, worin wohlriechende Kräuter neben den Todten gestellt wurden. Thiere, Blätter, Rosen sind in wechselnder Gestalt auf dem Bauche des Gefäßes; der Deckel zeigt Sphinxe, Vögel und mehrere Menschengestalten in verschiedenen Stellungen, bey denen in griechischen Buchstaben einzelne Wörter, zum Theil nicht mehr lesbar, stehen.

Den Schluß der Kupfer, auf Tafel XXXVII, macht ein Denkmal auf den Grafen Caylus.

Büsching.

Art. IV. Platon. Eine Rede von Ferdinand Delbrück, gehalten zu Bonn den 22. April 1819, bey Eröffnung seiner Vorträge über Platons Lehre von den göttlichen und menschlichen Dingen. Bonn, bey Adolph Markus, gr. 8. 32 S.

Sokrates. Betrachtungen und Untersuchungen von Ferdinand Delbrück. Köln 1819, bey Johann Peter Bachem. kl. 8. VI. 138 S.

In Nro. 1 entwickelt der dem gelehrten Publikum durch mehrere geistreiche Schriften rühmlich bekannte Verfasser die Gründe, die ihn bestimmt haben, bey seinen Vorträgen über die Philosophie den Platon zum Meister und Führer zu erwählen, bald einzelne seiner Werke auslegend, bald seine Lehre über die göttlichen und menschlichen Dinge im Zusammenhange vortragend,

und die Ergebnisse sowohl seiner eigenen, als auch fremder Forschungen mit Platon's Behauptungen zusammenstellend. In der ganzen Rede betrachtet er übrigens, in das tiefere Wesen der alten Philosophie nicht eingehend, den Platonismus mehr äußerlich, in Hinsicht nämlich auf den Zweck unsrer philosophischen Bildung. Wir wollen daher nur Einiges berühren. S. 15 sagt der Verfasser: »Höchst merkwürdig ist es, daß in Platon's Seele der Glaube an ein vorirdisches Daseyn früher wach ward, als der Glaube an ein nachirdisches, daß er diesen anfangs aus jenem herleitete, dann unabhängig von ihm machte, später in Verbindung setzte mit der Lehre vom Daseyn Gottes, und erst gegen das Ende seiner Laufbahn der Ueberzeugung von einem ewigen Leben im Sinne des Christenthums nahe kam.« Diese Ansicht halten wir für irrig; denn schon in einem der frühesten Gespräche, im Phädros (S. 245 c. ff.) trägt Platon die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele mit der größten Bestimmtheit und Bündigkeit vor, und knüpft an dieses unsterbliche Wesen der Seele ein vorirdisches und nachirdisches Leben an, jenes in Gemeinschaft, dieses in Wiedervereinigung mit Gott. Und gerade diese Philosopheme sind die eigentlichen Fixsterne des Platonischen Systems; denn wir finden sie in den frühesten, wie in den spätesten Werken des Platon mit gleicher Zuverlässigkeit ausgesprochen.

Nro. 2 ist weder eine vollständige Charakteristik des Sokrates, noch eine Darstellung und Würdigung seiner Lehren, was man aus dem Titel vermuthen könnte, sondern eine Beleuchtung mehrerer Stellen, in der dem Platon zugeschriebenen Vertheidigung des Sokrates. Der Verfasser erklärt sich zuerst über jene bekannte Stelle der Apologie, in welcher erzählt wird, das Delphische Orakel habe den Sokrates für den Weisesten erklärt, weil der Weiseste nur der sey, der so, wie Sokrates einsehe, daß er nichts wisse. Aller Philosophie Anfang, Mitte und Ende ist Haß gegen das Scheinwissen; die Dialektik dient nur dazu, den Irrthum aufzudecken, die Erkenntniß der Wahrheit aber hat zur Quelle etwas höher liegendes, als die Vernunft. (S. 12). Des Sokrates Berufung auf das Delphische Orakel ist dem Verfasser keine scherzhafte Verstellung, vielmehr bezieht er sie auf den Glauben des Sokrates an unmittelbare göttliche Eingebungen, der in den innersten Eigenthümlichkeiten seines Geistes so tief gewurzelt, und mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen so innig und vielfach verzweigt gewesen sey, daß er ohne denselben für die Philosophie nicht habe werden können, was er geworden sey. Dieser Glaube habe auch die herrschenden Meinungen seiner Zeit

über Offenbarungen der Götter durch Zeichen und Träume, und namentlich über die Heiligkeit der Orakel, vorzüglich des Delphischen, begründet. Von diesem Glauben nun erfüllt habe Sokrates, wenn die innere Stimme, das Dämonion, geschwiegen, die rathfragenden Freunde nach Delphi gewiesen, um den Gott zu vernehmen. Ohne Sokrates Vorwissen fragte einst sein Freund Chärephon das Orakel, ob jemand weiser sey, als Sokrates, und dieses antwortete: niemand sey weiser. In diesem Ausspruche erkannte Sokrates den Beruf, die Scheinweisen zu beschämen, das eingebildete Wissen zu entlarven und die ihm von der Gottheit geoffenbarte Wahrheit gegen Angriffe zu schützen und, so weit die Kraft seiner Worte reichte, zu verbreiten. Der prophetische Eifer, womit er jenem Berufe nachkam, konnte nicht anders als Aufsehen machen; dazu kam, daß sich Sokrates unter dem besondern Schutze des Dämonions zu stehen rühmte. Alles dieses gab seinen Feinden einen scheinbaren Grund, ihn gerichtlich zu belangen (nach der Berechnung des Verfassers, dreyßig Jahre nach der Befragung des Orakels durch den Chärephon). — Uns scheint der Verfasser zu viel Gewicht auf jene angebliche Befragung des delphischen Orakels zu legen; noch weniger können wir ihm beystimmen, wenn er psychologische Folgerungen daraus macht, und fast die gesammte Denk- und Handlungsweise des Sokrates daraus ableitet. Vor nichts, meinen wir, sollte man sich mehr hüten, als vor dem einseitigen Beginnen, da, wo die Angaben unzuverläßig und mangelhaft sind, etwas Einzelnes aufzugreifen und es zur Grundlage eines Ganzen zu machen, und ins Besondre vor der Verkehrtheit, die in den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie noch so häufig sich findet, den Geist und die Tendenz eines ausgezeichneten Mannes nach beschränkten psychologischen Momenten zu beurtheilen, indem man irgend einer Angabe folgend seinen Charakter einseitig auffaßt und nach diesem sein Gesammtwesen bestimmt. Den echten Sokrates hat uns unstreitig Platon, der am fähigsten war, sein tieferes, esoterisches Wesen und Leben zu erfassen, am richtigsten geschildert, vorzüglich im Phädon und Symposion; und ihm zu Folge müssen wir den Sokrates als einen der echten, esoterischen Weisen von Hellas betrachten, dessen innerstes Wesen reiner Enthusiasmus (im eigentlichsten Sinne des Wortes) war, also das Gegentheil aller Schein- und Schulweisheit. Er stand, wie er selbst im Phädon sagt, im Dienste des Apollon, nicht wegen jenes angeblichen Ausspruchs des delphischen Orakels, sondern so, wie Pythagoras und alle älteren Weisen, welche echte Priester der reinen Lehre (der Apollons-Weisheit) waren: eine Schule, die mit Orpheus

(d. h. der ersten Verbreitung der esoterischen Lehre in Hellas) begonnen und mit Platon sich geschlossen hat. Diese Ansicht, als die umfassendste und erschöpfendste, müssen wir festhalten, und ihr gemäß das Eigenthümliche der Sokratischen Lehre und des Sokratischen Lebens nicht auf etwas Persönliches oder besondere Begegnisse, die auf ihn eingewirkt, beschränken, sondern im Geiste der alten Weisheit, die ihn erfüllte, auffassen und würdigen. Eine Folge jenes enthusiastischen Geistes war z. B. die Insichselbstversinkung des Sokrates (die wir auch bey den alten orientalischen Weisen finden, s. *Plin.* H. N. VII. 2. *Oupnek'hat* Th. I.. S. 294. *Zendavesta* II. Nr. 3 u. a.), nicht, wie Delbrück meint S. 17, eine Wirkung des Dämonischen, welches ihn oft in seinem Gange unterbrochen habe, daß er stille gestanden, und mitten im Reden, daß er plötzlich geschwiegen und in sich selbst versunken sey. Eben so ungenügend ist es, wenn der Verfasser die Anklage des Sokrates auf jenen Orakelspruch und das Dämonische gründet. Ihr Grund liegt unstreitig tiefer, nämlich in dem vollkommenen Gegensatze der Sokratischen Lehre und des Sokratischen Lebens, als eines echt philosophischen und enthusiastischen, gegen das exoterische, in Sinnlichkeit und eitlen Schein versunkene Treiben des athenäischen Volkes, insbesondre in der Verderbtheit des athenäischen Freystaates. So wie nämlich die damaligen Athenäer von Seiten der Religion Freydenkerey mit Deisidämonie verbanden (denn das Falsche straft sich stets selbst dadurch, daß es sich in sein Gegentheil umkehrt, sich selbst also zerstört), so war auch die republikanische Freyheit durch die ungebundene Willkür des Volkes mit Tyranney verknüpft: das von der echten (sich selbst mäßigenden und beschränkenden) Freyheit abgefallene und in frevle Willkür herabgesunkne Volk suchte das Schattenbild des demokratischen Lebens mit ängstlicher Furcht festzuhalten, und strafte mit despotischer Strenge und unerbittlicher Härte jeden, von dem es einen Umsturz der Religion, der Staatsverfassung u. dgl. besorgen zu müssen meinte. Die Feinde des Sokrates (vorzüglich die Politiker, deren eingebildetes Wissen Sokrates entlarvt und von denen er die talentvollsten Jünglinge abgezogen hatte, Verachtung gegen sie ihnen einflößend) hatten daher ein leichtes Spiel ihn zu verderben; sie brauchten nur das Volk und seine Führer durch die Vorspiegelung zu schrecken, daß Sokrates damit umgehe, die Religion und die Staatsverfassung umzustoßen, indem er neue Götter einführen wolle und die Jugend verderbe (d. h. sie übermüthig mache und ihnen Verachtung gegen die bestehende Verfassung einflöße, s. Xenoph. Denk. d. Sokr. I. 2. 9.); und ihre Absicht war erreicht.

Der Verfasser trägt darauf seine Bedenklichkeiten über einige Stellen in der dem Platon zugeschriebenen Apologie des Sokrates vor, welche er für ein echt platonisches Werk hält; zuerst über die Stelle, wo Sokrates sagt, er könne die Jugend nicht vorsätzlich haben verderben wollen, weil er sich dadurch selbst nur Böses würde zubereitet haben; und habe er sie unvorsätzlicher Weise verderbt, so erheische sein Vergehen nicht öffentliche Anklage, sondern Belehrung. Herr Delbrück setzt das Ungeeignete dieser Rechtfertigung auseinander, und zeigt, daß diese Stelle des Sokrates gänzlich unwürdig sey. Die zweyte Stelle ist die, wo Sokrates vom Dämonion redet und zu beweisen sucht, daß er, weil er an Dämonisches glaube, auch an Götter glaube. Der Verfasser behauptet mit Recht, daß das Ganze auf ein nichtiges Spiel mit dem Worte dämonisch hinausläuft. Wir wünschten aber, er wäre noch weiter gegangen, um den eigentlichen Punkt zu treffen. Diese Vertheidigung nämlich ist bloß sophistisch und rhetorisch (also ganz antisokratisch und antiplatonisch), weil sie nur leeren Schein und Täuschung bezweckt, und die ganze Apologie keine platonische Hervorbringung — so sehr man sich auch bemüht hat, sie als eine platonische Schrift in Schutz zu nehmen —) sondern das Machwerk eines Redners. Daher wir auch viele darin vorkommende Angaben, wie jene vom Ausspruche des delphischen Orakels, auf welche der Verfasser so viel baut, für bloße Legenden halten, so lange sie nicht durch gültige Autoritäten bewährt sind. In den eigentlichen Sinn der Anklage, über welchen uns Xenophon in s. Denkw. d. Sokr. I. 2. 9. ff. belehrt, ist der Verfasser der Apologie gar nicht eingegangen, indem er nach den Grundsätzen der damaligen sophistischen Beredsamkeit das Wahrscheinliche und Täuschende dem Wahren vorgezogen hat (vergl. Platons Leben und Schriften, S. 480 ff.). Die dritte dem Verfasser anstößige Stelle ist die, wo Sokrates vom Tode redet und unter andern äußert, daß der Tod auch dann ein großer Gewinn sey, wenn er einem traumlosen Schlafe gleiche, die Vernichtung folglich als etwas Wünschenswerthes betrachtet, was gleichfalls der sokratischen Gesinnung widerstreitet. Der Verfasser gesteht, daß, welchen Ausweg man auch wähle, um aus den Zweifeln, Schwierigkeiten und Anständen gegen die angefochtenen Stellen herauszukommen, man nur auf unerfreuliche Ergebnisse hingeführt werde. Doch faßte er, wie er berichtet, späterhin eine Ansicht, die ihn auf immer beruhigte und ihm jeden der sich darbietenden Auswege gleich willkommen machte. Diese Ansicht verdankt er der Unterredung mit einem Freunde, mit welcher er sein Werk schließt. Es sind die Worte eines scheidenden Freundes, die ihm jene Be-

ruhigung gewähren: »Wahrlich! ich sage euch, unter allen, die vom Weibe geboren worden, ist nicht aufgekommen, der größer sey als Sokrates; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er.« Wir dagegen sind der Meinung, daß es eines so großen Umweges oder gewaltsamen Sprunges nicht bedurft hätte, um wegen der Apologie zur Beruhigung zu kommen. Sokrates und Platon sind vertheidigt und gerettet, wenn man sie nicht mit dem sophistischen Rhetor verwechselt, der die Apologie verfaßt hat. A.

Art. V. Glossarium Germanico-latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis bavaricarum. Collectum et illustratum a Laur. de *Westenrieder*. Tomus prior. (A — Z.; nebst zwey Tafeln alter Schriftproben.) *Monachii*, typ. *Zangl*. 1816. In Fol. S. XLIV und 696 Sp.

Was durch den Titel des vorliegenden Werkes bezeichnet wird, ist die Lösung einer Aufgabe, die für das gründliche deutsche Geschichtstudium und zunächst für die gesammte germanische Alterthumskunde von größter Wichtigkeit ist. Erwägen wir, wie mannigfaltig die seit zwanzig Jahren gewonnenen besseren Einsichten in diesen Fächern sind, und wie groß und vielverbreitet der Eifer und das Interesse für beyde geworden: so muß es uns billig Wunder nehmen, daß seit den Glossaren von Haltaus 1758 und Oberlin 1782, ungeachtet der Menge der seitdem bekannt gewordenen altdeutschen Urkunden, Rechtbücher ꝛc., und der durch sie dargebotenen neuen Stoffe, dennoch kein einziges erklärendes Handbuch, weder für sich bestehend noch zu jener Ergänzung, erschienen ist, was doch um so nöthiger gewesen wäre, da fast alle jene Urkunden ꝛc. ohne nähere Interpretation herausgegeben wurden. (Eine Ausnahme macht hier der achte Theil von Walchs Beyträgen zum deutschen Recht, 1793, der uns aber nicht zur Hand ist.) Endlich erhalten wir nun durch den seit vielen Jahren durch so manche Bemühungen für die Geschichte seines Vaterlandes rühmlich bekannten Westenrieder ein altbayerisches Glossarium, welches sowohl deßhalb, weil eine Hauptquelle desselben, die Monumenta Boica (von 1763 bis 1813 ein und zwanzig Quartbände) von Oberlin gar nicht benützt worden, als weil dieses Werk zugleich für das übrige südöstliche Deutschland so vielfältig anwendbar ist, die Vermuthung eines ausgezeichneten Werthes für die Förderung der deutschen Alterthumskunde für sich hat. Ein Werk dieser Art erlaubt schon seiner Natur nach keine sogleich hinterher folgende Beurtheilung; wenn wir aber, statt einer oberflächlichen Anzeige, uns dießmal zu

einer umfassenderen Prüfung anheischig machen, als noch je einem solchen Werke, wie wichtig es auch seyn mochte, zu Theil geworden: so glauben wir deßfalls vorzüglich durch den Wunsch gerechtfertigt zu seyn, die so nothwendige Bearbeitung eines uns noch immer mangelnden Handworterbuchs über die altdeutsche Urkundensprache durch diese Beurtheilung vielleicht mit zu veranlassen, wiewohl unsern rechtskundigen Germanisten eine solche Einladung mit weit größerem Rechte zustehen würde. Auch den Freunden unserer alten poetischen Literatur müßte ein Wörterbuch der Art überaus willkommen seyn, da so viele Wörter und Ausdrücke bey den Dichtern, die auf den ersten Blick oft nur allgemein verständliches zu enthalten scheinen, erst durch die Prosa der Urkunden und Rechtbücher ihre wahre Bedeutung und richtiges Verständniß erhalten.

II. Der Verfasser dieses Glossariums hatte früher über den Inhalt einzelner (leider nur weniger) Theile der Monumenta Boica in der Münchener Akademie öffentliche Vorlesungen gehalten; im Jahre 1802 edirte er das Rechtbuch des achtbaren Vorsprechen Ruprechts von Freisingen (1332), mit der Uebersetzung eines Theils und einem kleinen, freylich sehr ungenügenden Wortbuche; diese und andere, durch die Herausgabe der Monumenta Boica veranlaßten Vorarbeiten führten ihn zur Bekanntmachung des vorliegenden Glossars. Was darin geleistet worden, darüber gibt der Titel freylich keine genügende Anzeige; Jeder müßte nach ihm glauben, die Behandlung wäre lateinisch, was doch zum Glück gar nicht der Fall ist; außer einem »idem ac« sind die Erklärungen alle deutsch. Was der nächste und beste Plan für ein solches Glossar gewesen, darüber wird jeder Kenner mit uns einverstanden seyn; der Verf. würde nämlich zunächst auf die Ergänzung des unübertroffenen Haltaus'ischen oder doch des Oberlinischen Werkes durch die bayerischen Rechtbücher und Urkunden bedacht gewesen seyn, bey gleicher Vollständigkeit der Belege, wie in ersterem; alles übrige, durch die bayerischen Quellen dargebotene, aber dort schon enthaltene, dagegen nur kurz erklärt haben. Statt dessen hat Westenrieder, der (wiewohl die Reihe von A bis Z geht) uns hier einen ersten Band vorlegt (»theils, weil die ganze Sammlung, in einem Band zusammengetragen, einen solchen zu groß gemacht haben würde«), außer den obsoleten Wörtern des ersten und mittleren Zeitalters (über jenes hier keine weitere Bestimmung) eine, jede Seite mit anfüllende Reihe gemein-bayerischer Wörter mit eingemischt, von deren meisten in den Urkunden jener Zeiten auch nicht eine Spur zu finden ist; außer diesen Provinzialismen aber finden sich hier, wo sie doch gewiß Niemand sucht, noch unzählige

dem gemeinüblichen Schriftdeutsch angehörige Wörter. Der Verf. meint zwar, daß er derlei als »Sonderbarkeiten von Bayern« bemerkt habe, dürfte keine Makel des Werkes seyn; aber gewiß wird Jeder einverstanden seyn, daß es völlig zweckwidrig ist, wenn man uns hier Artikel darbietet, wie folgende, die, nur angedeutet, Jeden, der die alte Sprache kennt, »über ihre ganz unfügliche Einmischung in dieses Glossar belehren werden: »abnehmen; jemanden ausmachen; anziehen, sich ankleiden; bildschön; brazelet (»von Braze«); caput machen; etwas concipiren; einfältig; Gass—»Item Gaß(s), eine Luftart;« ein Jaherr; Paßport, »eigentlich Paßwort;« unter Mutterkorn eine ganze Stelle aus Hellmuths Naturgeschichte; Perücke, celtisch etymologisirt; »Sieb (prov.),« wird genau erklärt, als ob das deutsche Sieb ein bayerisches Provinzial-Wort wäre. — Genug dieser Beyspiele. Eine größere Nachsicht gebührt der durch den Titel (vocum *inprimis* bav.) nicht abgelehnten Einfügung anderweitiger alter Wörter, selbst niederdeutscher, obgleich sie schwerlich je in bayerischen Urkunden vorkommen; sie passen aber doch schon darum nicht gut, weil sie einzeln, nur wie auf gerathewohl hier vertheilt worden sind; so unter bresten Brocke (l. Broke), nachher Bruch, Broche; so Brink, was Adelung nur als Niedersf. kennt; Drost, Dunen, Gilde, Hühne, Maschopey, Omsaten, Settinge, vergaddern, warlois laten (cöln.), Wilbolds-recht, und nicht sehr viel andres der Art. — Wir werden in der Folge unter jenen mundartischen oder gemein-deutschen Wörtern höchstens nur noch ein Beyspiel ausheben, und von nun an zu dem eigentlichen Gebiete dieses Glossariums, dem altdeutschen, übergehen, der, abgesehen von den eben nicht zahlreichen Sprößlingen der Latino-barbara, aus einzelnen nur kurzer Erklärung bedürfenden Gemeinwörtern der Sprache, sodann aus Eigennamen und Benennungen der Monatstage, endlich aus ausführlicheren Erörterungen solcher Wörter besteht, an die irgend ein altdeutsches geschichtliches oder Rechtsverhältniß sich anknüpft. Unter diesen letzteren Wörtern gaben die Landstände den ausführlichsten Artikel; über sieben Kolumnen.

III. Da wir auf solche Art den Inhalt dieses Glossariums hinlänglich bezeichnet haben: so bietet sich uns zunächst die lexikalische Methode in dem nun einmal Gegebenen zur Prüfung dar. Da dieser Punkt selbst bey dem durch andere philologische Arbeiten nicht unberühmten Oberlin manche tadelnswürdige Seite darbietet: so liegt dem Beurtheiler um so mehr die Pflicht ob, die Fehler des vorliegenden Glossariums in dieser Hinsicht keineswegs zu verbergen. Zuerst erinnern wir, wie vortheilhaft es

gewesen wäre, dem Werke eine kurze altbayerische Dialektologie vorzusetzen, wo die Abweichungen der Sprache der bayerischen und österreichischen Urkunden von dem unverdorbenen Altschwäbischen (als dem vormaligen rein-hochdeutschen) ohne viele Pünkteley wären angezeigt worden. Dahin gehört z. B. die öftere Aenderung des Konsonanten w in b (und umgekehrt), z. B. sinbel statt sinwel; sodann in der Wörterbildung die Substantive auf-um oder umb, wie sie im altbayerischen gar häufig statt -ung lauteten; z. B. irsalumb (Mon. Bo. 17, 308. steht dafür irrfalumb) st. irsalung; wo denn, damit man z. B. nicht etwa in dem isolirt dastehenden vreitum eine Freytung statt des Freythums voraussetze, die Beyfügung des Artikels nöthig ist. Sind derlei Abweichungen zum Voraus ausgezeichnet: so kann der Glossator, in den einzelnen Fällen, sich jede unnöthige Ausweisung darüber ersparen. — Eine große Unbequemlichkeit ist es hienächst, daß auch W. die in der alten Schreibung bald so, bald so gebrauchten Zeichen der Folge des gemeinen Alphabets unterworfen hat, statt die gleichgeltenden Buchstaben unter einem zu ordnen; so ist i und das üble y (was ja im Deutschen ein doppelt geschriebenes ij, kein griechisches, dem x folgendes y-psilon ist) hier immer weit aus einander gerückt; jenes Freitum erscheint später wieder als Freytum (zuletzt gar als Vreutoum!); so sind die so oft wechselnden F und V weit aus einander zerstreut, dort folgen, hier Volg, volgen, wo denn stets dasselbe wieder vorkommen muß; wie dieß auch so oft bey den mit B und P anfangenden Wörtern im alt- und neubayerischen der Fall ist. Hienächst steht die Einreihung so vieler abbreviirten Formen in einem solchen Werke gar übel, wie sie denn in allen gedruckten Büchern durchaus unrathsam ist, wo es an genau entsprechenden Typen mangelt, während in dem Falle, daß hiefür hinlänglich gesorgt ist, die Beybehaltung der alten Schriftkürzungen der Raumersparung und des schnelleren Lesens wegen in Werken, wie z. B. die monumenta boica, höchlich zu wünschen seyn würde. Hätte W. die völlig ausgeschriebenen Wörter aufgeführt, und ihre, zufällig von ihm gefundene Abbreviatur daneben gestellt: so wäre auch das ganz unnöthig gewesen, da man mit alle diesen wiederkehrenden Zeichen sich vorgängig aus den vielen, auch in der Vorrede aufgezählten, diplomatischen Anweisungen bekannt zu machen hat. Um das Uebel noch größer zu machen, hat W. die abgekürzten Sylben nun auch noch nach ihren sichtlichen Buchstaben eingereiht; so steht H'tzog nach Hewr, Kr'sten (? Christen) nach Kro-; P'fing (? Pfening) nach Pfer-; T'we (triwe, Treue), dann Twingen, dann T'wleich. Durch die fatale Einmischung dieser nicht gehörig abgedruckten Abbreviaturen und wohl

auch durch die übel gewählten Kapitalbuchstaben (welchen Vortheil gewährt denn MANUALBENEFICIUM etc. ?) haben sich nun eine Menge häßlicher Unwörter in dem Abdruck dieses Glossars eingeschlichen, wie z. B. Gewt, Geut (st. gewert); Gnter, ohne Strich darüber, Gaestl, Gnipliche, Priarch; Prst'; rechutigen und im Citat sogar rechtutig; gevnlev't, und andres der Art. Jene großen Buchstaben sind auch deßhalb untauglich, weil sie, was bey Glossaren und Idiotiken nie übersehen werden sollte, im erforderlichen Falle die Beyfügung des Accents zur Bezeichnung der Aussprache nicht gestatten; unser Verf. versteht engen(!), ANGEN wirklich als engen, also als ängen, da doch »ob mich anget etleich not« nicht änget, sondern angèt (an geht, ankömmt) zu lesen ist. Bises, Bisez, Besezz(s) ꝛc. sollte nicht ohne Accent stehen, da nicht Jeder weiß, daß man Bi'sez ꝛc. lesen muß. Wer das Wort sonst nicht kennt, wird wohl nicht gleich wissen, ob »herent, diesseits,« hèrent oder herént ausgesprochen werden muß. —

IV. Mehr auf die innere lexikalische Einrichtung bezieht sich die oftmalige üble Abweichung von dem Plane dieses Glossars (wonach jedes vereinzelte Wort besonders aufgeführt wird), daß unter dem einen Artikel, bey fortlaufendem Text, andre selbstständige Gebilde mit verarbeitet werden; man sehe z. B. die Menge Wörter unter FRON; unter Gaim (?), Gaem (der? die?), Verwahrung, steht ein Citat, worin bloß Hof-gämel, Hofpfleger, vorkömmt, was früher zu dem Artikel Gaemel oder unter H. gehörte. Der Pruckhey, Aufseher der Brücke, steht unter Hai, wo doch wieder das besonders aufgeführte Eschhay fehlt. Bey Fluchtsal wird auf Sal verwiesen; es sollte gleich dort vollständig erklärt seyn. (Bey Oberlin kömmt es fünf Mal von neuem vor, und ist nur an der zweyten Stelle richtig erklärt.) Bey Sal, anfangs mit Hall verbunden, wird erst allerley, meist irrig, etymologisirt; die dann folgenden Hauptwörter, zum Theil nach dieser irrigen Herleitung, ohne abgesetzt oder numerirt zu seyn, nicht besonders gut geordnet; so noch Saal, Gerichtshaus, »daher Selknecht,« Bütel, Salbrief, Gerichtsbrief, daher Saalbuch-; daher ein Salland-; daher (??) Sal, Sala, traditio; daher Fluchtsal, und noch viele andre Substantive, bis der zu dem so eben genannten Sala, traditio, unmittelbar gehörige Salman folgt (dieser am besten behandelt); späterhin wird dann noch hieher gezogen Saltwanch oder Twanchsal; jenes offenbar eine vox nihili, dieses, wo ja Sal ein Afformativ ist, seltsamlich erklärt durch »ein Zwang, mit welchem der Salherr seine armen Leute zu gewissen Diensten nöthigte.« Um auf solche Art Alles beysammen zu haben, sollte auch das Wort Rachsal

(Nachlust, nach W.) nicht fehlen. Aber während das Hauptwort Salman in der Reihe der Artikel nicht vorkömmt, folgt später als selbstständig »Salmanisches Eigen,« wo fast dasselbe, was dort gesagt wurde, wiederholt ist. — Aus diesen Beweisen der Ungleichheit des Plans wird man bemerkt haben, daß der Verf. gegen alle Gesetze einer guten lexikalischen Methode, Wörter, die auf gleiche Weise geschrieben, sonst aber in ihrer Bedeutung ganz verschieden sind, als einen Artikel behandelt. Hier noch bestimmtere Belege solcher Untereinandermischung: Amer, Getreidegattung; verbunden damit das in jeder Hinsicht verschiedene âmer, amrer (»von Ammen, messen,« l. âmen), wozu das Grundwort hier fehlt: etwas auf die eych vnd auf die âm legen, Münchener Stadtbuch bey Bergmann beurk. Gesch. 145. So steht als ein Artikel Dirre, dieser, und türre, dürfe; so die negative Partikel en —, und én, jenes; so bey Inleit, Einleitung (jenes ein altes Wort?), »it. Inleut, Einwohner!« Unter Ger a) ein Wurfspieß, steht c) gêren, begehren, und zuletzt sogar hat gerêt, hat geredet! So findet sich unter Gesten: a) fateri, b) einen gesten, Jemanden bewirthen; jenes ist ge-stên, dieses gésten.

V. Eine Hauptaufgabe für den Lexikographen ist die richtige logische Methode in Entwicklung der Bedeutungen, und, bey Zusammenstellungen, in Anordnung der Formen. W. läßt uns in dieser Hinsicht gar vieles vermissen. Welche Unordnung z. B. in dem Art. bresten, wo die Partic. prosten, enprosten gleich als Infinitive mit aufgeführt werden. (dem Kläger embristen — um eine Sache, sollte nicht fehlen — ist wohl eine elliptische Redensart.) Unter Gewerft (der Art. der fehlt) folgen die wie auf Gerathewohl an einandergefügten Stellen so: Gewerft; geworfen; wieder das Subst.; geworfen, wurf, und endlich auch der Infinitiv werben, unter welcher Grundform dieß Alles hätte geordnet seyn können, da ja Gewerft von ihr abgeleitet ist. So ist bricht, die 3 Sing., aufgeführt, statt des Inf. brechen. Unter STOCK (lauter gemeinübliches Deutsch) werden hier neue Bedeutungen gegeben; die erste: ein plumper Mensch, und die letzte: »das unterste eines Baumes,« so daß in dieser Reihe auch nicht die mindeste richtige Folge von den sinnlichen ersten Bezeichnungen zu den figürlichen Ausdrücken, oder vom Allgemeineren zum Besonderen bemerklich ist. — Ein auffallender Fehler ist es ferner, daß oft Wörter isolirt aufgeführt werden, mit einer Erklärung, die sie für sich durchaus nicht haben, sondern erst durch ihre Verbindung in einer besonderen Redeweise rc. erhalten: Lotter, soll heißen: ein lockerer Kerl; Getto bedeutet nach dieser Manier: Zurückhaltung, Geheim-

haltung; Pfeiffe, eigennüziger Vortheil, Uebervortheilung. (prov.). Dieses prov. heißt nicht etwa proverbialiter, wie wohl Jemand glauben könnte, der ohne Erinnern hier schon ein Beyspielchen, wie er hat bey diesem Geschäft seine Pfeiffe geschnitten, sich denken wird, sondern provincial, gemein-bayerisch. —

VI. Andre nicht weniger auffallende Nachläßigkeiten, wie wenn unter Gaden zwey Mal Freytgaden (was, des Nachschlagens halber, besser selbstständiger Artikel wäre) aufgeführt wird; wenn Pesant (besser Bisänt) besonders erklärt wird, da umständlicher dasselbe unter Byzantinus gesagt worden; wenn hier Angargnaca aus der Lex Baiuvu., dann zwey Mal hinter einander Nack mit demselben Citat vorkommt, also drey Artikel statt eines; wenn Gewehr (gewèr) mit mehreren Bedeutungen angeführt wird, und doch eine wichtige fehlt, die nachher bey Gewèr, der allein aufzustellenden Form, vorkommt; oder wenn Solarium; Solder; Soler, Soler, Solarium, drey besondere Artikel, alle mit gleicher Bedeutung bilden, wo entweder nur die älteste deutsche, oder die lateinische Form als selbstständig vorkommen durfte; alle diese Spuren einer mangelnden durchgeführten Methode und auffallender Nachläßigkeiten führen von selbst zu der Ansicht; daß der Verf. nur aus gelegentlichen, wohl seit vielen Jahren begonnenen, mehr zufälligen als planmäßigen Aufzeichnungen hier zuletzt eine ungesichtete Sammlung gebildet habe, bey der eine genauere Revision der Materialien vor der Herausgabe doch höchst nothwendig gewesen wäre.

VII. Lassen wir jetzt, nach diesen Erinnerungen über die lexikalische Beschaffenheit des Werkes im Allgemeinen, uns ausschließlich zu dem altdeutschen Inhalt desselben wenden. Was die hier benützten Quellen betrifft: so hätten wir zu Anfange eine Angabe derselben gewünscht, wiewohl sie aus dem Werke selbst leicht zu ersehen sind. In wie fern sie vollständig benützt worden, davon soll jetzt nicht die Rede seyn, sondern nur von ihrem Verhältniß zu dem hier dargebotenen altdeutschen Wörterthum. Hier ist es nun sehr zu bedauern, daß W., während er oft da, wo eine schlichte Erklärung des Wortes genügt hätte, Citate anbringt, oder bey andern Artikeln genau citirt (z. B. bey Circulator), oder die Belege häuft, wie denn bey Oblati über zehn Stellen der Mon. Boic. mit Angabe des Bandes, Pag. Nr. und Jahrs ausgehoben werden, — grade in so manchen andern wichtigen Fällen, wo sie nothwendig wären, diese Belege und Citate ganz unterläßt. Uns wenigstens scheinen die Stellen sehr überflüssig bey einfachen Wortern, wie bey gein statt gegen, bey dem gemeinschwäb. gaunt und haun, statt gänt, sie gehen, hân,

haben; bey git, gibt, globen statt geloben u. dgl. Dagegen vermissen wir bey gar vielen Wörtern, die auf alte Rechtsgewohnheiten sich beziehen, durchaus die anschaulichen Belege sowohl, als bloße Hinweisungen. Von welcher Wichtigkeit für ein Glossarium der Art die Beyfügung der Beweisstellen sey, bedarf wohl nicht umständlich gezeigt zu werden; der eigentliche Begriff eines Wortes wird allemal in einem bestimmten authentischen Satze am besten erkannt; der Mangel solcher Citate ist hier desto übler, da die meisten altbayerischen Urkunden, wie sich unten zeigen wird, so überaus fehlerhaft abgedruckt worden sind; hier also kann für so viele, sonst unverbürgte Ausdrücke die Nennung der Quelle um so weniger entbehrt werden. Im Münchner Stadtbuch (bey Bergmann S. 137) steht z. B. »mit buger hanndlung,« was gewiß Niemand versteht, wo wir also, wenn W. (es fehlt ganz) es nach seinem Sinn erklärt, und ohne Nennung jener Stelle aufgeführt hätte, ein seltsames Räthsel vor uns haben würden. (Eine jüngere Hdsch. liest dafür: mit vbriger hand, d. h. durch üble Begegnung, Mißhandlung.) Auch ist es einleuchtend, daß die bloße Citation da nicht genügen könne, wo die Nennung des Jahres der Urkunde für die Kenntniß des Alters irgend eines Wortes und des daran haftenden Gebrauchs von Wichtigkeit ist. Bey W. wären die Belege durchweg um so nöthiger gewesen, da er die völlige Konstruktion des Wortes so oft nicht berücksichtigt; stünden z. B. bey entreden alte Beyspiele: so sähe man, daß dieses Wort immer mit sich verbunden wird, wie es bey verrichten der Fall ist, was auch ohne sich aufgeführt ist. Die vollständige Verbindung heißt: sich mit einem um eine Sache verrihten, 1290. Ferner sollten auch deßhalb die Citate nicht fehlen, da man jetzt nicht immer weiß, ob ein Wort alt oder provinzial ist; und endlich besonders auch darum, weil die Erklärungen des Verf. zum öftern unzuverläßig oder zweifelhaft sind. Ich will nur Einiges anführen, wobey, unter den eben erwähnten Beziehungen, der Mangel der Citate unangenehm auffällt: Arf, ein Wurfspieß. Barn, wo westparn, vuestbarn durch fruchtbar, leicht gebärend erklärt ist; wo denn wohl in dieser Bedeutung vorkommend? befühlen, zur Erde bestatten (ich kenne nur bevilhen). beiten, beuten, als Inf. soll auch heißen bieten, darbieten. berainen, wobey als gleichbedeutend Beramung, Bereimung aufgeführt wird. Berichte, Beruchte, Brucht, hier alle als gleichbedeutend, aber ohne weitere Beglaubigung der Formen. Mundmann, zwey ganz verschiedene Bedeutungen, wo für beyde ein Beleg zu wünschen war. Veranlaite Freystifter. verfahren, zuerst: versäumen; aber wo? —

Zuletzt wollen wir noch hinsichtlich der anzuführenden Stellen erinnern, wie wünschenswerth es ist, bey Glossaren über altdeutsche Urkunden die Vorsichts- oder Nachdruckshalber, oder auch aus Vorliebe für die Alliteration, so oft vorkommenden synonymen Verbindungen wohl zu berücksichtigen, da hiedurch die völlige Bedeutung des zu erklärenden Wortes am besten zu vermitteln ist. Haltaus ist darin musterhaft; W., der überhaupt den Satz manchmal unvollständig aushebt, leistet in diesem Punkte wenig, wiewohl derley genauere Anführungen zur Charakterisirung der altbayerischen Urkundensprache trefflich beygetragen haben würden. — Wie reichlich sind nicht die Verbindungen mit dem W. Stözze; — Bruch, chrieg, irrung oder einvall hat schon West.; ich füge hinzu: vmb die stözze vnd ansprache 1383.; vmb die auflawf vnd stözz 1385. Bey vertigen, ausliefern, sollte die Verbindung nicht fehlen: so schüllen wir imz vyrtigen vnd vertreten mit dem rechten, 1382.; so geloben wir, im das zw vertigen vnd zw vertretten 1462; bey Gewêr (was aber in der Bed. Bürge, Gutsteher in dieser echten Form nicht erscheint; Gewerer ist unterschoben), so sollen wir ir reht' gewern, vertreter vnd verantwurter sein, 1403.

VIII. Nachdem wir auf solche Art die allgemeineren Bestandtheile dieses Glossarium's nachgewiesen haben, liegt uns nunmehr ob, zur näheren Prüfung des Einzelnen überzugehen. Hier frägt sich's nun zuerst, ob die in dem Alphabet aufgestellten altdeutschen Wörter als echte und zuverlässige Gebilde der damaligen Sprache angesehen werden können, oder nicht? Der hiedurch angedeutete Zweifel darf eben nicht auffallen, da selbst in dem Scherz-Oberlinischen Glossarium so manches Unwort sich eingeschlichen hat. Der Grund hievon liegt theils in einzelnen Versehen der Originale, theils in den Fehlern der oft so nachläßigen Abdrücke unsrer alten Urkunden. Was das vorliegende Glossarium betrifft, welches doch hauptsächlich auf die Monumenta Boica hinweiset: so würde selbes schon allein die vollständigste Rechtfertigung einer der Anklagen des scharfaugigen Karl Heinrich von Lang über die Fehlerhaftigkeit dieser seit 1763 durch die Münchener Akademie herausgegebenen großen Sammlung darbieten. Da Westenrieders Arbeit durch die Mangel der gebrauchten Quellen zum Theil entschuldigt ist: so mögen die folgenden Ausstellungen mehr zur Bewährung jener — von Andern zwar als ungegründet abgelehnten — Anklagen dienen; diese Rechtfertigung wird zugleich zeigen, daß die bayerische Regierung durch jene Widersprüche veranlaßt, mit hinlänglichem Grunde

die Revision der ersten sechzehn Bände der Mon. Bo. angeordnet hat. Wie diese häufigen Textes-Fehler entstanden sind, ob durch Unkunde oder durch die unleserliche Hand derer, die die Abschriften besorgten, oder ob durch die Unachtsamkeit der Druckgehülfen, das gilt hier gleich. Hätten die Mitglieder der Akademie diese Urkunden mit den erforderlichen Erläuterungen unter dem Text bekannt gemacht, wie Plac. Braun diese Sorgfalt den Urkunden von St. Ulrich und Afra in Augsburg, im zwey und zwanzigsten und drey und zwanzigsten Bande, hat zu Theil werden lassen: so dürften wir freylich die Versehen des Setzers ꝛc. weniger in Anspruch nehmen. Denn es ist nicht zu zweifeln, wenn die Herausgeber alter Urkunden und Rechtbücher sich selbst immer die Pflicht, schwierige Stellen jedesmal zu erklären, auferlegt hätten, daß wir durchgängig weit fehlerfreyere Texte würden erhalten haben; auch würde der eben genannte Literator dann wohl nicht ein ganz unerhörtes Wort, was wir nachher anführen wollen, in seine Arbeit eingemischt haben, da man den üblichen Redeweisen der Urkunden längst eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, in diesen Dingen also weniger fehlgegriffen haben würde. Die Reihe der nunmehr in W's. Glossarium nachzuweisenden, nur gelegentlich von uns bemerkten corrumpirten Formen fällt, wie gesagt, großentheils den Mon. Bo. zur Last; andere hat der Verf. selbst (auch in Rücksicht des von ihm edirten Rechtbuchs des Ruprecht von Freisingen) zu verantworten. Einiges füge ich mit bey, was mir wenigstens verdächtig scheint.

Absida; der Nomin. ist doch sonst Absis. Achwart, l. Ach-v. Ain vmb, steht hier zweymal, als wären es zwey Wörter; wir wissen aus obigem, daß der altbayerische Dialekt oft-umb aus der Sylbe vng bildete. Alla, »idem ac Alleluja.« Ja, wenn man sich das Zeichen hinzudenkt, wodurch jenes Alla erst dieses bedeuten kann. Angeschäft, ist falsch behandelt statt ân gesch., ohne Testament; eben so Anmittel, statt ân Mittel. (anrichtig statt anrüchtig, s. Adel. W. B. West. erklärt es durch unrichtig. Derley übel orthographirte neuere Wörter kommen mehrere vor, statt der Sennerie oder Senderie findet man hier eine S[illegible]erinn). Armrüst, Armst; dort fehlt doch nach m wohl ein b; das zweyte, in diesem Sinne (Armbrust) ist eine vox nihili. Ater soll statt Alter-Theil stehen. Ansseilen; die echte alte Form fehlt, z. B. daz ich die aigenschaft der ostgen. hof gegeben vnd aufgeselt dem gotshaus ze R. 1304. Berng' und in der Stelle ohne Nachweis bern'g, beydes falsch. beschen oder niesen; jenes unstreitig bey Senckenberg falsch

gelesen statt heschen. Beufeden. — Cena, chena »eine Weibsperson,« besser Eheweib; cena steht wohl in keinem altdeutschen Denkmal. Chest, cehst, Kost (dann hieße es chost, siehe das), beydes unrichtig; selb cehst soll heißen: auf eigene Kösten; es wird wohl von einem Inlager (in der nicht nachgewiesenen Stelle) die Rede seyn und selb-sechster bedeuten. Chole, der Kohler. — Czn, zehren; C'zun, ein Zaun. Dermet, dermettert, das zweyte eine von W. fingirte Form, um die erste seiner Erklärung »zerschmettert« anzupassen. Das erste, mir unbekannte, ist ohne Zweifel echt, da in einer andern Hdsch. von Ruprechts Rechtbuch steht: waz er mit dem hindern rad der ment (beschädigt). Dorst, Trost! — einnormen, (wo?), »idem ac, am folgenden Morgen,« soll etwa en-mornen heißen? eruerge; wird érberge oder érwerge zu lesen seyn. eschen, fodern. fitern, statt befördern. — Frag uölig; W. scheint dieß als ein Wort zu nehmen; ich finde es aber zweymal, getrennt, auch in einem Formularbuch um 1490, z. B. als frag volig vnd das recht bracht hat, daß wir mithin eine bedeutende dreyfache Wörterverbindung vor uns haben, und Frag, Volig ꝛc. interpungirt werden muß; man vergleiche die unter Volg angeführte Stelle. (Wenn wir auch alles Uebrige den Herausgebern der Mon. Boic. nachsehen können: so wäre doch eine durchgeführte richtige Interpunktion das einfachste und unerläßlichste Hülfsmittel zum leichteren Verstehen dieser Urkunden gewesen). Furwart, wo bloß Fu(ü)rvart richtig ist. Dabey steht Vorbey-, Vorüberfahrt, und nach vielen Citaten erst die rechte Bedeutung: Maut und Weggeld. Gaumanz, ein Landmann; grade, als wenn in einem lateinischen Wörterbuch stünde »Hominis, ein Mensch.« Geichet, idem ac Dickel; verstehe ich nicht. geiden (prov.), geben. Nämlich den Infinit. stellt W. auf, wegen der zwey und drey Sing. was geist — er geit! — gemeinen, wo »Jemanden verge meinsamen« ohne Bewährung angeführt wird. gemäuglet, »bemakelt,« M. B.; offenbar falsch gelesen, etwa statt gemailget. getürlich, kecklich; lies getürstlich. Grableut, im [illegible]t Stifter vnd grebleut. Aber früher steht »Gebleut, benefactores,« und dabey dieselbe Stelle, mit einem »N. B. forte hic scriptum fuerit.« (?) Nämlich, es sey hier wohl Gébleut zu lesen, wie auch mir scheint, da Grableut (»sepulti in ecclesia«) gewiß nirgends vorkömmt. Handhaft, Handgetat, Handthat, als gleichbedeutende Formen, die erste wohl unbelegbar? insieder, seither. Ihrer ꝛc Irher (s. dieses; spr. ircher) scheint die allein richtige Form zu seyn; ihrer, ihren! sind durchaus falsche, hier

auch unbewährte Wörter; unter irher führt W. nachher die iricher (itzt die Lederergasse) zu München an. — Kosannb, Kosamb, Kosten; jenes steht wirklich so in den Mon. Bo.; das zweyte gibt vermuthlich W. selbst. Kracken, offenbarer Fehler statt bracken. Maid, ein Wallach; lies der Maiden; später Mayden, wo dasselbe Citat; eine andere Stelle S. 272. — Zween erbar knecht mit zway guten Mayden — wäre wohl beyzufügen, damit man es hier nicht etwa durch Mädchen deute. Malum, ein Gerichtshof. Auf unrichtige Schreibung der Wörter, lateinischer wie deutscher, stößt man in diesem Werke nur zu häufig; so steht z. B. bancalles, lanquidos, linqua, sanquine, consanquineos etc.; zum Trocknen der Spänne; Lacken; Mackel; Knotten, dagegen Knolen, Schrane (statt Schranne) u. dgl. Manutenerium, in dem Belege manuterium, wird also wohl in manutergium, Handtuch, zu verbessern seyn, statt des beliebig von W. gebildeten manutenerium. meiglich, falsch statt menglich. micken; wird wohl an mitken, am Mittwochen, zu lesen seyn. das miner, statt minner, das wenigere. missbarden, missebarten, sich übel gebärden (ist ja nicht der Infinit., sondern das Imperf. von missebaren); dabey »von barten, berten, sich betragen!« mit Mum, so steht wirklich in den M. B. statt mit minne (mit gütlicher Uebereinkunft); warum verwirft W., der doch einigemal die Fehler der M. B. berichtigt, nicht geradezu dieses Unding, da der richtige Ausdruck unter mynnen — minnen kömmt gar nicht vor — angemerkt ist? Einen ganz ähnlichen Verstoß finden wir im zwey und zwanzigsten Band dieser Mon. S. 249, hier steht das durch irrige Leseweise entstandene, nie gehörte mumetlichen (daz daz lieblichen vnd m—n verriht ist), was Plac. Braun von Mume ableitet, da doch, richtig gelesen, das Wort minneclichen gelautet haben würde. Nachtfelden, Nachselle, Nachelide, Nachtschelde, Nachtsedel (wo?); also wenigstens drey falsche Formen daneben; nur nicht die alte Schreibung: mit nahtselden, 1274. Dieses könnte man als den Infinit. nehmen, — und für solche Unterscheidungen zwischen den Substantiven, und zwischen all den übrigen Redetheilen würde der Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben dort, der kleinen hier, in jedem Glossarium von großem Vortheil seyn —; es ist aber jene Form der Dat. Plur. Nidlaz statt Niderl. Notnunft; hier wird gar eine Mißform Notmisst mit aufgestellt. In der von W. nachgewiesenen, für die altgermanischen Einrichtungen nicht unwichtigen Urkunde um 1176 steht wirklich Vehtat, Notmist (so las der Copist das echte Notnuft), Nachtprant, Hann-

suhunge (aus Haim also machte er Hann!) et furta; beyde diese corrumpirte Formen führt W. unter Nachtprant an. Das authentische Notnuft und das abgeleitete Wort Notnufter im bayerischen Rechtbuch fehlt hier. Pardin, Parlinh, beyde auch unter Dirne; das erste vermuthlich eine vox nihili; das zweyte, in der Reihe fehlende, ist bey der angeführten Stelle in den Mon. Bo. selbst, richtig, wie ich glaube, erklärt; es kömmt wohl nur dort vor; man vergleiche die ganz ähnliche Stelle unter Par wip, wonach es scheint, daß Parlinh von einem unverheiratheten weiblichen Individuum zu verstehen sey. Permet, statt Perment, später Pyrmetter rc. statt P-menter. Pillde, statt Pilide? Prisawen. Propales, a propala, qui merces suas propalam vendit; doch wohl alles irrig; das Wort lautet ja Propôla. Rilint, Riluid; wurde also für lind in den M. B. luid gelesen. Rütleich, ohne Zweifel falsch gelesen statt ritterleich. Schädlein, »schädlich.« Es hieße ja, ein kleiner Schade. Sagran, Sacristey; wahrscheinlich soll es Sagrär heißen? Schastlegi; doch wohl ſt statt ft gelesen. Seld, Glück; unsel, unglücklich, ein durch Nichtbeachtung der Abbreviatur entstandenes Unwort. Sender, besonder, l. sonder. — Senn (?), Sünn, Aussöhnung. — sottam (sogethanem), M. B. — Tafner, wieder die Abbreviatur übersehen statt Taferner. Twyen, tyen, schweigen; kenne ich nicht. umhaben; wie der Dienst geschätzt wird, da sol ich es umb haben; also: da(r)umb sol ich rc., woraus hier aber nun gar ein Infin. umhaben zum Vorschein kömmt. ungenüsset, falsche Lesart statt ungek. — Unmäre, als Subst., unverbürgt, und mir unbekannt. Urlüngs (also wieder der Genit. als das selbstständige Wort), Urling, falsch gelesen statt Urliug-s. verjehen, hier steht dreymal das Unwort verichen. Verkweser, M. B. — Vreutoum; es ist kaum zu denken, daß die altbayerischen Notare solcher verkehrten Schreiberey sich schuldig gemacht haben. Hier unter dem Conson. V, von dem der Vocal U (V) geschieden ist, steht nun gar auch Vrêu, Urahn, Vrfar, und früher andre mit Vn anfangende Wörter, als ob hier das V eben auch noch der Conson. wäre. Nach Vrfar folgt Vrgaem, in dem Belege aber steht vergaem; wer weiß nun, was das richtige ist? Wahe, M. B., als Subst., ein Unwort; in der Handschrift selbst lese ich: àn alle stevr, wahte, vnd ander bedwanchsal; unter letzterm Worte kömmt jener Fehler wieder vor. »Weihheit, weibl. Geschlecht;« wer sieht denn nicht, daß hier, wie sonst oft, für b ein h gelesen worden? »Wierse,

wirse, worse, wirz, wirss, schlimm;« uns ist nur als Comparativ, schlimmer, wirs, Adv., und wirser, Adj., bekannt. Unter wirren kommen wirser und wirs von neuem wieder vor. —

IX. Es ist Zeit, diese lange, doch hoffentlich nicht nutzlose Musterung der in Reihe und Glied von W. aufgestellten fehlerhaften Formen zu schließen. Wie sehr verdient in dieser Hinsicht auch vor dem Scherz-Oberlinischen Glossar, die Zuverläßigkeit des Haltaus'ischen Werkes gerühmt zu werden, in welchem man nicht den zwanzigsten Theil der obigen Menge verderbter Wörter wird nachweisen können. Freylich hatte Haltaus sich dadurch mehr gesichert, daß er durchgängig die jetzt übliche Aussprache zur alphabetischen Aufstellung wählte, was denn auch, der häufig ändernden alten Schreibung wegen, in einem Real-Wörterbuch zugestanden werden mag. — Worauf es bey den einzelnen Wörtern zunächst nun am meisten ankömmt, ist die zuverläßige, richtige Erklärung derselben, worin ja allemal das Hauptverdienst eines solchen Glossariums besteht. Die Prüfung ist aber deßhalb nicht wenig schwierig, weil die Erklärungen, die W. nach dem ihm dargebotenen Stoffe der bayerischen Urkunden aufstellt, mit den Bedeutungen, die diese Wörter im übrigen Deutschland hatten, wie wir selbe aus Haltaus und Oberlin kennen, vielleicht nicht zusammentreffen, und dennoch ihre völlige Richtigkeit haben können. Der Mangel gleichmäßig beygefügter Citate oder Belege erschwert vollends diese Prüfung. Indessen dürfen wir doch nicht umgehen, hier einige irrige Angaben oder unvollständige Erklärungen zu berichtigen und zu ergänzen. — Abentewer, Sicherheitspfand; wo kömmt es in dieser Bedeutung so vor? Auf das richtige Ebentewer — durch »eben so theuer« erklärt — ist hier nicht hingewiesen, wo die Uebersetzung »eine verhältnißmäßige Wiedervergeltung« vermuthlich nicht entspricht; auch nicht auf das Synonymon Fůrpfand, womit ebentevr verbunden vorkömmt, wodurch also die Bedeutung dieses Wortes einleuchtet; so steht es M. B. III. 188. (nicht VIII., es ist die ganz verstümmelt angeführte Stelle bey West. Ebentewer): über dieß alles so setzet dannoch Fr. Häunel seinen weingarten ze Minnpach mit vnserr hant, wan er vns ze purchrecht zwen pfenning davon geit, ze einem fůrpfand vnd ze einer ebentevr dem gotshaus ze Raitenhaslach fůr alle die (d. i. wegen aller etwaigen oder bestehenden Streitigkeiten) chriech vnd ansprach, die in ze reht angehorent ze ledigen vnd ze lôsen, 1304

Ebenteur hießen diese Versicherungspfande vermuthlich deßhalb, weil sie von dem Verkäufer wegen etwaiger Ansprüche eines Dritten eingesetzt und riskirt wurden, wie im Italienischen all' avventura aufs Gerathewohl bedeutet. Aht, »Verbindlichkeit«; in aller dér aht heißt so viel als: ganz in der Art und Weise. — bass, »best, sehr wohl und gut,« freylich in dem Deutsch der neueren Poeten, die dieses Adverb, besser, mehr, so oft ganz irrig gebrauchen. — En; diese negative, oft ohne nicht stehende Partikel behandelt W. ganz unrichtig: »en, ein unnöthiger Zusatz von Sylbe: wann ich nichtenbin; hätte eigentlich geschrieben werden sollen nichten bin.« So steht (ähnliche Fehler bey Oberlin) bey dem verderbten ennvesten (l. en-westen) »d. i. wüsten,« statt: d. i. nicht wüssten; so wird Esen »so viel als Es« angesetzt, in der Stelle es en-sul. — Daß en, bey gangbaren Ausdrücken, als die, in den schwächeren Laut übergangene Praposit. in steht, wird so wenig bey dem endrew (l. en-drev) theilen, als bey enpan, in Bann, ensweb sa z (t) en, in Gefahr setzten, bemerkt, was alles unter dem einfachen en zu ordnen war. — dhein, chain »wird beynahe gewöhnlich als bejahend gesagt;« es ist aber beyzufügen: in einem bedinglichen Redesatz, wo es irgend ein — (W. »einerley«) bedeutet; in andern Fällen ist es allemal unser kein. — Für, — unfür, »Uebertriebenheit in der Nahrung;« sage: unziemliches Betragen. Gamlich, »gemächlich;« es bedeutet spaßhaft, auf spaßhafte Weise. — Garnten lon (so im Accus. aufgeführt, sonst steht es als Neutr. sein garndez lon, 1342. Dieser Ausdruck, wiewohl er im bayerischen Landrecht steht, fehlt bey Haltaus; W's. Erklärung genügt nicht. Garnz lon ist die Bezahlung, die jemand wegen geleisteter Dienste für eines Andern Angelegenheit zu fordern hat. Daher kann ein Schmied z. B., wenn die verbrauchten Kohlen und das Eisen sein waren, seinen Schuldner vor dem Richter nicht wegen geantes lons belangen, da dieß als bloßer Verkauf (gelt) angesehen wird; wenn aber Jemand bey dem Schmied arbeiten läßt, und beydes dazu hergibt, so kann dieser den säumigen Bezahler vm gearnz lon ansprechen, wobey der Kläger ungleich mehr begünstigt wurde, als bey einer Ansprache um gelt. Wenn also die alten Rechtbücher, und namentlich unser achtbare altdeutsche juristische Auctor Ruprecht von Freisingen, dasjenige angeben, wofür geantes Lon gefodert werden mag, so wollen sie eben dadurch auf jenen Vortheil hinweisen. Gesuch (der Art. der fehlt); hier vermisse ich die gewöhnliche Bedeutung, Wucher, und auch die besondere, die es in der angeführten Stelle hat, nämlich Zinsen. Khain, dhein, »häufig sov. als ein«, besser: irgend ein, wie

schon erinnert. Gastein, gastune, »bedeutet einen Wasserfall, was in der Schweiz überall gehört wird.« Aber bey Stalder findet sich nichts der Art. icht, ichtzeit (l. ichczit, irgend etwas), wird durch »je zu einer Zeit« erklärt. uppen Hilgen sweren (also Niederdeutsch), »über die Heiligen schwören,« wird wohl heißen müssen: über den dargereichten Reliquien? — unter Mahl, »it. Mahlstatt, ein Schlachtfeld.« Adelung sagt, in dieser Bedeutung komme es im Theuerdank vor. Der Setzer hat ohne Zweifel ein M statt W gegriffen. Pet; mit dem Amt vnd mit alle dem rainen Pet (das heißt: Gebeth) begé; »mit einer reinen, schönen Aufbettung,« meint West. — sich rauhien, schneuzen; nach Oberlin sich kratzen; vielleicht sich räuspern? Precarius; besser hätte hier das nachherige Subst. eine »Precarie, Freystift« — dieses Wort fehlt in Adelung's W. B. — voranstehen sollen. Was W. darüber sagt, reicht nicht hin, um z. B. die Stelle bey Oberlin — ähnliche werden die Mon. Bo. enthalten — zu erklären: der N. N. habe um hundert und zwanzig (hier wird fehlen: Pfund) Straßb. Pfenninge zehn Pf. Gelts Precarien gekauft; die Precarie in solchem Sinne war eine Leibrente, wo Jemand eine bestimmte Summe in eine andere sichere Hand übergab, mit dem Bedinge, auf Lebenszeit so und so viel — dieß wurde nach Procenten auf jene Summe bestimmt — jährlich ausbezahlt zu erhalten. — sam, weil, indem; diese Bedeutung hat es nie, wohl die folgg. Sagrär; M. B. 21, 133., die kirchlichen Geräthe in dem sagrär niederlegen, also Sacristey (?), *sacrarium*, auch aerarium. eine Bedeutung, die bey W. fehlt; nach ihm soll es den Sacristan, auch das Sacristeiamt bedeuten, beydes ohne alle Bewährung. Sinbelis, Semmel. So nicht; es ist das Adj., sinbelis brot, rundes, länglichtes B. Auf diese Art hat auch Haltaus aus dem Adjectiv ein Substantiv gemacht, »Reiches-Lohn,« aus dem Verse des Wolfram von Eschenbach: Si erwurben riches lones vil; diese Bedeutung von rich, ansehnlich rc., übrigt ja noch in der Adv. Form reichlich. Spetl, eine Kitze, junge Ziege; und dann: ein Spetel ist ein junges — Lamm oder Schaf. Was ist nun daraus zu machen? — sumlich, sämmtlich, alle und jede. Es heißt: einige, auch: dergleichen. urbaring-urbarig ist falsch gelesen — »ursprünglich.« Es bedeutet plötzlich, auf einmal. — versarget, »versorget!« ein versargter Brief bedeutet nicht: ein versiegelter, sondern ein in einem Kistchen eingeschlossener. — wernend, gewarnet! daz sullen wir wernend sein, wird wohl so viel heißen, als darauf sollen wir Acht haben, Sorge dafür tragen. Daß Scherz das Zeitwort uuernon bey Otfrid, richtig durch contendere übersetzte, sieht man aus den

Gloss. doc. vuernes, satagis, und ilta, vuerneta, satagebat, wo wir freylich den ganzen lateinischen Satz entbehren — Zawer, »Zauberer, Schwarzkünstler.« Ey behüte! In den angeführten Münchener Polizeygesetzen bedeutet dieses bey Oberlin fehlende — auch dem Hrn. v. Sutner in seiner musterhaften Schrift über die Verfassung der ältern Gewerbspolizey in München (hist. Abhandl. der bayer. Akad. II. 1813) räthselhafte — Wort unstreitig soviel als Schönfärber. In den erwähnten Glossen findet sich das Grundwort: Zawa, tinctura. — Mehrere andere Berichtigungen in dem sächlichen Theile dieses Glossariums werden sich denjenigen darbieten, die mit den altdeutschen Statuten und Rechtsgewohnheiten hinlänglich vertraut sind, unter denen ich vor Andern hier, als achtbaren Veteran, den Dr. Siebenkees in Landshut zu nennen habe. —

X. Wir müssen nun noch einer anderen Seite dieses Werkes erwähnen, die auf einem sehr lobwürdigen Grunde beruht, in der Ausführung aber hier wenig befriedigend erscheint. Die Bestandtheile der alten Wörter in ihrem ursprünglichen Begriff und ihrer eigentlichen Bedeutung zu erforschen, hiezu werden gründliche philologische Studien erfordert; wo diese fehlen, ist es immer besser, sich auf das Etymologisiren gar nicht einzulassen, weil ungegründete Muthmaßungen und oberflächliche mechanische Herleitungen für das echte Sprachstudium ganz unförderlich sind. Diese Warnung zu bekräftigen, wollen wir einige Mißgriffe des Verfassers ausheben, die durchgängig nicht einmal einer Widerlegung bedürfen. — Von adramire in der West. Deutung, wird anberaumen abgeleitet; man vergl., was Adelung unter »anberahmen« sagt, wo von ramus nicht das mindeste vorkömmt. Bey Alode allerley Irriges angeführt, so bey Calasneo lauter Ungewisses. Buticula, »a potu, potare, trinken.« drot (drat, gleich, geschwind) wird irrig durch: kühnlich erklärt und mit dem »Trot« der Pferde in Beziehung gebracht. Der Dunsel, der Pflock auf einem Floß, »davon Dünen, Sandbänke!« Jenes vermuthlich von dinsen, ziehen, wie denn ziehen der Ausdruck der Floßleute für steuren rc. ist. — Jemanden fehring schlagen, »auf Gerathewohl, auf Erfahrung! Es ist das altsächsische farungo, unvermuthet rc. — Förchwunden (verchw.) sind erst gefährliche, dann gefurchte Wunden, »von foro, graben, furchen.« Gappa, gopper, komme von Gebauer, Bauer her; wie ist das möglich? Irre ich nicht, so kömmt früher ein Spiel- und Spottwort Gippen — gappen vor. Wenn bey Gau die unnöthige Etymologie steht, wird von einigen vom gr. Wort gaia, Gy terra (s) abgeleitet, so steht dagegen bey Gattergült, wo es dienlicher war, gar keine Etymologie, um die selbst Oberlin ver-

legen war. — gehelen, verbergen, »als gleichsam verhallen machen.« Gemächte, Ehegemahl, vom Mäca, Maca, socius; wozu nun dieser Beysatz ohne Nennung der Sprache (swed.), aus der dieses W. entnommen? — ing in den Oerternamen Sendl-ing ꝛc. wird durch »klein, neu, jüngst entstanden« erklärt. Umgekehrt meint Jemand Andrer, die bayer. Oerter auf -ingen trügen hiedurch das Kennzeichen eines sehr hohen, gar bis zu den Römerzeiten hinaufgehenden Alters an sich. — Inlager, obstagium, vom deutschen obsteigen (vom Pferd her-) absteigen. Hain; hier wird von dem Besuch heiliger Haine und Gärten geredet, weßhalb »auf dem Lande die wechselseitigen Besuche noch Hayngarten oder Heimgarten genannt werden« — follen; die Bedeutung des Beysammenseyns Mehrerer in »Garten« erhellt aus den Gloss. doc. »Gartsanc, *chorus;* und der vermeintliche Hain wird hier wohl dem bloßen da-heim-, oder besser dem ge-heimen, vertraulichen Beysammenseyn weichen müssen. Leykauff, Litkof ꝛc., von Leute, oder von Liebe, Westenrieder weiß es selbst nicht recht — unter Lidlohn kömmt noch gar »der Lohn für die Litonen« hinzu, wiederholt unter Liuti-, und hatte doch bey Leithaus richtig das auch hier Passende angegeben. In Mordio! findet W. »Mor! (moriatur) Dio!« Man könnte sich morte di dio etwa gefallen lassen, aber es ist nur, grade wie das Feurio! der Schiller'schen Räuber, die tönendere Form des altdeutschen Ausrufs: Mort! — Unter Mynnen, »die Arnegken (l. Armeniegken), arme Gecken,« da es bekanntlich doch aus: die Armagnac's verderbt ist. Prehertag, Perhtag, wird auf einen Kinderglauben von der Frau Berche zurückgeführt; es kömmt von brehen, scheinen, leuchten, her, und entspricht ganz dem griechischen epi-*phania*, die Erscheinung der heil. drey Könige. Reraub, »vom regen, recken, heftig rütteln, daher Racker, ein schlimmer Raufer.« Aus Oberlin unter Rehraub hätte W. sich eines bessern belehren können, oder nur auf die eigne richtige Angabe auf der andern Seite bey Revawunt hinsehen dürfen. Scherge, der Mann der Schaar. Warum befragte W. nicht öfter das Adelungische W. B.? — Sippe; hier die Etymologie: Cip, cippus — bey Jul. Cäsar —, *ceps*, ein Ast eines gemeinschaftlichen Hauptstammes. Welche Genealogie für deutsche Urwörter!

XI. Zuletzt wäre nun hinsichtlich der Vollständigkeit dieses Glossariums noch Einiges anzuführen, wobey von den bayerischen mundartischen Wörtern natürlich nicht die Rede seyn kann. Nach dem, was von der zufälligen, gelegentlichen Entstehung dieser gemischten Sammlung früher erinnert worden: möchte die Vollständigkeit des hier dargebotenen altbayerischen Wörterthums schon

für sich sehr zweifelhaft seyn; allein da der Verf. hier an seinem Theile so Vieles, als Erwerb seines, auf die meisten Hülfsmittel, zwar ohne allen unsern Dank verzichtenden Fleißes, dargelegt hat, während so lange Jahre hindurch kein Andrer Hand an's Werk legte; da er überdieß vieles hier Fehlende in einem zweyten Bande zu liefern verspricht: so scheint es unbillig, über diesen Punkt mit ihm genaue Abrechnung halten zu wollen. Auch eine mäßige Gabe von bisher unbekannten oder unerörterten Dingen in diesem Felde verdient schon Dank; mir liegt für dießmal nur ob, wenigstens durch ein paar Wörter, die ich hier als fehlend in dem West. Glossar nachtragen will, den Tribut zu entrichten, von dem bey der Anzeige eines solchen Werkes noch kaum Jemand sich ganz losgesagt hat, wiewohl sonst die wichtigsten Bücher zur Erklärung der deutschen Urkunden der mittleren Zeiten bisher nie einer ausführlichen Beurtheilung werth gehalten worden sind, was offenbar den Fortschritten der vaterländischen Alterthumskunde zu großem Nachtheil hat gereichen müssen. — Vorher werde noch bemerkt, daß die Aufgabe eines umfassenden altbayerischen Glossariums nicht nur die Aufstellung der Hauptwörter, sondern auch der abgeleiteten Gebilde verlangt, um den Umfang und die Eigenthümlichkeiten der alten Sprache, wie sie in den Urkunden jener Gegenden, ohne Beymischung anderweitiger poetischer Zieraten, sich ausweiset, genügend zu erkennen. Was in dieser Hinsicht irgend bedeutend ist, sollte mithin nicht übersehen werden; es dürfte also hier bey bereden nicht fehlen, berednus im bayerischen Rechtbuch; — chain ansprache noch Anvertigvnge 1319. M. B., letzteres erklärt sich durch die Bedeutung von vertigen nicht hinlänglich. — sie sollen weder Ansprache noch Vingerzaig nach dem vorgen. gût haben 1303. M. B. 3, 187, auch bey Oberl. fehlend. Geschåft, Testament; hier kann bemerkt werden, daß der zum Grunde liegende Ausdruck in Bayern hieß: sine dinch schaffen, s. Colocz. Codex S. 186. Jemanden freydigen fuß setzen, im Münchener Rechtb., von dem Schuldner, der sich davon macht? eine Redensart, die ich sonst nirgends finde. Das altdeutsche freidig heißt sonst vermessen, verwegen; Zschokke in den bayerischen Geschichten sagt dafür freudig, aber in einer anderen, nicht authentischen Bedeutung. — mit flodrotem har, bayerisches Rechtb., mit flatterndem H.; von einem bayerischen Landmann hörte ich, der Wind blase so floderig vom Gebirge her; unser Verfasser schreibt: fladernde Oberrôcke S. 157. — Enspaem oder Einsbåume, bey den Brücken die Lagerbalken, im Münchn. Rechtb.; die jetzigen Werk-

meister sagen Endsbäume, besser ziehen wir es wohl zu dem noch übrigen Worte Eisbein, s. Adel. W. B. — Nachtreise, dasselbe mit Nachtselde: Schaden nehmen mit poschaft (s), mit nachiraisen (s), mit gericht, 1342. M. B. 17, 315. — So wie hier bey West. der Hofmeister und der Chastner, beyde in der vorgedruckten Urk. 1294, nicht fehlen sollten, eben so wenig der stat Redner im Münchner Rechtb., der Oblaier des chlosters 1335; der Ortmann 1427. M. B. 17, 336. und neben ihm genannt der Zusatz oder Zusetz; der sutrår, im Münchn. Rechtb. bey Bergm. S. 149 steht zweymal der Fůrtrår; der pfarrer vnd der wochner 1372. M. B. 17, 133. (die »Wochnerin, Kindbetterin« hat dagegen W.) — Aeltere Briefe, Urkunden, dy sullen chautt vnd ab sein 1493. M. B. 17, 347. kenne ich nicht; pro staechil et scatten, das. 11, 44, und bey Ruprecht v. Fr. 185. damit hat sich dev fraw verlaet (1408: verlåt) eben so wenig. Daselbst S. 170: Wird den Dienstboten etwas zum Aufheben im Schranke übergeben — so si is piderbent vnd is vngwar lant (1408: so sy ez pidert-vngewart l.), ist auch nicht völlig klar; verbzderben, eine Sache zu Grunde gehen lassen, würde keinen Anstoß haben. Vastmûs, in den Klöstern, eine Abgabe, M. B. 11, 43. driv Weiset vnd ein vasnaht-hun 1335. Daselbst 17. Das Grundwort scheint bey W. ganz zu fehlen, es ist aber für das fatale y aufgespart: Weysat, wobey seltsamlich »Weisheit« steht, und eine »verderbte Aussprach von Weihe-feit oder Zeit« postulirt wird. Haltaus gibt die richtige Herleitung dieses Weis-od, irrt aber darin, daß er aus diesem od ein selbstständiges Substantiv macht, da es doch bloß die Formations-Sylbe, wie in Klein-od, ist, die in unserm Zier-at, Ein-öde, Arm-ut schon dreyfach geändert erscheint. wilunt, vormals; ich setze es bloß hieher, weil es in den M. B. 22, 234 ein paarmal ausgezeichnet Wilunt gedruckt ist, offenbar darum, weil es von dem Herausgeber als ein wirkliches — Nomen proprium angesehen wurde. — widertûn, kömmt hier S. XX vor, wo W. wieder mißhandeln übersetzt; das richtige gibt Oberlin; hier noch eine Stelle aus Strikers Karl, bey Schilter S. 70, b. fehlend:

Seyt die erd begund bern »Wirt das von euch nicht widertan,
So gestarb aines tages nye »So muest ir grossern schaden han,
So manig gut ritter, als hie; »Dann ye chain chunig gewunne.

Folgende, nicht erklärte Wörter, bietet das W. Glossar selbst dar: ein Eiten, unter Bericht; Spenat, Art Tuches, steht S. 599 unten; Steus, ob überhaupt ein richtiges Wort?

Barm, steht zwey Mal unter Brfar. — Die Zülle (die Züll n, M. B. 21, 261.) fehlt in der Reihe, steht aber unter Brfar, und als prov. bey Ziele. Untprut aus den Legg. Baiuvu., die eben so wie das Salische Gesetz, eine wahre Plage für den Sprachforscher sind, weil die alten Handschriften aus Zeiten datiren, wo man die ältesten Wörter gar nicht einmal mehr richtig verstand, daher die endlos abweichenden Lesearten, und, in unsern Tagen, mehr als eine Beglaubigung für die celtischen Träume.

XII. Nach der bisherigen freymüthigen Beurtheilung der minder befriedigenden Seiten dieses Glossariums dürfen wir nun nicht unterlassen, zu bemerken, worin das sonstige Gute der Westenrieder'schen Arbeit bestehe, und welcher neue Gewinn der Literatur dadurch zu Theil geworden sey. — Einmal können die vielen hier eingemischten landüblichen Wörter in der Heimat des Verf., als eine reichliche Ergänzung oder Erweiterung des bayerischen Idiotikons von Zaupser benützt werden, so lange uns noch kein andres mehr erschöpfendes Werk der Art dargeboten ist. (Die Erklärungsweise des Verf., wie sie hier und bey andern gemeinüblichen Wörtern sich ausspricht, hat eine eigene Beymischung von derber Treuherzigkeit — etwa in der Art, wie der brave Johann Jakob Reiske sein Deutsch schrieb — die in einem philologisch-gründlichen Handwörterbuch unserer Sprache sich ohne Zweifel recht gut ausnehmen würde). Theodor Heinsius in Berlin, in der Vorrede zu dem so eben erschienenen zweyten Bande seines volksthümlichen Wörterbuchs der deutschen Sprache, versichert, er habe unter andern Quellen für diesen Band auch Westenrieders Glossarium benutzt. Vielleicht kann dieser Umstand des Verf. Klage (s. Vorrede IV) über die Tadler der bey bayerischen Schriftstellern vorkommenden Provinzialwörter einigermaßen beschwichtigen; wegen der Fehler gegen die Formenlehre und Orthographie kann eine solche Exception freylich nicht Statt finden. — Demnächst sind hier die gleich nach der Vorrede S. 13—44 abgedruckten alten Urkunden auszuzeichnen, über deren Beyfügung der Verf. sich übrigens nicht weiter äußert. Diese Urkunden sind folgende: 1) Rechte der bayerischen Herzoge in Regensburg, aus einem handschriftlichen Salbuch vom Jahr 1278. 2) Des Herzogs Rudolph Charta magna für die Stadt München 1294. 3) Stadtordnung für Traunstein 1375. 4) Albrechts IV. Aufgebot 1488. 5) Herzog Georgs zu Landshut 1491 gedruckte, hier aus einer Hdsch. verbesserte, doch so noch nicht fehlerfreye, und wegen der mangelnden Interpunktion unbequem zu lesende Landesordnung. Jeder dieser Urkunden ist die Paraphrase des Herausgebers bey-

gefügt; sie sind also ein neuer Beweis der vielfältigen Bemühungen W's. für die Geschichte und Alterthümer seines Vaterlandes. Auf eine Prüfung der Richtigkeit jener Uebersetzungen lassen wir uns nicht ein, da es uns hier um das Hauptwerk zu thun seyn muß. In diesem nun hat der Verf., troß der im Einzelnen nachgewiesenen Fehler und Mißgriffe, so Vieles zur Aufklärung der älteren Einrichtungen und Zustände in Bayern zu leisten versucht, daß wir es nur bedauern, von ihm selbst zu Ende nicht eine Uebersicht aller dieser, die deutsche und bayerische Alterthumskunde berührenden Artikel erhalten zu haben, wie selbe durch eine nach den Hauptrubriken geordnete Tafel gegeben werden könnte. — Hätte der Verfasser uns in einem bequemen Octavband über alle diese in den bayerischen Urkunden und Rechtbüchern vorkommenden Ausdrücke, die auf den innern Zustand des Landes im Mittelalter sich beziehen, ein Handwörterbuch geliefert, in welchem die Gemein-wörter der Sprache wohl übergangen, und die Bezeichnungen der Latino-barbara von dem Haupttheil füglich hätten getrennt werden können: so würde ein solches, sorgfältig ausgearbeitetes Werk ungleich mehr dem Berufe Westenrieders, als bayerischen Geschichtforschers, entsprochen haben, — worauf denn auch hier die ausführlicheren Artikel, wie Bann, Burgarius, Lehen, Ministerialis, Scharwerk rc. überall hindeuten, — und zugleich für das eigentliche historische Studium der deutschen Geschichte von weit größerer Wichtigkeit geworden seyn. So viel uns auch, hinsichtlich eines solchen Wunsches, von der noch immer rüstigen Kraft dieses verdienten Mannes zu erwarten erlaubt wäre: so scheint es doch, daß die Arbeiten zur Aufhellung der inländischen Alterthumskunde, statt lexikalischer Zersplitterung, noch zweckmäßiger durch fortgesetzte Preisaufgaben der Münchener Akademie über so viele noch nicht genügend aufgeklärte Punkte derselben gefördert werden könnten, und dieß um so mehr, da itzt allgemein anerkannt ist, daß ohne die genauere Einsicht alter Sitte und vormaliger Einrichtungen die bloße Geschichts-Erzählung nur ein todtes Aggregat von halb oder gar nicht begriffenen Thatsachen seyn muß. Möchte sodann in diesen, den Wechsel der Zeiten wohl beachtenden, Untersuchungen, wie deren mehrere gewichtige seit kurzem in v. Savignys Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft geliefert worden sind, dem Gegenstande immer jene klare, leicht vergegenwärtigende Darstellungsart zu Theil werden, welche den Aufsätzen dieser Art in Justus Mösers patriotischen Phantasien ein so großes Interesse ertheilt. Je mehr aber dieses Bedürfniß der vollständigen Begründung der deutschen Alterthumskunde einleuchten wird: desto mehr müssen wir bedauern, daß in den bisherigen

vielen Bänden der Monumenta Boica nur klösterliche Urkunden abgedruckt, und daneben die städtischen Archive und die der vormaligen bischöflichen Sitze von dieser Mittheilung noch immer ausgeschlossen wurden. In K. H. v. Langs bayerischen Jahrbüchern von 1179 — 1294 aus den Urkunden des Reichsarchivs, finden sich in der letzten Abtheilung manche authentische Nachrichten, die Hofhaltung und Regierung, die Auflagen, Gerichtspflege und den Handel zu Ende jenes Zeitraums betreffend; zu diesem Abriß des damaligen innern Zustandes von Bayern — wobey überaus zweckmäßig die originalen Benennungen in die Erzählung mit eingefügt sind — würden die klösterlichen Urkunden der M. B. allein bey weitem nicht den genügenden Stoff dargeboten haben, so wenig wie zu der schon erwähnten Darstellung G. v. Sutners »über die Kunst- und Handwerksgeschichte Münchens während des dreyzehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, nach den Verordnungen im dortigen Stadtarchiv. Auf derley genauere Erörterungen einzelner archäologischer Aufgaben sich zurückbeziehend, würde sodann ein mit nichts Fremdartigem vermischtes Glossarium über die bayerischen Alterthümer dasjenige leisten, was für unsre historischen und philologischen Studien so sehr zu wünschen ist, und weßhalb denn auch der Verf. des vorliegenden Werkes seine Sammlungen in ihrer dermaligen Form dem Publikum übergeben hat. Bis nun aber (neben den frühern Abhandlungen der historischen Klasse der Münchener Akademie) jene vollständigeren Erörterungen eine solche Benutzung gestatten — diese Zeit dürfte freylich nicht so nahe seyn, da die einheimische Geschichtforschung in Bayern leider so auffallend wenig jüngere Theilnehmer zählt, — wird Jenen, die zu irgend einem Zweck die alten Urkunden befragen, bey dunklen Stellen auch das Glossarium des Hrn. v. Westenrieder als willkommenes Hülfsmittel dienen, dessen vorsichtiger Gebrauch jedoch durch unsre bisherige Prüfung, und durch die bedeutenden (von mir erst nach Vollendung alles Obigen gelesenen) Berichtigungen eines Beurtheilers in der Jen. Lit. Zeit. hinlänglich empfohlen wird. —

Mögen unterdessen diese Beurtheilungen den würdigen Verfasser keineswegs abgeneigt machen, die von ihm beabsichtigten Hülfsmittel für die bayerische Geschichtforschung noch weit vollständiger darzugeben durch die baldige Erscheinung des versprochenen neuen Bandes, dem er »alle dunklen Ausdrücke vorbehalten hat, welche in den alten Freyheitsbriefen, Landesordnungen, Recht- und Polizeyschriften enthalten sind.« Diesem alterthümlichen Wörterbuche wünschten wir sodann ein bequemeres Format, und die Entfernung der lateinischen Druckschrift in den

Erklärungen, um so mehr, da selbes nicht blos für Geschichtforscher Interesse haben, sondern auch für bayerische Geschäftsmänner von nicht geringem Nutzen seyn dürfte.

B. J. Docen.

Art. VI. Sibyllinische Blätter des Magus in Norden (Johann Georg Hamann's). Nebst mehreren Beylagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1819. S. XVIII. und 348.

Seit mehreren Jahren ist die Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade auf Hamann gelenkt worden, daß eine Sammlung seiner Schriften von jedem Freunde der Wissenschaft mit Sehnsucht erwartet wird. Obgleich so manche ausgezeichnete Männer des Vaterlandes dazu Beruf hätten, so scheint doch bis jetzt zu einem so lobenswerthen Unternehmen noch kein ernsterer Schritt geschehen zu seyn. Der Herausgeber des hier zur Anzeige gebrachten Buches hat es bey dem allgemeinen Wunsche einer nähern Bekanntschaft mit den Schriften Hamanns für zweckmäßig gehalten, wenigstens indeß einzelne Aeußerungen dieses tiefen Denkers auszuziehen, bis eine Ausgabe der Schriften selbst zu Stande käme, deren Erscheinen ihm aber nicht sehr wahrscheinlich dünkt. Er gibt zugleich im Vorberichte ein Verzeichniß sämmtlicher Schriften, welches wir hier unten vollständig einrücken *).

---

*) Verzeichniß der Schriften Hamanns: Des Herrn von Dangueil Anmerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien, in Ansehung des Handels und der übrigen Quellen von der Macht der Staaten. Auszug eines Werkes über die Wiederherstellung der Manufakturen und den Handel in Spanien. Beylage des deutschen Uebersetzers. Danzig und Leipzig bey Schuster. 1757. 8. (Die Beylagen enthalten Fragmente und Reflexionen vermischten Inhalts.) — Sokratische Denkwürdigkeiten für die Langeweile des Publikums, zusammen getragen von einem Liebhaber der Langenweile. Mit einer doppelten Zuschrift, an uns und an zween; nebst einem Motto aus dem Persius, daß Niemanden zu langweilig ist, abzuschreiben. Amsterdam. (Königsberg) 1759. Vier Bogen in klein 8. — Wolken. Ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten. Cum notis variorum in usum Delphini. Altona. 1761. Fünfthalb Bogen in klein 8. (Beyde Schriften über das Verhältniß der heidnischen und christlichen Religion, und gegen die Berlinischen Literaturbriefe.) — Kreuzzüge des Philologen. Virgil in der Ekloge: Polkio — — erunt etiam altera bella, atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles. — 1762. (Ohne Vorrede und Register 252 Seiten.) Klein 8. — Sammlung folgender kleiner Schriften: 1) Aristobuli Versuch über eine akademische Frage. 2) Vermischte Bemerkungen über die Wortfügung der französischen Sprache. 3) Die Magi aus Morgenlande zu Bethlehem. 4) Klaggedicht in Gestalt eines Sendschreibens über die Kirchenmusik. 5) Französisches Projekt einer nützlichen, bewährten und neuen Einpfropfung. 6) Chimärische Einfälle, vermehrt mit einer Zueignungsschrift an einen berühmten Zeitungsschreiber im Reiche der Gelehrsamkeit. 7) Kleeblatt hellenistischer Briefe. 8) Näschereyen. 9) Ein Rhapsodie in kabbalistischer Prosa. 10) Lateinisches Exercitium. 11) Jugendliche Gelegenheits-Gedichte. 12) Denkmal. (Auf H.'s Mutter.) — Brief des Abelardus Virbius (in den Berlinischen Literatur-Brie-

Die Pflicht des Recensenten bey der Anzeige des gegenwärtigen Buches wird sich vorzüglich darauf erstrecken, einen mög-

---

ken) und besonders 1761. 8. — Essais à la Mosaique. 1762. (66 Seiten.) Klein 8. — Schriftsteller und Kunstrichter in Lebensgröße von einem Leser geschildert, der keine Lust hat, Kunstrichter und Schriftsteller zu werden. Nebst einigen andern Einfällen für den Herrn Verleger, der von nichts wußte. Mitau. 1762. (Acht Bogen.) 8. — Leser und Kunstrichter nach perspektivischem Uebermaße. Mitau 1762. Im ersten Viertel des Brachscheins. (Ein Bogen.) 8. — Antikritiken. — Fünf Bücher über das Schuldrama und die Kinder-Physik. Königsberg. 1763. 8. — Fünf Hirtenbriefe, (das) Schuldrama betreffend. Königsberg. 1763. (Vorzüglich pädagogische Mißbräuche bestreitend und Ansichten aufstellend.) — Hamburgische Nachrichten; Göttingische Anzeige; Berlinische Beurtheilung der Kreuzzüge des Philologen. Mitau. 1765, klein 8. (86 Seiten.) (Replik auf verunglimpfende Recensionen der Kreuzzüge in den auf dem Titel genannten Zeitschriften; unter der Berlinischen Beurtheilung wird die in den Literatur-Briefen verstanden.) — Warner's vollständige und deutliche Beschreibung der Gicht. Aus dem Englischen, mit einer Vorrede. 1773. 8. — Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache 1770. 8. — Zwo Recensionen, nebst einer Beylage, den Ursprung der Sprache betreffend. Königsberg 1772. 8. — Beylage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates, von einem Geistlichen in Schwaben. Halle in Schwaben. 1775. 8. (Hat gleiche Veranlassung mit jener in den Niederlanden aufgestellten Preisaufgabe, die Eberhards Apologie des Sokrates veranlaßte. Mitunter wird auch dieses zuletzt genannte Werk angelächelt.) — An die Hexe von Kedmonbor. Berlin. Geschrieben in der jungen Fastnacht. (Frankfurt am Main.) 1773. 8. (Satyre auf Nicolai's damals vielgelesenen Roman, Sebaldus Nothanker.) — Apologie des Buchstaben H., oder außerordentliche Betrachtungen über die Orthographie der deutschen Pisa. (Frankfurt am Main.) 1773. 8. (Voller tiefer Einsicht und scharfsinniger Bemerkungen über das Wesen, Entstehen, und über freye Ausbildung der Sprache.) — Selbstgespräch eines Autors, mit fünf und vierzig Scholien. (Riga.) 1776. 4. (Polemischen Inhalts gegen Nikolai, Eberhard und Abt.) — An den Magum in Norden zu Königsberg in Preußen. 1775. (Zwey Quartblätter.) (Nachschrift zu dem vorgenannten Werkchen gehörig.) — Lettre perdue d'un Sauvage du Nord à un Financier de Pe-Kim. (à Riga.) 1773. 4. (Satyre.) — Heinrich St. John, Vizgraf Bolingbroke und Jakob Hervey rc. rc. Uebersetzt von J. G. Hamann. Mitau. 1774. (104 Seiten.) — Mancherley und Etwas zur Bolingbroke-Hervey-Hunterschen Uebersetzung, von einem Recensenten trauriger Gestalt. (Ein Bogen.) — Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Literatur-Annalen von 1773 in der Königsberger und Frankfurter Zeitung. 1774. — Christiani Zachaei Pelomarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts; in zwey Antwortschreiben an Apollonium Philosophum. Mit einem Motto aus dem Persius. 1774. 4. (Anderthalb Bogen.) (Durch Herder's bekannte Untersuchung veranlaßt.) — Le Hermes du Nord, ou la Cochenille de Pologne. 1774. 4. — Vitii Epagathi Regiomonticolae hierophantische Briefe. (Riga.) 1775. 8 (Gegen Stark's Hephästion.) — Versuch einer Sibylle über die Ehe. (Riga.) 1775. 12. (In Form eines Glückwünschungsschreibens bey einer Hochzeitfeyer, veranlaßt durch v. Hippels bekanntes Werk über die Ehe.) — Briefe über Asmus Werke, 1775. 8. — Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht in der allgemeinen deutschen Bibliothek an Vetter Nabal. Riga. 1776. 4. — Κογξομπαξ Fragmente einer apokalyptischen Sibylle über apokalyptische Mysterien. 1779. 8. — Zwey Scherflein zur neuesten deutschen Literatur. 1780. 8. — Golgatha und Scheblimini, von einem Prediger in der Wüste. (Riga.) 1784. 8. (Eine neue Auflage davon ist angekündiget im Leipziger Michaelis-Meß-Verzeichniß 1818.) (Wider Moses Mendelsohns Jerusalem, oder über die religiöse Macht des Judenthums gerichtet.) — Entkleidung und

lichst genauen Bericht über die hier zum erstenmale in einiger Ausführlichkeit vor die Lesewelt gebrachte Lebensgeschichte **Hamann's** zu erstatten, ferner das Nöthige über den Stand **Hamann's** zur deutschen Philosophie beyzubringen, und dieß durch eine Zusammenstellung der wichtigsten in dem Buche befindlichen Fragmente zu bewähren.

Was die Arbeit des Herrn Herausgebers selbst betrifft, so wird es ihm freylich Jeder, und mit Jedem auch Rec. Dank wissen, daß er der Lesewelt in diesen mit Aufopferung vieler Zeit gesammelten Fragmenten goldene Sprüche der Weisheit mitgetheilt, und der kleine, bey weitem nicht alles im Buche Bemerkenswerthe umfassende Auszug, den wir später folgen lassen werden, wird die Herrlichkeit des Geschenkes hinlänglich bewähren; dennoch aber würde Herr **Cramer** sich ein weit größeres Verdienst um **Hamann** und die Lesewelt erworben haben, wenn er durch Herausgabe zweyer oder dreyer Schriften des Verewigten, Anfang und Aufmunterung zu einer künftigen Ausgabe sämmtlicher Schriften gegeben hätte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Ausgabe der Schriften **Hamann's** großen Schwierigkeiten auch dann noch unterliege, wenn man wirklich das Glück hätte, sich di selben sämmtlich zu verschaffen; denn mit dem bloßen Abdrucke derselben kann es hier keineswegs gethan seyn. Das Leben seiner Zeit, das literarische wie das politische, ist in das, was er schrieb, verwebt, und diese Schriften verlangen daher eine durchgängig sie begleitende Erläuterung. Diese Erläuterung wird um so nothwendiger, da **Hamann** bey seltener Belesenheit sich in Anspielungen aller Art gefällt, die ihre Deutung verlangen, um verstanden zu werden. Es war ihm übrigens, wie bekannt, gar nicht darum zu thun, sich als Schriftsteller geltend zu machen, sondern nur hier und da seine Meinung über Gegenstände, die ihm vorzüglich nahe lagen, zu sagen. Bey der hieraus entsprungenen Sorglosigkeit des Ausdrucks, welche ihm den Ruf der Dunkelheit erwarb, gehört daher schon ein hoher Grad der Seelenkunde dazu, die geheimere Tiefe seiner Meinungen und Ansichten durch ihre wechsel-

---

Verklärung. Ein flüchtiger Brief von Niemand den Kundbaren. 1786. 4. (Von dieser Schrift wurden nur vier Bogen abgedruckt, sie blieb unbeendet.) — Ein Fragment einer älteren Metakritik über den Purismum der Vernunft, von J. G. **Hamann**, genannt der **Magus in Norden**. (Steht in dem »Mancherley zur Geschichte der metakritischen Invasion«. **Königsberg**. 1800. Seite 120 bis 134.) — J. G. **Hamann's** Betrachtungen über die heilige Schrift. **Altorf**. 1816. — Vier Briefe von **Hamann** in Friedrich **Jacobi's** Werken. Band I. — Ein Brief von **Hamann** in den Dorptischen Beyträgen. Herausgegeben von **Morgenstern**. Jahr 1816. Erste Hälfte. (Hierin entwickelt er seine Ansichten der Mosaischen Archäologie. — Außer diesen genannten Briefen sind mehrere in Zeitschriften abgedruckt.)

seitige Beziehung zu erforschen und aufzuhellen. Der Herausgeber der Sibyllinischen Blätter, welcher seit dem Jahre 1808 sich mit Aufsuchung der Schriften Hamanns beschäftigte, darin vom Glücke und der freundschaftlichen Gesinnung edler Männer sehr begünstigt wurde, über das Leben des ihm ehrwürdigen Schriftstellers, von denen, die ihn im Leben gekannt, die interessantesten Aufschlüsse erhielt, endlich nach und nach wirklich sämmtliche Schriften in die Hand bekam, hätte sich leicht für berufen halten mögen, alles daran zu setzen, eine solche Ausgabe zu Stande zu bringen, und die großen Schwierigkeiten dieses Unternehmens durch eine Verbindung mit mehreren gelehrten Männern zu beseitigen. Daß so viele Schriften Hamanns bloße Fehden mit längst verschollenen Recensenten enthalten, machte sie der Nachwelt nicht ungenießbar, wenn ihrer erneuerten Herausgabe die nöthigen Bemerkungen, nicht zwar über diese Recensenten, welche ruhen mögen, wohl aber über den Geist der Zeit, die diesem entsprechenden Ansichten der damaligen literarischen Welt, und über die Art der Opposition, in welcher Hamann, seinem Charakter gemäß, mit diesen Ansichten stand, erklärend beygegeben wären. Dieß hieße einem gefallenen Helden des Vaterlandes die wahre letzte Treue erweisen.

Der Herausgeber, welcher zu einer Fortsetzung der Fragmente Hoffnung macht, hat die im gegenwärtigen Bande enthaltenen aus folgenden Schriften genommen: Anhang zur Uebersetzung der Dangueilschen Bemerkungen. Kreuzzüge des Philologen. Aus den Betrachtungen über die heilige Schrift. Die Wolken. Hamburgische Nachrichten. Schriftsteller und Kunstrichter, und Leser und Kunstrichter. Letzte Willensmeinung des Ritters von Rosenkreuz. Apologie des Buchstaben H. Zwey Recensionen. Selbstgespräch eines Autors. Hierophantische Briefe. Versuch einer Sibylle über die Ehe. Zweifel und Einfälle. Golgatha und Scheblimini. Entkleidung und Verklärung. Metakritik über den Purismum der Vernunft. Aus Briefen. — Er hat die ausgewählten Sätze nach ihrer Folgereihe in den benutzten Schriften ausgezogen, ohne durch eine nach ihrem Inhalte gewagte willkürliche Versetzung einen Zusammenhang unter ihnen erzwingen zu wollen, den sie an sich nicht hatten. Recensent, welcher hier aus den Mittheilungen der Sibyllinischen Blätter gerade das Gegentheil versuchte, weil es hier bey dem ersten Berichte über Hamann vorzüglich darauf ankommen muß, eine so viel möglich klare Anschauung seiner Ansichten zu erhalten, glaubt dennoch, daß Herrn Cramers Verfahrungsart der Treue eines Herausgebers aus der auch von ihm selbst angegebenen Ursache am angemessensten sey,

weil in der Zusammenstellung selbst nur zu leicht gegen den eigentlichen Sinn der gewählten Stellen gefehlt werden kann. Eine vollständige Ausgabe der Schriften aber wäre, um wahrhaft fruchtbar zu seyn, mit einer, freylich aufs gewissenhafteste zu ordnenden Zusammenstellung dieser Art zu schließen, wozu uns Friedrich Schlegel über Lessing ein schwer zu erreichendes Muster gegeben. Indeß hat dennoch die ganz ohne Berücksichtung des Inhalts gewählte Ordnung der Fragmente in den Sibyllinischen Blättern die unangenehme Folge gehabt, daß der tiefere Sinn mancher höchst bedeutender Fragmente, durch die dazwischen liegenden, ganz heterogenen, wie in einen Nebel eingehüllt, sich dem Blicke entzieht, und daß nach der ersten Durchlesung nur wenige Menschen von der Originalität und profunden Würde Hamanns einen sich der Wahrheit nähernden Begriff gewinnen können.

Die Lebensgeschichte Hamann's, welche Herr Cramer im Vorberichte gibt, gewährt manche Aufschlüsse über den eigenthümlichen Charakter dieses höchst interessanten Mannes. Er war zu Königsberg in Preußen den 27. August 1730 geboren. Von einem würdigen Vater, gesuchtem Wundarzte daselbst, zur Gottesfurcht, bürgerlicher Rechtlichkeit und Einfalt des Herzens erzogen, besuchte er die dasige Hochschule, nach Vollendung seiner Vorstudien, mit dem Jahre 1746, wo besonders Kunzen und Rappolt seine Liebe für die Wissenschaften leiteten. Anfangs zur Theologie bestimmt, entzog er sich doch bald diesen Studien unter dem Vorwande eines stammelnden Redeorgans, um sich der Rechtsgelahrtheit zu widmen. Früh zeigte er einen ausgezeichneten Geist sowohl im Gebiete der Spekulation, als auch in den schönen Künsten. Für Musik insbesondere zeigte er einen feinen Sinn, und spielte als Jüngling die Laute vortrefflich. Den Rechtsstudien lag er indeß ohne Neigung ob, einzig nur, um dem Wunsche seiner Aeltern gemäß sich eine bürgerliche Existenz zu sichern. Obgleich ihm dieß nun nie gelang, hielt ihn die Sorge um sein Fortkommen doch in keinem Zeitpunkte seines Lebens ab, unverrückt ein höheres Ziel seines Strebens zu verfolgen. Auf diesem Wege, bemerkt der Herausgeber, erscheint Hamann schon in den Jünglings- wie in seinen spätern Jahren als eine der ausgezeichnetsten Naturen, welche die Menschheit verherrlichen. »Das tiefste Gefühl war in ihm mit der stärksten Denkkraft vereinigt: die höchste Kindlichkeit in seinem ganzen Wesen und Leben zeugte von der innern Harmonie seiner Seelenkräfte. Er hing sich an alles Gute und Schöne mit kindlicher Liebe und Hingebung, und floh es bey der ersten unangenehmen Berührung, wie Kinder das Feuer fliehen, an dem sie sich ver-

brannt. Sein tiefes dunkles Auge, von der ersten Jugend an bald trüb umwölkt, bald hell aufblitzend, seine kräftige Nase, sein liebe- und gütevoller Mund, voll Lust und Leiden, zeigten immer den schnell wechselnden Zustand seines Innern, das sich bald in den lebhaftesten Bewegungen, bald in der wirklichen Erstarrung seines markigen Körpers ausdrückte. Vor dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Unredlichkeit und Unwahrheit erschrack er bis zum Erstarren und Verstummen, und der kleinste Verdacht, der nur zu leicht bey ihm entstand, daß ein Anderer gegen ihn Schonung und Achtung vergäße, die er gegen Jedermann mit einer unglaublichen Zartheit und Gewissenhaftigkeit beobachtete, brachte ihn außer sich. — Dieses ist das Zeugniß, welches sein Landsmann und vieljähriger Bekannter, Reichardt, von ihm ablegt.« —

Hamann schloß seine akademische Laufbahn mit der Vertheidigung einer Streitschrift de Somno et Somniis, »das ist: vom Schlafe und Träumen handelnd, die im Jahre 1751 den 3. April in dem philosophischen Audienzsaale, dem eitlen Wandel nach väterlicher Weise gemäß, öffentlich aufgeführt worden, von einem verlornen Sohne U. L. F.,« und kam kurze Zeit darauf als Lehrer und Erzieher zur Baronin von Budberg, auf ihren Landsitz in Curland. Verschiedene Mißverständnisse und seine Neigung zur Unabhängigkeit bewirkten aber seine baldige Entfernung. — Recensent besitzt ein Buch, welches, wenn es wirklich Hamann, dessen Leben wir hier erzählen, zum Verfasser hat, von einem seltenen Fleiße desselben während seiner Studienjahre zeugen würde. Der vollständige Titel desselben ist: »Johann George Hamanns Poetisches Lexikon, oder nützlicher und brauchbarer Vorrath von allerhand poetischen Redensarten, Beywörtern, Beschreibungen, scharfsinnigen Gedanken und Ausdrückungen, nebst einer kurzen Erklärung der mythologischen Namen, aus den besten und neuesten deutschen Dichtern zusammengetragen, und der studierenden Jugend zum bequemen Gebrauch mit einer Anweisung zur reinen und wahren deutschen Dichtkunst ans Licht gestellt. Neue verbesserte Auflage. Mit allergnädigstem Privilegio. Leipzig, in der Großischen Handlung. 1751. Das Buch hat in Oktavo 920 Seiten. Als Titelkupfer ist das Porträt des Verfassers mit der Unterschrift: Johann George Hamann. Ein ziemlich jugendliches Gesicht unter einer Alonge-Perücke. Er sitzt an seinem Schreibtische, auf dem sein Werk aufgeschlagen, und hält die Feder in der Hand. Das Bild sieht zwar dem in den sibyllinischen Blättern gegebenen Porträte nicht ähnlich; doch widerspricht es demselben gerade nicht. Da das Werk hier schon in der zweyten Auflage erscheint, müßte es Ha-

mann zwischen siebzehn bis neunzehn Jahren geschrieben haben, wo er sich mit den schönen Wissenschaften beschäftigte. Die Anweisung zur Dichtkunst enthält nur die vollständige Lehre der damaligen Versekunst, welche dem Buche in den Augen des Besitzers Werth verleiht. Die Beyspiele der Redensarten sind mit unsäglichem Fleiße sehr reichhaltig aus den besten Dichtern der damaligen und nächst vorangehenden Zeit zusammen getragen. Die Beywörter zum Gebrauche der dichtenden Jugend nehmen sich oft spaßig aus. Zum Beyspiel »Afrika, das heiße, ausgedorrte, sandige, unfruchtbare, halbgebratne, entlegne, weite, wüste, verfluchte, braune, versengte, Mohrenreiche, Löwenreiche, tyrannische, hitzige, wollüstige, grausame.«

Im Jahre 1755 wurde er wieder Erzieher bey dem General von Witten; später befand er sich zu Riga in der Verbindung mit mehreren geistvollen Kaufleuten, beschäftigte sich mit Politik und Handlungswissenschaft, und ward Uebersetzer der Dangueilschen Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile von Frankreich und Großbritannien, in Ansehung des Handels und der übrigen Quellen von der Macht der Staaten. Dann kam er wieder in's Budbergsche Haus, von wo er nach Hause kehrte, den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen. Rührend und erhebend sind die Züge, die der Herausgeber von der kindlichen Liebe Hamanns für Vater und Mutter mittheilt. Nach dem Tode der letztern mehr als je das Bedürfniß fühlend, das Leben der Welt kennen zu lernen, und durch Reisen seine Ansichten zu erweitern, bot ihm die mit einem Rigaer Handlungshause, von dem er merkantilische Aufträge übernahm, geknüpfte engere Verbindung, dazu Gelegenheit. Er wollte aber nicht den Schmerz ertragen, von den Seinigen persönlich Abschied zu nehmen. Er ließ sich daher in Oel malen, ganz in dem Kostume, in welchem ihn der alte zärtliche Vater jeden Morgen im Bette fand, wenn er ihn zu wecken, oder ihm einen guten Morgen zu bieten kam; im Hemde, mit schwarzseidenem Bande vorn zugebunden, und mit einem bunten seidenen Tuche um den Kopf. Dieses Bild hing er vor seine Schlafstelle, damit der Vater es am Morgen nach seiner verheimlichten Abreise fände. — Dieß Porträt ist in einem gelungenen Stiche von Rosmäsler dem Buche beygegeben, und Recensent darf wohl sagen, daß man die, einen seltenen Geist und die vollendetste Herzensgüte verkündenden Züge des edlen Mannes nicht ohne tiefe Rührung betrachten kann, insbesondere wenn man erwägt, durch welche würdige Veranlassung der seltsame Putz entstand, in dem Hamann hier dem anfangs befremdeten Betrachter erscheint.

Im Laufe des Jahrs 1756 ging Hamann nach Berlin, wo Mendelsohn besonders seine Aufmerksamkeit auf sich zog, verlebte dann den Winter zu Lübeck bey seinen Verwandten, und eilte im Frühjahre über Holland nach England. In London blieb er über ein Jahr, ganz dem Studium der Bibel hingegeben, und er hätte gern seinen Wohnsitz für immer dort aufgeschlagen; allein, seine Versuche, sich dort einen sicheren Unterhalt zu verschaffen, mißlangen; voll Unmuth und Trauer begab er sich nach Riga, theils Handelsgeschäfte, theils den Unterricht der Kinder seiner Freunde besorgend. Im Jahre 1760 ging er nach Königsberg, um in der Nähe des seiner Hülfe bedürfenden alterschwachen Vaters zu seyn. Dort widmete er sich zugleich den Studien über alte Literatur und der Erlernung der orientalischen Sprachen, und vollendete manche schriftstellerische Arbeiten.

Daß Hamanns Hervortreten unter die Schriftsteller des deutschen Vaterlandes nicht von seiner Anerkennung begleitet gewesen, ist jedem schon daraus klar, weil seine Ansichten, wenn sie auch nur einigermaßen in den damaligen Ideenkreis eingedrungen wären, der Philosophie in Deutschland eine ganz andere Wendung, als sie wirklich genommen, hätten geben müssen. Man war aber noch keineswegs auf diese kühnen Gänge eines wieder in den Urquell aller menschlichen Erkenntniß, die Offenbarung, zurück trachtenden Strebens des mit sich zwar vollständig einigen, der Welt aber nur in Räthseln sich verkündenden Denkers vorbereitet. Insbesondere in Deutschland hatte die Philosophie, zur Zeit, wo Hamann mit zu sprechen anfing, sich noch der französischen, auf den rohesten Materialismus hinausgehenden Ansichten zu erwehren, um auf der sich selbst gewählten Bahn zur strengen Sonderung der Seelenkräfte zu gelangen, und dann die Philosophie den Abstraktionen des Verstandes allein zuzueignen. Dieser Verstand selbst, in einigen Denkern zu erstaunungswerther Schärfe gediehen, war in ihren Arbeiten dem Zeitalter voraus geeilt, und unterwarf, um jede Folgerung unbekümmert, auch das Ehrwürdigste und Heiligste der einseitigen Strenge seiner Untersuchungen. Diese blendende Erscheinung eines sich alles unterwerfenden Verstandes wurde von den Uebrigen bereits als ein glänzendes Licht betrachtet, wohin alles Streben des Denkens seine Flüge zu lenken hätte. Die Kritik der reinen Vernunft vollendete endlich die starre Sonderung der Seelenkräfte, und die vollständige Lähmung aller zu Gunsten der Einen.

Der feste Gang des Zeitalters nach diesem Ziele, von dem es sich dann, als es kaum erreicht war, wieder weiter zu wen-

den suchte, war nicht durch die Art schriftstellerischer Thätigkeit, wie sie Hamann eigenthümlich blieb, aufzuhalten oder zu hemmen. Er fand, gleich Lessing, desjenigen, was er vorläufig erst wegzuräumen für nöthig hielt, ehe er das Gebäude seines eigenen Denkens auf dem gereinigten Platze zur Anschauung und Benützung aufstellen konnte, zu viel vor sich, als daß er je zu etwas Anderem als zum Aufräumen kommen konnte; die eignen Ansichten über die höchsten Wahrheiten des Daseyns entschlüpften ihm nur gleichsam, in der Hitze des Kampfes mit unwürdigen Gegnern, nothgedrungen und zufällig. Wichtige Aufklärungen über seine Ansichten verdanken wir freundschaftlichen Briefen, und zum Drucke nie bestimmt gewesenen Schriften.

Die eiserne Entschlossenheit Lessings, die Lust am literarischen Krieg, die rasch sich zur systematischen Rundung neigende Gedankenfülle dieses selbstständigen Geistes waren eben so wenig wie dessen auf durchsichtige Klarheit des Gedachten gehendes Streben, Eigenschaften Hamanns. Dieser, mehr als manche Andere geneigt, alle Ansicht, die nicht der seinigen analog war, als nichtig, unhaltbar und heillos zu betrachten, sprach diese Ueberzeugung stets und immer mit unzweydeutiger Kühnheit aus. Keinen Gegner scheuend, tiefe Wunden schlagend, fürchtete er zwar nicht Gegenangriffe, ward aber von ihnen, als von einer unnützen Sache mehr belästigt, als zu fruchtreicherer Thätigkeit in deren Abwehrung veranlaßt. Bey so reichem Geiste und dem höchsten Scharfsinne doch noch gemüthvoller als geistreich, lebte er in der schönen Welt, die er in seinem Innern sich geschaffen hatte, vollständig befriedigt. Er war gern bereit, wenn es irgend eine Veranlassung so herbeyführen wollte, von der Ueberfülle seines Segens auch der Welt mitzutheilen; er gab aber, was er mittheilte, in Tönen der Begeisterung; seiner eignen redlichen Ueberzeugung nach, als ein Wohlthäter der Menschen; und ihre Widersprüche konnten ihn nur verletzen. Da es ihm bey seinen Behauptungen keineswegs darum zu thun war, vor der Welt Recht zu behalten, sondern nur wirklich die Wahrheit auf seiner Seite zu haben, woran er nie zweifelte, so waren ihm die Widersprüche der Gegner nicht Anlockungen zur anschaulichern Aufbauung eines Systems seiner Ueberzeugungen; er erwehrte sich solcher Angriffe vielmehr nur mit jener Heftigkeit, welche man gegen die Stiche lästiger Mücken äußert, die uns einen schönen Sommertag durch widerwärtige Zudringlichkeit verderben. So verscholl er, nur allein wenigen geist- und gemüthvollen Freunden angehörig, vor den Ohren der Menge; eben so wenig geeignet, ein so genanntes Glück als Schriftsteller sich zu begründen, als er Fähigkeit

besaß, sich im bürgerlichen Leben geltend zu machen, und zu Würde und Ansehen im Staate zu gelangen.

Dennoch dürfen wir nicht zweifeln, wenn gleich Jakobi seine Philosophie unabhängig von diesem späteren Freunde ausgebildet, daß Hamann durch Erweckung manches Lichtes einen großen Einfluß auf Einzelne ausübte, und auch für sein Zeitalter nicht vergebens gelebt habe. Göthes Nachrichten gestatten hierüber keinen Zweifel. Insbesondere was er über das Verhältniß Herders zu Hamann berichtet, und die herrlichen Aeußerungen Herders selbst in den Fragmenten zur deutschen Literatur beweisen unwidersprechlich das große Vermögen Hamanns über Herder. Nicht als wollten wir hier Herdern, wie es Einige gethan, an seinem Ruhme verkürzen, oder, wie man es versuchte, die Uebereilung der Metakritik durch die Brandmarkung eines Diebstahls an Hamann noch mehr herabwürdigen; wir glauben aber, daß ein Geist, wie Herders, durch solche Veranlassungen, wie sie manche Andeutungen in Hamanns Schriften gaben, zur vollen Entwicklung seiner reichhaltigen Anlagen geführt werden mußte. Herder hatte, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr eine divinatorische als philosophische Gabe. Die Endpunkte, das Ziel seiner Untersuchungen mit seltenem Scharfblicke, aber oft ohne vorläufige eigentlich wissenschaftliche Begründung der Prämissen erschauend, hat er zwar die Methode der Wissenschaft nicht eigentlich gefördert, aber Gefühl und Einbildungskraft überall in die Paradiese ihres schönen Lebens eingeführt. Er hat, als ein Geist seltener Größe, alles was noth that, um uns aus dem Sumpfe träger Prosa des Lebens, in dem wir versunken waren, heraus zu helfen, erkannt, und mit unermüdlicher Thätigkeit, mit begeistertem und begeisterndem Eifer in Anwendung gebracht. Im Gebiete der Philosophie und Geschichte hat er ewig denkwürdige Wahrheiten, zu deren Erweis die Kraft der Wissenschaft des Zeitalters und auch die seine noch lange nicht hinreichte, im Voraus aufgestellt, und zugleich gläubigen Muth erweckt, diese Wahrheiten indeß, wie erwiesene, aufzunehmen. Wenn eine jüngere Generation, mit strengerer Forschungsgabe ausgerüstet, es ihrem Lehrer im Erweis und in besserer Begründung des Erfaßten zuvor that, und durch diesen Vorgänger selbst ermuthigt, und über das Ziel des ihr eigen gewordenen Strebens aufgeklärt, sich in edler Kühnheit weiter als er wagte, hätte sie, statt Hohn und Verschmähung, vielmehr kindlichen Dank für frühe Gabe reichen dürfen. Was die Metakritik betrifft, so zeigten sich hier wohl die Gränzen des Herderschen Vermögens am deutlichsten; das was ihm fehlte, wurde auch den weniger reich ausgerüsteten Geistern klar; und

es konnte nicht anders als recht gethan seyn, dieß mit Ernst zur Sprache zu bringen. Die gute Absicht aber, welche diese Metakritik veranlaßte, und das Treffliche, welches sie auch in ihren Verirrungen leistete, hatte nicht verkannt werden sollen; wenn die damalige Zeit und die Beschränkung der vorzüglichsten Denker auf die Lehre Kants der Parteylosigkeit Raum gegönnt hätte.

Herder dankt in Hinsicht der Metakritik seinem Freunde Hamann nicht mehr, als er ihm überhaupt in seinem ganzen Streben dankte. Er ward ihm Veranlassung zu eignem kühnerem beflügelterem Denken: Armuth des Geistes kannte derjenige nicht, der mit umfassendem Geiste die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Leben der Erde in dessen mannigfaltigen Sphären gelenkt, die Beschauung der physischen Natur mit der Charakteristik des geistigen Lebens zu verbinden, und Religion und Philosophie, Geschichte und Poesie zu einem ehrwürdigen Ganzen der Erkenntniß zu verknüpfen bemüht war. Daß die Lehre des, in der Geschichte der Philosophie aller Zeiten, Epoche machenden Kant einem Geiste wie Herder, der ganz entgegengesetzter Natur war, nicht zusagen konnte, ist an sich deutlich; Hamann konnte bey noch mehr divergirender Richtung seines Strebens, und bey nicht, wie dieß in Herder der Fall war, größtentheils auf Ahnungen, sondern auf philosophischen Ueberzeugungen begründeten Ansichten nur, als dessen entschiedenster Gegner sich äußern. Indeß ist Hamanns Metakritik hauptsachlich auf den Erweis begründet, daß die Sprache, das einzige Mittheilungsvermögen des Menschen, ihrer Unvollkommenheit wegen, allein schon hinreichendes Hinderniß einer auf bloße Abstraktion begründeten Philosophie seyn müsse; und wie wir aus seinen Briefen an Jakobi ersehen, betrachtete er sie nur als den schwachen einseitigen Anfang künftiger umfassenderer Untersuchungen. Er theilte sie Herdern mit, wenig Werth darauf legend; obwohl, wie wir überzeugt sind, diese Schrift von so großer Wichtigkeit ist, daß ihre Einwirkung auf die Philosophie der Deutschen, wenn auch später, doch wie jene aller Hamannschen Schriften, desto unausweichlicher seyn wird.

Hamann liebte Herdern als einen Geistesverwandten von der ersten Zeit an, als er dessen Schriften kennen lernte. Er war auch bemüht in einer eigenen Schrift über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts die Ansichten desselben zu würdigen; allein diese Arbeit ging wie anderes unbegriffen an dem Zeitalter vorüber. Der Herausgeber liefert ein Probestück einer Recension der Königsberger Zeitung vom Jahre 1775, in welcher der Recensent freymüthig erklärt, nicht verstanden zu haben, ob Herder gelobt oder getadelt worden, das Erstere sey aber

das Wahrscheinlichere. Diese Nichtanerkennung Hamanns vergleicht der Herausgeber mit der großen Achtung, in welcher derselbe später bey den vorzüglichsten Männern der deutschen Literatur stand, und mit dem nach seinem Tode gesteigerten Glauben an die Tiefe und den Reichthum seines Genies, so daß sogar ausgezeichnete Werke anderer Literatoren ihrem wesentlicheren Inhalte nach ihm zugeschrieben wurden. Der Herausgeber, welcher sich einigemale auf Aussagen Jean Pauls über Hamann beruft, hat das, was Herder und Göthe über den merkwürdigen Mann verkündeten, in einem Nachtrage der Vorrede und dem Verzeichnisse der Schriften, beygefügt. Was er über das Schicksal Hamanns weiter berichtet, zeigt das oft bejammernswerthe Loos derjenigen, die nicht Kinder dieser Welt, sondern des Lichtes sind. Im Jahre 1762 ward er unbesoldeter Kopist bey dem Stadtmagistrate zu Königsberg, bald darauf Kanzellist bey der Kriegs- und Domänenkammer. Hierüber scherzte Hamann in seiner Apologie des Buchstaben H. »Geneigter Leser! Ich kenne einen Menschen — ob er ein Bösewicht oder ein bloßer Geck sey, weiß der allwissende Herzenskündiger besser, als ich und du. — Dieser Mensch hat auf zwo Kanzelleyen einen Monat und sechs Monat umsonst gedient. — Er konnte zu dem bescheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen, vor überlegener Konkurrenz invalider Schuhputzer und Brotdiebe.« — Die mühselige, mechanische Arbeit jener untergeordneten Dienstverhältnisse, fährt Herr Cramer fort, drohte Vernichtung seines Körpers und seines Geistes, er nahm seinen Abschied, und durchreisete Deutschland und Elsaß. Das Hauptmotiv dieser Reise war eine Anstellung in Darmstadt, zu welcher ihm der Präsident von Moser Hoffnung gemacht hatte. Als aber Hamann den Präsidenten bey seiner Ankunft zufällig nicht zu Hause traf, reisete er, ohne seine Rückkunft abzuwarten, sogleich weiter, und gab den ganzen Plan auf. Im Jahre 1765 ward er Hofmeister zu Mitau, begleitete in Staatsgeschäften einen berühmten Rechtsgelehrten nach Warschau, und kam im Jahre 1767 nach Königsberg zurück, wo sein Vater im vorhergehenden Jahre gestorben war. Einen ehrenvollen Ruf, den er um diese Zeit erhielt, und der ihn für immer aller Sorge enthoben hätte, schlug er aus, weil er sich nun von seiner Geburtsstadt, dem Vaterlande, dessen Beherrscher Friedrich II. er innig verehrte, und vom Grabe seiner Aeltern nicht trennen wollte. Seine Neigung zur Finanzwissenschaft, und die Begierde, die neu eingerichtete Regie ihrem ganzen Wesen nach kennen zu lernen, bewogen ihn, die Stelle eines Uebersetzers und Sekretärs

bey diesem Administrationszweige in Königsberg anzunehmen. Doch nannte er sich später in Beziehung auf dieses Verhältniß »einen zum dritten Male verdammten Kopisten à 750 Düttchen per Monat« (neunzig Düttchen machen einen Thaler) und ruft aus: »Was sind die sämmtlichen Leiden des jungen Werthers gegen den Druck, worunter ich gottlob schon sieben Jahre in meinem Vaterlande als ein Palmbaum getrieben!« — Im Jahre 1777 ward er, zu Königsberg, Packhofs-Verwalter, und erhielt, wenn auch nicht von Nahrungssorgen befreyt, doch Muße zur Beschäftigung mit der Literatur und Philosophie; dieß war um so nöthiger, da sein Gemüth von der Last vieles Jammers und sein Körper von übermäßigen Anstrengungen geschwächt waren. Im Jahre 1787 erhielt er bey der gänzlichen Reform des Accisewesens seinen Abschied mit einer anständigen Pension, und reiste nun, seinem sehnlichen Wunsche folgend, nach Deutschland, wo er sich längere Zeit zu Münster unter Beschwerden eines zerrütteten Körpers aufhielt.

Dort hatte er mehrere, die Trefflichkeit seines Geistes und Herzens wahrhaft anerkennende Freunde gefunden. Außer Herrn von Buchholz, welcher schon früher Hamann in einer großen Geldverlegenheit durch eine bedeutende Hülfe unterstützt hatte, nennt der Herausgeber noch: die Fürstin von Gallizin, Katerkamp, Fr. Jakobi, Sprickmann und Kleuker. Glücklich derjenige, der zur Erheiterung der letzten Tage eines so edlen Mannes beyzutragen vermochte! — Hamann war dort immer mit einem Buche zu finden, und selbst in Gesellschaft setzte er sich manchmal in einen Winkel, um zu lesen. Eine Taschenausgabe des Horaz, die ihm Herder geschenkt hatte, trug er immer bey sich. Doch berichtet er selbst hierüber an Jakobi: »Uebrigens ist mein ganzes Lesen mehr Betäubung als Kultur, erbaut mehr den Sitz des Uebels, als es selbigen zerstört. So lange ich ein Buch in der Hand habe, genieße ich, lege ich es weg, bin ich gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut; denn nachdem er sich beschaut hat, geht er von Stund an davon, und vergißt wie er gestaltet war.« So hinfällig er auch in körperlicher Hinsicht war, sprach er doch wiederholt von einer Heimkehr nach Königsberg, er wollte mit ihr den Besuch vieler Städte und Länder verbinden, und that in dieser Absicht manche Fragen, welche auf eine große Unbekanntschaft mit der geographischen Lage der Oerter schließen ließ. Lavatern, Claudius, Herdern wünschte er zu besuchen. Er starb den 21sten Junius 1788 seinen Freunden unerwartet, wie ihm selbst. Sein Grab zu Münster im Garten der Fürstin von Gallizin ist durch ein Denkmal bezeichnet,

welches diese von dem Philosophen Hemsterhuis angeordnete Inschrift führt:

Judaeis quidem scandalum, Graecis autem stultitiam; sed stulta mundi elegit Deus, ut sapientes confundat, et infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia.

Johanni Georgio *Hamanno*
viro Christiano.

Wenn denn dieser gute Hamann den Juden ein Aergerniß gewesen, den Heiden aber eine Thorheit, und es noch ferner seyn wird, möge er sich auch ferner in den Herzen weniger Edlen eine desto sicherere Stelle unverwüstlicher Neigung bereiten. Der Tumult, der über ihn seit einiger Zeit in der literarischen Welt in ähnlicher Art wie in einem väterlichen Hause entstand, wo ein Kind abhanden gekommen, und niemand weiß, wie es eigentlich dabey zugegangen, und wie dieß nur möglich gewesen, er wird sich legen, wenn man ihn erst wieder recht ins Auge gefaßt, und Manche werden dann weiter keine Notiz von seinem Wesen nehmen wollen; dessen ungeachtet wird aber spätere Philosophie nicht umhin können, ihn vorzüglich zu berücksichtigen. Es wird eine Zeit kommen, wo der Stolz der sich selbst vergötternden Vernunft in sich zusammen brechen, und einer anderen Weisheit die lange streitig gemachte Stelle einräumen wird.

Es ist Schade, daß Herrn Cramer, der mit so großer Sorgfalt auch den unscheinbarsten Arbeiten Hamanns nachspürte, Hamanns Schrift: Biblische Betrachtungen eines Christen (London den 19. März, am Palmsonntage 1758) entgangen ist. Sie findet sich im dritten Bande des Schlegelschen Museums, mit sehr umfassenden Betrachtungen des Herausgebers jener Zeitschrift, über den Stand Hamanns zur deutschen Philosophie, abgedruckt, und wurde dort von Jakobi mitgetheilt. Vielleicht sind diese biblischen Betrachtungen dieselben mit dem im Schriftenverzeichnisse angeführten Buche: »Hamanns Betrachtungen über die heilige Schrift, Altdorf 1816«, welches uns nicht zu Gesicht kam; Herr Cramer hat indeß keine Auszüge mitgetheilt. Diese biblischen Betrachtungen eines Christen athmen den reinsten Geist religiöser Hingebung in den Willen der Vorsehung, und verbreiten über die Ansichten und die Denkungsweise Hamanns ein sehr helles Licht. »Ich habe,« beginnt Hamann jene Schrift, »heute mit Gott den Anfang gemacht, zum zweyten Male die heilige Schrift zu lesen. Da mich meine Umstände zu der großen Einöde

nöthigen, worin ich, wie ein Sperling auf der Spitze des Daches, sitze und wache, so finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Aussicht einer leeren Wüste, worin ich mich von Wasser und Aehren verlassen sehe, ist mir jetzt näher als jemals. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft scheinen, gleich Hiobs, mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung blutend zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung, scheint es, deßgleichen in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen, und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur, und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bey Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher.«

Hierauf geht er zu allgemeinen Anmerkungen über die göttliche Offenbarung über; daß Gott sich dem Menschen in der Natur und in seinem Wort, daher auf doppelte Weise geoffenbart, ist der Grundsatz, von welchem er ausgeht. Eine gesunde Philosophie habe die Harmonie beyder zu zeigen, beyde seyen sich wechselseitig Stützen, sie widersprächen sich nicht, so sehr auch die Auslegungen unserer Vernunft dieß thun mögen. Ein Philosoph, welcher, der Vernunft zu gefallen, das göttliche Wort aus den Augen setze, sey im Falle der Juden, die desto hartnäckiger das neue Testament verwerfen, je mehr sie an dem alten zu hangen schienen. Naturkunde und Geschichte seyen die zwey Pfeiler, auf welchen die wahre Religion beruhe; Unglaube und Aberglaube beruhten auf seichter Physik und seichter Historie. Die Natur sey so wenig einem blinden Ungefähr oder ewigen Gesetzen unterworfen, als es möglich sey, alle Begebenheiten durch Charaktere und Staatsgründe aufzuschließen. Hierauf erwägt er nun die Denkweise derjenigen, welche keine Offenbarung zulassen, oder sie nicht, wie sie gegeben worden, als solche anerkennen wollen. Mit scharfer Geißel, obwohl nur flüchtig im Vorüberwandeln, straft er ihre vielgestaltige Thorheit. Er selbst gibt Folgendes zu erwägen: »Gott hat sich Menschen offenbaren wollen; er hat sich durch Menschen offenbart. Er hat die Mittel, diese Offenbarung den Menschen nützlich zu machen, sie für solche einzu-

nehmen, sie unter den Menschen auszubreiten, fortzupflanzen und zu erhalten, auf die Natur der Menschen, seiner Weisheit am gemäßesten, gründen müssen.« — — Die Rede sey nicht von einer Offenbarung, die ein Voltaire, ein Bollingbroke, ein Shaftesbury annehmungswerth finden würden, sondern von einer Entdeckung solcher Wahrheiten, an deren Gewißheit, Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen wäre. Er verbreitet sich sodann über die Aufbewahrung des göttlichen Wortes durch die Juden, um diejenigen zurecht zu weisen, welche auch hieraus einen Grund gegen dessen Göttlichkeit herzuleiten vermeinen, über die verschiedenen lächerlichen Auslegungsarten des I. Buch Mosis, denen freylich die neueste Zeit erst die Krone aufgesetzt. »Laßt uns natürliche Begebenheiten mit natürlichen, Wunder mit Wundern vergleichen, wenn wir von selbigen urtheilen wollen. Daß Moses von der Natur nach Aristotelischen, Cartesischen, oder Newtonischen Begriffen hätte erklären sollen, würde eine eben so lächerliche Forderung seyn, als daß Gott sich in der allgemeinen philosophischen Sprache hätte offenbaren sollen, die der Stein der Weisen in so manchen gelehrten Köpfen gewesen. Daß Moses nur für den Pöbel allein geschrieben, ist entweder ohne allen Sinn, oder eine lächerliche Art zu urtheilen. Geht die Sonne im Sommer für den Bauer allein so früh auf, weil der faule Bürger und wollüstige Höfling ihres Scheins so manche Stunde länger entbehren können, oder denselben unnöthig finden?« — Wie Paulus, als er entzückt ward, später keine Worte fand, um, was er geschaut, zu erzählen und deutlich zu machen, und wie unsere Ohren, ohne vom Schall der Luft gerührt zu werden, nicht hören können, und alles verständliche Gehör von einer weder zu starken noch zu schwachen Zitterung der Luft abhange, so sey es auch mit unsern Vorstellungen, sie seyen von körperlichen Bildern abhängig, und seyen ohne dieselben, oder wenn wir sie in Andern, denen wir sie mittheilen wollen, nicht auf gleiche Art, wie sie uns vorschweben, erwecken können, nicht mittheilbar. Eine Erzählung also, welche uns Dinge verständlich machen soll, die außer dem ganzen Umfange unserer Begriffe liegen, sey für uns die schwierigste zur Auffassung. Es gezieme uns Demuth, stumme Aufmerksamkeit, tiefe Ehrfurcht bey Anhörung des göttlichen Wortes über die Schöpfung der Welt. »So kurz die Erzählung von der Hervorbringung eines Werks ist, das seinen Beyfall fand, da es da war, das er würdig gefunden, so lange zu erhalten, und das er als ein bloßes Gerüste eines höheren Gebäudes auf die feyerlichste Art zu vernichten sich vorbehalten hat, so wichtig muß sie in unsern Augen seyn. So sehr er sich herunter

gelassen, uns das Wenige, was uns davon zu verstehen möglich, nöthig und nützlich ist, zu offenbaren, so weit übersteigt es gleichwohl unsere Denkungskräfte.«

Diese Schrift gibt, wie Ref. dafür hält, eine so klare Anschauung der Ansichten Hamanns über das Verhältniß der Philosophie zur Religion, und über die Beziehung beyder auf das Leben, daß durch dieselbe die in den sibyllinischen Blättern mitgetheilten Fragmente zu klarerm Verständnisse gebracht werden. Wir können daher jetzt schicklich zu einigen Auszügen der vom Herausgeber nach den Schriften, aus welchen er sie sammelte, aneinander gereiheten Fragmente übergehen; jedoch einer anderen Ordnung folgend, welche das Bedürfniß, aus so vielerley Bruchstücken ein Ganzes der Ansicht hervorzufinden, uns suchen gelehrt hat. Die Seitenzahl, oder die Nummer der Fragmente hier anzuzeigen, unterlassen wir um so füglicher, da Niemand Zweifel in die Treue unseres Berichtes setzen wird. Da wir ferner diese ausgezogenen Stellen, vorzüglich von dem Wunsche geleitet, Hamanns Ansichten über Philosophie und Religion in ein helleres Licht zu setzen, sammelten, wird es vergönnt seyn, sie unter der dieser Absicht entsprechenden Ueberschrift folgen zu lassen. Ueberhaupt müssen wir es uns versagen, so interessante Fragmente dieser Band sibyllinischer Blätter auch über Politik, Handlungs- und Finanzwesen, so wie über schöne Literatur enthält, dießmal Hamanns Ansichten über diese Gegenstände vor die Leser der Jahrbücher zu bringen, da, was in diesem Bande mitgetheilt worden, entweder nicht hinreichend ist, um eine klare Ansicht von seinen Ueberzeugungen zu geben, oder, des Mangels an Zusammenhang wegen, die Idee noch nicht hinreichend erkennen lassen, unter welcher sich scheinbare Widersprüche wieder aufheben und zu einem Ganzen der Ansicht vereinigen mögen.

Hamann über Philosophie und Religion.

Ein Jahrhundert, wo man an Worten drechselt, kleine und große Versuche macht, Gedanken zu empfinden, und Empfindungen mit Händen zu greifen, wo man Kupferstiche baut, Holzschnitte schreibt, nach Noten sticht, wird das philosophische genannt. Will man unsere Zeit, oder die Philosophie an Pranger stellen? sich selbst oder seine Nachbarn zu Narren haben? Wer ist mir im Stande, diese Frage aufzulösen?

Eine Vernunft, die sich für eine Tochter der Sinne und Materie bekennt, seht! das ist die Religion der Franzosen; eine Philosophie, welche den Menschen ihren Beruf, auf Vieren zu gehen, offenbart, nährt ihre Großmuth; eine Autorsucht, die von

der Hand des Scharfrichters den Lorberzweig des Ruhms erringt, macht die Salbung ihrer schönen Geister, und ein Triumph heidnischer Gotteslästerungen ist der Gipfel ihres Genies.

Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und warum fordert ihr, daß wir selbige nachahmen sollen? — — fragt ihr nicht auch, wodurch ihr die Natur aus dem Wege geräumt? — Bakon beschuldigt euch, daß ihr sie durch Abstraktionen schindet. Zeugt Bakon die Wahrheit: Wohlan! so werft mit Steinen — und sprengt mit Erdenkloßen und Schneeballen nach seinem Schatten!

O eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! Sie wird es wagen, den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktion zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstümmelt werden, als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird. — Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken, sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Kreatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir seines Geschlechts sind.

Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften, und so, scheint es, ist die ganze körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichniß der Geisterwelt. Alle endlichen Geschöpfe sind nur im Stande, die Wahrheit und das Wesen der Dinge in Zeichen zu sehen.

Gott krönte die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt — zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Rathschluß des Urhebers löst die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, das Aeußerste der Arme sind das sichtbare Schema, in dem wir einher gehen; doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns.

Das menschliche Leben scheint in einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt.

Es hat an witzigen Köpfen nicht gefehlt, die der Natur Hohn gesprochen, weil sie das Vieh auf dem Felde gelehrter, und die Vögel unter dem Himmel weiser, als uns, auf diese Erde

aussetzet. Ist es aber nicht ihre Absicht gewesen, daß der Mensch, seine Vorzüge einer gemeinschaftlichen Neigung zu danken habe, daß er zu einer gegenseitigen Abhängung sich früh gewöhnen, und die Unmöglichkeit Anderer zu entbehren zeitig einsehen möchte? Warum hat sie seinen Tod nicht durch einen kalten Mechanismus, sondern durch jenen feurigen und sanften Zug der Geschlechter zu ersetzen gesucht? Warum hat ihr Urheber durch Gesetze dafür gesorgt, daß die Ehen sich ausbreiten, und Familien mit Familien durch ihre Einpfropfung neue Bande der Freundschaft erhalten möchten? Warum sind seine Güter der Erde und ihren Bewohnern so verschieden ausgetheilt? Die Gesellschaft und die Ungleichheit der Menschen gehören daher keineswegs unter die Projekte unseres Witzes. Sie sind keine Erfindungen der Staatsklugheit, sondern Entwürfe der Vorsehung, welche der Mensch wie alle anderen Gesetze der Natur theils mißverstanden, theils gemißbraucht hat.

Ich bewundere hier den Baumeister einer Ewigkeit, wo wir auch Wohnungen finden sollen, blos aus dem Gerüste dazu, und halte die Reihe meiner Jahre für nichts als Trümmer, auf denen ich mich retten, und durch ihre kluge Anwendung den Hafen erreichen kann, der in das Land der Wonne einführt.

Frage die Geschichte Gottes seit so viel Jahrhunderten, als er unsere Erde schuf, sie redet nichts als Treue.

Der Kreislauf des Lebens, das selbst unter der Herrschaft eines allgemeinen Todes sich jederzeit erneuert; der Segen jedes gegenwärtigen Augenblicks; der Vorschuß von den Schätzen, die wir hier schon ziehen; die Zeichen in unserer zeitlichen Erhaltung, welche uns so wenig am Herzen, und so öfters außer dem Bezirk unserer eigenen Vorsicht und Hülfe liegt, weissagen uns die entferntere Absicht desjenigen, der den Odem liebt, den er uns eingeblasen.

Das Buch der Schöpfung enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur; die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, wie Gott dem Menschen durch Menschen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke; — in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichsten Majestät und leersten Entäußerung.

Lasset uns die ganze Schrift als einen Baum ansehen, der voller Früchte, und in jeder einzelnen Frucht ein Same, ein reicher Same eingeschlossen ist, in dem gleichfalls der Baum selbst, und die Früchte desselben liegen. Dieß ist der Baum des Lebens, dessen Blätter die Völker heilen, und dessen Früchte die Religion nähren sollen.

Jener Schooßjünger des Eingebornen, der in des Vaters Schooß ist, hat es uns verkündigt: daß der Geist der Weissagung im Zeugnisse des einzigen Namens lebe, durch den wir allein selig werden, und die Verheissung dieses und des künftigen Lebens ererben können; — des Namens, den niemand kennt, als der ihn empfäht, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden, und unter der Erden sind; auch alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes! des Schöpfers, der da gelobt ist in Ewigkeit! Amen.

Wenn nichts so ungereimt ist, das nicht ein Philosoph gelehrt, so muß einem Philosophen nichts so ungereimt vorkommen, daß er es nicht prüfen und untersuchen sollte, ehe er sich unterstünde, es zu verwerfen. —

Jener König in Israel glaubte einer alten Hexe, die Götter aus der Erde steigen sah. Seitdem unsere Philosophen die Augen fest zuschließen, um keine Zerstreuungen auf Kosten der Natur lesen zu dürfen, und seitdem sie die Hände in den Schooß legen, einer schönen Haut zu gefallen, hat es Luftschlösser und Lehrgebäude vom Himmel geregnet.

Werdet wie die Kinder, um glücklich zu seyn, heißt schwerlich so viel, als: habt Vernunft, deutliche Begriffe! Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaften von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt, und verlieren den Geschmack. Ich denke von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Gesetze und seiner Schulgerechtigkeit — ich traue ihr nichts als Erkenntniß des Irrthums zu; aber ich halte sie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben.

Erfahrung und Offenbarung sind einerley, und unentbehrliche Flügel und Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinn und Geschichte sind das Fundament und der Boden, — jene mögen noch so trügen, und diese noch so einfältig seyn.

Rede, daß ich dich sehe! — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist; denn ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern. Ihre Losung lauft über jedes Klima bis an der Welt Ende, und in jeder Mundart hört man ihre Stimme.

Reden ist übersetzen aus einer Engelsprache in eine Menschensprache, das heißt, Gedanken in Worte — Sachen in Namen — Bilder in Zeichen, die poetisch oder kyriologisch —

historisch, oder symbolisch und hieroglyphisch — — und philosophisch oder charakteristisch seyn können. Diese Art der Uebersetzung (verstehe Reden) kommt mehr als eine andere mit der verkehrten Seite von Tapeten überein, oder mit einer Sonnenfinsterniß, die in einem Gefäße voll Wasser in Augenschein genommen wird.

Ohne Wort, keine Vernunft, — keine Welt. Hier ist die Quelle der Schöpfung und Regierung: Was man in morgenländischen Kisternen sucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieser Schlüssel verwandelt unsere besten und wüsten Weltweisen in sinnlose Mystiker, die einfältigsten Galiläer und Fischer in die tiefsinnigsten Forscher und Herolde einer Weisheit, die nicht irdisch, menschlich und teuflisch ist, sondern einer heimlich verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit — welche keiner von den Obersten dieser Welt zu erkennen im Stande ist. — — I. Cor. 2. — und diese Philosophie läßt keinen rechtschaffenen, der an öde Stellen und Wüsten hingeängstiget wird, ohne Hülfe und Trost.

Was ist Religion anders, als die lautere, gesunde Vernunft, die durch den Sündenfall erstickt und verwildert ist, und die der Geist Gottes, nachdem er das Unkraut ausgerottet, den Boden zubereitet, und zum Samen des Himmels wieder gereinigt hat, in uns zu pflanzen, und wieder herzustellen sucht.

Des Mittlers Verdienst, wodurch er die Welt der Sünder zu seinem Eigenthum erkauft, gehört unserm Glauben; — durch ihn geadelt folgen unsre Werke nach, — und der geringste unserer Liebesdienste steht auf der Rechnung des Menschenfreundes geschrieben, als wäre er ihm gethan. —

Religion! Prophetin des unbekannten Gottes in der Natur, und des verborgenen Gottes in der Gnade, die durch Wunder und Geheimnisse unsere Vernunft zur höheren Weisheit erzieht, die durch Verheißungen unseren Muth zu großen Hoffnungen und Ansprüchen erhebt! Du allein offenbarst uns die Rathschlüsse der Erbarmung, den Werth unserer Seelen, den Grund, den Umfang und die Dauer desjenigen Glücks, das jenseit des Grabes uns winkt.

So wie alle Arten der Unvernunft das Daseyn der Vernunft und ihres Mißbrauchs voraussetzen, so müssen alle Religionen eine Beziehung auf den Glauben einer einzigen, selbstständigen und lebendigen Wahrheit haben, die gleich unserer Existenz, älter als unsere Vernunft seyn muß, und daher nicht durch die Genesin der letztern, sondern durch eine unmittelbare Offenbarung der erstern erkannt werden kann. Weil unsere

Vernunft blos aus den äußern Verhältnissen sichtbarer, sinnlicher, unstätiger Dinge den Stoff ihrer Begriffe schöpft, um selbige nach der Form ihrer innern Natur selbst zu bilden, und zu ihrem Genuß oder Gebrauch anzuwenden, so liegt der Grund der Religion in unserer ganzen Existenz, und außer der Sphäre unserer Erkenntnißkräfte, welche alle zusammengenommen, den zufälligsten und abstraktesten modum unserer Existenz ausmachen. Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen, ihre Thorheit und ärgerliche Gestalt in den Augen einer heterogenen, inkompetenten, eiskalten, hundemagern Philosophie, die ihrer Erziehungskunst die höhere Bestimmung unserer Herrschaft über die Erde unverschämt andichtet.

Gott, Natur und Vernunft haben eine so innige Beziehung auf einander, wie Licht, Auge und alles, was jenes diesem offenbaret, oder wie Mittelpunkt, Radius und Peripherie jedes gegebenen Zirkels, oder wie Autor, Buch und Leser. Wo liegt aber das Räthsel des Buches? In seiner Sprache, oder in seinem Inhalte? Im Plane des Urhebers, oder im Geiste des Auslegers?

Virtuosen des gegenwärtigen Aeons, auf welchen Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen lassen! Ihr wenigen Edlen! macht euch diesen Schlaf zu Nutz, und baut aus einer Ribbe dieses Endymion die neueste Ausgabe der menschlichen Seele, die der Barde mitternächtlicher Gesänge (Young) in seinem Morgentraum sah — aber nicht von nahe. Der nächste Aeon wird wie ein Riese vom Rausch erwachen, eure Muse zu umarmen, und ihr das Zeugniß zuzujauchzen: Das ist doch Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch!

Niemanden wird es nach der Durchlesung obiger Fragmente, wie sie hier zusammengestellt sich befinden, befremden können, wenn wir Folgendes als das Charakteristische der philosophischen Ansichten dieses tiefen Forschers im Reiche der Wahrheit aufstellen:

Wie diese Welt nur als eine in der Sinnlichkeit gegebene Offenbarung der Herrlichkeit Gottes zu betrachten ist, so auch der Mensch, der Gipfel dieser Schöpfung. Die körperliche Welt kann nur als symbolischer Ausdruck, als bedeutsames Gleichniß der Geisterwelt betrachtet werden; so drückt auch der Körper des Menschen die Natur des ihm inwohnenden Geistes und die Modifikationen der Seele aus. Durch diese im Aeußern des Körpers sich darthuenden Erscheinungen wird das Leben des innern Menschen, der Seele, sichtbar, und der Mensch ist dem Mit-

menschen in seinem eigentlichsten Leben, der Welt seines Denkens, unsichtbar. Dasselbe gilt von dem Verhältnisse der Welt zum Menschen, er sieht nur in ihr, was sich durch ihre Aeußerlichkeit verkündigt, und kann von ihr nur in sofern urtheilen, als er Auffassungsvermögen besitzt, das heißt Sinnenwerkzeuge, ihre Gestalt in sich aufzunehmen, und in den Kreis seines Denkens einzuführen.

Wenn im Menschen Geist und Körper für dieses Daseyn auf das untrennbarste verbunden sind, er in allem, was er hienieden unternehmen möge, durch die Kräfte beyder wirken muß; so kann er auch im Denken über dieses Daseyn sich den körperlichen Anschauungen, im weitesten Sinne des Wortes, welche allein ihm Erfahrung und Stoff liefern, nicht entziehen; ein von der Erfahrung getrenntes Denken existirt daher nicht, und muß eitler Wahn genannt werden. Alles Streben neuerer Philosophie sich von der Erfahrung unabhängig zu begründen, und das Daseyn, inneres oder äußeres, durch reine Abstraktionen von vorne hinein fest zu stellen, kann nur ein verstümmeltes Trugbild desselben liefern. Die Rede (Sprache) selbst, in ihrer doppelten Natur, als Laut und als gleichsam mystisches Bild der durch sie ausgedrückten Ideen, vielfältig mangelhaft, zweydeutig, und auf Irrwege führend, hat solches Trugbild mehr selbst geschaffen, als es nur etwa wie eine Dienerin ausgedrückt, oder anschaubar gemacht.

Wir können nicht umhin, die Offenbarung Gottes durch Moses die Propheten und den Erlöser, als eine wahre anzunehmen, und ihre Aufschlüsse über die Bestimmung des Daseyns, zu deren Ergründung wir auf dem Wege der Abstraktionen und Schlüsse nicht zu gelangen vermögen, als die einzig echten anzuerkennen; denn unser eigenes Daseyn verbürgt deren Wahrheit. Einer höheren Bestimmung als diesem irdischen Daseyn aufbehalten, strebt unser Geist überall die Schranke der Zeitlichkeit zu durchbrechen, und findet in jenen erhabenen Aussagen die einzige Aufklärung. Ein Ebenbild des Gottes, den uns jene Offenbarung verkündet, bewährt sich der Mensch als solches durch die schaffende Kraft seines Geistes und durch die Macht in das geistige Leben der Mitmenschen, der Zeitgenossen wie der Nachwelt, einzuwirken; ein im Leibe verhülltes Daseyn lebend, ist er seiner eigentlicheren Wesenheit nach unsichtbar, aber mit der Fähigkeit ausgerüstet, durch das Mittel dieser Umhüllung in die Welt einzuwirken, und nach ihm inwohnenden Vermögen sich als ihren Herrn zu bewähren. Die Geschichte der Welt, die aus allen Ereignissen des physischen und geistigen Lebens unserer Erde klar werdenden Absichten des Schöpfers sind dieselben, welche uns jene Offenbarung verkündigt.

Von diesem Heiligthume ausgehend, gewinnt aber die Philosophie eine andere Gestalt, und mit der Sicherheit ihrer Grundlage unendliche Kraft der Ausdehnung in ihrem Gebiete des Wirkens. Die Geschichte der Menschheit wird ihr ein aufgeschlossenes Buch der Rathschlüsse Gottes, wie des Geheimnisses unseres Daseyns. Sie versenkt sich mit Liebe in die Ergründung der Natur einer Schöpfung, über welche Gott selbst die ersten Aufklärungen zu geben mit mehr als väterlicher Huld sich herbey ließ. Gott, Natur und Vernunft treten für sie in die einzig wahre Beziehung: sie erkennt, daß die Vernunft, angewiesen aus den sichtbaren äußern Verhältnissen der Dinge den Stoff zu schöpfen, den sie nach ihren Gesetzen verarbeitet, zur Erkenntniß des Uebersinnlichen einer Aeußerung Offenbarung desselben bedürfe, auf welche allein gestützt, sie dort, ohne zu erlahmen, wandeln könne; die Natur, in weitester Ausdehnung, ist ihr nur ein zweyter erklärender und erklärter Theil dieser Offenbarung, und die Religion selbst nur die wieder veredelte Vernunft, jene Vernunft, welche im Sündenfalle erstickt und verwildert, durch die Rathschlüsse Gottes wieder zu heiliger Würde erhoben wird.

Gewiß, der Mann, dem eine solche Philosophie geworden, durfte, wie er gethan, sagen: »Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitverwandten nicht verstanden, und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack an den Kräften einer besseren Nachwelt. Glücklich ist der Autor, welcher sagen darf: wenn ich schwach bin, so bin ich stark! aber noch seliger ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolken jener Zeugen verliert, der die Welt nicht werth war.« — Oder an einem andern Orte in Erwägung des den Menschen gewordenen Heiles: »Wenn der Engel des Todes an der Schwelle des Grabes mich zu entkleiden warten, wenn er, wie der Schlaf des müden Taglöhners mich übermannen wird, nach dem Schauer, in dem ein sterbender Christ jenen Kelch vorüber gehen sieht, den der Versöhner für ihn bis auf die Hefen des göttlichen Zornes ausgetrunken: so laß dieß letzte Gefühl seiner Erlösung mich zum Eintritt seines Reichs begleiten!«

Recensent hat sich gehütet, in Aufstellung dieses Ueberblicks Hamann'scher Philosophie weiter zu gehen, als die unmittelbar aus den sibyllinischen Blättern mitgetheilten Fragmente und jener aus dem deutschen Museum angeführte Aufsatz ihm gestatteten. Der Leser wird daher leicht über die Treue und Richtigkeit, oder über das Verfehlte der Auslegung richten können. Wenn diese Lehre ganz der heut zu Tage gewöhnlichen widerspricht, so möge, wer da immer nicht dieser Meinung ist, immerhin Hamanns Erinnerung beherzigen: daß, wenn nichts so ungereimt

ist, was nicht ein Philosoph gelehrt hat, es im Gegentheile des Philosophen Pflicht sey, wenn ihm etwas auch noch so ungereimt erscheine, es zu prüfen, ehe er es verwerfe.

Niemals aber kann aus einem so kurzen Abrisse eines nie zur Vollendung gekommenen Systems, wie diese Fragmente geliefert, ein wahrhaft begründetes Urtheil über den Gehalt einer Philosophie selbst gezogen werden, welche anerkannte Denker des deutschen Volkes ihrer reiflichsten Erwägung werth gefunden haben. Hiezu ist etwas mehr nothwendig, die Ausgabe der Schriften selbst, wenn sie auch ohne alle gelehrte Zugabe in die Welt treten sollte; denn diese dürfte wohl bald durch die Bemühungen anderer Gelehrten nachgeliefert werden, und so den Schriften einen geebneteren Eingang in die Welt eröffnen. Sie müßte von dem größten Einflusse auf die philosophische Literatur des Vaterlandes auch dann noch werden, wenn diejenigen, welche sich mit der Wissenschaft beschäftigen, auch ganz und gar nicht in die Ansichten Hamanns eingingen. Es ist nämlich eine ganz eigene Sache, um das plötzliche Bekanntwerden einer wohl dem Rufe nach in Achtung stehenden, aber in ihrer innern Wesenheit noch nicht erfaßt gewesenen, und daher noch durch keinen merkbaren Einfluß auf das Zeitalter sichtbar gewordenen Weisheit eines selbstständigen Denkers. Sie zwingt auch den Kühnsten inne zu halten, den Umkreis seiner Ideen, die Richtung seiner Bemühungen, mit jenen ihm plötzlich bekannt gewordenen in genau abgewogenen Gegensatz zu bringen, und die Ausbeute der eigenen gewonnenen Ansichten, wie sie Leben und Studium gab, mit jener des verspäteten Ankömmlings zu vergleichen. Nicht die Neuheit der Ideen an und für sich ist es, welche solchen Erscheinungen ungewöhnliche Kraft verleiht; sondern daß diese aus einem Geiste entsprungen sind, der in denselben Verhältnissen wie wir oder unsere Aeltern lebend, gleichen Einwirkungen des Lebens ausgesetzt, und aus denselben Vorarbeiten und Forschungen der Gelehrten schöpfend, doch eine so verschiedene, vielleicht unendlich tiefere Ansicht des Lebens, der Wissenschaft, oder der Kunst erwerben konnte. Dieß zwingt uns die Tiefen unseres Selbst genauer als irgend etwas zu erforschen, und Lücken und Mängel in uns zu enthüllen, deren Daseyn wir vielleicht sonst nimmer geahnt hätten.

M. v. Collin.

Art. VII. 1. Fragmente aus dem Nekrolog des Zisterzienser-Stiftes Hohenfurt. — Mit Anmerkungen von Xaver Maximilian Millauer, Kapit. dieses Stiftes, Dokt. der Theol., k. k. Prof. der Pastoral., k. k. Synod. Exam. der Kand. für Kuratbenef., Historiog. der theol. Fakult. und korr. Mitgl. der k. k. mähr. schles. Ges. zur Bef. des Ackerb., der Natur- und Landeskunde. — Für die Abhandl. der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. — Prag 1819, gedruckt bey Gottlieb Haase, böhm. ständ. Buchdrucker.

2. Die Verdienste des Hauses Baden um das österreichische Kaiserhaus. — Von Aloys Schreiber, großherzoglich badischem Hofrath und Historiographen. — Fiat justitia et pereat mundus. — Wahlspruch K. Ferd. I. — Heidelberg, bey Joseph Engelmann. 1819.

3. Beyträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, für Geographie und Historie Innerösterreichs im Mittelalter. — II. Heft. — (Besonders abgedruckt und unentgeldlich vertheilt den Freunden der Vaterlandsgeschichte.) — Wien 1819. Gedruckt bey Anton Strauß.

4. Beyträge zur ältern Geschichte und Topographie des Herzogthums Kärnten, vom P. Ambros Eichhorn, von St. Blasien im Schwarzwalde Mitglied und Archivar des Benediktinerstiftes St. Paul und Präfekt des k. k. Gymnasiums daselbst. — II. Sammlung. — Klagenfurt, gedruckt mit Johann Leon'schen Schriften 1819.

5. Geschichte der gefürsteten Reichs-Abtey Corvey und der Städte Corvey und Höxter, von Paul Wigand. I. 240 S. Höxter bey Heinrich Ludwig Bohn.

6. Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern. — Ein biographischer Versuch von Karl Wilhelm Böttiger, Doktor der Philosophie und Privat-Docent der Geschichte auf der Universität zu Leipzig. — Hannover 1819. — In der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

7. Chronologische Geschichte des Herzogthums Steyermark. — Von Johann Baptist Winklern, Dechant zu Unzmarkt. — Grätz 1820. Bey Franz Ferstl.

8. Versuch einer Lebensgeschichte des ersten Herzogs von Oesterreich, Heinrich II. Jasomirgott, mit den angehängten Nachrichten von der Burg Medelich (Medling) in Oesterreich. Aus Urkunden gezogen und mit Benützung der Landesgeschichte bearbeitet.

9. Lambertus von Aschaffenburg. Geschichten der Deutschen, nebst Bruchstücken aus andern Chroniken, und einer Einleitung zur Kenntniß des deutschen Mittelalters und Kaiserthums, durch F. B. von Buchholz. — Frankfurt am Main, 1819. In der Andräischen Buchhandlung.

10. Herrad von Landsperg, Aebtissin zu Hohenburg, oder St. Odilien, im Elsaß, im zwölften

Jahrhundert; und ihr Werk: Hortus Deliciarum. — Ein Beytrag zur Geschichte der Wissenschaften, Literatur, Kunst, Kleidung, Waffen und Sitten des Mittelalters. — Von Christian Moritz Engelhardt. — Mit zwölf Kupfertafeln in Folio. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1818.

1. Die Wichtigkeit der Sterbebücher, zumal für chronologische Erörterungen, für Genealogie, nicht selten sogar für Literargeschichte, bewiesen uns deutlich, früher, die Melker Benediktiner Hieronymus und Bernard Pez, der Jesuite Erasmus Frölich und der Piarist Adrian Rauch, in unsern Tagen aber, wo in Abteyen und Klöstern, neben dem schönen Berufe der Erziehung und des öffentlichen Lehramtes auch die geschichtlichen und diplomatischen Studien mehr und mehr emporblühen, die demnächst bevorstehende Herausgabe der schon in der Handschrift vielen Kennern bekannten und benützten Lilienfelder Jahrbücher Chrysostomus Hanthalers, und Maximilian Fischers Geschichte für Kloster Neuburgs. —. Möchte doch dies Beyspiel überall wetteifernde Nachahmung finden! Welche Lichtblicke eines vortrefflichen, kritischen Taktes und treuer Liebe zur Wissenschaft gab uns nicht Friedrich Blumberger, Kämmerer von Göttweih? Der rühmlichsten Erwähnung würdig ist aber des Herrn Zisterzienser-Abtes von Zwettel, Berthold ehrende Anerkennung eines schönen Talents, in seinem Kapitularen Johann Frast, dem er nun das Schätzbarste, »otium cum dignitate« vergönnt, ihn eigens in das Stift und zum Archive genommen, und der kritischen Bearbeitung und successiven Herausgabe dieser, von den wenigsten Unglücksfällen betroffenen und durch Links engherzige und furchtsame Auszüge, nur höchst mager und oberflächlich berührten Schätze, mit vieler Liberalität geweiht hat.

Herr Professor Millauer ist diesen Jahrbüchern kein unbekannter Name. Sein Ursprung des Stiftes Hohenfurt, seine Erbauung von Budweis (I. 62) zeigten uns den besorgten und emsigen kritischen Forscher. — Indem er hier das Sterbebuch seiner Abtey zur öffentlichen Kenntniß bringt, erweitert er nicht wenig, die Stammreihe der mächtigen Rosenberge, für sein Stift, aber auch für wahrhaft nationale Wissenschaft und Kunst ruhmwürdig ausgezeichnet, und liefert Beyträge zur vaterländischen Literar- und Kirchengeschichte, die man sonst wohl lange noch vergeblich suchen würde.

S. 56. Die Abkunft der Rosenberge von Roms Ursinern durch zwey Kardinäle und einen Bischof 1479 und 1481 (in einer Zeit, wo die Genealogie, vorzüglich durch die kenntnißreiche Liebhaberey des römischen Königs Max, beynahe in alchemischem

Styl betrieben wurde) ausgestellt und durch die Identität des Wappens bekräftiget: »cum a nonnullis revocetur in dubium ob rerum praeteritarum ignorantiam, quod Illustr. et gen. D.D. *Woccus*, Pet. et Ulr. fratres germani de Ros. barones regni *Bohemiae*, et praedecessores eorundem, ortum haberent sive initium in alma urbe *Roma* ab illustri et celeb. domo et progenie de *Ursinis*, a qua nos quoque oriundi sumus« und an einer andern Stelle »quod domus dom. de Rosis habeat originem et procedat a familia et domo nostra.«

S. 33. Wok von Rosenberg, der Stifter, Landeshauptmann in der Steyermark durch Ottokar, nachdem König Bela sie abgetreten. Sein merkwürdiges Testament. S. 21. Seine Gemahlin Hedwig, geborne Gräfin von Schaumberg, aus jenem berühmten, im Lande ob der Enns vorherrschenden Geschlechte, mit den Landesfürsten in ewiger Fehde, um seine Unmittelbarkeit von Albrecht mit dem Zopf, mit dem ganzen Landaufgebot und mit der baierischen Hülfe vergeblich bekriegt, bey seinem Erlöschen 1559 von den Lichtensteinen und Starhembergen aufgeerbt. — S. 5. Erlöschen des Krumauer Zweiges der Rosenberge vor 1302, bewiesen durch eine Urkunde König Wenzels im April 1302 zu Brünn gegeben. S. 9. Johanna von Rosenberg, vermählte von Welleschink und Michelsberg. —

S. 14. Graf Johann Zrini von Tschakathurn, Rosenberg, Libowitz und Eberau († 1612), Sohn Evens der Schwester Peter Woks, des letzten männlichen Rosenbergischen Sprossen. S. 15. Der Johanniter Großprior Johann von Rosenberg. S. 16. Ulrich, einer der Helden von Cressy, mit seinem blinden König Johann. — Des französischen Königs Philipp Verwilligung für ihn, eine Monstranze und darin statt der Hostie, die Rose im Wappen zu führen, scheint Fabel oder Mißverstand. Ueberhaupt dankt man dem, zum Erstaunen thätigen Balbin beynahe eben so viele Verwechslungen, allzukühne Ergänzungen und platte Irrthümer, als geschichtliche Wahrheiten. — S. 65. Der Bischof von Breslau, Jodok von Rosenberg, ein großmüthiger Mäcen und gleich dem Ollmützer Bischof Protas aus dem Geschlecht der Boskowitze, erst Freund dann bitterer Feind seines Königs Georg Podiebrad. — Ludwig XI. wählte ihn am 15. July 1464 apud Noville prope Arquice (Arcis) zu seinem Rath und nennt ihn: dilectus *consanguineus noster*, Jodocus de *Rozmberk*, episcopus *Wratislaviensis* et dux *Crotkoviensis*. — Ist doch auch neben der Blutsverwandtschaft der Rosenberge mit den Valois, mit den Burggrafen von Nürnberg, Grafen von Görz, Grafen von

Cilly, auch jene mit den Habsburgern noch unerklärt, die ein am 26. März 1283 zu Wien gefertigtes Diplom klar ausspricht. Heinrich von Rosenberg bekennt darin gegen den: »illustrem dominum *Albertum*, Comitem de *Habspurch*, vicarium generalem per austriam et *Styriam*,« aus seinem Schlosse Retz, dem Lande Oesterreich vielen und großen Schaden zugefügt zu haben. Diese Burg nun, mit all seinen Rechten darauf und mit den Privilegien der Königin Margarethe, Gemahlin Ottokars, übergibt er an denselben um fünf hundert Mark Silbers: attendens fidei naturalis debitum, quo conjungor domino comiti supra dicto, *consangwieneo meo* Karissimo, et propter hoc congruum estimans, ut quos *sangwinis vnit ydemptitas*, etiam insimul vniat et concordet ydemptitas animorum.

S. 35. Die Verbrüderungs-Akte zwischen dem Abt Paul von Hohenfurt und dem gottbegeisterten Mönch Johann Capistran (Belgrads Erretter mit Hunyad, wider Mohamed, den Eroberer Konstantinopels), dd. Krumau 8. November 1451. — S. 40. Treffliche Nachträge zu Professor Millauers Forschungen über die Erbauung von Budweis. Das Wickelkindlein im Insiegel des dortigen Dominikaner-Klosters, zusammengehalten mit dem dortigen in Stein gehauenen Kinde, mit dem böhmischen Löwen und Reichsapfel bestärkt uns in der schon einmal geäußerten Voraussetzung eines Gelübdes Ottokars: um einen Sohn und Thronfolger aus der ungleich ältern Margarethe vom Himmel zu erflehen und der Stiftung gerade eines Deminikaner-Klosters, zur Sühne, daß Margarethe den Schleyer dieses Ordens wieder abgelegt habe, in den sie getreten war, als sie den ersten Gemahl Heinrich von Hohenstauffen, sammt ihren Söhnen, in dem fernen, apulischen Kerker verloren hatte. — S. 60. Eine merkwürdige Verleihung des Patronats von Wessely durch König Wenzel an Hohenfurt (monasterium de alto vado, *Wyssibrod*) vom July 1302, das Datum seiner Krönung als König von Polen in Vergleichung mit Helwig näher bestimmend. Dieser Fürst war wohl am nächsten daran, die weder dem Hause Luxenburg noch Anjou und auch den Jagellonen nur in verschiedenen Linien gelungene Vereinigung des gewaltigen Kronen-Kleeblattes von Ungern und Polen und Böhmen zu vollbringen. — Schon war Wenzel zu Gnesen und sein Sohn zu Stuhlweissenburg gekrönt, des Stifters Rudolph kühnes und großes Gebilde, Oesterreich, Ungern und Böhmen in Habsburg an einander zu knüpfen, schien schon im ersten Jahrzehende nach seinem Tode für unabsehbare Zeit dahin. Der

strenge Ehrgeiz seines Sohnes Albrecht, wendete auch noch die Kaiserkrone auf ein Jahrhundert von seinem Hause, an Luxenburg und Wittelsbach hinweg, aber wie ganz anders fügte es sich in der Folge und das Erlöschen der Arpaden mit Andreas dem Venetianer (15. July 1301) und der Przemysliden, mit Wenzels Ermordung zu Ollmütz (4. August 1306) standen sich allzu nahe.

S. 21—29. Reinprecht aus dem berühmten und mächtigen Geschlechte von Walsee, mit den Landenbergern, vorzugsweise genannt unter jenen, den Wienern, unter Albrecht I. bis zur Empörung verhaßten Schwaben, Gatte Katharinens des mächtigen Heinrichs von Rosenberg Tochter, — Agnes von Walsee Gemahlin Jodoks von Rosenberg, — Elsbeth aus dem berühmten mährischen Hause der Krawarz von Strassnitz, Gemahlin Peters und Katharina, Herzogin von Braunschweig, Gemahlin Heinrichs von Rosenberg.

S. 10. Johann Kölbel ein Hohenfurter zu Wellehrad vergiftet. S. 12. Meister Martin Maresch von Krumlau D. der Dekretalen, Domherr von Breslau, Freund des berühmten Lehrers zu Bologna, Philipp Beroald des Aelteren. S. 24. Mathias Hölderle, Bürgermeister zu Krumlau, von dem der Hohenfurter Büchersaal drey Quartbände eigener Explikationen besitzt, sein Reichthum, sein letzter Wille, sein patriotisches Wirken in der Pestzeit (1598) und vor und nach der Prager Schlacht am Weißenberge 1620. Sein interessantes Stammbuch aus der Prager Studierzeit mit dem Motto: Bonam vitae supellectilem paravit, qui amicos collegit 1596. S. 29. Bartholmä Trnka, Prediger zu Krumlau, seine Handschrift auf der Prager Bibliothek, mehrere gelehrte Kapläne und Bibliothekare des rosenbergischen Hauses. — S. 32. Abt Johannes Heider von Hohenfurt, welchem Georg Lucius 1575 ein didaktisches Gedicht zueignete: »Wahrhaftige und schöne Besch'eibung der uralten von Gott gegebenen löblichen Kunst der Schreiberey in rechtmäßige, wohl skandirte deutsche Reimen gebracht.«

Diese wenigen Andeutungen genügen, den Gewinn zu bezeichnen, den solche einzelne, kritische Forschungen für die Vaterlandsgeschichte haben müssen. — Wäre doch unter unsern Klöstern eine literarische Vereinigung, wie einst (besonders zum Frommen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften) unter den Benediktinern in Bayern, und gäben sie (wie gering wäre das dem Vaterlande hiebey zu bringende Opfer?) nur alle Jahre einen Oktavband ihrer noch unbekannten Urkunden, Saalbücher,

Nekrologe, Grabmäler, Grabsteine und anderer Denkmäler, Verzeichnisse ihrer Aebte und verdientesten Männer heraus! —

2. Der anspruchvolle Titel dieses Buches und das auffallende Mißverhältniß desselben zum Inhalte, mit der amtlichen Bestimmung des Verfassers zusammengehalten, würde kaum erklärbar seyn, gäben nicht die über die badische Territorialsache, über den Heimfall der Rheinpfalz und des Breisgaues, über die Successionsfähigkeit der Söhne des vorletzten Großherzogs — aus zweyter Ehe erschienenen Staatsschriften und Aktenstücke, insonderheit der — »Coup-d'oeil sur les démêlés des cours de *Bavière* et de *Bade*.« Par. M. *Bignon*, *Paris* 1818, den Schlüssel dazu. Es geschieht manchmal, daß man in Feuersbrünsten oder in anderer plötzlicher Gefahr, in der natürlichen Verwirrung, statt viel nöthigerer Dinge, irgend einen alten Kram recht wichtig in Sicherheit bringt, und sich in dieser Rettung, darob sich die besonnenern Umstehenden nicht wenig verwundern, überaus selig dünkt. — Bey der so vielseitigen und tiefeingreifenden Doppellage der österreichischen Kaiser gegen ihre Erb-Lande und gegen das römisch-deutsche Wahl-Reich, das sie gewissermaßen zu Präsidenten der europäischen Staaten-Republik erhob, standen sie natürlich auch in den vielseitigsten Verhältnissen zu jedwedem deutschen Fürstenhause. Darum ließe sich auch von jedem, und von gar vielen mit ungleich größerem Rechte, ein ähnliches Büchlein schreiben; am gründlichsten und parteylosesten wohl, wenn kolummenweise seine Verdienste um das alte Kaiserhaus, und hinwieder Oesterreichs Verdienste um diese Fürstengeschlechter einander gegenüber gesetzt würden! Schwerlich würde der Vorwurf des Undanks dabey auf Oesterreich lasten, und es ist ein seltsamer Zufall, daß sich gerade von dem Baden unterworfenen kleinen Hause der Landgrafen von Fürstenberg weit leichter eine solche Arbeit zusammenfügen ließe. Jede große Schlacht Oesterreichs sah einen Fürstenberg auf dem Bett der Ehre. Von Sempach bis auf Leipzig haben neunzehn Fürstenberge, alle großen Tage mit ihrem Blute besiegelt, und so oft ein Fürst von Oesterreich persönlich den Stab des Befehls erhob, von Leopold dem Biederben bis auf den Sieger von Stockach, Erzherzog Karl, ist ein Fürstenberg ritterlich gefallen! Die alten und die neuesten Hochberge zusammen zu reihen, ist kein glücklicher Gedanke. Wo immer ein badischer Markgraf ein Fähnlein Reisiger den Feinden des Reichs entgegen führte, einen Schiedspruch that, eine kurze Gesandtschaft bekleidete, wird er zum Helden oder zum Opfer für Oesterreich, ja sogar dessen entschiedenste Gegner ganz in den protestantischen Interessen, und Konföderationen, verwandeln sich recht mythologisch in seine hart-

näckigsten Vertheidiger, sobald sie in Folge allgemeiner Reichsschlüsse, nur ein Paar Mann gegen die Türken gestellt haben! Ja Ferdinand Maximilian, der sehr früh als Erbprinz starb, erscheint in der Reihe dieser Grundsäulen, weil er ganz eigends und nur für Oesterreich, jenen kriegerprobten Gegner der Franzosen und Türken, den Prinzen Louis erzeugte! Von Tillys Sieg bey Wimpfen, bis auf die Separatfrieden und geheimen Indemnitätsverträge auf Kosten Oesterreichs und anderer Mitstände, ließe sich ein arges Gegenbild verfertigen! — Durch seichte Gründe dient man einer wichtigen, viel besprochenen Sache nicht gut! Die Aufzählung der beständigen Verbindungen Bayerns mit Frankreich, und wie in den einzigen zwölf Jahren von 1666 bis 1678 zehn solche Konventionen abgeschlossen worden, legt eben kein neues Gewicht in die Schale. Weit besser hätte Hofrath Schreiber als Historiograph des großherzoglichen Hauses gethan, ein durchgehends auf Urquellen beruhendes Leben des Prinzen Louis zu schreiben, und ihn gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß in diesem unstreitig großen Heeresfürsten, das Schicksal der Operationen und Schlachten nur allzuoft von kleinlichen Leidenschaften abgehangen, und daß des unerreichten Eugen persönliches Dankgefühl und ganze Selbstverläugnung dazu gehört habe, der einzige zu seyn und zu bleiben, der leidlich mit ihm auskommen konnte! — Daß Marlborough hier des Prinzen unwürdiger Mitwerber genannt wird, geben wir dem Verfasser wohl zu bedenken. — Jener unwürdige Streit mit Dünnewald bey Salamkemen, der den Türken auf ein Haar ihre Niederlage in Sieg verwandelt hätte, und die unwürdigen Auftritte nach dem Vorspiele von Blindheim, nach dem Treffen am Schellenberge sprechen wahrlich laut genug.

3. Es wäre höchst überflüssig, ja beleidigend, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, wie viel Innerösterreichs Geschichte und Alterthumskunde, durch Rettung unzähliger Denkmale der Römerwelt und des Mittelalters, durch praktische Erläuterung und Benützung anderer, durch ermunternden Aufruf folgenreicher Untersuchungen, endlich durch Unterstützung des einheimischen und Annäherung des auswärtigen Talentes dem erlauchten Gründer des Johanneums schuldig sey? — Die Thatsache ist unläugbar, daß die Preisfrage, von welcher hier die Rede ist, seit den Gebrüdern Pez, seit Fröhlich und Cäsar, zum ersten Mal wieder in der mittleren Historie und Geographie des alten Carantanien oder Kärntner-Reiches, der windischen Mark und Istriens, Epoche gemacht und eine ganze Menge neuer und der allerwichtigsten Entdeckungen in ihrem

Gefolge habe. Eine wahre Wohlthat war der besondere Abdruck und die unentgeldliche Vertheilung dieser Arbeiten, da die Jahrgänge des Archives, in welchem sie zuerst erschienen, größtentheils vergriffen sind.

Unter die wichtigsten Gaben dieser Art rechnen wir die Entdeckung der gemeinsamen Abstammung der traungauischen Aribonen und Ottokare, der Wittelsbacher und der Babenberger, hier auch durch vollständige genealogische Tabellen erläutert, — das Skelett ihrer successiven Vergrößerungen, — das Verzeichniß sämmtlicher Urkunden der Ottokare, und ihrer Ahnherrn, von 829 bis 1191, — die Aufhellung der Grenzen des alten Karantaniens, — die Obersteyerische, die Untersteyerische Mark, — die Grafen von Lambach und Wels, die von Neuburg und Pütten, beyde von den Ottokaren aufgeerbt, — des Kämmerers von Göttweih, Friedrich Blumberger scharfsinnige Vermuthung über einen Grundfehler in der bisher angenommenen Stammreihe der Ottokare, und genügende Auflösung desselben, so wie des eigentlichen Zeitpunktes der Folge der Sponheimer auf die Mürzthaler, im Herzogthume Kärnten. — Erschöpfender als irgendwo finden sich in diesen Arbeiten behandelt: das publicistische Verhältniß dieser Lande, zu Kaiser und Reich, der berühmte Ottokarische Brief über der Steyermark Vereinigung mit Oesterreich, die eigentliche Epoche der steyerischen Herzogswürde, jene fabelhafte Abhängigkeit von Bayern, der steyerische Panther, — das vermeintliche Fortleben der Ottokare in den Starhembergen, Hohenbergen, Losenstein und Berneck, — die bayerischen, fränkischen, sächsischen, schwäbischen Kolonien seit Karl dem Großen mehrmals in die entvölkerte Wüste an der Enns, Leitha, Raab, Muhr, Drau und Sau entsendet, — endlich in dem Aufsatze: Neustadt und Steyer, nebst den Verhältnissen dieses klassischen Bodens, äußerst wichtige urkundliche Bemerkungen über die Ausdehnung Karantaniens (dem auch die Steyermark angehörte), bis an die Quellen der Trasen, bis ans komagenische Gebirge, — die Neustadt bis auf Max I. immer noch steyerisch, und so auch Stadt Steyer! — Jener von den bayerischen Geschichtsforschern als ein unendlich wichtiges publicistisches Theorem aufgeworfene Hoftag Heinrichs des Löwen, zu Enns 1176 (zwanzig Jahre nach dem auch das Land ob der Enns von Bayern getrennt, und zu Heinrichs Jasomirgott neuem Herzogthume geschlagen ward), in seiner ganzen Nichtigkeit urkundlich abgefertigt.

Wer nach einem, den Berufspflichten des Lehr- und Predigt-

amtes vorzugsweise angehörigen, nur zweyjährigen Aufenthalt in allen Lokalitäten, und in der Urkundenwelt seiner Provinz so fest, so vollkommen orientirt ist, wie laut der vorliegenden Arbeiten, Professor Richter, in Laybach, dem sind nur hinreichende Muße und Quellen aus Herzensgrund anzuwünschen.

Krain ist damals unendlich wichtig, als der Scheidepunkt italienischer, deutscher, ungrischer, slavischer, ja sogar byzantinischer Sprache, Sitte, Verfassung, Ritus. — Der Merowingen und Karlowingen Zeit dieser Gegenden ist nie mit größerem Fleiß, nie erschöpfender als hier durch Professor Richter behandelt worden. Eine einzige Kleinigkeit ist uns aufgefallen. S. 24 hinsichtlich der Weigerung des Apostels dieser Gegenden, Virgil von Salzburg auf Herzog Ketumars Ruf nach Carantanien zu kommen, weil in Carinula ein Aufstand ausgebrochen sey. — Carinula ist nicht Krain, sondern der Volksname von Aufruhr, Aufstand. Der Ungenannte über die Bekehrung der Kärntner spricht: »Eo igitur defuncto episcopo (Modesto) postulavit »iterum idem *Cheitimarus* dux, Virgilium episcopum, si »fieri posset, ut ad se veniret. Quod ille renuit *orta sedi*»*tione, quod Carinula dicimus.* — Sed inito consilio misit ibi»dem Latinum presbiterum, et non multo post *orta seditione* »*alia,* exivit, inde Letimus presbiter. *Sedata autem Karinula,* »misit iterum Virgilius episcopus ibidem *Madalhohum* pres»biterum etc.« (carinula ist carmula, slavisch cramola, zu lesen).

4. Der Beginn dieser überaus fleißigen und gründlichen Sammlung, wurde bereits mit der Zeitschrift Carinthia (IV. 196), mit dem gebührendem Lobe angezeigt. Obwohl den Ansprüchen des Lehramtes mit Jugendfeuer hingegeben, läßt Eichhorn (Bearbeiter des Hochstifts Chur in der Germania sacra), gleichwohl nicht von der Lieblingswissenschaft seines thätigen Lebens, und wir dürfen hoffen, Jahr für Jahr bedeutende Ausbeuten derselben zu erlangen. — Dieses Bändchen beginnt I. 81. mit der Fortsetzung der römisch-celtischen Alterthümer, in Bekräftigung seines »entdeckten *Virunum.*« — Cäsars Zug von *Julium Carnicum* (*Zuglio*) über das Barbazigebirg, die heutigen Pleckneralpen, in das Gailthal (valle gilia, valis julia, alpes juliae II. 41), gegen die Pyrrusten am Pyrrus (Rienz) im tyrolischen Pusterthale, »quia *Illyricum* a *Pirustis* finitimam partem provinciae incursionibus vastari audiebat, — S. 7. Das sogenannte Zwergengebäude bey Lienz, Reste eines alten römischen Bades, — überhaupt ungemein viel Merkwürdiges über das Landleben, die *öffentliche* Verwaltung, den Bergbau der Römer in diesem Ge-

lände. — Das Lurnfeld, die uralte Kirche zu St. Peter in Holz, Teurnia, in der ältesten Epoche der Christianisirung so berühmt. — Der Stein zu Paternion, von Ambidrav, Ritter, von jenen, die der norische König dem Cäsar wider Pompejus zu Hülfe geschickt, — der Stein auf der Höhe des Loibel, — der Altar der Siegesgöttin im Garten des Kardinals von Gurk, Fürsten Salm, — der Denkstein des durch den jüngern Plinius bekannten Julius Bassus zu Altmanach ꝛc. — Wir stimmen dem Verfasser bey: Noreja stand auf und um den Ulrichsberg, dem »mons carentanus« par excellence. Sein Verhältniß zu dem jüngern Virunum scheint dasselbe, wie von Carnuntum zu dem jüngern Vindobona, Fabiana, das auch wieder Jahrhunderte lange schläft, bis 1158 Herzog Heinrich Jasomirgott, die Schotten stiftet in predio nostro et territorio, videlicet *Favie*, que a modernis *Vienna* nuncupatur und 1169 Admont beschenkt »in civitate nostra *faviana*, quae alio nomine dicitur *Vienne*, und auf der Kreuzfahrt Heinrich des Löwen im April 1172 nach Arnold von Lübeck und Helmold: »*Henrico Leone* per *Bauariam* et *Austriam* in *Graeciam* ten»denti, ad vitricum suum, nobilem Ducem *Henricum* (ve»nisse) qui totus festinus occurrit ei. in castro *Nuenburg* »(Kloster Neuburg) cum maximo cleri plebisque tripudio »ubi mater Domina *Gertrudis* memorabilem sortita est se»pulturam, eumque inde deduxisse in *civitatem metropoli»tanam Wiene*.« — Das Denkmal der Antoninischen Familie zu Pulst, — seines zwölfjährigen Lieblings der Grazien und Musen, Erasina, punica virgo, zu Möderndorf, — häufige ärgerliche Spuren eines zerstörenden Vandalism. — Möchte doch das k. k. Antiken-Kabinett in Wien, dem die vaterländische Alterthumskunde schon so sehr verschuldet ist, diesem Unwesen steuern! So wenig wir das Centralisiren und das Wegführen der Denkmale von dem Boden, der sie und den sie klassisch machen, und oft zu den interessantesten Erklärungen Anlaß geben, unbedingt begünstigen möchten, stünden doch diese theuern Reste besser zu Wien in der Vorhalle des Kabinets, als daß sie zu Schwellen und Thürpfosten, zu Amboßen und zur Viehtränke dienen, eingepflastert oder — verkehrt!! — eingemauert sind.

S. 81 der kärntnerische Herzogsstuhl, vielleicht das ehrwürdigste patriarchalische Denkmal der Christianisirung Carantaniens, und des contrat social, »dum potestatem *omnium* ad *unum* deferre, pacis interfuit.« Es gibt eine gar nicht tröstliche Vermuthung auf Lazius und Schönlebens,

oft allzukühn ergänzte und erklärte Inschriften, da selbst der gelehrte Eichhorn auf diesem Stuhl einen Mansuetus Verus zu finden wähnte, und der Slavist Jarnik fand: Ma Sveti. Veri sey die windische Frage des auf dem Stuhl sitzenden Bauers, die er dem zu der sonderbaren Huldigungsfeyer herantretenden Herzog stellt: »hat er (auch) den heiligen Glauben?«

S. 90—139 das (allzumagre) Verzeichniß der Bischöfe von Gurk, — gründliche Bemerkungen über die heilige Hemma. S. 140—203 das Städtchen Völkermarkt, die Rupertskirche mit dem Kollegiatstift, das Augustinerkloster, das Schloß und die Draubrücke — des Grafen Ulrich von Heunburg Fehden. S. 204 Villach (Villa ad aquas) unersetzlicher Verlust für die Geschichte Kärntens, daß die Bamberger Urkunden, die doch nach dem Verkauf von 1752 an Oesterreich hätten ausgeliefert werden sollen, nutzlos seit der Sekularisation, in München den Motten und der Verwesung aufgespeichert liegen, daß man nicht einmal die Titel in brauchbaren Kopien hat, unter denen durch Heinrich den Heiligen und Kunigunden, Villach, vom Hochstifte Seeben oder Brixen mit so vielem andern reichen Besitzthum an Bamberg gekommen sey? — Die Villacher Fehden mit den Artenburgen, Cilleyern, der Aufruhr wider Herzog Rudolph, Erdbeben und Feuersbrünste, — Rudolph Khevenhillers Türkenschlacht auf dem Villacher Felde 1492. Der Villacher Magistrat geadelt, als im May 1552 Karl V. seinem Absalon Moriz von Sachsen, von Innsbruck nach Villach entfloh. — S. 239 Federaun und Arnoldstein — auch dieser siebenhundertjährigen Abtey Urkunden zerstreut und verloren. — Der Einsturz des Dobracksberges am 28. Jänner 1358, neun Kirchen und siebzehn Dörfer begraben. — Auch um Arnoldstein die Fugger als Gewerken, — die Gogau im Kanalthale. — Tarvis, der Raibel mit seinen Bley- und Galmeybergwerken, Wasser Leonburg, — Anna Neumann, im zwey und zwanzigsten Lebensjahre an den Landjägermeister von Tannhausen, im ein und dreyßigsten an Hansen von Lichtenstein, im sieben- und vierzigsten mit Friedrich Ungnad, im ein und funfzigsten mit Karl von Teufenbach, im sechs und siebenzigsten mit Grafen Ferdinand von Ortenburg, endlich im zwey und achtzigsten zum sechstenmale vermählt mit Georg Ludwig Grafen von Schwarzenberg. Sie starb am 18. Dezember 1623 zu Murau neun und achtzig Jahre alt. — St. Hermagor, Kirchbach und St. Daniel, — Sachsenburg eine jener sächsischen Kolonien, das Lurnfeld, wo einst die alte Tiburnia oder Teurnia am Zusammenflusse der Möll und Drau,

— die Ruinen von Ortenburg, — Spital, von den Ortenburgen an die Cilleyer gediehen. Des Grafen Ulrich bürgerliche und peinliche Rechtssatzung von 1441 ꝛc.

5. Zwey tief gegründete Bemerkungen des Vorwortes charakterisiren das Wesen dieses wackern Strebens, und Gottlob auch sonst viele Arbeiten des Tages. — So wie unsere Zeit an das Heiligste und Ehrwürdigste des Alterthumes eine frevlerisch zerstörende Hand legte, erweckte sie auch wunderbarer Weise den in vornehmer, höhnischer Kälte eingeschlummerten Sinn für dasselbe. Als die Formen zertrümmert wurden, riß der empor gerüttelte Geist mächtig die Augen auf. Eine armselige Gegenwart schleuderte unsern Dünkel unwiderstehlich in die Arme der Vergangenheit zurück. — Ferners: — nur fleißige Bearbeitung einzelner deutscher Staaten und Städte, Körperschaften und Einrichtungen, Männer und Thaten, kann und wird uns dem Ziel einer allgemeinen pragmatischen Geschichte nähern! — Dieses Buches Art, die Historie zu behandeln, ist gut. Es generalisirt und raisonirt nicht von vorne herein. Es schaut an, es orientirt sich nach allen Seiten, und das fleißige und kritische Quellenstudium ist ungemein lobenswerth. — Auch Urkunden sind am Ende beygefügt, ungedruckte und mit Auswahl, durchaus keine gedankenlose oder eigennützige Anschwellung der Bogenzahl. Vorzüglich lobenswerth sind Zeitalter für Zeitalter, die Blicke in die Verfassung z. B. S. 216 in die Geschichte der Städte, unbeschadet dessen, was Anton, Kindlinger, Curtius, Eichhorn und Möser dawider vorbrachten. — Die große Rolle des heiligen Veit (Swantowit) bey den Slaven, ist auch bey den österreichischen Slaven, mehrfach bemerkbar, ganz vorzüglich aber bey jenen, die im deutschen Land oder in irgend einer Wüste angesiedelt, einmal Christenthum und deutsche Sitte empfingen, und dann wieder zeitweise zurückgefallen sind. — Die Bekehrung und Kultur der nordöstlichen Wenden-Provinzen vom heligen Amschgar, bis auf Heinrich den Löwen, gibt übrigens vielerley praktische Induktionen auf unsere Windischen an der Drau und Sau. — Die Irmensäule, — die Insel Rügen, — Corvey, die Lehrerin des ganzen Nordens, — seine berühmten Männer Bruno, als Papst, Gregor V., Rabanus Maurus, Elfred, Gautbert, — die Schule, die Denkmäler. Hier wurden dem König Konrad die griechischen Briefe übersetzt. Hier fanden sich die für verloren geachteten fünf ersten Bücher des Tacitus. Sie wurden Leo X. als Geschenk dargebracht, und seine Italiener sagten: er habe

sie von den Barbaren endlich losgekauft, — Corveyische Annalen. — Hexenprozesse hier schon im zehnten Jahrhundert.

Daß nord- und süddeutsche Stadtrechte, Zunftwesen und Gerichtsverfassung, nicht fleißiger mit einander verglichen wurden, wird als ein hemmender Umstand jedwedem Forscher des deutschen Munizipalwesens, noch lange fühlbar seyn. Seit Möser ist in der Entwickelung oder Verfassung keine so scharfsinnige, keine so quellengemäße, mit ihren Fäden durch alle Stände durchlaufende Entwickelung ans Licht getreten. — Bis in gleicher Gediegenheit der Schluß nachfolgt, mag wohl einige Zeit vergehen, aber früher oder später! — Wir halten dieses Buch für dasjenige, bey dem wir dann Gelegenheit nehmen wollen, manche jahrelange Beobachtung über den Unterschied des nord- und süddeutschen Munizipalwesens zur Prüfung heraustreten zu lassen: wahrlich eine Spindel, um daran die vielseitigsten Reflexionen abzuwinden, wenn die Küstenstädte der Nord- und Ostsee dieser oder jener aus den norischen, rhätischen oder helvetischen Alpen gegenüber gestellt werden, unter rauhen Stürmen, dennoch auch von Italiens milderen Lüften umweht, und häufig befrachtet aus dem ligurischen oder adriatischen Meerbusen.

6. Des Verfassers Vorhaben, durch eine lateinische Abhandlung voll klarer Gründlichkeit angekündigt, würdigten wir bereits (IV. 188). Schon durch den ernsten Vordermann historischer Kritik, Karl Theodor Gemeiner, mit seiner »Geschichte Bayerns unter Friedrich I.« würdig bezeichnet, fand jene fruchtbare Heldenzeit des großen Barbarossa, erst im verflossenen Jahre wieder zwey treffliche Bearbeiter an Kortüm, »Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden,« und an Voigt, »Geschichte des Lombardenbundes und seines Kampfes wider Friedrich« (VI. 115). — Wie anziehend daher das Zusammentreffen der gegenwärtigen Arbeit über den Mann, dessen Jugendliebe dem Haupte der Waiblinger, den finstern Haß wider die Welfen aus dem Busen nahm, um im Alter desto bitterere Gefühle wieder einzupflanzen, und der, troß seiner vielen Fehden, bey so vieler persönlichen Größe, dennoch keineswegs hätte fallen müssen, wäre Deutschland damals nicht noch glücklich genug, wäre es vom Grundstoffe des Verderbens schon so tief ergriffen gewesen, eine schwere Irrung in seinem Schooße bleibend zu beherbergen, und mehr als Einem, dem einzig Rechten, — dienstbar seyn zu können! —

Es wollte uns, in der Betrachtung des verhängnißreichen Zwiespalts der Welfen und Waiblinger, eine auffallende Eigenschaft desselben bedünken, daß in den Hohenstaufen so viele

große Persönlichkeit, scharf individualisirt, jede eine Geschichte für sich, mit eigenen Zwecken und eigenen Mitteln, nicht mit, sondern über ihrer Partey darstehen, indeß bey nicht minder großen Eigenschaften, die drey Welfen und die beyden Heinriche, der großmüthige und der Löwe, Vater und Sohn, immer nur als Welfen auftreten, und weniger individuell, als kollectiv aufzufassen sind. Der letzte Welf, ewig unruhig, oft gedrückt, nie erdrückt, als Greis wie als Jüngling, prachtliebend, verschwenderisch und leichtsinnig, bildet vielleicht hievon noch die meiste Anomalie: — So ist auch der Faden im Leben Heinrichs, nicht die Opposition gegen das Nebenbuhlerhaus, nicht die Begründung eines eigenen unabhängigen slavischen Küstenreiches, Verbreitung der Sitte und des Christenthums (sey es auch nur als politischen Hebels), nicht die Freyheit, auch nicht die Kaiserkrone. — Er wählte nicht, aber was ihm das Geschick einmal aufgedrungen, verfolgte er) weit mehr ausbildend und entwickelnd, als erschaffend,) mit großen Kräften, mit ruheloser Thätigkeit, mit nicht zu beugender Hartnäckigkeit. Gewaltsam war er, — wie konnte er anders? — aber er war auch geizig und hart. — Beydes sind kleinliche — und in großen Dingen verzeiht das Schicksal nur großartige Fehler.

Der Eingang über das Haus der Welfen zeugt rühmliches Quellenstudium, insbesondere verdient ausgezeichnetes Lob die zweyte Beylage über die Besitzungen der Welfen in Italien, in Nord- und Süddeutschland. Nur was das in ungewissen Grenzmarken zwischen Italien, dem allemanischen Rhätien, Carentanien und Bayern getheilte »Land im Gebirge (Tyrol)« betrifft, so waren S. 469 die Salinen von Hall zu keiner Zeit welfisch, so hat es niemals eine Grafschaft Tauer gegeben, so besaßen die Welfen niemals eine Handbreit im untern Innthale, und nur zerstreute Güter und Weinberge im obern und Vintsch-Gaue, welchem die 1253 nur fünf Jahre nach den Andechsern erloschenen Grafen von Tyrol vorstanden. Wir wunderten uns auch, nichts zu finden von dem unechten welfischen Seitenzweige, der Grafen von Eppan und Ultimis.

S. 35. Ja wohl wäre eine pragmatische und völlig parteylose Geschichte aller Konkordate, wahres Bedürfniß der Zeit, und eine so vielseitige als anziehende Aufgabe. — S. 49. Allerdings verlor Heinrich der Stolze zu Goslar beyde Herzogthümer. — S. 50—167 befremdet uns nach so vielen und gründlichen Erläuterungen, dennoch wieder die Ostmark bis 1156 zu Bayern in dieselbe Abhängigkeit gesetzet zu sehen,

wie die wendische Nordermark von Sachsen, wie auch als wäre jetzt noch (nach Schrotter und den neuesten Entdeckungen) etwas mehr zu suchen oder zu sagen, über das große Fridericianum von 1156, und über dessen ungetreuen und höchst unrichtigen Auszug, welchem allein, alle Mißverständnisse und schiefen Folgerungen entstammt sind.

I. Buch von 1129 — 1156. Heinrichs Geburt setzt der Verfasser nach dem schwäbischen Ravensburg, und auf das Jahr 1129. — Wir kennen keine so genügende Schilderung des damaligen Zustandes der norddeutschen Küsten, insonderheit Holsteins, Nordalbingiens, der Wagrier (und Stargard), der Polaben (im Lauenburgischen), der Obotriten (in Meklenburg), dann weiter längst der Ostsee der Kyssiner und Circipaner, bis an die Peene. Jenseits derselben der Tolerenzer und Rhetarier um Rhetra, Radegasts gefeyerten Göttersitz: allen diesen Völkern, östlich der Obotriten war der gemeinsame Name der Wilzen. Gegenüber auf der Insel Rügen, Ranen oder Rugen, mit aiter eigenthümlicher Götterverehrung.

S. 82. Lothars II. Erbtochter, Heinrich des Stolzen Witwe Gertrud, die Mutter des Lewen, an Heinrich Jasomirgott vermählt, doch ohne die gehofften Folgen, da sie kinderlos starb.

S. 94. Daß der Löwe sich Herzog von Bayern nannte, lang ehe ihm dieß Herzogthum wieder zugesprochen war, und Heinrich Jasomirgott vor 1156 Herzog von Oesterreich, — ist nicht so wichtig, indem es theils auf bloßen Kanzleyfehlern beruht, theils Prätensions-Titel ist, und dann (wie selbst Otto von Freysing sagt) fiel es ja Heinrichen ein: Ducatum noricum *jure haereditario* anzusprechen!?

Was hier an verschiedenen Orten über die Kreuzzüge vorkömmt, macht den alten Wunsch wieder in uns rege, alle Stellen chronologisch zusammen gereihet, und geographisch erläutert zu sehen, die vom Durchzuge durch Böhmen, Oesterreich und Ungern, oder an das adriatische Küstenland handeln.

S. 109. Der Beyname des Löwen, nicht von der Opposition gegen Albrecht den Bären, nicht von einem aus England mitgebrachten Wappen, nicht von der an der Wackenitz erbauten Löwenstadt, nicht von dem Löwen, der ihm aus dem Orient gefolgt war, noch von dem ehernen Löwen zu Braunschweig, sondern von der Auszeichnung seines Schildes. — Falsch ist, daß dieser Beyname neueren Zeiten angehöre, denn Heinrich führt den Löwen auf Siegel und Mün-

zen, schon sein Zeitgenosse Helmold nennt ihn so, schon sein Vater Heinrich der Stolze legte sich manchmal diesen Namen bey.

S. 118. Heinrich erzwingt von den neuernannten Bischöfen der Wenden die Investitur, aus seiner Laienhand! — In der ersten Beylage gründliche Untersuchung der Investiturs-Urkunde Friedrichs I. für die slavischen Länder. — Lübeck und Bardewyk. — Der Römerzug. — Mailand.

II. von 1156—1180. Heinrich der Löwe, Gründer von München. — Heinrichs Scheidung von der Zähringerin Clementia, — seine natürliche Tochter Mathilde, an den slavischen Fürsten, Heinrich Borwin vermählt, Ahnfrau der Meklenburger, die Bemühungen der Genealogen S. 211 ihre eheliche Geburt zu erweisen, führen dahin, Heinrichen zwey rechtmäßige Gemahlinnen auf einmal zuzugestehen! Da halten wir es noch lieber mit dem Stammbaum, — S. 91. kraft dessen der Sultan Kilidsch Arslan, den Löwen auf seiner Kreuzfahrt als Herrn Vetter begrüßte.

S. 269. Albrecht des Bären Tod und Charakter. S. 279. Heinrichs Kreuzzug, sein Besuch in Wien, in Kloster-Neuburg, Bekomplimentirungen auf dem ungrischen Grenzorte Mesenburg, die Begleitung bis Gran. — Die Pracht in Konstantinopel. — Heinrich unter den Türken.

Heinrichs Geiz hatte das Erbe des alten lustigen Oheim Welf dem Kaiser in die Hände gespielt. Seitdem Erbitterung zwischen ihnen, er verläßt Friedrichen, — der Kaiser, (zu Chiavenna oder Partenkirch?) vergeblich vor ihm auf den Knieen, — fünf Jahre später zu Erfurt, der geächtete Heinrich vergeblich auf den Knieen vor seinem Kaiser. — Friedrichs große Niederlage bey Lignano durch den Lombardenbund. — Sühnung mit ihm und dessen Haupte dem Papste Alexander zu Venedig auf dem Rialto.

III. von 1180—1195. Heinrichs Acht, Entsetzung von den Herzogthümern Sachsen und Bayern, vergebliche Demüthigung vor dem Kaiser. — Verbannung. — Heinrich bey seinem Schwiegervater dem britttischen König Heinrich in der Normandie und in England, seine Wallfahrt zum heiligen Jakob nach Compostella. — Eitle Versöhnung mit dem grausamen Heinrich VI. — Der Tod zu Braunschweig am 6. August 1195. — Noch drey Monate, und er sah den einen Sohn im Besitze der Rheinpfalz, — noch drey Jahre, und er sah aus tiefem Fall, dem andern Otto, die Kaiserkrone der Hohenstaufen zugewendet! — Diese Jahrbücher enthielten schon zu viel aus der vierzigjährigen, von

der Tiber bis an die Küsten der Nord- und Ostsee, von Spanien, von England nach Asien hinübergreifenden Wirksamkeit dieses gewaltigen Fürsten, um ohne zweckwidrige Wiederholungen einen vollständigen Auszug dieses Werkes zu liefern. Es hat die von demselben gehegten, schönen Erwartungen unstreitig übertroffen, und eine lang empfundene Lücke mit gesunden kritischen Urtheilen, emsigem Quellenstudium und empfehlungswerther Darstellungsgabe ausgefüllt.

–. Die beliebte Methode, Alles spielend beyzubringen, die Gemeinheit, das unmittelbar nützliche und zinsträgliche Wissen auf Unkosten der Wissenschaft im höhern Sinne zu begünstigen, ja selbst das große Triebwerk der öffentlichen Verwaltung mehr und mehr auf den, wenig Kopfbrechen und wenige Vorkenntnisse begehrenden Mechanism eines Marionettentheaters zurückzuführen, hatte zwar gerade in unserer Zeit unendliche Nachtheile in ihrem Gefolge. Nicht selten erleichterten sie dem Schlechten und dem Mittelmäßigen, die Stelle des Brauchbaren und des Guten zu usurpiren, und durch diese Verringerung seiner unterscheidenden und entscheidenden Vorzüge, das Talent nach und nach außer Curs zu setzen, — das Selbstdenken, das Selbsterwerben geistiger Schätze zu desorganisiren, und auch im Gebiete des Wissens, »parvenus und nouveaux riches« zu erschaffen, nach Verschiedenheit der verwahrlosten Gemüther, bald jene gefährliche Schwärmerey begründend, die den Mangel aller soliden Studien, durch »Freyes« Denken zu ersetzen sich erdreistet, gelehrte Ausbildung und praktische Tüchtigkeit im Dienst und im Leben, als unvereinbarlich verspottet, oder den Adel einer überlegenen Persönlichkeit, zum vorhinein unrettbar verloren gibt, in dem unvermeidlichen Drang vielseitig verwickelnder, abnutzender und kleinlicher Details.

Wie überhaupt selbstgenügsamer Dünkel, als die gefährlichste Verknöcherung, in sich selber voller Widersprüche und Abschweifungen ist, griff jene empörende Bequemlichkeit, auch auf Kosten der Bequemlichkeit selber um sich. — Der Fleiß der guten Alten, welcher Werke von einer gewissen Art erst recht brauchbar machte, und den zu höhern Forschungen auserkorenen Köpfen vergönnte, an den Beginn ihrer eigentlichen Arbeit zu gelangen, ohne sich durch einen Augias-Stall von Vorfragen und Vorarbeiten, erschöpft und überdrüßig durchgearbeitet zu haben, jener nutzreiche Bienenfleiß der Alten in Ver[illegible] der vollständigsten Repertorien, drey und vierfacher [illegible]er, erschöpfender Titel, Uebersichten und Rekapitu[illegible], verschwand gänzlich, als lästiger und pedantischer Trö-

del, — und »da die Kunst so lang ist, und das Leben so kurz,« hatten natürlich nur Wenige den Muth oder die Mittel, oder Beydes zusammen, zuerst durch Feuer und Wasser, Klippen und Einöden, bis vor die Pforte des Allerheiligsten zu dringen, und dann erst noch, mit den Hütern desselben, mit Riesen und Drachen, den Kampf zu bestehen, welcher unstreitig den ganzen Mann, gebieterisch in Anspruch nimmt.

In dieser Hinsicht schien uns von jeher ein äußerst verdienstliches Unternehmen der »chronologische Auszug der Geschichte von Bayern,« durch Johann Georg von Lori, Geschichtschreiber des Lechrains und des bayerischen Bergwesens, Mitstifter der hochverdienten Münchner Akademie (Jahrbücher IV. Anz. Bl. 1, 9), fortgesetzt aus den Urkunden des dortigen Reichsarchivs, durch dessen Direktor Karl Heinrich von Lang, von Heinrichs des Löwen Aechtung, und von dem Eintritt des Hauses Wittelsbach, bis zum Tode Ludwigs des Strengen 1294. — Voraus gehet immer aus Quellen ergänzt und berichtigt, tabellarisch die Genealogie des regierenden Hauses in seinen verschiedenen Linien, — die gleichzeitigen Kaiser, Päpste und weltlichen Regenten, mit genauer Angabe des Regierungs-Antrittes und Todes, — des Landes geistliche und weltliche Große, die ersten Reichsbeamten, die merkwürdigen Männer und Schriftsteller, besonders des historischen Faches, — darauf Jahr für Jahr die wichtigen Begebenheiten in streng chronologischer Ordnung. — Mit Vergnügen bemerkten wir, in Böttigers »Heinrich dem Löwen,« die genaue Folge des trefflichen Vorbildes von Karl Theodor Gemeiners, Geschichte Bayerns unter Friedrich I. in musterhafter Genauigkeit der Citationen, und in dem zwar unbedeutend scheinenden, aber doch für Zeitgewinn und Deutlichkeit keineswegs gleichgültigen Umstande, der am Rand immer fortlaufenden Haupt-Jahreszahl.

Das vorliegende Büchlein ist von der Vollendung dieser Vorbilder allerdings noch weit entfernt, allein es bleibt immer ein erheblicher Schritt vorwärts, von der herrlichen Steyermark einen solchen chronologischen Auszug, ein solches adjumentum memoriae zur schnellen Orientirung, ein solches historisches Noth- und Hülfsbüchlein zu besitzen, das der Jugend die Namen und die Thatsachen recht früh einpräge, die sie Zeitlebens nicht wieder vergessen soll! Uebrigens ist diese kleine, sehr empfehlenswerthe Schrift, ein neuer Beweis, welchen entscheidenden Einfluß die durch die Preisfrage des durchlauch-

tigsten Erzherzogs Johann hervorgerufenen Arbeiten für die Historie und Geographie Inneröstereichs von den Carlowingen, bis beynahe zu dem blutigen Ausgang der Babenberger und der Hohenstaufen auf dem Schlachtfelde und auf dem Blutgerüste, wirklich gehabt haben.

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte. — Wilde freye Völker in Steyermark, — die Römer und das Christenthum, — Völkerwanderungen, — Avaren und Slaven, — die Franken und ihre Gränzgrafen, — viele geistliche und weltliche Herrn von Otto dem Großen bis auf die Hohenstaufen, — Präponderanz der Ottokare, Gaugrafen im Traun- und Chiemgau, Erben der Grafen von Lambach und Wels, von Pütten, Markgrafen zuerst in Ober-, dann auch in Untersteyer, Erben des kärntnerischen Herzogstammes der Mürzthaler, — Herzogthum Steyermark, — dieses mit Oesterreich unter den Bambergern vereinigt, großes Zwischenreich, die Habsburger, bald in eigenen Linien diese beherrschend, die immer (in Ernst dem Eisernen, Max I., Ferdinand II.) des Kaiserhauses Stammhalter sind, bald mit der Hauptmasse der Monarchie vereinigt.

Eine besonders lobenswerthe Sorgfalt herrscht für das Andenken aller, aus der Steyermark hervorgegangener ausgezeichneten Männer. — Wirklich ist dieses Herzogthum die Wiege des ältesten und glänzendsten deutschen Adels der österreichischen Monarchie, die Mutter vieler gewaltiger Kriegeshelden, und insonderheit für seine Bevölkerung, über Verhältniß reich an wackern Schriftstellern (wie das kleine Tyrol an bildenden Künstlern). — Für diesen besondern schönen Zweck gab uns der würdige Verfasser schon vor einem Jahrzehend seine biographischen Notizen von den Schriftstellern der Steyermark. — Grätz scheint ganz eigentlich der Tempel Thaliens und Melpomenens zu seyn. Es ist die Vaterstadt Brockmanns, Rosaliens Nouseul, Katharinens und Mariannens Jacquet (der Adamberger) und Friederikens Bethmann-Unzelmann! — Aus der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts nennen wir nur Sigmund Pusch, Erasmus Fröhlich, Aquilin Julius Cäsar, Popowitsch, Biwald, Soda, Liesganig. Aus den Zeitgenossen: Franz von Zeiller, unvergeßlich durch seinen Antheil an dem ewigen Werke der neuen bürgerlichen und peinlichen Gesetzgebung des regierenden Monarchen, — Joseph von Hammer, stets ein Stern der ersten Größe unter den Orientalisten, den Metallurgen Hermann (neben Pallas ruhmvoll genannt, vom weißen und schwarzen Meere bis an das Ende der belebten Welt in Sibe-

rien), — den Grafen Vincenz Batthiany, den wackern Wilfling, Weissegger und Füger, den Ritter von Kalchberg, in seiner Heimat, Geschichte und Verfassung erfahren, wie Wenige, und um deren Kultur in gleichem Maße verdient, — den Typographen Degen, den unermüdeten Forscher Wartinger ꝛc. ꝛc.

Der Druckfehler möchten wir diesem Büchlein um ein gutes weniger wünschen, zumal solche, wie Seite 37 quis (statt *opus*) pie ac fideliter inceptum etc. und Marchiam strenue ac civiliter (statt *viriliter*) rexit, filioque servavit. — Bey Gelegenheit der Kreuzfahrten der beyden letzten Ottokare, (Jahrbücher III. 320) fielen uns noch folgende, nicht genug gewürdigte Stellen ein: biographus S. *Eberhardi* ap. Canisium in antiqq. lectt. III. p. 303. »Castrum episcopi, *vir clarissimus Otacher marchio*, eadem tempestate obsederat, ministerialem ecclesiae praefectum, oppido persequens. — Appropinquante igitur *vocationis suae tempore* — de pace itidem negotium habui', bonam hanc virtutum suarum consummationem existimans, si pacem ecclesiae readditam reliquisset,« der fromme Markgraf starb bald darauf als Pilger zu Fünfkirchen in Ungern. — Der letzte Ottokar war ein neunjahriger Knabe, als Heinrich der Löwe, zu Sachsen und Bayern Herzog, um Lichtmeß 1172 die Heeresfahrt nach dem gelobten Lande antrat; indessen gibt es sogar wohl Beyspiele und die Stelle Arnolds von Lübeck und des anonyn. — Saxo bey Menken sind bestimmt genug: — non remansit quis quam majorum, excepto *Ecberto* de *Wolfenbütele* —— und quorum (scil. optimatum terrae *Bavariae*) nobiliores peregrinationis suae socios fecit, marchionem videlicet *Fretheticum* de *Sulzbach* et *Marchionem de Stire*. — Jene äußerst merkwürdige Bestätigung des letzten Ottokar (Hormayrs Archiv für Süd-Deutschland II. 253) für das Salzburger Domstift über seines Vaters und seiner Großtante Kunigunde Schenkniß mit Werchendorf an der Drau: forte dum *in procinctu ierosolimitani itineris, quod cum aliis plurimis principibus et viris nobilibus ac illustribus pro liberando a Saracenis sancto Domini Sepulchro aggressi fueramus, essemus constituti*, pro diversis nostris negociis diffiniendis, una cum Dilecto consanguineo nostro, *Liupoldo* duce *Austriae*, quem *rerum nostrarum, si sine sobole decedermus, constitueramus heeredem*, in villam nostram *celebrem Ense dictam* venientes — gehört jenen jahrelangen Vorbereitungen des großen Barbarossa, letztem, tödtlichen Kreuzzuge an. — Schwerer zu beseitigen dürfte der Einwurf seyn, daß wir von 1172 Urkunden

von Ottokar haben (z. B. vom 16. May 1172 in foro *Grece* für das Stift Seckau über die Kirche Schönberg). Aber es regierte ja die Mutter als Vormünderin und konnte die Urkunden fertigen im Namen des wallfahrtenden Knaben. — Zu Hormayrs Urkunden-Verzeichniß der Ottokare, tragen wir noch nach aus Eichhorns episcop. curiens. in der S. Blasischen *Germania* sacra, Friedrichs I. Bestätigung auf den ronkalischen Feldern für die Schenkung Guidos Grafen von Lomello nach Disentis 1154. *Odaker marchio de Stüra* und *Canzelin palatinus comes* (in Kärnten?), derselbe Ottokar 1152 bey Herrgott und 1153 in *Ughellis* Italia sacra V. 293. — Den guten Rüxner und alle Turnier-Bücher seines Schlages, möchten wir wohl nirgend mehr als Quelle citirt sehen, und so auch nichts hören von Anselms von Herberstein feyerlichem Ritterschlag auf dem Turnier zu Zürich (??) durch den Bayerherzog Welf IV. (1165?!) — Rückerinnerung vieler interessanter Thatsachen, z. B. 1336 jener berühmte Kampf zwischen dem Frauenberger und Hektor von Trautmannsdorf am Hofe Ludwigs des Bayern. — Die Radkersburger Türkenschlacht 1418 verdient einmal einen eigenen Bearbeiter — so wie der untersteyrische Bauernaufstand von 1516, — der Christoph-Orden Sigmunds von Dietrichstein wider das ungeheure Trinken und Fluchen, der große Becher, Landschadenbund, — die Anfänge der Reformation, — die Türken vor Grätz. — Interessante Fakta über die zunehmende Ausbreitung des Lutherthumes. Es zeigt sich wieder einmal recht sonnenklar, ob der (ältere, herrschende, sich nur in seinem Recht und Besitz wahrende) katholische Religionstheil, der intolerante gewesen? Die Protestanten fallen die Frohnleichnamsprozessionen, ja die zu den Kranken mit dem letzten Abendmahl eilenden Priester gewaltsam an, verbieten an Werktagen Messe zu lesen, stürmen Bilder und Kirchen, jagen Mönche und Nonnen aus den Klöstern, verdrängen die Katholiken aus dem Rath, aus den Zünften, aus dem Dienst, erlassen öffentliche Verordnungen gegen jene des Erzherzogs Karl, und bringen diesen ihren Landesfürsten selbst auf der Jagd durch den wüthenden Pöbel in die äußerste Lebensgefahr! — 1598 und 1599 Gegenreformation Ferdinands mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit fortgesetzt, und in so kurzer Frist vollkommen durchgesetzt. — Vergeblich droht Ehrenreich von Saurau als Vordermann der protestantischen Stände, mit der Hülfe Venedigs, der mißvergnügten Ungern, der deutschen Fürsten seines Bekenntnisses, vergebens mit dem Beyspiele der Schweiz und der vereinigten Niederlande. — Ferdinand erklärt,

»Er wolle von dem einmal angefangenen Reformationswerk nicht im geringsten abweichen, vielmehr Leib, Leben und Fürstenthum daran setzen.« Darum war auch Innerösterreich unter allen Stürmen des dreyßigjährigen Krieges ruhig. Auch die fanatischen »Springer und Werfer« unterdrückt und an der Stelle ihres hölzernen Kirchlein, »zum heiligen Grab,« bey S. Leonard in den windischen Büchеln, ein Hochgericht erbaut, — Ferdinands berühmter Günstling, der Fürst Eckenberg, — beyde Starhemberg, Ernst Rüdiger, Wiens Vertheidiger, und Guido, zu Grätz geboren, wie der westphälische Friedensstifter Max Trautmannsdorf, — der berühmte Reisebeschreiber und Topograph Martin Zeiller, Sohn des Pastors zu Ranten, begütert zu Murau, stirbt 1661, vertrieben, als Schulen-Oberaufseher zu Ulm, — Walther Leslie, mit Gordon, Buttler und Deveroux, einer von Wallensteins Mördern, mit Gütern in der Steyermark belohnt, sein nach anderthalb Hunderten erloschenes Geschlecht durch Dietrichstein aufgeerbt. — Emsige Zusammenstellung aller anziehenden Daten von den Sauraus (nach Hormayrs kurzer Geschichte dieses an berühmten Männern und wichtigen Ereignissen reichen Geschlechtes), der Herbersteine, der Trautmannsdorfe, der Purgstalle, der Breuner. — Feldmarschall Graf Siegbert Heister († 1718 und ruht zu Kirchberg an der Raab), Besieger der ungrischen Rebellen, — Feldmarschall-Lieutenant Graf Breuner, bey Peterwardein von den Türken gefangen, während der Schlacht seines Freundes Eugen, an die alte Eiche beym Kirchlein Maria Schnee gebunden, und wie sich der Sieg für die Oesterreicher erklärt, mit Pfeilen erschossen, indeß der Held seine Peiniger höhnt, und den kaiserlichen Adlern, Sieg und Heil vom Himmel erfleht. — Erlöschen der Fürsten von Ekkenberg, Herzoge von Krumau 1717 am 21. März zu Grätz, mit dem dreyzehnjährigen Fürsten Johann Christian, die beyden Erbtöchter im Hause Herberstein und Leslie, — 1728 Karls VI. Straße über den Semmering, Schiffbarmachung der Sau, — Triest, Fiume, Bukkari, Zengg, Porto Ré, — Weißpottenamt (Landtafel) neue Zehenordnung, Satz- und Erbfolgungsordnung, Dienstbotenordnung 1729. — 1734 — Erdäpfel in Steyermark 1740, — 1756 beruft die große Theresia die ausgezeichnetsten Männer aller Provinzen zur Betrachtung über Nationalbildung, — Erziehung und Studienplan, — 1764, 1767. Ackerbaugesellschaften. — In der neuesten Zeit finden wir allzu viele Geringfügigkeiten, und dennoch jenes auch für Steyermark so unendlich wichtige Jahr 1809 äußerst ma-

ger und trocken abgefertigt. — Wir wünschen recht bald eine vermehrte und verbesserte, nach dem Eingangs erwähnten Muster abgefaßte zweyte Auflage zu erleben, und der wackre Verfasser hat sich unstreitig um Jugend und Volk ein bleibendes Verdienst durch diese glückliche, mit Fleiß und Belesenheit hindurch geführte Idee erworben.

8. Wenn auch der geringe Umfang und die Darstellung dieser kleinen Schrift selbe weniger eignen, zu einer umständlicheren Anzeige in diesen Jahrbüchern, so ist doch ihr Stoff zu wichtig, als daß eine Gelegenheit unbenützt bleiben sollte, um zur Sprache zu bringen, welche bisher noch allzuwenig beleuchtete Gegenstände oder Streitfragen, vor anderen erschöpfender Behandlung bedürfen, und was wir hiezu aus eigenem Vorrathe anzubieten haben.

Das Leben und die Herrscherlaufbahn Heinrichs Jasomirgott (Sohnes Leopold des Heiligen und der Kaisertochter Agnes), Herzogs in Bayern, und (als dieses in dem jungen Heinrich dem Löwen, seinem Stiefsohn, an die Welfen wiederkehrte, um in demselben Heinrich, dritthalb Jahrzehende später, für immer von ihnen genommen zu werden) in dem für uns höchst merkwürdigen Jahre 1156 ersten Herzogs von Oesterreich, des deutschen Morgenlandes (dux *Orientis*), verdiente in Wahrheit vor andern eine quellengemäße Monographie, dergleichen diese Blätter so eben von Heinrich dem Löwen würdigten, und eine Geschichte nach dem trefflichsten Muster, der bayerischen unter Friedrich I. von Karl Theodor Gemeiner, oder wenigstens eine chronologische Zusammenstellung, dergleichen Dechant Winklern in Unzemark für Steyermark versuchte, und worin wiederum der chronologische Auszug der bayerischen Historie durch Lori und Lang (Jahrbücher IV. Anzeigeblatt 1. 9.) ein dem Liebhaber und Kenner gleich willkommenes, nie genug zur überbietenden Nachahmung zu empfehlendes Muster bleibet.

Unter Heinrich, der so wie sein Bruder Leopold der Freygebige, des Herzogthums Bayern keinen Augenblick froh geworden, ereignet sich die entscheidendste, geographische und publicistische Veränderung, in den Verhältnissen der Lande ob und unter der Enns, in ihrer Stellung gegen Kaiser, Reich und gegen das große Herzogthum Bayern, unter ihm das Wiedererstehen, des unter dem Schutte des römischen Umsturzes, und der Völkerwanderungen verschwundenen und vergessenen Wien, — die Stiftung von Erla, von Altenburg, Waldhausen, Wilhering, der Schotten, das durch Heirat befestigte System defensiver Allianz mit dem Hofe von

Konstantinopel, wider das durch innere Unruhen und Thronzwiste, häufig zerrüttete Ungern; dadurch aber häufige und tiefeingreifende Verbindungen Oesterreichs mit dem Orient, welchen auch Heinrich auf dem großen, unglücklichen Kreuzzuge seines Stiefbruders Königs Konrad besucht, und sich in der Kommenischen Theodora eine Braut aus Byzanz abgeholt hat.

»Tu felix Austria nube!« scheint eine gleichsam unserm Boden untrennbar anklebende Losung zu seyn; für Ländererwerb freylich erst unter den Habsburgern (und unter und durch Max I. für den Erwerb halber alten, und einer transatlantischen neuen Welt), dagegen aber unter der Heldendynastie der Babenberger, ein vorzugsweises Mittel der Versöhnung eingewurzelten erbitterten Zwistes und enger, vielfach verschlungener Familienverbindung. — So gehört schon jene, durch Uhland neuverewigte Gisela, dem Babenberger Ernst und dem Salier Konrad, den Braunschweigern und dem burgundischen Königsstamme an, — Frowizza, Agnes, Helena sollten nach unaufhörlichen Fehden und Einmischungen in die inneren Händel, wieder ein besseres Blut mit den Arpaden herstellen, — die Schwestern Gerbirge und Ida, — Gertrud und Raiza und die letzte, unglückselige Gertrud, die böhmischen Przemißliden entwaffnen und verbinden, — Margarethe, Leopold des Glorreichen Tochter, in dem gewaltigen Kampf Friedrich des II. wider den heiligen Stuhl, und wider den, von ihm beschirmten Freyheitsgeist des lombardischen Städtebundes, ein unauflösliches Band schlingen zwischen Babenbergern und Hohenstaufen! — Aber ein Beyspiel ohne Beyspiel hierin, und gleichsam die Geschichte ihres ganzen Jahrhunderts in einer einzigen Frau, gibt Agnes, Leopolds des Heiligen Gemahlin und Mutter Heinrichs Jasomirgott. — Urenkelin des salischen Konrad, Enkelin Heinrichs III., Tochter Heinrichs IV. Schwester Heinrichs V., wurde ihr durch alle deutschen Gauen gefeyerter und besungener Liebreiz, der Preis, um welchen in ihres Vaters höchster Noth, ein armer Graf, Friedrich von Büren, Erbauer des Hohenstaufen (1079) seine Heldenkraft an die Rettung des Kaisers, dieser aber, ihn als Herzog über Schwaben setzte. — Aus ihm wurde Agnes, Mutter Königs Konrad, des Verderbers der Welfen, und Großmutter des herrlichen Barbarossa. — Aber wie sie willig ein Werkzeug zu ihres Vaters Rettung gewesen, wurde sie als junge Witwe, in der Gewalt des rauhen, wider den Vater rebellischen Bruders, das Werkzeug seines Verderbens, — denn wiederum war sie der Preis,

um welchen Leopold der Heilige, den alten Kaiser in der Nacht vor dem entscheidenden Tage, am Regenflusse, mit seinen Ostmärkern, mit den Mährern und Böhmen verließ, obgleich der Greis ihn mit Thränen, ja mit einem Kniefall beschwor, nur jetzt nicht von ihm zu weichen!! — So erzählt ihr eigener Sohn Otto von Freysing. — Agnes, aus zweyter Ehe mit Leopold, Mutter von neunzehn Kindern, von vier großen Söhnen, war also Ahnfrau der Babenberger und der Hohenstausen, und das Werkzeug der Demüthigung Welfischer Uebermacht und Uebermuthes bis an ihren Tod. — Ihr einer Sohn, König Konrad, durch die Welfen gedemüthigt und geächtet, gab nach Lothars Tode, die Welfen nun in seiner Reihe demüthigend und ächtend, Bayern ihren andern Söhnen, den Oesterreichern, Leopold dem Freygebigen und Heinrich Jasomirgott, und als Agnesens Enkel Friedrich I. das bayerische Herzogthum Heinrich dem Löwen wiederschenkte, sah die ein und achtzigjährige Agnes, bevor sie die müden Augen schloß, noch dieß neue Herzogthum Oesterreich, in der Hand des Jasomirgott. — Nicht mächtiger wirkte einst zwischen Longobarden, Bojovariern und Franken, Theodelinde, und im bösen Sinne Brunehild und Fredegunde zwischen den Merovingen aus Soissons, Orleans und Paris, in Austrasien und Burgund. — Aber einen ähnlichen Versöhnungs- und Vereinigungsversuch hatte Agnes vor ihren Augen scheitern gesehen. — Sollte man nicht glauben, mit den schon ganz in italienische Freyheit gewickelten Welfen, habe das nimmermehr gehen wollen, was nur dem waiblingischen und babenbergischen Herzensmuth zukam, und der arge Bruch zwischen dem jüngern Welf und der toscanischen Mathilde sey von schlimmer Vorbedeutung gewesen!?

Die Witwe des, der Herzogthümer Sachsen und Bayern entsetzten Heinrich des Stolzen, Heinrich des Löwen Mutter, Gertrud, auch eine Kaiserstochter, wurde nämlich Heinrichen Jasomirgott vermählt, den Haß wider die Welfen zu mildern, und ihn in Bayerns Besitz zu befestigen: eitles Bestreben, das nur zwey Leichen machte, Gertrudens und des Kindes, das ihr das Leben nahm, und dem sie doch kein Leben gab, ein Bestreben, das den Haß zwischen dem Jasomirgott und dem jungen Löwen, nur noch mehr aufstachelte.

Medling ist fürwahr von einem eigenen finstern Schicksal der Verwirrung berührt. Noch immer zuckt es ungewiß, durcheinander, bis wann: *Medelikke*, *Medlico*, Melk und wann

es Mödling bedeute? Sogar die Ministerialien-Familie, der Herren von Mödling, deren Erbgruft in Klosterneuburg ist (Jahrbücher V. 155), wurden mit den Herzogen von Mödling, appanagirten Prinzen des Babenbergischen Hauses, und zuletzt gar noch diese beyden Heinriche selbst, mit einander verwechselt.

Als fromme Wünsche dürfen wir aussprechen, daß doch der vandalische Indifferentism sich nicht erwahren möchte, daß nicht einmal die Stätte verläßlich bekannt sey, wo die Gebeine eines so merkwürdigen Fürsten ruhen, wie Heinrichs Jasomirgott, daß wir endlich einmal eine genugthuende Erläuterung erhalten mögen zweyer Urkunden Königs Konrad (*Ludewig* Reliq. M. S. Tom. IV. p. 242), wodurch er Petronell, auf dem Platze des alten *Carnuntum*, Hauptwaffen- und Handelsplatzes der Römer, einen Jahrmarkt verleiht, und das vom Markgrafen Theobald aufgesendete Lehen: »quod *Hugo* de »*Chranichperg* ab eo jure homagii possidebat, scilicet uillam »*Petronellae* cum omnibus utilitatibus a medio Danubii usque »ad medietatem fluminis Litahae« eben diesem Hugo zu Eigen gibt. —

Daß Heinrich Jasomirgott und sein Stiefsohn Heinrich der Löwe schon vor dem Jahre 1156, welches letzterem Bayern zurückgab, ersteren aber zum Herzog von Oesterreich erhob, in Urkunden bey Petz und bey Ughelli, die Titel: Dux *Bauarie* und Dux *Orientis*, *Austrie*, führen, war offenbar bloße Repressaille und Festhalten eines Jeden auf seinem putativen Rechte.

Wiens Handelszug und Interessen (Jahrbücher IV. 205) sind zuvörderst aus den Regensburger Chroniken und Denkmalen bey Gemeiner, Zierngibel und Lang zu studieren, wenn das Skelett von Hüllmanns scharfsinnigen Andeutungen über den byzantinischen Handel, rechte Farbe und Leben gewinnen soll.

Des großen Barbarossa Besuch zu Wien bey Heinrich Jasomirgott scheint nicht 1166, nach dem chron. austriac. incert. author. bey Petz, sondern im Juny 1165 statt gehabt, und wohl vierzehn Tage gedauert zu haben (Mon. boica III. 458 — 459).

Der Ausdruck §. 29: die Mundstädte Tuln, Krems und Mautern, hätte denn doch eine nähere Erklärung verdient! — Als uralte Ortschaften erscheinen sie schon in karlowingischen Zeitbüchern und als landesfürstliche Gedingstädte im ältesten Landrecht, in den Rationarien und bey Enenkel.

Die Kreuzfahrt König. Konrads von 1147 und Hein-

rich des Löwen Pilgerzug, sind um ein volles Viertel-Jahrhundert auseinander. — *Vindovona*, *Vindobona*, ist das Wasser, die Wohnung der Winden, Vindonen, eines celtischen oder gallischen Stammes, wie es auch schon der in diesen Gegenden sich mehrmal wiederholende Wortlaut: *Arrabona*, *Vindobona*, *Dullona* gibt, und *Divona*: »Celtarum lingua *fons* addita *Divis*.« (Ausonius Poeta in Carm. de *Burdigal.*) darthut. Es ist nicht von den, erst lange nach Christus eingewanderten Winden, Windischen, einem slavischen Volkszweige. — Selbst der kleine Umstand verdient nicht unterzugehen, daß noch in den Zeiten Rudolphs von Habsburg, ein uraltes festes Haus, dicht am Gestade der damals viel näheren Donau, die Windenburg, Winidenburch hieß. — Es ist hier nicht der Ort, zu wiederholen und kritisch zu beleuchten, was bereits so viele in diesen Jahrbüchern (II. 40) genannte Schriftsteller über das römische Wien bewiesen, wahrscheinlich gemacht oder geirrt haben. — Nur einige weniger bekannte Spuren sey es uns erlaubt ins Gedächtniß zurückzurufen, und verwirrende Vermischungen in ihrem wahren Lichte darzustellen.

Citium, *Vindobona* VI. — *Vindobona* Comagenas M. P. XX. — Aequinoctio et Alanova, in medio *Vindobona*, — *Fabiana*, *Faviana*, castra, — sub Duce Pannoniae I. Praefectus Legionis decimae, *Vindomanae*, — *Viana* — Diese Stellen der Itinerarien der Peutingerischen Tafel, der notitia imperii, — der Tod Mark Aurel's, Steine und Ziegel die XIII. Legion dahin setzend, zeugen genugsam für Wiens ehrwürdiges Alterthum. — Der Gothen Geschichtschreiber Jornandes knüpft unmittelbar an diese römische Erinnerungen Cap. 50. »Gothi cernentes, Gepidas, Hunnorum sedes »sibi defendere, maluerunt a *Romano* regno terras petere, »quam cum discrimine suo, invadere alienas, accipientes »*Pannoniam*, quae in longa porrecta planitie, habet ab »Oriente Moesiam superiorem, a meridie Dalmatiam, ab »occasu *Noricum*, a Septentrione *Danubium*: ornata patria ci»vitatibus plurimis, quarum prima Sirmis, extrema *Vindo*»*mina*.« Und cap. 51. »Ergo Ostrogothae in Pannonia sub »rege Walamir, ejusque germanis *Theodemir* et *Widemir* »morabantur quamvis *divisa* loca, consilia tamen habere »*unita*, nam Walamir inter Scarniungam et aquam nigram »fluvios, *Theodemir* juxta *lacum Pelsodis*, *Widemir* inter »utrosque manebat.«

Im Leben des heiligen Apostels Severin, durch seinen Schüler Eugippius, erscheint *Favianis* unter den: »*oppidis* »Norici ripensis Pannoniae superiori vicinis, crebris Bar-

»barorum incursibus pressis,« der Sitz des »*Feletheus*, qui »et *Fava*, Flaccithei filius, Rugorum rex« mit seiner »con»jux feralis et noxia, nomine *Giza*,« — *Favianis* hat noch Mauern, und scheint ein fester Ort »cum adhuc Norici ri»pensis oppida superiora constarent et pene nullum castel»lum Barbarorum vitaret incursus« und als »post excidium »oppidorum in superiori parte Danubii, omnis populus in *Laureacum* oppidum transmigrabat.« — Zu Favianis war Severins: »Monasterium *antiquum* et *omnibus majus*, ubi »legebat evangelium suum.«

Der alte Name: Vindewohne, Vindenwohnung ist in *Vindobona* (Einige wollten gar *Juliobona* substituiren) bereits romanisirt, denn wie den Neurömern, den Prätorianern Bonapartes, alle die barbarischen Namen des sogenannten Nordens ein Gräuel waren, stutzten auch die Römer jene harten und starren celtischen Laute: »in latiali sermone *dictu facilia*« um. Die Eigenschaft einer römischen Kolonie erstickte übermächtig jede Erinnerung der Vorwelt. — Wie Rhätobona, allmählich Regina Castra, hieß auch *Vindobona* allmählich in den schlimmen Zeiten der Cäsaren: Fabiana Castra. — Schon der große Welser kannte sie, die, zu Wien garnisonirende Cohors *Fabia* oder *Fabiana*, wahrscheinlich der XIII. Legion angehörig.

Obige Stelle der *Notitia* und des Jornandes über *Vindomina*, zeigt augenscheinlich, wie der Name *Vindobona*, weniger gebraucht, schwankte und veraltete, aber doch das Gedächtniß seines Ursprungs von den Winden (Vindones), unwandelbar blieb.

Die häufige Erwähnung der Römer im Leben des heiligen Severin, gesellt sich vielen andern Beweisen, wie Wien ein überaus wichtiger Beobachtungsposten der Donau, dieses Hauptstroms auf der blutbefleckten, feuerflackernden, durch Schrecken angekündigten, hinter jedem Tritt eine Wüste zurücklassenden Heerstraße der Völkerwanderungen, wohl zu allerletzt verlassen, und neben den mit Geld abgekauften, oder in Sold genommenen Barbaren, immer noch von römischen Gränzsoldaten besetzt geblieben sey, theils aus politischem Grunde, sich für günstigere Augenblicke die Hände offen zu behalten, theils aus militärischer Nothwendigkeit der Kundschaftsnachrichten und der Beobachtung.

Nannte sich der rugische Heeresfürst Feletheus nicht von dieser seiner Residenz, *Fava*, *Favia* (die Neueren nennen ihn gar *Favianus*) den römischen Namen also radebrechend? — Die höchst folgenreiche, aber dunkle Stelle im Leben des heiligen Se-

verin cap. 31. »*Feletheus* Rugorum Rex, qui et *Favia*, au»diens, cunctorum *reliquias oppidorum*, quae barbarico eva»serant gladio, *Laureacum* se per Famulum dei contulisse, »assumpto veniebat exercitu, cogitans detentos abducere et »in oppidis sibi *tributariis* atque vicinis, *ex quibus unum ac»ceperat Favianis*, quae a Rugis tantummodo dirimebatur »Danubio, collocare etc.« — verdiente gründlichere Erläuterung, und wird sie erhalten, auch der Nachsatz, nachdem Fava wieder abgezogen: »Igitur *Romani*, quos — *Severinus* — in »sua fide susceperat, de *Lauriaco* descendentes, — benigna »cum *Rugis* societate vixerunt. Ipse vero *Favianis* degens, »in *antiquo* suo monasterio, nec admonere populos, nec »praedicere futura cessabat, asserens universos in Romani »soli provinciam absque ullo libertatis migraturos incom»modo.«

Verringert war also wohl und gesunken, Wiens römische Blüte, aber weder die Züge des Suevenbundes, noch des markomannischen, hatten es zerstört und ausgetilgt, noch König Etzel, als er alle kriegerischen Völker vom kaspischen Meere bis an den Rhein zu einer Gefahr, wider den Westen vereinigte. — Des großen Ostgothen Dietrich von Bern Fürsorge um Wiedererbauung der untergegangenen, um Erhaltung der gesunkenen Städte des Norikum, überging Fabiana gewiß nicht. — Selbst als Belisar und Narses, Justinian das Reich der Ostgothen auf kurze Zeit zu Füßen gelegt, kamen diese Städte unverwüstet an die Longobarden »*Justinianus Augustus Longobardis urbem Noricum* (andere Codices haben: urbes *Noricorum*, auch wohl gar *Laureacum*) et *Pannoniae munitiones*, aliaque loca donavit, et illi patriis sedibus relictis, in adversa fluminis (Danubii) ripa consederunt.« (Prokop) — Am schlimmsten erging es wohl erst unter den Avaren, Hunnen. — Die Enns schied sie vom großen Frankenreiche und dessen Gränzherzogthum, dem agilolfingischen Bayern.

Als 791 Karl der Große die Hunnen bis in ihren Ring an der Theiß zurück schlug, und die Ostmark bis an die Raab erweiterte, schenkte er reiches Besitzthum nach Passau: »in provincia Avarorum« und darunter: »basilicas duas« in *Fabiana*. — 823 gab Ludwig der Fromme dessen Bekräftigung.

In dieselbe Zeit fallen auch des passauischen Bischofs Urolph (Erzbischofs zu Lorch) Bekehrungsversuche der Slaven und Avaren, zu deren Behuf er die vier Bisthümer: Wien (*Fabianensem*), Neitra (*Nitravensem*), Welehrad (*Speculunen-*

sem) und Altenburg an der Leitha (*Vetvariensem*, *Owár*) gründete. — Zwischen den Jahren 824 — 827 schrieb Papst Eugen II. an ihre Vorsteher: *Rathfredo sanctae favianensis »ecclesiae*, et *Methodio* sanctae Speculunensis ecclesiae at»que Alevino Nitraviensis et Annoni Wetuariensis ecclesiae »episcopis,« bezeugte seine Freude über ihre Bemühungen, und gab Urolphen, als Nachfolger der alten, über sieben Bischöfe gesetzten Metropoliten von Lorch, das Pallium »in regionibus »*Hunniae*, quae et *Avaria* appellatur, sed et *Moraviae*, »provinciarum quoque *Pannoniae* sive *Moesiae*« (*Hansitz German.* sacra I. p. 149).

Als Heinrich Jasomirgott, Unterstützer der Kronprätendenten, wider den jungen König Geisa in der Schlacht an der Leitha (11. September 1146) den Kürzeren zog, warf er sich nach Wien. Sein Bruder Otto von Freysing sagt: cap. 32 *»in vicinum oppidum Viennis, quod olim a Romanis inhabitatum, Faviantis vocabatur«* —

Die Abkürzung *Viana*, statt *Faviana* war schon bey den Alten gebräuchlich, und liegt im gewöhnlichen Bildungsgange unserer oberdeutschen Mundart, so auch statt *Fabiana* im Laufe der Zeiten, allmählich *Biana*, das weichere *Wiana*, Wienn, Wien! — Heinrich Jasomirgott sagt es ja noch dazu ausdrücklich in zwey Urkunden, in der Stiftung der Schotten zu Wien 1158. »in predio *nostro* et *territorio*, videlicet *Favie*, que *a modernis Vienna nuncupatur*:« und 1169 gibt er dem Abt Luitold von Admont eine Schankung: *»in civitate nostra Faviana*, que *alio nomine dicitur Wienne*.«

Als nach vielfältigen Unterhandlungen und beharrlichem Widerstande, der Jasamirgott, des großen Barbarossa, seines Brudersohnes unwiderstehlichen Willen zu ehren, auf dem großen Hoftage zu Regensburg, 8ten September 1156 das Herzogthum Bayern endlich doch seinem Stiefsohne, dem Löwen, abgetreten, und das neue Herzogthum Oesterreich mit herrlichen Freyheiten gewonnen, erkor er Wien zur Hauptstadt und Residenz. — 1146 ist es seinem Bruder Otto noch ein kaum bekanntes Städtchen, und 1172, als Heinrich der Löwe durch Oesterreich und Ungern ins gelobte Land zog, erzählte uns Arnold von Lübek, Helmolds chron. Slavor. ergänzend c. III. »*Henrico Leoni* per Bava»riam et Austriam in Graeciam tendenti, ad vitricum suum, »nobilem Ducem *Henricum* (venisse); qui totus festinus oc»currit ei, *in castro Nuenburg*, cum maximo cleri plebisque »tripudio, ubi mater domina *Gertrudis* memorabilem sor-

»tita est sepulturam, eumque inde deduxisse *in civitatem me»tropolitanam Wiene.*«

Demnach können wir folgenden Stellen dieser kleinen Schrift kein rechtes Verständniß abgewinnen, die doch darauf hinauszugehen scheinen, Wien und Faviana hätten von einander verschieden coexistirt, — Heinrich sey nach Wien geflohen, nicht nach Favianis, und in der bey Petz abgedruckten Schottner Urkunde solle es heißen *Patavie* statt *Favie*, was jedem möglichen Sinn des Diploms ganz entgegen ist, und wie kann etwas zugleich auf Passauischem, und zugleich auf Herzoglichem Boden seyn? »In *predio nostro* et *territorio*« sagt ja Heinrich, seine doppelte Eigenschaft bezeichnend, als Landesherr und als Eigenthümer? und wie ginge ein fremdes Territorium in Oesterreich zusammen mit dem großen Friedericianischen Freyheitsbriefe von 1156? — Kann eine siegendere Deutlichkeit seyn, als in des Landesherrn eigenem urkundlichem Worte: »*Favia*, *Faviana*, quae *alio nomine*, quae »a *modernis Vienna* nuncupatur«?? — Daß Heinrich III. 1042 zu Wien Hof gehalten, und sein großter Platz deßhalb noch heut zu Tage: »der Hof« heiße, daß Lothar II. 1130 auf seinem Römerzuge die Ostern zu Favianis gefeyert habe, wünschten wir aus Zeitgenossen, oder urkundlich nachgewiesen zu sehen? Auch daß Itha, Leopold des Schönen Witwe, Leopold des Heiligen Mutter, ihre Kreuzfahrt mit dem Bayerherzog Welf und mit dem Salzburger Erzbischof Thiemo zu Wien antrat?

Daß der Stiftsbrief von Klein-Mariazell 2ten Februar 1136 »in nova civitate« durch Leopold den Heiligen, zu Klosterneuburg gegeben war, bewies Hormayr in einer eigenen kleinen Abhandlung über die Erbauung von Wienerisch-Neustadt in seinem Taschenbuche für die vaterländische Geschichte auf 1813.

Die schnell vorüberfliehende, auf das einzige Jahr 1048 und auf Heinrichs III. Feldzug nach Ungern für Peter wider Aba, für Gesetz und Christenthum wider Heidenthum und Nomadenleben, beschränkte Erscheinung Siegfrieds, noch eines Markgrafen in der Ostmark, von der Donau an die Zaja, Leitha und Fischa, mitten in der Mark Adalberts des Sieghaften, ist zwar an sich sonderbar, aber in eben jenem Taschenbuche S. 58, 59, 86, 87 bereits erklärt und aufgelöst.

Mehrere Details wären insonderheit wünschenswerth gewesen über Wiens frühesten Handel (Jahrbücher IV. 204—207), der sich selbst in Namen der Straßen ausspricht: Wollzeil

(Strada lanarum, Zeile ist eine neue Häuserreihe), die Tuchlauben, die Bognergasse, Pfeil- (Pfeilschnitzer), Schwert-Kramer-Schild-Gassen. Wahrlich dankenswerth sind die S. 10 vorkommenden Daten über die Gestalt, und Ausdehnung des alten Wien. — Klein, gleich dem alten Fischer- und Räuberdörfchen Rom, erstreckte es sich nur vom Heidenschußthore an, links hinab bis zum Werderthore (Neuthor), und der Kapelle Maria-Stiegen (an dem Gestade), mit einem Graben umgeben, von da lief dieser gerade zum Fischerthor (heut zu Tage die Schmiede an der Kaserne), weiter zum Ruprechtssteig, dann rechts herunter an dem Tirna- und Dempfingerhofe (wo die Einfuhr in die Stadt durch ein damals dort befindliches Thor war), durchs Rott- und Siebenbrunnergäßchen, rückwärts der Münzerstraße, aufs Haus zum Repphühnchen zu, wo zwischen dieser und dem Schlossergäßchen das vierte Stadtthor war. Rechts dehnte sich der Graben über den jetzigen gegen St. Peter aus, wo zu Ende des Paternostergäßchens und der Naglergasse, das fünfte Thor (Pfeilerthor) stand, und lief endlich durch die Naglergasse, wo sich die Stadtmauer dem ersten Thore beym Heidenschusse wieder anschloß.

Diese und ähnliche Daten dankt man, dem Vernehmen nach, den äußerst reichhaltigen Sammlungen des ständischen Sekretärs Aloys Edlen von Bergenstamm, dessen glückliche Bemühungen diese Jahrbücher bereits dankbar zu rühmen im Falle gewesen sind (V. 149 — 162) gelegenheitlich seiner gemeinschaftlich mit dem Herrn Hofkaplan Darnaut und Chorherrn Schützenberger herausgegebenen: »Kirchlichen Topographie Oesterreichs.«

9. In dem Augenblicke, wo eine überaus ehrenwerthe Gesellschaft, mit freudiger Kraft und mit großen Mitteln, zur Herausgabe der deutschen Quellschriftsteller des Mittelalters schreitet, wo sie von der ehrwürdigen Stätte der deutschen Bundesversammlung aus, alle sachkundigen Forscher zu thätiger Theilnahme auffordert, und selbst an manchen tiefverborgenen oder halbverschütteten Born alterthümlicher Schätze unverdrossene Bergleute aussendet, in einem Augenblicke, wo auch in Oesterreich (zumal in seinen Abteyen) das lange gesunkene, lange durch mannigfaltigen Druck der Umstände niedergehaltene Quellenstudium, und die historische Kritik verjüngt wieder aufleben, ist die Erscheinung dieses Buches, doppelt erfreulich, der glückliche historische Blick, und die Gründlichkeit des Verfassers doppelt bemerkenswerth, mit denen er nöthiget, recht klar anzuschauen, wie deutsch oft in dem geschmähten Mönchs-Latein gedacht und geschrieben worden

sey!? — Möge die heimatliche Vorwelt recht viele, so biedere und so feste Zeugen der Wahrheit, und ihre Denkmaler viele solche Bearbeiter von reifem Mannessinn und jugendlichem Eifer für die selbstgewählte Aufgabe finden.

Der Beherzigung werth, ist des Verfassers Wort über Lambert von Aschaffenburg, den er heraus gibt, — und wie er von seinem Hauptgedanken ergriffen, ihm, Wippo über das Leben des salischen Konrad vorausgehen, wie er ihm (des uns Oesterreichern so nahe angehörigen) Ottos von Freysing Weltchronik und Thaten des großen Barbarossa, theilweise nachfolgen läßt; auf daß Wippo das Bild der Eintracht und Größe in Kirche und Staat — Otto aber jenes ihrer tiefen, blutigen, welterschütternden Entzweyung ausmale! — Von der Uebersetzung als solcher, sey es genug zu sagen, daß sie gewiß jedem vernünftigen Anspruch Genüge leiste, daß sie eben so den Geist der dargestellten Zeit, als die Eigenthümlichkeit der gegebenen Schriftsteller selbst, treulich abspiegle, daß wir darin nichts von jener mannhaften und edeln Einfalt vermissen, von welcher Hanns Aventin der Bayer, und der Glarner Gilg Tschudy, auch in den neuen Tagen, echt nationale Vorbilder gewesen sind.

»In Künsten des Geschmacks keinem andern Volke nachste»hend, glücklicher aber als die meisten, in Erforschung des Wah»ren und Vollbringung des Großen,« begrüßt die Deutschen, der unsterbliche Geschichtschreiber des eidgenössischen Bundes. — Von eben dieser Wahrheitsliebe (aller Geschichten Zweck und Schmuck) durchdrungen, führt uns der Verfasser auf diesen schönen Grundzug, auf dieses herrliche Erbtheil des gemeinsamen Vaterlandes zurück. — So herrlich auch (meint er mit hohem Rechte) jene das Fremdlingsjoch endlich zertrümmernde, den alten Kriegsruhm auffrischende, das Fortleben unüberwundener und unüberwindlicher Nationalität ruhmreich beurkundende Thatkraft unläugbar gewesen sey, würden wir ohne reine und einfache Erkenntniß, ohne begeisterte Hingebung für die großen Wahrheiten, vielmehr in tiefere Verwilderung verfallen, und zur Begründung irgend eines großen und dauernden Zustandes, mit noch ärgeren Hindernissen zu ringen haben, als selbst jene fremde Tyranney gewesen ist! — Wie ergreifend ist es auch, daß wir vielleicht niemals mehr als jetzt Ursache hatten, aus dem irrwischvollen Moor einer gemüthlosen und anmaßenden Gegenwart, zu den Erfahrungen unserer Väter zu flüchten, von denen die alten Geschichtschreiber uns den klarsten und lichtesten Spiegel vorhalten.

Der Verfasser fügt hier noch zwey überaus folgenreiche Be-

trachtungen hinzu, nämlich: wie im deutschen Volksleben, die eine Form und die eine Bildungsweise, jedesmal von der nachfolgenden so sehr und oft bis auf die Kunde ihres Namens verdrängt worden sey, weßhalb die hochverdienten Leistungen des letztverflossenen Jahrhunderts, keineswegs die Kenntniß der Quellen und das eigene Studium der Vorzeit entbehrlich machten, — dann, — daß die jetzt mehr und mehr an die Tagesordnung kommenden Werke christlich-deutscher Baukunst und volksthümlicher Poesie, nicht in solchem Umfang und in solcher Vollendung vorhanden seyen, um die genaueste Geschichtskunde zu ersetzen. Auch die den geheimnißvollen Reiz und großartigen Gang der Natur nachahmende Vermengung des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren, des Ernsts der Geschichte mit anmuthvoller Sage, die dichterische Ausschmückung der Volksmährchen, findet hier ihre Würdigung, so wie der Charakter jener gewaltigen Zeit: eine gewisse Dunkelheit der Begriffe, eine rechte Gewöhnung an rauhere Leidenschaft, ein beständiges Uebermaß in der Tugend, wie im Vergehen, von welchem allen, selbst die thätig beförderte, so nothwendige Bezähmerin, die Frömmigkeit, ganz und gar nicht frey geblieben ist.

Das Vorwort führt uns ferner auf die Eigenthümlichkeiten des eilften Jahrhunderts, um hievon überzugehen auf jenes gewichtige Kleeblatt: des Kaiserthumes, der politischen Macht der Kirche und der innern Volksfreyheit. — Beherzigungswerthe Worte sind folgende: »Haben auch unserm »gesellschaftlichen Leben, eine gewisse Sänftigung der Sit»ten und unserer wissenschaftlichen Ausbildung, die Kritik »und die Erfahrung, wirkliche Vortheile gegeben, so mögen »wir ja recht [illegible], das damalige Seyn und Studium betrachten, »und von den rauhen Altvordern lernen, was über Alles »geht, — den Werth der Gemüthskraft und der Er»ziehung des Herzens — und — Einheit und Größe »der Beziehung.«

Von Hermanns dunklen Entwürfen zu einem freyen, germanischen Völkerbund unter einem Oberhaupte und davon, wie der Ostgothen großer Dietrich von Bern, die Formen des gefallenen weströmischen Weltreiches aufnahm, wie durch Karl, das Kaiserthum wieder erneuert worden, wie demselben die hinzugekommene Schirmhoheit der Kirche, nicht blos eine neue Weihe ertheilte, sondern auch die Begriffe von kirchlicher Einheit und Allgemeinheit, auf diese höchste politische Würde übertrug, wie sie allen, von deutschen Völkern gegründeten, christlich-europäischen Reichen eine freye

und würdige Nationaleinheit, und einen höchsten Vereinigungspunkt gab, ist hier deutlich ausgesprochen. — Wir finden auch, warum jene willkürliche Machtfülle der Cäsarn und mehrerer aus den neueren Reichen, welche unstreitig die halbe Welt viel länger unter dem deutschen Namen niedergehalten hätte, doch dem Grundwesen der Nation widersprach, als welche den Mittelzustand untergeordneter, von jener höchsten Machtvollkommenheit ausgehender, aber doch nicht unbedingt von ihr abhängiger Gewalten jederzeit vorgezogen hat! — Eben so musterhaft ist das wiewohl Wenige, über die Ausartung und den Mißbrauch der höchsten Gewalt, — über die politische Macht der Kirche, die vortreffliche Ansicht der durch des großen Gregor VII. seltnes Herrschergenie bekämpften Simonie, — jenes alten Spucks von dem niemals aufgegebenen Eroberungsplan der katholischen Hierarchie auf alle Reiche, und was mittelbar auch von dem alten Trugschluß und folgenreich mißbrauchten Gemeinplatze gesagt wird: »die Kirche »sey einmal im Staate, und ein Staat im Staate könne »und dürfe nicht bestehen.«

Trefflich dürfen wir die Transition nennen, von diesen allgemeinen geschichtlichen Lehrsätzen auf die Verfolgung der Sachsen durch den vierten Heinrich, auf die Zersplitterung ihres Herzogthumes, und auf die spätere, ganz analoge Behandlung des lombardischen Städtebundes durch die unvergeßlichen Hohenstaufen, — auf die Natur der sächsischen Freyheitskriege, nach Lamberts von Aschaffenburg tiefem Blick, keineswegs Insurrektionen wider die gemeinsame Ordnung, sondern enge verbunden mit dem innersten Gehorsam gegen das Reich und sein Gesetz, und nur allein widerstrebend der ehrsüchtigen Willkür Einzelner.

Noch einmal, in den Schlußbemerkungen aus und über Otto von Freysing, rekurrirt die hohe Beziehung der Religion auf den politischen Gang der damaligen Weltgeschichte. — Sie war der Odem der gesetzlichen Freyheit, und der einzig ungetrübten Ruhe. Nicht in einer angebornen Erbsünde des Auseinanderstrebens der Deutschen, sondern in der leidigen Divergenz des kirchlichen und des politischen Mittelpunktes, habe der Verfall gelegen, aus dem sich die Hohenstaufen bewunderungswürdig emporhoben, sich wiederum vergriffen und wiederum vermaßen und wieder unterlagen, bis die Habsburger, aus dem wilden Gewühle des Zwischenreiches, Deutschland aufrichteten.

Der Verfasser nimmt in der politischen Geschichte der Deut-

schen, drey vorzügliche Entwickelungsperioden an: — die der glänzenden Macht einzelner Fürsten und Freystaaten und die Erweiterung ihrer Bedeutung, über den Umfang der gewöhnlichen Hülfsmittel hinaus, durch Herrscherkraft oder durch Gemeinsinn. — Dann jene der, trotz der Widerstandskraft einzelner Theile, sich immer wieder erneuernden Kaisermacht, — endlich jene des (mehr durch Art und Größe des Kampfes als durch einen glücklichen Erfolg bezeichneten) Ringens nach Einheit in jener schweren Zerrüttung, als das Reich sich spaltete und als fremde Macht anfing, ihren Fuß in Deutschland zu setzen, nachdem an des Mittelalters letzter Gränze, ein, von der Kirche unabhängiger, auf dem Gutdünken der Einzelnen beruhender Glaube erstand.

Was wir hier meist mit des Verfassers eigenen Worten angezeigt, reicht hin, Geist und Zweck seiner Arbeit anzudeuten. — Möge sein Streben und seine Leistungen recht viele Nachfolger wecken, mögen ihm nur recht viele Jahre beschieden seyn: *»ex se nam caetera sumet!«*

10. Dieses merkwürdige Buch, ist des Königs von Bayern Majestät zugeeignet, im freudigen Andenken, daß ihn in früherer Zeit das Elsaß so lang in seinem Schooße besessen.

Das Vorwort bemerkt, der Codex, von dem hier die Rede sey und der gewissermaßen einen Ueberblick und einen Maßstab der Lage der damaligen wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung gewähre, befinde sich auf der Straßburger Bibliothek. — Er enthält nicht, wie frühere und spätere Kunden ganz unrichtig glauben lassen, eine Sammlung der Gedichte der gelehrten Herrad, Zeitgenossin und Freundin Friedrichs I., sondern Auszüge biblischen, theologischen, zumal ascetischen und mystischen Inhalts, auch über Sternkunde, Götterlehre, Geographie, zur wichtigsten Ausbeute für uns aber, eine Reihe sorgfältiger, höchst eigenthümlicher Malereyen. — Diese und die auf der Pariser Bibliothek, durch den verdienten Herausgeber, unter der ruhmeswerthen Unterstützung vom Schweighäuser, Herrnschneider und Haase gemachten Untersuchungen bestätigen, daß jene guten Alten für viele, besonders biblische Personen und Begebenheiten, gewisse, immer wiederkehrende, unstreitig aus Byzanz ihren Ursprung herholende Vorbilder hatten, in welchen nur hie und da das Costume, der wechselnden Mode oder in wirklich antiken Draperien, der kargen Ueberlieferung aus bessern Kunstepochen wich. — Uebrigens gehören Herradens Kunstgebilde ganz der ersten Entwickelungsepoche jener, besonders in Anwendung

auf Architektur, gothisch genannten Kunstweise des Mittelalters an. — Auch die Reflexion ist folgenreich, daß die westeuropäischen Völker in den beyden Jahrhunderten der Salier und der Hohenstaufen, gar viele Uebereinstimmung und Gemeinschaft in Sitte, Kleidung und Kunst miteinander hatten. — Unter ihnen bestand eine, durch den großen Erneuerer Karl (neben den Kronen der Franken und der Longobarden, auch Patrizier Roms) zum Theil gleichfalls erneuerte Grundlage altrömischer Sitten, Tracht und Kunst, in der fremdartigsten Mischung mit der angestammten Rauhheit und Härte der Söhne des Nordens, mit den, durch die Kreuzfahrten aus dem griechischen und aus dem mohamedanischen Morgenlande herübergebrachten Keimen von Pracht, Genuß und Kenntnissen, hieraus aber jener Styl frommer Gläubigen und Liebender (denn das wurden im geheimnißvollen Zwielicht jener ritterlichen Zauberwelt unvermerkt, Alle, der Ritter selbst wie die Nonne, der Dichter wie der Bildner — und wie der Baumeister, so der Maler). — Wir gehen zu den einzelnen Abtheilungen über.

I. Das Büchlein beginnt von Eticho, Attich, Adalrich (Jahrbücher II. 38. 39.), aus dem Geschlecht der merowingischen Majordome, Herzog im Elsaß unter dem zweyten Childerich und dritten Theodorich, nach Vigniers (durch Eckard, Herrgott, Ohlenschlager, Calmet und Schöpflin weiter ausgeführten) Entdeckung, der Ahnherr des nach einer Trennung von 1060 Jahren, in Franz und Theresia wiederum vereinigten habsburg-lothringischen Hauses, zugleich Ahnherr der Zähringer, der Zollern und mittelbar auch der Bourbons.

Seine rohen Krieger erschlugen den heiligen Germanus, Abt zu Grandvall. Wüthend, daß ihm seine Gemahlin Bereswind, keinen Knaben, sondern eine Tochter Odilie und diese blind zur Welt gebracht, verstieß er die Erstgeborne. — Hugo, der zweyte aus vier nachgefolgten Brüdern, berief heimlich die in anmuthvoller Schönheit aufgeblühte, durch die Taufe wieder zu ihrem Gesichte gelangte Schwester auf Hohenburg, fiel aber durch des Vaters Faust, der nicht ertragen können, daß da lebe, was seinem Willen zuwider gethan. — Odilien wünschte der Rauhe zu vermählen. Sie, im eigenen Hause, traurende Zeugin der wilden Härte ihrer Zeit, entfloh. Ein Felsen that ihrem Gebet sich auf, und entriß sie dem nacheilenden Vater. Dieses Wunder brach seinen ungestümen Sinn. Die Hohenburg weihte er mit reicher Gabe, durch die Tochter und mit der Tochter, dem Himmel. Auf des Berges mitt-

lerem Abhang erhob sich bald, die Niederhohenburg oder das Niedermünster. — Auch Ebersmünster gründete der bußfertige Zwingherr. — Eugenie und Gundelinde, Odiliens Nichten, waren auch ihre Nachfolgerinnen in der Vorstehung beyder Klöster und in den zahllosen Liebeswerken ihres frommen und wohlthätigen Sinnes.

II. und III. Relindis, Aebtissin vom Kloster Berg bey Neuburg an der Donau, durch ihre Verwandten, die Hohenstaufen, zur Reformation der gesunkenen Hohenburg berufen, führte unter ihren edlen Fräulein sogleich wieder den Unterricht in der lateinischen Sprache, im Zeichnen und Malerey, Dichtkunst und Musik ein. — Nach ihrem Ableben (den 22. August 1167) folgte ihr die Lieblingsschülerin Herrad, aus dem uralten elsaßischen Geschlechte von Landsperg. — Sie zog die Prämonstratenser aus Etival ins Odilien-Kloster, — sie gründete das Kloster Truttenhausen, und gab weise Statuten auf dem Odilienberge, diesem in allen Epochen klassischen Boden, der die Trümmer von sechs berühmten Burgen, der »die Heidenmauer« in sich schließt, jenen ungeheuren Römerwall und Römerweg, vielleicht schon von den Celten begonnen, aus Steinmassen ohne Cement, mit Schwalbenschwänzen zusammengefügt, das Rheinthal von Basel bis gegen Landau überschauend, und den Rhein, wie er ein Silberstreif Frankreich und Deutschland scheidet, südwärts und nordwärts nur durch die Schwäche des Auges begränzt, ostwärts aber, durch den malerischen Schwarzwald.

In ihrem Todesjahre war Herrad noch die tröstende Freundin der gefangenen sizilianischen Königin Sibylle, Witwe Tankreds, durch den grausamen Heinrich VI. nach Hohenburg gesendet. — Herrad starb am 25. July 1195. — Ihr Grab war längst nicht mehr zu finden, aber sie lebt in ihrem »Hortus deliciarum,« jenem Kranze biblischer und theologischer, zugleich aber auch wissenschaftlicher Excerpten, lateinischer Gedichte und Musikbegleitung und merkwürdiger Malereyen. — Erst die französische Revolution brachte dieses kostbare Ueberbleibsel nach langer Verborgenheit, seit dem Brande des Odilien-Klosters 1546 wieder an den Tag.

Nun wird der Codex selbst nach seinen graphischen, semiotischen und formularen Kennzeichen für den Archivar und Diplomatiker von Profession beschrieben. Die Anfänge sind gemischt Capital und Uncial, — in der Minuskel jene verlängerten Stiele und Schwänze aus dem zwölften Jahrhundert, — die Abkürzungen unbedeutend, — mit Bley linirt, — dickes wolliges Pergament.

Die Quellen, welche Herrad benutzte, sind von Augustin und Hieronymus an, viele Kirchenväter, bis auf ihre Zeitgenossen Anselm von Canterbury, — Petrus Comestor, — Petrus Lombardus, — Rupert, Abt von Deutz.

Herrad beginnt mit einer Zueignung an ihre gottgeweihten Jungfrauen. — Bey den literarischen Zwischenspielen bemerkte sie sehr gewissenhaft: »haec omnia, scrutati sunt philosophi, *per mundanam* sapientiam, *quam tamen, inspiravit spiritus sanctus.*«

Die Gemälde nehmen manchmal mehr Raum ein, als der ganze Text, und dienen oft zur wesentlichsten Ergänzung. — Der Thurm von Babel führt auf die Erfindungen und Künste, ja auf die neun Musen. — Aeußerst interessante, allegorische Bilder der Philosophie und der freyen Künste: »Spiritus sanctus est inventor septem liberalium artium,« — die seltsamen Attributen.

Biblische Gegenstände, — hier und da das assyrische und persische Weltreich mitten darunter, — die Genealogie des Heilands, — die Legende über Adams antirheumatischen Baum, der hernach das Kreuz Christi wurde, — die Apostelgeschichte, — die Cäsarn, — der Triumph des Glaubens unter Konstantin, — die Ketzereyen, zumal Arius, — Phokas, der Rom zum Haupt der Kirche erklärt habe ꝛc. — Der Kampf der Tugenden wider die Laster. — Vielfältiger Gebrauch des für die armen Nonnen sehr bilderreichen hohen Lieds. — Höchst sonderbare Gemälde über Salomons Aufruf: »O Eitelkeit der Eitelkeiten!« wie ähnlich demjenigen eines großen Zeitgenossen Herrads, Saladins, über sein Leichentuch?! — Das Gedicht: »de lapsu carnis, quo labitur homo de scala caritatis,« führt auf die Syrenen, auf Ulysses, und diese, auf alle Benennungen der Schiffe und Schiffstheile (jedoch keine Spur des Kompasses), — der Antichrist, seine Wunder und seine Schrecken, sein Fall durch den Erzengel Michael, Bekehrung und Taufe der Juden. — Das jüngste Gericht, die Hölle, das Himmelreich.

Klagen über die unkanonische Lebensart der Weltgeistlichen. — Merkwürdige Papstliste, darin aber keine Spur von der Päpstin Johanna.

Der immerwährende Kalender und mehrere von Herrad mit unsäglicher Geduld ausgeführte Zeitrechnungen.

Das Schlußgemälde, — die Hohenburg, — Attich der Stifter und seine Tochter Odilie, — die Bilder Relindens und Herrads, und sämmtlicher Stiftsfrauen.

IV. Kenntnißreiche Zusammenstellung aller Ausbeuten für Wissenschaft und Kunst in diesem Werke. — Treuherzige Versicherung eines Astrologen, die Welt sey den 18. März erschaffen worden. — In der alten Geschichte fiel Herrads Wahl auf Frekulf. — Wie bedauerlich, daß die für ihre Tage so wohl unterrichtete, und den berühmtesten Zeitgenossen vielfach verbundene Herrad, dennoch der Zeitgeschichte, auch nicht eine Sylbe widmet, — aber ihr Kloster, war ihre Welt.

Die deutschen Monatsnamen, — *patria* übersetzt sie: Vaterheim. — Schöne Offenbarungen ihres zarten Dichtergeistes im Religiösdüstern, und in großen Naturgegenständen. — Lyrische, Weihnachts- und Neujahrsgedichte. Hier und da auffallende Sprachnaivetät, ein sicheres Zeichen der Unverderbtheit der Sitte.

Im Musiksatze hinsichtlich der Intervallen, Guido von Arezzo's Liniensystem. — Allerley Abweichungen von Gerberts cantus et musica sacra und iter alemannicum.

Die Malerey von Herrads Hand von unendlichem Fleiße, manche Spuren des edeln Styls der Alten, gute Anordnung und Faltenwurf, ohne das eckicht Gebrochene und Manierirte des späteren und spätesten gothischen Styls. — So gut Geräthschaften und architektonische Gegenstände ausgeführt sind, so schlecht sind dagegen Bäume und alles Landschaftliche, und die Perspektive. — Ziemlich vollständige und lebhafte Palette der Malerin.

V. Ueber Bekleidung, Waffen, Geräthschaften, Architektur und Lebensart im zwölften Jahrhundert nach Herradens Gemälden. — Hiezu gehören zwölf Kupfertafeln. — Diese Erläuterung bezieht sich zuerst auf die bürgerliche Kleidung aller Stände von Päpsten und Königen abwärts, dann geht es über auf kriegerisches Wappnen, — auf Werkzeuge, Geräthschaften und musikalische Instrumente, — auf Fuhrwerk und Pferdegeschirr. — Auch die weibliche Kleidung erhält ihr Recht.

Dieses Bruchstück ist um so unschätzbarer, je magerer auch in unsern neuesten Studien, die besonderen und allerbesondersten Beziehungen auf das Costüme sind, und je wunderlicher oft auf recht guten historischen Gemälden, in Tracht und die Waffen, die Tage König Etzels und des großen Karl, — Heinrichs des Heiligen und Friedrichs des Rothbartes, — der Hohenstaufen und der Luxenburger ꝛc. durch einander gemengt sind.

Es folgt eine eigene Uebersicht der Abbildungen Tafel für

Tafel, — darauf die Zugaben: — Herrads Gedichte freundlich beginnend:

> Salve cohors virginum
> *Hohenburgiensium*,
> *Albens* quasi *lilium*,
> Amans dei filium,
> *Herrat* devotissima,
> Tua fidelissima,
> Mater et ancillula,
> Cantat tibi cantica! —

Ihr Schlußgedicht an den theuern Odilienberg. — Weihnachtsgedichte, Neujahrslied, — geistliche Gesänge, — Kalendergedicht. —

Das Verzeichniß der Päpste mit verschiedenen Abweichungen, wie sie denn auch ihren Zeitgenossen Lucius III. unrichtig zählt. — Charakteristisch ist für die Ansicht ihrer Zeit der Beginn: »Christus Papa fuit annis XXXIII. — Petrus post mortem Christi ante episcopatum annis quatuor praedicavit, in episcopatu annis septem, Papa fuit annis XXV. menses II. dies VII.

Den Beschluß macht ein sehr verdienstvolles Verzeichniß der in diesen »Lustgarten« Herrads zur Erklärung der lateinischen Ausdrücke vorkommenden deutschen Worte.

Art. IX. Ueber Kunst und Alterthum. Von Göthe Erster Band. 1816 — 1818. (Drey Hefte, auch unter dem Titel: Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden.) Zweyten Bandes erstes Heft, 1818. Stuttgart; Cotta. 8.

Vor ähnlichen der Kunst gewidmeten Blättern gebührt den vorliegenden Heften unstreitig auch deßhalb eine größere Werthschätzung, weil in allen hier enthaltenen Aufsätzen und Mittheilungen nicht die hin- und herbewegten Ansichten und Meinungen Vieler, sondern die Aeußerungen eines Einzelnen dargelegt sind, der in langer, sorgfältiger Betrachtung der Kunst und Natur ein stets besonnenes, gediegenes Urtheil erprobt hat. Die oft bewiesene Theilnahme Göthe's an rühmlichen und bedeutenden Bestrebungen und Leistungen unserer Landsleute gewährt hier so Manchem sonst getrennten eine Vereinigung; durch vielfältige Anregungen, auch etwa zum Widerspruch, ist Künstlern und Kunstfreunden hier eine willkommene Schrift dargeboten, die zugleich durch die Gediegenheit und Milde der späteren Göthe'schen Prosa eine erfreuliche Bereicherung unserer Literatur geworden. Anfänglich von einer lokalen Beschränkung ausgehend, haben diese Hefte in ihrem Fortgange nicht bloß die ältere und neuere

Kunst, sondern auch Manches zur Naturkunde Gehöriges in ihren Kreis gezogen; sogar die deutsche Sprache ist, in ihrer Nachgiebigkeit, gegen den überstrengen Purismus in Schutz genommen (3, 39.). Da wir nicht füglich alles Einzelne hier nachweisen können, indem Manches nur gelegentlich oder aphoristisch hingestellt und angedeutet worden: so wollen wir bloß der schon durch ihren Umfang mehr hervorstechenden Theile kurz erwähnen.

Die Mittheilungen im ersten Hefte knüpfen sich an freundliche Erinnerungen einer Reise in einigen Gegenden am Rhein und Mayn; von der alten Colonia Agrippina ausgehend verweilt der Verfasser bey Bonn, Neuwied, Coblenz, Mainz, Biberich, Wisbaden, Fankfurt a. M., Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt und Heidelberg. Was hier, außer den Gegenden selbst, und den noch erhaltenen Denkmalen des Alterthums, dem Betrachter entgegen kam, die Bestrebungen unserer dortigen Landsleute in Sammlungen und gesellschaftlichen Vereinen für Natur und Kunst, Alles findet hier eine Stelle; es ist erfreulich, neben den einzelnen, uns sonst aus jenen Gegenden schon bekannten, hier noch so manche andere ehrenwerthe Namen zu erfahren. Nur dürfen wir nicht bergen, daß die zu oft sich hier wiederholenden Wünsche, Aussichten und Hindeutungen auf das, was ferner geschehen möchte, in diese Nachrichten eine gewisse Einförmigkeit bringen, die bey einem so ausgezeichneten Schriftsteller billig befremden.

Bey Gelegenheit der Boisseree'schen Sammlung, damals in Heidelberg, worüber Göthe 2, 210 sich eine ausführliche Beschreibung vorbehält, hier eine eigene Untersuchung über den Styl und die Verbreitung der byzantinischen Kunst, wie diese Schule nämlich bis zum dreyzehnten Jahrhundert auch in jenen Gegenden geherrscht habe; es zeigt sich hier eine fast neue, für die Geschichte der älteren deutschen Kunst überaus wichtige Grundlage, die in ihrer vollständigen Anwendung und, freylich wohl nicht allseitigen, Richtigkeit erst ganz erkannt werden kann, wenn diese einheimischen Epochen, ohne lokale Zersplitterung, mit dem redlichen Fleiße Fiorillo's, nur mit mehr Anschauung und Vergleichung des noch erhaltenen, werden dargestellt seyn. Wobey sodann die vielen Malereyen in einigen lateinischen Missalbüchern zu München nicht übersehen werden mögen, diese selbst von Kaiser Heinrich dem Heiligen dem Bamberger Dom geschenkt, jene damals (vor 1024) in Deutschland sämmtlich von griechischen Künstlern gemalt, und noch vollkommen gut erhalten. Alle diese Malereyen, bey denen die Zeichnung und alles Uebrige eine seltsame, steife Manier und Fehlerhaftigkeit zeigen, erregen als Denkmale einer in sich untergehenden, hin-

sterbenden Kunst ein beengendes, unerfreuliches Gefühl, während die Werke der altdeutschen Kunst, ihrer technischen Unvollkommenheiten ungeachtet, als Monumente einer anspruchlos beginnenden, vorstrebenden Kunstentwicklung etwas Anziehendes haben, oder doch ein minder befremdendes Gefühl erwecken. D'Agincourt hat jene merkwürdigen Bilder gar nicht gekannt, auch nicht einmal die des Ebner'schen Psalterium's; eben so sind die elfenbeinernen Schnitzwerke, die äußerlich diese Missale zieren, gleichfalls von griechischen Künstlern gearbeitet, dem Grafen Cicognara erst in diesem Jahre zu Gesicht gekommen. — Als ein Supplement zu obigen Reiseerinnerungen möchten wir hier die Blätter im dritten Heft, »Herbsttage im Rheingau,« beyfügen, die dort der anmuthigen Schilderung des Sanct Rochusfestes zu Bingen, H. 2., angeschlossen werden. Dieses Gemälde eines mannigfaltig bewegten, verwandten Lebens in freyer, herrlicher Natur hat uns, wir gestehen es, bey weitem mehr vergnügt, als die kunstvolle Beschreibung des römischen Karnevals.

»Myrons Kuh« (im zweyten Hefte), nebst deren hier zuversichtlich auf den Münzen von Dyrrhachium angenommenen Abbildung; ein kleiner, für die Archäologie wichtiger Aufsatz, noch erwünschter durch die Hervorhebung einer zu wenig beachteten Seite, wie die Thierwelt dem sinnigen Künstler Manches darbietet, um auch dem Gefühl bey solchen Scenen etwas Ansprechendes zu gewähren. Die sechs und dreyßig Epigramme der Anthologie über jenes berühmte Bildwerk waren schon in K. Sonntag's Heften »zur Unterhaltung« 1790 zusammengestellt, jedoch ohne irgend ein solches Resultat. — Mit diesem Aufsatz wird uns erlaubt seyn, die Aeußerungen über die Thierfabel, in Beziehung auf darstellende Kunst, im dritten Hefte zu verbinden.

In der »antiken Gemälde-Gallerie,« im jüngsten Heft, sind zuerst die von den beyden Philostraten, dem kunstverständigeren Oheim und dem Jüngeren, beschriebenen Gemälde nach passenden Abtheilungen geordnet; eingefügt sind nicht bloß mehrere Darstellungen aus den herkulanischen Alterthümern, sondern auch, als Versuch, die alte Kunst mit der neuern zu verbinden, einige von Julius Romanus u. A. Diese Reihe, beginnend mit heroischen, tragischen Gegenständen, und mit einigen Stillleben schließend, zählt über neun und siebzig Bilder; die nähere Ausführung bricht aber schon mit der 45sten Nummer ab, in der dem Herkules gewidmeten Abtheilung. Mögen unsere jetzigen Bildner, die sich in diesen Bezirken einheimisch fühlen, hier eine reiche Fundgrube zu eigenen, dankbaren Kompositionen antreffen! Sollte, wie wir hoffen, diese Gallerie in einem künftigen Hefte

vollständig mitgetheilt werden: so dürften die unvergleichlich schönen Nachbildungen einiger alten Kunstwerke, von gleichem Inhalt, in den Argonautiken des Apollonius Rhodius hier wohl nachzuholen seyn. — Verbunden mit den herkulanischen Gemälden, von denen in Deutschland in einigen fürstlichen Bibliotheken kolorirte Exemplare angetroffen werden, würden jene Ausdeutungen (Ekphrasen) der beyden Sophisten, einige bey Libanius hinzugerechnet, trefflich darauf hinleiten, eine klare, innere Geschichte und Charakteristik der Malerey der Alten vorzubereiten, die ja auch in diesen späteren Zeiten noch dem Typus des aus der Epoche früherer Blüte Ueberkommenen folgte. Mittelst einer solchen Charakteristik würden die gegenseitigen Verhältnisse der alten und neueren Malerey sich klärlich darthun, während zwischen der Plastik der Alten und der der christlichen Zeiten eine solche Annäherung weit weniger statt findet.

Ein ausführlicher Bericht über Leonardo da Vinci's Abendmal macht den Beschluß des dritten Heftes, zum Theil nach dem Werke des vormaligen Sekretärs der Mailänder Akademie, Joseph Bossi. Die Durchzeichnungen der Köpfe dieses berühmten Gemäldes zu Weimar geben hier Anlaß zu einer wichtigen Vergleichung der älteren Kopie des Markus von Oggiono zu Castellazzo, und der späteren ausdrucksloseren Nachbildung des Andreas Vespino 1612 (in der Ambrosianischen Bibliothek), die gleichwohl Bossi zum Behuf des großen Mosaik's vorzog. Die treffliche Charakteristik jenes Gemäldes und seines Urhebers geben dieser Denkschrift einen großen Werth; wer den Kupferstich des Raf. Morgen besitzt, wolle sie ja nicht ungelesen lassen. Millin, Voy. dans le Milanais 1817, tritt zwar dem nachtheiligen Urtheil Bossi's über diesen Kupferstich bey; hier aber zeigt sich's, daß er eben dadurch ein so großes Verdienst erhält, weil jene ältere Kopie dabey sorgfältig benutzt worden ist.

Auf die übrigen Mittheilungen, die in den drey letzten Heften unter der Aufschrift »aus verschiedenen Fächern Bemerkenswerthes« enthalten sind, wird es kaum nöthig seyn, Künstler und Kunstliebhaber noch besonders aufmerksam zu machen; es sind zum Theil Anzeigen von neuen Kupferstichen, Ausgrabungen rc., worauf in einem künftigen Theil ein eigenes Register hinweisen möge. Wenn wir aber auch nicht bey dem verweilen, was hier über altdeutsche Baukunst, über Naivetät und Humor in der Kunst, über Blumenmalerey, über moderne Sculptur in Beziehung auf das nun vollendete Denkmal Blücher's rc. gesagt worden: so dürfen wir doch nicht unterlassen, auch der folgenden Untersuchung wegen, auf die triftigen Worte über Antik und Modern II, 145. hier eigens hinzuweisen, worin sich die Anhänger

und Widersacher der altdeutschen Kunst, da Göthe ihre Anwendung darauf eben nicht ausgedehnt hat, theilen mögen. Dem Endwort dieses Aufsatzes: »die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es, was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in den echt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweisen,« diesen Worten stehen wir nicht im mindesten entgegen, nur der Ausschließung der deutschen rc. Kunst von allen diesen Vorzügen und der zuletzt postulirten Anwendung des *Vos* exemplaria graeca — auf die jetzigen Kunstgenossen mögen wir auf keine Weise beytreten. — Der Fortsetzung dieser Hefte werden Viele mit Verlangen entgegen sehen; selbst die Vereinigung der, seit dem Aufhören der Propyläen, in andern Zeitblättern zerstreuten Mittheilungen der Weimarischen Kunstfreunde würde uns hier willkommen seyn, um in beyden Sammlungen so manche gemeinschaftliche Ansichten und Urtheile über neuere Kunstleistungen verbunden zu sehen.

Unterdessen haben wir einen größeren Aufsatz der W. K. F. (im zweyten dieser Hefte S. 1—62. 135—162.) über die Richtung der neueren deutschen Kunst bis jetzt noch ganz unberührt gelassen; der Gegenstand, zu wichtig, als daß wir ihn nur mit einigen Worten hätten berühren dürfen, verlangt eine genauere Prüfung, und unsere Leser werden mir vergönnen, diese hier unverändert so anzufügen, wie sie damals, im September 1817, nach Erscheinung jenes Heftes von mir versucht worden ist. Auf die Bekräftigung jener Ansichten, die in den späteren Heften hier und da angetroffen wird, konnte dabey nicht Rücksicht genommen werden, was in der Sache selbst jedoch nicht das Mindeste ändert. An dem scharfen Gegensatz, der in der folgenden Untersuchung durchgeführt worden, werden, wie ich kaum zweifle, Einige Anstoß nehmen; möge er nur so viel bewirken (und daran genügt mir gegenwärtig), einmal, daß die Anhänglichkeit an die altdeutsche Kunst hier durch die einfachsten Gründe ihre Rechtfertigung gefunden habe, welche durch die Mittheilung der folgenden zweyten, nicht polemischen Abtheilung noch vollständiger erscheinen wird, sodann, daß die Richtigkeit dieser Ansichten, in Beziehung auf die zweckwidrige Wahl mehrerer neueren Kunstwerke aus der mythischen Welt der Griechen und alten Römer, entschiedener als bisher, anerkannt werde. —

Neudeutsche, religiös-patriotische Kunst.

Gegen die Weimarischen Kunstfreunde.

Die Richtung, welche seit etwa funfzehn Jahren die bildende Kunst unter uns, in Form und Inhalt, zum Alterthümlichen genommen, ist jetzo bey einem großen Theil der Künstler und Kunstfreunde so entschieden, daß Jeder, dem dieses Streben etwa unbekannt geblieben wäre, auf den Stand der Bildung seines Zeitalters wenig müßte geachtet haben. Als, unter Göthe's Vortritt, die Weimarischen vereinigten Kunstfreunde die Propyläen begannen, und auf vielfältige Weise das Emporkommen der bildenden Künste in Deutschland zu fördern bemüht waren: konnte von einer solchen Vorneigung zum einheimischen, uns näher liegenden Alterthümlichen noch gar nicht die Rede seyn, wie denn damit nun in auffallendem Widerspruch sich jene Aeußerung zeigt, mit der Göthe, ohne der Gesinnung des damaligen Publikums entgegen zu seyn, das Ausschreiben der ersten (1799) Weimarischen Kunstausstellung begleitete. Homer's Gedichte, heißt es dort, seyen »von jeher« die reichste Quelle gewesen, aus welcher »die« Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft hätten; auch habe die Kunst der Alten in dem Kreis, den dieser Dichter umschließt, sich eine Welt geschaffen, wohin sich jeder echte moderne Künstler so gern versetzt, wo alle seine Muster, seine höchsten Ziele sich befänden. — Wie entfernt auch in den nächst folgenden Jahren das Zeitalter von der jetzigen Sinnesart gewesen, läßt unzweydeutig sich in den Berichten über die meisten nachherigen Weimarischen Kunstausstellungen wahrnehmen, worin nur Darstellungen aus der griechischen Mythologie und römischen Geschichte, keine aus dem christlichen Kunstbezirk oder der einheimischen Geschichte und Sage erwähnt werden.

Von einer Gesellschaft, wie jene in Weimar, die mit solcher Besonnenheit ihre Grundsätze aussprach, die so sehr auf Alles achtete, was von den Mitlebenden in den schönen Künsten geleistet wurde, war zu erwarten, daß sie über die umgreifende, in Vielem entgegengesetzte Richtung der Zeit ihr Urtheil nicht zurückhalten würde *). Das Inhalten ihrer Preisaufgaben seit 1805 mag Ursache gewesen seyn, daß so etwas bisher nicht erfolgte, die Gegenbemerkungen über die Vorschätzung altitalienischer und altdeutscher Malerwerke, in dem Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, etwa abgerechnet. (S. Göthe's

*) Daß früherhin mit guter Absicht nicht gewarnt worden, erfahren wir aus dem dritten Hefte über Kunst und Alterthum S. 39—41.

Winkelmann und sein Jahrhundert, 1805.) Diese Einwendungen — gegen Fr. Schlegel — haben wenig bewirkt; vielmehr ist seitdem die Vorneigung zur altdeutschen Kunst ꝛc. unter uns, man möchte sagen, erst recht lebendig geworden. Gegenwärtig, nachdem auch im Praktischen unsere Kunst sich dorthin gewandt hat, theilt Göthe in dem zweyten Heft über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden, als unter dem Namen der Weimarischen Kunstfreunde mit begriffen, einen Aufsatz mit, worin der mißbilligende Ton sehr gelinde und ruhig ist, daher auch zu einem eigentlichen Kriege wohl nicht Anlaß geben wird, der freylich schon auf andere Weise begonnen hat, wie mehrere Nachrichten aus Rom in öffentlichen Blättern beweisen. Das Ungünstige und Tadelnde übrigens, was jener ganzen Darstellung zum Grunde liegt, kündigt, dem Ansehen nach, schon in der Ueberschrift »Neudeutsche religiös-patriotische Kunst« sich an.

Der in jener Schrift verhandelte Gegenstand scheint mir von nicht geringer Wichtigkeit, sowohl in Beziehung auf die Kunsterscheinungen der Gegenwart, als auf einen bedeutenden Zweig der gesammten germanischen Alterthumskunde. Ich werde deßhalb versuchen, meine Ansichten darüber darzulegen, nicht sowohl, um Einzelnes hier zu widerlegen, als um der in dem ganzen Aufsatz herrschenden ungünstigen Meinung, und wie sie sonst bey den Gegnern sich äußern mag, eine andere entgegen zu stellen, — ob eine wahrhaftere, mag die Zeit lehren. Es wird hier also Einiges berührt werden, wozu durch die jüngste Schrift der Weimarischen Kunstfreunde keine ausdrückliche Veranlassung gegeben scheinen könnte, was aber zu der hier vorliegenden Frage entweder nothwendig mit gehört, oder doch nahe damit verwandt ist. Daß für diese Bemerkungen derselbe Titel beybehalten wurde, möge Niemanden übel gemuthen, da wir dadurch die schnellere Bezeichnung erzielen, und die nächste Veranlassung unserer Schrift zu erkennen geben. Zu einer, für uns schicklicheren Benennung der Sache wird sich im Lauf dieser Untersuchungen schon von selbst Gelegenheit darbieten.

Der Hauptinhalt der neuen Göthe'schen Schrift, die als eine Fortsetzung der vorhin erwähnten Kunstgeschichte angesehen werden mag, ist eine auf einzelne Thatsachen gegründete Erzählung des Entstehens und der Verbreitung jener Vorneigung zur modern-alterthümlichen Kunst in Theorie und Praxis. Ob die Schriftsteller, deren dieser Bericht als theilhabend erwähnt, den Hergang der Sachen im Sinn der Weimarischen Kunstfreunde anerkennen werden, weiß ich nicht; selbst habe ich jene früheren Zeiten zu wenig durchlebt; indessen scheint mir, nicht in Italien

und Rom, sondern in den Anregungen einiger unserer Schriftsteller seyen die ersten Gründe der neuen Richtung des deutschen Kunstsinnes nachzuweisen. Dießmal wären also die Schriftsteller der ausübenden Kunst vorangegangen, was freylich nicht seyn sollte; wer kann jedoch strenge hier das Gegentheil fordern, da die Kunst so lange bey uns mit Bewußtseyn, wenn auch in Wahn und Irrthümern, handelte; und am Ende möcht' es ja auch weit besser seyn, mit noch tieferer Absicht das Rechte und Gedeihliche wählen, als im gewohnten Irrthum beharren, da man, eines glänzenden Scheines wegen, die mißlichste Sache mit Selbstbehagen ganz so ansieht, als müßte sie so seyn. Auf die Art ist es uns nun lange her mit all jener antikischen Nachahmerey ergangen, wobey, vor lauter ästhetischem Nimbus, Niemand auf den natürlichen Gedanken kam, nach dem wirklichen Beruf der modernen christlichen Zeit zu solchem Hinübergreifen in eine für uns längst verschlossene Welt von Anschauungen und Gefühlen zu fragen.

Allerdings nun müssen wir unter jenen Schriftstellern zuerst Wackenroder's gedenken; aber die »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« (1797) sind nur der Form, keineswegs dem innern Sinne nach, als etwas ihm völlig Eigenthümliches zu betrachten. Die Ansichten über Kunst und Künstler in jenem Buche, die, trotz des anscheinenden Sentimentalen, von der reinsten Liebe für das Schöne und Sinnige in der Malerey zeugen, waren freylich die erste, vollständige Lossagung von allem unfruchtbaren akademischen *) Kram, und der kalten, kennerhaften Vornehmigkeit, die schon lange herrschend war. Aber man müßte sehr fremd in unserer Literatur seyn, wenn man sich nicht erinnerte, daß der echte Keim und Trieb zu solchen Gesinnungen weit früher schon (1773 ff.) durch Göthe selbst, in einzelnen Ergießungen in Prose und Versen, dann, auf verwandtem Wege, durch Herder, Hamann, Math. Claudius, selbst Lavater, gelegt worden war. Einer der Grundsätze des jetzt erwachten Kunstsinns ist Abweisung der einseitigen Schätzung des angelernten technischen Verdienstes, und Vernichtung des Zutrauens zu einer engen Verstandesweisheit, wodurch in den höheren Aufgaben der bildenden Kunst nie etwas von bleibendem Werthe zu leisten war. Das Bestreben, die Antiken in Form

*) Verständige Leser werden ohne mein Erinnern einsehen, daß in dieser Untersuchung die Ausdrücke »Akademie, akademisch« durchaus keinen Tadel gegen irgend eine unter uns bestehende große Kunstschule bezielen, daß also hier »akademisch,« in theoretischem wie in praktischem Sinne, für die frühere Zeit auch von denen gelte, die nie auf einer solchen Anstalt sich gebildet hatten.

und Inhalt, gleich einer noch bestehenden Kunstwelt, nachzuahmen, ist eben auch nur Folge jener durch den bloßen Schein irre geführten Verstandesweisheit, da es Selbsttäuschung und Unwahrheit ist, daß das Gemüth des deutschen Künstlers durch eine unsern Gefühlen und Verhaltnissen durchaus entfremdete Welt zum eignen Erfinden und Bilden in diesem Kreise wahrhaft gerührt und bewegt werden könne. Was also auf diesem Wege antikischer Nachahmerey entstehen kann, hat, wie zierlich es auch sey, immerdar nur ein Scheinleben in sich; unser Wohlgefallen daran, wenn wir es uns aufrichtig gestehen, kann im Grunde auch kein anderes, als das an der schönen Form seyn; wer aber darauf die bildende Kunst beschränken will, erniedrigt sie offenbar zu einem geist- und herzlosen Spiel. Der lebendige Geist in den Künsten verlangt, zu dem Dargestellten homogenen Sinn, Anschauung und nahe liegendes Interesse, was Alles der antikischen Nachahmerey bey uns völlig abgeht. Denn alles ursprüngliche Schaffen und Bilden ist dadurch bedingt, daß der Künstler es selbst gelebt hat; mit Anwendung erworbener praktischer Mittel kann man wohl auch das machen, was uns nichts angeht, wozu nämlich durch ein inneres Bedürfniß für uns gar kein Beruf vorhanden ist; so etwas nenne man in der Kunst ein Machwerk, auch wohl ein künstliches Werk; ein eigentliches Kunstwerk kann auf solchem Wege wohl nicht entstehen. — Diese Grundsätze hat einst Göthe in den Blättern, »von deutscher Baukunst,« 1773, »nach Falconet und über Falconet« *), und in mehrern kleinen Gedichten (diese in der neuest. Ausgabe s. Werke I.), in der Hauptsache wenigstens selbst bekannt, und Verwandtes über die Grunderfordernisse aller echten Kunstschöpfung wird man in den Schriften der übrigen, vorhin Erwähnten genug finden.

Lange jedoch blieben alle diese Aeußerungen jener trefflichen Männer, die den offenen Naturblick des Geistes in die verworrene Zeit hinübertrugen, unbeachtet, vergessen, ja meist auch von ihren Eigenherren selbst viel zu wenig angewandt. Nur der Ueberdruß einer anmaßend kritisirenden, in sich unfruchtbaren Aufgeklärtheit des Zeitalters hat jene, den bequem überlieferten Theorien abholden Grundsätze wieder erweckt und belebt; und, nachdem sie bey uns in Philosophie, Dichtung und Literatur auf mannigfaltige Weise angeregt oder erweitert worden, ist es ihnen denn endlich auch zu Theil geworden, in's Leben überzugehen; aus dem Gedanken und Begriff hat, das Gleichartige anziehend, sich ein Ausübendes entwickelt, was die Weimarischen Freunde

*) Göthes Schriften, IV. Bd. Berlin, 1779.

die neudeutsche, religiös-patriotische Kunst benamt haben.

So also scheint es mir wenigstens eine unbestreitbare Sache zu seyn, daß es deutsche Schriftsteller sind, die unter uns den Uebergang von der vorigen, allvergötterten antikischen Manier zu dem jetzt erwachten Kunstsinn bewirkt haben. Den Antheil, der hierbey früher noch zweyen achtbaren Männern, Wilhelm Tischbein und Hirt, beyde damals in Rom, zugeschrieben wird, darf man wohl theils als zu entfernt, theils als zu bald vorübergehend ansehen, als daß eine Darstellung aus der mittlern deutschen Geschichte (Konradin), und die Werthhaltung alt-italienischer Malereyen auf Deutschland sonderlich zurückgewirkt hätten. Die in der That *) sich erprobende Vorneigung zu alt-deutscher und alt-italienischer Malerkunst beginnt höchstens erst mit den Jahren 1802, 1803, und Alles, was man hier aufweisen mag, war ohne Zweifel nur weitere Folge der wieder rege gewordenen Liebe zu unsern alten Märchen, Liedern, zu den frommen Bildern der Legende, und dem entsprechenden einfachen ehrlichen Styl der alten Maler; der völlig erstorbene Sinn für alles christlich-religiöse in der Kunst war durch die Herzensergießungen, durch Tieck's Genoveva, A. W. Schlegel's Bund der Kirche mit den Künsten 1800 rc. wieder angeregt worden; noch jüngerer Herkunft aber, erst seit der Erneuung des Liedes der Nibelungen 1806, ist diese sogenannte neudeutsche »patriotische« Kunst, welcher Ausdruck, wenn dadurch, nach deutscher Art, etwas Einseitiges und Beschränkendes gemeint ist, mir sehr unfüglich scheinen will, da man ja die Liebe, welche Dichter und Künstler einer ausgebreiteten Nation zu dem gesammten Kreise ihres alterthümlichen Lebens hegen, wohl nicht als etwas Beschränkendes bezeichnen wollen wird. Auch ist diese Richtung so wenig eigensinnig und illiberal, als man nur wünschen kann; dieß beweisen die Zeichnungen, welche seit wenigen Jahren nach der Riepenhausen'schen Genoveva, Göthe's Faust, Fouqué's Undine, das Lied der Nibelungen, und die Niflunga-

*) Bey diesem Ausdruck wolle man dem Verfasser nur ja die Meinung nicht unterlegen, als ob er in obigem Versuche die Nachahmerey der alterthümlich-deutschen Gemälde in den Unvollkommenheiten der Zeichnung rc. anempfohlen, oder in Schutz nehmen wolle. Davon ist in Beziehung auf das jetzt zu Leistende hier nie die Rede, wohl aber von dem Geist und dem noch unentwickelten Styl der altdeutschen Kunst. — Die Mittel, durch welche der jetzige Künstler in allen praktischen Theilen der Malerey sich am vortheilhaftesten bilden würde, liegen völlig außer dem Kreise meiner Untersuchungen, deren erste Abtheilung der vorliegende Aufsatz enthält.

Saga veranlaßt haben. Ein eigentlich patriotisches, abschließendes Bestreben würde zu Darstellungen aus der Geschichte des besonderen Vaterlandes, und außerdem noch der näher liegenden Zeiten sich gewendet haben.

Woher nun diese immer wachsende Neigung, die, dem ausheimischen Griechischen und Altrömischen entsagend, auf eigenem Boden grünen und blühen möchte, woher und wie sie entstanden sey, darauf haben die W. Kunstfreunde sich nicht veranlaßt gefunden, näher einzugehen; sie haben die einzelnen Erscheinungen berichtet, in ruhigem Ton gewarnt, und öfter der Abirrungen erwähnt, die auf Seite der Auctoren wie der Künstler vorgegangen sind, wie so etwas in neuen Wendungen der Art nicht leicht vermieden wird. Wir wollen versuchen, die inneren Gründe des Entstehens jener, Vielen noch seltsam scheinenden Kunstrichtung näher nachzuweisen, damit das in der erwähnten Schrift Vermißte allen Lesern, die an unserm Gegenstande Theil nehmen, so viel an uns liegt, klar und deutlich werde.

Welche die Schicksale der deutschen Malerkunst bis zu Albrecht Dürer's reiferer Bildung (1515) gewesen, darüber darf erst von der jetzigen Zeit der vollständige, geschichtliche Bericht erwartet werden [1]). Die ungemeinen Fortschritte, welche in unserm Dürer (st. 1528) diese Kunst in praktischer und so mancher andern Hinsicht gethan, sind von Allen anerkannt; sie waren es damals von vielen trefflichen Meistern in Italien, weit mehr, als in neuer Zeit z. B. von dem Lehrdichter Hayley (on Painting), der aller Andern, nur der Deutschen nicht gedenkt, oder von Heinrich Füeßli, der in seinen Vorlesungen (Braunschweig 1803. S. 136—9.) sehr verkleinernd von Dürer spricht [2]). Eben so ist Keinem unbekannt, wie es von da an der deutschen Kunst durchaus an gleichmäßiger weiterer Entwicke-

---

[1]) Das erste, nachdrückliche Wort für die Erhaltung und Sicherung der altdeutschen Kunstdenkmale findet sich in den Bemerkungen über den frühesten Zustand der Kunst in Deutschland (von Hirt?), im Lyceum der schönen Künste, Berl. 1797. S. 11—31.

[2]) Von Carstens (geb. 1754 nahe bey Schleswig) berichtet Fernow, in dessen Leben S. 115: »In Nürnberg erfreuten ihn, durch ihre ehrwürdige Einfalt und altdeutsche Redlichkeit, die Werke Albrecht Dürer's, für den er stets eine innige Verehrung hegte, und den er nach Michelangelo und Rafael für das größte Kunstgenie der Neuern hielt.« Von Mengs dagegen urtheilte Carstens, er sey ein sehr geschickter Maler gewesen, der alles gelernt habe, was sich von der Kunst lernen läßt; aber man sehe es allen seinen Werken an, daß er in seiner Jugend zur Kunst geprügelt worden sey, und nie aus eigenem Triebe Künstler geworden wäre. (Das. S. 115.)

lung und erfreulicher Ausbildung gefehlt habe. Sie würde, unter günstigen Umständen, sich unstreitig von nun an erst zu völliger Blüte entfaltet haben; aber da irrte allseits der religiöse Streit und Haß die Gemüther, und die Malerkunst, statt jetzt, in ihrem schönsten Bilden, unsere Tempel, öffentlichen Gebäude, und die Häuser der Vermögenden auszuschmücken, wurde auf Seite der Protestanten in ihrem vorzüglichsten Wirken fast gänzlich ausgeschlossen; da, wo man sich katholisch hielt, hatte die aufgeregte feindselige Gesinnung Alles verstimmt; späterhin waren diese Lande unter jesuitischer Oberleitung isolirt und fast in jeder geistigen Regung nur zu sehr gelähmt; der nahe dreyßigjährige Krieg zerstörte durch seine Verheerungen, was sonst etwa unter Fürsten, wie Maximilian dem Ersten von Bayern, wohl hätte gedeihen mögen. Daß dieß Alles so geschah, muß uns um so beklagenswerther scheinen, wenn wir bedenken, welche kräftige, regsame Zeit im Uebrigen jenes sechzehnte Jahrhundert uns in den meisten deutschen Ländern darstellt, wovon freylich den Geschichtschreibern unendlich Vieles entgangen ist, weil ihnen nie recht darum zu thun war, neben den trockenen lateinischen Berichten, die Denkmale der eignen, lebendigen Bildung des Bürgerstandes jener Zeiten kennen zu lernen. Dagegen, wie auffallend wenig bedeutende Werke der Malerkunst, in denen Geist und Leben zu finden, besitzt Deutschland aus jener Zeit! —

Durch den dreyßigjährigen Krieg und dessen unselige Folgen wurde in Deutschland die Kunst wie zu Grabe getragen; fast alle Keime einer muthig-vertrauend sich äußernden nationalen deutschen Bildung waren zerstört; eine dumpfe lateinische Gelahrtheit herrschte bey den literaten Ständen, unsere Adeligen holten sich ihre gefirnißte Bildung und Verderbtheit aus Frankreich; das deutsche Volk versank immer tiefer in einen Zustand der Dumpfheit und Nichtigkeit. Im Fortgange der Zeit sammelten einige kunst- oder prachtliebende Fürsten Bildergallerien, besoldeten, meist ohne sie würdig zu beschäftigen zu wissen, Hofmaler und Hofbildhauer; es wurden, nach französischem Vorbilde, Akademieen errichtet. Nach diesen Vorgängen erschienen Winkelmann und Mengs; es bildete sich, von beyden vorzüglich angeregt, zusammt den übrigen ästhetischen Fächern, eine hauptsächlich in Schriften und Journalen rege Kunstliebhaberey und Kunstkritik; zu gleicher Zeit begründete, durch Lehre und Schriften, vor Allen Heyne unter uns eine hohe Achtung für das Studium der Antike in jedem Sinn (seitdem einseitig Archäologie genannt); denn auch hier haben Schriftsteller und Gelehrte vorzüglich auf die Richtung der Künstler eingewirkt. Die große

Verehrung der griechischen Ideale, und das immer lauter geforderte beständige Nachüben nach den alten Marmorbildern, Vasenzeichnungen rc. hatten jedoch für unsere Malerkunst keineswegs die günstigsten Folgen, da jene sogenannten Ideale, reine Formen und Umrisse einer nach andern Grundanlagen und in anderm Geiste bildenden Kunst auf eine gar unerquickliche Weise in die neuen Gemälde übergingen, und so jene auf Mißverständnisse gegründete Lehre *) und verkehrte Methode sich an den Künstlern selbst rächte, da die Malerey Nachbildung der lebenden Natur, und, wo nicht allemal gegenwärtige, doch unsern Empfindungen und Anschauungen congeniale Gegenstände erheischt.

Daher geschah es, daß, je mehr die thätige Vorliebe zu allem Antiken, in Form und Inhalt überhand nahm, desto weiter die deutsche Kunst von dem lebendigen Princip ihres Wirkens sich entfernte. Zu öffentlichen Werken wurde sie so schon fast gar nicht mehr berufen, wie dieß durchgängig leider! noch jetzt fortdauert; nun aber hatte sie, aller Heimat beraubt, sich auch noch vermessen, in einer den Künstlern durchaus fremden Welt

*) Winkelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke der Malerey und Bildhauerkunst (2te Ausg. 1756.), S 16 behauptet, daß nichts den Vorzug der Nachahmung der Alten vor der Nachahmung der Natur deutlicher würde zeigen können, »als wenn man zwey junge Leute nähme von gleich schönem Talent, und den einen das Alterthum, den andern die bloße Natur studieren ließe. Jener würde die Natur bilden, wie sie es verlangt, und Figuren malen, wie Raphael (als ob Raphael Sanzio jemals Raphael würde geworden seyn, wenn er seine Bildung mit Nachahmung der griechischen plastischen Kunstwerke begonnen hätte!); dieser würde die Natur bilden, wie er sie findet: als ein Italiener würde er Figuren malen vielleicht wie Caravaggio, als ein Niederländer, wenn er glücklich ist, wie Jakob Jordaens; als ein Franzos, wie Stella.« Der Deutsche ist, wie gewöhnlich, vergessen, — oder war etwa Mengs in jenem zweyten Raphael gemeint? Nicht doch; wie hätte wohl Mengs von Jugend auf oder bis dahin, am meisten nach Antiken gezeichnet und gemalt! Daß Winkelmann's in der Anwendung so verkehrte Lehre von dem schönen Ideal der altgriechischen Bildner selbst auf Mengs nachtheilig gewirkt habe, ist sehr wahrscheinlich. Schon vorlängst urtheilte ein französischer Schriftsteller von den Gemälden unsers Mengs, man erkenne, bey allen ihren Vorzügen, darin, »qu'en cherchant trop le beau idéal, il a laissé refroidir ce sentiment de la nature qui frappe le spectateur, éveille et *soutient l'attention*« u. s. w. Letzteres ist kein müßiges Wort; jede aus der Natur glücklich durch den Maler oder Zeichner übertragene Bildung behält einen unvergänglichen Reiz für den Beschauer. Ist dieß nämliche der Fall bey selbsterfundenen Gebilden, so ist das die zuverläßigste Bewährung der Vortrefflichkeit des Künstlers.

von Formen und Stoffen sich anzusiedeln. Früher, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, galten den deutschen und niederländischen Künstlern als allgemeines mythologisches Quellenbuch, die Ovidischen Metamorphosen; aber, aufrichtig und wahr, gaben sie alles daraus Gewählte in Costum und Form ihrer Zeit und Umgebung. Jetzt aber wurde verlangt, weil Gelehrte den Ton angaben, daß der gute Künstler von all' solchem anklebenden Eigenen — nicht doch, Fremdartigen, sich rein lossagen sollte; so etwas wäre als eine häßliche Sünde gegen die Gelahrtheit der Kenner, oder wie sie es nun benamten, gegen den reinen Geschmack vermerkt worden. (Das bloß historische Interesse, dessentwegen man lange über das Costum gestritten hatte, war jetzt nicht mehr vornehm genug.) — Hätte Mengs, so wie für Italien und Spanien, viele christliche Gemälde in und für Deutschland verfertigt: so möchte hier und da Nacheiferung entstanden seyn, und ein natürlicheres und würdigeres Bestreben sich geäußert haben; so aber konnte das Meiste, was nun, ohne antiken Sinn, in antikischem Geschmack geliefert wurde, sich durchgängig kaum merklich über den Rang der Putzarbeiten erheben.

Unterdessen hatte jene Vorschätzung alles Antiken, im Geleit einer breiten Kritik und Kunstkennerey, nach und nach ein so weites Feld gewonnen, daß das Studium der Kunstdenkmale des Alterthums ein fast unerläßliches Erforderniß jeder feinern Erziehung wurde. Von den großen Vortheilen, welche seit Winkelmann und Heyne's antiquarischen Untersuchungen die griechische und römische Alterthumskunde durch deutsche Archäologen gewonnen hat, ist jetzt die Rede nicht, da uns hier das literärische Interesse und die bloße Liebe zu der Schönheit und Trefflichkeit der antiken plastischen Werke nicht beschäftigen darf. Genug, all jenes für das wahre Emporkommen unserer eignen Kunst so wenig fruchtbare Umhertreiben und Zubilden in einer längst versunkenen Kunstwelt, deren Erscheinungen wir uns nie wahrhaft aneignen mochten, würde nun wohl nach und nach immer mehr durch sich selbst erkannt und offenbar geworden seyn, wäre auch nicht schon im Jahre 1797 eine der bisherigen so ganz entgegengesetzte Betrachtungsweise der Malerkunst in den Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders, von Wackenroder und Tieck, zu Tage gelegt worden. Ich habe schon gesagt, welche innige Liebe zur Kunst Wackenroder, der schon im Jänner 1798 in Berlin starb, in diesen Aufsätzen bewährt, wie wenig er auch von dem Technischen der Malerey möchte verstanden haben; diese Liebe, unendlich reiner von kränklicher Sentimentalität, als tausend andere frühere oder spätere Empfinde-

leyen über die Kunst, war in seinem jungen Gemüth durch den Anblick alter Malereyen in Pommersfelden, Bamberg, Nürnberg ꝛc. erwacht, wo sie zum Theil einen weit tieferen Eindruck auf ihn machten, als es an den vollbehängten Wänden unserer Gallerieen der Fall seyn kann. Dabey waren seinem für ein geistigeres Leben gestimmten Gemüth, in scharfem Gegensatz mit der Sinnesart der meisten akademischen Bildner seiner Zeit, die besondern merkwürdigen Umstände aus dem Leben und Wirken der alten Maler eine willkommene Nahrung für seine Ahnungen und dunkeln Gefühle. Als ein anderer Gegensatz zu der herrschenden Richtung seines Zeitalters stellt sich uns das völlige Ignoriren aller antiken Bildnerey in jenem Buche dar. Was ihm die altdeutsche Kunst galt, äußert er treu und fromm in dem »Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Alb. Dürer's,« und in der »Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben.«

Wie nun seit dieser Erscheinung und dem Tieck'ischen Sternbald ꝛc. immer mehr die Vorneigung zur romantischen Poesie und den legendenartigen Sagen, in Dichtungen durch Tieck, in Nachbildungen oder kritischen Würdigungen durch A. W. und Fr. Schlegel, erwacht sey; wie in letzterem schon 1803 die ältere deutsche Malerey ihren wärmsten Fürsprecher gefunden; wie hierdurch das Mittelalter überhaupt mehr zu Ehren gekommen; wie die Liebe zur altdeutschen Poesie und dem lebendigen Geist unserer älteren Lieder sich verbreitet habe, würde hier, wollten wir im Einzelnen dabey verweilen, uns zu unnöthiger Ausführlichkeit nöthigen, da das Meiste schon von den Weimarischen Kunstfreunden bemerkt worden ist. Eben so bedarf es keiner neuen Erinnerung, wie durch den, das ganze Leben und allen Wohlstand der gesammten deutschen Nation bedrohenden Druck von außen seit 1806 ff. nun jener Sinn für die lange vergessene Tugend und Herrlichkeit der deutschen Vorzeit immer größere Kraft und Ausbreitung gewann, da jetzt nach innen zurückgedrängt der Geist so Manches zu suchen und auszubilden anfing, was ihn, als still gehütetes Vermächtniß unserer vorigen Zeiten, mit neuer Liebe anzog und beschäftigte.

In allem dem bisher Berührten sind nun wohl die eigentlichen mitwirkenden Gründe zu suchen, wie und warum seit nicht langer Zeit in Deutschland eine von der nächst vorhergehenden so ganz verschiedene Richtung in den bildenden Künsten anfangs sich nur einzeln kund gegeben, dann aber immer mehr sich befestigt und tausend empfängliche Gemüther für sich gewonnen habe. Es ist keineswegs bey einer müßigen Schätzung der alten, deutschen und niederländischen, so wie der im innern Geiste beyden so

verwandten altitalienischen Kunst geblieben; diese Kunstgefühle sind, wie recht und billig, in entsprechendem eigenen Erfinden und Bilden in das Leben hinüber getreten, und immer mehr schließen Künstler und Kunstliebhaber an diese Gesinnungen sich an.

Gerade hier aber ist es, wo sich der Knoten streitiger Ansichten und widerstrebender Richtungen schlingt; was Jenen gut, lobenswerth und heilbringend dünkt, erscheint den hellenisch gesinnten Meistern und Kennern, so wie allen Anhängern des früheren akademisch-Herkömmlichen, als entschiedener Mißverstand, Verkehrtheit und Entäußerung aller der Vortheile, welche die Fortschritte einiger Jahrhunderte und die gesammte Kennerschaft in Theorie und Praxis uns bis zu der gerühmten Periode unserer aufgeklärten Zeiten zuwege gebracht hätten. Ich erkenne gar wohl, wie wenig ich Beruf habe, diesen Streit in allen seinen Beziehungen mitzuführen; daß ich aber in ein und anderer Hinsicht völlig berechtigt bin, daran Antheil zu nehmen, fühle ich eben so gut. Hierauf beschränkt, lege ich den wohlmeinenden Lesern, auf welche Seite sie stehen mögen, meine Ansichten und Urtheile dar, und wünsche nur, dem Vorwurf entgangen zu seyn, mich hier in Dinge eingelassen zu haben, die meines Amtes nicht sind. Was also die Hauptfrage betrifft, ob jenes in neuerer Zeit erwachte Streben lobenswerth und für die deutsche Kunst förderlich sey, so bejahe ich, ohne Einschränkung, diese Frage aus folgenden Gründen.

Alle Kunst, soll sie in stetiger Folge sich entwickeln und gedeihen, verlangt einen eigenen Boden, eine Heimat; für ihre Darstellungen muß ein wahres, gefühltes Interesse der Zeitgenossen schon vorhanden, oder unmittelbar möglich seyn; dieses Interesse muß den Künstler und Dichter, wie ihre Mitwelt, gleich umfangen, nur daß jene zugleich den schönen Beruf haben, durch mannigfaltige sinnvolle Darstellungen die noch unentwickelten oder zerstreuten Keime solcher Denk- und Vorstellungsweisen ihrer umgebenden Welt zu sammeln, zu kräftigen, und zu schöner Blüte zu entwickeln. Für unsern Fall ist nun aber schon öfter berührt, daß die Vorstellungsarten der griechischen und altrömischen Welt und die entsprechenden Gebilde ihrer Künstler der Sinnesart und den Grundideen unserer germanischen Heimat durchaus fremd sind; was sich dadurch bewährt, daß jedes rechtsinnige, sonst keineswegs verwahrloste Individuum unsers Volkes, welches bloß in den Elementen des ihm angehörigen deutschen Lebens herangebildet wurde, alle jene antiken Bildwerke nebst allen antikischen Nachahmereyen immer nur als etwas Fremdartiges ansieht, was seinen Sinn zwar als äußerliche Gestalt, aber ohne von ihm verstandene Bedeutung und Inhalt, also bloß alogisch (ἀλόγως,

verstandlos) berührt. Wer nun einwenden wollte, daß solche Verschlossenheit des Verständnisses bey dem Großtheile unserer Nation (von dem gemeinen Volke ist nicht gerade die Rede) nur Mangel an Erziehung und Bildung sey, woran die Kunst sich gar nicht zu kehren brauche: dem kann ich nur entgegnen, daß gerade diese Ansicht die Folge der gänzlichen Preisgebung aller nationalen eigenthümlichen Lebensbildung ist, bey der man nicht begreift, daß alle Kunst, die mehr als Schein und Spiel ist, in dem allgemeinen Leben der Masse wurzeln muß, das von Wenigen für Wenige aus fernen Zeiten und Ländern Hinübergenommene aber immer nur ohne Halt und Kraft obenauf schwimmen wird, und die Nichtigkeit seines erborgten Daseyns dem offenen Auge nie wird verbergen können. Dadurch eben, daß der gesunde, im Vaterhause und durch seine umgebende Welt gebildete Stamm der Deutschen jedes Geschlechts und Alters die antikischen Bildwerke gar nicht *erkennt*, beweist sich die Unwahrheit und, möcht' ich sagen, Lügenhaftigkeit derselben, indem sie in den Grundstoffen, in der Geschichte unsers ganzen Seyns und Wesens durchaus nicht gegründet sind. Und welche *Bedeutung* hat denn nun jene antikische Nachahmerey für unsere ganze gebildete vornehme Welt, die humanistischen Gelehrten, Kunstkenner und echten Kunstliebhaber davon abgerechnet? Man beachte nur, was dort begehrt und geehrt wird, wie hier bey Männern und Frauen von der Oberfläche nach innen nichts tiefer eindringt, und man wird bekennen müssen, daß das bloße Gefallen an schöner Form und Gestalt, ohne den Gehalt des Ganzen zu fühlen und zu verstehen, unsere bildende Kunst zu bloßer Putzmacherey herabsetzt. — In der That, es dürfte für diesen faden Kunstgeschmack am Antikischen wohl keine bezeichnendere Selbstverspottung aufzufinden seyn, als die vor mehreren Jahren im Journal des Luxus und der Moden beschriebenen und der eleganten Welt empfohlenen bronzenen Gestelle für den dampfenden Theekessel *in Form des Tripus des pythischen Apollo.*

Wäre denn also für das eigentliche Leben der Kunst in allen jenen Mythologieen *) und Geschichten kein Heil zu erwarten, weil sie, außer auf den Schulbänken und in den Studierzimmern, uns im ganzen Bezirk unsers öffentlichen und häuslichen Lebens immerdar fremd geblieben: so lassen wir uns nun zunächst an die Mitwelt *selbst* wenden (nicht etwa an ihre Bücher), um zu ver-

*) *Mythologie*, in der Einzahl, wird bey uns gewöhnlich die gesammte Götterlehre der Alten genannt; dem griechischen Sprachgebrauch gemäß heißt aber auch jede einzelne mythologische Dichtung *eine Mythologie*, und so ist die von mir öfter gebrauchte Mehrzahl zu verstehen.

nehmen, ob hier Inhalt und Stoff vorhanden, um die bildende Kunst zu neuen, herrlichen Erzeugnissen zu befruchten und zu beleben? — Hier tönt uns aber, leider! zuerst die laute Klage entgegen, daß bey dem Mangel eines regen Gemeingeistes und bey dem Eingehen alles öffentlichen Lebens zu Werken höherer Art für den Künstler eigentlich das Darstellbare nicht vorhanden ist, daß es ihm von hier aus wenigstens in der Regel an allen größeren Antrieben fehle. Und wäre dieß auch nicht: so müßte wohl unsere allerungünstigste Männerkleidung dem bildenden Künstler ein beynahe unübersteigliches Hinderniß seyn. Dieser Punkt gilt auch für Scenen aus den nächsten Kriegen, wobey schon die jetzige Art Krieg zu führen so gar unvortheilhaft für die Malerey ist; von der Bildhauerkunst darf hier gar nicht einmal die Rede seyn. Als minder getrübte Quelle, freylich einer untergeordneten Gattung, blieben uns also noch aus dem Leben entnommene, vorzüglich ländliche Scenen — woran gar nicht einmal gedacht zu werden scheint, etwa, weil die herkömmliche ästhetische Zubildung den Sinn dafür verschließt — sodann das Gebiet der Bildnißmalerey, wo allerdings oft ein werthvolles Werk aus der Hand des Künstlers hervorgehen könnte, wenn es nicht fast immer bey isolirten Brustbildern bliebe; aber da ist für bedeutendere Aufgaben die Kunst zu wenig unter uns geliebt, der geringe Werth des Geldes fordert auch bey Vornehmen eine klägliche Einschränkung, und endlich würde auch hier die unmalerische Mannskleidung den besten Künstler zur Verzweiflung bringen. Landschaftliche Darstellungen, als späterer Nebenzweig der Kunst *), wären nun noch übrig — allein, was sollen uns diese Aufzählungen hier? — Ich wollte nämlich zeigen, daß für das würdigste, der schönsten Erfindungen empfängliche Gebiet der Kunst, die sogenannte historische Malerey, die Mitwelt in ihren nächsten Stoffen dem modernen Künstler durchaus nicht das Wünschenswerthe, durch Form und gemeinschaftliches Interesse zu Verherrlichende, darbiete.

*) Den die Deutschen, vorzüglich unsere nächsten Sprachverwandten, die Niederländer, sich früher, als die Italiener, aneigneten. Paolo Pino, in seinem Dialogo di Pittura, Vin. 1548, bemerkt über landschaftliche Darstellungen: — »ami (il pittore) grandemente il farsi pratico e valente nelli lontani, d'il che ne sono molto dotati gli oltramontani, e quest' avviene perchè fingono i paesi habitati da loro, i quali per quella loro selvatichezza si rendono gratissimi; mà noi Italiani siamo nel giardin del mondo, cosa più dilettevole da vedere, che da fignere: pur io hò veduto di mano di Titiano paesi miracolosi, e molto più graziosi, che li fiandresi non sono.« Man vergleiche hiermit, was Fernow im Leben Carstens S. 125 von dem Landschaftmaler Heß aus Zürich anführt.

Wäre nun sonst nichts da: so sähe es doch in der That gar zu kläglich um unsre ganze Kunst und ihre weiteren Entwickelungen aus. Aber zum Glück ist es nicht so; das Schicksal hat uns nicht so arm und verlassen hingestellt; es hat uns Vieles, Gutes und Schönes aufbehalten, was aber bisher, so lange die antikische Nachahmerey waltete, verkannt und versäumt worden ist. Dieses, nur Verwahrloste — denn unsere ursprünglichen Ansprüche daran sind gesichert — hat bisher dem erborgten Ausländischen allen Platz einräumen müssen; und eben darauf (weil wir Alle nichts sahen, was von Kindheit auf uns wahrhaft angesprochen hätte) scheint mir die Wahrnehmung zurückzuführen zu seyn, die ich unumwunden hier vorbringen will: unzählige Gelegenheiten haben mich bemerken lassen, wie auch unter der sonst gebildeten, oder gelehrt erzogenen Menschen-Klasse in Deutschland so wenig Sinn und wahre Liebe zu den bildenden Künsten zu finden ist. Die aufgeblasenen, schimmernden philosophisch-poetischen Worte über den göttlichen Ursprung und das überirdische Wirken der Kunst, die in gar manchen deutschen Schriften zu lesen sind, und den braven Werkmann nur in Verlegenheit setzen, fallen nur um so widerwärtiger auf, wenn man sieht, daß die Leute nicht einmal einen menschlichen Sinn den Kunstwerken dargeben können, und daß der gemeine Mann in Rom ein schnelleres und lebhafteres Gefühl für das Schöne und Unschöne in den bildenden Künsten hat, als bey uns, durchgängig, die vornehmen und studirten Leute miteinander. Ich glaube fest, daß dieses immer weniger der Fall seyn wird, wenn nach allen Seiten hin unsere Kunst das Angefangene fortführt, so daß vom frühesten Alter an kunstgemäße Darstellungen, die demjenigen, wofür wir ein wahrhaftes, allgemeines Interesse hegen können, am nächsten liegen, uns in oft erneuertem Anschauen lieb und werth werden; solche Eindrücke können nicht spurlos vorübergehen, sobald nur eine mehr dem Vaterländischen zugewandte Jugendbildung den Sinn und das Verständniß in diesen Dingen frühzeitig begründen hilft.

Unter jenen Darstellungen der »neudeutschen, religiös-patriotischen« Kunst nennen wir hier zuerst die aus dem Cyklus des einheimischen alten religiösen Glaubens entnommenen; nächst dem alten und neuen Testamente, als unmittelbare Fortsetzung, jene christlichen Legenden, worunter gar manche weit lieblicher, inniger, und (von allem dogmatischen Buchstabenwesen abgesehen) unseren Sinn und unser Gefühl weit ansprechender sind, der Malerey im Grunde auch weit günstiger, als die fremden griechischen Mythologien, die dem Großtheile unserer Nation immerdar unzugänglich seyn werden. Mit allem »Legenden« — und

»Lügenden«streit hat, wie sich von selbst versteht, unsre Ansicht hier nicht die geringste Gemeinschaft; indessen sey es mir vergonnt, der Schwachen wegen folgende Aeußerung Luthers hier anzuführen. Dieser gewaltige Mann, in dessen Herzen oft Schloßenwetter und Frühlingsschein dicht auf einander folgten, bekennt, daß »nächst der heiligen Schrift kein nützlicheres Buch für die Christenheit sey, denn der lieben Heiligen Legenden, sonderlich, welche rein und rechtschaffen sind, als darinnen man gar lieblich findet, wie sie Gottes Wort von Herzen geglaubet, und mit dem Munde bekennet, mit der That gepreiset, und mit ihrem Leiden und Sterben geehrt und bestätigt haben; solches alles aus der Maßen tröstet und stärket die Schwachglaubigen, und machet auch noch muthiger und trotziger, die zuvor stark sind. Denn wo man allein die Schrift ohne Exempeln und Historien der Heiligen lehret, obwohl inwendig der Geist das Seine reichlich thut: so hilfts doch treflich sehr, wo man von auswendig auch die Exempel der Andern sieht oder höret, sonst denket immer ein schwaches Herz also: Siehe, du bist allein der also glaubet, und solches bekennt, thut und leidet.» So weit Luther. — Der Widerwille, mit dem z. B. Göthe (Leben, 2 Abtheil.) die den ästhetischen Sinn beleidigenden Märtyrergeschichten als widerstrebende Gegenstände der Kunst abweiset, kann uns hier wohl nicht entgegen stehen, da solche Bilder früher nur darum oftmals gemalt wurden, weil die Kirchen oder Altäre einem solchen oder einer solchen Heiligen gewidmet waren.

Ein anderes großes Feld malerischer Darstellungen ist dem Künstler in der altdeutschen Sage und Geschichte eröffnet; in beyden wird er mit desto größerem Eifer das lange Vergessene wieder beleben, je weniger ihm hier von Andern vorweg genommen ist. Wir sind gegenwärtig doch so weit gelangt, daß nur noch von den Unwissendsten die alte Fabel von einer allgemeinen Barbarey des Mittelalters nachgesprochen wird; jede neue lautere Quelle (alles Latein ist hier unlauter), die aus alter Zeit sich uns eröffnet, zeugt gegen diesen Wahn; welche schöne feine Sitte, welche Empfindung für Alles, was Natur und Menschen dem Gefühl Großes und Anmuthiges darbieten, wird nicht durch so viele alte Gedichte beurkundet; welche Biederkeit und Regsamkeit, welch frommer Sinn zeigt sich nicht im häuslichen, wie viel Schönes und Ehrenhaftes im öffentlichen Leben unsrer Vorfahren, was bey uns größtentheils zu nichte geworden, oder in einen ohnmächtigen passiven Zustand ausgeartet ist! Lassen wir noch die dem jetzigen Künstler dargebotene Ernte sinnvoller Allegorien, mehr im Geist und Costum des germanischen Mittel-

alters, als der Antike *) hinzufügen, und es thut sich in allen diesem vor unsern Blicken ein für die Kunst unendlich reiches, blühendes Gefilde auf, welches nur so lange Zeit über mit dichtem Gesträuch umwachsen war, und das Niemand zu erfragen sonderlich der Mühe werth geachtet hatte. — Ueber obige, jetzt nur im Fluge berührte Gegenstände wollen wir künftig ausführlicher reden, und wünschen uns dafür schon zum Voraus die günstige Stimmung der Leser. Wen jedoch hiebey der Gedanke an die einzelnen artistischen Unvollkommenheiten in den Kunstdenkmalen der älteren deutschen Zeit beunruhigen sollte, der möge doch bedenken, daß, in Hinsicht der übrigen großen, durch nichts sonst zu gewährenden Vortheile, diese Betrachtung uns keineswegs stören sollte, daß solche Unvollkommenheiten vielmehr von einer Seite jetzt als der bildenden Kunst entschieden günstig angesehen werden dürfen, indem sie hier durch die schon erreichte höchste Stufe der Trefflichkeit nicht entmuthigt wird, vielmehr dadurch einen neuen Antrieb gewinnen muß, daß sie nun gar Manches zur höheren Ausbildung für sich aufgespart erachten darf. Im übrigen ist die Liebe zu dem Alterthümlichen des eignen Vaterlandes ein höchst achtbares, natürliches Gefühl, was nur eine anmaßliche, hohle Aufklärerey hat verdächtig machen können, der es denn auch leider seit manchen Jahren gelungen ist, uns um so vieles Gute zu betrügen, was sonst würde geachtet, wenigstens erhalten worden seyn. Auch bey den Griechen und Römern finden wir in Kunstsachen eine entschieden ausgesprochene Vorliebe für die Werke des alten Styls; dieß hat auf jeder Seite seine guten Gründe, worauf wir aber dießmal uns nicht wieder einlassen wollen.

Auf solche Weise wäre der bisher unter uns immer mehr rege gewordene Sinn für altdeutsche bildende Kunst, und was zunächst mit ihr verwandt ist, hinlänglich gerechtfertigt, und in

---

*) Winkelmann, in den oben angeführten Gedanken, zu Ende, bemerkt: die ewige Wiederholung allbekannter mythologischer Gegenstände könne für den denkenden Maler wenig Reiz haben; für ihn sey die Allegorie ungleich wichtiger, aber in diesem Felde zeige sich die neuere Zeit überaus leer und dürftig, auch gebe es gar kein genügendes Werk über die allegorischen Bildungen. Vermuthlich dachte er schon damals an die Herausgabe eines solches Werkes, wie es viele Jahre später unter dem Titel »Versuch einer Allegorie für Maler« erschien. (So wenigstens kündigt er es in einem Briefe vom Jahre 1764 an.) In dieser mühsam gelehrten Schrift (Werke, II. Bd.) findet sich nicht die mindeste Erwähnung der sinnvollen eigenen Allegorieen älterer deutscher rc. Meister; das Buch selbst ist, so viel ich weiß, von neueren Malern wenig oder gar nicht benützt worden.

den meisten Punkten, hoffe ich, wird jeder Unbefangene mit uns einverstanden seyn. Daß er völlig uns Recht gebe, vermuthe ich keinesweges, indem ich nicht blos von Seiten der Ungünstigen und Voreingenommenen hier mehr als eine Einwendung erwarte.

Zuerst: Wenn von nun an nur diese »neudeutsche religiös-patriotische Kunst« gelten soll, wohin dann mit allem jenem Schönen, was das mühsam errungene, gelehrte und künstlerische Verständniß der antiken Kunstwelt bisher in Form und Stoff uns dargeboten hat, und auch ferner darbieten würde, vor allem in Beziehung auf Bildhauerwerke, Ornamente u. dgl.? Sodann: Wenn es denn doch um die innere Wahrheit der producirenden Kunst hier so sehr sich handeln soll, so frägt sich, ob denn nicht jenes A.te der christlich-germanischen Welt für uns ungefähr eben so sehr entfernt liegt, uns jetzt durchgängig eben so entfremdet ist, daß für dessen Wiedereinführung uns eben so wenig Fug und Recht zustände, wie zu jener hart getadelten Nachahmerey, der durch eine so weite Kluft von uns geschiedenen hellenischen und altrömischen Welt?

Diese Zweifel werden mit größtem Nachdruck die hellenisch-gesinnten Meister und Alle, die dem, was vor den Wackenroder'schen Ergießungen 2c. allgemein galt, anhangen, den Bekennern der deutschen Kunst entgegen stellen. In diesem Widerspruch der Meinungen bewegt sich denn eigentlich auch der unmittelbare Streit der Zeit, den im Grunde auch allein die Zeit auskämpfen soll und wird; am meisten wird durch ein redliches, tüchtiges Wirken der ersten Männer jeder Genossame das jetzt grell einander Entgegenstehende sich ausgleichen, oder zurecht finden. Die Weimarischen Kunstfreunde haben keineswegs in diesen Dingen eine begütigende Vermittlung bezweckt, die auch durchaus unthunlich seyn möchte, sobald hier etwas Gründlicheres und Besseres, als eine oberflächliche Vermittelung und matte Duldung des einen wie des andern, hervorgehen soll. Ich werde daher auch ganz und gar nicht auf eine solche Ausgleichung mich einlassen; auf die ausübenden Künstler kömmt hier doch Alles an, und von diesen wäre unendlich mehr zu wünschen, daß Jeder in dem Erwählten das Beste am besten zu leisten suchte, als daß durch unnütze Streitsucht, durch Haß und Parteyung die Einzeln, wie ganze Institute, sich gegenseitig, und am meisten sich selbst schaden und benachtheiligen. Besonders sollten die Meister der früheren Epoche sich nicht jugendlich ereifern, wenn die Jugend, die dem Neuesten ja immer anhängt, zu laut wird, und mit überschwänklichem Enthusiasmus nur das Alte und dem Aeltesten Aehnliche preiset, dagegen was die Modernen treiben, als verkehrt und gemüthlos verwirft.

Mir liegt jedoch ob, jenen Zweifeln und Einwendungen der Unvoreingenommenen durch einige Erinnerungen zu begegnen. Zuforderst glaube ich, daß man die vortrefflichen Denkmäler der alten plastischen Kunst in allen gebührenden Ehren halten solle; Liebhaber und Kenner mögen in ihrer Betrachtung das größte Vergnügen, Gelehrte in ihrer Erläuterung noch manchen willkommenen Stoff finden. Nur aber rede man, der neueren Malerey gegenüber, nicht von der einzigen Vortrefflichkeit der antiken Kunst; noch weniger mögen ihre Ueberreste ferner dazu gemißbraucht werden, unsern Malern ꝛc. beständig als unmittelbare Vorbilde zu dienen; sodann meine ich, daß die alte Mythologie nur in ihren bekannteren, jeder menschlichen Empfindung zusagenden Bildungen zu neuen Werken, vorab der Malerey, von unsern Künstlern sollte benützt werden, da fast alles, was hier zu leisten, doch nur todtes Wiederholen, oder schiefes Nachbilden ist, und fast jedes eigne Erfinden, mit Prätension auf antiken Geist und Styl, hier immer bey dem Unterrichteten nur Anstoß erregen kann. Dagegen, aus bloßem Eigenwillen sich gegen die Vortrefflichkeit und Schönheit der antiken Werke verschließen, ihren Werth gänzlich mißkennen wollen, wäre barbarisch oder fanatisch zu schelten; was aber jene in sich selbst, und in ihrer Zeit sind, darüber streiten wir hier im mindesten nicht; für uns kann nur davon die Rede seyn, welchen gedeihlichen Einfluß die antiken Denkmale auf das Wirken des jetzigen Künstlers haben können, worüber in dem Bisherigen unsere Meinung zur Genüge dargelegt worden ist.

Was übrigens die Gemälde der neueren Meister seit Mantegna und Rafael, die in näherer Beziehung der Formen oder des Inhalts an alte Bildwerke und Mythologie sich anschließen, betrifft: so kann ihrer-wegen wohl keine Störung zu befürchten seyn; sie werden von allen Verständigen, nach wie vor, jedes nach seinem besondern Werthe hochgeschätzt werden, um so höher, je mehr sie, statt blos aus todtem Nachahmungssinn entstanden zu seyn, durch eigne Bildungsthätigkeit belebt worden sind; — eine Vergünstigung, die freylich für die mythologischen Figuren der modernen Sculptur nicht statt finden kann. Im Allgemeinen aber wollen wir immer eingedenk seyn, daß alle neueren auf die alte Götterlehre und Fabel sich beziehenden Malereyen und Sculpturen in der modernen Welt nie einen glänzenden, in sich geschlossenen Kreis haben bilden können, wie dieß mit biblischen, evangelischen, und Heiligen-Bildern, von dem frühesten Beginn der neuern Kunst an, der Fall gewesen ist.

Die andre Einwendung, daß jetzt die christlichen und alterthümlich-deutschen Darstellungen doch auch eben so fremd, als

das Antike, für uns seyen, ist unhaltbar, und würde, unüberlegt nachgesprochen, uns nur in einen tieferen Abgrund der Selbstentnationalisirung stürzen. Bey vielen tausend Andern muß, wie bey mir, die eigne Erfahrung bezeugen, daß alle jene Gegenstände, wie in Bild und Schrift sie noch erhalten sind, oder wenn sie in dem alten wahren Geiste wieder erneuert werden, vermöge unsers ganzen noch bestehenden Lebens, frühester Erziehung und Bildung, uns innerlich unendlich mehr verwandt erscheinen, und dieß mit jeder längeren vertrauten Bekanntschaft noch mehr werden, als alles fremde völlig Aus- und Abgelebte einer andern Welt und Zeit. Soll hier besonders von demjenigen die Rede seyn, was aus seinen Urquellen der christliche Kultus zunächst erzeugt, oder was aus selbem in organischen Entwickelungen hervorgegangen: so ist es ein seltsames Mißverständniß, selbes auf gleiche Weise, als das Griechenthum, als für etwas uns Fremdes ausgeben zu wollen. Denn was Anfangs auf einer noch geringen Stufe äußerer Kultur, vor tausend Jahren in das Leben, Empfinden und Denken unsers Volkes sich eingeheimt hat, das darf mit größtem Rechte als wahrhaft einheimisch uns Späteren gelten, nachdem es durch unzählige, nun freylich weniger sichtbare Fäden mit all unserm Wesen sich verwebt hat. Wofern wir nur nicht absichtlich uns dagegen verschließen, muß uns nach so vielem Umherschweifen hier in der That wie denjenigen seyn, die lange Jahre von der väterlichen Heimat entfernt waren, nun zurückgekehrt sind, sich nach und nach wieder zurecht finden, und sich an jeden Gegenstand der alten Umgebung wieder erinnern; die alte Liebe rostet nicht. Was in diesen Dingen irgend ein Dogma für oder wider anzubringen haben wird, kümmert uns hier ganz und gar nicht, weil das Beste der Kunst und der besonderen positiven Bildung eines Volkes nicht nach den eigenwilligen Begriffen der Buchgelehrten, sondern nach höheren Ansichten und Rücksichten zu bestimmen ist. Eben so wenig werde ich jene alles Menschliche verödende Aufgeklärtheit zu widerlegen suchen, welche obige Ansichten wohl gar als Versuche verdächtig machen könnte, den alten finstern Aberglauben und allen seinen verhaßten Anhang zurückzuführen. (Diese Aufklärerey versteht weder den Menschen noch seine Bedürfnisse; sie preiset ein geistloses Buchstabensystem in religiösen Dingen, das mit dem dürren Holze zugleich unzählige grüne Zweige vom Baum abreißt, damit er nur ja recht einfach und nackt dastehe. Dieser Despotismus des kalten Verstandes, der fast überall in Deutschland das Leben der großen Volksmasse verfinstert hat — der gelehrte, und gebildete Mensch findet wohl andern Ersatz — führt auf geradem Wege dahin, worüber

Mir liegt jedoch ob, jenen Zweifeln und Einwendungen der Unvoreingenommenen durch einige Erinnerungen zu begegnen. Zuforderst glaube ich, daß man die vortrefflichen Denkmäler der alten plastischen Kunst in allen gebührenden Ehren halten solle; Liebhaber und Kenner mögen in ihrer Betrachtung das größte Vergnügen, Gelehrte in ihrer Erläuterung noch manchen willkommenen Stoff finden. Nur aber rede man, der neueren Malerey gegenüber, nicht von der einzigen Vortrefflichkeit der antiken Kunst; noch weniger mögen ihre Ueberreste ferner dazu gemißbraucht werden, unsern Malern ꝛc. beständig als unmittelbare Vorbilde zu dienen; sodann meine ich, daß die alte Mythologie nur in ihren bekannteren, jeder menschlichen Empfindung zusagenden Bildungen zu neuen Werken, vorab der Malerey, von unsern Künstlern sollte benützt werden, da fast alles, was hier zu leisten, doch nur todtes Wiederholen, oder schiefes Nachbilden ist, und fast jedes eigne Erfinden, mit Prätension auf antiken Geist und Styl, hier immer bey dem Unterrichteten nur Anstoß erregen kann. Dagegen, aus bloßem Eigenwillen sich gegen die Vortrefflichkeit und Schönheit der antiken Werke verschließen, ihren Werth gänzlich mißkennen wollen, wäre barbarisch oder fanatisch zu schelten; was aber jene in sich selbst, und in ihrer Zeit sind, darüber streiten wir hier im mindesten nicht; für uns kann nur davon die Rede seyn, welchen gedeihlichen Einfluß die antiken Denkmale auf das Wirken des jetzigen Künstlers haben können, worüber in dem Bisherigen unsere Meinung zur Genüge dargelegt worden ist.

Was übrigens die Gemälde der neueren Meister seit Mantegna und Rafael, die in näherer Beziehung der Formen oder des Inhalts an alte Bildwerke und Mythologie sich anschließen, betrifft: so kann ihrer-wegen wohl keine Störung zu befürchten seyn; sie werden von allen Verständigen, nach wie vor, jedes nach seinem besondern Werthe hochgeschätzt werden, um so höher, je mehr sie, statt blos aus todtem Nachahmungssinn entstanden zu seyn, durch eigne Bildungsthätigkeit belebt worden sind; — eine Vergünstigung, die freylich für die mythologischen Figuren der modernen Sculptur nicht statt finden kann. Im Allgemeinen aber wollen wir immer eingedenk seyn, daß alle neueren auf die alte Götterlehre und Fabel sich beziehenden Malereyen und Sculpturen in der modernen Welt nie einen glänzenden, in sich geschlossenen Kreis haben bilden können, wie dieß mit biblischen, evangelischen, und Heiligen-Bildern, von dem frühesten Beginn der neuern Kunst an, der Fall gewesen ist.

Die andre Einwendung, daß jetzt die christlichen und alterthümlich-deutschen Darstellungen doch auch eben so fremd, als

das Antike, für uns seyen, ist unhaltbar, und würde, unüberlegt nachgesprochen, uns nur in einen tieferen Abgrund der Selbstentnationalisirung stürzen. Bey vielen tausend Andern muß, wie bey mir, die eigne Erfahrung bezeugen, daß alle jene Gegenstände, wie in Bild und Schrift sie noch erhalten sind, oder wenn sie in dem alten wahren Geiste wieder erneuert werden, vermöge unsers ganzen noch bestehenden Lebens, frühester Erziehung und Bildung, uns innerlich unendlich mehr verwandt erscheinen, und dieß mit jeder längeren vertrauten Bekanntschaft noch mehr werden, als alles fremde völlig Aus- und Abgelebte einer andern Welt und Zeit. Soll hier besonders von demjenigen die Rede seyn, was aus seinen Urquellen der christliche Kultus zunächst erzeugt, oder was aus selbem in organischen Entwickelungen hervorgegangen: so ist es ein seltsames Mißverständniß, selbes auf gleiche Weise, als das Griechenthum, als für etwas uns Fremdes ausgeben zu wollen. Denn was Anfangs auf einer noch geringen Stufe äußerer Kultur, vor tausend Jahren in das Leben, Empfinden und Denken unsers Volkes sich eingeheimt hat; das darf mit größtem Rechte als wahrhaft einheimisch uns Späteren gelten, nachdem es durch unzählige, nun freylich weniger sichtbare Fäden mit all unserm Wesen sich verwebt hat. Wofern wir nur nicht absichtlich uns dagegen verschließen, muß uns nach so vielem Umherschweifen hier in der That wie denjenigen seyn, die lange Jahre von der väterlichen Heimat entfernt waren, nun zurückgekehrt sind, sich nach und nach wieder zurecht finden, und sich an jeden Gegenstand der alten Umgebung wieder erinnern; die alte Liebe rostet nicht. Was in diesen Dingen irgend ein Dogma für oder wider anzubringen haben wird, kümmert uns hier ganz und gar nicht, weil das Beste der Kunst und der besonderen positiven Bildung eines Volkes nicht nach den eigenwilligen Begriffen der Buchgelehrten, sondern nach höheren Ansichten und Rücksichten zu bestimmen ist. Eben so wenig werde ich jene alles Menschliche verödende Aufgeklärtheit zu widerlegen suchen, welche obige Ansichten wohl gar als Versuche verdächtig machen könnte, den alten finstern Aberglauben und allen seinen verhaßten Anhang zurückzuführen. (Diese Aufklärerey versteht weder den Menschen noch seine Bedürfnisse; sie preiset ein geistloses Buchstabensystem in religiösen Dingen, das mit dem dürren Holze zugleich unzählige grüne Zweige vom Baum abreißt, damit er nur ja recht einfach und nackt dastehe. Dieser Despotismus des kalten Verstandes, der fast überall in Deutschland das Leben der großen Volksmasse verfinstert hat — der gelehrte, und gebildete Mensch findet wohl andern Ersatz — führt auf geradem Wege dahin, worüber

Zeit des Jahrs statt fänden, statt, nach langer Zwischenfrist durch ein überhäuftes Allerley der augenblicklichen Neugier eine bald wieder vergessene Weide darzubieten.

Was aber auch immer über den Styl und die äußere Form unsrer alt-modernen Kunst von Kennern möchte geäußert werden: so wünsche ich, für eine theoretische Wahrheit die weniger Geneigten zu gewinnen. Alles Wissen, Erklären, Anschauen und Nachahmen des Vortrefflichen nutzt und fördert den spätern ausübenden Künstler nur sehr zweydeutig, weil alles wahre Leben und Gelingen in den Künsten immer dadurch bedingt ist, daß, in jedem Theile, das zu Leistende durch echte Liebe und reges Auffassen und Darstellen von dem Künstler selbst producirt und gebildet werde. Nun aber, in der bisherigen akademischen Verfassung der Kunstwelt, muß nicht die überhäufte Masse des Wissens, leicht überkommnen Urtheilens, und des allseitigen Methodischen in der Kunst, auch das fähigste und reichste Gemüth niederdrücken, da ihm alle freye Thätigkeit und Selbstbildung so sehr benommen ist, da er alles schon fertig da findet, und die Uebung der eigenen Kraft sich fast ganz darauf beschränkt, die als bloße Praktik ihm zugehenden Regeln in Anwendung zu bringen? Wie sehr dieser Zustand der Dinge den Geist, der fast von jedem selbst errungenen, originalen Besitz sich entblößt sah, gelähmt habe, sehen wir doch deutlich genug aus der so gar geringen Anzahl vortrefflicher Werke der Malerey, die in der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland zum Vorschein gekommen sind. Mit allen jenen Vortheilen ausgerüstet, zeigt dennoch diese französisch-akademische Kunst sich überaus unvermögend, da die Bilder wie praktisch-regelmäßig auch Alles seyn mag, doch keinen Geist, keine Seele die Beschauer spüren lassen. Mir scheint darum die Hinneigung des jetzigen Zeitalters zu dem Einfachen, Naiven der Weise der alten Künstler ein äußeres wirksames Mittel zu seyn, die von ermüdender Methodik und vielfach zerstreuter Aufachtung niedergebeugte Kunst wieder zu kräftigen und empor zu helfen; denn in diesem Kreise der noch beschränkteren Ansprüche und an der Hand der eignen, ungestörten Beobachtung der Natur muß nothwendig dem Maler, dem es Ernst ist, unendlich mehr Anregung und Trieb zur Selbstentwicklung und zum Selbstschaffen zu Theil werden, als auf den bisherigen breitgebahnten akademischen Wegen *). Diese

*) Die ganze obige Stelle bitte ich blos in ihrer Allgemeinheit gelten zu lassen, und sie ja nicht etwa dahin zu mißdeuten, daß in ihr eine Fürsprache für das Selbsterlernen der Kunst enthalten sey; es ist hier einzig vom Selbstbilden die Rede.

hier nur eine anerkannt wissen wollen. Meine Ansicht ist, kurz gesagt, diese: Falls als Liebhaber oder ausübender Künstler Jemand in den Bildern der altdeutschen ꝛc. Zeit, neben dem naiven Charakter, dem schönen reinen Sinn, und sonstigen Vorzügen, auch das Unvollkommene der Zeichnung und das Ungebildete der malerischen Anordnung liebt, und durch diese Mängel nicht im mindesten gestört wird (was doch kaum möglich scheint), so lassen wir ihm zu seinem Sinne Glück wünschen; einem Liebhaber sollte man, so lange es nur seyn mag, den Glauben an die Vorzüge seiner Geliebten nicht rauben wollen. So bald aber ein ausübender Künstler in eigenen Gemälden und Zeichnungen, nicht für eine augenblickliche Probe oder zum Scherz, sondern mit ernstlichem Bestreben diese äußeren Unvollkommenheiten, diese mageren Umrisse, eckigen, zahllosen Falten ꝛc. in sein Werk überträgt: so möchten wir zu ihm sagen, »Lieber, du rasest!« Denn das hieße doch allen Sinn des Rechten verläugnen, wenn man nicht begreifen wollte, daß man bey solcher Nachahmerey einer sündlichen Unwahrheit, oder eines leichtsinnigen Spiels mit der Kunst sich schuldig mache, indem man in die Mitte unsrer Zeit und Bildung mit Absicht das Unvollkommne hinstellen, und dieses, im Verhältniß zu unsrer Auffassung der Natur ganz Unwahre als freyes Erzeugniß der Kunst uns dargeben will. In solchem Falle wäre doch wohl noch mehr Vernunft in denjenigen, die die schönen Formen des griechischen Alterthums zu ihrem Ziele wählen, wodurch sie doch immer sich und Andere zu vergnügen gewiß seyn können; aber die Beschauer, die jene Nachahmer des Ungebildeten loben, sind Zierlinge und verstellen sich, um einen Modegeschmack an dem Deutsch-alterthümlichen zu huldigen, oder es mangelt ihnen sonst an natürlichem Sinn für die Kunst. Was also in diesen Dingen für rühmlich und ehrenwerth, ja auch allein für ehrlich zu halten, ist unstreitig: dem noch unentwickelten, verborgenen Styl jener alten Werke, um zu höherer Schönheit ihn auszubilden, sich anzuschließen, und so, nach dem Vorgange Dürer's und Holbein's, die Kunst auf ihrem heimatlichen Wege, der (wie oben gezeigt ist) unterbrochen wurde, weiter und weiter fortzuführen. Wie dieß in jeder Beziehung zu leisten, darüber uns hier zu äußern, würde sehr vorgreifend seyn. Unsre selbstständigen guten Künstler werden am besten diese Wege sich selbst vorzeichnen, und nicht unbeachtet lassen, wie die Mitlebenden durch das Geleistete mehr oder minder befriedigt sind; das Auge der Zeit gibt sich auch durch verständige, gesunde Sinne, nicht blos durch die Kinder der Mode kund. Schon dieser Urtheile wegen sollten unsere Kunstausstellungen ja nicht aufhören: nur daß sie, für Einzelnes, jede

morgenländischen Quellen zu Rathe ziehen. Der südliche Theil von Kerman heißt Moghistan, d. i. das Palmenland, und dieser stößt gerade östlich an Biludschistan, den zu Mekran gehörigen Distrikt, und östlich an Laristan das zu Faristan gerechnet wird.

Gebirge. Das Land ist sehr gebirgig, die Hauptreihe des Gebirgs trennt Nurmanschehr von Laristan, und vereint sich mit den Bergen bey Fars unter 29° 40 N. Br. und 54 O. L. [1]). Dieses Gebirg heißt Kafes, auf der Nordseite desselben liegen Dschiroft, Rudan, Kuhistan, Abughanim, auf der Ostseite Hawas und die Wüste, auf der Westseite Sudschan und Biludschistan. Der Sommeraufenthalt der Bewohner der Hauptstadt ist in dem Gebirge Baser. Dieses sowohl als das Gebirge Kafes ist silber- und eisenhältig, und erzeuget auch Kupfer und Gold, Alaun, verbrennliche Steine und unverbrennbares Holz [2]), der Stahl von Kerman ist sehr berühmt. Eine Reihe von Gebirgen erstreckt sich von Dschiroft in der Länge von zwey Tagreisen gerade ans Meer, diese Reihe heißt Dersai [3]). Der persische Uebersetzer Kafwinis erwähnt nach dem Tohfetol-gharaib eines Bergs in Kerman Dschebeluß-ßiver, d. i. der Bilderberg, in dessen Steinen, wenn geschnitten oder gebrochen, Menschengestalten sichtbar werden [4]), und eines anderen Berges mit brennbaren Steinen [5]).

Flüsse. Der Fluß Serahruf entspringt beym Dorfe Benakan, und ergießt sich bey dem von Dirank, nachdem er mit vielen Krümmungen in einer Strecke von funfzig Farsangen die Felder Kerman's befeuchtet, und sich größtentheils im Sand verloren hat [6]).

Der Fluß Semini entspringt an der Gränze von Dschiroft, und wird auch Diwrud, d. i. der Teufelsfluß genannt [7]).

Der Fluß Derjai kommt von Hendschan, ein sehr reißender Strom, der beyläufig zwanzig Mühlen treibt. Dieser Derjai oder Derja ist der *Δωρα* des Marinus, der *Δαρα* des Ptolemaios, der Daras des Plinius, welchen Mannert und Vincent irrig für den Darabin einiger Alten (den Cyros) halten. Widerspruch wider solche Geo-

---

1) *Pottingers* travels. 2) *Bacoui* not. II. p. 452. 3) Dschihannuma S. 259. 4) جبل الصّور 5) جبل كرمان 6) Adschaibol-machlukat des Ahmed von Tus. 7) Das Mskpt. 433. der k. k. Hofbibliothek.

Ansicht gründet sich auf die Natur des menschlichen Geistes; sie gilt für jede Kunst, ja für jedes Handwerk, wo nur irgend noch der eignen Erfindung des Menschen, der es mit Talent und Liebe treibt, Etwas vorbehalten ist. —

Und so hätten wir denn sowohl über die ganze jetzige Richtung der bildenden Kunst, als über die ihr eigenthümlichen Gegenstände Manches zu bemerken Anlaß gefunden, was hoffentlich in allen, die entweder schon sonst dafür günstig gestimmt waren, oder etwa zum erstenmal hier das Nähere über die Sache hören, ein gutes Vertrauen zu den weiteren Entwickelungen und Fortschritten jenes wieder erwachten Sinnes für die ältere deutsche Kunst erregen möchte. Was hier die Kunst selbst gewinnen wird, muß durch die Werke unsrer Künstler zunächst gezeigt und bewährt werden, wobey das Meiste von dem eigenen schönen Streben, Vieles auch von der lebhafteren, belohnenden Theilnahme der Zeitgenossen abhängt. Andere Folgen lassen sich mit desto größerer Zuversicht vorhersehen, da hievon schon in den jüngsten zehn bis zwölf Jahren so Manches sichtbar geworden ist; so muß durch jene Neigung die Kenntniß des deutschen Alterthums, und die früherhin so verwahrloste deutsche Kunstgeschichte ungemein gefördert werden; die größere Liebe der Deutschen zu ihrem Vaterlande und ihrem eignen mannigfaltigen Guten wird dadurch immer mehr belebt werden; hieraus eine gründlichere Kultur unserer Nation, neu befruchtet aus den Urquellen, emporwachsen, und so überhaupt erst eine auf sich beruhende gründliche Ausbildung, nicht isolirend für einzelne Klassen, sondern Allen zugänglich, möglich werden, und wir werden dann erst im eigenen Hause des angestammten Landes auf den Namen eines gebildeten Volkes Anspruch machen dürfen.

B. J. Docen.

Art. X. Ueber die Geographie Persiens.

(Beschluß des zehnten Artikels des siebenten Bandes.)

X. Kerman.

Diese nördlich an Sistan und Kuhistan, östlich an Mekran und Biludschistan, südlich an den persischen Meerbusen, östlich an Fars und Laristan gränzende Landschaft ist eben so wenig als Chorassan von einem der hier berücksichtigten Reisenden, wohl aber von Pottinger auf seinem Wege von Mekran nach Fars durchschnitten worden; es war davon die Rede in den Jahrbüchern (IV. B. S. 102) auf welche wir hier verweisen, und um der Vollständigkeit willen, wie bey den übrigen Provinzen die

Kerman heißt. Sirdschan liegt 92 1/2 L. 29 1/2 Br., zwey Tagreisen westlich von Dschiroft. Pottinger bestimmt die Lage der Stadt Kerman 20° 56′ N. Br. 56° 6′ L. Dreyßigtausend Bewohner [1], worunter nur wenige Gebern, und keine Armenier oder Juden; die Kunsterzeugnisse, wodurch Kerman berühmt ist, sind seine Shawle, Flinten, Filze; Naturprodukte, die Wolle der hiesigen Schafe, das Haar der Ziegen, Datteln, Feigen, und die Augenschminke Tutia [2].

Dschiroft in derselben Länge und Breite wie Guwaschir nach dem Dschihannuma [3], nach Bacui 98° 5′ L. 27° 30′ Br. [4]), heißt auch Schehr Derasfi; die Luft ist warm, Orangen im Ueberfluß, die hier blühen und reifen wenn noch der Schnee auf den Gebirgen liegt. Hier fließt der Diwrud vorbey [5].

Termaschir 93 L. 31 Br., eine Tagreise westlich von Bam an Rande der Wüste, von Ardeschir Ben Babek erbaut [6].

Bam, eine beträchtliche Stadt mit drey Moscheen [7].

Chabs 93 L. 31 Br. zwischen Kerman und Sistan am Rande der Wüste, von dem auf der Westseite gelegenen Berge strömt ein Wasser, welches die Gärten der Stadt bewässert, hier regnet es nie [8].

Sipendsch an der Gränze von Sistan, von Amru Ben Lais erbaut, auch Kantarai Kerman, d. i. die Brücke Kermans blos allegorisch genannt, indem hier keine Brücke ist [9].

Sirend, 29 Farsangen von Sirdschan entfernt [10].

Demsidan, eine Bergstadt Kerman's, wo Gold, Silber, Kupfer, Salmiak und Tutia gegraben wird [11].

Baft, eine Tagreise südlich von Kerman, d. i. von Kuwaschir [12]), und nicht von Sirdschan, welches auf dem Wege nach Kerman oder Kuwaschir liegt, wie dieses die von Dupré gelieferten Routen, und die von Lapré darnach verfertigte Karte richtig anzeigen [13].

Zu der südlichen Küste von Kerman gehörten ehemals auch die Häfen von Bendes Abbassi, Gomron und der Insel

---

[1]) *Pottinger's* Travels. [2]) Dschihannuma S. 256. [3]) Ebend. [4]) Notices des mscts. du *Roi* II. p. 433. [5]) Dschihannuma S. 256. [6]) Ebend. 257. [7]) The oriental Geography of *Ebn Haukal* by S. N. *Ousely* p. 142. [8]) Dschihannuma S. 257. [9]) Ebend. [10]) Ebend. bey Ousely, p. 143, gefehlt Serid. [11]) *Bacoui* dans les extraits des Mscts. du *Roi* II. p. 436. [12]) Dschihannuma S. 257. [13]) *Dupré* II. p. 489. Itinéraire de *Torg* à *Karman*, wo Sirdschan 44 Farsangen von Kerman, d. i. von Kuwaschir liegt.

graphen erheben, erfordert gründlichen Beweis, den die Quellen der orientalischen Geographie liefern. Der Dara des Marinus, Dara des Ptolemaios, und Daras des Plinius sind in Karamanien aufgeführt, dem Bagradas, welcher die Gränze desselben von Persis macht, östlich, und diese Angabe stimmt eben sowohl als der Name selbst mit dem Derja des Dschihannuma überein [1]. Der Gränzfluß Bagrades des Marinus und des Ptolemaios ist auf Wahls Karte und andern zwar Darabin genannt, aber unter diesem Namen den morgenländischen Geographen nicht bekannt, welche denselben Sidekan oder Dekan nennen; bey Fars soll desselben umständlicher erwähnt werden.

Der Fluß, welcher auf den Karten Nehr Ibrahim genannt wird, ist der Anamis des Ptolemaios [2]), und der Korios desselben (der Salsos des Plinius) [3]), der auf den Karten Schurerud heißt, scheint derselbe mit dem Serahruf des Ahmet von Tus zu seyn. Künftigen Reisenden bleibt es vorbehalten, die vermuthete Identität des Serahrus, Schurerud oder Korios, und die des Diwrud, Nehr Ibrahim, oder Anamis zu bestätigen oder zu berichtigen.

Oerter. Die Hauptstadt des Landes ist nach dem Dschihannuma die Stadt Kuwaschir oder Berdischir 95 L. 29 1/2 Br. von Ardeschir erbaut, von Kuschtasb mit einem Feuertempel verherrlicht. Schon der Chalife Omar Ben Abdolasis ließ hier eine Moschee erbauen, und die Tebris genannte wurde vom Seldschugiden Turanschah erbaut, wo die großen Sofis Schah Schedschaa Kermair und Nimetollah Weli begraben liegen [4]). Nach Pottinger trägt die Hauptstadt denselben Namen wie das Land, und es ist also ein Irrthum, wenn die Stadt Sirdschan auf Wahls Karte auch

---

[1]) Dschihannuma S. 259. [2]) The voyage of Neachus, by W. *Vincent*, p. 294.

[3]) Ebend. S. 342. So wenig als die bloße Aehnlichkeit des Lauts in geographischen Bestimmungen entscheiden darf, so großes Gewicht gibt die Etymologie, wenn ihr Resultat mit örtlichen Angaben zusammenstimmt; so ist Korios sehr wahrscheinlich aus Schur (der bittere oder gesalzene) verstümmelt, und die Bedeutung dieses persischen Wortes spricht dafür, daß der Salsus des Plinius eins mit dem Korios, d. i. mit dem Gesalzenen des Ptolemaios sey. Mannert, dessen V. B. II. gleichzeitig mit dem Werke Vincent's erschien, konnte die Resultate dieser vortrefflichen Untersuchungen nicht benützen, und demselben ist hier überall Vincent vorzuziehen.

[4]) Dschihannuma S. 256.

Kerman heißt. Sirdschan liegt 92 1/2 L. 29 1/2 Br., zwey Tagreisen westlich von Dschiroft. Pottinger bestimmt die Lage der Stadt Kerman 20° 56′ N. Br. 56° 6′ L. Dreyßigtausend Bewohner [1], worunter nur wenige Gebern, und keine Armenier oder Juden; die Kunsterzeugnisse, wodurch Kerman berühmt ist, sind seine Shawle, Flinten, Filze; Naturprodukte, die Wolle der hiesigen Schafe, das Haar der Ziegen, Datteln, Feigen, und die Augenschminke Tutia [2].

Dschiroft in derselben Länge und Breite wie Guwaschir nach dem Dschihannuma [3], nach Bacui 98° 5′ L. 27° 30′ Br. [4], heißt auch Schehr Derassi; die Luft ist warm, Orangen im Ueberfluß, die hier blühen und reifen wenn noch der Schnee auf den Gebirgen liegt. Hier fließt der Diwrud vorbey [5].

Termaschir 93 L. 31 Br., eine Tagreise westlich von Bam an Rande der Wüste, von Ardeschir Ben Babek erbaut [6].

Bam, eine beträchtliche Stadt mit drey Moscheen [7].

Chabs 93 L. 31 Br. zwischen Kerman und Sistan am Rande der Wüste, von dem auf der Westseite gelegenen Berge strömt ein Wasser, welches die Gärten der Stadt bewässert, hier regnet es nie [8].

Sipendsch an der Gränze von Sistan, von Amru Ben Lais erbaut, auch Kantarai Kerman, d. i. die Brücke Kermans blos allegorisch genannt, indem hier keine Brücke ist [9].

Sirend, 29 Farsangen von Sirdschan entfernt [10].

Demsidan, eine Bergstadt Kerman's, wo Gold, Silber, Kupfer, Salmiak und Tutia gegraben wird [11].

Baft, eine Tagreise südlich von Kerman, d. i. von Kuwaschir [12], und nicht von Sirdschan, welches auf dem Wege nach Kerman oder Kuwaschir liegt, wie dieses die von Dupré gelieferten Routen, und die von Lapré darnach verfertigte Karte richtig anzeigen [13].

Zu der südlichen Küste von Kerman gehörten ehemals auch die Häfen von Bendes Abbassi, Gomron und der Insel

---

1) *Pottinger's* Travels. 2) Dschihannuma S. 256. 3) Ebend. 4) Notices des mscts. du *Roi* II. p. 433. 5) Dschihannuma S. 256. 6) Ebend. 257. 7) The oriental Geography of *Ebn Haukal* by S N. *Ousely* p. 142. 8) Dschihannuma S. 257. 9) Ebend. 10) Ebend. bey Ousely, p. 143, gefehlt Serid. 11) *Bacoui* dans les extraits des Mscts. du *Roi* II. p. 436. 12) Dschihannuma S. 257. 13) *Dupré* II. p. 489. Itinéraire de *Torg* à *Karman*, wo Sirdschan 44 Farsangen von Kerman, d. i. von Kuwaschir liegt.

Ormus, heute wird aber der Hafen von Bender Abbassi, welchen Dupré besuchte, von einem Araber im Namen des Imams von Maskat regiert [1]), und ist wieder in den elenden Zustand versunken, woraus Abbas der Große es hervorgezogen hatte. Der Handel ist nach Buschehr übergegangen; im Sommer wegen der schlechten Luft unbewohnbar, der arabische Statthalter bringt die Sommermonate in Minao (Minab oder Minaw) zu; das dem Iman von Maskat unterthänige, und also heute nicht zu Persien gehörige Land erstreckt sich längs des Meers von Minab bis Kiamis, wo eine Schwefelmine zehn Farsangen westlich von Bender Abbassi; Fethalischah trat diesen Distrikt vor zehn oder zwölf Jahren an den Imam von Maskat ab, gegen eine jährliche Abgabe von 70000 Tomans [2]), an den Statthalter von Schiras zu zahlen, was beyläufig der Schwefel von Kiamis allein einträgt. Die Inseln Ormus (das alte Organa oder Ogyris) und Kischmisch (das alte Oracta) gehören ebenfalls dem Imam von Maskat, der als dem Schah von Persien steuerbar erscheint. Bender Abbassi ist auch unter dem Namen Gamrun bekannt, und das Harmosia der Alten, 56° 12′ Oest. L. 27° 18′ N. Br. [3]), die Stadt Minab liegt auf einem Hügel, und wird in die obere, mittlere und untere Festung eingetheilt, der kleine Fuß, der östlich von den Hügeln hervorbricht [4]), und den das Tagebuch C. Grant's nicht nennt, ist der sogenannte Nehr Ibrahim oder Anamis des Ammianus.

Die Hauptstadt Neris, von welcher Chardin erzählt, daß dieselbe zehn Tagreisen landeinwärts gelegen sey [5]), ist das Niris Ouseley's.

XI. Fars (Persis),

oder Farsistan, das eigentliche Persien, der schönste Stein der Krone des persischen Reichs, die von Natur und Kultur vor allen andern Landschaften am meisten begünstigte, das Mutterland der alten Perser, so weit die Quellen griechischer Geschichte hinaufreichen, nämlich von Cyrus her, ist von jeher wie billig das Hauptaugenmerk aller Reisenden gewesen, und verdient, ungeachtet dasselbe so viel bereiset und beschrieben worden, auch das Hauptaugenmerk künftiger Reisenden zu bleiben, deren Beobachtungsgeist noch von so manchen nicht besuchten schönen Thälern, von so manchen nicht hinlänglich beschriebenen oder gezeichneten Monumenten zur größten Thätigkeit aufgerufen wird. Da der südöstliche Theil von Fars, nämlich die Landschaft Lar

[1]) *Dupré* voyage en *Perse* Ch. XXXI. v. I p. 390. [2]) Ebend. p. 400. [3]) *Macdonald Kinneir* p. 201. [4]) Ebend. [5]) Voyages de *Chardin* 1740. *Amsterdam* X. p. 238 et 234.

der See abstehen, so eine Strecke von achtzehn bis neunzehn englische Meilen fortlaufen, dann in der Nähe von Bender Dilem einen Halbkreis formen, und hier die Gebirge von Seitun heißen, von einer gleichnamigen, nicht weit von Bebahan entfernten Stadt. Dann ziehen sich die Berge wieder gegen Norden zurück, und sind beym Hafen Maschur dreyßig Meilen von der See entfernt, bis das äußerste Ende derselben zu Schuster, dem 32° L. unter 49° Br. kreuzt [1]).

Der Berg von Schahpur, durch die schönen, von Morier, Johnson und Ouseley beschriebenen und gezeichneten Sculpturen nicht minder merkwürdig, als der Felsen bey Istachr und Naksch Rustem [2]).

Der Felsen von Firusabad mit Sculpturen, deren als vom Major d'Arcey gezeichnet, Ouseley erwähnt [3]).

Der Berg Tschartschek mit einem schönen Wasserfall, der von Balischtun beyde bey Forg [4]).

Die Berge Mahmus und Dirachti, auf dem Wege von Schiras nach Jesd, und der von Kondarbaluscht bey Darabscherd [5]).

Der Berg Benna in Lar, dessen Bezoar und Balsam Kämpfer beschreibt [6]).

Der Berg Kuh Basi mit vielen warmen Quellen, eben da.

Die Berge Ramdscherd und Schesper in der Ebene bey Persepolis [7]).

Pässe. Die Pässe heißen auf persisch entweder Teng, d. i. Enge, oder Pul (daher πυλαι), oder Kutel. Die vorzüglichsten sind auf dem Wege von Buschehr nach Schiras.

Kutel Mallu, der erste Bergrücken von Buschehr gegen Schiras, das Land zwischen diesem Berge und der See scheint ehemals von der letzten bedeckt gewesen zu seyn (auf Moriers Kart Kotul-e-Mulla) [8]), im Nushetol-Kulub Geriwei Malan (die κλιμακες Diodors von Sicilien).

Tengi Turkan, d. i. die Türkenenge unmittelbar vor Schahpur, ein enges Thal des Kutelgebirges [9]).

---

1) *Macdonald Kinneir's* Geographical Memoir. p. 56.

2) *Morier* (first) journey p. 87—91, second journey p 49—50. *Ouseley's* travels I. 280 u. f. w. *Johnson's* travels, Chap. IV.

3) *Ouseley's* travels I. 286 Note. 4) *Dupré* I. S. 362—363. 5) *Dupré* I. p. 354. 6) *Kaempfer* fasc. II. relatio IX. 7) *Morier* (second journey) p. 84—85. 8) *Ouseley's* travels I. S. 262, wo auch die Ableitung des Worts von كوه تل 9) *Ouseley* I. S. 270. *Morier's* (first) journey p. 84.

ausdrücklich, so zwar, daß der königliche Berg der Berg Naghant (der Rahmet oder Rachmed neuerer Reisenden) ist, der sich unmittelbar hinter den Ruinen von Persepolis auf der Ostseite mit den beyden großen Königsgräbern erhebt, der doppelte Berg aber nicht hier, sondern in dem zwey Stunden nördlich gelegenen, dessen Monumente und Gräber die Reisenden Nakschi Rostem nennen, zu sehen ist, indem der persische Geograph denselben unter dem Namen Gerwie oder Duta, d. i. des doppelten (διοσος) aufführt [1]). Gerwie, vermuthlich statt Geriwe, dem mongolischen Worte, ein Berg, so ist Geriwei Malan (beym Hamdollah), derselbe Berg, der bey den Pässen als Kutu Malles vorkömmt, und ein anderer Geriwei Huscheng [2]).

Der Berg von Darabdscherd, ein vielfarbiges Salzgebirg [3]).

Der Berg Murhan mit einer talismanischen Grotte und einem Wunderquell darin, welcher nur immer so viel Wasser gibt, als Personen in die Grotte eingehen, seyen es nun zwey oder drey, oder eben so viele Tausende [4]).

Der Berg Bardschan, aus welchem die Mumie träufelt [5]).

Im Süden sind die Hügel etwa vier und zwanzig Meilen von der See entfernt. Gegen Benderrig vereinigt sich die Ebene, und einige Meilen östlich von Dschenabe (auf Kinneir's Karte Gunava) lauft ein Arm gegen die See aus, und trennt die Distrikte Lirawi und Heradwet von einander. Der vorspringende Arm heißt Kuhi Beng, nicht hoch und nur sieben bis acht Meilen breit; jenseits desselben liegt die Ebene von Lirawi, wo die Berge wieder zwanzig englische Meilen von

---

1) كوه كرويه و از جمله دوتا كويند كيخسرو بدان درزم هلاك شد Mscpt. 433. »Der Berg Geriwe, den man vorzüglich den doppelten (Duta) nennt, wo Keichosrew zu seiner Zeit zu Grunde ging.« Dieser letzte Umstand ist um so merkwürdiger, als er mit der von Ktesias gelieferten Erzählung, daß hier die Aeltern des Darius herunterstürzten und starben, zusammenstimmt.

2) S. Ouseley's I. p. 316. aus dem Rushetol-Kusub.

3) Dschihannuma S. 274. 4) Kaswini's Adschaibol-machlakat, und nach demselben die Handschrift der k. k. Hofbibliothek IV. 433.

5) Adschaibol-machlukat des Ahmed von Tus, bey den Miscellen unter dem Artikel Mumia, und im Dschihannuma 268 bey Darabscherd.

bris, Abhar und Odschan in Asserbeidschan, die von Sultanije, Cum, Caschan, Burudsherd, Belassan [1]) in Irak, die von Raigan in Chorassan finden alle ihres Gleichen in Fars, keine derselben aber kann dem schönen Thale von Schaab bewan verglichen werden, das ob seiner Schönheit willen als eines der vier Paradiese des Ostens gepriesen wird (die drey anderen sind die Umgebung von Damaskus, von Samarkand und von Obolla bey Baßra, alle durch Wasser mit üppigem Wachsthum ausgezeichnet).

Schaab bewan heißt das schöne, nur zwey Stunden von der Stadt Neubendschan entlegene, drey Farsangen lange, und nur eine halbe Farsange breite Thal, nach Bewan, dem Sohne Irans benannt, eine ununterbrochene Folge fruchtbarer Gärten und wuchernder Baumpflanzungen, dessen Herrlichkeit auch durch ein Gedicht Motenebbi's verewigt worden [2]). Ungeachtet so mächtigen Aufrufs der Schönheit und Berühmtheit, ist dasselbe bisher auch nicht von einem einzigen europäischen Reisenden weder besucht noch erwähnet worden, bloß weil es nicht auf der geraden Straße von Ißfahan nach Schiras, sondern rechts auf der Seite abliegt. Die anderen durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit berühmten Ebnen, welche Merghsar, d. i. Wiesenplätze genannt werden, sind die folgenden:

Die Ebne von Köschkserd (d. i. vom gelben Köschk), zehn Farsangen lang und fünf breit, mit zahlreichen Dörfern und Quellen.

Die Ebne von Ersen, zwey Farsangen lang und eine breit, auf einer Seite durch den See von Ersen, auf der anderen durch Waldung begränzt, wo sich reißende Thiere aufhalten [3]).

Die Ebne von Erschengan, zwischen Guwar und Schiras, fünf Farsangen lang und drey breit, durch einen Bach bewässert, und mit Walddickicht, wo Löwen hausen, umgeben [4]).

Die Ebne von Deschtrun, sieben Farsangen lang und fünf breit, ober der Ebne von Köschkserd; auf derselben befinden

---

[1]) Die Ebene Mamuschan, die im VII. Bd. S. 242 bey Hamadan angeführt worden, ist nicht zu verwechseln mit der Ebne beym Dorfe Mumschenan, in der Gegend von Baßra. Bacui p. 459. [2]) Dschihannuma S. 271. Das Gedicht Motenebbi's beginnt mit: مغاني الشعب للمغاني بمنزلة الربيع من الزمان [3]) Dschihannuma S. 272. und Hamdullah Kaswini bey *Ouseley* I. p. 304, bey *Morier's* (first) journey p. 94. Descht-e-arjun one of the most delighthfull spots we had seen in the country. [4]) Ebend.

Kuteli Dochter, d. i. der Paß der Tochter, unmittelbar außer Kasrun auf dem Wege von Schiras [1]).

Kuteli Piresen, d. i. der Paß des alten Weibes, folgt auf den vorigen, auf dem Wege nach Schiras [2]).

Tengi Allah Ekber (nicht Ali Ekber, wie auf Morier's Karte), der Paß nördlich von Schiras, wo man diese Stadt, wenn man von Ißfahan herkommt, zum ersten Mal erblickt, und aus Bewunderung über die schöne Lage derselben Allah Ekber, d. i. Gott ist groß, ausruft [3]).

Tengi Saadi, die Schlucht bey Schiras, oberhalb Saadi's Grabstätte.

Kuteli Ersendschan, der Paß von Ersendschan auf der Straße von Schiras nach Kerman [4]).

Der Paß von Muran, an der Gränze von Fars und Kerman, östlich von der Stadt Babeg, schwer zu passiren [5]).

Der Paß von Baft, zwischen zweyen vier Farsangen lang laufenden Bergen bey Jesu [6]).

Der Paß von Sucrab bey Calai Sefid, die porta persica der alten Geographen [7]).

Der Paß Teng-al-Mahmui und Tengi Churrem, beyde auf dem Wege von Schiras nach Fessa [8]).

Der Paß Tengdalan, auf dem Wege von Bender Abbassi nach Lar [9]).

Ebnen. So wenig als sich Persien der Schönheit seiner kahlen Berge rühmen darf, so viel wird es ob der Fruchtbarkeit seiner herrlichen Ebnen gepriesen; die Landschaft Fars allein zählt deren mehrere berühmte, als das ganze übrige Persien zusammen, und die Ebenen von Eriwan, Nachdschiwan, Berdaa und Moghan in Armenien, die von Choi, Te-

---

1) *Ouseley* I. S. 302. *Morier's* (first) journey, p. 93.

2) *Ouseley* I. S. 303. *Morier's* (first) journey, p. 94.

3) *Morier's* (first) journey, p. 106. S. Hafis bey Cotta.

4) *Pottingers* travels. 5) Ebend. 6) Dschihannuma S. 267. Auf Wahl's Karte heißt die Verlängerung der Bachtiari-Gebirge von Loristan Darnawend, als die Gränze zwischen Irak und Fars, und das Gebirge, welches die Gränze von Lar macht, Derestov, wofür uns keine morgenlandischen Quellgründe bekannt sind. Die Berge Eston Ask und Andgira, sammt dem Passe Buschenec, welche bey Thevenot (L. III. Ch. VIII.) auf dem Wege von Schiras nach Kasrun vorkommen, scheinen bloß verschiedene Namen der von neueren Reisenden auf diesem Wege anders genannten Berge und Päße zu seyn. 7) Macdonald, Kinneir, p. 74. 8) Dupré I. p. 342. und Lapie's Karte 344. 9) Tavernier V. 22. u. Dupré I. p. 427. und Chardin IX. 244.

gueur, et qui est toute couverte de jardins; un fleuve rapide court tout au long dans un lit fort enfoncé [1]).

Die Ebne von Chischt, unmittelbar ober Abuschehr [2]).

Die Ebne von Madavan, bey Darabdsherd, zehn Farsangen lang [3]).

Seen. Der Salzsee von Bachtegan, auch Bahirei-Amru genannt, im Distrikte von Istachr, am Rande der Stadt Niris, zwanzig Farsangen im Umfang ist auf der einen Seite zwölf Farsangen von Schiras entfernt, und erstreckt sich auf der anderen nach Kerman; in diesen See ergießt sich der Cur (Cyrus) oder Bendemir [4]).

Der See von Descht Ersen, in dem Distrikte von Schabur, ein süßer See, zehn Farsangen im Umfang, der aber zuweilen austrocknet [5]).

In demselben Distrikte ist noch ein anderer See von demselben Umfange, aber salzicht, in der Nähe von Karsin oder Karsun [6]).

Derjadsche, d. i. das kleine Meer, oder Bahirei Mur u Tschini, ein kleiner See, nur drey Farsangen von Schiras entfernt, welcher die Wässer der Umgebung aufnimmt; nach dem persischen Geographen zwölf Farsangen im Umfange [7]).

Der See von Gadar ist der schon oben bey der schönen Ebne Sindan erwähnte, der sich zur Feigenzeit bildet, und in der Hitze wieder austrocknet, der aber nie mehr, als eine Farsange im Umfange hat [8]).

Quellen und Brunnen. Die Quelle Dilem in dem zu Schiras gehörigen Bezirke gleichen Namens, im Sommer sehr kalt, im Winter sehr warm [9]).

Die Quelle Semirem (der Semiramis) bey dem gleichnamigen zwischen Ißfahan und Schiras gelegenen Orte; dieses ist die berühmte Heuschreckenquelle, deren Wasser vom Quell weggetragen von Vögeln verfolgt wird, welche die Heuschrecken auffressen. Der persische Uebersetzer Kaswini's bezeugt die Wahrheit von der Heuschreckenplage, die im Jahre 607 (1210) zu Kaswin statt hatte, als Augenzeuge [10]).

Der Brunnen des Dorfs Abdorrahman in Fars, wel-

---

[1]) Chardin IX. 204. Tavernier V. 22. Bruge V. 143.
[2]) *Ouseley* I. 261. *Morier* (first) journey, p. 81.
[3]) Dupré I. p. 360. [4]) Dschihannuma S. 274. [5]) Ebend.
[6]) Ebend. [7]) Chardin IX. p. 185. und das Msct. 433.
[8]) Dschihannuma S. 272. und das Msct. 433 bey den Seen.
[9]) Abschaibol-machlukat, Kaswini's persisch.
[10]) Eben da in dem Abschnitte der Quellen.

sich das Karawanserai (Robat) Salaheddin's, und die königliche Brücke Pul Schehrijari [1]).

Die Ebne von Sindan, zehn Farsangen im Gevierten, eine reich bewässerte Ebne, in deren Mitte sich im Frühjahre ein kleiner See sammelt, der aber in der heißen Jahrszeit wieder vertrocknet; dieselbe wird von einigen fast eben so hoch gepriesen, als das Thal von Bewan.

Die Ebne von Fali, am Rande fließenden Wassers, drey Farsangen lang und eine breit, ein fröhlicher Ort, dessen Gras aber nur im Winter zur Futterung taugt, und im Sommer schädlich ist [2]).

Die Ebne von Kalan, in der Nähe von Meschhedi Maderi Suleiman, d. i. des sogenannten Grabes der Mutter Suleiman's.

Die Ebne von Kam Firusrud, am Ufer des Kur, ein schönes Thal, aber wegen des Aufenthaltes von Löwen gefährlich [3]).

Die Ebne von Nerkes (Narcisse), in der Nähe von Karsun und Chanasad, drey Farsangen lang und zwey breit, ganz mit Morästen übersäet [4]).

Die schöne Ebene von Schiras, vom Roknabad durchströmt, durch Hafisens Gedichte verewigt [5]).

Die Ebne von Merdascht, bey Istachr, worauf die Ruinen von Persepolis [6]).

Die Ebne von Schabur, durch die Sculpturen der dieselbe begränzenden Felsen nicht minder berühmt, als die von Persepolis [7]).

Die Ebne von Lirawi, an der Seeküste, östlich von Dschenabe (Gunava) [8]).

Das Thal von Baft, vier Farsangen von Jesd, von hohen Bergen eingeschlossen, von einem Flusse bewässert und mit angenehmen Lusthäusern besetzt, auf der einen Seite des Flusses ist das Klima kühl und auf der andern warm [9]).

Die Ebne von Tadwan, nicht weit von Dscherun, nach Chardin: un des plus délicieux endroits de la Perse, il est situé au bout d'une plaine, qui s'étend une demie lieue en lon-

---

1) Dschihannuma S. 272. 2) Ebend. 3) Ebend. 4) Ebend. S. 273. und *Macdonald Kinneir* S. 55.

5) Reiche und spende den Wein, im Himmel suchst du vergebens Roknabads Blumengefild und Mosella's. (Achte Gasele des Elif.)

6) Morier, Johnson, Dupré, bey der Beschreibung der Ruinen.

7) Morier, Ouseley, bey der Beschreibung von Schabur.

8) *Macdonald Kinneir's* Mémoir p. 56.

9) Dschihannuma S. 267.

falsch als der Bericht Figueroa's (141. 142) daß derselbe nach Kerman gehe, und dort ins Meer falle. Morier weist uns, daß er nach Korbal geht [1]).

Der Fluß, welchen Macdonald Kinneir Ahamir nennt, kömmt bey andern Reisenden und in morgenländischen Quellen unter verschiedenen andern Namen vor, als Rud Siwend, von dem Dorfe an dem er vorbeyfließt; auf der Karte Wahls Ab Churrem, und in den morgenländischen Quellen Ferawan (Kerwan?).

Der Ferawan (sagt das Dschihannuma), entspringt beym Orte Ferawan, in dem Distrikt von Dschowain, geht bey Istachr (Persepolis) unter der Brücke, welche die von Chorassan heißt, weg in den Fluß von Niris [2]). Dieser ist, wie Wahl richtig angegeben, der Medus der Alten, aber keineswegs wie Herr Grotfend (in den Beylagen zur dritten Auflage von Heerens Ideen) meint, der Cyrus, welcher durch das hohle Persien, und bey Pasargada vorbeyfloß. Diese Verwechselung ist aus der geographisch ganz unhaltbaren Voraussetzung entstanden, daß das hohle Persien im Thale von Murghab und Pasargada sammt dem Grabe des Cyrus an diesem Orte zu suchen sey. Pasargada lag in dem östlichsten Theile von Persis, südöstlich von Persepolis, indem Alexander auf seinem Zuge nach Osten zuerst nach Persepolis, und hernach erst nach Pasargada kam. Murghab liegt aber nördlich von Persepolis und gerade auf dem Wege dahin, von Westen her, so daß Alexander (wenn Murghab Pasargada seyn könnte) nothwendig eher nach Pasargada als nach Persepolis hätte kommen müssen. Weiters sagt Strabo ganz bestimmt, daß Pasargada am Cyrus oder Agradatos gelegen habe, dieser, der beym Plinius *Sitiogagus* heißt (quo *Pasargadas* septimo die navigatur), mündete in dem persischen Meerbusen, und das hohle Persien sammt Pasargada ist daher keineswegs nördlich, sondern südlich von Persepolis zu suchen.

Der Fluß von Dscharun entspringt in der Gegend von Darab, geht nach Karsi, und verliert sich in dem Thale, das zehn Farsangen nordwestlich von Dscharun abliegt [3]).

---

[1]) *Morier's* (first journey) p. 125. [2]) Dschihannuma 274, das ist ein Irrthum des Dschihannuma, indem der bey Istachr vorbeyfließende Fluß kein anderer als der Siwend, Schamir, Ab Churrem oder Medus des Strabo ist, und in den Araxes (Bendemir) fällt. [3]) Dupré I. p. 456.

cher fast das ganze Jahr trocken, sich nur zu einer bestimmten Epoche mit Wasser füllt, und dann die Felder tränkt [1]).

Der Brunn der Hindus in Fars, zwischen zwey Bergen, der immer dampft, und so heiße Quellen entsendet, daß Vögel, welche darüber wegfliegen wollen, verbrannt niederfallen [2]).

Die warmen Quellen in Lar, am Gebirge Kuhbas (Falkenberg), nämlich Abi Churcher, Ab Bad, Abi Chuar, Abi Ginaro, von Kämpfer besucht und beschrieben [3]).

Flüsse. Der größte aller Flüsse Persiens ist der Kur oder Cyrus, ganz gleichnamig mit dem Kur oder Cyrus des nördlichen Persiens [4]); zum Unterschiede aber von demselben aber auch Bend Emir, d. i. der Damm des Fürsten genannt. Derselbe entspringt in dem Gebirge von Kelar, nimmt die Wässer von Schaab Bewan, Mabin und andere kleine Ströme auf, bewässert den Distrikt von Kamefrus, die Ebne von Merdescht, und geht in den See von Bachtegan [5]); vor seinem Einflusse nimmt er den Schemir, ein kleines Flüßchen auf, das aus einer heißen Quelle entspringt, drey englische Meilen vom Dorfe Gavian, und das durch die Dörfer Kemen und Siwend geht. Diese drey Dörfer liegen in gerader Linie des Wegs von Schiras nach Jßfahan und Gasian, 89 englische Meilen von Jßfahan entfernt [6]). Den Namen Bendemir hat der Fluß von mehreren großen Dämmen, welche angelegt worden, um das Wasser desselben zusammen zu halten; der eine Fachristan genannt, bey Ramdscherd, vom Atabeg Fachrod-dawlet Dschauli dem Seldschugiden, der zweyte Bend Asadod-devlet, vom großen Fürsten dieses Namens aus der Familie Bowaih angelegt [7]); der dritte Bend Kaßar, ebenfalls vom Emir Dschauli dem Seldschugiden erneuert [8]). Die Angabe Kämpfers (300) und Chardin's (IX. 328), daß derselbe in den persischen Meerbusen gehe, ist eben so

---

[1]) Im selben Werke bey den Brunnen. [2]) Ebendaselbst, wiewohl der Ort, wo diese beyden Brunnen in Fars zu suchen sind, nicht näher angegeben ist, so läßt sich das Daseyn derselben wenigstens zur Zeit Kaswini's doch nicht bezweifeln. [3]) *Kämpferi* amoenitatum exoticarum Fasc. II. rel. IX. p. 418 et seq. [4]) Wiewohl der Name Kur gewiß kein anderer als der des Cyrus ist (wie auch der nördliche Cyrus Kur oder Kor heißt), so nennen die Griechen den bey Persepolis vorbeyströmenden Fluß (und das ist der Kur oder Bendemir) den Araxes, und Cyrus den Fluß, an welchem Pasargada lag. Welcher Fluß unter diesem gemeint sey, wird unten erörtert werden. [5]) Dschihannuma S. 274. [6]) *Macdonald Kinneir* p. 59. [7]) *Morier* (first journey p. 124) fällt in einen großen Irrthum, indem er dieses Werk dem Timur zuschreibt. [8]) Dschihannuma S. 274.

thum des Ptolemäus haben schon d'Anville[1]), Vincent[2]) und Mannert erkannt, und mit Recht überall der durchaus glaubwürdigen Beschreibung Nearchs den Vorzug gegeben.

Zweytens hat schon Vincent[3]) bemerkt, daß der bey Arrian vor Gogana (Cunkun) ungenannte Fluß der Bagrada des Ptolemäus und Marcians, und der Nabon unserer Karten sey; man hielt denselben für ungenannt, weil man den Text ὁρμιζονται δε προς ὑπωρειην, so verstand, als hieß es: sie ankerten am Fuße des Bergs[4]), da aber im Plinius hier am Fluß Hyperis vorkommt, und bey demselben gerade der Bagrada nicht erwähnt ist, so halten wir dafür, daß Hyporeis hier ein eigener Namen, und zwar der Hyperis des Plinius sey. Drittens sind der Areon und Padargos selbst nach der Angabe Nearchs bloße Gießbäche, die man also auf den heutigen Karten nicht suchen darf; demnach erkennen wir aus dem oben angegebenen Laufe und Mündung der Flüsse von Fars, dieselben unter den folgenden Namen, von Kerman gegen Susiana schreitend.

Morgenländische Geogr.	Arrian.	Ptolemäus.	Marcian.	Plinius.
Kor oder Schurrud	— —	Karius.	Korius.	Salsos.
Darjabin (Dekan)	— —	Dara.	Dora.	Daras.
Nabon	Hyporeis.	Bagrada.	Bagrada.	Hyperis.
Sitaregan	Sitacus.	— —	— —	Sitiogagus[5])
Nischawer oder Chischt	Granis.	— —	— —	— —
Benderrig od. Chanbidak	Rogona.	Rhogomanis.	Rhogomanis.	— —
Abschirin	Brizana.	Brisoana.	Brisomna.	— —
Tab	Arosis.	Oroatis.	Oratios.	Oroatis.

[1]) Car il n'y a pas d'apparence, qu'une position dans *Ptolémée* soit préférable au rapport que fait un navigateur de ce qu'il a reconnu par lui-même sur les lieux. Mém. de l'ac. T. XXX. p. 165. [2]) *Ptolemy* has misplaced it and not *Arrian*. *Vincent's* voyage of *Nearchus* p. 374. [3]) Ebend. p. 354. [4]) Classe ad radium montis collocata in Schmieder's (wegen der geogr. Nachweisungen sehr schätzbaren) Ausgabe der indischen Geschichte Arrians S. 200. [5]) Der Cyrus oder Agradatos des Strabo, und der Batrachites des Ammianus Marcellinus, der auch von diesen Flüssen den Rogomanis, Brisoana und Bagrada nennt. CXXIII. 6.

Der Fluß von Karagadsch entspringt im Berge Kobil, und verliert sich im Thale Kafre [1]).

Der Fluß von Kafre erhält seinen Namen von dem gleichnamigen Orte zwischen Schiras und Dscharun; man passirt denselben auf dem Wege von Schiras nach Abuschehr bey Chaneisenian [2]).

Der Fluß Chischt, sonst der von Schabur genannt, ist zweifelsohne derselbe mit dem Nuschawer der orientalischen Geographen, und derselbe, der bey Thevenot Boschavir heißt; er mündet ober Buschir oder Abuschehr, nachdem er den Fluß von Sirra aufgenommen hat [3]).

Der Sirra entspringt beym Dorfe Serre, geht nach Dajun, Delaki, Bergoi und Darughai, wo er in den Schapur fällt [4]).

Um diese Flüsse, die in den persischen Meerbusen mündeten, in ihren alten Namen wieder zu erkennen, wollen wir die von Nearch, Ptolemäus, Marcian und Plinius zwischen dem Korios (Kor oder Schurrud) und dem Arosis (Tab) aufgeführten, zusammenstellen:

Nearchus.	Ptolemäus.	Marcian.	Plinius.
— —	Karius.	Korius.	Salsos.
— —	Atapus.	Kathrapus.	— —
— —	Dara.	Dora.	Daras.
Hyporeis.	Bagrada.	Bagrada.	Hyperis.
Areon.	— —	— —	— —
Sitacus.	— —	— —	Siteagogus.
Padargos.	— —	— —	— —
Granis.	— —	— —	— —
Rogona.	Rhogomanis.	Rhogomanis.	— —
Brizona.	Brisoana.	Brisomna.	— —
Arosis.	Oroatis.	Oratios.	Oroatis.

Hier ist erstens zu bemerken, daß Marcian und Ptolemäus, indem sie von Susiana nach Fars fortschreiten, nach dem Vorgebirge Taoke (Abuschehr), den Rhogomanis und Brisomanis setzen, welche augenscheinlich der Rhogona und Brizana des Nearchus sind, welcher dieselben gerade in der umgekehrten Ordnung von Fars gegen Susiana fortschreitend dem Vorgebirg Taoke westlich und nicht östlich setzt. Diesen Irr-

[1]) Dupré II. S. 18.
[2]) Derselbe I. 456. u. II. 18.
[3]) Derselbe.
[4]) Morier, Ouseley, Dschihannuma.

Gorg, in der Ebene von Madawan, wo man denselben dreymal übersetzt.

Der Fluß Rudbal, der zwölf Farsangen von der Stadt Darab, im Berge Schah Abbas bey Niris entspringt, und durch die Stadt Darab fließt. Es ist derselbe, der im Dschihannuma der Fluß von Niris heißt, und laut der dortigen Angabe im Distrikte Ardschan entspringt, die Thäler von Dschighan, Dschur und Ardeschir bewässert, und ins Meer geht. Auf der Karte Lapie's (bey Dupré) läuft der durch Darab fließende Fluß von Niris, in südwestlicher Richtung wirklich durch den Distrikt von Firuf Abad, d.i. Dschur und Ardeschir nach dem Meere zu, und mündet unter dem Namen Sitaregan; wenn diese Angabe richtig ist, so kann auch nicht mehr der geringste Zweifel obwalten, daß Pasargada nirgend anders als zu Darabdscherd zu suchen ist, indem Pasargada, laut Strabo am Cyrus oder Agradates, laut Plinius am Sitiogagus lag, quo *Pasargadas* septimo die navigatur.

Der Sitaregan ist (wie schon d'Auville [1]) und Vincent [2]) gezeiget haben, kein anderer als der Sitacos des Arrians, und bey wenigen geographischen Benennungen hat sich so schön die etymologische Stufenleiter von dem ältesten Namen bis auf den heutigen in Sitakos, Sitiogogus und Sitaregan erhalten; auch läßt sich auf sehr genugthuende Weise zeigen, warum derselbe (bey Pasargada vorbeyfließende) Fluß beym Strabo Cyrus heißt; der Sitaregan fließt durch den Distrikt von Firusabad, und nimmt den von der Stadt Firusabad kommenden Fluß auf [3]). Der alte Name der Stadt und des Distriktes von Firusabad ist aber Dschur aus Cyropolis entstanden. Hieraus erhellt, daß der Sitakos Arrians der Sitiagogus (auf dem man laut Plinius [4]) am siebenten Tage nach Pasargada schiffte) einer und derselbe ist, mit dem Cyrus oder Agradatos (der laut Strabo bey Pasargada vorbeyfloß) [5]), und einer und derselbe mit dem heutigen Sitaregan, der (laut des Dschihan-

[1]) Man hüte sich zu glauben, daß Polifazzo (*Dupré* I. 340 II. 68), d. i. der Fluß Jessa, der von Pasargada sey; derselbe (*Figueroa* p. 105) mündet zwar in den Suyana, fließt aber nicht bey Fessa, sondern bey Schiras.

[2]) *d'Anville* recherches géographiques sur le golfe persique. Mém. de l'académie, XXX. p. I. 58.

[3]) The voyage of Nearchus by *Vincent* p. 356. [4]) Dschihannuma 274. [5]) *Plinius* VI. 23. [6]) *Strabo* l. XI. c. III. §. 6.

Der Diwrud, d. i. der Teufelsfluß, entspringt an der Gränze von Kerman, treibt gegen zwanzig Mühlen, und geht ins Meer; vielleicht ist dieser Fluß derselbe mit dem vom persischen Geographen bey Kerman auch unter dem Namen Absemini aufgeführten Diwrud, vielleicht auch nicht. Ueberhaupt herrscht bey der Bestimmung der in den persischen Busen mündenden Flüsse noch nicht die erwünschte Uebereinstimmung zwischen den bisherigen Karten und den morgenländischen Quellen, und mit den Binnenflüssen ists noch viel ärger, weil verschiedene Reisende dieselben Flüsse ganz unter verschiedenen Namen bezeichnen. So hielt schon Chardin den Fluß Kor, den er auf dem Wege nach Bender Abassi, nicht fern von dieser Stadt mittelst der einer halben lieue langen Brücke zu Korestan (Coureston) passirte [1]), für einen und denselben mit dem Bendemir, zu welchem Irthum ihn sowohl die Identität des Namens (denn auch der Bendemir heißt Kor oder Kur), als der Umstand, daß auch über den unteren ein Damm (Bend) führt, verleitet haben mag. Dieser Kor ist aber keineswegs der Bendemir oder Araxes, sondern der Korios des Ptolemaios und Arrian's, der Salsus des Plinius, der Rudschur (Salzfluß) auf der Karte Wahls, dessen auch Dupré, bey Latitun (auf dem Wege von Bender Abassi nach Lar) als Kor erwähnt [2]), und der zwischen Kiamir und Kunk in die See geht. Da derselbe die Gränze zwischen Lar und Kerman macht, so ist derselbe schon bey Kerman vorgekommen.

Der zweyte Fluß, den Dupré auf dem Wege von Bender Abbassi nach Lar passirte, und zwar unmittelbar vor Lar, wie jenen bald vor Bender Abbassi, heißt bey ihm Kalaton, und geht bey Bender Nachilon (Nachl) in die See. Da Bender Nachl, gegenüber der Insel Buschab, und nicht fern des alten Siraf liegt, so kann dieser Fluß kein anderer, als der auf den Karten gegenüber von Buschab bey Nachelo mündende, überall aber Darabin genannte Fluß seyn, den die morgenländischen Geographen aber weder unter dem Namen Kalatu noch Darabin, sondern als Sidekan oder Dekan kennen, der bey Siraf mündet.

Der Fluß Kalebiun, auf dem Wege von Darab nach

---

[1]) C'est le fleuve *Bendemir*, venant de la province de *Perse* pour aller se perdre proche du port de *Congue* (*Kunk*) IX. p. 228.

[2]) A une demie lieue (de *Latitoun*) coule la rivière *Kor*, que nous avions longée la veille de notre arrivée à *Jaroun*. *Dupré* I. p. 422.

Ferg, in der Ebene von Madawan, wo man denselben dreymal übersetzt.

Der Fluß Kudbal, der zwölf Farsangen von der Stadt Darab, am Berge Schah Abbas bey Niris entspringt, und durch die Stadt Darab fließt. Es ist derselbe, der im Dschihannuma der Fluß von Niris heißt, und laut der dortigen Angabe im Districte Ardschan entspringt, die Thäler von Darabgerd, Dschur und Ardeschir bewässert, und ins Meer geht. Auf der Karte Lapie's (bey Dupré) läuft der durch Darab fließende Fluß von Niris, in südwestlicher Richtung weiter durch den Distrikt von Firus Abad, d.i. Dschur und Ardeschir nach dem Meere zu, und mündet unter dem Namen Sitaregan; wenn diese Angabe richtig ist, so kann auch nicht mehr der geringste Zweifel obwalten, daß Pasargada nirgend anders als zu Darabdscherd zu suchen ist, indem Pasargada, laut Strabo am Cyrus oder Agradates, laut Plinius am Sitiogagus lag, quo *Pasargadas* septimo die navigatur.

Der Sitaregan ist (wie schon d'Anville[1]) und Vincent[2]) gezeigt haben, kein anderer als der Sitacos des Arrians, und bey wenigen geographischen Benennungen hat sich so schön die etymologische Stufenleiter von dem ältesten Namen bis auf den heutigen in Sitakos, Sitiogogus und Sitaregan erhalten: auch läßt sich auf sehr genugthuende Weise zeigen, warum derselbe (bey Pasargada vorbeyfließende) Fluß beym Strabo Cyrus heißt; der Sitaregan fließt durch den Distrikt von Firusabad, und nimmt den von der Stadt Firusabad kommenden Fluß auf [3]). Der alte Name der Stadt und des Distriktes von Firusabad ist aber Dschur aus Cyropolis entstanden. Hieraus erhellt, daß der Sitakos Arrians der Sitiagogus (auf dem man laut Plinius[4]) am siebenten Tage nach Pasargada schiffte) einer und derselbe ist, mit dem Cyrus oder Agradatos (der laut Strabo bey Pasargada vorbeyfloß)[5]), und einer und derselbe mit dem heutigen Sitaregan, der (laut des Dschihan-

---

1) Man hüte sich zu glauben, daß Polifazzo (*Dupré* I. 340 II. 68), d. i. der Fluß Fessa, der von Pasargada sey; derselbe (*Figueroa* p. 103) mündet zwar in den Suyana, fließt aber nicht bey Fessa, sondern bey Schiras.

2) *d'Anville* recherches géographiques sur le golfe persique. Mém. de l'académie. XXX. p. I. 58.

The voyage of Nearchus by *Vincent* p. 356. 4) Dschihannuma 274. 5) *Plinius* VI. 23. 6) *Strabo* l. XI. c. III. §. 6.

numa [1]) den Fluß von Firusabad aufnimmt, und laut der Karte Lapie's einer und derselbe mit dem durch Darab (Pasargada) fließenden Flusse von Nirif ist. Bey Figueroa heißt der Fluß Sujan, und was er davon sagt, stimmt mit dem Laufe des Sitaregans wohl überein: la rivière de Sujan, qui vient de bien loin, et qui entre dans le golfe de *Perse*, vis-à-vis l'isle de *Bahrain*. (l'Ambassade de D. Garcias de Silva *Figueroa*, trad. par *Wiquefort*, p. 95.)

Der Fluß von Karsi (Karsin), der in der Gegend von Darabdscherd entspringt, und sich in dem Thale von Karri verliert; im Dschihannuma (S. 265) heißt derselbe Abi Mekan.

Der Fluß Dekan des Dschihannuma [2]) und des persischen Geographen [3]) entspringt in Fars aus dem Gebirge Schad Aferin, bewässert den Distrikt Rustai Schah, die Felder von Dschemergan, Kumar, Karsin, und fällt zwischen Nedschirem und Siraf nach einem Laufe von fünf und funfzig Farsangen in das persische Meer, seinen Namen hat er vom Dorfe Dekan oder Sidekan. Derselbe ist wohl kein anderer als der auf den Karten Nabon genannte, welcher auf der Lapie's bey Bender Affelu mündet.

Der Fluß von Firusabad (vermuthlich der Phirstimus des Plinius), entspringt aus dem Gebirg von Hasnat, bewässert den Distrikt von Friusabad, fällt in den Sitaregan, und mit demselben nach einem Laufe von zwölf Farsangen ins Meer [4]). Bey Wahl heißt er Rudchanei Sinan, aber bey Franklin Sinun.

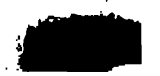
Der Fluß von Nischawer (der Granis Arrians) kommt aus dem Gebirge Nischawer, tränkt den gleichnamigen Distrikt, und fällt nach einem Laufe von neunzehn Farsangen ins Meer [5]).

Der Fluß Schirin (der Brizana Arrians), kommt aus dem Berg Dinar, und fällt bey Dschenabe (Gunava auf den englischen Karten) ins Meer [6]), ein großer Fluß, nur schwer zu Pferde zu passiren, neun Farsangen lang [7]).

Der Fluß von Hara entspringt aus dem Berge Chunkan, fällt in den Schirin, und nach einem Laufe von eilf Farsangen ins Meer [8]).

Der Fluß Duhid fällt in den Fluß von Schabur, nach-

[1]) Dschihannuma 274. [2]) Ebend. bey Thevenot (C. III. Ch. VIII. *Bouschavir*). [3]) Mscpt. 433. [4]) Dschihannuma S. 274. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Mscpt. 433. [8]) Ebend.



schaft Fars bewohnen, und Sem heißen, als: Sem, d. i. der Stamm Dschilune oder Mihan, der Stamm Ahmed Ibnol-leis, auch Sewaihan genannt; der Stamm Ahmed Ibn Ssalah, auch Barihan geheißen; der Stamm Ahmed Ben Hossein, sonst der Stamm Karma, der Stamm Ardeschir.

Erzeugnisse. Die Vortrefflichkeit der Datteln, des Reißes, der Trauben und der Rosen von Fars sind schon aus älteren Reisebeschreibungen, besonders aus Kämpfer bekannt; das Dschihannuma preiset aber ganz besonders die Seife, den Most, das Oel, die Feigen und Badschürzen von Ardschan; den Hanf, die Fische, Datteln und Badschürzen von Mahrujan; die Tapeten und Vorhänge von Darabdscherd, die Teppiche und Kotzen von Dschehrem, die Kleider, Vorhänge, Seidenstoffe, Schürzen, Tücher, Rosen, und Flaumen von Schiraf; die Blumen, Früchte und Wohlgerüche von Schabur; das Rosenwasser von Firusabad, den Reis von Istachr, die Mumia und das vielfärbige Salz, von Darabdscherd; die Magnesia, die Stahlminen und Waffen von Niris; die Kleider und Stoffe von Bessa, die Baumwollstoffe, Seidenzeuge und Goldstoffe von Jesd, endlich die Perlen und Muscheln des persischen Meerbusens [1]), dazu kommen die von europäischen Reisebeschreibern gepriesenen Glasfabriken und eingelegte Holzarbeiten von Schiraf [2]), die Waffen, die dort in siebzehn Fabriken verfertigt werden, die Melonen, Tabak, der Besoar und der Balsam (Kudreti Benna), aus dem Berge Benna bey Bender Abbassi in Lar [3]) u. s. w.

Fars aufgeführten Stämme sind die Pasargaden, deren edelste die Achämeniden, die Arteaten und Perser, die Marafier und Masier, die Dropiker und Sagartier, die Daher und Marder, die Pantholäer, Derusiäer und Germaner; von diesen zwölf Stämmen lassen sich noch heute fast alle etymologisch nachweisen, die Achämeniden in عجم Adschem, die Arteaten in اردشیر (Ardischir), die Daher in دهستان Dahistan, die Marder in مرد Merd (d. i. Mann), die Germanen in Garma کارما die Sagartier in سلغر Salghar, die Morafier i مرو in Merw u. s. w.

[1]) Dschihannuma S. 273. [2]) *Dupré* II. p. 10 und *Morier's* (first) journey p. 231. [3]) *Kaempfer* amoenit exot. fasciculus II.

Eintheilung. Die natürliche Eintheilung in das nördliche oder kalte Land (Serdsir oder Serhadd) und in das warme (Deschtistan oder Germsir) ist schon oben erwähnt worden; die politische ist von der ältesten Zeit her [1]) in fünf Kreise, welche Kure heißen, nämlich 1) Kurei Istachr, d. i. der Kreis von Persepolis. 2) Kurei Darabdscherd, östlich vom vorigen. 3) Kurei Kobad, westlich vom ersten, welcher zwischen diesen beyden liegt. Diese drey Kreise bilden die obere Hälfte von Fars; die untere besteht 4) aus dem Kurei Schabur, unmittelbar südlich unter dem vorigen. 5) Dem Kurei Ardeschir, welcher nördlich an den von Istachr, westlich an den von Schabur, östlich an die Landschaft Lar gränzt. Diese (Laristan) ist die sechste der politischen Unterabtheilungen, nach welchen die Oerter von Fars am schicklichsten in einer geographischen Uebersicht zusammengeordnet werden mögen.

Ruinen alter Denkmale in Fars.

Alles was bisher über die Ruinen von Persepolis gesagt worden, hat Höck in gedrängter Kürze mit erwünschter Klarheit zusammengestellt. Er pflichtet der Hypothese seines Lehrers (Heeren) bey, daß hier die persische Todtenheimat gewesen sey, eine Hypothese, welcher beyzupflichten uns mehrere, vorzüglich die beyden folgenden wichtigen Gründe abhalten: Erstens müßten, wenn die Voraussetzung der Todtenheimat Stich halten sollte, die Gräber der Könige ausschließlich zu Persepolis gewesen seyn, was aber keineswegs der Fall war, indem dieselben nicht nur im königlichen Berge (Rahmet) und im doppelten (Akdepe oder Duta) gehauen waren, sondern auch zu Ecbatana [2]) und zu Arbela [3]), wo Caracalla dieselben zerstörte. Zweytens hat die Hauptvorstellung des Aufzuges aller Nationen des Reichs mit den Erzeugnissen ihres Landes, wie derselbe seit dem Bestehen des persischen Reichs am Frühlingsfeste Newruf statt hatte, und noch heute (durch die Abgeordneten der Statthalter) vor sich geht, keinen Bezug auf Grab und Tod, wohl aber auf Leben und Herrschaft im höchsten Glanze der Kraft und der Majestät, und in so weit scheint Herder, welcher Al-

[1]) Dschihannuma S. 262.

[2]) Schon Olivier erwähnt dieser Gräber; Kinneir sah Grabkrypten zu Sahana, p. 131, und der Felsen Gendschname bey Hamadan (p. 126) bestätigt die Wahrhaftigkeit der Angabe Josephs von den Gräbern der Könige zu Ecbatana.

[3]) *Morier* (second) journey, p. 75.

les auf die Reichssatzungen und Hoffeste Dschemschids anwandte, der Wahrheit viel näher gekommen zu seyn als Heeren, wiewohl dieselbe nur durch die Entzifferung der Keilinschriften erst vollends zu Tage gefördert werden kann. Es ist zu bedauern, daß keiner der neueren hier die Heerschau passirenden Reisenden sich die Mühe genommen, auch nur eine Keilinschrift abzuschreiben oder mitzutheilen, und dadurch entweder neuen Stoff zu Entzifferungsversuchen zu liefern, oder die bisherigen zu berichtigen. Aus der Vergleichung der drey Keilinschriften, welche bey Niebuhr und Le Bruyn zu finden, erhellt es am besten, wie wenig sich auf die des letztern zu verlassen sey; selbst die auf allen Fenstern gleich herumlaufende Inschrift, welche Chardin und Kämpfer geliefert haben, stimmt nicht zusammen, und Morier, der bey seiner zweyten Reise nicht nur das Seitenstück des (von Chardin, Niebuhr, Le Bruyn gezeichneten) bekannten feyerlichen Aufzugs ausgrub, sondern auch die Hälfte der großen von Le Bruyn bekannt gemachten Inschrift auffand, hat weder Zeichnung noch Inschrift geliefert.

Die Ruinen des Schlosses von Istachr, wo aber keine Sculpturen, besucht von Morier [1]).

Halben Wegs von Tschehelminar, d. i. die vierzig Säulen (von denen heute aber nur sechzehn stehen), die Sculpturen von Naksch Redscheb in dem Style der von Naksch Rostem, d. i. aus dem Zeitalter der Sassaniden; die von Niebuhr [2]) gelieferte Zeichnung berichtigt die von Morier gegebene [3]). Schabur erscheint darauf in voller Herrlichkeit seines Hofstaats.

Naksch Rostem, die Sculpturen am Berge Du Ta (bey Kämpfer S. 306 Achtopah, d. i. Akdepe) mit den zweyfachen Vorstellungen des Siegs Schaburs über den römischen Kaiser Valerian, und der getheilten Herrschaft (zwischen Ardeschir und Schabur, der von demselben zur Mitregentschaft angenommen worden) haben Morier und Ouseley umständlich beschrieben [4]). Von den vier Gräbern im zweygipflichten Berge des Ktesias (welchen Heeren und Höck [5]) irrig für einen und denselben mit dem königlichen des Diodor halten) ist eines das des Darius Hydaspes. Die funfzehnzeilige keilförmige Inschrift, deren Chardin (IX. 123) erwähnt, ist noch unabgeschrieben.

Sindan Dschemschid, d. i. der Kerker Dschemschid's, heißen die Grotten des Dorfs Hadschiabad am Fuße des Berges von Naksch Rostem, bey der Mündung der Bergschlucht

---

[1]) *Morier's* second journey, p. 84. [2]) Niebuhr II. S. 125. [3]) *Morier's* (first) journey, p. 137. [4]) *Morier's* (first) journey, 126. *Ouseley*. [5]) *Höck* p. 16.

Dihani Sewend, wo der Fluß von Polbar (Ferbar, Ferawan, Churremabad, der Medus) herausströmt, mit drey Inschrifttafeln in Pehlewi, von denen Morier nur eine, und wie es scheint, nicht mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit, welcher auch Höck das verdiente Lob ertheilt, abgeschrieben [1]).

Beym Dorfe Bendemir (von dem berühmten Damme Asadoddewlets so genannt) ist der Felsen Nakara Chanei Dschemschid, d. i. die Musikkapelle Dschemschid's, bloß seiner Gestalt willen merkwürdig [2]). Derselbe ist nicht zu verwechseln mit dem viereckigen weißen Gebäude bey Naksch Rostem, das bey Kämpfer (S. 324) ebenfalls Nakara Chane heißt, und das Morier für einen Feuertempel erklärt [3]).

Eine englische Meile von Naksch Rostem, am Fuße desselben Bergs in östlicher Richtung sind unvollendete Wasserleitungen in den Felsen gehauen, deren größte sieben und sechzig Fuß lang, zwey breit und funfzehn hoch ist [4]), und die vor Morier kein Reisender beschrieben. Er macht auch zuerst auf die verschiedenen oberirdischen Wasserleitungen hinter den Ruinen von Persepolis in den Felsen gehauen aufmerksam [5]); in die unterirdischen, von Chardin beschriebenen, Gänge konnte er nicht vordringen [6]). Er untersuchte aber genau den Berg von Persepolis, und fand noch einige Ruinen Haremi Dschemschid, d. i. das Harem Dschemschid's, auch Tachti Taus, d. i. der Pfauenthron genannt [7]).

Unmittelbar bey dem Ende des Bergrückens von Naksch Rostem, wo er sich gegen Osten wendet, sind zwey Thürme, die Kämpfer allein beschrieben [8]), und Seng Suleiman, d. i. den Stein Salomons nennt, sammt zwey Säulen, deren eine auf der Höhe. Morier erwähnt der beyden Thürme (die übrigens laut Kämpfer neuerer Bauart sind), nicht, wohl aber der Säule an der östlichen Wendung des Bergs, und der 24 K." messenden Terrasse auf der Höhe des Felsens. Von den sechs unteren Basreliefs des Gräberbergs von Naksch Rostem hat Morier nur vier genau gezeichnet geliefert, das zweyte von neun Figuren, und das vierte (den Triumph über Valerian vorstellend) aber übergangen. Das letzte von Niebuhr gezeichnete ist das merkwürdigste, wegen der großen Inschrift Pehlewi, wovon Niebuhr nur ein Sechstel abgeschrieben hat [9]). Die von John-

[1]) *Höck* p. 16. vir accuratissimus *Morierus*. [2]) *Morier's* second journey, p. 72. [3]) *Morier's* (first) journey, p. 128. [4]) *Morier's* (second) journey, p. 78. [5]) *Morier's* (first) journey, p. 135. [6]) *Morier's* (second) journey, p. 77. [7]) *Morier's* (second) journey, p. 79. [8]) Kämpfer S. 308. [9]) Niebuhr II. S. 129.

son erwähnten Sassanidischen Inschriften des zweyten Felsengrabs hat S. W. Ouseley abgeschrieben.

Meschdschid Maderi Suleiman, d. i. die Moschee der Mutter Salomons, fünf englische Meilen südöstlich von Schiraf, ist bereits von Chardin [1]), Thevenot [2]), Kämpfer [3]) und Niebuhr [4]) beschrieben worden; drey englische Meilen weiter an sind Sculpturen aus dem Zeitalter Schaburs; der beste Wegweiser zu denselben ist ein Bach, der etwa hundert Klafter davon gegen Schiraf entspringt [5]). Nahe dem Hügel, worauf die persepolitanischen Ruinen von Meschhedi Maderi Suleiman stehen, sind zwey Inschrifttafeln mit kaum erkennbarer Pehlewiinschrift, und ein Felsengrab [6]).

Meschhedi Maderi Suleiman, d. i. die Grabstätte der Mutter Salomons zu Murghab, von Morier und nach ihm von Grotefend mit Unrecht für Pasargada gehalten (das im östlichsten Theile von Persis lag), mit einem auf sieben Stufen erhöhten kleinen Gebäude, welches Morier und Grotefend für das Grab des Cyrus nahmen, und das Höck für ein Sassanidengrab hält [7]). Morier [8]) erwahnt aber in seiner zweyten Reisebeschreibung nahe daran auf einem der Pilaster in der Ebne, der in einiger Entfernung von dem andern steht, einer außerordentlich merkwürdigen Sculptur, die rein ägyptisch vollkommen genau das Bild eines ägyptischen Priesters mit vier Cherubsschwingen, und dem Kopfputze (der dreyfachen Calantica, mit den Giftschlangen auf Ochsenhörnern), wie dasselbe häufig auf den ägyptischen Sculpturen vorkömmt, vorstellt. Dieses rein ägyptische Denkmal wirft ein helles Licht auf den Styl des pyramidenartig auf sieben Stufen sich erhebenden Grabes, und auf die Zeit dieser Denkmale, die unter die von ägyptischen Baumeistern, unter Kambyses erbauten, gehören. Da diese mit rein ägyptischen Sculpturen versehenen Pilaster aber zugleich Keilinschriften tragen, so spricht dieses Zusammentreffen laut für den ägyptisch-baktrischen Geschmack persepolitanischer Baukunst [9]).

Die Ruinen von Schabur, deren Sculpturen alle den Triumph Sapor's über Valerian verewigen, hat Morier [10])

---

[1]) Niebuhr VIII. S. 185. [2]) Thevenot. [3]) p. 354. [4]) II. p. 136. [5]) *Morier's* (second) journey, p. 66. [6]) Ebend. [7]) 62. Höck macht keinen Unterschied zwischen Mesdschid (Moschee), und Meschhed (Grab). [8]) *Morier's* second journey, p. 118. [9]) Die früheste Nachricht von diesem Monumente gab Joseph Barbaro (bey Ramusio II. 108.) un luogo a modo d'una chiesiola. [10]) *Morier's* (first) journey, p. 86.

zwey Mal [1]), mit ihm G. W. Ouseley [2]), und nach ihnen Johnson [3]) besehen und beschrieben. Dieselben sind jenseits und diesseits des Flusses von Schabur in den Felsen gehauen, und die Details der Waffen und Kleidung willen außerordentlich merkwürdig. In einer der Grotten findet sich eine auf dem Boden liegende Statue, wovon Johnson und Ouseley zwey ziemlich von einander abweichende Zeichnungen geben. Zu Schabur war der berühmte Feuertempel Kawisch (des Stiers), und fünf Farsangen davon die Sculpturen Schah Behram's, die nur Kämpfer erwähnt, kein Reisender aber seitdem aufgesucht hat [4]). Eben so erwähnen nur er und Chardin [5]) des in einen viereckigen Thurm ausgehauenen Bergs des Divsevid, d. i. des weißen Teufels, zwey Tagreisen von Persepolis, auf dem Wege nach Susa. — Die Felsen von Tengsendschan, sechzehn Farsangen von Schiras, ein enger Paß auf dem Wege nach Susa, sind ebenfalls ihrer Gestalt willen merkwürdig [6]).

Darabdscherd, wo die herrlichen Sculpturen eine halbe Stunde außer der Stadt, und welche G. W. Ouseley zuerst beschrieben [7]).

Firusabad, wo eine Steinsäule, hundert und funfzig Fuß hoch und zwanzig im Umfange, am Fuß mit dem Reste eines viereckigen Gebäudes; dann auf der anderen Seite des Flusses die Ruinen des berühmten Feuertempels, und sieben englische Meilen von Firusabad auf dem Wege nach Schiras die Sculptur zweyer kolossaler Figuren zu Pferde [8]).

---

1) *Morier's* (second) journey, p. 50. 2) *Ouseley's* Travels I. 280. Die Kupfer desselben zeigen gar nichts, indem Alles so verwischt und im Schatten erscheint, daß von dem Umrisse der Figuren gar nichts deutlich zu entnehmen ist. 3) *Johnson* IV. Hauptst. 4) *Kämpfer* p. 365. 5) IX. p. 160. Amsterdamer Ausgabe 1740. 6) *Kämpfer* p. 365. 7) *Ouseley* I. p. 263. und II. 8) *Macdonald Kinneir's* geog. Memoir p. 68. Eine nicht unwichtige Frage für den Forscher persischer Alterthümer und Ruinen ist die, ob sich denn nirgends auf schon bekannten oder noch unbekannten altpersischen Monumenten, Sculpturen u. s. w. das Urbild des griechischen Perseus nachweisen ließe. Wenn gleich der griechische Perseus, wie Hr. Hofrath Kreuzer sehr ausführlich in der zweyten Ausgabe seiner Symbolik zeigt, mit dem Mithras Aehnlichkeit hat, so ists doch nicht derselbe, weil Perseus als Bersin برزين d. i. als ein Gründer des Feuerdienstes, lang vor Soroaster vorkommt; nach ihm ward alle echt nationelle Einrichtung برزين Bersin, d. i. Perseusartig genennet. Daher der im Schahname so oft wiederkehrende Vers:

Auf die Uebersicht der Ruinen alter Denkmale in Fars oder Pars (das letzte ist der vom Schahname gebrauchte Name) folge hier eine zweyte der berühmtesten alten Feuertempel, nicht nur nach Schehristani, woraus Hyde dieselbe (de Relig. vet. Pers. 153) geschöpft, und worauf S. W. Ouseley im zweyten Hauptstücke seiner Reisebeschreibung verweiset, sondern auch nach dem LXII. Hauptstücke der goldenen Wiesen Messudis [1]), und nach dem Schahname selbst, welches immer die glaubwürdigste persische Geschichte der Orientalen ist.

Feridun baute zuerst den Feuertempel zu Tus, Buchaira und Sistan (Keraker genannt), den Behmen, der Sohn Isfendiars vollendete, einen zu الشيكروالران (?) [2]), worin Idole waren, die erst Nuschirwan daraus entfernte. Keichosrew baute den von Kawsidsche [3]) oder Kawsie [4]) zwischen Fars und Irak (zu Schabur?); der Erbauer des Feuertempels von Dscherdschis [5]) (bey Schehristani Harir) in Kumis ist unbekannt. Der Feuertempel Kedschender wurde von Sijawesch, der von Ardschan (in Fars) zu Ende der Regierung Lohrasbs erbaut. Alle diese Feuertempel sind älter als Soroaster, wie die angeführten drey Quellen einstimmig bezeugen. Soroaster war nur der Reformator oder Wiederhersteller des alten Feuerdienstes, der von Huscheng gestiftet worden, und dessen Anhänger Mehabad [6]) hießen. Unter Dschemschid mußte der Feuerdienst dem von ihm eingeführten Sonnen- und Monddienste weichen, und Soroaster stellte den ersten wieder her.

برزين عود و برزين كلاه

Mit perseischer Lanze, und perseischer Haube

1) Messudi unter dem Titel: بيوت النيران 2) Vielleicht soll dieses in Messudi so geschriebene Wort كالان, d. i. Murghab, (Dschihannuma S. 272,) heißen; 3) كوسيجة 4) كوسية 5) كجندر 6) مهاباد Mehabad, d. i. die großen Diener, nicht Mahabad, wie die Deutschen fehlerhaft den Engländern nachschreiben; der Engländer schreibt Mahabad, und spricht Mehabad aus; der Deutsche, der Mahabad nachschreibt, begeht einen um so größeren Fehler, als Mahabad Mondesdienst heißt, während der reine Feuerdienst der Mehabaden (großen Budadiener) dem späteren sabäischen Sonnen- und Monddienste Dschemschids geradezu entgegensteht.

Jener reine Feuerdienst war keine Feueranbetung, sondern Deismus, welcher das der Erde entquellende Naftafeuer nur als den Altar ansah, den ihm die Natur als den lichten Punkt darstellte, wohin er sich beym Gebet zu wenden habe; ausdrücklich sagt das Schahname von diesem alten Feuerdienste vor Soroaster, welchen Keikawus und Keichosrew am großen Feuertempel Aserabadgan, d. i. Aserbeidschan (zu Tebris [1]) begingen, das Folgende:

Eine ganze Woche blieben sie bey ihnen [2]) dort,
Glaubt nicht daß sie das Feuer anbeteten an diesem Ort,
Das Feuer diente damals nur als Altar [3]),
Während das Aug' des Anbeters voll Wasser war.

Diese vor Serduscht (Soroaster) bestehenden Feuertempel hatten verschiedene Namen, je nach dem Planeten dessen Altar das Feuer vorstellte. Das berühmteste dieser sieben Feuer, welche in den persischen Wörterbüchern (Burhani Katii und Schuuri) aufgezählt werden, war das Aser Guschasb, welches alle Augenblicke im Schahname vorkommt; Guschtasb erneute den schon unter dem Namen Guschasp bestehenden Feuertempel von Balch, und unter seiner Regierung baute Soroaster die zu Nischabur und Fesa, und übertrug das heilige Feuer aus Chowaresm nach dem Feuertempel von Da-

---

1) Burhani Katii S. 42. Die Ruinen davon sah *Petit de la Croix* (Extrait du Journal p. 242.) 2) Bey den Mobeden. 3) Mihrab, so heißt noch der Altar der Moslimen, d. i. die Nische, worin der Koran liegt; hier sind die Verse des Schahname selbst:

بیکهفته بر پیش ایشان بدند
مپندارید کاتش پرستان بدند
که آتش بدانگاه محراب بود
پرستندرا دیده پر از آب بود

Dschemschid trübte erst die Reinheit des planetarischen Feuerdienstes durch die Einführung der Sonnenanbetung:

پرستش همي کرد خورشیدرا
چنان بود بد راه جمشیدرا

Er betet die Sonn' an auch
Wies war Dschemschids schlechter Brauch.

rabdscherd [1]). Dieser stand im Rufe der größten Heiligkeit, und die Gebern übertrugen das heilige Feuer (aus Furcht die Moslimen möchten es verlöschen) von hier nach den Feuertempeln von Fessa und Beisa, deren letzter Kerban hieß [2]). Auf demselben stand in Pehlewi geschrieben, daß der Bau 30,000 Goldstücke gekostet habe.

Nach dem Wörterbuche Dschihangir (dem Urwerke des Burhani Katii) erwähnt Hyde [3]) der Feuertempel zu Jesd am Berge Elburs, des zu Urmia, Dirachsch, d. i. der glänzende genannt; des Feuertempels Suruschk bey Herat; des Beit Ahdan zu Sanaa, und des Beit Kausan zu Fargana. Messudi aber führt die folgenden an: den von Istachr (heute die Moschee der Mutter Salomons), erbaut von Humai, der Tochter Behmens; den von Schabur, erbaut von Dara; den von Dschur (Firusabad), gebaut von Ardeschir Babeg und Tobal [4]) genannt, eines der schönsten Monumente Persiens, das die Moslimen zerstörten. Der Feuertempel Mai Nar [5]) (Feuerwasser) in Fars, von wo nach Messudi die drey Magen mit Geschenken nach Palästina zur Krippe zogen. Der Feuertempel Barid [6]) gebaut von Ardeschir, der von Sulm in Irak, von Buran, der Tochter Chosru's Parwis [7]).

Das Dschihannuma erwähnt der Feuertempel von Kasrun, Balch und Kerban [8]), des zu Ardastan [9]), Mabin [10]), Bihar [11]), alle drey, wie die zu Istachr, von Behmen, dem Sohne Isfendiars erbaut; des schon oben angeführten Surüschk [12]) und eines anderen Kewaschir [13]). Diese Benennung der Feuertempel nach dem Orte ist wohl zu unterscheiden von der siebenfachen Eintheilung derselben nach den sieben Feuern, deren Namen Hyde und der Verfasser des Burhani Katii nach dem Ferheng Dschihangiri folgendermaßen nennen: Aseri Mihr, das Sonnenfeuer; Aseri Nusch, das Salmiak- oder Erdfeuer der Naftaquellen; Aseri

---

[1]) Bey Schehristani heißt derselbe آذرخره, bey Messud آذرنهر Feuerfluß, mit dem der des Feuerwassers nicht zu verwechseln. [2]) *Bacoui* dans les Notices des Mscts. p. 450. [3]) Relig. vet. Pers. p. 103. [4]) طوبال [5]) ماء النار [6]) بارد [7]) سلم [8]) Dschihannuma S. 276. [9]) Ebend. S. 298. [10]) Ebend. S. 291. [11]) Ebend. S. 291. [12]) Ebend. S. 309. [13]) Ebend. S. 256.

Bersin, das Blitzfeuer; Aseri Behram, das Mars- oder Metallfeuer; Aseri Charin oder Chordad, das Baum- oder Pflanzenfeuer; Aseri Ajin, das Topf- oder Küchenfeuer; und Aseri Guschasb, das Sternenfeuer [1]). Die Verehrung des letzten bestand schon lange vor Soroaster, dieser setzte die Verehrung des Sonnen- und Blitzfeuers ein nach dem Schahname:

Zuerst setzt er das Feuer der Sonn' und des Blitzes ein [2])

auch erneuerte er die Verehrung des ersten im Tempel zu Balch. Jedes dieser sieben Feuer, deren siebenfache Eintheilung auch in den heiligen Schriften der Inder vorkommt, war einem Planeten heilig [3]); das Sonnenfeuer der Sonne, das Metallfeuer dem Mars, das Blitzfeuer dem Jupiter, das Sternenfeuer der Venus [4]) u. s. w. Unter diesen siebenfachen elementarischen und planetarischen Eintheilungen des Feuers liegt aber noch eine mythologisch-historische verborgen, die vielleicht anderswo ans Licht zu ziehen Gelegenheit seyn wird, nach welcher Mihr der Mithras, Bersin der Perseus, Nusch der Dionysos, und Guschasp die Anaitis der Griechen ist. Für hier genüge die topographische Erörterung.

Der Kreis von Ardeschir. Schiras, nach Macdonald Kinneir [5]) 52° 44′ Oe. L., 29° 36 N. Br. nach den persischen Tafeln [6]) 78° 15′ L. 29° 36′ Br., nach Bacui 88° 5′ L. 29° 36′ Br. [7]), Dschihannuma [8]) 88° 30′ L. 29° 30′ Br., nach [9]) Trezel bey Dupré 29° 33′ 7″ Br., die Hauptstadt nicht allein dieses Kreises, sondern von ganz Fars,

---

[1]) Im Burhani Kati S. 708 steht ausdrücklich, daß Guschasb eben so viel als Kuschesb heißet, welches (S. 707) die Venus bedeutet. [2]) نخست اذر مهر برزین نهاد Schahname bey Soroaster. [3]) S. Hyde und Burhani Kati S. 92. Sie bauten diese sieben Feuertempel nach den sieben Planeten. [4]) Der Kultus der Venus und ihres Feuers ist der älteste, und von dem des Sonnenfeuers, oder des Mithras, der erst von Soroaster eingesetzt ward, ganz verschieden. Das Schahname, aus welchem allein die Sendschriften erläutert werden können, unterscheidet zu wiederholtenmalen die Anahid vom Mithras, wie diesen als Genius, von der Sonne, und der Feuerdienst der Anaitis, so weit entfernt nicht persisch zu seyn, ist vielmehr ältester Nationalkultus der Perser, älter als der Feuerdienst des Mithras, was schon in dem Gesagten enthalten ist, anderswo aber umständlicher dargethan werden kann. [5]) *Macdonald Kinneir's* geog. Mémoir p. 60. [6]) *Dupré* Voyage en Perse II. p. 2. [7]) Notices des Mscts. p. 442. [8]) Dschihannuma S. 292. [9]) *Dupré* II. 2.

der Sitz des Statthalters Hussein Mirsa, mit Mauern und sechs Thoren, und einer Zitadelle (ein befestigtes Viereck von achtzig Klaftern) Ark genannt, versehen [1]). Die sehenswürdigsten Gebäude schreiben sich aus der Zeit Kerimchans des Kurden her, welcher Persien unter dem Namen Wekil oder Stellvertreter des Schah beherrschte; solche sind (unter dreyßig anderen Moscheen), die Moschee des Wekil, der Basar des Wekil, der Garten des Wekil, das Bad des Wekil. Auf einer Höhe nördlich der Stadt, etwas über eine englische Meile von derselben, ist das vom jetzigen Schah angelegte, nach dem Namen seines Stamms benannte Lustschloß Tachti Kadschar, d. i. der Thron der Kascharen, mit einem einzigen gemalten Saale. (Bey Johnson [2]) nach der falschen indisch-englischen persischen Aussprache Tukhte Kudjera.) Der Garten des Wekils heißt heute Dschihannuma, die Gemächer des Pallastes sind außerordentlich reich mit schönem Tebriser Marmor, mit Gold und Schmelz eingelegt [3]). Von den Fenstern eine herrliche Aussicht auf Schiraf, die Morier von hier aus zeichnete [4]), in der Mitte des Gartens ein Lusthaus, Kulahi Frengi, d. i. fränkische Haube genannt, dergleichen schon in den Gärten von Tebris und Tehran vorgekommen sind.

Zwey englische Meilen N. O. von der Stadt ist in einem unfruchtbaren Winkel das Grab Saadi's, unter einem unansehnlichen von Kerim Chan errichteten, und schon wieder halb verwüsteten Gebäude. Der Brunnen Saadi's mit heiligen Fischen, ist ein Rest der alten Fischverehrung des Orients; auf dem Gipfel des Hügels, der Saadis Berg heißt, sind die Ruinen des Schlosses Kalai Bender, und auf dem Abhange gegen Schiraf, der seiner Tiefe wegen berühmte Brunn, den Chardin und andere Reisende beschrieben haben [5]).

An dem Fuße dieses Hügels ist der schöne Garten Dilkuscha, d. i. Herzerheiternd, der wie andere der Regierung gehörige Gärten an Gärtner, welche die Blumen und Früchte verkaufen, verpachtet ist [6]). Rechts auf dem Wege von Ißfahan sind die Ruinen der schönen von Hafis so oft gepriesenen Vorstadt Moßella mit seinem Grabmale, nicht ferne von der mit blaugrünlichter Kuppel gedeckten Moschee Mir Hamsa's. Die zwey sehr originellen Portraite von Hafis und Saadi, die sich in einem Saale der Dschihannuma befinden, hat

[1]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 62. [2]) *Johnson's* journey Chap. V. [3]) *Morier's* (first) journey. [4]) Ebend. 106. [5]) *Morier's* (second) journey p. 62. *Johnson's* journey Chap. V. [6]) *Morier's* (second) journey p. 63. *Dupré* II. p. 5.

Johnson mitgetheilt [1]). Beyde als Derwische Hafis, mit einem Prügel und der Derwischenschale, Saadi mit einem Blumenkorbe und Streithammer (Tschakan). Andere als Wallfahrtsörter besuchte Grabstätten sind die von Heftten, d. i. die sieben (heiligen) Leiber, von Tschehelten, d. i. der vierzig (heiligen) Leiber, mit Gärten auf dem Wege nach der Schlucht, welche zur schönen Aussicht Allah Ekber führt [2]); dann das schon erwähnte Grab Mir Ali's, des Sohns Hamsa's des Enkels des siebenten Imam Mursa [3]). Von den sieben Kollegien (Medresse) sind die besuchtesten das des Imam Kulichans, das von Haschem, dem Vater des Großvesirs Ibrahims, das des Mudsechtehid, das des Wekil (Kerimchan's) ward nicht vollendet [4]). Von den sieben Karawanserais ist das Kaißarije, von Imam Kulichan erbaut, das besterhaltene, eines heißt Dabbaghan, d. i. der Gärber, ein anderes Dajaghan, d. i. der Färber, ein drittes Hinduian, d. i. der Inder. Schiras ist berühmt durch seine Pferde und Waffen, durch die Kunst seiner Arbeiten in Schmelz, seine Siegelstecher, Töpfer und Steinmetze [5]). Die Cypressen von Schiras sind eben so berühmt als die Platanen von Ißfahan. Die Stadt trägt den Ehrennamen Darolilm, d. i. Haus der Wissenschaft und Burdscholewlia, die Burg der Heiligen. Die alte Moschee ward nicht, wie Morier sagt, unter dem Chalifate von Ali (denn Schiras ward erst von Hedschadsch gegründet), sondern von Amru Ben Lais erbaut. Zwey andere Moscheen tragen den Namen Saad Ben Sengi's, dem Saadi das Gulistan widmete, und Sangar's; auch sind zu Schiras Mohamed der Sohn des Imams Mussa, der Gramatiker Sibuje, der Scheich Abdollah Chafif und der Scheich Rusdschihan begraben [6]).

Unter die schönen Spaziergänge von Schiras gehört der von Chaldschan, auf dem Wege nach dem Berge Derak, und die der abführenden Heilquelle Abdschascht, zehn Farsangen von Schiras [7]). Die zwey und dreyßig zu Schiras gehörigen Dörfer werden in die zwey Distrikte Karabagh und Tschubesar (Subasar?) eingetheilt [8]). Die Bevölkerung besteht aus zehntausend persischen, dreyßig armenischen, vierhundert jüdischen Familien; die Glashütten, Seiden-, Wollfabriken zahlen eine jährliche Abgabe von dreyßig bis hundert und

---

[1]) *Johnsons* journey Chap. V. [2]) Eben da und *Morier's* (first) journey p. 104. [3]) Ebend. S. 103. [4]) Ebend. 102. [5]) *Johnson's* journey Chap. V. [6]) Dschihannuma S. 263. [7]) Ebend. [8]) *Dupré* II. p. 8.

funfzig Toman; Gewehrfabriken sind allein siebzehn, die Säbel streiten mit denen von Ißfahan, Meschhed, Kaswin an Güte, der Stahl kömmt von Lahor in Scheiben, und wie Dupré versichert, nicht von Chorassan (indessen heißen doch die besten persischen Klingen Kara Chorassani); auch ist hier eine Pulverfabrik, wozu der Salpeter von Lar hergeschafft wird. Die Ausfuhr besteht meistens in Tabak, Glas, Pfeifen, Töpferwaaren, Klingen, Seidenzeugen; die jährlichen Einkünfte werden auf 400,000 Toman berechnet [1]). Südöstlich von Schiraf liegen die schon oben bey den Alterthümern erwähnten Ruinen Mesdschid (nicht Meshed), d. i. die Moschee der Mutter Salomons [2]). Drey englische Meilen nördlich von Schiraf heißt ein mit Weiden bepflanzter Ort Chalaatpuschan, d. i. der Ort wo die Ehrenkleider angezogen werden, weil der Statthalter, wenn ihm ein Ehrenkleid vom Schah gesendet wird, demselben bis hieher entgegen geht, und es hier anzieht [3]). Hier ist auch ein Badschgah, d. i. Zollamt mit Rahdarn, d. i. Wegübergehern, welche die Steuereinnehmer sind. Ein verwüstetes Karawanserai mit einem kleinen Flüßchen, dem von Hafis so hoch gepriesenen Roknabad [4]).

Sergan, fünf Farsangen von Schiraf, es liegt nach dem Kompaß 42° N. W., vom schneeigen Gipfel des entfernten Bergs Scheschper, der seiner herrlichen Quellen wegen berühmt ist [5]). Die Maultreiber der südlichen Provinzen sind meistens von Sergan.

Ardekan, nicht fern vom Berge Scheschper, eine Stadt beyläufig von derselben Größe wie Sergan, d. i. von dreyhundert Häusern [6]).

Das Dorf Bendemir, wo der berühmte Damm und Brücke über den Fluß Araxes [7]), nach den Dörfern Seidun Kenare Mirgasgun und Siwend führt [8]).

Noch haben künftige Reisende zu bestimmen, wo die von Bacui erwähnte Stadt Kardfana Chosru, welche Asaded dewlet bey Schiraf erbaut haben soll, zu suchen sey. Er leitete einen Kanal dahin, und legte einen Garten an.

Der Kreis von Istachr. Istachr, 88° 30 L. 30 Br. nach dem Dschihannuma 88° 30′ L. 30° 5′ Br. nach Bacui [9]), von Istachr, dem Sohne des Kejumers so genannt, das alte Persepolis, von Huscheng vergrößert, von

[1]) *Dupré* S. 14. [2]) *Morier's* (second) journey p. 64. [3]) Ebend. S. 69. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Dschihannuma S. 265. [8]) Notices et extraits des Mscpt. p. 424. [9]) Dschihannuma S. 265.

Behmen oder Humai vollendet, von drey Schlössern auf drey Bergen vertheidigt; diese Schlösser heißen Istachr, die Zitadelle, Schikeste und Schigran. Der Umfang der alten Stadt soll zehn Farsangen breit, und vier lang gewesen seyn, und also den größten Theil der Fläche Merdescht begriffen haben, welche von Alterthümern wimmelt. Istachr war das Schloß, Tschehelminar, d. i. die vierzig Säulen der Pallast. Der Ruinen ist oben erwähnt worden, und hier nur beyzufügen, daß das Dschihannuma sowohl der Wasserleitungen, welche vom Berge warmes Wasser in den Pallast geleitet haben sollen, als der größten von Chardin erwähnten unterirdischen Grotten, und zwar der letzten unter den Namen von Sindanibad Meldung macht [1]. Die in der Ebene von Merdescht gelegenen Alterthümer von Naksch Rostem und Naksch Redscheb, von Nakarachanei Dschemschid, Haremi Dschemschid und Sindan Dschemschid, d. i. Dschemschids Musikhaus, Harem und Kerker, ist bereits oben gedacht worden, so auch der Ruinen von Murghab oder Meschhedi Maderi Suleiman, die Grabstätte der Mutter Salomons im Thale des in den Bendemir einfließenden Polbar oder Siwend, der Medus der Alten. Dieser Murghab, d. i. Vogelwasser, ist nicht zu verwechseln mit der Quelle Ab Murghan, d. i. Wasser der Vögel, das (S. Kämpfer S. 357) bey Mesdschid Maderi Suleiman, wie jenes bey Meschhed Maderi Suleiman gelegen ist. Daß das erste, nämlich Murghab, die Heuschreckenvogelquelle sey, wie Grotefend (in den Zusätzen zu Heeren S. 652) meint, scheint nicht dem so, weil diese (laut Kaswini, Bacui und Dschihannuma) zu Semirem oder Semiram 85° 40′ L. 30° 15′ Br. quillt, und die Bewohner Semiram's (laut dem Dschihannuma [2]), blos Zisternenwasser trinken, während die Bewohner von Murghab der Fluß Siwend tränkt.

Kein Theil von Fars ist von neueren sowohl als älteren Reisebeschreibern so umständlich beschrieben worden, als der Distrikt von Istachr, nicht nur wegen der hier gelegenen Ruinen von Persepolis willen, sondern auch wegen der diesen Distrikt in gerader Linie durschneidenden Straße von Schiraf nach Isfahan, den beyden großen Brennpunkten des Handels. Die auf diesem Wege liegenden Oerter sind nach Murghab (bey

---

[1]) Notices et extraits des Mcspts, p. 488. [2]) Dschihannuma 268 Dort wird Semiram zum Kreise von Ardeschir gerechnet, so auch das Dorf Dschovarim, bey Petit de la croix Hist. de *Timour* II. p. 102 heißt es Jouyem.

Dupré *Morgap* [1]), die Karawanserais Chanei Kergan (bey Morier *Khoneh Korgaun* [2]), bey Dupré *Khouni Kiergoun* [3]), das Karawanserai Dewid (bey Dupré *Debit* [4]), bey Morier *Deibeed* [5]), Tscholgistan (bey Morier *Sholgistoon* [6]), bey Dupré *Tchiolguistoun* [7]), Sürme (bey Morier *Surmek* [8]), bey Dupré *Surme* [9]), dann Jesdchast, eine kleine Stadt, bey der sich, mit dieser von Morier und Dupré über Murghab verfolgten Seitenstraße, die große über Audschan führende vereint, auf welcher Johnson reiste. Beyde dieser Straßen sind auf der Karte Laprés mit ihren Zwischenörtern sehr genau angegeben. Auf der gewöhnlichen Straße liegen: Fethabad (bey Johnson verschrieben *Cuttabad* [10]), Majin (von Johnson mit dem zwischen Jesdchast und Ißfahan gelegenen *Majar* so verwechselt, daß er das erste Mayar [11]), das zweyte Mayen nennt, also gerade umgekehrt. Chardin (Th. IX. S. 42) und Kämpfer (IV. S. 293), welche beyde sammt den Karten Wahls und Lapie's den ersten Ort Main nennen, bezeugen diese Verwechselung; nach dem Dschihannuma heißt dieser Ort Mabin, im Gebirge auf dem Wege von Köschkerd gelegen, eine kleine Stadt, nördlich, von welcher das Grabmal Ismails, des Sohns Mussa's Kasim, mit einem beträchtlichen Dorfe Imamsade Ismail genannt [12]). Main, Majin oder Mabin ist seiner herrlichen Granaten wegen berühmt [13]).

Audschan im Mittelpunkte einer Ebne, die beyläufig acht englische Meilen breit, sich etwa funfzig in der Länge von Nordwest nach Südost erstreckt. Diese Ebene ist in der persischen Geschichte als der Lieblingsjagdort Behramgurs berühmt; zwölf englische Meilen von Audschan, beym Dorfe Aspar, zeigt man den Morast, welcher diesen jagdliebenden Herrscher auf der Jagd eines wilden Esels sammt seinem Pferde verschlang [14]). Bey Chardin heißt der Ort Ujon [15]), bey Johnsohn Oojen. Die zwey folgenden zwischen hier und Jesdchast gelegenen Oerter, bey Johnson Kooshkezerd und Dehgurdon [16]), bey Lapie Kochkeuzar und Dek-Guierdoun, worin Kuschguser und Dih Gerdan kaum zu erkennen ist.

---

1) *Dupré* I. p, 305. 2) *Morier's* (first) journey p. 147. 3) *Dupré* I. 303. 4) Ebend. S. 304. 5) *Morier's* (first) journey p. 147. 6) Ebend. 151. 7) *Dupré* I. p. 300. 8) *Morier's* (first) journey p. 151. 9) *Dupré* I. 302. 10) *Johnson's* journey Chap. VII. 11) Ebend. 12) Dschihannuma S. 267. 13) *Chardin* IX. p. 42. 14) *Johnson's* journey Ch. VII. 15) *Chardin* IX. p. 42. 16) *Johnson's* journey Ch. VII.

Jesdchuast, malerisch auf einer Felsenanhöhe hängend an dem östlichen Ende einer Schlucht, welche die wohlbewässerte Ebne von Jesdchuast durchschneidet [1]). Eine Königinn aus der Familie Seffi erbaute hier eine schöne Karawanserai und eine Moschee, auch ist in eben dem Orte die Grabstätte eines Imamsade. Die Bevölkerung besteht etwa aus zweytausend Seelen; die Erzeugnisse sind Baumwolle, Reiß und vorzüglich schönes Getreide, so daß Jesdchast durch die Weiße und Güte seines Brotes berühmt ist; das persische Sprichwort sagt, zum vollständigen Lebensgenusse gehöre Brot von Jesdchuast, Wein von Schiras, und ein Mädchen von Jèsd [2]). Diese letzte, ebenfalls in diesem Distrikte, aber östlich am Rande der Wüste gelegene Stadt ist eben so wenig mit Jesdchuast (welches im Dschihannuma Jesdchor heißt) zu verwechseln, als die beyden zwischen Jesdchuast und Ißfahan gelegenen Oerter Kumescha und Majar, mit Kum und Majin zu verwechseln sind. Jesdchuast ist die Gränzfestung zwischen Fars und Irakadschem, zwischen den Gebieten von Schiras und Ißfahan, und Jesd ist die Gränzstadt zwischen Fars und Kuhistan am Rande der Wüste.

Jesd, nach dem Dschihannuma 89 L. 32 Br. [3]), nach Bacui 89° 5′ L. 32° 5′ Br. [4]), nach den persischen Tafeln 92° 15′ L. 32° 15 Br. [5]), nach Trezel (bey Dupré) 32° 14′ Br. [6]), an der Gränze der großen Wüste und von Kuhistan gelegen, eine Stadt von beyläufig 35,000 Einwohner, worunter viertausend Gebern oder Feueranbeter, und vier und zwanzig jüdische Familien [7]), ist durch seine Stoffe, durch die Schönheit seiner Lage und Bewohner, eine der besuchenswerthesten Städte Persiens; sie ist dennoch nur von einem einzigen der hier recensirten Reisenden, nämlich von Dupré besucht, und von Kinneir in seiner geographischen Uebersicht des persischen Reichs als der Stapelplatz zwischen Hindostan, Bochara und Persien mit 20,000 Häusern erwähnt worden. Macdonald Kinneir führt dieselbe irrig in der Landschaft Irak Adschem auf, während das Dschihannuma dieselbe ausdrücklich in den Distrikt Kurei Jsstachr versetzt [8]). Die Seidenstoffe von Jesd und die Teppiche von Baft, einem acht eng-

[1]) *Morier's* first journey p. 162. [2]) *Le Bruyn* IV. p. 285, bey Le Bruyn sind alle Namen verderbt nach holländischer Aussprache zu lesen, so schreibt er Jesdegales statt Jesdchuast, Zjieraas statt Schiras, Oesjoen statt Udschan u. s. w. [3]) Dschihannuma 267. [4]) Notices des Mscpts du *Roi* p. 464 [5]) *Dupré* II. p. 95. [6]) Ebend. [7]) *Macdonald Kinneir* p. 113. [8]) Dschihannuma S. 267.

lische Meilen davon entlegenen Dorfe, sind die vorzüglichsten Persiens. Die Stadt hat neun (bey Dupré [1]) mit ihren Namen aufgezählte) Thore, vier große wissenschaftliche Kollegien (Medresse), und unter zwanzig Moscheen eine mit vier Minarets und grünlakirten Kuppeln, vier und zwanzig Karawanserais, wovon zwölf als Absteigquartiere für Fremde, und zwölf als Niederlage für Waaren [2]); der größte Theil der Karawanserais sowohl als die meisten der mit Waaren reich besetzten Basare gehören dem Statthalter (dem Prinzen Hassan Ali Mirsa), welcher für den Schah jährlich 40,000 Tomans einnimmt. Es sind zu Jesd mehrere Zuckerraffinerien, vier und dreyßig Werkstätten von Waffenschmieden, wovon dreyzehn allein Säbel und Dolche verfertigen [3]). Die schönsten der hier verfertigten Seidenstoffe heißen Sundus [4]) und Deraji [5]); auch verfertigt man hier (wie in Kerman) Shawle von verschiedenen Farben, einfärbige und gestreifte. Die Fabrikanten zahlen jährlich eine Abgabe von zehn bis fünfzig Tomans, außer der Stempeltaxe. Sechsmal des Jahrs bringen die Karawanen von Herat, Kaschmirshawle, indischen Stahl, die von Meschhed Schafsfelle von Bochara, die von Ißfahan und Schiras europäische Waaren, russisches Kupfer und Seide aus Gilan, indem Jesd selbst kaum zweytausend Batman Seide erzeugt [6]).

Die Zahl der Gebern, die sowohl Jesd bewohnen, als in funfzehn (bey Dupré II. S. 101 benannten) Dörfern zerstreut sind, beläuft sich auf achttausend; ruhig vom Ackerbau und Gewerbfleiß lebend, zahlen sie dem Statthalter sechstausend Toman, und werden von ihm dafür nicht geschützt, sondern hart gedrängt [7]). Ihr großer Feuertempel liegt in Ruinen, die Sprache der Sendbücher ist ihnen nicht mehr bekannt, und das Persische ist ihnen geläufiger als die alte Sprache, so wie den Griechen in der asiatischen Türkey das Türkische bekannter ist, als das Altgriechische [8]); über den Kultus derselben verbreitet sich das dritte Kapitel des ersten Theils von Ouseley's Reisebeschreibung umständlich, mit Hinweisung auf die bekannten Quellen [9]).

Der kleine Fluß Mehrif bewässert das wenige gute Erdreich zwischen der Stadt Jesd in der Wüste, welches fruchtbar an vortrefflichen Feigen, Trauben und Melonen; das Thal von Baft gehört unter die schönsten Spaziergänge Persiens, vier

---

[1]) *Dupré* II. p. 96. [2]) Ebend. [3]) Ebend. S. 98. [4]) Notices et extraits des Mscpt. du *Roi* 464. [5]) *Dupré* II. p. 98. [6]) Ebend. S. 99 [7]) *Dupré* II. p. 102. [8]) Ebend. S. 105. [9]) *Ouseley's* travels I. p. 102. Dschihannuma S. 267.

Farsangen von Jesd entlegen, vom Flusse (Debala [1]) in die warme und kalte Gegend (Germsir und Serdsir getheilt.

Aberkuh, auf der Straße von Schiraf nach Jesd, an der Gränze von Ir'ak Adschem, der Hauptort eines Distrikts von funfzehn (bey Dupré II. S. 85) genannten Dörfern, zahlt jährlich tausend Toman Geld, und zweytausend Batman Getreid an Abgaben; der Handel besteht in Färberroth (Garance) und Ziegenhaar, woraus die Shawle der gemeinsten Gattung verfertigt werden. Nach den Dörfern Schemsabad und Sefidabad geht der Weg (von Aberkuh nach Jesd) schon durch eine Strecke der Wüste, worin blos eine Salzlache [2]). Dann folgen die Oerter Dihschir, Bote, Turunpusch, Schahabad Feraschah (bey d'Anville Feragué), Sinutsch, Taft (wo nebst den Filzen auch feine Leinwand verfertigt, und zu Ologurd gedruckt wird), Hassani, Babaschah, Fadi, Mubarekie, Tscham, Abrischun, Jesd [3]). Aber diese Oerter, welche auf der Route Duprés ordentlich beschrieben sind, fehlen auf der von Lapie zu Duprés Reisebeschreibung verfertigten Karte.

Der Kreis Kurei Kobad. Hier folgt auf den besuchtesten der Distrikte von Fars der unbesuchteste, indem seit Jahrhunderten bis auf M. Kinneir kein europäischer Reisende diesen westlichen Theil der Landschaft Fars betreten, oder wenigstens darüber nicht Bericht erstattet hat. Die Ursache davon ist nicht nur, daß die gerade Straße von Norden nach Süden (oder umgekehrt), welche die Karawanen und Reisenden ziehen, hier nicht durchläuft, sondern vorzüglich die Gefahren, welche dem Reisenden von dem räuberischen Stamme der Memasena drohen würden: Dieses Räubervolk (bey Dupré in der Aufzählung der Stämme Memessani [4]) genannt), sind die Memaceni [5]), deren schon Kurtius jenseits des Oxus erwähnt, und die damals den Lauf Alexanders aufhielten, wie heute den von Karawanen. Sie bewohnen den ganzen östlichen Theil von Fars, der an Chusistan und Loristan gränzt, von Kasrun angefangen bis nach Kalai Sefid, dem Hauptorte des Distrikts Kobad. Die Schilderungen, welche Morier davon sowohl in seiner ersten als zweyten Reise entwirft, sind freylich nicht gemacht, den Reisenden zum Besuche der in dieser Gegend gelegenen paradiesischen Gegend (Schaabbewan) und der Merkwürdigkeiten von Kalai Sefid aufzumuntern:

---

[1]) *Dupré* II. p. 92. [2]) Ebend. S. 87. [3]) Ebend. von S. 88 bis 94. [4]) *Dupré* II. p. 468. [5]) Memaceni valida gens. Curt. VII.

The mountains (of *Kaumaridge*) through which we passed were infested by a race of robbers called the *Memeh Sunni*. They live in the deepest recesses of their wild valleys, and commit their depredations on the unguarded travellers with an impunity quite characteristic of the state of the country. Although some attempts have been made to terrify them into submission, by inflicting the severest tortures on the few individuals who have chanced to be caught, yet the example has been lost on the living, and the love of independance and plunder has outweighd the terrors of barbarous punishment and ignominious death.

The abrupt formation of their mountain haunts, (labyrinths to those who have not long practiced them) favours this community so materially, that instances have been known of their having snatched from the very centre of the caravan, some traveller who promise less resistance then his companions or some well loaded mule, that seemed to annoume more booty then others. When Brigadier General *Malcolm* went through their mountaius on a former mission, the robbers bore of some of his mules, which caried part of the rich presents destined for the king of Persia. So firmly are they now established in their fastnesses, that the neighbouring Khans and Governors of districts have chosen, since the evil itself was inevitable, to take a part in its advantages, and, it is said, maintain their own agents amongst the *Memeh Sunni*, with whom they have stipulated agreements about the fruits of their plunder [1]). Their principal haunts are the mountains in the vicinity of the *Kaleh Sefid*, and the *Kaleh* itself an almost inaccessible rock which oommands a part leading into *Fars* Their numbers at the present day are reckoned at ten to twelve thousand horses. They have a tradition, that they are the descendents of *Rustam* the Persian hero, and pride hemselves greatly upon their ancient origin. Two of their principal tribes are indeed called the *Rustamee* and the *Zaulu*; and as the feats of there personages are related at full length in the Shahnameh of *Ferdousi*, they read that book with avidity, and it is a common occurrence to hear some of the lowest of them reciting passages from it with greet rapture and enthusiasm [2]).

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten, zum Hauptsitze der Ma-

[1]) *Morier's* (first) journey p. 82. [2]) *Morier's* (second) journey p. 47.

masonni, d. i. nach Kalai Sefid, dem weißen Schlosse vorzudringen, hat dasselbe dennoch der unermüdete und unerschrockene Reisende Herr Macdonald Kinneir besucht, und die unbezwingliche Festigkeit desselben beschrieben.

Kalai Sefid oder Espid, auch Saidabad oder Kalai Siad genannt, ein unbezwinglich festes Schloß auf einem vereinzelten Berge von zwanzig Farsangen im Umfange; zur Zeit Ali's residirte hier Siad aus der Familie Ommias als Statthalter von Persien, unter den Seldschugiden erneuerte es Abn Naßr Dewani [1]). Eine Farsange ober demselben liegt die Stadt.

Newbendschan auch Neubendgan genannt, 87° 30′ L. 30° 30′ Br., eine vormals sehr große, dann verwüstete, hernach aber vom Atabegen Dschauli wieder erbaute Stadt; die Luft warm, der Boden fruchtbar; zwey Farsangen davon ist das berühmte schöne Thal Schaab Bewan, eines der vier Paradiese Asiens, von Motenobbi besungen [2]).

Baisa, von Einigen noch zum Kreise von Istachr gerechnet, weil es nur eine Tagreise von Schiraf abliegt, unter dem 88 L. 30 Br., den Namen hat die Stadt von den weißen Steinen, aus denen dieselbe erbaut ist [3]). (Weiß, auf arabisch Beisa, auf persisch Sefid.) Es gibt hier Trauben, die zehn Mikale wiegen, und Aepfel von zwey Spannen im Umfang [4]). Die Ebene von zehn Farsangen im Gevierten ist eine der schönsten von Persien. Als Erbauer der Stadt wird Guschtrasb genannt.

Ardschan oder Arghan, 85° 30 L. 31° Br. nach dem Dschihannuma [5]) 86° 30′ L. 35° 30′ Br. nach Bacui [6]), an der äußersten Gränze von Fars und Chusistan gelegen, eine große Stadt mit sieben Thoren, mit mehreren Moscheen und Basaren, berühmt durch Oliven, Feigen, Datteln, Granatäpfel, besonders aber durch seine Seife. Die Brücke über den Tab (Orontes) ist eines der größten Meisterstücke neuerer persischen Baukunst, dieselbe besteht aus einem einzigen Bogen,

[1]) Dschihannuma S. 271 l. Z., bey *Chardin* IX p. 160. Ils appellent ce merveilleux ouvrage *Calaa dive sefid*, c. a. d. le Chateau du démon blanc, et ils prétendent que c'est là où il enferma le géant *Rustem* ou *Hercule* après de longs combats. Diese Sage stimmt mit dem, was oben von der Heldensage der Mamasseni angeführt worden, zusammen. S. auch Macdonald Kinneir S. 73.

[2]) Dschihannuma S. 270. und *Bacui* dans les extraits II. p. 442. [3]) Ebend. S. 266. [4]) *Bacui* dans les notices des Mscpts. du *Roi* II. 429. [5]) Dschihannuma S. 271. [6]) *Bacoui* dans les extraits des Mscpts. du *Roi* p. 422.

funfzig Ellen hoch, und hundert und sechzig weit. Die Einwohner sind meistens Kamehltreiber. In der Nähe ist das Kloster Tanbur, und beym Dorfe Tarian ist ein sehr tiefer Brunn, dessen Wasser eine Mühle treibt [1]). Die Stadt Ardschan ist nach dem Dschihannuma Dschebelije, Schlije, Berrije und Bahrije, d. i. zugleich am Berg, im Thal, im Land und am Meer gelegen, weil sie von dem letzten nur eine Tagreise entfernt ist. Der Hafen derselben ist

Mehrujan, auch Mahrujan, d. i. Mondgesichter geheißen, 86 L. 30 Br., die Luft ist warm und ungesund, aber von belebtem Handel als der erste Hafen der persischen Küste und der erste Stapelort des Verkehrs mit Chusistan [2]). Der geographisch-lehrreichste uns bekannte Bericht über die Straße von Chusistan nach Fars ist die Marschroute Timurs in der Geschichte Schereseddins von Jesd. Le quatrième il traversa la rivière d'*Abargoün* (der Gränzfluß zwischen Chusistan und Fars, d. i. der Tab oder Oroafes) et alla camper à *Behbehan*. Le cinquième du même mois il passa la rivière d'*Abchirin (Brizane)*, et campa dans la plaine de *Lachter*. Le sixième du mois il passa à *Kedge Havas*, et campa à la source de la rivière de *Canbidac* (der zu Benderig mündende Rhogonis). Le septième il campa au village de *Joulaha*. Le huitième il passa à *Bacht*, traversa la rivière d'*Abchob* (das Flüßchen des Thals Schaab Bewan), et campa à *Malemir Chal*. Le neuvième il passa le fleuve *Cavedan* (der Chischt oder Granicus), où il s'informa de la forteresse de *Calaasefid*; de là il alla loger à *Neubendgan*. Le dixième il rangea son armée en bataille, et alla camper au pied de *Calaasefid*, qui est une des plus fortes citadelles d'*Asie* [3]).

Der Distrikt von Darabdscherd. Der größte Theil dieses Distrikts wurde ehemals auch die Landschaft Schubankare genannt, von der hier herrschenden Familie dieses Namens. Derselbe begreift den östlichsten Theil von Fars, der gegen Osten an Kerman, gegen Süden an die Landschaft Lar, gegen Westen an den Distrikt Dschur (Firusabad), und mittelst dessen an den Distrikt von Schabur gränzt. Dschur,

---

[1]) Dschihannuma S. 271. [2]) Histoire de *Timurbec* par *Petit de la Croix*, II. p. 185. [3]) Drey und eine halbe englische Meilen davon ist der Kotel Sourab (Sohrab?), einer der beschwerlichsten und engsten Päße in Persien, welchen Macdonald Kinneir mit der großten Wahrscheinlichkeit fur die *Portas Persicas* hält, p. 74.

welches ehemals zum Distrikte Kurei Ardaschir gehörte, wird von Einigen als eine besondere Abtheilung aufgeführt, von Anderen zu der von Darabdscherd geschlagen. Wir haben hier die letzte Anordnung aus keiner anderen Ursache vorgezogen, als um die drey alten Städte Darabdscherd, Farsa, und Firusabad (der Hauptort von Dschur) neben einander zu stellen. G. W. Ouseley hat die Alterthümer derselben auf einem besonderen Ausfluge untersucht und beschrieben. Zwar ist auch Dupré sowohl zu Darabdscherd als zu Firusabad durchgekommen, aber er erwähnt der von G. W. Ouseley beschriebenen, und schon früher in Macdonald Kinneir's Werke zur europäischen Kenntniß gebrachten Ruinen und Sculpturen mit keinem Worte; ein neuer Beweis, wie verschiedene Augen verschieden sehen, und wie, ungeachtet der Beschreibung von vielen Vorgängern, einem späteren Reisenden immer noch Vieles von jenen Uebersehenes zu beobachten übrig bleibt. Deßhalb macht auch von den besten Reisebeschreibungen keine die Lesung der anderen überflüssig, denn jeder Reisende hat das Land und Volk aus einem anderen Gesichtspunkte von Kenntniß und Liebhaberey betrachtet. So ist von den hier recensirten vorzüglichsten Werken das von Macdonald Kinneir vorzüglich für den Geographen, G. W. Ouseley's zunächst vom Orientalisten und Antiquar für den Orientalisten und Antiquar, das von Dupré aus dem Gesichtspunkte der Oekonomie und des Handels, das von Morier mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche, und beständiger Vergleichung derselben mit der ältesten Sitte des Orients, wie dieselbe in der Bibel sich findet, geschrieben worden, und die Mehrzahl der Leser werden die zwey Reisen Morier's mit Recht vor allen andern ansprechen.

Darabdscherd oder Darabgerd, 91° L. 29° 30′ Br. nach dem Dschihannuma[1]), bey Tavernier[2]) (nach den persischen Tafeln) 80° 15′ L. 30° 15′ Br., in der Mitte eine Fläche, auf einem vereinzelten Hügel ist das Schloß gebaut, welches den Mittelpunkt der Stadt macht, die rings herum einen Kreis einer Farsange bildet. Die benachbarten Berge geben Salz von siebenerley Farben, Quecksilber, und die beste Mumie[3]), d. i. ein in Beinbrüchen mit dem größten Erfolge gebrauchtes Wunderharz, dessen geringere Sorten auch im Gebirge von Ardschan[4])

---

[1]) Dschihannuma S. 268, auch Abulfeda. [2]) Tavernier's Städteregister zu Ende des dritten Buchs seiner Reisebeschreibung. [3]) Dschihannuma S. 268, und *Bacoui* dans les notices et extraits des Mscts. du Roi, p. 435. [4]) Eben da 422.

und Lar [1]) erzeugt werden. Vortreffliche Limonien, Orangen und Aepfel [2]). Als Erbauer wird derselbe, wie bey Fesa, nämlich Behmen, der Sohn Isfendiar's angegeben; es ist zwölf Farsangen östlich von Fessa, und zwey und vierzig von Schiraf entfernt. Eine halbe Stunde von der Stadt sind die herrlichen, von S. W. Ouseley beschriebenen Sculpturen, welche mancher von den Einwohnern, die Herrn Ouseley dahin begleiteten, zum ersten Mal in seinem Leben sah, so daß man sich nicht wundern darf, wenn andere Reisende bisher davon keine Kunde gegeben und gehabt haben [3]). Wir halten Darabdscherd für Pasargada aus folgenden Gründen: die Lage desselben entspricht der von Plinius angegebenen, im äußersten Osten: Praeterea habet *Persis* in extremis finibus *Laodiceam* ab *Antiocho* conditam. *Inde* ad Orientem Magi obtinent *Pasargadas* castellum. Pasargadá lag also noch östlicher als das in extremis finibus gelegene Laodicea. Dasselbe lag laut Strabo am Araxes, welchen Höck [4]) als einen und denselben mit dem Cyrus (Bendemir) annimmt, während dieselben zwey ganz verschiedene Flüsse sind. Der durch das hohle Persien, fließende Araxes oder Agradatos fällt in den See Bachtegan der bey Pasárgadá vorbeyfließende Fluß fiel aber in den persischen Meerbusen Flumen *Siliogagus* quo septimo die *Pasargadas* navigatur [5]). Dieser ist aber, wie schon oben bey den Flüssen gezeigt worden, kein anderer als der Sitacus Arrians, der Sitaregan der orientalischen Geographen, welcher den von Dschur (Cyropolis) kommenden Fluß aufnimmt, und deßhalb auch Cyrus genannt ward; dieser fließt (s. die Karte Lapies) bey Darabdscherd vorbey, und geht dann ins Meer.

Eine für die Bestimmung der südöstlichen Lage von Pasargada nicht unwichtige, von Höck nicht angeführte Stelle ist die Marcians, welcher den Stamm der Pasargaden auf die südliche Küste von Kerman setzt [6]). Um sich von der Ungereimtheit der Annahme von Pasargadá an die Stelle von Murghab zu überzeugen, nehme man nur die Karte und den Arrianus zur Hand; auf dem Hinzuge von Westen nach Osten kommt Alexander durch die persischen Päſſe (Surchab) erst nach Persepolis, dann nach Pasargadá (III. 18.), und auf dem Rückwege aus Indien von der Hauptstadt

---

[1]) Kämpfer. [2]) *Macdonald Kinneir*, p. 75. [3]) *Ouseley* I. p. 163. [4]) Vet. Mediae et *Persiae* monumenta, p. 58. [5]) *Plinius* LVI. XVIII. [6]) Ἀπὸ καρπέλλης ἄκρας εις κανεάτιν πολιν σάδια ά ἐνταῦθα παροικουσιν οἱ καλουμενοι Πασάργαδες ου Καρμανῶν ὄντες ἐγγύς. Marcians Periplos.

Karamaniens gleich nach Pasargadä (VI. 28.); wäre diese Stadt zu Murghab gelegen gewesen, so hätte er nicht nur im Rückzuge (wie schon Höck treffend bemerkt) einen sehr zwecklosen unnöthigen Umweg gemacht, sondern er hätte ja durchaus eher nach Persepolis, als nach Pasargadä kommen müssen. Endlich kommt zu der geographisch-entscheidenden Bestimmung der östlichen Lage und des im persischen Meerbusen mündenden Flusses noch die philologische Uebereinstimmung der zweyten Hälfte Kerd [1]), des heutigen Namens mit dem Gada [2]), welches eines und dasselbe bedeutet, und wer den Verstümmlungen orientalischer Namen durch die Griechen, und griechischer durch die Orientalen nur die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird sehr natürlich finden, daß Pasargadä und Darabdscherd ein und derselbe Name seyn mögen.

Fessa, auch Bessa, 89° L. 29° Br. [3]) die größte Stadt des Distriktes von Darabdscherd [4]), sieben und zwanzig Farsangen von Schiras, so groß als dasselbe, ursprünglich ein Dreyeck, meistens aus Holz gebaut, von Hedschadsch, und dann vom Atabeg Dschauli erneuert. Dawider, daß hier Pasargadä nicht zu suchen sey, streitet nicht sowohl die Entfernung von Persepolis, als der Umstand, daß es an keinem im persischen Meerbusen beträchtlichem Flusse gelegen ist.

Firusabad, ehmals Dschur (Cyropolis) geheißen; erst der Dilemite Asadoddewlet veränderte den Namen Dschur in Firusabad [5]), berühmt durch das beste Rosenwasser, und die schon oben (bey den Monumenten) erwähnten Ruinen des alten Feuertempels.

Meimend, zwey Tagreisen östlich von Firusabad, reich an Korn und Datteln [6]).

Tir, ein Schloß, drey Farsangen südöstlich von Schiras, mit zwey Quellen [7]).

Kawar, eine kleine Stadt, in deren Umgebung viele Hirsche; die Mandeln und Granatäpfel sind vorzüglich. Schiras bezieht von hier mehrere seiner Lebensbedürfnisse [8]).

Das Schloß Schehadet, vier Farsangen von Firusabad, auf einem hohen Berge, von den Messudis erbaut [9]).

Das Schloß Chawadan, in der Nähe von Fossa [10]).

---

[1]) كرد [2]) كده Wahrscheinlich ist Pasargadä پسرکده von den Kindern (S. Polyän VII. 6.) [3]) Dschihannuma S. 269, auch Abulfeda. [4]) *Macdonald Kinneir* p. 75. [5]) Dschihannuma S. 264, auch Abulfeda. [6]) Ebend. S. 265. [7]) Ebend. [8]) Ebend. und *Dupré* I. 461. [9]) Ebend. S. 272. [10]) Ebend.

Das Schloß Kawian, auf einem Thonberge, und das Schloß Abada werden wie die zwey vorigen vom Dschihannuma unter die festesten Schlösser von Fars [1]) gezählt, aber ihre Lage nicht näher bestimmt. Vermuthlich ist das letzte das von Dupré [2]) erwähnte Abade.

Niris, 90° L. 29° Br., fünf Tagreisen östlich von Schiras, durch seine Stahlwaaren berühmt (von Chardin, Neris IX. p. 238), und als die Hauptstadt von Laristan genannt; von S. W. Ouseley besucht und beschrieben [3]).

Perek, 90° 50′ L. 29° 30′ Br. [4]), zwischen Niris und Darabdscherd, drey Farsangen von der letzten Stadt entlegen, mit einem festen Schlosse, welches die Gränze gegen Kerman macht.

Itsch oder Ik, ehmals der Hauptort des Distrikts Schubankara, 91° L. 29° 30′ Br., drey Tagreisen östlich von Schiras; zur Zeit der Seldschugiden legten hier die Ali Hassan eine Festung an [5]); nicht zu verwechseln mit Babek [6]).

Forg, südöstlich von Darabdscherd (wird von Dupré schon zu Laristan gerechnet), eine Festung von zweytausend Einwohnern, und Fabriken von blauem Kattun [7]).

Musaferi, auch Abgerm, von den warmen Quellen auf dem Wege von Schiras nach Firusabad, bey Dupré Mounsaferi [8]).

Karsin (bey Dupré Karri), südlich von Firusabad, 89° 30′ L. 28° 30′ Br. [9]), mit einem alten Schloß am Ufer des Flüßchens Mekars, welches Dupré zwar nicht nennt, aber den Ursprung und stillen Lauf desselben meldet [10]).

Das Dschihannuma nennt in der Nähe von Karsin noch das Städtchen Firuswird.

Dscharun, eine Stadt von viertausend Einwohnern, durch Erdbeben vielfältig zerstört; man verkauft hier Leinwand, Eisen und Tabak; südöstlich von Karsin, auf dem Wege nach Lar. Nördlich von Dscharun, auf der Straße nach Musafferi ist das Dorf Muhak [11]), dann das Dorf Kafr [12]) mit dem gleichnamigen Flüßchen. Zwischen beyden liegt das von früheren Rei-

---

[1]) Dschihannuma S. 272. [2]) *Dupré* I. p. 461. [3]) Dschihannuma S. 269. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) *Pottingers* Travels. [7]) *Dupré* I. 363. [8]) *Dupré* I. 461. [9]) Abulfeda, dann Dschihannuma S. 265, und *Dupré* I. 456, 458. [10]) Riviere tellement tranquille que le terrain seul nous fit juger qu'elle couloit de droite à gauche. [11]) *Chardin* IX. 204, *Dupré* I. 457. [12]) *Chardin* IX. p. 204, *Dupré* I. 458.

ferden, als Chardin [1]), Tavernier [2]), Bruyn [3]) als eine paradiesische Gegend geschilderte Thal von Tadwan, berühmt durch seine Orangen, Citronen und Gasellen, deren aber Dupré, der hier durchkam, eben so wenig gedenkt, als Kinneir bey Kalaifesid des paradiesischen Thals von Schaab bewan. Chardin erwähnt bey Dscharun noch der Abba-Fabriken und des Bergs Ajaudouchd (?) gemeiniglich der Berg von Dscharun [4])

Benaru, die Gränze von Laristan, nach der Angabe aller Reisenden [5]) in einem Thale, das den besten Tabak (Tenbaki) von Persien erzeugt; ein vom Gebirg kommendes Wasser tränkt die Felder dieses Orts und des demselben nördlich gelegenen Dorfes Dschuhun.

Madwan, ein Dorf [6]), am Fuße des die Mumia erzeugenden Bergs Darakuh, ist eben so wenig mit Tadwan, als das in Lar gelegene Tarun mit dem obigen Dscharun zu verwechseln.

Der Kreis von Schapur gränzt gegen Norden an den von Kobad, gegen Süden an das Meer, oder vielmehr an den schmalen Streif der Seeküste, welche den gemeinsamen Namen von Deschtistan führt, gegen Westen an Chusistan, und gegen Osten an den Kreis von Darabdscherd und die kleine Landschaft Laristan.

Schapur, die alte Hauptstadt des Landes [7]), von Schapur, dem Sohne Jesdedschirds erbaut, heute bloß in Ruinen, deren Felsensculpturen alle englischen Reisen[illegible], die aus Indien über Buschehr diesen Weg nach Schiraf gewandert sind, als Morier [8]), Ouseley [9]), Johnson [10]) beschrieben haben. Nur Dupré [11]), der auch diesen Weg kam, hat sich hier eben so wenig als zu Firusabad um Ruinen und Sculpturen bekümmert.

Kasrun, die heutige Hauptstadt der Landschaft, die größte Stapelstadt des Handelsverkehrs zwischen der Küste und zwischen Schiraf, 87° 30′ L. 29° 30′ Br. [12]), nach Kinneir

---

[1]) *Chardin* IX. 204. [2]) *Dadivan* V. Bd. 22. Kap. *Dupré* I. p. 456. [3]) *Bruyn* (V. 143.) der den Ort Taduryan meint, beschreibt hier die nur von ihm besuchten merkwürdigen Grotten der alten Feueranbeter. Gunigabran, eine Stunde vom Dorf, und ein wenig weiter ostwärts ein Wasserfall. [4]) *Chardin* IX. p. 206. [5]) *Tavernier*, *Chardin* und *Dupré* I. 448. [6]) I. 350. [7]) Dschihannuma S. 270, und *Bacui* dans les extraits des Mscts. du Roi II. p. 439. [8]) *Morier's* (first) journey, p. 86. second journey, p. 49, 50. [9]) I. p. 280. [10]) Chap. IV. [11]) *Dupré* II. p. 24. [12]) *Macdonald Kinneir's* geog. Memoir p. 64. Dschihannuma S. 269.

51° 43′ L. [13]), zwey Tagreisen vom Meere, in einer an Orangen, Citronen, und einer besonderen Art von Datteln (Chatlan) fruchtbaren Ebene. Dieselbe erzeugt auch Hanf, Baumwolle, und fabricirt Baumwollenstoffe. Des lebhaften Verkehrs willen heißt die Stadt das Damiat der Perser (Damiat Aadschim). Die Jasminen, Veilchen, Lotosblumen, Nareissen von Schabur und Kasrun sind nicht minder berühmt [1]) als die Ringer dieser Stadt. Nördlich des Thals von Kasrun ist ein Salzsee, und am Ende des Thals in einer Entfernung von sechzehn englischen Meilen sind die Ruinen von Schapur unmittelbar unter der östlichen Reihe von Bergen, an dem gleichnamigen kleinen Flusse, sehr romantisch zwischen Schluchten und Felsen. Die Sculpturen der Felsen sind wie die von Naksch Rustem, Nakschi Redscheb, Darabdscherd, Rei [2]), und die eine Stunde von Mesdschidi Maderi Suleiman entlegenen aus der Zeit Schapur's, des Sohns Ardeschir's, und haben wie jene entweder den Triumph über Valerian, den auswärtigen Feind, oder den Sieg errungener Herrschaft über einen inneren Nebenbuhler zum Gegenstande. Wir ziehen die Erklärung des Freyherrn S. de Sacy und Morier's [3]), daß hier ein gewaltsamer Streit um das Diadem abgebildet sey, der von S. W. Ouseley geäußerten Meinung [4]), daß die Mitregentschaft Schaburs mit seinem Vater Ardeschir vorgestellt werde, vor, weil Alles auf Kampf und Sieg, und nicht auf friedliche Theilnahme hindeutet.

Schehristan war eine ansehnliche Stadt in der Nähe von Kasrun, an dem Saume eines Bergs gelegen, in einer an Orangen, Citronen, Feigen, Oliven, Datteln fruchtbaren Gegend; dieser Ort wurde von den Bewohnern Kasruns verwüstet, er hatte vier Thore und ward von einem Fluß umflossen; das Schloß hieß Seib [5]). Dieses Schehristan ist weder mit der gleichnamigen Hauptstadt Kuhistans, noch mit dem gleichnamigen Orte bey Ißfahan zu verwechseln.

Chandschan, ein Schloß ohne Vorstädte, im Kreise Schapur [6]).

Abdschan, auch Destbari, d. i. die Hand des Schöpfers, eine kleine Stadt im Gebirge, mit Quellen von Bitterwasser [7]).

Dscherek, sonst Gere, ist nicht das Guieré, südlich von Kasrun auf der Straße nach Buschehr, sondern ein ande-

---

[1]) Dschihannuma S. 270. [2]) *Ouseley* I. p. 282. [3]) *Morier's* (first) journey, p. 381. [4]) *Ouseley* I. p. 286. [5]) Dschihannuma S. 270. [6]) Ebend. [7]) Ebend.

res gegen Schiraf gelegenes, so daß der Damm von Bendemir zwischen diesem Gere und Schiraf liegt [1]).

Kumaridsch [2]) (bey Dupré Kiemaritch [3]), bey Ouseley [4]) Comaredge, bey Morier [5]) Khaumauridge), ein Dorf, südlich von Kafrun, daneben das Schloß Kalai Ferhad [6]).

Khischt (bey Dupré [7]) Keucht, bey Morier [8]) Khischt, bey Johnson [9]) Khischt); unmittelbar auf Kumaridsch, südlich folget eine herrliche Ebene, von einem Flusse (der Nischawar oder Granis, der von Schabur kommt) durchschnitten [10]).

Dolaki, ein Dorf südlich von Chischt, am Ufer des kleinen von Guera kommenden, und in den Schabur (Chischt, Granis, Nischawer) fallenden Flüßchens, das bey Morier wie der Ort Daulaki [11]) heißt.

Berafdschan (bey Dupré Baradjoun [12]), bey Morier Borasjoon [13]), bey Johnson Boorazgoon), der Hauptort des gleichnamigen Distrikts, beyläufig tausend Einwohner, worunter mehrere Juden, die mit Antiken und Edelsteinen handeln; die herumziehenden Iliaten verkaufen ebenfalls goldene und silberne Münzen [14]); in der Nähe das Grab eines Imamsock [15]).

Auf dem Wege von der Küste nach Kafrun liegen die Pässe Kutel Mallu [16]), Kutel Kumaridsch [17]), Tengi Turkan [18]), und nördlich von Kafrun auf dem Wege nach Schiraf die Pässe Tengi Dochter [19]), Tengi Tschitun [20]), Tengi Piresen [21]). Diese Reihe von Pässen, durch welche man von der Seeküste in die Mitte von Persis heraufsteigt, heißen beym Diodor von Sicilien κλιμακες, d. i. die Leitern. Jenseits des Passes von Piresen, d. i. des alten Weibes, öffnet sich die Ebene Descht Ersen (bey Johnson Dustarjoon [22]), bey Morier Desht-e-arjun [23]), bey Ouseley [24]) Desht-i-Arzhen, bey Dupré nicht genannt) aber

[1]) Dschihannuma S. 270. [2]) Ebend. [3]) *Dupré* II. p. 25. [4]) *Ouseley* I. 266. [5]) *Morier's* (first) journey, p. 83. [6]) *Ouseley* I. p. 266. [7]) *Dupré* II. 26. [8]) *Morier's* (first) journey, p. 80. [9]) *Johnson's* journey, Ch. III. [10]) *Dupré* II. 26. [11]) *Morier's* (first) journey, p. 78. [12]) *Dupré* II. 29, 31. [13]) *Morier's* (first) journey, p. 76. [14]) *Johnson's* journey, Ch. IV. [15]) *Ouseley* I. p. 257. [16]) *Ouseley* I. 261. *Morier's* (first) journey. *Johnson. Dupré* I. 24. [17]) Ebend. 25. *Johnson* Ch. IV. *Ouseley* I. 266. *Morier* 82. [18]) *Ouseley* I. 270. [19]) *Ouseley*, *Johnson*, *Morier*, *Dupré*. [20]) *Johnson* Ch. IV. [21]) *Ouseley*, *Johnson*, *Morier*, *Dupré*. [22]) *Johnson* Ch. IV. [23]) *Morier's* (first) journey, p. 94. [24]) *Ouseley* I. p. 304.

sammt dem dabey liegenden See erwähnt, eine der schönsten Ebenen Persiens [1]); am nördlichsten Ende derselben, und unmittelbar vor Schiras liegt Chanei Zenian (bey Dupré [2]) Khounè Ziniouu, bey Johnson Koneh-Zunyun, bey Morier [3]) Khoneh Zenioun, bey Ouseley [4]) Kan-e-Zenian), so genannt von einer kleinen korinthenartigen, nach ihrem botanischen Namen von keinem Reisenden bisher beschriebenen Beere, welche die Perser fast in alle ihre Speisen, besonders in den Pilaw mischen. In der Ebene von Descht Arsen findet man ganze Schichten versteinerter Seemuscheln [5]).

Zwischen dem Passe von Piresen und Kasrun erwähnt Dupré des Dorfes Dih Stardschin [6]), von dreyhundert Familien bewohnt, des Mausoleums von Murtesa Ali [7]), das nicht, wie es Dupré versteht, das Grab Alis Murtesa, d. i. des Auserwählten, sondern eines seiner Abkömmlinge ist; das Schloß Dschitun (Djidoun, wornach der Paß benannt ist), die Dörfer Schikaft, Chumare, Chelanu und Abru [8]); unmittelbar vor den Thoren von Schiras ist die Mauth Tschinar Rahdar [9]).

Im Dschihannuma werden als zum Kurei Schapur gehörig aufgeführt: Bidahan, 88° 30′ L. 29° Br. [10]), zwey Tagreisen von Karsun, westlich bey Macdonald Kinneir [11]). Bebahan, der Hauptort des gebirgigen Distrikts von Khogiloca (?) der sich vom Thale Ram Hormus (in Chusistan) bis gegen Kasrun erstreckt. In Tavernier's Städteregister ist dieser Ort als einer und derselbe mit Mehrujan angegeben, was irrig ist, indem Mehrujan vom Dschihannuma besonders als zum Kreis Kobad gehörig aufgeführt, 86° L. 30°) Br. hat [12]).

Schilan, am Ufer des Meers, ein Schloß und Dorf auf einem Berge gelegen [13]). Endlich gehören laut dem Dschihannuma und andern Quellen orientalischer Erdbeschreibung zu diesem Kreise Schapur noch die beyden Seehäfen Rischehr und Buschehr.

Rischehr, 87° 30′ L. 29° 30′ Br., von Lohrasp dem Kajiniden erbaut, von Schabur, dem Sohne Ardeschirs erneut, heute nur noch in Ruinen, östlich von Buschehr.

---

[1]) Dschihannuma S. 272. [2]) *Dupré* II. 18. [3]) *Morier's* (first) journey, p. 96. [4]) *Ouseley* I. 314. [5]) *Johnson's* journey, Ch. IV. [6]) *Dupré* II. p. 18. [7]) Ebend. S. 19. [8]) Ebend. S. 20. [9]) *Dupré* II. 17. [10]) Dschihannuma S. 272. [11]) Memoir on *Persia* p. 71. [12]) Dschihannuma S. 271. [13]) Ebend. S. 272.

Ouseley verbreitet sich sehr umständlich über die Angaben orientalischer Geographen von dieser alten Stadt [1].

Buschehr oder Abuschehr, gewöhnlich Buschir ausgesprochen, 29° Br. 55° 50′ L. [2]), an dem nördlichen Ende der Halbinsel (auf deren südlichen Seite Rischehr liegt), von allen Seiten (die südliche ausgenommen) vom Wasser umflossen. Das Wasser sehr schlecht, die Luft sehr heiß. Die Kühlungsmittel der Bewohner, deren Zahl sich auf fünftausend beläuft, sind die Windfänge Badgir (Windsails) und unterirdischen Säle (Serdab); die ganze Gegend ist ein reiches Feld für den Antiquitätensammler wegen der in der Nachbarschaft häufig ausgegrabenen Münzen, gegrabenen Steine, und Aschenurnen der alten Gebern [3]), auch sind auf dem benachbarten Berge Halile oder Churmudsch Spuren alter Gebäude [4]). Vier Moscheen der Semmiten und drey der Schüten, zwey Bäder und zwey Karawanserai, nach Dupré zwölf [5]); die Basare gleich denen in der Türkey. Die Ansicht der Stadt von Morier [6]) abgezeichnet. Es sind hier einige angesehene armenische Familien, und Johnson beschreibt eine armenische Kindstaufe [7]); der Statthalter von Buschehr zahlt dem von Schiras jährlich zwölftausend Toman, als Bürge der richtigen Bezahlung wird sein Bruder als Geisel zu Schiras behalten [8]).

Larestan und Deschtestan.

Der Distrikt Lar ist der südöstliche Winkel von Fars, östlich unmittelbar an Kerman, nördlich an den Kreis von Darabdscherd, westlich an den von Schapur, südlich an das Meer gränzend, dessen Küste von der Gränze von Chusistan bis an die von Kerman den gemeinsamen Namen von Deschtistan, d. i. des flachen Landes trägt.

Lar, nach dem Dschihannuma 91° L. 29° Br. [9]), nach Kinneir [10]) 20° 30′ Br. 52° 45′ L. an dem Fuß von Hügeln in einer palmenreichen Ebne, ehemals eine herrliche Handelsstadt heute meistens in Ruinen, von funfzehntausend [11]) oder wahrscheinlicher nur zwölftausend Bewohnern [12]); der alte Pallast des Statthalters und das Schloß sind in Ruinen, aber der Basar gilt noch für den schönsten ganz Persiens. Die Handelszweige sind Töpferwaare, Filzkapote, blaue Leinwand, Henna und

1) *Ouseley* I. 200 folg. 2) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 69. 3) *Ouseley* I. p. 118 und *Johnson's* journey Ch. II. 4) *Ouseley* I. 215. *Morier's* (first) journey p. 59. 5) *Dupré* II. 38. 6) *Moriers* (first) journey p. 58. 7) *Johnson* Ch. II. 8) *Dupré* II. p. 36. 9) Dschihannuma S. 258. 10) *Kinneir's* Memoir p. 81. 11) *Dupré* I. 438. 12) *Kinneir* p. 83.

Feuergewehre, wovon Lar sechs Werkstätten besitzt, und deren andere im Dorfe Hawas, zwey Farsangen N. N. W. von Lar, sich befinden.

Im Dorfe Girasch, drey Farsangen westlich, ist eine Pulverfabrik. Die Landschaft war von jeher durch ihre Kamehle berühmt [1]), und schon bey den Alten hießen die Einwohner καμηλοβοσκοι. Das Haar derselben (besonders zu Hüten verwendet), ist unter dem uneigentlichen Namen Laine de chevron bekannt, und ist von dreyerley Gattung, schwarzes, rothes, graues. In der Gegend von Lar regnet es sehr selten, der reichlich fallende Thau ersetzt den Regen, Cisternenwasser die Quellen (die Cisternen müssen aber wenn es so selten regnet, schlecht bestellt seyn). Jedes Haus hat einen Windfang (Badgir), und einen Kühlkeller (Serdab). Die Krankheit des Spulwurmes, der vom schlechten Wasser erzeugt, und dann von der Haut heraus langsam aufgehaspelt wird, ist häufig.

Derpis 91 L. 28° 30′ Br., zwey Tagreisen nordöstlich von Lar [2]).

Puhan 92 L. 29 Br., wie der vorige Ort eine kleine Stadt [3]).

Tarem und Jesrek, jenes gegen Westen, dieses gegen Osten gelegen, beyde östlich von Derpis nördlich von Puhan, zwey kleine Städte.

Tesrek Pecken zwischen Puhan, Tesrek und Tarem, auch Pin Bini genannt, eine Tagreise südlich von Ramaigan und nördlich von Kepchre, von diesen zwey letzten Orten liegt jenes eine Tagreise östlich von Lar, dieses eine Tagreise südwestlich von Bimend [5]).

Bimend 90° 30′ L. 29 Br. [6]), Nikar 92° 20′ L. 30 Br. [7]), Destgud 91° 30′ 29° Br. [8]), Chor 92° 28′ 30 Br. [9]), Choschenabad fast unter derselben Länge und Breite, wie die Berge an der Gränze von Kerman zwischen Tesrek, Tarem, Bini, Rus an der Gränze der Wüste, dann die Schlösser Merdschan, Kürz, New, Maimun, Bababeiram [10]). Die Einwohner Araber, und östlich gegen Kerman Buludschen (die Ichtyophagen der Alten), von allen diesen Oertern geschieht bey Macdonald Kinneir und bey Dupré, dem einzigen der hier recensirten Reisenden, welcher diese Landschaft besucht hat, keine Erwähnung. Er bestimmt die dem Eintritt von Germsir oder Laristan auf dem

---

[1]) *Dupré* I. 441. [2]) Dschihannuma S. 259. [3]) Ebend. [4]) Ebend. [5]) Ebend. [6]) Dschihannuma S. 259. [7]) Ebend. [8]) Ebend. [9]) Ebend. [10]) Ebend.

Wege von Darabdscherd gleich nach der vom Flüßchen Kalabiun durchschnittenen Ebne von Madawan, und bemerkt, daß Rostak und Imamsade auf d'Anville's Karte versetzt sind [1]); der Weg führt über die Berge Ischertschek und Balischtun [2]) nach Forg und Tarun [3]); eine Farsange von Fars ist das Schloß Schah Behmens [4]). Längs des Wegs fließt der Salzfluß (Schurrud Kor der Korios), der nicht weit von Kongo mündet [5]). Tarun von Bergen umschlossen, hat beyläufig dreytausend Einwohner, darunter zehn Judenfamilien. Hier sind die Ophtalmien sehr häufig. Die Dörfer Palichun, Kelu, Fargunat, Mehrun, Finn [6]), das letzte von einem schlechten Fort beschützt, in einem mit etwa zwanzigtausend Palmen bepflanzten Thale Issin, dann die Hafenstadt Benderabbassi, auf die wir sogleich zurückkommen werden; zwischen derselben und Lar liegen landeinwärts die Oerter Latitun, wo eine von Nadirschah erbaute steinerne Brücke über den Kor (Schurrud [7]), das Thal Koovistan [8]), Hormus sefidban, ein mit Mauern umfangenes Dorf [9]); nordöstlich von Lar liegt das Dorf Niris, und nordwestlich das Dorf Biris mit vielen Cisternen und einem sehr großen Karawanserai [10]); die Dörfer Scherfi Rehissi [11]), dann das von Benaru, mit dessen Ebne hier Laristan beginnt [12]), so daß die nordwestliche Gränzlinie desselben von der Ebene von Madawan, gleich unter Darabdscherd nach der von Benaru gezogen werden muß.

Nun beginnen wir den Periplus der Küste von Fars, von der äußersten Gränze Kermans bis an die von Chusistan, d. i. von der Mündung des Flusses von Minab (Anamis) bis an die des Tab (Oroates).

Minab nach dem Dschihannuma 93 L. 28° 30′ Br. [13]) nach Kinneir 56° 12′ L. 27° 18′ Br. [14]), ein festes Schloß auf einem Hügel an der Mündung des Anamis, dem Imam von Maskat unterworfen, der dafür dem Schah Steuer zahlt.

Benderabbassi oder Komron (Harmozia), ist schon oben bey Kerman vorgekommen, wir wiederholen es aber hier,

---

[1]) *Dupré* I. 360. [2]) Ebend. S. 363. [3]) Ebend. 364. [4]) S. 369. [5]) Ebend. S. 370. [6]) Ebend. S. 382. [7]) Ebend. S. 422. [8]) Ebend. S. 424, bey *Chardin* IX. p. 231. Coureston, der großen von Chardin beschriebenen Brücke erwähnt Dupré nicht. Es ist klar, daß Chardin's Bendemir hier kein anderer als der Korios ist, dessen Namen Kor er für Cyrus hielt. IX. S. 228. [9]) *Dupré* I. 429. [10]) *Dupré* I. S. 446. [11]) Ebend. S. 447. [12]) Ebend. S. 448. [13]) Dschihannuma S. 258. [14]) *Macdonald Kinneir* p. 201.

weil es von manchen stets zu Kerman, zu Laristan gezählt wird, und das Ganze von Reisenden und Geographen nicht bestimmt genug angegeben ist; wie das vorige dem Imam von Maskat unterthänig, der dafür dreytausend Toman, für die davon abhängigen Dörfer tausend, für die Schwefelminen von Kiamir tausend, für Minas tausend, für die Inseln von Hormus und Kischmisch tausend, in allen siebentausend Tomans an den Statthalter von Schiraf abführt; die Bevölkerung zwanzigtausend Seelen [1]. In der heißen Jahreszeit verlassen die Einwohner die Stadt, um in den Dörfern Kenau und Issin [2]) kühlere Luft zu genießen; heut ist der Ort fast in den elenden Zustand herabgesunken, aus welchem denselben Schah Abbas emporgehoben hatte, meistens nur Ruinen. Die heutige Ausfuhr besteht in Nüssen, Pistazien, Mandeln, Flaumen (Alui Bochara), die von Kerman kommen, gelb und roth gestreiften Shawls von Jesd; die Mauth ist zehn vom Hundert [3]). Die westlich am Ufer gelegene Schwefelmine von Kiamir kann jährlich bis siebenzigtausend Toman Ausbeute liefern.

Bender Kongo, ein Hafen, in dessen Nähe der Kor (Korios) mündet; dieser Strich der Küste heißt bey dem arabischen Geographen Seif oder Seif Aman, und in der Gegend ist das alte schon zu Abulfedas Zeit verwüstete Schloß Hoßn Ibn Amare zu sehen, dessen Besitzer schon zu Mohammeds Zeit berühmte Seeräuber waren [4]), daher mag der alte Name des ganzen Strichs Seif-ol-bahr, d. i. Meerschwert kommen, wovon ein Theil Seif Ebi Sobeir, der andere Seifi Ibn Amara hieß [5]).

Die Stadt Haus Seif liegt nach dem Dschihannuma 87° 30′ L. 29° Br. unter Siraf, ehemals die größte Handelsstadt der Küste, 98° L. 27° Br. [6]), nach Bacui [7]) 88° 5′ L. 29° 5′ Br. heute.

Tscharrak am Fuße eines hohen Bergs gegenüber der Insel Kenn.

Nedschirem, ebenfalls am Meeresufer, nur dreyzehn Farsangen von Siraf entlegen. Zwischen diesen beyden Orten

---

[1]) *Dupré* I. p. 396. [2]) *Dupré* I. 388, 397. [3]) Ebend. 412. [4]) Abulfeda. [5]) Dschihannuma S. 263. [6]) *Macdonald Kinneir* p. 82. [7]) Notices des Mscpts. du *Roi* II. p. 441 und *Ouseley* I. p. 170, 178, er unterscheidet zwischen Tscharek und Siraf, das Macdonald Kinneir als eine und dieselbe Stadt angibt. Den S. 174 geäußerten Zweifel, wie Inderabi auf orientalisch geschrieben werden mußte, löset das Dschihannuma S. 259 اندراوي nicht هندراني wie bey Niebuhr steht.

mündet nach dem Dschihannuma der Fluß Dekan, von einem nahe der Mündung gelegenen Dorfe so genannt, der auf den meisten Karten Darabin heißt, bey Dupré aber als Kalatu vorkömmt, westlich von der Mündung desselben liegt der Palmenhafen Bender Nachl.

Der nächste Hafen heißt Bender Asselu, bey welchem der Nabon Bagrada mündet, die alte Gränze zwischen Fars und Kerman, welche Kinneir bey der Mündung des Dekan, d. i. zu Siraf angibt.

Bender Kongun oder Konkon, heißt der nächste nordwestlich vom vorigen gelegene Hafen; zwischen demselben und zwischen Bender Rischehr mündet der Sitaragan, der Sitacus des Arrianus, der Sitiogagus des Plinius, der auf der Karte Lapie's ununterbrochen von Niris und Darabdscherd (Pasargada), bis ins Meer läuft.

Bender Rischehr und Bender Buschehr sind bereits oben als die Häfen des Kreises von Schapur umständlicher erwähnet worden.

Bender Rig, zwey und dreyßig englische Meilen nordwestlich von Buschehr, der Sitz des berühmten Freybeuters Mir Mahenna, dessen Geschichte Niebuhr erzählt, fast gänzlich verfallen [1]). Das hier mündende Flüßchen von Chanbidak oder Rig ist der Rogona Arrians, Rhogomanis des Ptolemaios und Marcian's. Zwischen Bender rig und Bender dilem, dem nächstgelegenen Hafen, liegen die Ruinen von Dschenabe (bey Kinneir Gunava [2]), oberhalb mündet, der Abschirin [3]), der Brisana Arrians, Brisoana des Ptolemaios und Brisomana des Marcianus.

Bender dilem ist nur dreyzehn Farsangen von Bender rig entfernt [4]). Vermuthlich ist diese Stadt das Tuh oder Tus des Abulfeda, dessen Entfernung auf zwölf Farsangen angegeben ist [5]). Hiermit stimmt auch die Angabe des Dschihannuma, daß es an einem Flusse gelegen sey, überein, der kein anderer als der Ab Schirin seyn kann Der nächste ist schon der Tab (Oroatis), die Gränze von Chusistan. In dieser Gegend erwähnt das Dschihannuma noch:

Hir, eine mittelmäßige Stadt, mit einem feste Schlosse [6]).

Dschesir, sehr heißes Klima, die Einwohner Waffenschmiede [7]).

---

[1]) *Macdonald Kinneir* geographical Memoir p. 71. [2]) Ebend. und *Bacoui* Not. II. 433. [3]) Dschihannuma S. 374. [4]) *Kinneir* p. 71. [5]) Abulfeda Dschihannuma S. 264. [6]) Ebend. [7]) Ebend.

Mersdan, Dasen, Dewan, die Namen dreyer hier herumgelegener Distrikte, fruchtbar an Korn und Baumwolle [1]).

Sinis, an der äußersten Gränze von Fars gegen Chusistan, und wie Abulfeda bemerkt, von einigen schon zu Ahwas gerechnet [2]), und so sind wir bis zur Mündung des Tab, des Gränzflusses zwischen Fars und Chusistan gekommen.

XII. Chusistan.

Die letzte südwestliche Landschaft Persiens wird östlich von Fars, nördlich von Irakadschem, westlich mittelst des Tigris von Irak Arabi, und südlich zum Theil abermal durch den Tigris und den persischen Meerbusen begränzt. Dieselbe besteht aus drey Theilen, dem oberen (Loristan), dem mittleren (das eigentliche Chusistan oder Susistan), und dem unteren (Ahwas) und dem Distrikte der Benikaab. Diese drey Theile entsprechen fast ganz denen der ältesten Geographie, wodurch diese Gegend in Elymais, Susis und Uxiana getheilt ward.

Elymais, die gegen die sagrischen Pässe (Orontes) hin am nördlichsten unmittelbar an Persien gränzende Landschaft, bestand aus den drey Provinzen Korbiene (Churremabad: Gabiena und Messabatice [3]). Unmittelbar an diese Landschaft stießen gegen Nordost der Distrikt Paraitakene (Burudscherd), und das Bergland der Kossäer, gegen Westen die Wohnplätze der Sagapener und Sitakener. Der Mitteltheil des Landes war Susiana, von den Susiern oder Kissiern bewohnt; Susis stieß unmittelbar an Uxia, die Gränze zwischen beyden bildete der Pasitigris [4]), und der bey Susa vorbey in den Pasitigris strömende Eulaus oder Choaspes, durch welchen Alexander dem Nearchus entgegen segelte, als dieser mit der Flotte den Pasitigris herauf kam [5]); von Susiana führte der Weg nach Persis durch Uxiana [6]). Die Bewohner des Gebirgslandes hießen die Uxier des Gebirgs (Ὀρειοι Οὐξιοι), welche an die Susier oder Kissier stießen, wie die Marder an die Perser, die Kossäer an die Me-

---

[1]) Dschihannuma S. 264. [2]) Abulfeda in der arabisch-griechischen Ausgabe von Alexandrides II. S. 258. [3]) *Strabo* XVI. I. 17. XV. III. 19. [4]) Αρας δε εκ Σουσων και διαβας τὸν πασιτιγριν ποταμόν εμβαλλει εις την Ουξιων γῆν. Arriani Anabasis III. 17. [5]) Arriani Hist. indica XL. II. [6]) Πρὸς ἠῶ δ' ἐςὶ καὶ τοῖς εκ Σουσων εἰς τὴν μεσόγαιαν τῆς Περσιδὸς δια της Ουξιας. *Strabo* XVI. I. 17.

der [1]). Der persische Namen Χυθα des Josechtus [2]) ist nichts anderes als Chusistan.

Bis hieher lassen die Bestimmungen Strabo's und Arrian's keinen Zweifel übrig, wir stoßen aber nun an den größten, welcher bisher die neueren Erdbeschreiber viel beschäftiget hat, ohne bis jetzt auf eine genugthuende Weise gehoben zu seyn, nämlich die gewisse Bestimmung des Pasitigris, und des in denselben fallenden Euläus, wodurch allein die große Streitfrage, ob die alte Hauptstadt des Landes Susa in dem heutigen Schus oder Schuster zu suchen ist, entschieden werden kann. Die verehrlichsten Wortführer alter Geographie, d'Anville [3]), Vincent [4]), Rennel [5]), Mannert [6]) haben sich über die Hydrographie von Chusistan umständlich verbreitet, ohne die Sache zu einem unumstößlichen Resultate gebracht zu haben, wovon die Schuld einzig und allein in dem unvollkommenen Materiale der ihnen vorliegenden Karten zu suchen ist. Erst Herr Macdonald Kinneir (der einzige der hier recensirten Reisebeschreiber, welcher Susiana selbst besuchte, hat den heutigen Lauf der Flüsse mit ihren Namen in seinen beyden Karten (der den Memoirs on *Persia*, und der seinen travels through Asia minor beygefügten) richtig angegeben, und dadurch zu neuen Forschungen aufgemuntert. Er selbst hat ungeachtet seiner Aeußerung, daß er zwischen Vincent und Rennel in Hinsicht der alten Namen der Flüsse und der Lage Susa's nicht entscheiden wolle, dennoch sehr überflüssig auf seiner Karte aus dem Euläus und Choaspes, welche ein und derselbe Fluß sind, zwey verschiedene Flüsse gemacht, da doch d'Anville, Vincent, Mannert, und nach ihnen Höck, die Identität des Euläus und Choaspes außer allen Zweifel gesetzet haben. Denn Arrian, Plinius und die Bibel setzen Susa an den Euläus; Herodot, Strabo und Kurtius, an den Choaspes, und was die einen vom Euläus erzählen, melden die anderen vom Choaspes, daß derselbe nämlich seines äußerst leichten und vortrefflichen Wassers willen berühmt war,

---

[1]) Σουσιοις δε προσοικοι ὀτί εισιν οἱ Ουξιοι-καθάπερ Μαρδοι μεν Περσαις προσεχέες οἰκέουσι-κοσσαιοι δε Μηδοισι. Arrian Hist. ind. XL. [2]) εκ της Χουθας καλουμενης χωρας; αυτη δ'εςιν εν τη περσιδι και ποταμος τουτον εχων ονομα X. 14. X. 11. [3]) *d'Anville* Recherches géographiques sur le golfe persique in den Mémoires de l'academie T. XXX. [4]) The voyage of Nearchus. [5]) Geography of *Herodotus*. [6]) Geographie der Griechen und Römer. V. B. II. Th. S. 482.

daß die persischen Könige von keinem andern tranken, und dasselbe ihnen auf Reisen nachgeführt ward.

Wenn über die Identität dieser beyden Flüsse kein Zweifel obwaltet, so sind die Meinungen, ob der alte Euläus oder Choaspes im heutigen Karaßu oder in Karun zu suchen sey, getheilt, je nachdem die Geographen der Meinung beypflichten, daß das alte Susa im heutigen Susch oder in Schuster zu suchen sey; denn jenes liegt am östlichen Ufer des Kerah oder Karaßu, dieses am östlichen Ufer des Karun oder Ab Schuster; Susa lag aber am östlichen Ufer des Euläus oder Choaspes, es handelt sich also nur um die Gewißheit, welcher von beyden obgenannten Flüssen der Euläus oder Choaspes sey, um zugleich mit Gewißheit bestimmen zu können, ob Susa in Schusch oder Schuster zu suchen sey. D'Anville, Vincent, Mannert haben für Schuster entschieden, Rennel, Kinneir (auf seiner Karte), und nach ihm Höck suchen Susa in Schusch. Auch ohne weiteren Behelf neuer Quellen und unumstößlicher Autorität morgenländischer Geographie würden wir der Meinung der ersten blos aus dem Grunde beypflichten, weil der Fluß von Karun oder Schuster der einzige ist, dessen Lauf sich bis in das Meer erstreckt, und auf welchem also die Flotte Nearchs aus dem Meer hinauffsegeln könnte, welches wenn der Kereh oder Karaßu für den Euläus oder Choaspes angenommen wird, gar nicht der Fall gewesen seyn könnte. Auf diesen großen Einwurf haben die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung nicht (am wenigsten Höck) Rücksicht genommen; ohne aber auf dem Gewichte dieser und anderer von Vincent in hinlängliches Licht gesetzten Gründe, welche für die Identität von Susa und Schuster sprechen, länger zu verweilen, eilen wir, hier aus den Quellen persischer Geographie eine Stelle (ihrer Wichtigkeit willen so in Text als Uebersetzung) mitzutheilen, wodurch die Frage, welcher heutige Fluß denn der Euläus oder Choaspes sey, mit Gewißheit entschieden, und die Lage des alten Susa (zu Schuster und nicht zu Susch) unwiderruflich bestimmt wird. Dieselbe findet sich in der kostbaren Handschrift der k. k. Bibliothek 433, welches ein Stück des Nusetol-Kulub zu seyn scheint.

»Der Tiger von Schuster entspringt aus dem gel»ben Berg (Kuhiserd) und den anderen Gebirgen von »Loribisurk (Großloristan), und kommt nach »einem Laufe von einigen und dreyßig Farsangen nach Schu»ster. Derselbe ist immer kühl, und das »Wasser verdaut leicht die Speisen, so »zwar, daß in der Hitze die Einwohner des Landes im Ver-



»trauen auf die verdauende Kraft desselben, grobe Speisen essen,
»und dieselben leicht verdauen *).«

Hier ist die Vortrefflichkeit des Wassers, weßhalben der Eulåus oder Choaspes von den Königen getrunken ward, zur Genüge herausgehoben; diese immer durch den Lauf von Jahrtausenden unveränderte Eigenschaft desselben löset also auf einmal den Knoten, und würde für sich allein genug seyn, die Identität desselben zu bestimmen, wenn auch der Name desselben Didschlei Schuster, der Tigris von Susa nicht ausdrücklich bezeugte, daß dieser Fluß mit dem Pasitigris vereint derselbe sey, durch welchen Nearch mit der Flotte vom Meer herauf, und Alexander von Susa aus ihm entgegen hinabsegelte; der Pasitigris, welcher dem Eulåus oder Choaspes östlich floß, vereinigte sich mit demselben (der Dscherahi mit dem Karun oder Ab Schuster), und da der Fluß von Schuster (heute Karun) auch Didschlei Schuster, d. i. der Tigris von Schuster heißt, so hat die neupersische Geographie den schon von Nearchus angegebenen Namen des Pasitigris, der sich mit demselben vereinte, erhalten. So heißt auch auf der Ebene von Troja der Simois bey seinem Ausflusse Mendere, nach dem in denselben fallenden Skamander.

Was die Lage von Schuster betrifft, welche durch die Bestimmung des Eulåus oder Choaspes außer allen Zweifel gesetzt ist, so werden wir darauf bey der Stadt selbst noch einmal zurückkommen, und die Richtigkeit der von den Vertheidigern der entgegengesetzten Meinung, wider die Identität von Susa und Schuster erhobenen Anstände darthun. Hier zählen wir, wie bisher, zuerst die Flüsse der Landschaft in der Ordnung ihrer Mündung von Fars her fortschreitend auf.

Der Tab (Arosis oder Oroatis), der Gränzfluß zwischen Fars und Chusistan, entsteht aus zwey bey Seitun zusammenströmenden Flüssen, deren erster am Fuß des hohen Hügels von Kamarah, der zweyte nahe bey Ardigun, zwölf Farsangen N. W. von Schiras entspringt. Er fließt durch

---

*) اب دجله تستر ازکوه زرده وجبال لور بزرک بر میخیزد
و بعد از سي و چند فرسنک به تستر مي رسد هنوز
سرد مي باشد هاضم طعام جندانکه در ان کرما
اهل ان ديار اعتماد بر هضم ان ماکولات غليظ
خورند و هضم شود

Arragan und Endian, wo denselben Macdonald Kinneir im Februar achtzig Klafter breit, und sehr salzig fand [1]. Dieß ist der Fall mit allen in den persischen Meerbusen gehenden Flüssen (den Dischlei Schuster ausgenommen), daher die Bestimmung des Euläus, als des trinkbarsten und besten, keinem weiteren Zweifel unterworfen seyn kann. Nach dem Dschihannuma entspringt der Tab in dem Gebirgen von Loristan, nimmt den Mos (Mossaeus) auf, trennt Chusistan und Fars, und geht beym Dorfe Schutur ins Meer [2]. Die Handschrift des persischen Geographen nennt die Gebirge seines Ursprungs die von Schemiram und Tacht [3].

Der Dscherahi (Pasitigris) kommt von den Bergen unmittelbar hinter Bibehan, geht in der Entfernung einiger englischen Meilen fern dieser Stadt vorbey, durch das Thal von Ram Hormus nach Altdorak in den Distrikt von Schaab Scheich, wo die Araber durch Damme das Wasser zur Befruchtung ihrer Felder in verschiedene Kanäle ableiten, welche sich in die Moräste im Dorak verlieren. Der Fluß theilt sich in zwey Hauptäste, deren einer bey Goban in das Meer, der andere bey Sahla in den Karun oder Abi Schuster [4], d. i. Euläus oder Choaspes, fällt, der dann auch Didschlei Schuster, d. i. der Tigris von Susa, heißt.

Der Fluß von Schuster (Ab Schuster oder Didschlei Schuster), bey Macdonald Kinneir Karun, und ehemals Euläus oder Choaspes genannt, entspringt zwey und zwanzig Farsangen südwestlich von Ißfahan zu Correng (Churrem?), an dem Fuße desselben Bergs (aber auf der entgegengesetzten Seite), wie der in entgegengesetzter Richtung nach Ißfahan fließende Sinderud. Nachdem derselbe mehrere kleine Ströme von Loristan aufgenommen, fließt er bey Schuster vorbey, und nimmt acht Farsangen unterhalb dieser Stadt bey Bendikil den westlich herströmenden Absal oder Fluß von Disful, und weiter unten zu Sabla den Dscherahi (Pasitigris) auf. Hier theilt sich der Fluß in zwey Arme, deren einer bey Goban in den See fallt, der andere (dann Hafar genannt) nach einem Laufe von vierzehn englischen Meilen sich wieder in zwey Arme theilt, deren einer durch einen künstlichen drey Meilen-langen Kanal in den Tigris (Schatolarab) geht, der andere, Bamischir genannt, mit dem oben erwähnten bey Goban ins Meer fallenden Arm vereint der See zueilt [5]. Durch diesen bey Sabla sich trennenden großen Arm des Ka-

[1] Memoir p. 57. [2] Dschihannuma S. 274. [3] Mscpt. 433. [4] *Macdonald Kinneir* p. 59. [5] *Macdonald Kinneir* p. 87.

run oder Abi Schuster, der westlich von Goban ins Meer fällt, segelte die Flotte Nearchs aus der See hinauf in den Karun, oder Abi Schuster, welchen Alexander von Susa aus herab kam. Arrian nennt denselben hier an der Mündung *Πασιτιγρις*, wie der persische Geograph Didschlei Schuster (Tigris von Susa). Der *Πασιτιγρις* (den Alexander östlich vom Euläus passirte), ist der Dscherahi; bey Curtius erreichte Alexander denselben am vierten Tage von Susa aus, was mit der Entfernung des Dscherahi (bey Ram Hormus), von dem Euläus bey Susa wohl übereinstimmt [1]). Doch wir kehren nun wieder zum Ab Schuster oder Karun zurück. Nach dem Dschihannuma entspringt derselbe (gleichlautend mit der oben mit dem Text angeführten Stelle des persischen Geographen), im Berge Kuhserd in Loristan, erreicht nach einem Laufe von dreyßig Farsangen die Stadt Schuster, und ist vor allen anderen kühl, angenehm und verdauend [2]). Schabur dämmte diesen Fluß zu Schuster mittelst eines Schadirwan genannten Wasserbaues, wodurch der Fluß Susa umkreiset, und sich in sechs Arme theilt, deren vier auf der Westseite, und zwey auf der Ostseite die Stadt umfließen, und sich dann bey Askeri Mokerrem wieder mitsammen vereinigen. Der persische Geograph sagt ausdrücklich in der Fortsetzung der oben im Text angeführten Stelle, daß diese vier auf der Ostseite abgeleiteten Arme Tschehardank, d. i. die vier Teiche genennt werden [3]). Der türkische Geograph gibt noch die fernere Aufklärung, daß Asadeddowlet (der auch den Bend Emir bey Schiras baute) den vier Farsangen langen Kanal (Hafr) graben ließ, wodurch der Fluß von Ahwas (so heißt er den Didschlei Schuster oder Karun) mit dem Schattolarab oder Tigris vereint ward, so daß derselbe doppelt mittelst des Kanals in dem Tigris mittelst seines natürlichen Rinnsals in die See

---

[1]) Rex quartis castris pervenit ad Ti[illegible] fluvium, *Pasitigrim* incolae vocant; oritur in montibus Uxiorum vollkommen richtig. Dieß ist der Fluß, den Timur auf demselben Wege, wie Alexander am vierten Tage bey Ramhormus passirte. *Charefeddin* LIV. Ch. 24.

[2]) Dschihannuma S. 285, سرد كلور وصوي لطيف و هاضمدر

[3]) Der Fluß Dudank, den Timur am zweyten Tage von Susa auf dem Wege nach Schiras passirte, ist vermuthlich einer dieser vier Danks; und wie Vincent (S. 412) bemerkt, vermuthlich der Kopratas, so wie der Kuru Chan Kende (derselbe mit dem Dscherahi) der Pasitigris Diodors.

mündet [1]). Da dieser Fluß heute so verschiedene Namen führt, als Nehr Ahwas (der Fluß von Ahwas), Ab Schuster (der Fluß von Schuster), Dischlei Schuster (der Tigris von Susa) und Karun, so darf man sich wohl um so weniger darüber wundern, daß derselbe den Alten unter dem doppelten Namen von Euläus und Choaspes bekannt war. Wenn die (seit dem nicht verbürgte) Angabe Thevenots, daß bey Schuster ein Berg Kuhesp oder Kohasp, d. i. der Pferdberg heiße, seine Richtigkeit hat, so ist auch der wahre Ursprung eines der alten Namen außer allen Zweifel gesetzt [2]).

Der Absal oder Fluß von Dissul entspringt aus dem Gebirge von Großloristan, geht bey Dschindischabur, Dissul und Muschrikan vorbey, und fällt nach einem Laufe von sechzig Farsangen (bey Bendkil) in den Fluß von Schuster oder Karun. Dieser ist der Hedyphon (der wohltönende) des Plinius, der in den Euläus fällt [3]), so daß der wohltönende und wohlschmeckende sich mitsammen vereinten. Die zwey Quellen des Absal gibt Macdonald Kinneir an, die eine von Schuturkuh, d. i. Kamehlberg bey Burudscherd, die andere im Gebirge Loristans; sie vermengen sich drey Tagreisen nördlich von Dissul [4]); der Karasu oder Kerah, auch der Fluß von Sus oder Susch genannt, weil Schus an dem linken Ufer desselben, wie Schuster am linken Ufer des Karun oder Didschlei Schuster liegt.

Derselbe entspringt aus der Vereinigung vieler kleinen Gewässer in der Provinz Ardilan in Kurdistan, fließt durch die Ebne von Hamadan, nimmt vier englische Meilen oberhalb den Kasawer, und acht Farsangen unterhalb den Gamasu auf, der bey Nehawend entspringend, drey englische Meilen vom Bisutun vorbeyströmend, die Gewässer desselben sammt dem Flüßchen Derenir (Dinewer) und Hersin auf-

---

1) Ganz falsch sind die Noten Iltits des Uebersetzers Schereeddins, der S. 184 auf seine Faust den Dudank und Churukan Kende in den Absal, und diesen (S. 168) statt in den Fluß von Schuster ins Meer fallen läßt.

2) Ein großer Beweis für die Identität des Karun und des Flusses, durch welchen die Flotte des Nearchus hinaufschiffte, ist schon der von Kinneir deutlich angegebene Umstand, daß dieser Fluß von allen die aus Chusistan in den Schatt fließenden, der wasserreichste und folglich schiffbarste ist: The *Karoon* contains after its confluence with the *Abzal* a greater body of waters than either the *Euphrates* or *Tigris* separately p. 293.

3) Recipit (*Euläus*) amnem *Hedypnum*. *Plin*. VI. 27. 4) Memoir p. 96.

nimmt, und sich dann mit dem Karaßu oder Kereh vereinigt. Dieser empfängt weiters das Wasser des Rumis kun, vier Farsangen von Churremabad, geht westlich bey Schusch vorbey nach Hawisa, und fällt in den Schattol-arab, oder Tigris [1]). Das Dschihannuma gibt den Ursprung dieses Flusses ganz einstimmig mit Kinneir im Berge Erwend (Orontes) an, sagt, daß derselbe die Wässer von Dinewer, Gulgu, Churremabad, Silachor aufnimmt, und bey Hawisa vorbeygeht, läßt denselben aber (nach Kinneir's Karte ganz irrig) mit dem Karun vereinigt in den Tigris gehen. Die Länge desselben gibt der persische Geograph auf hundert und zwanzig Farsangen an [2]). Dieß ist der Gyndes der Alten, den Kinneir umsonst westlicher sucht, weil er den Kerah irrig für den Choaspes, und Susch für Susa hält.

Gebirge. Der Serdkuh, wo der Ab Schuster und Sindrud entspringen, in Großloristan; der Hubenkuh in Kleinloristan, wo Markessit bricht [3]). Der Kohasp oder Pferdberg bey Schuster, und der Schuturkuh, d. i. Kamehlberg bey Burudscherd [4]); die drey ersten sind vielleicht der Cambalidus, Charbanus und Casyrus des Plinius [5]), oder die Gebirgskette des Choatras beym Ptolemäus.

Oerter. In Ahwaf (dem Lande der Urier), welches auf der einen Seite durch den Tab von Fars, auf der anderen Seite durch den Karun oder Ab Schuster von dem eigentlichen Chusistan (Susiana) getrennt wird, sind die folgenden Oerter die merkwürdigsten:

Ahwaf, die Hauptstadt, welche der ganzen Landschaft den Namen gibt, 85° L. 32° Br. [6]), ehmals eine blühende Stadt, heute zu einem elenden Neste von 6—700 Häusern herabgesunken, wo noch die Ruinen eines großen Pallastes hart am Flusse, die einer Brücke, und Felsenhöhlen sehenswerth sind, welche den Bewohnern ehmals zu Kühlplätzen oder zu Gräbern dienen mochten. Die Brücke hieß ehmals die der Hindus, die Ruinen, welche Macdonald Kinneir [7]) für die eines Pallastes hielt, sind vielleicht die der großen, von Asadod-dewlet hier vormals erbauten Moschee. Die Ungesundheit der Luft wird durch die blasse Gesichtsfarbe der Einwohner bezeugt; die Luft von Ahwaf soll dumm machen, so wie die von Moßul gescheidt; die von Ißfahan geizig, die von Haschemije grob [8]).

---

[1]) Memoir p. 97. [2]) Mfct. 433. [3]) Dschihannuma S. 286. [4]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 96. [5]) *Plinius* VI. 27. [6]) Dschihannuma S. 285. [7]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 89. [8]) Abschaibol-machlukat des Ahmed von Tus.

Ahwas ist achtzig Farsangen von Ißfahan, acht und vierzig englische Meilen von Schuster, eine Tagreise von Asker Mokerrem entfernt.

Asker Mokerrem, zehn Farsangen westlich von Ahwas, und nur acht von Schuster entfernt, seiner guten Luft und kleinen Skorpionen willen bekannt; der Kanal, der vom Flusse Schuster (Karun) nach Asker Mokerrem ging, heißt bey den orientalischen Geographen [1]) der Fluß Muschrikan, man konnte sechs Farsangen weit von hier noch zu Wasser gegen Ahwas schiffen, mußte den anderen Weg aber hernach auf trockenem Lande zurücklegen. Die Felder zu beyden Seiten dieses Kanals gehörten zu den bebautesten von Chusistan. Asker Mokerrem hat seinen Namen von dem Heere (Asker), das der Statthalter Hedschadsch unter Anführung Mokerrem's hierher sandte, und das sich hier anbaute. Seide, Orangen und Zuckerrohr vorzüglich gut [2]).

Das Bendekil M. Kinneir's, am Vereinigungspunkte des Karun und Absal gelegen, ist kein anderes als das Dir Haskil, d. i. das Kloster Ezechiels Bakuis, das bey Deguignes Dir Kharkil verschrieben ist [3]).

Dschobr, acht Farsangen von Asker Mokerrem, wohl bewässert und dattelreich [4]).

Rostakos sut, ein Distrikt von Ahwas, sieben Farsangen von der Stadt Ram Hormus entfernt, die Luft sehr warm [5]).

Haisan, einer der bekanntesten Distrikte von Ahwas, besonders im Sommer der Kühle wegen bewohnt [6]).

Dorak, 85° L. 30° 30′ Br. [7]) (beym Bacui [8]) Durat), auf der Straße der von Kerman und Fars nach Mekka ziehenden Pilger, vier Tagreisen von Asker Mokerrem; warme Quellen in zwey großen Becken aufgefangen. Dieser Quellen thut Kinneir keine Erwähnung, wohl aber der hier verfertigten vorzüglich guten Abbas. Er spricht aber nur von der heutigen Stadt Dorak, die auch Felahi genannt wird, und am Ufer des Dscherahi (Pasitigris) liegt; die Ruinen des alten Dorak liegen am selben Flusse, aber höher oben [9]).

Samania, eine kleine Stadt am Ufer des Karun

---

[1]) Dschihannuma S. 285. [2]) Adschaibol-machlukat des Ahmed von Tus. [3]) Notices et extraits des Mscts. du Roi II. p. 456. Deguignes las mit Versetzung des Punktes خرقيل Charkil statt حزقيل Haskil oder Hesekil, d. i. Ezechiel. [4]) Dschihannuma S. 284. [5]) Ebend. [6]) Ebend. [7]) Ebend. 285. [8]) Notices et extraits des Mscts. du Roi p. 438. [9]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 88.

(Didschlei Schuster), fünf und zwanzig englische Meilen unter Ahwas, nur dreyhundert Einwohner.

Sabla, ein verlassenes Dorf weiter unten am Karun, dessen Wasser Scheich Suleiman von hier ganz in den Arm, der bey Goban mündet, ableitete, indem er den Hafr oder alten (von Asadoddewlet) in den Schattol-arab (Tigris) gezogenen Kanal verdämmte, so daß alles Wasser nach Goban floß, und die Landschaft in sichtbare Aufnahme brachte, bis der Damm zu Grunde ging, und das Wasser seinen alten Lauf nahm [1]).

Goban, am Meere zwischen den Mündungen des Dscherahi und des oben erwähnten Armes des Karun gelegen; jener mündet östlich, dieser westlich von Goban.

Maschur, zwischen Dorak und Endian, in der Wüste, zwey englische Meilen von der See, und ungeachtet seiner Lage durch Brunnen ziemlich mit Wasser versehen, hat beyläufig nur siebenhundert Einwohner [2]) (beym Dschihannuma Madschur), 85° 30′ L. 30° 30′ Br. [3]).

Endian, 30° 18′ Br., zwanzig englische Meilen von Séitun, acht und vierzig von Bibahan, und sieben und zwanzig von Dorak, an beyden Ufern des Tab (Oroatis), und fast zwey englische Meilen im Umfang, von 3—4000 Seelen bevölkert, handelt mit Baßra und Bibahan [4]).

Bibahan und Aradschan, beyde wie Endian am Ufer des Tab, d. i. an der Gränze zwischen Fars und Chusistan gelegen, sind schon bey Fars vorgekommen.

Der sudliche Strich von Ahwas an der Seeküste heißt das Land Schaabi Scheich, und erstreckt sich von dem Tab bis an den Zusammenfluß des Absal uud Karun bey Bendkil, und dann (längs des Dscherahi) bis an die gebirgige Gegend von Ram Hormus [5]); die Einkünfte dieses Distrikts betragen jährlich fünf Labs Piaster, d. i. 50,000 Pf. Sterling [6]).

Was nördlich vom Dscherahi gelegen, gehört schon zum Gebiete von Schuster, als:

Ram Hormus, 86° L. 30° 30′ Br., von Hormus, dem Sohne Schaburs gebaut, fruchtbar an Zuckerrohr, Korn, Baumwolle, neunzehn Farsangen von Ahwas entlegen, der Geburtsort Selmans, des großen lyrischen Dichters; die Moschee auf dem Marktplatze ist das Werk des dilemitischen gro-

---

[1]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 90. [2]) Ebend. S. 91. [3]) Dschihannuma S. 285. [4]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 90. [5]) Ebend. S. 81. [6]) Ebend. S. 91.

ßen Fürsten Asadoddewlet [1]). Hier wurde Manes zu Grunde gerichtet, und seine Anhänger aufgehängt [2]).

Destger, eine Stadt der Landschaft Ahwas, von Hormus, dem Sohne Schaburs (dem Erbauer von Ram Hormus) erbaut [3]).

Bassian, auch Bassan, am Ufer des Flusses von Schuster (Karun), zwey Tagreisen von Hoßn Mehdi entfernt [4]).

Mebarid Kubra und Mebarid ßughra, d. i. groß und klein Mebarid, zwey an Datteln fruchtbare Distrikte [5]).

Aidedsch, im Distrikte von Ram Hormus, eine kleine Stadt im Gebirge, woher man Schnee bis nach Ahwas bringt; die Einwohner trinken von den Flüssen des Schaab Suleiman; die Luft ist ungesund, weil das Gebirg von Norden den freyen Zug derselben verwehrt [6]).

Bossni, am Ufer des Dudscheil (des kleinen Tigris), eine Stadt mit festem Schlosse; hier wird guter Wollenzeug (Sof) gearbeitet [7]).

Hoßn Mehdi, 84° 30′ L. 30° 30′ Br., am Ausflusse des Flusses von Schuster in das Meer; Hafen und Gränzfestung vom Chalifen Mehdi erbaut, wovon es den Namen hat. Hier sammeln sich die Gewässer von ganz Chusistan, d. i. der Karun (vereint mit dem Dscherahi), sechzehn Farsangen von Suk Erbaa entfernt [8]).

Suk Erbaa, d. i. der Viermarkt, auf beyden Seiten des Stroms, in welchem sich die Wässer von Chusistan sammeln (des Ab Schuster), mit einer hölzernen Brücke, unter welcher Schiffe weggehen. Der auf der Seite von Irak (der nördlichen) gelegene Theil des Orts ist besser angebaut als der auf der Seite von Fars (der südlichen) gelegene [9]).

Muschrikan, 85° L. 31° Br., eine mittelmäßige Stadt am Ufer des Flusses von Deschtabad [10]).

Tararek, ein mittelmäßiger Ort mit vielem Zuckerrohre [11]).

Sunbil (bey Ibn Haukal Sunbeil [12]) vier Farsangen von Ardschan.

Taib, 84° L. 33° Br. [13]), ehmals berühmt durch seine Hosengurten [14]) mit einem Talisman wider Schlangen und Skorpionen [15]).

---

[1]) Dschihannuma S. 284. [2]) Abschaibol-machlukat des Ahmed von Tus. [3]) Dschihannuma S. 284. [4]) Ebend. S. 285. [5]) Ebend. bey Ibn Haukal in S W. Ouseley's Uebersetzung S. 78. [6]) Dschihannuma S. 285. [7]) Ebend. [8]) Ebend. [9]) Ebend. S. 284. [10]) Ebend. [11]) Ebend. [12]) Ouseley's, Ibn Haukal S. 78. [13]) Dschihannuma S. 283. [14]) S. W. Ouseley's Ibn Haukal S. 78. [15]) Notices et extraits des Mscts. du Roi II. p. 444.

Schuster, nach dem Dschihannuma 86° 30′ L. 31° Br. [1]), nach Bacui 84° 30′ L. 31° 30′ Br. [2]), nach Kinneir 48° 59′ L. 32° Br. [3]), am Fuße der Gebirge der Bachtiari, auf einer den Karun (Didschlei Schuster) übersehenden Höhe; über den Fluß ist eine Brücke, achtzig Fuß hoch, von welcher sich die Bewohner öfters Vergnügens halber in den Fluß stürzen, an der Westseite des Flusses durch eine alte nun zerfallende Mauer vertheidigt. Die Bevölkerung übersteigt die Zahl von funfzehntausend Seelen, theils Perser und Araber, und es werden hier viele Wollenstoffe verfertigt. Die Ruinen zeigen von der alten Herrlichkeit, vorzüglich sind die des Schlosses merkwürdig, welche auf einem Hügel an der westlichen Seite des Flusses liegen; der Hügel ist ganz mit Kühlgrotten und unterirdischen Wasserleitungen durchhöhlt. Nicht weit von dem Schlosse ist der berühmte Damm, Schadirwan genannt, welchen Schapur baute, um einen Theil des Flusses zur Bewässerung der Gegend abzuleiten; dieser Damm ist zwanzig Fuß breit und vierhundert lang, mit zwey schmalen Bogen in der Mitte. Der künstliche Kanal, den der Damm verursacht, entladet sein Wasser in den Fluß von Dissful (Absal), eine halbe englische Meile ober Bendkil [4]).

Zu dem obigen, schon bey den Flüssen aus einander gesetzten Grunde, warum Schuster (als an dem Ufer des Euläus oder Choaspes gelegen) das alte Susa sey, kommt hier zuerst der schon von Dr. Vincent aufgestellte, daß die Festung des alten Susa noch in den Ruinen des Bergschlosses übrig sey, während zu Schus weder die Ruinen irgend einer Feste, noch ein Hügel, auf welchem dieselbe gestanden haben konnte, zu sehen sind. Unsere Quellen setzen uns aber in den Stand, noch einen der stärksten Gründe der Gegner, nämlich das Grab Daniels,

---

[1]) Dschihannuma S. 282. [2]) Notices et extraits des Mscts. du *Roi* II. p. 431. [3]) Memoir p. 97. [4]) Dieser Arm des Flusses ist der Muschrikan, wie die unten folgende Stelle ausweiset; und das Asker Mokerrem der orientalischen Geographen, das bey Macdonald Kinneir nicht vorkommt, ist entweder sein Bendekil, oder in der Nähe derselben. Den Irrthum Herbelots, welcher meinte, daß der Damm aufgeführt worden sey, eine Ueberschwemmung zu verhindern, hat bereits Macdonald Kinneir (S. 98) berichtigt. Wir berichtigen hier einen anderen eines geschätzten französischen Orientalisten, nämlich Deguignes, welcher den Namen Schadrewan (gewöhnlich Springbrunnen) des Dammes für den eines Brunnen nahm, und daher (Notices II. p. 431.) falsch übersetzte: Il y a une *Fontaine* qui est une merveille de l'art, elle vient d'environ un mille de la ville, les pierres sont liées avec du fer et du plomb; elle a été bâtie par *Sapor*, d. i. der Damm.

welches bekanntermaßen zu Susch, und nicht zu Schuster gezeigt wird, vollends zu Boden zu schlagen. Die im Text und Uebersetzung folgende sehr merkwürdige Stelle aus dem äußerst schätzbaren Städteverzeichnisse des Ahmed von Tus lehrt, daß das Grab Daniels ursprünglich zu Schuster, d. i. zu Susa, und nicht zu Schusch gewesen, und der Körper dieses Propheten erst bey Gelegenheit einer großen Hungersnoth von Schuster nach Schus übertragen worden ist *):

»Tuster ist eine gute Stadt, am Ufer des Flusses Meschrikan, im Distrikte Chusistan erbaut. Dieses ist der Fluß, »an welchem Schabur den Schadrewan vor dem Thore der »Stadt baute, weil dieselbe auf einem Hügel gelegen, vom Wasser nicht erreicht ward. Er (Schabur) baute Tuster mit »Stein und eisernen Säulen. Der Körper Daniels (über »welchem Heil sey) war ehmals zu Schuster. Die Ein»wohner von Schusch, welche von einer Hungersnoth bedrängt »wurden, begehrten den Leichnam Daniels, über welchem »Heil sey, um mittelst desselben die Hungersnoth abzuwenden. »Man schickte ihnen den Leichnam nach Schusch, damit derselbe

---

*) تستر شهریست نیکو برلب نهر مشرقان نهاده در ناحیت خوزستان وآن نهریست که شابور شادروان را بنا کرد بردرتستر زیراکه شهر تستر بر تیلي بود تا اب نکذرد بروي و تسترا سنک و قلعي و عمدهاي آهنين بنا کرد و جسد دانيال عليه السلام بتستر بود اهل شوش را قحط رسيد جسد دانيال عليه السلام بخواستند تا قحط از ايشان برود ايشان تابوترا بشوش فرستادند تا قحط برود تابوترا نهان کردند دردريا و سوکند کردند پيران شوش که تابوت درين شهر نيست پس ازکودکان بپرسيدند کودکان کفتند که تابوت درفلان موضعي است اکنون علامت افتاده است که کواهي کودکان بشنوند پس شکفتي اين شهر شادروان است بر نهر مشرقان و متاع ايشان ديبا و برنج باشد

»die Hungersnoth vertreibe. Sie verbargen den Sarg im Flusse, »und die Aeltesten von Schusch schworen, daß der Sarg nicht »in ihrer Stadt sey. Man fragte hierauf die Jungen, und diese »zeigten den Ort an, wo sich der Sarg befand; daher ist der »Gebrauch, daß man nun (zu Schusch) auch die Zeugnisse der »jungen Leute (als gültig) anhört. Das Wunder dieser Stadt »ist der Damm Schadirwan (oder Schafrewan) am Flusse »Meschrikan; ihre Waaren sind reiche Stoffe und Reiß.«

Damit stimmt auch das, was im Dschihannuma bey der Stadt Schusch vom Grabe Daniels gemeldet wird, in so weit vollkommen überein, daß das Grab Daniels zu Schusch erst in neuerer Zeit dort aufgefunden worden ist *). »Das Grab Da»niels ist auf der Westseite der Stadt, man sagt, es sey dorten »seit der Gefangenschaft zur Zeit Nabuchodonosor's geblie»ben. Zur Zeit der (moslimischen) Eroberung fand man einen »Sarg, welchen man für den Daniels hielt, und welchen man »zur Zeit von Hungersnoth aussetzte, und mit Gebeten verehrte. »Ebu Mussa Elaschaari machte am Ufer des vor der Stadt »vorbeyfließenden Flusses aus Stein und Kalk ein unterirdisches »Gewölb, wo er den Sarg beysetzte, und den Fluß von Schusch »darüber leitete, aus Verehrung, damit der Leib eines Prophe»ten sich nicht in den Händen des Volks befinde.«

Der türkische Geograph erzählt zwar nicht die Nachricht des persischen von der Uebertragung des Sargs von Schuster nach Schusch; aber der erste (als die älteste der uns bekannten morgenländischen Quellen orientalischer Geographie, indem derselbe älter als Kaswini, schon im Jahr 1555 (1160) schrieb), verdient den größten Glauben. Auch wiederholt das Dschihannuma

---

*) قبر دانيال غربيسنده دربخت نصر سبينده انده
قالمشيدي ديرلر حين فتحده انده برتابوت بولنوب
دانيال تابوتي اولمق اوزره قوم سوس توقير ايدوب
قحط غلا زمانلرذن چقاروب انكله استسقاع ايدرلردي
ابوموسي الاشعرى شهر اوكندن كچي نهر كنارنده
طاش وكرچ ايله برزير زمين ياپدرمب ايچنه قودي
و نهر سوسي اوزرينه اقتدى بر پيغمبركن جسدي
خلق الندە اولمسن ديو تعظيماً ناپيدا اتدي

Dschihannuma S. 283.

bey Schuster das schon oben angeführte Lob von der vortrefflichen Eigenschaft des Wassers, welches auch die gröbsten Speisen leicht verdauen macht, und rühmt unter den Erzeugnissen von Schuster nebst Korn und Zuckerrohr eine Art von wohlriechendem Reiß, Pendsch Engüscht, d. i. die fünf Finger genannt; in der Nähe der Stadt liegen vier herrliche zur Jagd geeignete Thäler, nämlich: Rachschabad, funfzehn Farsangen lang und zwölf breit; Warak, zwanzig Farsangen lang und zehn breit; Meschhedi Kufi, zehn Farsangen lang und sechs breit; Dschoweisa, zwanzig Farsangen lang und zehn breit, wo das Korn wegen der großen Hitze schon im März reift und geschnitten wird *).

Wir gehen nun von Schuster zu Schusch über, welches nach Rennels Meinung das alte Susa seyn soll. Die Gründe desselben, daß der Namen von Schusch besser mit Susa übereinkomme, als der von Schuster, und daß dasselbe das Grab Daniels für sich habe, haben nicht den geringsten Halt wider die oben vorgebrachten, von der Schiffahrt Nearchs aus dem Meere hinauf, und der von Alexanders von Susa herab, die nur auf den mittelst eines Armes in dem Meere mündenden Karun, welcher den Dscherahi oder Pasitigris aufnimmt, und in keinem Falle auf den Kerah oder Karaßu, an welchen Susch liegt, passen kann. Wenn M. Kinneir hier dem Major Rennel oder Doktor Vincent dadurch aus der Verlegenheit helfen will, daß er meint, unter dem Fluß von Schusch dürfe nicht der die Mauern dieser Stadt wässernde Kerah, sondern der in einiger Entfernung fließende Absal oder Fluß von Dissul verstanden werden, so ist dagegen einzuwenden, erstens: daß unter dem Flusse von Susa ja nur der an den Mauern der Stadt, und nicht ein anderer in einiger Entfernung fließende gemeint seyn könne, weil Daniel am Thore der Stadt am Ulai (Eulåus) stand; zweytens daß es keineswegs, wie M. Kinneir sagt, unausgemacht ist, ob Susa an dem östlichen oder

*) Ibn Haukal (nach S. W. Ouseley's Uebersetzung) erwähnt dieser fünf-Finger Pflanze nicht bey Schuster, sondern bey Schusch, und nicht als Reiß sondern als Orange, was wohl nur ein Schreibfehler, jener von vielen derselben wimmelnden Handschrift ist, indem Sir William برنج d. i. Birindsch Reiß, als ترنج Turundsch, d. i. Orange gelesen zu haben scheint. Uebrigens hat das Dschihannuma die Nachricht vom Sarge fast wörtlich aus Ibn Haukal genommen, wie man sich dessen aus S. W. Ouseley's Uebersetzung S. 76 uberzeugen kann.

westlichen Ufer des Euläus gestanden habe, indem Alexander auf seinem Zuge von Westen nach Osten zuerst an den Choaspes, und dann erst an die Stadt Susa kömmt, und indem auch Aristagoras in seiner Länderbeschreibung bey Herodot zuerst den Choaspes nennt, der zu überschiffen ist, um nach Susa zu gelangen. Diesen Umstand hat Herr Höck [1]) klar herausgehoben, um die Lage Susas auf dem östlichen Ufer des Euläus oder Choaspes zu beweisen, nur ist er ganz und gar irrig, wenn er diesen in dem Kerah oder Karaßu zu finden glaubt.

Sieben oder acht englische Meilen westlich von Dissul (nach M. Kinneir's Bericht [2]) fangen die Ruinen von Schusch an, und erstrecken sich nicht weniger als zwölf englische Meilen von einem Ende zum anderen. Sie erstrecken sich bis an das östliche Ufer des Kerah, nehmen einen sehr großen Raum zwischen diesem Flusse und dem Abßal ein, und bestehen wie die Ruinen von Ctesiphon, Babylon und Kufa, in Hügeln von Erde und Schutt mit gefärbten Ziegeltrümmern bedeckt. Die größten dieser Hügel erheben sich in der Entfernung zweyer englischen Meilen von Kerahi, der eine eine englische Meile im Umkreis, und hundert Fuß hoch, der andere, nicht so hoch, hat den doppelten Umfang; — große Marmortrümmer mit Hieroglyphen bedeckt werden hier nicht selten von den Arabern gefunden, die nach verborgenen Schätzen graben, und am Fuße des höchsten dieser pyramidischen Hügel steht das sogenannte Grab Daniels, ein kleines neueres Gebäude. Von hier wollte der ehrenwerthe Herr Gordon, damaliger Botschaftssekretär Sir William Ouseley's, und nachmaliger englischer Minister am k. k. österreichischen Hofe, einen Stein, auf welchem Hieroglyphen und Keilschrift zugleich sich befanden, wegführen, mußte denselben aber, weil die Einwohner diesen Talisman mit zweytausend Tomans vom Prinzen Statthalter erkauften, denselben zurücklassen, und sich mit dem Abdrucke der Sculpturen begnügen, der sich noch unter dessen Papieren befindet und die Bekanntmachung erwartet [3]).

---

[1]) Veteris *Mediae* et *Persiae* Monumenta p. 94. [2]) *M. Kinneirs* Memoir 99. [3]) *S. W. Ouseley's* travels I. p. 420. Indem Sir William die Geschichte dieser umsonst versuchten Schatzhebung des Hieroglyphensteines umständlich erzählt, äußert er die übrigens mit keinem Grunde unterstützte Meinung, daß Schusch das alte Susa sey, und tritt also mit Rennel, Barbié du *Bocage*, und M. Kinneir in die Schranken wider Herbelot, d'Anville, Vincent und Mannert, auf deren Seite, wie wir gesehen, die Autorität der morgenländischen Quellen, die Eigenschaft und der

Aber es kann die Pentas der Vertheidiger der Identität der Ruinen von Schusch und Susa (*Rennel*, Barbié du *Bocage*, Sir William *Ouseley*, *Kinneir* und Höck), die Pentas der Gegner (*d'Anville*, *Herbelot*, *Vincent*, Mannert und den Recensenten) fragen: was sollen denn diese ungeheuren Ruinen des heutigen Schusch vorstellen, wenn nicht die des alten Susa? Wir wollen dieser Frage mit einer andern begegnen, welche die Beantwortung der ersten in sich schließt. Wo sind denn die Ruinen der großen Stadt Elymais, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, in welcher der von Strabo [1]), Josephus [2]) und Zonaras [3]) erwähnte große Tempel Azara, der Venus und Diana (Zaretis, Sohre oder Anaitis Anahid) geweiht, stand? wo sind dieselben denn zu suchen, wenn nicht hier, im Mittelpunkte der Provinz Elymais, welche der Fluß von Schuster von Susiana trennte. Elymais war die Hauptstadt der Landschaft Elymais, und Susa die Hauptstadt der Landschaft Susiana, jene lag am östlichen Ufer des Kerah, diese am östlichen des Karun. Beyde waren ihres der Anaitis geweihten Tempels willen berühmt, die in der ersten Stadt nach ihrem anderen Namen (Zaretis) τα Ζαρα oder τα Αζαρα hieß. Daß die Vertheidiger der Identität von Susa unter den Ruinen von Schusch, auf die größte Stadt von Elymais ganz und gar vergaßen, und die Hauptstadt von Susiana herüber nach Elymais übertragen wollen, ist ein großes (bisher noch ungerügtes) geographisches Uebersehen und Versehen [4]).

Lauf des Flusses, und selbst Daniels Grab für die Identität von Schuster und Susa streitet.

[1]) *Strabo* XVI. I. 18. [2]) *Joseph.* Antiquit. XII. 13. [3]) Zonaras IV. 20. [4]) Wir können nicht umhin, hier im Vorbeygehen auch ein mythologisches Uebersehen und Versehen in der Meinung zu rügen, welche den Dienst der Anaitis oder Zaretis als einen altpersischen bestreitet, ungeachtet dessen, daß dieselbe in allen Hauptstädten des alten Persiens ihre Tempel hatte: als zu Susa, Elymais, Babylon, Pasargada, Arbela und Ekbatana; von hier drang ihr Kultus an den Euphrat vor, an dessen Uebergang die ihr heiligen Kühe (Plut. in Lucullo XXIV), und an dessen Mündung auf einer Insel (*Arriani* anabasis VII. 20) die ihr heiligen Ziegen und Hirsche weideten. Auch der Tempel am Euphrat Δαρειουκτισμα, Βυκανυ und die zu Κογχεβαρ (*Isidori* stat. parth.) waren der persischen Artemis, d. i. der Anahid heilig. Von hier verbreitete sich dieser Kultus erst nach Armenien und Kleinasien, wo Anaitis in den berühmten Tempeln der beyden Comane (Cappadocica und Pontica) zu Zela und Aclisene, wie zu Sardes, Damaskus

Mannert zweifelt, ob Azara (die Tempelstadt der Zaretis) die Hauptstadt von Elymais eine und dieselbe mit dem Asylum Persarum des Plinius, oder von der letzten Stadt, welche am Ufer des Hedyphon lag, verschieden sey. Der in den Euläus fallende Hedyphon ist der heutige Abssal oder Fluß von Dissul, in welcher Stadt wir das Asylum Persarum zu erkennen glauben. Wollte man aber dasselbe auch als eines mit der Stadt Azara oder Elymais annehmen, so widerspricht dieser Meinung, das was M. Kinneir von der Ausdehnung der Ruinen sagt, nicht im geringsten, indem sich diese vom Flusse Kerah (dem Gyndes) bis zum Abssal (dem Hedyphon) erstrecken.

Dissul, acht und zwanzig englische Meilen westlich von Schuster, hat fast dieselbe Zahl von Einwohnern wie diese Stadt; ihre Zierde ist eine schöne Brücke von zwey und dreyßig Bogen, welche vierhundert und funfzig Schritte lang, zwanzig breit [1]), vierzig hoch, von Schabur erbaut ward, und ein schönes Seitenstück zu den von eben diesem Fürsten erbauten schönen Brücken von Schuster und Aradschan ist. Nach dem Dschihannuma [2]) liegt dieselbe unter dem 84° L. 31° 30′ Br., und in der Nähe von Dschindschabur, d. i. die Stadt Schaburs, der diese nach seinem Namen genannte Stadt, so wie die Brücke von Dissul erbaute. Diese Brücke erhielt den Namen Abdis, und daher die Stadt ihren heutigen Namen. In der Gegend gibt es eine schöne Art von Bäumen, welche Goldbäume (Serin diracht) heißen, schöne gelbe Blüten, aber keine Früchte tragen.

Dschindi Schabur (eigentlich Kendi Schabur) 85° 30′ L. 30° 30′ Br., nur acht Farsangen von Schuster und sechs von Schusch entfernt, und also zwischen beyden und zwischen den beyden Flüssen dem Karun (Euläus) und Abssal (Hedyphon) gelegen. Die Luft ist warm und ungesund, die Erde wimmelt von giftigen Insekten [3]).

Der dritte und nördlichste Theil von Chusistan, oder vielmehr eine besondere kleine Landschaft, welche der von Chusistan zugeschlagen ist, wie Lar zu Fars, und Beludschistan zu Kerman, ist Loristan das gebirgige Land, welches unmittelbar an Kurdistan oder das alte Medien stoßt. Ehemals wohnten hier die Koffäer und Praitaitakenen,

und Bactra verehrt ward. Siehe mehr hierüber in den Fundgruben VI. Band S. 340.

[1]) *Macdonald Kinneir's* Memoir. p. 99. [2]) Dschihannuma S. 284. [3]) Ebend.

und nun die kriegerischen Stämme Bachtiari und Failli. Dieser große Distrikt dehnt sich östlich bis auf den funfzigsten Grad der Länge, und nördlich bis auf den 44° 30′ der Br. aus, und ist der reichste und fruchtbarste Theil von Irak, in dem alle Thäler durch Bergströme bewässert sind. Die Weiden sind üppig, aber der Ackerbau ganz vernachläßigt, weil die Iliat oder herumwandernden Stämme meistens nur von ihren Herden leben. Sie sind noch heute eben so unbändig und unabhängig, als zur Zeit Alexanders; das Land wird eingetheilt in Großloristan (Lori Bisurk), und Kleinloristan (Lori Kutschuk); im ersten ist Chorremabad (das alte Corbiene) die Hauptstadt, der Hauptsitz des Failli-Stammes, drey und siebenzig Farsangen von Ißfahan, und zwey und dreyßig von Kermanschah. Zwischen dieser letzten Stadt und zwischen Churremabad liegen die großen Ebnen von Chawa und Alister, wo der Prinz Statthalter oft mit seinen Truppen Feldlager hält, und nordöstlich liegen die schon bey Irak erwähnten Städte von Burudscherd und Nehawend, wovon die erste der Sitz eines besonderen Prinzen Statthalters, nämlich Mohammed Taki Mirsa's ist. Von Churremabad nach Burudscherd geht der Weg immer aufwärts, links der hohe Berg Schuturkuh, d. i. der Kamehlberg, rechts die Gipfel des Dschairus und Elwend (Orontes). Der Distrikt von Burudscherd ist der Sitz des Stamms Leck [1]).

In Kleinloristan nennt das Dschihannuma die Stadt Lorgan eine kleine Stadt mit schlechter Luft, schlechtem Wasser und vielen Trauben [2]).

Zum Schlusse setzen wir den Artikel Chusistan aus dem Adschaibol-machlukat, des Ahmed von Tus hieher:

»Chusistan ist ein vortreffliches Land, aber die Luft ist »schlecht, und die Einwohner sind von bösen Anlagen; wenn sie »auch das Land verlassen, sind dieselben doch wie die Einwohner »Ißfahans überall bekannt. Ali der Sohn Ebi Taleb's »(Gott verherrliche sein Antlitz) sagte, daß der Dedschal (der »Antichrist) aus Ißfahan hervorgehen werde. In seinem Vor»trabe wird sich ein Mann befinden, Namens Mehran, wel»cher die ganze Welt verheeren wird, Mekka, Medina und »Jerusalem ausgenommen. Diese Verwüstung der Welt und »die allgemeine Hungersnoth wird von Ißfahan ausgehen. »Chusistan ist ein flaches Land, von vielen Flüssen durchströmt, »das aber keinen Regen sieht, die Inwohner sind blassen Gesichts, »und engherzig. Die Waaren sind Zuckerkandel, Zucker, Oran-

---

[1]) *Macdonald Kinneir's* Memoir p. 139. [2]) S. 282.

»gen, Limonien und Pendschenguscht, d. i. fünf Finger (die »oben erwähnte Frucht, die nach der Leseart des Dschihannuma »Reiß, nach der Ibn Haukal's in S. W. Ouseley's Ueber»setzung eine Art Orangen seyn soll); gute Kleider, reiche Stoffe »und seidene. Es ist ein sehr bebautes Land mit vielen Stadten »und Oertern, deren Inwohner sehr der Andacht ergeben sind.« Noch ist die besondere Mundart Chusistans merkwürdig, welche sowohl Ibn Haukal als das Dschihannuma erwähnen.

Wir stehen nun abermals an der Gränze Persiens gegen die osmanischen Staaten, an den zagrischen Pässen und am Gebirge Orontes, von welchem unsere Wanderung ausgegangen, und wohin wir, nachdem wir alle Landschaften des Reichs nach der natürlichen Ordnung ihrer Gränzen im Kreise durchwandert haben, wieder zurückgekommen sind. Da unser Augenmerk rein geographisch ist, da wir durch diese Zusammenstellung der Angaben der neuesten europäischen Reisenden mit denen der ältesten morgenländischen Länderbeschreiber vorzüglich künftigen Reisenden die Spur neuer Nachforschungen anzeigen, und deutschen Geographen die Mittel zur Entwerfung einer tüchtigen Karte Persiens an die Hand geben wollten, so sind noch ein Paar Worte über die den hier recensirten Werken beygegebenen Karten erforderlich. Keine derselben entspricht den Ansprüchen, wozu die in solchem Reichthum vorhandenen Materialien, von Beobachtungen und Routen berechtigen. Macdonald's Kinneirs Karte, die auch besonders zu dem nicht kleinen Preise von anderthalb Guineen verkauft wird, ist nach einem ungeheuren Maßstabe, und wie er selbst sagt, meistens zu dem Zwecke entworfen, um Reisenden, welche dieselbe mit sich führen, gleich überall die Eintragung von Flüssen, Bergen und Oertern nach Maßgabe ihrer Route zu erleichtern. Mehreres derselben hat Hr. Kinneir auf seiner kleinen (seinen Reisen durch Kleinasien beygefügten) Karte berichtigt; diese aber umfaßt nur die westliche Hälfte von Persien, und ist übrigens, da dieselbe alle Länder zwischen dem 28 bis 48° der Breite, und 27 bis 53° der Länge auf einem Blatte umfaßt, verhältnißmäßig eben so zu klein als jene zu groß, aber übrigens gewiß die beste und schätzbarste aller, einen so großen Raum Asiens umfassenden, Karten.

Einzelne Landschaften und Distrikte finden sich bey Morier nach dem Kompaß und Schrittmaß aufgenommen; die seiner zweyten Reise beygegebene Karte von Masenderan, die seines Weges nach Astrabad, sind wahre Kleinode in Vergleich aller vorherigen über diese Gegenden erschienenen Karten; auch die bey seiner ersten Reise befindlichen beyden Karten, der Reise von Amasia nach Tehran auf der einen, und von Buschehr nach

Tehran auf der anderen Seite, sind äußerst schätzbar; minder die dieser ersten Reise vorgebundene allgemeine Karte seiner Reise, welche von demselben Umfange, wie die M. Kinneir's Reise durch Kleinasien beygefügte, nur die Route bezeichnet, und alles Uebrige verläßt, daher auch der untere Theil der Karte (von Chusistan), welche blos vorigen Karten nachgestochen ist, von Höck *) nicht als Autorität hätte angeführt werden sollen, weil Morier selbst diese Gegenden nicht betreten hat; um so schätzbarer sind hierüber M. Kinneir's Angaben der mit dem Genieoffizier Monteith selbst Chusistan durchreiset, und daher ein ganz neues Flußsystem geliefert hat, nach welchem die den Untersuchungen d'Anville's und Vincent's beygegebenen willkürlich angeordneten ganz falsch und unbrauchbar sind. Die Karte Lapie's (bey der Reise Duprés) umfaßt wie die der ersten Reise Morier's und der zweyten Kinneirs (durch Kleinasien) vorgebundene zu vieles Land auf zu kleinem Maßstabe, nämlich 23 bis 57° L. und 26 bis 54° Br., so daß Persien nur bey weitem der kleinste Theil derselben ist, in welchem nur zunächst auf die Reise und Routen Duprés, und auf andere Reisen und Quellen keine Rücksicht genommen worden ist. Eine tüchtige Karte von Persien allein, nach den aufgeführten Quellen, und nach den von Kinneir, Morier, Dupré gelieferten Routen (und auch mit Benützung der von Pottinger für Kerman und Chusistan) ist daher ein großes und für Deutschland um so wichtigeres Erforderniß, als die Karten Wahls und Reichards ohne richtige Gränzbestimmung der Landschaften von den größten Fehlern wimmeln.

Nach vollendeter geographischer Uebersicht des persischen Reichs, nach der Eintheilung und dem Umfange seines Bodens und seiner Wohnplätze, sind die Bewohner selbst und ihre Kultur wenigstens im Vorbeygehen zu berücksichtigen, damit diesen Auszug nicht der Vorwurf treffen möge, einen großen und wichtigen Theil statistischer Beyträge, welche in den angezeigten Werken zerstreut sind, ganz und gar mit Stillschweigen übergangen zu haben. Wir wollen daher den Charakter und die Sitten der

---

*) Veteris *Mediae* et *Persiae* Monumenta 95. In qua difficultate tollenda non eo confugio ut *Kinneirum* in constituendo hoc fluvio inaccuratius egisse putem, quod non consentiat cum *Morier*, cuius mappa in hac re cum veterum testimoniis magis quadrat, sed fluvium *Kerah* jam in *Tigrim* se exonerantem olim in sinum persicum effusum puto. Diese Aeußerung macht eine, nach den obigen Beweisen von der Identität des Eulaus und Karun und nach den Angaben Kinneir's, gänzlich unzuläßige Voraussetzung.

Bewohner, das Eigenthümlichste ihrer Gebräuche und ihrer Lebensart, ihren Handel und ihre Literatur, in so weit die reisebeschreibenden Werke darüber Kunde geben, kurz berühren.

1. Charakter der Perser. Da der Censorsspruch hierüber bey weitem der wichtigste, das eigentliche Palladium von Volksehre und nationeller Würde berührt, so geziemt dem Berichterstatter die wörtliche Treue in der Aufführung der davon in Reiseberichten niedergelegten Zeugnisse, und da schon nach dem altrömischen und auch nach dem islamitischen Rechte sieben Zeugen ein vollständiges Zeugniß begründen, so wollen wir so viele derselben hier mit ihren eigenen Worten auf deutsch verhören. Vier derselben sind Engländer (Morier, Johnson, Pottinger und Malcolm), und drey Franzosen, Dupré, Tancoigne und ein Ungenannter aus dem Gefolge der französischen Botschaft, General Gardanne's. Wenn das einstimmige Urtheil derselben ganz zum Nachtheile des Charakters der heutigen Perser ausfällt, und denselben zum Theil mit den grellsten Farben ausmalt, so wird sich das Urtheil des Lesers von selbst ergeben: daß die heutigen Perser von den alten Persern, welche von den Griechen als Tugendmuster gepriesen werden, ganz und gar das Gegenstück sind.

Herr Morier lehnt zwar in seiner ersten Reisebeschreibung die Charakterschilderung der Perser von sich ab, vermuthlich aus diplomatischen Rücksichten, aus denen auch die beyden in russischen Diensten stehenden hier recensirten deutschen Reisebeschreiber (die Herren von Freygang und Kotzebue) ihr Urtheil hierüber zurückgehalten zu haben scheinen, aber dennoch enthält ein im Vorbeygehn hingeworfener Wink, wenn gleich in wenig Worten, ein so glaubwürdigeres Zeugniß, als es mit allen folgenden ganz übereinstimmt: »das sicherste Wahrzeichen einer Lüge »ist die Zahl emphatischer Schwüre, welche sie derselben voraus»senden. Man nennt die Perser mit Recht die Franzosen des »Orients, sie sind ein geschwätziges, komplimentirendes und »unaufrichtiges Volk, aber in ihren Manieren angenehm und »lebhaft [1]).«

Wider diese Vergleichung der Perser und Franzosen, welche seit Chardin's Zeiten so gang und gäbe geworden, daß man die Perser die Franzosen des Orients, und die Franzosen die Perser des Occidents zu nennen pflegte, protestirt Hr. Tancoigne mit folgenden Worten:

»Ich bin nicht von der Meinung derer, welche den Persern »den Namen der asiatischen Franzosen geben. Alles Nationen-

---

[1]) *Morier's* (first) journey p. 285.

»Vorurtheil bey Seite gesetzt, so finde ich keine Aehnlichkeit zwi»schen einem Volke, das den höchsten Grad von Bildung erreicht »hat, und dessen Vorrang (supériorité) durch die Verleumdun»gen seiner Tadler noch in helleres Licht gesetzt wird, und zwi»schen einem in die Finsternisse der Unwissenheit und des Aber»glaubens versunkenen Volke *).«

»Wollte man ein Volk nach dem ersten Eindrucke und nach »dem Anscheine beurtheilen, so würden die Perser ohne Wider»spruch alle Stimmen gewinnen; ihre bis zum Uebermaß getrie»bene Artigkeit, ihre zuvorkommende Aufmerksamkeit für den »Fremden würde denselben bald verführen, und wenn er vernach»läßigt hätte dieselben zu studiren, oder wenn er mit ihnen nur »gemeine Verbindungen unterhalten hätte, könnte er nur sehr »günstige Vorurtheile nach Hause bringen. Dieß war das Ur»theil, das wir selbst zuerst über die Perser fällten, wir hatten »nur erst ihre schöne Seite gesehen. Ohne ihnen die verdiente »Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ohne in ihnen Eigen»schaften zu verkennen, wodurch dieselben von ihren Nachbarn, »den Türken, so vortheilhaft ausgezeichnet sind, setze ich hinzu, »daß sie geistreich und liebenswürdig, daß sie frey von diesem »barbarischen Fanatismus sind, welcher unter gewissen Beziehun»gen von den Osmanen wie billig entfernet; daß in Persien ein »Christ, Muselmann, Jude, Geber heute beyläufig eines glei»chen Schutzes von Seite der Regierung genießen, daß alle ohne »Unterschied des Glaubens sich gegenseitig mit den Worten Se»lam aleikum (Heil über euch) begrüßen; daß man hier kei»nen erniedrigenden Unterschied in der Kleidung der verschiedenen »Sekten bemerkt, daß es endlich nicht beyspiellos ist, daß Chri»sten mit den Titeln Mirsa und Chan begleitet, zu Aemtern »und Würden gelangen. Aber nachdem wir ihnen gegeben was »Rechtens ist, gebührt auch der Wahrheit ihr Recht. Man muß »gestehen, daß unter dem angenehmsten und verführerischsten Aeu»ßeren die Perser weder freymüthig noch rechtlich sind (qu'ils »manquent de franchise et de loyauté). Sie sind arglistig, »verstellt, prahlerisch (fourbes, dissimulés, fanfarons) und Lüg»ner, und ich sehe (sagt Herr Tancoigne) nichts Französi»sches in diesen Eigenschaften, nichts was mit einem Worte eine »zu leichtsinnig und ungerecht aufgestellte Vergleichung (der »Franzosen und Perser) rechtfertigen könnte. Um auf die Lüge »zurück zu kommen, so möchte man versucht seyn zu glauben, daß »die Lüge einen wesentlichen Theil ihrer Erziehung ausmacht. »In den ernsten Geschäften des Lebens, so wie in dem gewöhnli-

*) *Tancoigne* letres sur la *Perse* II. p. 265.

»chen gesellschaftlichen Umgange scheinen sie die bestimmteste Ab-
»neigung wider die Wahrheit zu hegen, und der Fremde, der
»gutartig genug wäre, ihren Betheuerungen und Schwüren Glau-
»ben beyzumessen, würde unfehlbar und ohne sich dessen zu ver-
»sehen, zum Spielwerke der falschesten und arglistigsten Men-
»schen dienen. Um sich nicht ihre Verachtung zuzuziehen, muß
»man nie von ihren Reden vollkommen überzeugt scheinen, son-
»dern immer eine sehr entschiedene Miene von Zweifel und selbst
»Ueberlegenheit annehmen, als das einzige Mittel, die Oberhand
»zu behalten (le seul moyen de leur en imposer). Niedrig
»und kriechend von Natur, bey allen, von denen sie einen Vor-
»theil zu ziehen hoffen, gewähren sie auch dann Alles, was man
»will. Die religiöse Gleißnerey, die Habsucht und der Geiz sind
»noch Züge, die zur Vollendung ihres Charaktergemäldes gehö-
»ren. In einigen Provinzen sind sie feige, faul, und wenig ge-
»schickt zum Kriege. Nie habe ich Leute gleichgültiger gegen eine
»Beschimpfung, unfühlbarer für Schläge gesehen; unter dem
»Stocke zerbläuet, scheinen sie nicht einmal darauf Acht zu ha-
»ben. Sie boxen sich unter sich, wie die Engländer, suchen sich
»den Bart auszureißen, und der Besiegte zieht sich weinend zu-
»rück. Seyen wir aber wieder auf einer anderen Seite gegen sie
»gerecht — die Perser sind voll von Geist und Verstand, sie neh-
»men mit Leichtigkeit und ohne den geringsten Gewissenszweifel
»die fremden Gebräuche an, welche ihnen vor den eigenen den
»Vorzug zu verdienen scheinen, und ohne den ungeheuren Raum,
»der sie von Europa trennt, würden sie schnell civilisirt werden
»können. — Ich habe nichts in den persischen Sitten bemerkt,
»was den Vorwurf der Wildheit, den ihnen zu anderen Zeiten eine
»kleine Zahl von Reisenden gemacht haben, rechtfertigen könnte.
»Es ist wahr, daß sie heute des Friedens und der Ruhe genießen,
»daß ihre langen Revolutionen, ich will nicht sagen geendet, doch
»wenigstens gestillt sind, und daß der den häuslichen und länd-
»lichen Arbeiten, dem Gewerbsfleiß und Handel hingegebene
»Mensch nicht mehr derselbe, wie in den bürgerlichen Kriegen ist.«

»Ich beurtheile sie daher, wie ich sie sehe, und will lieber
»zu großer Nachsicht als zu großer Strenge schuldig seyn. Sie
»verdienen aber noch den Vorwurf anderer Laster. Das schwerste
»ist ihre Gleichgültigkeit gegen ein Geschlecht, welches den Zau-
»ber und das Glück unseres Daseyns ausmacht. Die Frauen
»sind in den Augen dieser grobartigen Menschen nur Wesen, die
»einzig zu ihrem sinnlichen Vergnügen erschaffen sind. Auf einer
»Seite durch ihre Erziehung und Gewohnheiten wider die Qualen
»und Widerwärtigkeiten der Liebe verwahrt, und auf der andern
»Seite durch ihre Religionsvorurtheile unfähig gemacht, den

»Zauber und den Genuß derselben zu würdigen, haben sie das »schönste der Gefühle zu dem Grade herabgewürdigt, es ih»ren Lotterbuben vorzubehalten, und es in ein widernatür»liches Verbrechen zu verwandeln. Mehrere ihrer erotischen Ge»dichte beziehen sich bloß auf diese unbegreifliche viehische Versun»kenheit, und ihre moralische Verderbtheit ist so groß, daß, fern »davon, ein Geheimniß von solchen Liebeshandeln zu machen, sie »sich dieselben vielmehr zur Ehre rechnen, und öffentlich von ih»ren Lotterbuben als von ihren Buhlgenossen sprechen [1]). Früh »durch die Hitze des Himmelstrichs und durch vorzeitige Ehen ent»nervt, theilen die reichen und mächtigen Perser ihr Leben zwi»schen dem Müßiggang der Ausschweifung und der Weichlichkeit. »Unter goldenen Kleidern mit Ungeziefer bedeckt, könnten diesel»ben, sagt Hr. Tancoigne, unter gewissen Beziehungen mit »einem weniger entfernten Volke verglichen werden, das in Eu»ropa sich durch Faulheit und Unreinlichkeit berühmt gemacht.«

Die Parallele zwischen dem Charakter der Perser und Türken (von Tancoigne zum Vortheile der ersten im Vorbeygehen berührt) führt Dupré sehr umständlich zum Nachtheile derselben, und zum Vortheile der Türken durch. Wir setzen daraus nur die den Charakter der Perser betreffende Stelle hierher:

»Der Perser hat nur den ersten Anschein für sich. Er hat »nur das Aeußere der Güte, mehr dürft ihr von ihm nicht erwar»ten. Er mag euch trauen oder mißtrauen, euch lieben oder hassen, »von euch etwas hoffen oder fürchten, so wird er euch zu betrü»gen suchen; er wird nie sein Versprechen halten, und ihr wer»det immer der Betrogene seyn. Kurz der Türke dient im Au»genblicke, und ohne etwas zu sagen. Der Perser spricht viel, »erklärt mit Emphase daß er handeln wird, und thut fast nie»mals was er ankündigt [2]). Er unterscheidet sich vom Türken »durch liberalere Ideen, durch den Geist der Neugierde und die »Liebe der Neuigkeiten. Bald unter der Herrschaft der Usbegen,

---

[1]) In diesem Punkte waren ihre Vorfahren, die Parther, lobenswerther nach Ammianus Marcellinus (XXIII. 6.): puerilium stuprorum expertes, ubrigens aber nicht viel besser: abundantes inanibus verbis, insanumque loquentes et ferum: magnidici, et graves ac tetri, minaces juxta in adversis rebus et prosperis, callidi, superbi, crudeles, vitae necisque potestatem in servos et plebejos vindicantes obscuros. Cutes vivis hominibus detrahunt particulatim vel solidas. Von solcher barbarischer Grausamkeit, die Tancoigne läugnet, finden sich schauderhafte Beyspiele in Chardin, Tavernier, und in der Geschichte Nadirschahs.

[2]) *Dupré* Voyage en *Perse* II. p. 398.

»bald unter der der Turkomanen oder Afghanen hat er doch seine »Begeisterung für Künste und Wissenschaften beybehalten [1]). — »Er liebt sich zu unterrichten, die Fremden über die Sitten und »Gebräuche ihres Landes, über die Wissenschaften und Künste, »die dort getrieben werden, zu befragen. Er erkennt in ihnen »die Ueberlegenheit der Einsichten, welche ihn dieselben zu schätzen »bewegt, wiewohl sie von einer anderen Religion sind als die sei»nige. — Er ist abergläubisch, ohne Religion zu haben, und duld»samer, wiewohl den kleinlichen Uebungen des Kultus mehr zu»gethan als der Türke. — Die kriegerische Tugend der Perser »hindert sie nicht gleichgültig und grausam zu seyn; der Türke »hat Gefühl, das vom Herzen kommt, und oft seines Gleichen »Schicksal erleichtert. Des Perser Gefühl sitzt nur im Kopfe, »seine Seele ist von der größten Trockenheit, selten reicht er dem »Unglücklichen hülfreiche Hand, manchmal würdigt er denselben »nicht einmal eines Blicks [2]).«

»In den Handlungsverbindungen ist der Türke rechtschaffen, »und bricht selten sein Wort. Der Perser handelt mit seinem Eid»schwur wie mit einer Waare. Man liest in Plato und He»rodot [3]), daß die alten Perser die Lüge haßten, und daß die»selbe bey ihnen für ein niedriges und schändliches Laster galt. »Wie entartet sind nicht ihre Abkömmlinge! die heutigen Perser »sind das lügnerischste Volk der Erde. Die Kinder sind gewohnt »sich zu verstellen, bey jeder Frage und jedem Vorwurfe unver»schämt zu antworten, und sich durch Ausflüchte aus der Schlinge »zu ziehen. Jede Lüge ist bey ihnen tadellos, wenn sie Nutzen »daraus ziehen. Die Lehrsätze ihrer Sekte rechtfertigen die Lüge »und Verstellung (?) wenn sie sich in einem fremden Lande befin»den, wo sie ihren Glauben verbergen müssen. — Unsere Wahr»heitsliebe und Abscheu vor der Lüge erweckt ihr Erstaunen. Eine »Person vom ersten Range am persischen Hofe bezeugte eines Ta»ges ihr Erstaunen einem französischen Agenten mit den Worten: »„Warum soll man nicht ein wenig Lügen in die Geschäfte mi»schen, das Gegentheil scheint mir unmöglich; ich begreife nicht, »wie die Geschäfte gehen können, ohne daß man lügt,“ und setzte »dann mit leiser Stimme hinzu: „die Wahrheit hat aber doch »auch ihr Verdienst, und wir, die fünfhundert Mal des Tags lü»gen, kommen deßhalb nicht schneller vorwärts.“ Geschickt und

---

[1]) *Dupré* Voyage en *Perse* II. p. 399. [2]) 405. [3]) Der Verfasser hätte nebst Plato und Herodot auch Plutarch und Xenophon nennen können, welche den Abscheu der alten Perser vor der Lüge, und ihre Wahrheitsliebe rühmen. *Plutarch.* de vitando aere alieno V. und Xenophon in der Cyropädie.

»arglistig, fürchtet sich der Perser nicht seine Verbindlichkeiten »zu brechen. Wenn er sein Wort hält, so geschieht es nur, weil »ihm das Gegentheil unmöglich. Er verschmäht kein Mittel, um »sich der Erfüllung seines Worts zu entziehen. Leicht findet er »falsche Zeugen, die ihm in schweren Geschäften helfen. Diese »Leute sind noch viel gemeiner in Persien als in der Türkey, und »das ist viel gesagt; der Diebstahl, ein bey den Osmanen selte- »nes Laster, wird von den Persern häufig begangen. Der Türke »ist habsüchtig, er liebt das Geld, und gleicht hierin nur ande- »ren Nationen. Der Perser treibt diese Leidenschaft auf den »höchsten Grad. Man kauft in Persien den geringsten Dienst »nur nach Goldgewicht. — In Persien unterscheiden sich die »Großen vom Pöbel durch unverschämtere Habsucht und gehässi- »geren Geiz [1]).«

»Man erscheint nie vor einem Höheren, ohne ihm ein Ge- »schenk zu bringen, besonders wenn man seines Schutzes bedarf. »Der Perser ist von dieser Denkungsart so durchdrungen, daß ein »Fremder nie in eine Hauptstadt kommt, ohne daß man ihn fragt, »ob er dem Statthalter etwas darzubringen hat. Die Hände des »Persers, immer offen zum Empfange, sind es nie zum Geben; »wenn er nicht anders kann, so beschränken sich seine Gaben auf »Kleinigkeiten. Er ruinirt sich nur in Versprechungen. — Die »Perser wie die Türken kennen nicht das süße Gefühl der Liebe, »das höchste Glück des gebildeten Menschen. Die Meisten betrach- »ten die Frauen nur als zollbare Sklaven ihrer Lüste und ihrer »Launen, zur Fortpflanzung bestimmt. Die Verachtung hat das »Mißtrauen erzeugt, vom Mißtrauen wird die Eifersucht unter- »halten. Die Frauen gehen nur ganz verschleyert aus. Im Ha- »rem [2]) empfangen sie ihre innigen Freundinnen, und sehen öf- »ters Tage lang nicht ihren Gemahl, dem sie dann das Essen auf »den Saal schicken. Die Spaziergänge, das Bad, die Musik, »der Tanz, das Spiel sind die Vergnügen der unter sich zum an- »genehmen Zeitvertreibe versammelten orientalischen Frauen. Sie »erfreuen sich der Gesellschaft der männlichen Verwandten ihres »Vaters, ihres Gemahls, und einiger alten Nachbarn. Die »Ruhe liebend, beschäftigen sie sich viel mit ihrem Hauswesen. »Sie üben im Inneren eine despotische Herrschaft aus, so daß

---

[1]) Bey den alten Persern, die lieber gaben als nahmen, war es umgekehrt: διαμενει και νυν τοις βασιλευσιν η πολυδωρεια. Cyrop. VIII. 2.

[2]) Die Sitte des Harems war schon bey den alten Persern dieselbe wie heute. S. Plutarch im Themistokles. XXXI. und bey den Gastmahlen mußten, wenn die Männer zu trinken anfingen, die Frauen aufstehen, wie noch heute bey den Engländern. *Plutarchi* Conjugalia Praecepta, und *Sympos.* L. I. quaestio 1.

»der Mann ohne ihre Zustimmung keinen Dienstboten entlassen »dürfte. Auch haben sie über ihre Kinder sehr große Gewalt; ih»nen ist die ganze Erziehung derselben anvertraut, und das Recht, »dieselben zu vermählen, eingeräumt. Es scheint, als ob das »Gesetz und der Gebrauch in diesen Gegenden die Frauen auf ei»nige Art für die Entbehrungen habe entschädigen wollen, welche »sie auf der andern Seite zu ertragen verbunden sind [1]).«

Die drey abgehörten Zeugen sprechen von dem Volkscharakter ohne Rücksicht auf die Ursachen seiner Verderbtheit, welche nach den drey folgenden zu urtheilen, größtentheils in der schlechten Regierung liegen: »Bürgerlicher Krieg, diese größte und »schicksalsentscheidendste Geißel politischer Gesellschaft, brütet noch »über diesem mißbrauchten und verwunschenen Lande, wo keine »Sicherheit besteht, weder für Personen noch für Eigenthum; »wo die scheinbare Ruhe, oder vielmehr das Stillschweigen der »öffentlichen Stimme nicht aus Zufriedenheit, sondern aus ge»genseitigem Mißtrauen entsteht, wo das Selbstbewußtseyn von »Verstellung dem Einen die Scheu desselben gegen den Anderen »einflößt, wo Unterdrückung von Rang zu Rang stufenweise fort»schreitet, wo Jeder ein Sklave derer die über ihm, und ein »Despot derer ist, die unter ihm stehen, wo Selbstsucht allen »öffentlichen Geist erlöschend, das verwüstende Uebel von Armuth »und Hungersnoth vermehrt. Das Volk in Städten, durch eine »Gemeinschaft von Elend versammelt, ist demselben ohne Hülfs»mittel und Linderung Preis gegeben; kein Baum, viel weniger »ein Wald beut seinen Schirm in den verbrannten und dürren »Wüsten umher [2]).«

Dieser Schilderung Johnson's stimmt General Malcolm's Aeußerung bey, indem er in seiner Geschichte ausdrücklich bekennt: »daß die Falschheit, Lügenhaftigkeit und »Wortbrüchigkeit der heutigen Perser leider im Ganzen nur »zu wahr sind, wenn ihnen gleich ihre gesellschaftlichen Vor»züge, als ein angenehmer Fluß der Rede und große Leichtigkeit »im Umgang, und den kriegerischen Stämmen Großmuth und »Tapferkeit nicht abgesprochen werden kann.« Die Summe seines Urtheils ist mit seinen Worten folgende: »Von den Ein»wohnern Persiens überhaupt zu sprechen, mögen wir diesel»ben als einen schönen, thätigen, starken Schlag von Menschen,

[1]) *Dupré* Voyage en *Perse* II. S. 415. Diese Herrschaft des Harems ist uralt; denn selbst der König der Könige aller Männer Herr, war seines Weibes Knecht: καὶ ὅγε Περσῶν βασιλεὺς παντας ἡγεῖτο δουλους πλὴν τῆς αὐτου γυναικὸς, ἧς μαλιϛα δεσποτης ὠφειλεν ειναι. Pl. ad principem ineruditum II.

[2]) *Johnson's* travels p. 163.

»Minister und Hofwürden. Der Ehrenplatz ist zur Linken [1]). »Wenn ein Niederer den Höheren besucht, sitzt er in einiger Ent»fernung (mit den Hüften auf den Fersen) und nicht auf dersel»ben Filztapete (Nemed). Wenn ein Diener vor seinem Herrn »erscheint, macht er eine Verbeugung, und wenn er sich entfernt, »geht er rücklings bis zur Thüre. Im Rauchen ist nicht mindere »Etikette zu beobachten als beym Sitzen. Kein Niederer begehrt »seinen Kaliun (die Rauchmaschine durch das Wasser) bis der »Höhere den seinigen begehrt hat, und Niemand darf vor dem »Könige rauchen [2]).«

»Der persische Große steht früh auf, verrichtet sein Morgen»gebet gewöhnlich mit lauter Stimme, geht dann aus seinem Ha»rem in den ersten Hof des Hauses, wo er eine Stunde lang »seinen Vasallen und Untergebenen Audienz ertheilt; um eilf Uhr »frühstückt er Brot, Käse, Kräuter, Früchte. Er wäscht sich »die Hände und den Bart, nimmt eine Tasse Kaffeh und den »Kaliun, und geht zur Aufwartung (Selam) des Königs. Der »Kaufmann geht seinen Geschäften nach auf dem Markte; um »Mittag ist das zweyte Gebet, von zwey Uhr bis vier oder fünf, »besonders im Sommer Sieste; bey Sonnenuntergang das dritte »Gebet, und das Nachtmahl [3]). Der Abend ist bey Reichen der »Gesellschaft gewidmet, die sich bis Mitternacht und darüber ver»längert. Man raucht, nimmt Thee, Kaffeh, Scherbet, und »die Unterredung hat wechselsweise Religion, Poesie und Litera»tur (nie Politik) zum Gegenstande. Manchmal haben prächtige »Nachtessen mit Musik und Tanz statt [4]), wie schon bey ihren »Vorfahren, den alten Persern, welche nach geendetem Essen »die Frauen abschafften, und zum Trinken die Musik und Tän»zerinnen hereinriefen [5]). Sie sind größtentheils dem Trunk »des Weins und Branntweins ergeben, lieben das Reiten, »das Maillespiel und Dschiridwerfen zu Pferde, das »Ringen und Wettlaufen (der Schatire oder königlichen »Laufer), die warmen Bäder, die Jagd [6]), und die Hahnen»gefechte.«

---

1) Bey den alten Persern war der Ehrenplatz der mittelste: Πέρσαις μὲν ὁ μεσαίτατος. *Plut. Sympos.* L. I. quaest 3. 2) *Morier's* (first) journey, p. 286. 3) *Tancoigne* I. 274, hier ist das Nachmittagsgebet und Nachtgebet, welche zu den fünf durch den Islam täglich vorgeschriebenen Gebeten gehören, ausgelassen. 4) Ebend. S. 277. 5) Καὶ τοὺς Πέρσας ὀρθῶς φασι μὴ ταῖς γαμεταῖς ἀλλὰ ταῖς παλλακίσι συμμεθύσκεσθαι καὶ συνορχεῖσθαι. *Plut. Sympos.* L. I. quaestio 1. 6) Tancoigne 276, die warmen Bäder beschreibt Johnson Ch. VIII. u. X., die wilde Eselsjagd Ch. IX.

3. Kleidung. Die persische Tracht ist seit Chardin sehr geändert, so daß man die heutigen Perser in den von Chardin und Bruyn gelieferten Zeichnungen gar nicht erkennen kann. Sie lieben die dunkeln Farben, besonders das dunkelgrün und dunkelblau, und hassen die hellen, besonders hellroth; der Anzug ist bey weitem nicht so ansehnlich und würdevoll als die türkische Tracht, und bleibt Winters und Sommers derselbe [1]). Er besteht: 1) aus dem Sirdschame, d. i. Unterkleid, nämlich die weiten Hosen aus rothem Seiden- oder blauem Wollenzeug [2]).

2) Pirahan, das Hemde, meistens von Seide, geht etwas über die Hüfte, und ist ober der rechten Schulter mit zwey Knöpfen befestigt [3]).

3) Alkalik, eine Weste aus Zitz mit Wolle gefüttert, die auf der Brust offen, bis auf die Waden geht [4]).

4) Kaba [5]), das Kleid, geht bis an die Knöchel, liegt aber nur bis an die Hüfte an, und wird dann zugeknöpft, die Aermel gehen über die des Alkalik, und werden vom Elbogen an zugeknöpft. Eine andere Art, Baghalk genannt, kreuzt sich über die Brust, und wird dann auf der Seite bis auf die Hüfte zugeknüpft; gewöhnlich von Tuch (während das Kaba Seide oder Kattun), oder auch von Shawl wird dasselbe als wärmer im Winter getragen.

5) Balapusch [6]), das Oberkleid, ist immer von Tuch oder Shawl, und wird wie unser Kapot nach Erforderniß von Hitze oder Kälte an- oder ausgezogen. Es gibt mehrere Gattungen desselben, als Tikmeh mit Aermeln, die vom Elbogen an offen sind, und die hinten herabhängen. Das Oimah ist wie das

---

1) *Morier* (first) journey p. 244. *Tancoigne* lettres sur la *Perse* II. p. 13. *Dupré* Voyage en *Perse* p. 417. *Johnson*. Ch. IX.

2) زيرجامه die blauen Hosen heißen bey den Türken Schalwar, شلوار die Σαρβαριδες der Griechen, und die rothen Tschachschir, چخشير die Αναξυριδες derselben. 3) پيراهن 4) القلق 5) اويه 6) تكمه 7) بيروني قبا بغلي بالاپوش dazu kommt noch Kontusch قنطوش das Κανδυς der Griechen, das Ehrenkleid Chalat خلعت (das Καλασιρις der Aegypter) und die Pelzkleider Καυνακας, heute von den Neugriechen γουναι und κοντόγουνα genannt.

Tikmeh nur von den Hüften an hinunter offen. Das Biruni, ein sehr weites Oberkleid.

6) Katebi, das Staatskleid, mit Pelz ausgeschlagen, worin die Großen bey Hof erscheinen, von Goldstoff oder dem reichsten Seidenzeuge, ist in dem persischen Kleiderwesen das, was der Seraffer oder ganz mit Goldstoff bedeckte Ehrenpelz im türkischen [1]).

7) Kurdi auch Nimten, d. i. Halbkleid, eine Art von Jacke, die bis an die Hüfte fest anschließt, dann aber frey niederhängt [2]).

8) Puschti oder Hamami, d. i. das Badpelzkleid, aus Schafsfellen, deren rauhe Seite einwärts, die glatte herausgekehrt ist; die schönsten Schafsfelle kommen von Bochara [3]).

9) Kemer, der Gürtel, wird über das Kaba (die zweyte Oberweste) gebunden, und besteht aus einem kaschmirischen oder kermanischen Shawl, aus Zitz oder geblumtem Musselin [4]).

10) Chandschar, der Dolch, steckt im Gürtel, und der Säbel, Schimschir, wird an der Seite getragen [5]).

11) Dschorab, die Fußsocken, welche die Stelle der Strümpfe vertreten, sind theils gewirkt, theils von rothem Tuch; die ersten ahmen die Zeichnung der Shawle nach [6]).

12) Die Pantoffel von grünem Saghri (Chagrain), mit hohen Absätzen, hohe rothe Stiefel von Safian, wenn sie bey Feyerlichkeiten erscheinen, und juchtene für die Jagd und auf Reisen [7]).

---

1) قاطبي wahrscheinlich sind diese die Καυνακες der Alten, welche Pelzkleider waren, und woraus das neugriechische γουνα ein Pelz, entstanden zu seyn scheint. 2) نيمتن كردي wenn das Oberkleid von der Hüfte reifrockartig wegsteht, heißt es Usbegi اوزبكي oder Kuschuni قوشوني d. i. militärisch. 3) حمامي پوشتي 4) كمر 5) خنجر und شمشير; der Chandschar scheint der ακιναкης der Griechen zu seyn, und die arabische Benennung des Säbels (Seif) ist augenscheinlich das griechische ξιφος سيف 6) جورب bey den Griechen Σαραπις (S. Brisson). 7) Der Chagrain ist das türkische Ssaghri صغري und der Sa-

Auf dem Kopfe tragen sie heute durchaus die tatarische mit schwarzem Lammfell ausgeschlagene Mütze des Stamms der Katscharen, welche nur von Angesehenen und bey feyerlichen Gelegenheiten mit einem Shawl umwunden wird. Die Frauen sind im Sommer und in ihrem Inneren nur mit einem leichten Hemde von Linnen oder Seide und einem weiten Beinkleide von Goldstoff oder Shawl mit Kattun gefüttert bekleidet; wenn sie ausgehen, haben sie über dem Kopf vier dichte Schleyer, und sind vom Kopf bis zum Fuß ganz mit einem großen Stücke weißer Leinwand bedeckt, wo nur für die Augen kleine Oeffnungen gelassen sind, also weit mehr verhüllt als die Türkinnen. Sie malen sich die Nägel mit Roth (Henna), die Augenbrauen gewölbt *), und erheben das Feuer und die Größe des Auges durch das schwarze Pulver der Augenschminke, unter das obere Augenlied und in den Winkel des Auges gestrichen. Tancoigne hat zwey treu gezeichnete und gut kolorirte Abbildungen persischer Frauen dem zweyten Theile seiner Briefe beygegeben, und bey Johnson befinden sich die kolorirten Bruststücke zweyer Frauen vom Hofstaate des Kronprinzen.

---

fian, der Sachtian سختيان, wie der Korduan Kortobi قرطبي; dieser hat den Namen von der Stadt Kordua erhalten, wie der Musselin von der Stadt Moßul, und der Baldachin von Baldacco, d. i. von der Stadt Bagdad.

*) Das ist die Ὀφθαλμων υπογραφη in der Cyropädie (L. I. l. III.) wo auch der noch heute übliche Anstrich, die Armbänder ψελλια, die Sitte des Ehrenkleides Στολη καλλιστη (L. II. c. IV.) die der weiten medischen Kleider (l. VIII. c. III.), der Kasaquin كرفند κασα (l. VIII. c. 3.), der Kontusch κανδυς (قنطوش) mit dem langen Aermel, worunter die Hände, wie noch heute, aus Ehrfurcht versteckt werden. Διειρκότες τὰς χεῖρας διὰ τῶν κανδυων, ὥσπερ καὶ νῦν ἔτι διειρουσιν ὅταν ὁρᾷ βασιλεύς. (Cyrop. l. VIII. c. 3.) Aus dieser bey Brisson nicht angeführten Stelle erhellt, daß der Kandys ein Oberkleid (wie das türkische Binisch), und kein Unterkleid war, wie Brisson und Heeren glauben, im Unterkleide hätten sie die Hände nicht verbergen können, die noch heut zu Tage unter dem Oberkleid versteckt werden. Auch finden sich bey den alten Persern schon die Absätze, um das Ansehen der Statur zu vergrößern (beym Astyages in der Cyropädie), die rothen Schuhe (*Plutarch* Demetrius XLI), und die weißen Ueberwürfe der Weiber als Trauerkleider. Διὰ τι λευκὰ φορουσιν ἐν τοῖς πένθεσιν αἱ γυναῖκες ἱματια καὶ λευκους κεκρυφάλους. Plut. quaestiones romanae XXVI. Das Pantoffelgeld der Frauen des Harems (bey den Türken Baschmalik), findet sich

4. **Wohnungen und Gebäude.** Die persische Baukunst ist zierlicher und regelmäßiger als die türkische, jedes Haus hat einen Garten oder mit Bäumen besetzten Platz. Die Fenster sind von gefärbtem Glase, vor denselben ist ein Schirm, die Hitze abzuhalten, die Thür ist mit einem Vorhang, Perde, bedeckt, die Empfangsäle mit Mahlereyen ausgestattet [1]. Zu den Audienzsälen leiten lange Zugänge, rechts und links mit Wasserbecken und Springbrunnen verschönt. Auf einige hundert Klafter sind die Pfade der königlichen Gärten mit Mauern (zwölf Fuß hoch) eingeschlossen, unter deren Arkaden sich bey feyerlichen Aufzügen das Gefolge reiht. Von außen sieht man überall nichts als die Umfangsmauer. Die Empfanggemächer gehen in den Garten; gemeiniglich ist nur ein großer Saal, von welchem mehrere Thüren in die anstoßenden, von den Frauen bewohnten Zimmer führen; die Schlafzimmer sind zwischen der äußeren Mauer und den Gartengemächern, und empfangen ihr Licht von oben durch dicke vielfarbige Gläser. Diese Art zu beleuchten ist besonders bey den Bädern üblich, die mittelst Röhren geheitzet werden, so daß sich der Badesaal gerade ober dem Feuer befindet, und die daran stoßenden Zimmer dann nach Verhältniß ihrer Entfernung immer weniger Wärme empfangen [2].

Morier gibt in seiner zweyten Reise die Ansicht des zweyten besten Hauses der Stadt Demawend, das von dem englischen Botschaftsgefolge bewohnt ward; es bestand aus dem Birun, d. i. den äußeren Gemächern, wo der Herr des Hauses die Besuche empfängt, und dem Enderun oder inneren Gemächern (dem Harem), der Vorsaal heißt Serder. Morier lobt die gewöhnlichen Wohnungen der persischen Bauern [3]. Johnson aber entwirft davon ein sehr unvortheilhaftes Gemälde: Es ist unmöglich, sagt er, das äußerste Elend der Armen in Persien zu schildern. Die Mauern und Dächer ihrer Wohnungen sind von Erde, dicker als die der indischen Bauernhäuser, aber viel unreinlicher. Wie in Indien und Irland wohnen Kühe, Hunde, Katzen, Hühner, Schwalben und Menschen in Einem beysammen. Vertiefungen in den dicken Mauern ange-

---

schon bey dem Harem der alten persischen Könige als Pantoffelgeld (bey Herodot II. 98), als Gürtelgeld (Anabasis I. L. c. IV), als Schleyergeld (*Plato* in *Alcibiade*), als Seifengeld (Plut. Demetrius XXVII), das Pantoffel-, Schleyer- und Gürtelgeld für die Frauen, das Seifengeld für die Maitressen.

[1]) *Dupré* Voyage en *Perse* II. 419 [2]) *Johnson's* travels Ch. VIII. [3]) *Moriers* second journey p. 358. In point of lodging the peasants of *Persia* are well provided.

bracht, dienen als Kästen und Schränke; ein Vorsprung des Erdwalls dient als Lager, eine andere Höhlung zur Hühnersteige, ein Loch in der Mitte des Hauses dient als Fenster und Rauchfang. Das Dach besteht aus schilfbedeckten Stäben, worauf eine Schichte angefeuchteter, mit Haberstroh vermischter Erde zu liegen kommt, welche die ganze Schutzwehr wider Regen und Schnee ausmacht [1]).

5. **Mahle.** Morier hat von allen hier recensirten Reisebeschreibern die Gastmahle der Perser am umständlichsten beschrieben. Das Tischtuch, Sofra, aus Zitz, gewöhnlich mit mehreren aus dem Koran und der Ueberlieferung des Propheten eingewirkten Sprüchen verziert, wird auf dem Boden so ausgebreitet, daß es die Knie der Sitzenden ganz bedeckt. Je zweyen und zweyen der Gäste wird eine Tracht, die immer aus zwey oder höchstens drey Schüsseln besteht, vorgesetzt, mit Zwischenschalen von eingemachten Früchten, Sorbeten, Tunken u. s. w. Zu jedem vollständigen Mahle gehören wenigstens drey Arten von Pilaw (gekrüllter und mannigfaltig gefärbter Reiß [2]). Bey einem der englischen Botschaft gegebenen Mahle waren wenigstens zweyhundert Schüsseln der verschiedensten Gerichte, die Scherbete abgerechnet. Sie essen Alles durcheinander, lieben aber vorzüglich Süßigkeiten und Sorbete, besonders gefrorne. Die Sorbete werden mit Löffeln gegessen, alles Uebrige mit den Händen, daher die Nothwendigkeit des Händewaschens dringender als bey Abendländern. Es ist komisch zu sehen, wie, bis die Gießkanne an ihn kommt, jeder seine rechte mit den Ueberbleibseln aller Speisen bedeckte Hand wagerecht ausstreckt, um seine Kleider nicht zu beschmutzen. Der Abhub der Herrentafel wird dann erst den Hausoffizieren und dem übrigen Gefolge aufgetragen, wie der Abhub der Tafel des Großvesirs zu Konstantinopel den Staatssekretairen [3]).

6. **Feste.** Die drey größten Feste der Perser sind das

[1]) *Johnson's* travels Ch. VII. [2]) *Morier's* (first) journey p. 73, 116. auch *Dupré* p. II. 162. [3]) The same dinner which had been put before us was afterwards carried to them, (*Morier* p. 116), and I understood that even in the common domestic life of a persian the profusion, which is exhibited in his table surprises the European stranger, and is explained only by the necessity of feeding his numerous household to whom all his dishes are passed, after he has satisfied his own appetite. Ganz wie bey Plutarch: τοὺς Περσῶν βασιλεας φασιν ου μονον και ηγεμόσι φιλόις και σωματοφύλαξιν αποπεμπειν αει μεριδας αλλά και τό τῶν δουλῶν και τὸ τῶν κυνων αει δεῖπνον επι της εκείνων προτιθέσθαι τράπεζης. Plut. Sympos. l. VII. quaest. IV.

Opferfest (bey den Türken das kleine Bairam), das Frühlings- oder alte Neujahrsfest (Newruf), bey der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, und das Trauerfest über den Märtyrertod Hussein's am 10. des Monats Moherroem (am Tage welcher Aschura genannt wird) gefeyert. Die umständliche Beschreibung der an diesen drey Hauptfesten üblichen Feyerlichkeiten findet sich bey den neuesten wie bey den ältesten Reisebeschreibern von Chardin, Thevenot und Tavernier herunter zu Morier [1]), Dupré und Tancoigne, und wir können hier nur darauf verweisen und die Bemerkung beyfügen, daß diese drey Feste sich von der grauesten Zeit herschreiben, indem das Opferfest (am 10. Silhidsche) gefeyert zu Ehren des von Abraham auf dem Berge Moria vollbrachten Opfers, daß die Frühlingsfeyer oder Newruf von Dschemschid eingesetzt worden ist, und daß die Weheklage und das Trauerfest um Hussein an die Stelle der alten in Syrien so feyerlich begangenen Todtenklage des Adonis getreten ist. Die anderen religiösen Feste des persischen Kalenders, deren Chardin erwähnt, und deren meiste dieselben des türkischen Kalenders sind, erwähnen die neueren Reisenden eben so wenig, als der sich von dem alten persischen Kalender herschreibenden Feste der Rosen, des Wasserbegießens (Abrisgan), und der Sonnenwendfeuer (Idi Niran). Dafür aber erwähnt Morier eines besonderen blos zu Demawend gefeyerten Festes Idi Kurdi (d. i. das Fest der Kurden), an welchem der Sturz des Tyrannen Sohab (der in den Klüften der Demewend angeschmiedet seyn soll) gefeyert wird [2]).

7. Würden und Aemter. Die ersten Staatsämter und Würden des Reichs sind in keinem der vorliegenden Werke, nicht einmal bey Morier und Dupré, richtig angegeben, beyde verwechseln den Großwesir mit dem Itimadoddewlet, oder dem ersten Staatssekretär der auswärtigen Geschäfte, was wohl zu Chardin's und Tavernier's Zeiten so war, aber heute nicht mehr dem so ist. Wir berichtigen ihre Angaben nach den ämtlichen Fertigungen des Diploms, wodurch der Gesandte Mirsa Abdul Hussein Chan zur Würde eines Chans erhoben ward,

---

[1]) *Morier's* (first) journey p. 194, 216. Husseins Tod, dann das Newruf 204, 237. *Dupré* II. 300, 314. *Tancoigne* Newruz II. 31. Die Gaben, welche die Statthalter des Reichs am Newruf darbringen, sind die beste Erläuterung des auf den Ruinen von Persepolis abgebildeten Aufzugs der Abgeordneten verschiedener Nationen mit ihren Gaben. [2]) Die Einsetzung dieses Festes erwähnt das Schahname bey Feridun's Regierungsantritt.

und nach den mündlichen Angaben des Botschafters Mirsa Abdul Hassan Chan. Vorläufig sey bemerkt, daß das Wort Mirsa, wenn dem Namen vorgesetzt so viel als Monsieur, und wenn dem Namen nachgesetzt so viel als Monseigneur bedeutet, und also in der letzten Ordnung nur den Prinzen vom Geblüte gebührt. Chan ist kein erblicher, sondern ein persönlicher Ehrentitel, den die Einen mit Fürst, die Anderen mit Baron übersetzet haben [1]); beydes unrichtig, weil beyde dieser Titel bey uns erblich sind, und weil der Chan keinem von beyden, sondern zunächst unserer Excellenz der geheimen Räthe entspricht; denn der Vorzug, welchen der Chantitel dem Träger gewährt, ist, daß derselbe, wie das Diplom [2]) ausdrücklich sagt, Mokarribol-Chakan wird, das ist, unter die nächste Umgebung des Schahs gehört. Chakan ist ein Titel des Schahs, und Mokarrib (Cherub), der Nächste, entspricht ganz und gar dem εντιμος (Intimus [3]) der Griechen. Ein Chan ist daher weder ein Knees noch ein Baron, sondern ein εντιμος oder Intimus des Königs, welchem heute das Conseiller Intime entspricht.

Die erste Würde des Reichs ist der Großwesir, Sadri Asam [4]).

Itimadoddewlet [5]), d. i. die Stütze des Reichs, der Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten.

Emined-dewlet [6]), d. i. der Aufseher des Reichs, der Minister der Finanzen.

Nisamod-dewlet [7]), d. i. die Ordnung des Reichs, der Minister der inneren Angelegenheiten, heißt auch Muuschiol-memalik [8]), d. i. Landschreiber oder oberster Kanzler.

Die Kammer-Präsidenten der einzelnen Departemente heißen Mestufi [9]), der Staatssekretär für Kriegswesen Leschkernuwis [10]), d. i. Schreiber des Heers, im Gegensatze mit dem Land-

---

[1]) *Dupré* I. p. 240. *Morier* (first) journey p. 235. Das Diplom, wodurch einer zum Chan erhoben wird, wird drey Tage auf dem Turban getragen. [2]) Siehe das Diplom in Original, und Uebersetzung in den Fundgruben. Drittes Heft, sechsten Bandes. [3]) εντιμοι oder ὁμότιμοι in der Cyropädie, bey Plutarch (Symp. VII. quaest. ομοτραπέζοι und ὁμοεστιοι. Vergleiche damit auch Esther III. 2. 3.

[4]) صدر اعظم [5]) اعتماد الدولة [6]) امين الدولة [7]) نظام الدولة [8]) منشي الممالك [9]) مستوفي [10]) لشكر نويس

schreiber. Der Stellvertreter des letzten (heute ein Sohn des Itimadoddevlet) heißt Naib Munschiol memalik [1]; der Daroghai Defter [2]) hat die ausübende Gewalt in Finanzsachen, d. i. die Exekutionen, Konfiskationen u. s. w. Die oberste Würde des Gesetzes ist der Sadr [3]), oder das Haupt der Mollas, auch Scheichi Islam [4]), d. i. der Alte des wahren Glaubens genannt. Die Statthalter heißen Beglerbeg [5]) (Fürst der Fürsten), Hakim [6]) (Befehlshaber), oder in kleineren Orten Sabit [7]) (Obrigkeit). Der Bürgermeister (Maire) heißt Kelanter [8]); der Polizeylieutenant Darogha [9]) (*Δαρυγας* der Byzantiner); der Marktrichter Mohtessib [10]); der Vorsteher der Nachtrunde Mir Ahdas, d. i. der Fürst der Vorfälle [11]); der Ketchoda, Dorfrichter [12]), und Pakkar [13]), der Steuereinnehmer, der die Einnahme dem Kelanter verrechnet.

8) Der Hof und das Harem. Von den Hofwürden, welche bey den früheren Reisebeschreibern (Chardin, Tavernier, Thevenot, Kämpfer, Bruyn, Pietro de la Valle) so umständlich aufgeführt worden, erwähnen die neueren Reisenden nur zwey der vorzüglichsten, nämlich 1) den Nassak tschibaschi [14]), oder Hofmarschall, welcher dem Tschauschbaschi am osmanischen Hofe entspricht, und wie jener Hofmarschall, aber auch zugleich der Minister der vollstreckenden Gewalt ist. 2) Der Ischik Agassi [15]), oder Oberstceremonienmeister, der die zur Audienz Gelassenen vor den Thron führt (wie Sakas beym Astyages in der Cyropädie); des Mihmandarbaschi [16]) oder ersten Bewirthungsmeisters der Fremden (welchen Figueroa Apposentador Mayor nennt) geschieht bey unseren Reisenden keine Erwähnung, desto öftere aber des Mihmandars, oder Gasthalters. Denn Mihman heißt Gast, und Dar halten. Johnson ist daher irrig, wenn er sagt [17]), daß die wortliche Bedeutung dieses Worts Ceremonienmeister sey;

---

1) نايب منشي الممالك 2) داروغه دفتر 3) صدر 4) شيخ الاسلام 5) بكلربك 6) حاكم 7) ضابط 8) كلانتر 9) داروغه 10) محتسب 11) ميراحداث 12) كتخدا 13) پاك كار 14) نسقجي باشي 15) ايشك اغاسي Ischik heißt die Thürschwelle. 16) مهماندار باشي 17) *Johnson's* journey, Ch. V.

besser definirt denselben Dupré [1]), als: Officier d'escorte chargé de faire fournir aux voyageurs qu'il accompagne le logement et tout ce qui leur est nécessaire; und Morier: The *Mehmandar* is the Super intendant and Purveyor assigned to the dignity and ease of foreign ambassadors [2]). Da der Mihmandar in allen Reisebeschreibungen vorkommt, so nimmt es uns Wunder, daß noch Niemand den Ursprung dieser uralten Würde schon aus den Hofeinrichtungen des alten persischen Reichs nachgewiesen hat. Dieselbe findet sich doch ganz ausdrücklich in der Geschichte Alexanders von Arrianos angegeben, wo der Führer der Fremden, d. i. der Mihmandar, Omar heißt. *Ὁ τῶν ξένων ἡγέμων Ωμάρης* [3]).

Die Hofdienste, welche den König bey öffentlichen Audienzen unmittelbar umgeben, heißen Pisch Chidmet [4]), wörtlich Vordienste; solche sind der Schwertträger [5]), der Träger des Kaliun, der Schildträger, der Siegelhalter, der oberste Kaffeheinschenker u. s. w. Die Leibwachen heißen Keschekdschi [6]).

Für die Bedürfnisse des Harems sorgt der Finanzminister, der aus den Magazinen des Königs die Prinzen und ihre Mütter kleidet. Er hat ganze Waarenlager von Hauseinrichtungen, Kleidern u. s. w., die er bey eintretender Schwangerschaft oder Niederkunft, und bey dem Feste des Newrus, oder bey anderer Vertheilung von Ehrenkleidern nach Hof abliefert; die Vorsteherin des ganzen Harems ist eine Prinzessin von königlichem Geblüte, welche den Ehrentitel Banui Harem [7]), d. i. Gebieterin des Frauengemachs, führt, welcher die englische Botschafterin, Lady Ouseley, das Portrait der Königin von England mit Diamanten besetzt in einer feyerlichen Audienz überreichte. Die weiblichen Bedienstungen des Harems sind wie die

---

1) *Dupré* Voyage en *Perse* L 221. 2) *Morier's* (first) journey, p. 36. 3) *Arriani Anabasis* L. I. C. XVI. Der Mihmandar an dem persischen Hofe stellt, in so weit ihm die Besorgung der Fremden obliegt, den προξενος der alten griechischen Städte vor. 4) پيش خدمت 5) Der Eunuchenunche, Schwertträger, findet sich auch schon an dem Hofe der römischen Kaiser, beym Domitian, Παρθενιος τε ὁ πρέκοιτος αὐτου, καί περ ουτω τιμουμενος παρ᾽ αὐτου ὡς και ξιφηφορειν. (*Dio Cassius* LXVII.) Bey den byfantinischen Kaisern hieß diese Hofwürde Σπάθαριος, und daher noch heute die Spatharen an dem Hofe der Fürsten der Moldau und Wallachey. 6) كشكجي 7) بانوي حرم *Morier's* (second) journey, p. 171.

männlichen Hofdienste geordnet, und die Matronen, Aufseherinnen, heißen Rischsefid [1]), d. i. die Weißhaarigen.

9. Das Heer. Dupré, der sich am umständlichsten aus allen vorliegenden Reisebeschreibern über die militärischen und politischen Einrichtungen Persiens verbreitet, gibt die ganze Kriegsmacht, welche der Schah von Persien aufbringen kann, auf zweymalhunderttausend Mann an, wovon sechzigtausend Mann Reiterey, und der Rest Fußvolk, worunter auch die Artillerie, die nicht über tausend Mann ausmachen soll, und die auf europäische Art disciplinirten sechstausend Mann, und die anderen Garden (Keschekdschi) begriffen sind. Jene sechstausend Mann, welche (nach Morier) die Hälfte der Garden (die zwölftausend Mann stark sind) ausmachen, heißen Dschanbas [2]), d. i. Seelenspieler, im Gegensatz der im besonderen Dienste des Kronprinzen stehenden, auf europäische Weise disciplinirten Truppen, welche Serbas [3]), d. i. Kopfspieler heißen. In Kotzebue's Reisebeschreibung findet sich die Abbildung eines Offiziers und Gemeinen dieser Serbase, welche europäisch montirt, übrigens aber bärtig und mit tatarischen Mützen einem Kosaken ähnlich sehen. Eben so sonderbar sieht der (ebenfalls von Kotzebue gezeichnete) Kamehlartillerist Senberekdschi [4]) (nicht Tschimburak) aus. Diese Senberekdschi reiten auf Kamehlen, und haben vor sich den auf dem Sattelring befestigten Lauf eines leichten Feldstücks liegen, aus welchem sie, indem sie das Kamehl niederknieen lassen, oder auch im Reiten losbrennen, und wie man sich leicht denken kann, durch dieses leichte Geschütz dem Feinde nur leichten Schaden zufügen. Die regelmäßigen Artilleristen sind nur achthundert und vierzig (?), die Kamehlartilleristen funfzehnhundert an der Zahl. Von den dritthalbhunderttausend Mann des Heers sind achtzigtausend Mann königliche Truppen, Kuschuni Akawi [5]), die aus dem Schatze

---

[1]) ریش سفید Die Herrschaft einer Prinzessinn aus königlichem Geblüte findet sich schon in den Nachrichten der Griechen bey den alten Persern. S. die Stellen bey Brisson S. 158. Solche Gebieterinnen des Harems waren die Königinnen Esther (استاره Asitare, d. i. der Stern), Parisatis (پری زاده Perisade, d. i. die Feengeborne), Roxelane (روشن d. i. die Lichte), Monima (منعمه Munima, d. i. die Gnädige), u. s. w. [2]) جانباز [3]) سرباز [4]) زنبركجي [5]) قشون اقاوي

des Königs bezahlet werden. Die Garden sind in Korps von dreytausend Mann untergetheilt, welche den Dienst in den verschiedenen königlichen Pallästen der Hauptstädte des Reichs versehen. Der Garden-Kapitän heißt Seri Keschekdschian [1]). Außerdem hat der König noch eine reitende Garde von dreytausend Sklaven, Ghulam, deren Anführer Seri Ghulaman [2]) heißt.

Die Generale sind Khane, die unteren Offiziere haben ihre Namen von der Zahl der ihnen unterstehenden Mannschaft. Binbaschi [3]), Anführer von Tausend (χιλιαρχοι); Jusbaschi [4]), Anführer von Hundert (εκατονταρχοι); Pendschahbaschi [5]), Anführer von Funfzig (πεντηκονταρχοι); Dihbaschi [6]), Anführer von Zehn (Δεκαρχοι). Der Sold der Offiziere ist sehr verschieden, der beträchtlichste beträgt tausend Tumans. Der gemeine Reiter empfängt jährlich fünf und zwanzig bis dreyßig, wovon er aber auch sein Pferd beschlagen muß. Ihre Waffen sind eine Karabine, die sie im Laufe, anfallend oder fliehend, gleich geschickt, wie die alten Parther ihre Pfeile, abschießen, lange Lanzen, runde Schilde, Säbel. Die turkomanischen Reiter sind oft mit Bogen und mit Pfeil bewaffnet. Die eigentliche Stärke der persischen Heeresmacht besteht in den Stämmen (Ilat), deren Namen und Eintheilung Dupré, und früher Rousseau nach Joannin mitgetheilt haben. Diese Stämme der persischen Landwehren finden sich bey den älteren Reisebeschreibern, als Kurdschr [7]) angegeben. Die ansehnlichsten Stämme sind die Bachtiari [8]) in Irak und Loristan; die Failis [9]) in Chusistan, um Schusch und Schuster; die Affcharen [10]) (der Stamm Nadirschahs), um den See von Meragha; die Katscharen [11]) (der Stamm der regierenden Familie), in Masenderan; diese theilen sich in die Jokaribasch [12]), woraus Fethalischah entsprossen, und die Aschaghibasch [13]), so wie die Effcharen in die Kassemli und Eredschli [14]).

يوزباشي 4) بيك باشي 3) سرغلامان 2) سركشكچيان 1)
بختياري 8) قورجي 7) ده باشي 6) پنجاه باشي 5)
اشغي 13) يوقاري باش 12) قجار 11) افشار 10) فايلي 9)
كرد لوره عرب ترك 14) باش Auffallend ist es, daß in dieser Eintheilung die eingebornen Perser ganz leer ausgehen; die älteren Reisebeschreiber erwähnen einer Eintheilung der Eingebornen in dreyßig Stämme. Nach Xenophon bildeten die Perser deren ursprünglich Zwölf. Δωδεκα γὰρ των Περσῶν φυλαὶ διήρηνται,

Alle Stämme werden nach ihren Sprachen in vier Hauptklassen unterzetheilt; in die Stämme der türkischen Zunge, der arabischen Zunge, der lorischen Zunge, und der kurdischen Zunge, in Allem gegen hundert.

10. Einkünfte und Steuern. Die drey vorzüglichsten Quellen der Staatseinkünfte sind Maliat [1]), Ssadr [2]) und Pischkesch. Das erste ist das Grundrecht der Krone, und wird theils in Natur theils in Geld entrichtet. Der Schah nimmt ein Fünftel von Weizen, Gerste, Seide, Tabak, Indigo u. s. w. in Natur, und von Gemüse und andern geringeren Erzeugnissen in Geld Ehemals war diese Abgabe nur der zehnte Theil, allein der regierende Schah verdoppelte dieselbe. Die Einhebung dieser Steuern geschieht durch Einnehmer, welche dieselbe kaufen und verkaufen, so daß jeder nur die vorgeschriebene Summe abliefert, übrigens aber durch Plackereyen so viel gewinnt als möglich. Ssadr heißen alle außerordentlichen Lieferungen, welche von den Unterthanen bey jeder vorfallenden Gelegenheit geleistet werden müssen; so z. B. Pferdlieferungen, Körnerlieferungen, Schaflieferungen für durchziehende Truppen oder Große. Das Pischkesch, oder Geschenk, wird am Newrus von den Statthaltern der Provinzen in den königlichen Schatz geliefert. Dasselbe gilt zwar für freywillig (in so weit die Größe desselben unbestimmt ist), lastet aber nicht minder als die vorigen auf den Unterthanen (Rajet), weil die Statthalter, um sich in Gunst des Schahs zu erhalten, sich mit ihren Neujahrsgeschenken gegenseitig steigern. Durch diese Steuern und Auflagen ist der Bauer schwer gedrückt, minder der Kramer (Dukiandar [3]) und Kaufmann (Sudager [4]), der nichts als die verhältnißmäßig mit den anderen Steuern geringen Mauten und Zölle zahlt. Grundeigenthum ist in Persien erblich, und heißt Wakf [5]); wenn vom König sequestrirt, heißt es Sabti Schah [6]). Der während des Sequesters öfters dem Eigenthümer zugestandene kleine

---

Xenoph. L. I. C. II. Herodot (I. 125.) hat deren nur zehn, und das fällt um so mehr auf, da er sonst die Zwölfzahl bey politischen Eintheilungen, als bey dem jonischen (I. 143.) und äolischen (I. 149.) Bunde, bey der ägyptischen Zwölffürsten-Regierung, beym Labyrinth (II. 148.), und die ägyptische Erfindung der zwölf großen Götter (II 4.), die Eintheilung des Jahrs in zwölf Monate (II. 3.) und des Tags in zwölf Stunden (II. 109.) heraushebt.

1) ماليات 2) صدر 3) پيشكش 4) دكاندار 5) سوداگر

6) ضبط شاه

Antheil der Renten heißt Mustemeri [1]), die Krongüter Chalise [2]).

11. Erzeugnisse und Handel. Gilan und Masenderan erzeugen Seide. Die erste Provinz zweymalhunderttausend, die zweyte zwanzigtausend Batmans; die Seide von Gilan ist feiner und theurer, aber nicht so fein und geschmeidig wie die von Brussa. Masenderan erzeugt Zuckerrohr, der Gummi Dragant wird in Kurdistan gesammelt. Das rothe Färberkraut (Garance oder Rubia tinctorum) wird um Jesd gebaut. Wolle ist eines der vorzüglichsten Erzeugnisse Persiens; die Iliat (wandernden Stämme) machen davon die schönsten Filze und Teppiche, Zelte und Reisemäntel (Abba). Die Dromedare von Lar liefern die sogenannte laine de chevron zu Hüten, die Ziegen von Kerman das schönste Haar zu Shawlen. Zwischen Hamadan und Ißfahan wächst eine Art von Manna, woraus das Zuckerwerk Gesengebin bereitet wird; das semen contra wird von einer Art Wermuth gesammelt, die Assa foetida von einer Pflanze, welche man für das Laserpithium oder Silphium des Dioscorides hält, zu Buschehr sind ganze Magazine damit gefüllt; weiters erzeugt Persien eine Menge anderer Gummiarten, als: Galbanum, Oppoponax, Bdellium, Sarocolla, Terebinthinum. Die tüchtigsten Pferde finden sich in Aserbeidschan, Irak Adschem und Farsistan; die schönsten Reitpferde in Chorassan; die turkomanischen sind aber die leichtesten im Laufe, eines der letzten kann man um zwanzig bis dreyßig Tomans haben, die schönen kosten drey- bis viertausend Franken [3]).

Indigo wächst um Schuster, Disful, bey Cherat und in Laristan; sie färben damit ihre Bärte schwarz, oder mit dem Henna roth. Einer der besten persischen Zeuge ist eine Art von Kattun (Kadub), der zu Ißfahan verfertigt und häufig in die Türkey verführt wird. Jesd ist berühmt durch seine Seidenzeuge und reiche Stoffe, Kaschan durch Seidenstoffe und Kupferwaare, Kum durch Töpferwaare, Rescht durch groben Wollenzeug zu Sieben (Tahmis), Schiraf durch Waffen und Glas, Ißfahan durch Brocade, Kattun, Kleider, Nischabur durch seine Türkisse, Kermanschah durch Waffen, Kerman durch seine Shawle [4]).

Es sind nur sechs Städte in Persien, wo ein Zoll von dritthalb vom Hundert entrichtet wird, nämlich: Kermanschah,

---

1) مستمری 2) خالصه 3) *Dupré* Voyage en *Perse*, II. p. 372. et suiv. 4) *Morier's* (first) journey, p. 231.

Rescht, Tebris, Ißfahan, Schiras und Meschhed; in den übrigen wird nur ein unbeträchtlicher Mautzoll gefordert. Kauf und Verkauf wird selten gegen baare Bezahlung, sondern meistens auf Termine von sechs Monaten geschlossen. Der Handel liegt heute in Persien darnieder. Der Seidenhandel, den Persien nach Rußland treibt, ist bisher zum Vortheile Persiens, weil die Russen meistens in Gold bezahlen, und die Artikel der Gegeneinfuhr, als Tuch, Fajance, Stahl, Indigo u. s. w. nur schwer absetzen. Der Handel Persiens mit der Türkey, dessen sich größtentheils die Engländer bemächtigt haben, besteht größtentheils in Dragant, Oppoponax, Salep, Salmiak, Pfeifenröhren aus Kirschenholz von Schiras und Tschehar-mahalle, fünf Tagreisen WSW. von Ißfahan, Schaffelle zu Kalpaküberzügen, Tabak (Tenbeki), Shawle von Jesd und Kerman. Die Türkey liefert dafür Kupfer von den Minen von Argana, gewässerte Seidenzeuge (von Brussa), europäische Waaren, und Gold und Silber in Barren, die dann in Persien ausgemünzt werden. Die Metallgruben Persiens sind: zu Baft, auf dem Wege von Schiras nach Kerman, Bley; die Eisenbergwerke von Masenderan sind nicht bearbeitet; in der Nähe von Ardebil ist eine Kupfermine; zu Oriat, fünf Tagreisen östlich von Tebris, eine Silbergrube; in Chorassan gräbt man Gold, Silber und Eisen [1]). Die englischen und arabischen Schiffe, die zu Buschehr und in den anderen Häfen der Küste von Fars landen, bringen europäische Tücher, Cochenille, Indigo von Surat; Eisen, Bley, Gewürze, Thee, Reiß, chinesisches Porzellan, bengalische Musseline, Stoffe von Guserat; Holz von Campêche, Fernamboc; Merkur, Ingwer, Papier, Zinn, weiße Baumwolle, Zeuge, gewürfelte Leinwand von Cambaja; gedruckte Leinwand von Ahmed Abad; Schiffholz, gegärbtes Leder von Maskt und Al-Katif; Kaffeh von Mekka; Wohlgerüche Arabiens, und Perlen von Bahrein; sie laden zu Buschehr Seide von Gilan, Kupfer von Erserum, Wein von Schiras, Rosenwasser von Firusabad, Datteln, Pferde, Weizen, Gerste, Gummi und Teufelsdreck [2]).

Nach Herat und Kandahar führt Persien grobe Tücher, Stoffe, Leinwand, Zucker, Seide, Kupfer und gedörrtes Obst aus, was aber kaum hinreicht, die Hälfte der Einfuhr zu decken, die aus Salmiak, Safran, und Schafsfellen von Bochara (zu Mützen), aus Indigo, Stahl, Rhabarbara, Lasur und Shawlen besteht. Der Stahl, woraus die vortrefflichen

[1]) *Dupré* II. p. 390. [2]) Ebend. S. 43, 45.

Klingen verfertigt werden, und der Karachorassani heißt, kommt nicht aus Chorassan, sondern aus Lahor (vielleicht der sogenannte Wootz); die Kaschmirshawle sind aus Ziegenhaar verfertigt, von Ziegen, die im Distrikte Laß von Choten, eine Monatreise von Tibet weiden. Die Weber schmachten im größten Elende, und arbeiten um so geringen Lohn, daß sie sich kaum des Hungers erwehren. Der große Preis kommt von den großen Mauten, welche zu Pischawer, Kabul, Tabs und Meschhed darauf gelegt sind [1]). Wie wenig der europäische Handelsmann von persischen Handelsunternehmungen sich versprechen dürfe, darüber wollen wir Herrn Dupré mit seinen eigenen Worten sprechen lassen:

On auroit tort de croire que cette contrée peut mériter maintenant les regards du négociant. Les bénéfices modiques qu'il feroit sur les marchandises d'importation ou d'exportation ne pourroient jamais le dédommager des frais d'établissement, d'expédition, et des autres chances qu'il auroit à courir. — D'ailleurs quelle garantie, quelle sûreté pourroit trouver le négociant européen? La *Perse* à la vérité jouit aujourd'hui d'une grande tranquillité; mais la mort du roi actuel ne peut manquer de la plonger dans de nouvelles guerres intestines. Un seul instant pourroit détruire une fortune achetée par plusieurs années de travail, et par une douloureuse expatriation. La probité, la bonne-foi, bases essentielles du commerce, n'habitent point ces climats. Il semble qu'elles aient totalement disparu à mesure que le gouvernement est devenu plus arbitraire et par conséquent plus injuste. Le souverain lui-même les a bannies de son trône. L'impudence et la mauvaise-foi marchent le front levé et président à toutes les affaires même à la Cour [2]).

12. Literatur. Von allen vorliegenden sechzehn Werken ist die Reisebeschreibung S. W. Ouseley's die einzige, welche sich einigermaßen mit persischer Literatur beschäftigt, indem dieselbe theils schätzbare Auszüge aus Geographen, Geschichtschreibern und Dichtern, theils nützliche bibliographische Nachrichten von selte-

---

1) *Dupré* II. p. 392. 2) p. 381. Nach dieser Schilderung wäre die beste Maxime für den Verkehr mit den heutigen Persern, die schon von Polyän in der Vorrede seines siebenten Buchs der Kriegslisten den Kaisern Antonius und Verus, als sie wider die Perser und Parther auszogen, mitgegeben, ihnen gar nichts zu glauben. Αριςον δη φυλακτηριον και ἀνάλωτον ἐςω προς αυτους απιςια.

nen historischen und geographischen Werken enthält, während in allen übrigen hier recensirten die Literatur ganz leer ausgeht, und das Wenige, was in der deutschen Flugschrift des ungenannten Verfassers gesagt, aus der älteren bekannten Reisebeschreibung Scott Warings genommen ist; in den andern zweymal sieben Werken ist von persischer Literatur nirgends die Rede; um aber auch dieses Fach in unserer Anzeige nicht gänzlich unausgefüllt zu lassen, glauben wir mit Berücksichtigung der Wünsche, Bedürfnisse und Nachforschungen künftiger Reisenden, denselben wie durch die ganze Anzeige nützlich an die Hand zu gehen, indem wir hier blos die Titel der vorzüglichsten geographischen und historischen Werke persischer Literatur zusammenstellen, deren Inhalt noch wenig bekannt, und deren Anschaffung daher für europäische Bibliotheken von erster Wichtigkeit ist. Sir William Ouseley hat vor allen anderen bisherigen Reisenden das Verdienst, seine bibliographischen Nachforschungen mit nöthiger Vorkenntniß persischer Literatur, und daher mit dem besten Erfolge angestellt zu haben. Er fand, wenn nicht immer die Werke, denen er nachgefragt hatte, doch andere, geographischen und historischen Inhalts, und er führt in seiner Vorrede die Ausbeute seines geographischen Fundes an, durch dessen hieher gesetzte Titel, die Eingangs angeführten geographischen Werke, deren Benützung uns zu Gebote stand, vervollständigt werden. Die darauf folgenden Geschichtwerke sind aus den Fundgruben aller orientalischen Bibliographie, aus Hadschi Chalfa, dessen Angaben aus den in der Geschichte Malcolm's angeführten neuern Quellen, und aus dem schätzbaren Kataloge der Bibliothek Tipu Saib's ergänzet werden mögen [1]).

Geographie und historische Werke, von S. W. Ouseley angeführt.

Seirolbilad [2]), d. i. Spaziergang der Länder, ein rein geographisches Werk von Sekeria Kaswini, dem Verfasser des späteren.

Adschaibol-machlukat, d. i. die Wunder der Geschöpfe (das ältere ist von Ahmed von Tus).

Sivertolbeledan [3]), d. i. die Gestalten der Länder, das

---

[1]) Siehe auch über die Quellen persischer Geschichte, die der persischen Redekünste S. 243, 308, 350, 411.

[2]) سير البلاد لذكريا القزويني [3]) صور البلدان لابن حوقل

große geographische Werk Ibn Haukal's, dessen Auszug G. W. Ouseley, wie bekannt, früher übersetzt hat.

Seinetol-medschalis [1]), d. i. der Schmuck der Gesellschaften, ein neueres Werk von beträchtlichem Werthe, geographischen und historischen Inhalts, von Medschdeddin Mohammed Husseini.

Mudschmelot-tewarich [2]), d. i. Ergänzer der Geschichten (auf der königl. Bibliothek zu Paris W. 62), worin ein schätzbares Hauptstück über die Tracht der sassanidischen Könige, nach dem Werke Kitabi ßureti Padischahani [3]) Beni Sassan, d. i. das Buch der Gestalt der Kaiser aus der Familie Sassan.

Tohfetol-Alem [4]), d. i. das Geschenk der Welt von Abdollatif, Ben Ebi Taleb, der erst im Jahre 1805 in Indien starb.

Tarichi Waßaf [5]), das berühmte Musterwerk persischen historischen Styls, worüber ein besonderer Commentar und Glossar besteht [6]), um die Schwierigkeiten des Redesatzes zu erläutern; G. W. Ouseley muß es aber nur flüchtig angesehen haben, wenn er sagt, es enthalte die Geschichte Dschengischan's und Hulagu's, da es keineswegs die Geschichte des ersten, sondern die seiner Nachfolger (nicht die Hulagus allein) bis auf Abu Said enthält.

Die vorzüglichen persischen Geschichtsquellen.

Nisamot-tewarich, d. i. die Ordnung der Geschichten, von Beidhawi [7]), gestorben im Jahre d. H. 619.

Tarichi guside [8]), d. i. die auserwählte Geschichte, von Hamdollah in Einem.

B. Naßrol-Mestufi, dem Verfasser des berühmten geogra-

¹) زينة المجالس لمجدالدين محمد الحسيني ²) مجمل التواريخ ³) كتاب صورت پادشاهان ساسان ⁴) تحفة العالم لعبداللطيف بن ابي طالب ⁵) تاريخ وصاف

[6]) Der Commentar, begonnen vom Reis Effendi Ebubekr Schirwani, einem gebornen Perser, vollendet von Naili Effendi, das Glossarium von Nasmisade.

⁷) نظام التواريخ للبيضاوى ⁸) تاريخ كزيده لحمدالله بن نصر الله المستوفي

phischen Werks Nushetol-Kulub, d. i. Ergötzung der Herzen, verfaßt im Jahre 730 (1329).

Dschamiot-tewarich [1]), d. i. der Sammler der Geschichten, vom Wesir Reschideddin, geboren im Jahre 645 (1247), mit einer Religionsgeschichte und geographischem Anhang.

Tarich Binakiti [2]), d. i. die Geschichte Binakiti's, der gleichzeitig mit Waßaf unter der Regierung Abusaid's des Dschengisiden lebte.

Subdetot-tewarich [3]), d. i. die Blüte der Geschichten, von Chodscha Hafis Abru, gestorben im Jahre 834 (1430).

Tarichi Dschihan Kuschai [4]), d. i. die welterobernde Geschichte, von Ata Mulk Aldschowaini, der auch einen historischen Bildersaal Nigaristan [5]) schrieb, wie Alghaffari [6]), nach den besten historischen Quellen (S. Geschichte der persischen Redekünste S. 308).

Matlaos-saadein [7]), d. i. der Aufgang zweyer glücklichen Gestirne, von Abdorrisak Ben Dschelaleddin, gestorben 887 (1482).

Dschihan Arai Tarichi Farsfi [8]), d. i. der Weltenschmuck der persischen Geschichte, von Ghaffari (dem Verfasser des historischen Bildersaals), für Schah Tahmas verfaßt im Jahre 972 (1564).

Die persische Uebersetzung der Geschichte Tabaris, von Belaami [9]).

Die politischen Ermahnungen (Waßaja [10]) des Vesirs Nisamolmulk.

Die Geschichten Mirchonds und seines Sohns Chondemir, nämlich Rausatos-safa [11]), die Gärten der Reinigkeit,

---

1) جامع التواريخ للوزير رشيد الدين
2) تاريخ بناكيتي 3) زبدة التواريخ لخواجه آبرو
4) تاريخ جهان كشاي للجويني 5) نكارستان للجويني
6) نكارستان للغفاري 7) مطلع السعدين لعبد الرزاق بن جلال الدين 8) جهان ارا للغفاري
9) تاريخ طبري للبلعمي 10) وصايا للوزير نظام الملك
11) روضة الصفا لميرخوند

große geographische Werk Ibn Haukal's, dessen Auszug S. W. Ouseley, wie bekannt, früher übersetzt hat.

Seinetol-medschalis [1]), d. i. der Schmuck der Gesellschaften, ein neueres Werk von beträchtlichem Werthe, geographischen und historischen Inhalts, von Medschdeddin Mohammed Husseini.

Mudschmelot-tewarich [2]), d. i. Ergänzer der Geschichten (auf der königl. Bibliothek zu Paris W. 62), worin ein schätzbares Hauptstück über die Tracht der sassanidischen Könige, nach dem Werke Kitabi ßureti Padischahani [3]) Beni Sassan, d. i. das Buch der Gestalt der Kaiser aus der Familie Sassan.

Tohfetol-Aalem [4]), d. i. das Geschenk der Welt von Abdollatif, Ben Ebi Taleb, der erst im Jahre 1805 in Indien starb.

Tarichi Waßaf [5]), das berühmte Musterwerk persischen historischen Styls, worüber ein besonderer Commentar und Glossar besteht [6]), um die Schwierigkeiten des Redesatzes zu erläutern; S. W. Ouseley muß es aber nur flüchtig angesehen haben, wenn er sagt, es enthalte die Geschichte Dschengischan's und Hulagu's, da es keineswegs die Geschichte des ersten, sondern die seiner Nachfolger (nicht die Hulagus allein) bis auf Abu Said enthält.

Die vorzüglichen persischen Geschichtsquellen.

Nisamot-tewarich, d. i. die Ordnung der Geschichten, von Beidhawi [7]), gestorben im Jahre d. H. 619.

Tarichi güside [8]), d. i. die auserwählte Geschichte, von Hamdollah in Einem.

B. Naßrol-Mestufi, dem Verfasser des berühmten geogra-

---

1) زينة المجالس لمجدالدين محمد الحسيني

2) مجمل التواريخ

3) كتاب صورت پادشاهان ساسان

4) تحفة العالم لعبداللطيف بن ابي طالب

5) تاريخ وصاف

6) Der Commentar, begonnen vom Reis Effendi Ebubekr Schirwani, einem gebornen Perser, vollendet von Naili Effendi, das Glossarium von Nasmisade.

7) نظام التواريخ للبيضاوى

8) تاريخ كزيده لحمدالله بن نصر الله المستوفي

phischen Werks Nushetol-Kulub, d. i. Ergötzung der Herzen, verfaßt im Jahre 730 (1329).

Dschamiot-tewarich [1]), d. i. der Sammler der Geschichten, vom Wesir Reschideddin, geboren im Jahre 645 (1247), mit einer Religionsgeschichte und geographischem Anhang.

Tarich Binakiti [2]), d. i. die Geschichte Binakiti's, der gleichzeitig mit Waßaf unter der Regierung Abusaid's des Dschengisiden lebte.

Subdetot-tewarich [3]), d. i. die Blüte der Geschichten, von Chodscha Hafis Abru, gestorben im Jahre 834 (1430).

Tarichi Dschihan Kuschai [4]), d. i. die welterobernde Geschichte, von Ata Mulk Aldschowaini, der auch einen historischen Bildersaal Nigaristan [5]) schrieb, wie Alghaffari [6]), nach den besten historischen Quellen (S. Geschichte der persischen Redekünste S. 308).

Matlaos-saadein [7]), d. i. der Aufgang zweyer glücklichen Gestirne, von Abdorrisak Ben Dschelaleddin, gestorben 887 (1482).

Dschihan Arai Tarichi Farssi [8]), d. i. der Weltenschmuck der persischen Geschichte, von Ghaffari (dem Verfasser des historischen Bildersaals), für Schah Tahmas verfaßt im Jahre 972 (1564).

Die persische Uebersetzung der Geschichte Tabaris, von Belaami [9]).

Die politischen Ermahnungen (Waßaja [10]) des Wesirs Nisamolmulk.

Die Geschichten Mirchonds und seines Sohns Chondemir, nämlich Rausatos-safa [11]), die Gärten der Reinigkeit,

---

1) جامع التواريخ للوزير رشيد الدين

2) تاريخ بناكيتي 3) زبدة التواريخ لخواجه آبرو

4) تاريخ جهان كشاي للجويني 5) نكارستان للجويني

6) نكارستان للغفاري 7) مطلع السعدين لعبد الرزاق بن جلال الدين 8) جهان ارا للغفاري

9) تاريخ طبري للبلعمي 10) وصايا للوزير نظام الملك

11) روضة الصفا لميرخوند

und Habibos-seirs [1]) der Freund der Lebensbeschreibungen, in der Geschichte Timurs von Scherefeddin von Jesd [2]).

Aalemara, d. i. ebenfalls Weltenschmuck (denn Dschihan ist das persische Aalem, das arabische Wort für Welt), die Geschichte der Regierung Schah Abbas des Großen [3]).

Tarichi Hescht bihischt, d. i. die acht Paradiese von Edrissi [4]).

Miratol edwar, d. i. der Spiegel der Aionen von Lari [5]).

Geschichten einzelner Städte des persischen Reichs, als:

Die Geschichte von Schiras, von Heibetollah und Ibn Abdollah Kassar.

Die Geschichte von Rei, von Abumanßur Alabi.

Die Geschichte Taberistan's, von Chodscha Ali Al-riaviathi.

Die Geschichte Masenderans, von Mewlana Ewlia und M. Rujani.

Die Geschichte Dschordschans, von Ali B. Mohammed Al-edrissi, und von Abdor-risak Al-faidi.

Die Geschichte Chorassans, von Abjurdi, Hakim Nischaburi, Abunaßr Al-Murusi, Abbaß B. Moßab, Abul-Hassan Es-selami.

Die Geschichte Kaswin's, von Rafii, von Abn Abdollah B. Jesid, gestorben im Jahre d. H. 405.

Die Geschichte Kerman's, von Naßreddin, Mufti in Kerman.

Die Geschichte Nischaburs, von Mohammed B. Abdollah Al-hakem fortgesetzt, von Abdulghafir B. Ismail bis ans Jahr 518.

Die Geschichte Astrabads, von Edrissi.

Die Geschichte Dilems, von Iskak B. Helal.

Die Geschichte der Stadt Sus, von Ibrahim Waßifschah, und die von Ahwas.

Die Geschichte von Balch, von Mohammed B. Okail und Ebi Kassem Ali B. Mahmud Kaabi.

Die Geschichte von Merw, von Essemaani, in zwanzig Bänden, der von Bedreddin dem Sohne Arhun's, von Medschdeddin Mohammed dem Sohne Jakob Firusabadis.

---

1) حبيب السير لخوندامير 2) تاريخ تيمور لشرف الدين يزدى 3) عالم ارا 4) هشت بهشت للادريسي 5) مراة الادوار للاري

Die Geschichte Herats, von Ebi Jshak Ahmed B. Besari Hafis, von Ebi Nuh Jssa Herwi, von Ebi naßt B. Abdoldschebar Kaissi, von Abdurrahman Al Fami, von Ahmed Aldschami u. m.

Die Geschichte Hamadans, von Ebuschedscha Mohammed Al Korai, eine Fortsetzung der Geschichte Schiruje's, B. Scherdar, dann von Abdorrahman B. Badrelimnabi und Saleh B. Ahmed.

Die Geschichte Jßfahans, von Jmam Abi Naim Ahmed, J. Abdullah von Abi Sekeria Jahja B. Abdul Wahhab, von B. Mundeb, von Jmam Omar B. Scheklan, von Ebufasl B. Mobarek Al-hindi, die letzte die größte von allen; dann die Geschichten der Samaniden, Saffariden, Bujiden, Seldschugiden, Mosafferiden, Timuriden, Sofiden und anderer in Persien herrschenden Dynastien.

Wir beschließen diesen zum Nutzen künftiger Reisenden unternommenen Periplus des persischen Reichs mit den Worten, womit Agatharchides den Periplus des rothen Meeres beschließt:

῾Ο δε και τοις κατα μερος πραγμασιν εντετυχηκως και λογοις κατεσκευαμενος ιςοριας αξιοις και προαιρεσιν ἔχων δυναμενην δοξαν πονω θηρευειν υκ αφεξεται *).

Joseph von Hammer.

---

*) Erst nach dem Schlusse dieser Arbeit ist dem Verfasser derselben das der vortrefflichsten geographischen Werke vortrefflichere, nämlich Ritters allgemeine Erdkunde, zu Handen gekommen. Diese Verspätung ist allein Ursache, daß dieselbe nirgends als anzuerkennende oder zu widersprechende Autorität genannt worden ist. Das erste würde vielfältig, das zweyte selten und nur da der Fall gewesen seyn, wo in streitigen Fällen, wie z. B. uber die Lage der alten Residenzen Pasargada und Susa, über die Flüsse (Choaspes, Eulaus, Pasitigris) aus morgenländischen Quellen wider aufgestellte Meinungen der ansehnlichsten Reisebeschreiber und größten Geographen der Widerspruch gewagt und gerechtfertigt worden ist; oder dort, wo der Verfasser das, ohne hinlängliche Sprachkenntniß immer unsichere, Gebiet der Etymologie betritt, und von Grund aus verschiedene Wörter, wie z. B. مشهد Meschhed (Grabmal), und مسجد Mesdschid (Moschee), طور Tur (Taurn) und توران Turan (Tyrann), لار Lar und لور Lor vermengt. Bey allen dem, und ungeachtet der (wenn Engländern nachgeschriebenen meistens fehlerhaften) Schreibart orientalischer Namen, verdient auf dieses Werk, wie kein anderes der obige persische Schlußspruch des Agatharchides angewendet zu werden.

Art. XI. Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Erster Jahrgang, 1820. Wien, gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß. gr. 12. S. 336.

Des Freyherrn von Hormayr frühere Taschenbücher für die vaterländische Geschichte sind hinreichend bekannt. Sie haben manche für die einheimische Geschichte sehr fruchtreiche Untersuchungen eröffnet, über wichtige Gegenstände derselben entscheidende Aussprüche geliefert, und gehören ihrem wesentlicheren Inhalte nach zu derselben Reihe von historischen, quellengemäßen Vorarbeiten, deren er so viele im Archiv für Geographie und Geschichte mit rühmlichem Fleiße, seltenem Scharfsinne und Beobachtungsgeiste vollendete.

Das Taschenbuch vom Jahre 1820 beginnt eine neue Folgereihe, und zwar eines andern Strebens, als jene früheren. Es soll hier nicht sowohl um die quellenmäßige Erforschung zweifelhafter Gegenstände der Geschichte Oesterreichs, als um die glückliche Verarbeitung merkwürdiger vaterländischer Begebenheiten, für das Verständniß und für die Theilnahme Aller, welche für die Geschichte Oesterreichs sich interessiren, sich handeln. Freyherr von Mednyansky, durch manche geschätzte Arbeiten im Fache der Geschichte bereits vortheilhaft bekannt, und mit einer ähnlichen Unternehmung für Ungern beschäftigt, hat sich mit Freyherrn von Hormayr zur gemeinschaftlichen Herausgabe vereint, und dadurch dem Taschenbuche bedeutende Vorzüge zugewendet. Das, was die Herausgeber sich bey diesem Unternehmen zum Zwecke machten: gründliche Darstellung allgemein berücksichtigungswerther Momente der Geschichte des großen Kaiserstaates, gefällige Einkleidung des mit gewissenhafter Treue Aufgefaßten, und jene schwere Kunst, auch den weniger mit den ernsten Aussagen der Geschichte Befreundeten und Bekannten anregbar und aufmunternd zu werden, und ihnen die Vorhallen zu dem geheiligten Tempel der Historie zu eröffnen, ist hier vollkommen gelungen.

Wenn überhaupt jedem Staate ein Unternehmen der Art, wie beyde Freyherrn es mit diesem Jahrgange begonnen, zu wünschen seyn muß, weil, je mehr sich die Kenntniß der vaterländischen Vorzeit verbreitet, das Charakteristische des heimatlichen Lebens desto tiefer gefühlt wird, und damit zugleich die Liebe zu den bestehenden Formen der Staatsverwaltung nicht mehr dem bloßen Instinkte überlassen bleibt, sondern auf Kenntniß und Ueberzeugung bestehender Vorzüge beruhen wird, so ist dieses für Oesterreich um so schätzenswerther. Der bedeutende Stand-

punkt, den dieser Staat von jeher in Europa behauptete, und der seiner Geschichte einen so großartigen Charakter gewährt, muß, einmal erkannt, und durch solcherley Arbeiten, wie sie ein Taschenbuch dieser Art fortlaufend gibt, zur allgemeinen Anschauung gebracht, in jedem Staatsbürger ein freudiges Gefühl und warme Anhänglichkeit an das Vaterland hervor bringen: denn der Gedanke, einem Reiche anzugehören, dem die Vorsicht seit Jahrhunderten so große Geschäfte, und ein so ehrwürdiges Amt im Kreise der europäischen Staaten auftrug, ist erhebend und beruhigend zugleich. Die mannigfaltigen Bestandtheile dieses Staats, ihr unter sich so verschiedenes Leben, so manche scheinbar unvereinbare Gegensätze haben in den kritischen Momenten des Staatsdaseyns nur dahin gewirkt, das Echte und einzig Nothwendige in desto vielgestaltigerer Ausbildung zur klaren Erkenntniß zu bringen, und zu einer um so heiligeren Pflicht zu erheben, je mehr es das eine und gleiche Resultat der scheinbar verschiedensten Ansichten war, und nur aus den vielseitigsten Erwägungen hervorgehen konnte. Diese wichtige Wahrheit, aus der österreichischen Geschichte für die Bewohner dieses Staates hervorgehend, muß die verschiedenen Länder des Reiches, je mehr sie sich in den Gemüthern befestigt, enger und inniger an einander knüpfen. Es ist daher auf keinen Fall Entweihung der Geschichte, sondern Zurücklenkung derselben auf ihre eigentliche Bestimmung, wenn man sie, wie hier versucht wird, aus der Stube des Gelehrten in das Leben und in die Herzen der Staatsbürger einführt; ein Streben, welches dem klassischen Alterthume klarer als unserer Zeit gewesen, die, wie in mancher Kunst, so auch in der Geschichte, erst daran zu denken anfangt, die Gerüste, die zur Errichtung ihres Baues gedient, endlich, als unnütz geworden, weg zu reißen, und das vollendete Werk dem Glanze des Tages frey zu geben.

Das Taschenbuch, welches dem Herrn Staatsrathe, Freyherrn von Stift, zugeeignet ist, beginnt mit einer Erklärung der beygegebenen Kupferstiche. Die historischen Darstellungen sind nach Gemälden des Kustos der k. k. Bildergallerie im Belvedere, Herrn Ruß. Sonst zieren dieses Taschenbuch auf beyden Seiten des Umschlags im Steindrucke des Herrn Peter Fendi: zwey Basreliefs der Antoninischen Siegessäule zu Rom, den Uebergang der Römer über die Donau zwischen Wien und Haimburg, dann die Rettung des Römerheeres durch Jupiter Pluvius vorstellend. Das Titelkupfer gibt das Porträt Kaiser Karl V. nach Titian, aus dem Ambraser Kabinette. Ein anderes Porträt, das der Königin Maria von Ungern, Kaiser Sigmunds erster Gemahlin, aus dem

Jankovicyschen Museum zu Pesth, ist der Lebensbeschreibung derselben, dann sind die Bildnisse der Burgen Trentsin und Arva, den Beschreibungen dieser Burgen beygegeben. Ohne über die hier mitgetheilten historischen Gemälde als solche selbst urtheilen zu wollen, glauben wir doch bemerken zu müssen, daß uns allein die Darstellung »Ernst der Eiserne, und die »masovische Cimburg«, nach dem Kupfer zu urtheilen, vollständig gelungen scheint; das Kupfer zu Herzog Albrechts Hund verfehlt seine Wirkung durch die an den Ausdruck der Verrücktheit gränzenden starren Blicke des Kaisers und eines seiner Diener; Graf Salms Tod aber ist eine zu reiche Komposition für das Format, in dem es hier eingeklemmt erscheint. Die Erklärung selbst unterscheidet sich freylich sehr vortheilhaft von den in unsern Taschenbüchern üblichen; denn sie beschäftiget sich nicht sowohl damit, in nie endender Lobrede die Meisterhaftigkeit der Zeichnung zu preisen, sondern sucht vielmehr alles, wodurch die Darstellung im Gemüthe des Beschauers zur lebendigen Klarheit gelangen kann, aus geschichtlichen Daten und den sie feyernden Werken der Dichtkunst beyzubringen. So ward zu Albrechts Hund das bekannte Gedicht Heinrichs von Collin abgedruckt, und über die spätere Anhänglichkeit Leopolds an seinen unglücklichen Bruder zwey herrliche Stellen aus Uhlands Ludwig der Bayer eingerückt, und das nöthige Historische erzählend zwischen beyden eingeschaltet. Die Darstellung Ernst des Eisernen, der Cimburgen im Walde das Leben rettet, als ihr Speer im Leibe des Bären, den sie fällen wollte, brach, erhält nebst der nöthigen Hinweisung auf die Geschichte dieses erlauchten Paares die vortreffliche Dichtung des verstorbenen Max Fischel, über die Brautwerbung Ernst's, zur Beylage, und Salms Heldentod enthält, außer einer auf das genaueste in die Geschichte der ewig denkwürdigen Helden Salm und Rogendorf eingehenden Entwicklung, ein schönes, beyde Helden feyerndes Gedicht, von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Der Eingang der Kupfer-Erklärung verspricht übrigens jeden der künftigen Jahrgänge mit Bildnissen großer Männer und Frauen, merkwürdiger, alterthümlicher Burgen, mit getreuen Abbildungen denkwürdiger Ueberreste, welche die Römerwelt und das Mittelalter auf Oesterreichs Boden zurück ließen, auszustatten. Möchte insbesondere auf die letze Zusage Rücksicht genommen, und so manche von Zeit zu Zeit entdeckte merkwürdige Alterthümer durch den Stich allgemeiner bekannt gemacht werden.

Auf diese Erklärung der Kupfer folgt ein mit großem Fleiße und der genauesten factischen Bezeichnung gearbeitetes Tagebuch für Ungern, bey den verschiedenen Tagen des Jahrs das Merk-

würdige, was sich an jedem derselben ereignete, mit der Jahrszahl bemerkend. Die Lebensbeschreibung Marias, Königin von Ungern, der Gemahlin Kaiser Sigmunds, von J. N. Grafen von Mailath, eröffnet die eigentlichen Mittheilungen dieses Jahrgangs. Sie berichtigt manche Irrthümer der Vorgänger, ist in einem sehr anziehenden, leicht faßlichen Style geschrieben, und gehört zu den ausgezeichneteren Beyträgen dieses Jahrgangs. II. Ausflüge von Wien nach dem k. k. Lustschlosse Lachsenburg, und nach Sebenstein, von Julius Max Schottky. Hier ist vorerst nur eine Darstellung von Lachsenburg mitgetheilt, die, auf die frühe Geschichte dieses Schlosses eingehend, sehr interessante Data mittheilt, und des Verfassers bekannte emsige Forschungen in der ältern Geschichte Oesterreichs bewahrt. Als ältester Besitzer des Schlosses erscheint der Sänger Tanhauser, zur Zeit Leopolds des Glorreichen. Der Bau des alten Schlosses durch Albrecht mit dem Zopfe, aus den Trümmern der Kahlenberger Burg, Kaiser Maximilians des Ersten Anlegung des Gartens, sind interessante Notizen. Eine anziehende Beschreibung des Gartens, wie er jetzt gestaltet ist, und der darin erbauten, und mit den Seltenheiten so mancher Burg und Kirche geschmückten Ritterburg, beschließen die dießjährige Mittheilung. III. und IV. Die Burg Arva, dann die Burg Trentsin, in Ungern. Die mit Kupfern begleitete Geschichte und Beschreibung dieser, für die ältere Zeit Ungerns sehr wichtigen Burgen zeichnet sich durch lichtvolle Darstellung und eine in die fernste Zeit aufsteigende Untersuchung aus. Die Burg Arva war die furchtbare Gränzfeste gegen Polen in den Karpathen; vielfältig in die Begebenheiten der ältern Geschichte verflochten, bleibt sie deren ehrwürdiges Denkmal. Trentsin im Wagthale, nicht weniger vielfältigen Ereignissen entschwundener Zeiten angehörend, erscheint schon vor dem Einbruche der Ungern in das Land als eine merkwürdige Veste, und behauptet ihre Wichtigkeit bis in die Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Die Bekanntmachung der Geschichte solcher in die graue Vorzeit hinauf reichenden Burgen wird wohl jeder wünschen, der für Geschichte überhaupt Sinn hat, denn sie sind nach einem wahren Ausdrucke die redenden Zeugen der Vorzeit, und heiligen die Gegenwart durch ihre state Hinweisung auf eine ehrenvolle Vergangenheit. So manche Burgen der deutschen Erblande würden den Mitarbeitern dieses Taschenbuchs reichhaltigen Stoff zur Uebung einer theuern Pflicht gegen das Vaterland liefern. V. Thomas von Nádasd, der große Palatin. VI. Janus Pannonius. Zwey

Biographien von vorzüglichem Werthe, sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Darstellung. Erstere führt den Leser mitten in die stürmevolle Zeit der türkischen Vorherrschaft in Ungern, in dem dargestellten Helden einen Charakter der ersten Größe entwickelnd, durch edle Kühnheit wie durch die Wissenschaft, und durch die feste Entschlossenheit eines um Vaterland und Fürsten rein bemühten Herzens ausgezeichnet. Letztere entwickelt das Leben eines ausgezeichneten Staatsmannes und Gelehrten, des viel gepriesenen Ministers seines Königs Mathias Corvinus, von diesem werth geschätzt und hochgehalten, dann als Verschwörer gestürzt, und im Grabe betrauert.

Die Rubrik: Ahnentafeln, wird als eine durch die künftigen Jahrgänge ununterbrochen fort zu führende erklärt. In gegenwärtigem Jahrgange wird die Geschichte der Familie Berzeviczy, deren Stammvater in Ungern nach der hier gegebnen Nachweisung der aus Tyrol der Gemahlin Andreas II., Gertrud, folgende Rüdiger von Matrey ist; der Familie Purgstall, deren letzter würdiger Sprosse, von allen beklagt, die ihn zu kennen das Glück hatten, vor wenigen Jahren nach rühmlicher Thätigkeit in den bedrängten Zeiten des Vaterlandes, dahin schied; endlich die Familie der Zierotine. Diese drey Familien, Ungern, Steyermark und Böhmen angehörend, sind so vielfältig in die Geschichte des großen gemeinschaftlichen Vaterlands verflochten, daß ihre Geschichte, (dem Style nach zu urtheilen, ungezweifelt von Freyherrn von Hormayr) eben so belehrend, als erhebend auf den Leser einwirkt. Der tiefsten Beherzigung werth ist der Eingang, welchen der Verfasser dieser Ahnentafeln gegeben, jene Hinweisung auf die hohe Stelle, welche einheimischer Historie in den Gemüthern um das Edle bemühter Menschen gebührt; die Aufforderung zur Würdigung der Vergangenheit um die Gegenwart an ihr zu erheben: Ermahnungen, welche bereits zwar oft wiederholt, hier dennoch weder zu spät, noch ohne hinlängliche Ursache mit Begeisterung erneuert werden.

Die Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder, eine eigne Rubrik dieses Jahrgangs, drey und achtzig Seiten einnehmend, ist dem Titel unbeschadet, wie uns dünkt, in keiner seiner dreyzehn Abtheilungen für diejenigen hier eingeschaltet, welche sich gern an leeren Fabeln ergötzen, oder leichte Erregung zu Lust und Trauer in Geschichten der Art suchen, wie manche, flüchtiger Unterhaltung gewidmete Taschenbücher, liefern. Dasjenige, was als Sage aufgenommen ist, wird hier nicht selten durch eine auf die Quellen genau eingehende Forschung zur historischen Thatsache erhoben, wie das Aben-

teuer Maxens auf der Martinswand, eine preiswürdige Arbeit, des Dankes werth, wie wenige. Oder es wird an die Sage eine mit ihr in Verbindung stehende historische Untersuchung fruchtreicher Art geknüpft, wie in den Erzählungen: die Andrassy, und der ungrische Ritter Toggenburg. Diejenigen Legenden und Sagen aber, welche nicht auf diese Art behandelt werden konnten, verbreiten durch das Charakteristische, wir dürfen nicht sagen der Erfindung, sondern der ihnen inwohnenden Lebensansicht, historisches Licht über die Denkart des Zeitalters, in dem sie entstanden. Wir hätten darum einigen dieser letztern eben die Einfachheit der Darstellung, welche die erste auszeichnet, gewünscht; da einige zu sehr durch gesuchten Schmuck der Rede, und Ueberfülle leidenschaftlicher Darstellung gedrückt erscheinen. Es würde überhaupt besser seyn, solche Sagen und Legenden in ihrer ursprünglichen Simplicität, wie sie die Chronik oder die Ueberlieferung im Munde des Volks aufbewahrt, wieder zu geben, obgleich wir manchen, wie sie hier gegeben worden, nicht das Verdienst poetischer Darstellung, in der sich insbesondere die Legende: die Wildheit und Buße des Oswald Wilser (vorzüglicher als das über denselben Stoff aufgenommene Gedicht), und der Brunn der Liebenden auszeichnet, absprechen wollen. Der Aufsatz: Ueber Freidals Turnierbuch in der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien, von dem Kustos Herrn Aloys Primisser, der sich eben erst durch Herausgabe eines mit achtenswerther Gelehrsamkeit ausgestatteten Katalogs dieser Sammlung ein großes Verdienst um dieselbe erwarb, ist von vorzüglichem Interesse. In diesem Turnierbuche sind auf Veranlassung des Kaisers Maximilian selbst seine gegen hundert vier und zwanzig Fürsten und Ritter bestandenen Turnierkämpfe, mit den Hoffesten, Bällen und Mummereyen, abgebildet und beschrieben; die Namen der Ritter, gegen welche, und der Damen, vor welchen er kämpfte, sind gleichfalls aufgezeichnet. Mit Recht bemerkt der Verfasser des Aufsatzes, daß aus diesem Buche (von dessen Schönheit nur die, welche es sahen, sich einen Begriff machen können) der größte Gewinn für die Geschichte der Künste und der Sitten jener Zeit, die dem Beschauer aus den herrlichsten Bildern entgegen leuchtet, gezogen werden kann. Möchte eine glückliche Fügung der Umstände hier ein ähnliches Unternehmen begünstigen, wie dieß Schlichtegroll in München begonnen hat. Der inhaltsreichen Berichtlegung über dieß einzige Werk seiner Art folgen zwey Aufsätze des Herrn Wartinger: die Murschiffahrt, dann Etwas über die Stadt Zeiring und ihre Nachbarschaft, beyde für das Studium der Geschichte des Mittel-

alters sehr willkommne Arbeiten. Eine kurze Erinnerung an Gedeon Graf Raday, den ältern, von J. N. Grafen von Mailath, beschließt die Mittheilungen in Prosa, auf welche mehrere historische Dichtungen folgen, die uns Gelegenheit geben sollen, über das freundschaftliche Verhältniß, in welchem sich Geschichte und Poesie in diesem Taschenbuche vereint zeigen, einige Worte zu sagen.

Die Künste, bildende sowohl als Dichtkunst, haben durch die großen Ereignisse der Zeit, und durch die diesen vorausgegangene Sehnsucht edler Gemüther, ein Vaterland, dessen Hoheit aus tausend Gestalten einer herrlichen Vorzeit so hell leuchtet, wieder zu begründen, seit lange eine nur erst in unseren Tagen zur klarern Anschauung gekommene Wendung genommen, welche sie der vaterländischen Geschichte entgegen führt; und sie sind daher (s[illegible]ständig zwar, und in eigener Kraft wandelnd) für den Hist[illegible] Gehülfen zur Erreichung seiner Zwecke, zur Aufhellung, Belebung und Vergegenwärtigung der Vorzeit geworden. Solcher Ansicht folgend, haben beyde Herausgeber des Taschenbuchs schon in früherer Zeit (ihre Wirksamkeit vorzüglich auf Oesterreich, welchem Staate sie angehören, beschränkend) die heimatliche Kunst aufzumuntern, und ihr hinreichenden Stoff zur künstlerischen Belebung darzubieten gesucht; ein Streben, welchem sie hier um so mehr treu bleiben mußten, da insbesondere das Archiv für Geschichte ꝛc. bereits manche günstige Erfolge dieser Aufmunterungen aufzuweisen hat. Sie lassen daher auch in diesem Taschenbuche Dichtkunst und Historie Hand in Hand gehen, einen schönen schwesterlichen Verein zwischen beyden begründend, und nahmen selbst bereits bekannt gewordene Dichtungen zu Hülfe, wenn sie ihrem Zwecke dienten. So wurde des verstorbenen Hofraths Collin bekanntes Gedicht, im Versmaße der Nibelungen, Kaiser Albrechts Hund, hier abermals mitgetheilt, welches wir, da das Taschenbuch über die vorzüglichsten Ereignisse der österreichischen Geschichte Kunstdarstellungen mittheilen will, und dieß Gedicht hier gleichsam als Erklärung des Kupferstiches gebraucht wird, wohl gethan finden. Neuer Dichtungen finden wir hier eine ziemliche Anzahl. Im Verse der Nibelungen sind außer Albrechts Hund noch eine von Herrn Köffinger mit Glück versuchte neue Bearbeitung der bereits von einem anderen Dichter benützten Sage: von dem Ende des durch Gräuel aller Art befleckten Erbauers der Burg Betzko, am Waagflusse; dann ein Gedicht: die hohe Taufe Rudolf's, von M. von Collin. Nicht in diesem Versmaße, aber voll echter Alterthümlichkeit der Gesinnung, und durch die Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet, ist das Gedicht: der

Ostermontag zu Seefeld; doch hat dessen Verfasser vorzügliche Schönheit der Gedanken wie des Ausdrucks, mit den Fehlern eines der Kunst der Rede ganz Unerfahrenen, mit Häufung veralteter Worte und geschraubter Redensarten, mit Provinzialismen und Sprachunrichtigkeiten in einer nie zu entschuldigenden Laune vereinigt, so daß dieß das reine Auffassen auch der Vorzüge der Behandlung erschwert, und dem Eindrucke des Ganzen unvermeidlich schadet. Das Gedicht der Frau von Pichler: die Freunde, besingt den schönen Freundschaftsbund des Grafen Salm und Rogendorf, und den Tod beyder in Vertheidigung des Vaterlands in einer an's Herz greifenden Sprache. Vorzüglich in demselben Sinne sind die beyden Gedichte: Die Verbannten vor Morgarten, von Freyherrn von Rothkirch; dann der Schaffgotsche Wappenschild, von Johann Chr. Freyherrn von Zedlitz; insbesondere ist ersteres durch die edle Einfachheit der Darstellung bey so nahem Anreize sich am Gegentheil zu üben, lobenswerth. Das hier gleichfalls wieder aufgenommene, größere erzählende Gedicht des verstorbenen Max Fischel: die Brautwerbung Ernst des Eisernen, dürfte aber eigentlich als Muster und nachahmenswerthes Vorbild denjenigen gelten, welche größere Stoffe der vaterländischen Geschichte behandeln. Während so manche Begebenheiten der glücklichsten poetischen Bearbeitung bey einigem Sinne für einfachere Schönheit fähig wären, begnügen sich viele der gegenwärtigen Bearbeiter sie in übel gerathenen Balladen zu Tode zu jagen, wenn sie dieselben nicht etwa auf der Folterbank eines um Thränen nicht verlegenen Drama's ausdehnen, und sich und die Zuseher unbilligen Qualen preisgeben. Immer möge dasjenige berücksichtigt werden, was die Historie an historische Dichtung zu fordern berechtigt ist. Diese soll vor allen Ehrfurcht für den Stoff, den sie behandelt, zeigen, und sich nicht herausnehmen, dessen echte Bedeutung im Eigendünkel willkürlicher Deutung durch unterschobene Ideen zu beugen, und dadurch zu verunstalten. Hegt sie solche, ihr einzig geziemende Achtung der Wahrheit, so wird in ihr, auch bey mäßigen Talenten des Dichters, das Schöne, wie es Gott in die Welt und in die Begebenheit gelegt, mit überall willkommener Klarheit leuchten, und die Gemüther für sich gewinnen.

Es ist zu erwarten, daß dieses Taschenbuch, bey der Reichhaltigkeit der Beyträge, bey der Gründlichkeit und leicht zusagenden Verständlichkeit der meisten Arbeiten viele Freunde sich gewinnen wird; mögen dann diejenigen, die es mit Vergnügen lesen werden, wohl erwägen, was der eigentliche Zweck des Buches seyn kann. Es will nicht bloß unterhalten, sondern eine

ehrenvolle und bedeutungsreiche Vergangenheit an's Herz legen. Nicht die Gegenwart will es verschmähen, sondern derselben im Bewußtseyn der Menschen die Grundlage, aus der sie herauf gekommen, wieder unterbauen, um sie desto unerschütterlicher fest zu stellen. Alles, was ist, mag, ohne auf seiner Grundlage zu fußen, nicht bestehen: es ist wichtig, diese Wahrheit sich oft zu vergegenwärtigen, und manches bisher mit zu lässigem Gleichmuthe nicht Beachtete, mit desto thätigerer Eile zum Gegenstande einer nie ermüdenden Pflege zu erheben.

M. v. Collin.

Art. XII. Ueber den Anfang unserer Geschichte und die letzte Revolution der Erde, als wahrscheinliche Wirkung eines Kometen. Von J. G. Rhode. Breslau, 1819. Bey W. A. Holäufer. 8. 78 S.

Zu jeder Zeit und unter allen Völkern und Ständen ist der Anfang der Geschichte und des Menschen vor den meisten andern ein Gegenstand der lebhaftesten Wißbegier, von jeher gewesen, so wie er es auch noch ist. Die Wissenschaft des Alterthums, welche auf die Befriedigung dieser so natürlichen und unvertilgbaren Wißbegier zum Theil und wenigstens in ihrem letzten Ziele mit gerichtet ist, nimmt in unsrer gegenwärtigen deutschen Literatur eine sehr wichtige Stelle ein, und wird von den verschiedensten Seiten her rege befördert und fruchtbar bearbeitet. Während an indischen, persischen, ägyptischen Urkunden und Denkmalen uns immer neue Schätze und Quellen eröffnet oder wichtige Erklärungen derselben gegeben werden; während selbst das Griechische und diesem zunächst verwandte Alterthum durch den tief forschenden Creuzer aus dem beschränkten Gesichtskreise der gewöhnlichen Philologie herausgehoben, und bis zu den Quellen aller heidnischen Theologie zurückgeführt wird; führt uns eine wahrhaft Erd- und Menschen umfassende Geographie in Ritters geistvoller Behandlungsweise, es führen uns andere erdnaturhistorische und geognostische Entdeckungen, oder eine neue Zusammenstellung und Benutzung des schon früher Bekannten auf den Punkt hin, wo die Geschichte allerdings eine Wissenschaft werden kann, die nicht mehr bloß eine Mitte, sondern auch Anfang und Ende hätte; wenn anders Wissenschaft genannt werden darf, was eigentlich nur das gemeinsame Gedächtniß der gesammten Menschheit ist, sobald alles Unechte ausgeschieden worden, und die klare Deutung hinzukommt zu der Erinnerung der Vorzeit und eignen Entwickelung vom Anfange her. Von allen Seiten strömt uns dieser

könnten ja vielleicht andre, alte Ueberlieferungen, die indischen z. B., gerade von der antediluvianischen Zeit sehr merkwürdige Ruinen und Reste, Spuren oder Andeutungen darbieten. Der mosaischen heiligen Urkunde und Urgeschichte erwähne ich hier absichtlich noch nicht; denn diese sucht der Verfasser, weil er von deren Anwendung nur einen störenden Einfluß auf die Freyheit der Forschung und eine umfassende Kritik befürchtet, von seinem Gedankengange entfernt zu halten und in der Kürze bey Seite zu schieben; worüber wir ihn denn, wenn der historische Gehalt der Genesis in der gewöhnlichen, beschränkten Weise verstanden oder vielmehr nicht verstanden und dann polemisch auf alle andere alten Ueberlieferungen angewandt wird, wohl entschuldigen können. In gründlich vollendeter und wahrhaft allumfassender urhistorischer Forschung, dürfte die Sache aber wohl ein ganz andres Ansehen gewinnen; und so wie in einer spätern und gegen jene schon niedern Region der Alterthumskunde der alte Herodot, den man sonst so oft den Fabelhaften gescholten, jetzt von den gelehrtesten Geographen und Historikern überall anerkannt, gerechtfertigt, und wegen seiner schlichten Weisheit gepriesen wird; so dürfte wohl, je weiter unsre ägyptischen, indischen, persischen, chinesischen Studien der Vorzeit gedeihen, je klarer unsre geognostischen und urhistorischen Ansichten werden, auch Moses und die Genesis, nebst manchem neuen Lichte, auch ihre alte Würde in vollstem Maße wieder erhalten. Der Verfasser will diese Seite nun einmal nicht gern berührt wissen, ungeachtet er sich eigentlich nicht im Widerstreit mit der heiligen Urkunde befindet. Sonderbar und auffallend bleibt es immer, daß er selbst gar nicht bemerkt hat, wie seine Aeußerung (S. 31): »Daß der muthmaßliche Anfang der Menschengeschichte in den Zeitraum zwischen den beyden letzten Umbildungen der Erde fällt;« — wohlverstanden, so ganz genau mit dem Moses übereinstimmt. Eine Muthmaßung, die uns freylich nicht als solche, nicht als bloße Wahrscheinlichkeit, sondern als historische Gewißheit gilt, so wie nur irgend etwas in der Urgeschichte des Menschen gewiß genannt werden darf.

Die letzte große Erdrevolution bleibt das Hauptthema des Verfassers. — Daß darunter auch im Zendavesta die Flut des Noah, oder die Sündflut gemeint, und die daselbst der Einwirkung des Naturfeindes in Gestalt eines Drachensterns oder Kometen zugeschriebne Erdrevolution, dieselbe sey, welche uns Moses ebenfalls beschreibt, ist auch aus dem Umstande klar und unzweifelhaft, daß die Zendsage die Auswanderung des Dschemschid ziemlich nah an jene furchtbare Naturbegebenheit anknüpft;

welcher Urkönig Dschemschid mit dem Sem der Genesis anerkannt dieselbe Person ist.

Der Hauptgedanke des Verfassers über die letzte Erdrevolution oder Sündflut ist nun dieser. Es sey damals mit der Erde eine große innre Verändrung vorgegangen, indem dieselbe die Achse und den Aequator ihres täglichen Umschwunges sehr bedeutend verrückt habe, wodurch denn auch die geographische und klimatische Beschaffenheit des festen Landes ganz umgewandelt worden sey. Diese große Naturkatastrophe sey durch einen der Erde sehr nah gekommenen, und am südlichen Himmel aufgestiegenen Kometen bewirkt worden, wie die Beschreibung davon im Zendavesta ganz deutlich zu lesen sey. Was die behauptete Veränderung der Pole betrifft, so stützt der Verfasser sich dabey auch auf astronomische Bemerkungen und Vermuthungen über die aus den bisherigen Erdmessungen der Breiten-Grade sich ergebenden Anomalien.

Nachdem nun wie überall, so auch in dieser Wissenschaft der Alterthumskunde und Urgeschichte, die Wahrheit auf — »zweyer Zeugen« Aussage beruht, hier also der Schrift und der Natur; so ist es billig, daß neben der Schrift, als dem Inbegriff aller heiligen alten Ueberlieferungen, auch der andre Zeuge, die Natur, d. h. der Geist der Erd- und Sternkunde, so weit sie bis jetzt gediehen sind, vernommen werde, um uns Licht zu geben in der großen Untersuchung über das Dunkel der Urwelt. Und nicht leicht ist uns eine Hypothese der Erdkunde vorgekommen, welche mit dieser siegreichen Klarheit vorgetragen, für den historischen Forscher so viel einleuchtend Annehmliches und fast befriedigend Wahrscheinliches vereinigte und darböte. Ich meine darunter vorzüglich nur das Hauptfactum von der Veränderung der Erdachse und des Aequators, und der damit ganz natürlich, um nicht zu sagen nothwendig verknüpften gänzlichen klimatischen Umwandlung der bewohnbaren Erde. Ob ein Komet die Ursache gewesen, wie man schon öfter gemeint, so wahrscheinlich es lautet, das ist für uns die Nebensache. Ich lasse das an seinen Ort gestellt seyn; die eigentliche Thatsache, welche Licht in die Urhistorie bringt, ist jene Veränderung des Aequators und des Klimas der meisten Länder. Gesetzt aber auch, es sey ausgemacht gewiß, daß ein Komet die Ursache gewesen, so würden wir doch auf den Umstand, daß es im Zendavesta steht, obwohl die Erwähnung, vorausgesetzt daß es wirklich so gewesen, allerdings merkwürdig bleibt, keinen so ausschließend hohen Werth legen. Dieß ist grade als ob wir unter den griechischen Philosophen den Pythagoras, weil er das wahre Weltsystem gekannt und den Kreislauf der Erde um die Sonne gewußt, deßhalb al-

lein gelten lassen, den Tiefsinn des Heraklit, die Erhabenheit des Plato, den allumfassenden Scharfsinn des Aristoteles aber für nichts mehr wollten gelten lassen. Eine solche einseitige und allzu absolute Werthschätzung Einer urhistorischen Quelle gegen alle andern, sollte bey dem Verfasser um so weniger Statt finden, da er sie an denen, welche die hohe Autoritat der Genesis in ähnlicher Weise zur Beschränkung der Forschung und des Urtheils ganz verkehrt anwenden, mit Recht tadelt. Dazu kommt noch, daß die richtige astronomische Deutung der altasiatischen Urkunden unstreitig manchen Schwierigkeiten und Ungewißheiten unterliegt. Der Taschter z. B., welcher dem Verfasser so zuverläßig für den Planeten Jupiter gilt, ist nach der mir mitgetheilten Bemerkung, eines in den persischen Wörterbüchern und Urkunden sehr bewanderten Freundes, im Bundehesch vielmehr ein Fixstern; während andre (bey Creuzer, Symbol. I. S. 751. Anm. 101) neue Ausg.) den Planeten Mars darin finden wollen. Daß jedoch unter dem Naturfeinde und Drachensterne, der die Flut veranlaßt, im Zendavesta allerdings ein Komet gemeint sey, ist wohl kaum zu bezweifeln. Ob nun der Zendavesta darin Recht hat, und ob ein Komet wirklich die Ursache gewesen, überlassen wir dem Verfasser mit den Astronomen auszumitteln; so wie auch die mathematisch genaue Bestimmung, ob der alte Südpol gerade im vierzigsten oder funfzigsten Grad südlicher Breite, unter dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hinzusetzen sey. Der Lauf des ehemaligen Aequators und mithin auch des tropischen Klima's quer durch Asien, in südwestlicher Richtung und mitten durch Europa indessen, hat schon historisch, zur Erklärung factischer Denkmale und Ueberbleibsel der Urwelt, ungemein vieles für sich. So erklären sich nämlich leicht und mit einem Male ganz befriedigend alle die Lagen von Elephantenknochen in Siberien, die Palmen und Cactus in den Erdschichten nördlicher Länder u. s. w. Bey einer so gewaltsamen und großen Veränderung, wie diese der bisherigen Erdachse, wird und muß unstreitig auch vielfältig wo sonst festes Land gewesen, nun Meer geworden seyn, und auch umgekehrt; und so ist es denn ganz begreiflich, warum fossile Menschengebeine nur in so äußerst seltnen Ausnahmen, wie auf der Insel Guadelupe (S. 32) oder in der Sierra Nevada in Süd-Spanien (S. 35) gefunden werden, wenn gleich die Erde auch schon vor der Flut von einem zahlreichen Menschengeschlecht bewohnt gewesen; da sich wohl annehmen läßt, daß dieselben sehr vielfältig vom Meeresgrunde bedeckt liegen mögen. Es ist deßfalls eben nicht nöthig nach de Lücs gewaltsamer und willkürlicher Voraussetzung (die einigen unsrer Leser wohl auch aus dem Stolbergischen Werke

erinnerlich seyn wird) anzunehmen, daß alles ehemalige Land in der Sündflut zu Meer geworden, der alte Meeresgrund aber heraufgestiegen sey, und nun das jetzige, bewohnbare Land bilde; eine Hypothese, welche den Fehler hat, daß sie des Guten etwas gar zu viel thut. Mit Sicherheit läßt sich jedoch wohl annehmen, daß eine sehr bedeutende Veränderung mit dem festen Lande in der großen Katastrophe vorgegangen sey; so daß es eine ganz vergebliche Mühe seyn würde, die Lage des wahren Urlandes, nämlich dessen wie es vor der Sündflut war, auf der jetzigen Erde geographisch bestimmen zu wollen. Daher auch die vier Ströme des Paradieses bey Moses, oder wo sie sonst in asiatischen Ueberlieferungen vorkommen, wie Stolberg am angeführten Orte (Thl. I. S. 380) richtig bemerkt, immer nur als ein Bild nach der Analogie betrachtet werden müssen; da auch ohnehin nirgends auf der Erde eine Stelle gefunden wird, wo vier solche Ströme, wie es doch dort ausdrücklich heißt, aus Einer gemeinsamen Quelle entspringen, man mag nun den einen zweifelhaften Phison mit dem heiligen Hieronymus (Epist. II., 15.) auf den Ganges oder auf einen kaukasischen Strom deuten [1]). Wozu noch kömmt, daß an jener Stelle der Genesis die tiefere symbolische Bedeutung der vier Ströme [2]) ohnehin zunächst die wichtigere ist, während die geographischen Namen derselben augenscheinlich nur in bildlicher Analogie hinzugefügt sind; wovon

---

[1]) Ich sehe auf der mosaischen Weltkarte in Malte-Bruns Atlas, daß dieser berühmte Geograph nicht bloß den Phison, sondern selbst den Gihon auf den Kur und Araxes zu deuten geneigt ist, und nach Armenien versetzen will. Nach dieser Erklärung würden die vier Ströme allerdings ziemlich aus einer Gegend ihren Ursprung nehmen. Aber wie weit ist das noch entfernt, von Einer Quelle, die sich in vier Ströme theilt? Die Schwierigkeit ist also auch von dieser Seite nur scheinbar gelöst. Derselbe Geograph setzt das Land Hevilath in das sudliche Arabien. Da es aber bey Moses ausdrücklich heißt, daß der Phison um das Land Hevilath fließe, so wird die Schwierigkeit nun erst recht groß und vollig unauflöslich. Daher ich Stolbergen vollkommen beystimme, daß hier gar keine geographische Lösung und Deutung möglich ist.

[2]) Man vergleiche etwa damit, was der Apostel sagt (Ephes. III. 18.): — ut possitis *comprehendere cum omnibus sanctis*, quae sit *latitudo* et *longitudo*, et *sublimitas* et *profundum*. — Jene vier Dimensionen des wahren Lebens, »welche die Heil gen erkennen«, sind dem Menschen in seinem ursprunglich reinen Zustande wohl auch nicht fremd gewesen; und konnen am besten dazu dienen, uns auf den wahren Sinn der vier Weltgegenden und Lebensströme des Paradieses hinzudeuten.

sich auch in andern Stellen der heiligen Schrift so viele und ganz ähnliche Beyspiele finden *).

Nach der Weise, wie der Verfasser die große Flut und dabey Statt gehabte Veränderung der Erdachse betrachtet, erklärt sich nun auch einigermaßen, obgleich noch nicht ganz zureichend die so ganz zerrißne und höchst unregelmäßige Gestalt unsrer jetzigen vier oder fünf Welttheile, wenn es nicht anders nach tieferen Gründen der Erdkunde richtiger ist, deren nur drey anzunehmen. Nach der Meinung derjenigen nämlich, welche den Charakter eines isolirten Welttheiles in Amerika am meisten ausgedrückt finden, sowohl in dem eigenthümlichen Gepräge aller seiner Pflanzen- und Thier-Productionen, als auch in der sich einer Regel wenigstens mehr annähernden Conformation seiner Gestalt, wo die große Nord- und Südhälfte, beide von einigermaßen triangulärem Umkreise, durch einen engen Isthmus zusammen verbunden sind; wo dann angenommen wird, daß Europa und Afrika ursprünglich zusammengehörend, durch einen jetzt zerrißnen Isthmus in der Meerenge von Gibraltar verknüpft waren, so wie Australien durch die noch bestehende Inselkette mit Asien verbunden gewesen; indem aber die Nordhälften dieser beyden Welttheile, Europa und Afrika als des einen, Asien und Australien als des andern, sich zusammenneigten, so ward dadurch die Unregelmäßigkeit in der Gestalt dieser zusammengewachsnen oder in einander verschlungenen Welttheile noch verdoppelt. Es ist manches in dieser großen Unregelmäßigkeit sehr auffallend, was vielleicht wohl mit der vom Verfasser angenommenen Veränderung der Erdachse in Zusammenhang stehen könnte, aber doch bey weitem nicht unmittelbar daraus zu folgen scheint. Man bemerke z. B. nur an dem Erdglobus, wie sich das feste Land sowohl von Nordasien als in Amerika, mit seiner ganzen Breite nach Norden und dem Nordpole hindrängt, während die großen Spitzen aller Welttheile scharf und gerade nach Süden gerichtet sind, auf welcher Erdhälfte das Meer außerdem so überwiegend ist, daß man den Südpol auch wohl den Wasserpol der Erde nennen könnte; so daß auch ohne den Einfluß eines von daher aufsteigenden Kometen, leicht glaublich ist, daß die große Flut zunächst von Süden hereingebrochen, wie im Zendavesta berichtet wird. Ist nicht überhaupt denkbar, daß noch außer der Achsenveränderung der Erde im Ganzen, auch das feste Land

*) So werden im Jesus Sirach (XXIV. 32 — 37.) die göttlichen Gaben, welche dem mosaischen Gesetz und Buche des Bundes entfließen, vollen Strömen der Weisheit verglichen, und unter diesen Strömen auch drey von denen des Paradieses genannt, als: der Phison, Tigris und Euphrat.

und einzelne Welttheile, als Stücke oder Glieder der obern Erdrinde, für sich bewegt und von ihrer Stelle gerückt worden? Die unregelmäßige Gestalt des jetzigen festen Landes könnte wohl auf solche Annahmen führen. Außer der schon bemerkten Richtung der Breiten des festen Landes nach Norden, wie der Spitzen nach Süden, scheinen auch oftmals die Umrisse der durch das Meer getrennten Erdtheile in ihren Einbuchten und Vorsprüngen sich wechselseitig zu entsprechen, als ob sie von einander gerissen wären, wie die Felsenufer eines Flusses sich oft gegenüber stehen. Besonders auffallend ist dieses bey Südamerika, nämlich der östlichen Küste desselben und der Westküste von Afrika, wie beyde sich korrespondiren. So ließe sich manches in der jetzigen unregelmäßigen Gestalt des festen Landes in jener Voraussetzung wohl auf eine Fortrückung und dadurch erfolgte Losreißung von Osten nach Westen deuten, welche also nebst jener Richtung nach Norden eine zwiefache Bewegung bildete. Ueberhaupt wenn auch ein äußrer Anstoß, wie die Einwirkung eines nahen Kometen, die veranlassende Ursache der Flut gewesen; so darf man doch wohl auch eine innre Verändrung, Metamorphose, Entwicklung und Evolution oder vielleicht auch — Erkrankung in dem organischen Leben der Erde nicht von dem ausschließen, was die Katastrophe wo nicht hervorgebracht, doch mitwirkend bestimmt haben kann. Nicht um die Menge der möglichen Conjecturen in diesem Gebiete der höhern Erdkunde zu vermehren, habe ich mir diese Andeutungen erlaubt; sondern nur um alle Seiten des Gegenstandes zu beachten und als Anfragen an die Wissenschaft sollen sie dienen. Die wesentlichste Frage dieser Art möchte wohl die seyn, ob die so ganz unregelmäßige Gestalt des festen Landes nicht überhaupt erst durch die letzte Erdrevolution entstanden, der ursprünglich alte Continent aber, das wahre Urland vor der Flut, eine mehr regelmäßige und mathematisch einfachere Form gehabt habe, und welche? Wenn anders die höhere Astronomie aus dem, was sie von der Planetenbildung wissen oder mit Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, schon einige Analogien zur Beantwortung dieser Frage darbietet. Der Verfasser betrachtet als ein vorzüglich wichtiges Kennzeichen von den Folgen der letzten Erdrevolution, daß erst seitdem, nach dem Zendavesta Winter und Sommer entstanden, vor der Flut aber nur Eine Jahrszeit und immer Sommer gewesen sey. Sonach scheint er anzunehmen, daß auch die Schiefe der Ekliptik erst seitdem entstanden wäre; denn mit dieser wäre doch sonst im Wesentlichen auch ein Wechsel der Jahrszeiten gegeben.

So gern ich übrigens dem Verfasser in seiner Hauptvoraussetzung über die letzte Erdrevolution folge und beystimme; so bleibt

dabey doch noch eines zu vermissen. Es wäre nämlich zu wünschen, der Verfasser hätte die klimatische Veränderung der Erde nicht bloß astronomisch aufgefaßt, und wäre nicht bloß bey den naturhistorischen Erscheinungen, auf der Oberfläche des Erdenlebens stehen geblieben, sondern hätte die Untersuchung auch auf die etwa bey der Flut und durch dieselbe bewirkte innere Veränderung und wahrscheinliche Verschlechterung der Atmosphäre nach ihrer elementarischen Beschaffenheit, so wie auf die Folgen dieser Verändrung auf den Menschen, seine Diät und die Krankheiten, denen er unterworfen ist, vielleicht auch auf die Entstehung einiger untergeordneten Thier-Productionen ausgedehnt, wie ja auch im zerfallenden Organismus des erkrankten Individuums sich allerley falsches Leben und organisirte Brut erzeugt. In diesen und solchen Hinsichten wünschten wir, daß der Verfasser auch die Atmosphäre und ihre bey der letzten Erdrevolution erlittene Veränderung und Verschlimmerung mit in den Umkreis seiner Betrachtungen gezogen haben möchte; da doch ohnehin die Luft überhaupt das Reelle in der Natur ist, so wie die Atmosphäre das eigentliche Organ alles Erdenlebens bildet.

So weit von dem, was der Erdkunde angehört, in der Idee des Verfassers, worüber die definitive Entscheidung doch größtentheils vor ein anders Forum gehört. Ich wende mich nun zu dem eigentlich historischen Theil der vorliegenden Schrift, der uns zunächst angeht; worin ich dem Verfasser Schritt für Schritt folgen, zugleich aber einige Worte über die Genesis damit verbinden und voranschicken werde. Nicht etwa, um mit dem Verfasser zu streiten, weil er den Moses bisher so gar nicht aufmerksam beachtet, noch sich verständlich gemacht zu haben scheint; da in der That sein nur negativ sich äußerndes Urtheil darüber kaum schon für eines gelten kann; sondern einzig, um die Sache selbst dadurch zu erhellen, da diese, — der Anfang der Menschengeschichte nämlich — mit dem tieferen und rechten Verständniß jener heiligen Urkunde nun einmal unzertrennlich verknüpft ist; da auch unter den Resultaten des Verfassers diejenigen, welche die Beschaffenheit und das Wesen der ersten und ursprünglichen Religion betreffen, als die wichtigsten erscheinen, die wir besonders aufmerksam zu betrachten haben; woran sich denn, was über die ursprüngliche Sprache, den Ursprung der Buchstabenschrift und die Auswanderung der ersten Menschenstämme aus einem gemeinschaftlichen Urlande zu erinnern bleibt, leicht als Corollarium anschließen wird.

In einer Schrift verwandten Inhalts (Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden. Vorrede S. VI.) führt der Verfasser eine Stelle aus William

Jones über die Anwendung der Genesis auf gelehrte und historische Untersuchungen an, welche so lautet: »Entweder sind die »eilf ersten Kapitel der Genesis wahr, oder unsre National-Re»ligion (die christliche) ist falsch. Nun aber ist das Christenthum »nicht falsch, und folglich sind jene Kapitel wahr.« — Dieses ist nun eben der Grundsatz, welchen der Verfasser tadelt und als die Freyheit der Untersuchung zerstörend, und an allen denen, welche auch in diesem Gebiete der Wissenschaft als christliche Gelehrte sich bewähren und darnach verfahren wollen, höchst tadelnswerth und ganz verwerflich findet. Auch in der vorliegenden Schrift (S. 22) zählt er unter die »Vorurtheile«, welche erst weggeräumt werden müssen, ehe die Prüfung unbefangen vorschreiten könne, die Behauptung: »Daß es nun einmal keine »älteren Nachrichten gebe und geben könne, als im Moses, und »daß alle Ueberlieferungen, welche nicht mit Moses übereinstim»men, eben dadurch sich als falsch erweisen.« — Was zuerst das Alter der andern Ueberlieferungen und Urkunden betrifft, so hat nur die Kritik darüber zu entscheiden und nicht die Religion; und ist gar nicht abzusehen, wie es die Religion nur irgend berühren könnte, wenn auch ältere Ueberlieferungen, als die mosaischen, wirklich gefunden werden sollten; was jedoch mit Gewißheit anzunehmen, bis jetzt der Fall noch nicht eingetreten ist. Die Verwerfung aber aller mit dem Moses nicht übereinstimmenden Ueberlieferungen, liegt noch gar nicht so unbedingt in jenem Grundsatz, so wie ihn William Jones ausgesprochen hat; wie kategorisch und schneidend für die gelehrte Kritik und bedenklich für die historische Forschung er auch auf den ersten Blick lauten mag, so läßt er sich doch leicht richtiger erklären. Es kommt überhaupt nicht sowohl auf den Grundsatz selbst an, als was weiter daraus gefolgert ist. Wird der Schluß aus jenem Satze gezogen, daß mithin alle andere asiatischen Urkunden und Ueberlieferungen, die in einigem vielleicht nur scheinbaren Widerspruch mit dem Moses stehn, sofort für nichts zu achten und ganz zu verwerfen seyen; so wird damit freylich alle fernere Untersuchung und Erweiterung unsrer Einsicht abgebrochen und vernichtet. Keineswegs aber ist dieses der Fall, wenn man sich bescheiden wollte, aus jenem an sich richtigen Vordersatz nur das zu folgern, was wirklich darin liegt: daß wir nämlich alle andre asiatischen Urkunden und Ueberlieferungen sorgfältig zu prüfen und kritisch zu sichten, besonders aber unter einander und mit dem Moses zu vergleichen haben, der, wenn wir auch seine Urkunde nicht als eine heilige verehrten, schon seiner hohen Einfalt wegen als der sichern Führer Erster erscheinen müßte. Vielmehr ist, eine solche Ausgleichung wenigstens zu versuchen, dabey aber

das Urtheil über alles das, was als ganz ungewiß oder noch allzu schwierig sich darstellt, zu suspendiren und offen zu erhalten, nichts andres als was uns eine gesunde Kritik ohnehin zum Gesetz macht. Eine solche Ausgleichung der Genesis mit den andern alten Ueberlieferungen und allen neuen ethnographischen Entdeckungen hat William Jones selbst in der Materie von der Abstammung aller bekannten Völker nach ihren drey Hauptstämmen, jenes Grundsatzes unbeschadet, in einer sehr großen Weise, und mit eben so umfassender Beurtheilung als tiefer Gelehrsamkeit aufzustellen gesucht. Nicht schaden würde es dabey, wenn wir jener kritischen Mäßigung gemäß, etwa auch als möglich annehmen wollten, das wir vielleicht das Physische und Historische in der Genesis noch nicht ganz verstehen oder wenigstens bisher vielfältig nicht verstanden haben; eine Voraussetzung, an welcher uns das Christenthum durchaus nicht verhindert, da die moralische Belehrung, welche wir aus jenem Anfang der Bibel zu nehmen haben, in der Religion nicht zweifelhaft und im Grunde von jenen gelehrten Forschungen ganz unabhängig ist. Wenn aber etwas zur Bestätigung der Behauptung dienen kann, daß die Genesis von unsrer bisherigen Kritik und jetzigen Exegese ganz und gar nicht mehr richtig verstanden wird, so ist es wohl der allgemeine Beyfall, welchen die bekannte Hypothese bey so vielen Bibelgelehrten gefunden hat, daß der Anfang Moses aus zwey Urkunden — einer Elohim-Urkunde und einer Jehovah-Urkunde — zusammengeschmolzen, gewachsen oder an einander geweht sey. Eine Hypothese, welche gleich von selbst dahin fällt, sobald man den Sinn der heiligen Urkunde zu verstehen angefangen; die ich mir aber vorbehalte, da sie noch so allgemein verbreitet ist, als ein merkwürdiges Denkmal kritischer Verirrung unsres Jahrhunderts, bey einer andern Gelegenheit bis auf den Grund zu beleuchten.

Vergleichen wir nun zunächst die Ansicht des Verfassers von Ueberlieferungen überhaupt und sehen wir, wie seine eignen Ideen etwa auf die Genesis anwendbar sind, oder sich dazu verhalten. Sehr richtig und scharfsinnig bemerkt der Verfasser, daß man in der Sage und Ueberlieferung eines jeden alten Volkes zwey verschiedene Linien (S. 1 und 2) und Faden unterscheiden könne; den mythischen, der auf den Anfang aller Geschichte gerichtet und jederzeit mit irgend einer Theologie oder Kosmogonie verwebt ist; und den andern factischen der eignen Geschichte einer jeden Nation. In der Geschichte selbst aber ist wieder der vorchronologische Theil von dem schon chronologischen sorgfältig zu unterscheiden. Allerdings ist es nun jener erste auf den Anfang der Menschengeschichte mit Beziehung auf Gott oder die Natur

gerichtete Faden und Bestandtheil, welcher der mythischen Ausbildung vorzüglich fähig ist und auch zu mythischen Auswüchsen den meisten Anlaß gibt; da dieses jedoch nicht schlechthin nothwendig und namentlich in der Genesis nicht der Fall ist, so dürfte es richtiger seyn, diesen Theil der Ueberlieferung nach dem wesentlichen Inhalt der darin aufbewahrten Erkenntniß ganz einfach den urhistorischen zu nennen. In der Genesis bilden die zehn ersten Kapitel diesen urhistorischen Theil; und diesen vorzüglich, der uns hier allein angeht, werden wir in der Folge unter dem Namen Genesis verstehen. Es ist wohl zu bemerken, daß der andre Bestandtheil, den wir am liebsten den volkshistorischen nennen möchten, nicht eben rein factisch zu seyn braucht, sondern auch des Symbolischen und Typischen sehr viel enthalten kann, wie dieses namentlich mit dem volkshistorischen Theile der Genesis, den vierzig letzten Kapiteln im Ersten Buche Moses der Fall ist; welche uns hier nicht näher angehen. Es ist wirklich auffallend, daß der Verfasser nicht bemerkte, wie gut diese seine ganz richtige Eintheilung und Idee auf die Urkunde Moses anwendbar sey, da kaum eine altasiatische Ueberlieferung außer dieser gefunden werden dürfte, in welcher der urhistorische Bestandtheil von dem volkshistorischen so deutlich und rein abgesondert gehalten ist, zugleich aber doch beyde selbst nach dem historischen Faden der Erzählung so natürlich an einander geknüpft sind. Diese geschichtliche Anknüpfung findet sich am hervortretendsten im Nimrod, am Schluß und im letzten Kapitel des urhistorischen Theils und in der Zerstörung von Babel im eilften Kapitel, welche der Geburt und Berufung Abrahams, als dem Anfang des volkshistorischen Theils, zur Einleitung vorangestellt ist. Eben so deutlich ist auch wiederum in der urhistorischen Ueberlieferung der vorchronologische Theil von dem chronologischen geschieden. Der chronologische beginnt mit Seth im fünften Kapitel, die vier ersten Kapitel aber sind vorchronologisch; denn obwohl, was von der Erfindung menschlicher Künste und bürgerlicher Einrichtungen in dem Stamme Kains erzählt wird, allerdings und Zweifelsohne in die chronologische Geschichte hinabreicht, so wird es doch, was wohl zu merken ist, noch ohne Chronologie vorgetragen, und bildet auf solche Weise den Uebergang und Anknüpfungspunkt zu dem chronologischen Theil und Zeitraum.

Was nun die Genesis im eigentlichsten und engeren Sinne, jene ersten zehn Kapitel urhistorischen Inhalts, am meisten auszeichnet, das ist die hieroglyphische Kürze, welche in diesem Abschnitt herrscht, die so sehr gegen die Umständlichkeit und Ausführlichkeit in dem nachherigen volkshistorischen Theile absticht.

Und wenn auch in diesem der tieferen Bedeutung viel enthalten ist, so ist es doch nicht so in einzelnen Andeutungen eingeschlossen, wie so vieles in dem ersten Theile dem Anschein nach wie verloren hingestellt gefunden wird. Denn in der That, es dürfte wohl kaum in dem ganzen Umkreise menschlicher Sprache, Schrift und Ueberlieferung ein andres Stück gefunden werden, wo alles so voll des schweren Inhalts und des tiefsten Sinnes, wo jedes Wort und jede Sylbe so bedeutsam ist, als in diesem geheimnißreichen Anfang der Genesis. Nicht zu verkennen ist es, daß diese hieroglyphische Kürze absichtlich gewesen; und zum Theil läßt sich auch ganz leicht finden, worauf diese Absicht zunächst gerichtet war oder wodurch sie bestimmt worden. Moses wollte eben darum sich nur auf das durchaus Unentbehrliche und Nothwendigste aus der Urhistorie beschränken, um alle mythischen Auswüchse, zu denen dieser Stoff so leicht Anlaß gibt, ganz abzuschneiden, da diese jene Tiefe der Offenbarung nur dem Mißbrauch offen stellen konnten, besonders aber auch mit dem Berufe und besondern Wege, welchen er sein Volk führen wollte und sollte, ganz unvereinbar waren. Aber es gibt noch eine andre Analogie, um die Absicht jener hieroglyphischen Kürze der Genesis zu erklären, in der Bibel selbst; denn der Schlußstein und das Ende derselben ist nicht weniger dunkel und geheimnißvoll als der Anfang. So wie nun das helle Licht, welches der Prophet des neuen Bundes in das Dunkel der Zukunft und der letzten Erdenzeiten hineinstrahlt, zwar wohl dem Einzelnen, dem es nützlich oder nöthig ist, offenbar und verständlich werden kann, für das Ganze aber, weil die allzuhelle Erkenntniß der Zukunft sonst gewaltsam störend, ja bey dem geringsten Mißbrauche auf das furchtbarste zerstörend in die Gegenwart eingreifen würde, in jenem Buche der Apokalypse v e r s i e g e l t bleiben muß und bleiben wird, bis die Zeit gekommen ist, da es e n t s i e g e l t werden soll; eben so würde auch eine vollständige Erkenntniß der gesammten Urhistorie im ersten Weltalter für das Volk Israel, welches in der Verheißung unter dem Gesetz verharrend, unverrückt auf dem vorgezeichnetem Wege zu dem bestimmten Ziele wandeln sollte, durchaus nur störend und zerstörend eingewirkt haben, und ward ihm daher nur so zurückhaltend und Lichtverhüllt und eben in dem Maße, wie es ihm dienlich war, mitgetheilt. Denken wir uns die Bibel vor allen Dingen als ein Ganzes, so bildet das Evangelium wie die Mitte desselben, von welchem das Licht in vierfachem Strome ausstrahlend, alles übrige erhellt und mit höherem Leben beseelt; die Genesis aber und die Apokalypse, Anfang und Ende, sind die geheimnißvollen Handhaben an dem heiligen Gefäß, die wir erst selbst recht ge-

faßt haben müssen, um die Arche des göttlichen Wortes durch sie zu fassen, zu halten und zu tragen. Ich benutze diese Gelegenheit, um gegen den Verfasser und andre, meine Ansicht und Ueberzeugung von der Genesis und rechten Erklärung derselben ganz unverhohlen darzulegen. Es wird nach allem Bisherigen nicht mehr undeutlich seyn, und durch das Nachfolgende noch einleuchtender werden, in welchem Sinne ich nun in der Genesis, den oben erwähnten — Schlüssel finde, der wohl angewandt, allein im Stande ist, uns das große Räthsel der Urwelt zu entziffern und in das Chaos der alten Ueberlieferungen Licht zu bringen. Auf der andern Seite aber kann man gern zugeben und darf ja nicht aus der Acht lassen, daß die hieroglyphische Kürze jenes mosaischen Anfangs wohl oft genug einer weitern Ausführung und eines Commentars bedürftig wäre. Zu einem solchen allerdings sehr nöthigen und lehrreichen Commentar werden die andern altasiatischen, indischen, ägyptischen, persischen, chinesischen Ueberlieferungen und Urkunden uns den reichhaltigsten Stoff darbieten, wenn uns ihr Verständniß erst durch den innern Schlüssel zugänglich geworden und damit auch die rechte Ordnung des Ganzen gefunden ist; denn alle andern altasiatischen Ueberlieferungen nur als Luft- und Truggebilde zu betrachten, die gar keine Wahrheit enthalten, würde allerdings der ärgste nur ersinnliche und nie verzeihliche Mißverstand seyn. Wenn ich aber in der Genesis einen tieferen Sinn finde, als den, welchen man aus dem ersten besten hebräischen Vokabelbuche zusammen buchstabiren kann; so meine ich damit nicht allein jene unter dem Namen der mosaischen Philosophie bekannte esoterische Deutung; denn in dieser, wenigstens in dem, was man in den letzten drey oder vier Jahrhunderten so genannt hat, ist nebst vielem, sehr Tiefsinnigen und unstreitig Wahrem, auch viel Eingebildetes, Willkürliches, Ungegründetes enthalten. Vorzüglich und zunächst habe ich dabey auch alles dasjenige im Auge, was in der Tradition und in den Kirchenvätern zur tieferen Erklärung der Genesis enthalten und dessen sehr viel ist; vor allem andern aber das Licht, welches die Genesis, wie die Bibel überhaupt, aus dem Zusammenhange dieses Ganzen, von dem sie ein Theil und Glied ist, erhält. Wie jeder große Autor am besten aus sich selbst erklärt wird, so gilt diese Regel vorzüglich auch von diesem Autor, der wohl mit Recht vor allen andern Groß zu nennen ist; ich meine von der Bibel; denn das göttliche Wort, auch das geschriebene, ist ein Licht, welches sich selbst am besten erleuchtet und klar macht. Nicht etwa von einem willkürlichen Akkommodations-System ist also hier und kann hier die Rede seyn, sondern von dem Sinne, der sich auch philologisch

streng als der einzig wahre bewähren wird, und von einem Verfahren und einer Regel, welche ohnehin aller höhern, d. h. den Geist fassenden und im Geist verstehenden, Kritik zum Grunde liegt.

Wir machen hievon nun die Anwendung, zunächst mit Rücksicht auf die historischen Behauptungen des Verfassers. Er zählt S. 7 den Moses unter diejenigen, welche die letzte große Umbildung und Revolution der Erde als die Schöpfung derselben vorgestellt, und mit dem ersten Anfang der Menschengeschichte in Verbindung gesetzt. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung ist einleuchtend, wenn wie wir oben schon nachgewiesen haben, die im Zendavesta von dem Naturfeinde und Drachensterne hergeleitete Flut dieselbe ist, wie die des Noah, welche Moses um ein volles, großes Weltalter nach dem Ursprunge des Menschengeschlechts ansetzt. Ist aber in einem Theile der sogenannten Schöpfungsgeschichte bey Moses etwa auch eine Revolution oder Umbildung der Erde gemeint, so kann diese doch durchaus nicht als die letzte (oder die Sündflut) betrachtet werden, sondern es müßte eine andre, frühere und vielmehr die vorletzte gewesen seyn, ganz so wie der Verfasser in seiner Weise (S. 31) sagt: »Der »muthmaßliche Anfang des Menschengeschlechts falle in den Zeit»raum zwischen den beyden letzten Umbildungen.« Und an einer andern Stelle: »Daß das Menschengeschlecht bey jener großen »Revolution der Erde seinem Ursprunge noch nahe war, wenig»stens in Vergleichung mit der Zeit, die seitdem verflossen ist, »kann nicht wohl bezweifelt werden;« was unter der hinzugefügten Einschränkung ebenfalls mit Moses sehr gut übereinstimmt. — Wo findet denn nun aber der Verfasser die Schöpfung beym Moses; im ersten Verse des ersten Kapitels, oder auch in den nachfolgenden sechs Tagewerken? Im ersten Verse ist ganz unläugbar von der Erschaffung aller unsichtbaren und sichtbaren Dinge die Rede; da aber im zweyten Verse die Erde nebst dem Wasser als schon vorhanden vorausgesetzt, und in ihrem chaotischen, finstern, flutenden Zustande beschrieben wird; so ist einleuchtend, daß in den nachfolgenden sechs Tagewerken keineswegs von der ersten und eigentlichen Schöpfung aller Dinge und der ganzen Welt aus Nichts, nach dem mosaischen und christlichen Begriff, die Rede seyn kann, sondern nur von einer kosmischen Anordnung, oder Wiederherstellung und Einrichtung der Erde zum Wohnplatze der Menschen; von einer organischen Belebung und Anfüllung derselben mit lebendigen Naturen; welchem Werke dann durch die Erschaffung des Menschen die Krone aufgesetzt wird. Der Verfasser hat sich hier offenbar mit dem Gewöhnlichen der neuern Exegese begnügt, wo es denn leicht begreiflich

ist, wenn der Widerwille bey ihm von den schlechten Commentaren auch auf den Text selbst mit übergegangen ist. Bey solchen Untersuchungen, wie die seinigen sind, wäre aber doch wünschenswerth gewesen, er hätte sich lieber nach dem alten Wege der Erklärung [1]) umgesehen, vorzüglich aber aufmerksam beachtet, was im Moses wirklich steht und was er eigentlich selbst sagt. Betrachten wir also in dieser Hinsicht den ganzen Text der mosaischen sechs Tagewerke, besonders aber was ihnen im ersten und zweyten Verse vorangeht. »Im Anfang schuf Gott Himmel und »Erde«, d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt, oder wie es im Symbolum mit offenbarer Beziehung auf diesen Anfang Moses heißt, »alle unsichtbaren und sichtbaren Dinge.«. Er schuf sie, und zwar in dem christlichen Sinne, welcher auch der mosaische ist, was eigentlich schaffen heißt, aus Nichts; denn die entgegenstehende Meinung von einer neben dem Weltgeist bestehenden, gleich ewigen, und von ihm also unabhängigen Materie, welche durch Gott erst zur Welt gebildet und geordnet worden; diese Meinung, welche bey so vielen alten Völkern die herrschende war, wird durch Moses Worte ausdrücklich abgeschnitten und ausgeschlossen, wie dieß auch von andern Gelehrten schon oftmals anerkannt ist. Das »Im Anfang« aber kann hier nicht so viel als von Ewigkeit her bedeuten, sondern es geht diese Stelle dem ganzen Zusammenhange nach auf den Anfang der zeitlichen Schöpfung [2]). Im zweyten Verse folgt nun mit einem Male die Be-

---

[1]) Bemerkenswerth ist es, wie sorgfältig die Ausdrücke der alten Erklärer und Kirchenväter über diesen Gegenstand mehrentheils gewählt sind, so daß der Unterschied auf das deutlichste bezeichnet und an keine Verwechslung zu denken ist. So sagt der heilige Justinus in seiner Apologie II. da er von der zwiefachen Ursache redet, weßhalb die Christen den Sonntag feyern, und am Sonntage zusammenkommen, weil Christus an diesem Tage auferstanden, und zuvörderst auch, weil dieses der erste Tag sey, an welchem Gott die Finsterniß und die Materie umwandelnd, die Weltordnung gebildet habe; επειδαν πρωτη εςιν ἡμερα, εν ῃ ὁ θεος το σκοτος και την ὑλην τρεψάς, κοσμον ἐποιησε. Wie hätte er diese Ausdrücke, die offenbar nur auf eine Wiederherstellung und Umwandlung der finster gewordnen Materie gehen, von der mosaischen Weltbildungsgeschichte wählen können, wenn er diese als eine eigentliche erste Schöpfung (nach christlichen und also seinen Begriffen) aus Nichts verstanden und genommen hätte?

[2]) Das Daseyn einer andern Schöpfung von Ewigkeit her, wird dadurch nicht ausgeschlossen; nur kann sie hier nicht gemeint seyn. Das Christenthum — die Bibel sowohl als die Kirche — entscheidet bekanntlich in der positiven Glaubenslehre nicht zwischen der zeitlich anfangenden Schöpfung und der von Ewigkeit her; die eigentliche Aufgabe der christlichen Philosophie aber dürfte es wohl seyn,

schreibung eines durchaus chaotischen Zustandes der noch ganz mit Finsterniß bedeckten Erde. »Und die Erde war wüste und leer;« sie war noch ohne organisches Leben. »Und Finsterniß lag auf »dem Abgrunde;« die Erde entbehrte noch der wohlthätigen Einwirkung des Lichts und alles was diese hervorbringt. Gleichwohl war schon das vorhanden, woraus der künftige, bessere Zustand hervorgehen sollte, denn »der Geist Gottes schwebte über dem »Wasser.« — Erde und Wasser also sind hier schon vorhanden, obwohl noch ganz chaotisch in der Finsterniß flutend. Um so weniger können also die beyden ersten Verse etwa bloß als Ueberschrift und kurzer Inhalt angesehen und erklärt werden, wovon das Nachfolgende nur die weitere Ausführung und stufenweise Beschreibung enthielte. Und wenn man auch den unendlichen Gehalt des ersten Verses auf diese Weise, mit Beziehung auf die Recapitulation im II. Kapitel, Vers 1 und 4, obwohl diese das gar nicht beweisen kann, zu einer bloßen Ueberschrift reduciren wollte; so würde dieses doch auf den zweyten Vers, der etwas ganz anders enthält und schildert, durchaus nicht passen und eine solche gewaltsame Erklärung hier gar nicht denkbar noch irgend durchzuführen möglich seyn. Die ersten Tagewerke der nachfolgenden Weltbildungsgeschichte erzählen eben das, wie die Erde aus jenem im zweyten Verse beschriebenen chaotischen Zustande durch die Einwirkung des Lichts herausgerissen, organisch geordnet und zum Wohnorte des Menschen eingerichtet wurde. Auch ist im zweyten und dritten Tagewerke nichts enthalten, was auf die erste Hervorbringung und Erschaffung des Wassers oder der Erde bezogen oder gedeutet werden könnte. Sie werden ausdrücklich als schon vorhanden vorausgesetzt und bloß von einer nach der Einwirkung des Lichts erfolgenden Scheidung der obern Wasser — Wolkengebilde, Dunstfluten und Nebelnacht — von den untern, so wie des Meeres vom festen Lande ist daselbst die Rede; und von der klaren Himmelsfeste, welche den alten Nebelqualm endlich schied, und von dem Damm, welcher auf der Erde dem flutenden Urgewässer gesetzt ward. Also

beyden, einer jeden an ihrer Stelle, ihr Recht widerfahren zu lassen, und eben dadurch das Geheimniß der Schöpfung erst wahrhaft offenbar und klar zu machen. Was das »Im Anfang« betrifft, so will ich nur bemerken, daß in einer andern Stelle der Schrift, wo von der ersten Kreatur die Rede ist, die zwar erschaffen, aber von Ewigkeit her erschaffen ist, welche Stelle eben darum durchaus nicht auf den Sohn bezogen und gedeutet werden darf, zu dem ab initio noch ausdrücklich hinzugesetzt wird et ante omnia saecula; in den Worten: ***Ego creata sum*** ab initio et ante omnia saecula u. s. w.

nicht von der ersten Erschaffung der Erde ist hier die Rede; sondern eine Wiederherstellung war es, eine neue Umbildung und Einrichtung der Erde, welche der Erschaffung des Menschen voranging, und eben zu diesem Endzweck, um ihm zum Wohnorte zu dienen, angeordnet und verfügt ward. Wenn aber von dieser Seite aller Zweifel abgeschnitten ist, so bleibt von einer andern Seite eine schwer zu lösende Frage übrig. Wie kommt Moses nach der kurzen Erwähnung der uranfänglichen Schöpfung aller Dinge, auf einmal auf jenen chaotischen Zustand, den er in wenigen Zügen so wunderbar kraftvoll beschreibt? Ist Gott, der lebendige Gott des Moses, ein Gott, der ein Chaos, das bekannte Thohu und Bohu, eine »Erde, die wüst und leer ist,« erschaffen kann? Dieses ist nicht denkbar; eben so wenig und noch weniger aber läßt sich das Daseyn eines unerschaffenen Chaos neben dem wahren Gott annehmen, was auch dem ersten Verse geradezu widerstreiten würde. Es bleibt demnach allerdings eine große Kluft zwischen dem ersten und dem zweyten Verse; nicht als ob es eine zufällige Lücke wäre, denn es ist gewiß keine andre da, als nach der tiefsten Absicht. Wir dürfen auch, um sie auszufüllen, uns nur das gegenwärtig machen, was ohnehin aus der Bibel und dem Moses selbst gewiß ist. Gott hat alle Wesen gut erschaffen und kann kein Chaos erschaffen haben. Wenn aber Geister, welche frey waren, von Gott abfielen; so ist die chaotische Unordnung als Folge des Abfalls, leicht erklärbar. Diese wesentliche Hauptlehre der christlichen Offenbarung, wird ja aber in der Bibel und im Moses selbst überall zum Grunde gelegt und in unzähligen Stellen darauf hingedeutet. Jenen Verwüster und Stifter aller Unordnung und Finsterniß also, jenen Lügner von Anfang, welchen Moses gleich nachher unter dem Bilde der Schlange einführt, ohne daß er weder von seiner Erschaffung noch von seinem Abfall früher geredet hat, die er — wie so manches andre — stillschweigend voraussetzt; diesen müssen wir hier erklärend hinzudenken. Nicht etwa als willkürliches Einschiebsel in den Text der heiligen Urkunde, sondern nur als Ergänzung in Gedanken, zur Erklärung für unser Verständniß. Und so könnte denn der Anfang der Genesis aus dieser selbst etwa so commentirt werden: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde,« d. h. die Geisterwelt und die Sinnenwelt. (Nachdem aber der Erste der erschaffenen Geister von Gott abgefallen war, und einen großen Theil der Schöpfung mit sich in das Verderben hinabgerissen hatte, so —) »war die Erde wüste und leer, und Finsterniß lag »auf dem Abgrunde« u. s. w. Wenn die beyden ersten Verse Mosis einmal richtig verstanden sind, und der Eine Haupt- und Grundirrthum bey Seite geräumt worden, welcher den Inhalt

der ersten beyden Verse, und die nachfolgenden sechs Tagewerke, die erste Schöpfung aller Dinge aus Nichts, mit der neuen Weltbildung vor Erschaffung des Menschen, verwechselt; so verschwindet auch das Dunkel mehr und mehr aus dem Nachfolgenden und es wird nun wenigstens der Gang des Ganzen leicht klar und verständlich.

Der Hervorruf und erste Ausstrahl des Lichtes ist der fruchtbare Keim, aus welchem als erstem Anfangspunkt, die nachfolgenden Akte dieser neuen Weltordnung und höheren Erdumbildung herfließen und sich nach Gottes Geheiß ergeben. Die vier ersten Tagwerke und Zeiten dienen dazu, der Erde diejenige Einrichtung zu geben, welche sie als Wohnplatz des Menschen haben sollte. Nachdem Licht und Finsterniß geschieden sind, öffnet und scheidet sich nun auch die dunkle Wolkenflut, und die Feste des Himmels wölbt sich in ihrer Klarheit über der Erde; Meer und Land trennen sich und gewinnen eine feste Gränze, und aus der bewässerten Erde steigen Gewächse und Pflanzen dem Licht entgegen. Ehe es noch Tag war auf Erden, vor dem Aufgang des Lichts, in der alten Nacht, da die Erde noch finster war, konnten Sonne und Mond nicht auf sie wirken, waren nicht vorhanden für sie; jetzt aber schien und wirkte, wärmte und belebte das Gestirn des Tages und das geringere der Nacht die rege gewordne Erde und die lichten Himmelskörper begannen ihren siderischen Kreislauf. In dem fünften und sechsten Tagewerke wird die Erde darauf mit lebendigen Geschöpfen angefüllt, die alle dem Menschen unterworfen und dienstbar sind, und das Werk schließt mit dem, was die Krone und das Ziel des Ganzen ist, mit der Erschaffung des Menschen; worauf denn nach vollendetem Werk der siebente Ruhetag, oder Sabbath Gottes, als ein Vorbild des menschlichen nach mosaischer Einrichtung folgt. Wie der erste Schöpfungsmoment in diesem Werke der neuen Weltbildung, in dem Fiat des Lichtes aus dem ewigen Worte, so ist auch dieser zweyte der Erschaffung des Menschen hinreichend und in nicht zu verkennender Bedeutsamkeit und Erhabenheit des Ausdrucks, als ein solcher ausgezeichnet und hervorgehoben; dagegen bey andern geringeren Erzeugnissen ausdrücklich auf eine nicht unmittelbare Hervorbringung hingedeutet wird, wie in den Worten: »Und die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut — »und die Erde »ließ aufgehen u. s. w.«

Wenn nun die Frage entstehen sollte, welches wohl eigentlich das Hauptfactum sey, was im astronomischen Sinne den ersten Tagewerken dieser ersten mosaischen Erdumbildung zum Grunde liege; so ist diese Frage vielleicht nicht unauflöslich. Es müßte allerdings ein ganz einfaches Factum seyn, woraus sich

alles dasjenige in der mosaischen Erzählung, was der Erdkunde angehört, leicht herleiten ließe; denn die Erschaffung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde bleibt ein Gegenstand für sich und gehört einem andern, höheren Gebiete an. Folgender Gedanke mag hier wenigstens hingeworfen als eine Anfrage stehn für unsre wissenschaftliche Kenntniß und Beurtheilung vom Weltgebäude. — Wenn wir einen Augenblick voraussetzen, die Erde habe früherhin anders wie jetzt, ohne täglichen Umschwung um die eigne Achse, sondern etwa so wie der Mond um die Erde, also stets der Sonne dieselbe Scheibe zuwendend, oder doch nur ein Mal im Jahre sich um die Achse drehend, ihren Kreislauf um die Sonne vollbracht; und dann dem Physiker oder Naturphilosophen die Frage vorlegen wollten, wie unter dieser Voraussetzung die Erde damals wohl beschaffen seyn konnte, so würde die Antwort ohne Zweifel im Allgemeinen dahin ausfallen: daß die Erde alsdann kein organisches Leben hervorbringen noch enthalten konnte, wenigstens kein solches, was in unserm Sinne nach der jetzigen Beschaffenheit irgend so genannt zu werden verdiente, ganz wie Moses sagt, »die Erde war wüste und leer;« und daß überhaupt, ohne die belebende Einwirkung des Lichts, ohne den Wechsel von Tag und Nacht, die Erde sich wohl in jenem chaotischen, finster flutenden Zustande befunden haben möchte, welchen Moses an jener Stelle so kraftvoll schildert. — Nun lasse man aber den Strahl des Lichts in die innre Kraft, in das Herz der Erde, Leben erweckend eindringen, und mit dem täglichen Umschwung um die eigne Achse den eigentlichen Pulsschlag des höhern Planetenlebens beginnen; so wird alles Nachgehende wie von selbst erfolgen. Das Licht zertheilt die Wolken, es öffnet sich der alte Nebelqualm und klar breitet sich die Himmelsfeste über den Erdkörper aus, auf welchem sich jetzt auch Meer und Land aus dem flutenden Chaos scheiden. Gewächse keimen aus der befeuchteten Erde zum Lichte hinauf; und es ist die Erde nun überhaupt geeignet, sich mit organischem Leben aller Art zu füllen. Wollte man entgegnen, daß die Voraussetzung unmöglich sey, weil unser Erdplanet von Ewigkeit her, nach einem nothwendigen Naturgesetz, den täglichen Umschwung um die eigne Achse an sich gehabt haben müsse; so würden wir den strengsten Beweis dafür erwarten, da man mit vermeintlich »ewigen Naturgesetzen« ohnehin mehrentheils viel zu verschwenderisch umgeht, und die überall stufenweise Entwicklung der Natur, erst jetzt von den Meistern in der Wissenschaft, obwohl vielleicht immer noch nicht hinreichend, im Einzelnen wie im ganzen Weltgebäude wieder anerkannt wird. Wird aber die Voraussetzung als möglich zugegeben, so wird alles Nachfolgende klar und entwickelt sich

ganz natürlich aus dem ersten allwirksamen Anfangspunkte, dem ersten durch Gott hervorgerufenen Aufstrahl und Einschlag des Lichts, der mit dem täglichen Umschwung um die Achse auf Erden beginnt; von welcher Epochemachenden Begebenheit es denn wohl mit Recht so bezeichnend heißt: »Da schied Gott das Licht »von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finster- »niß Nacht. Da ward aus Morgen und Abend der erste Tag.« — Welche letzten Worte dann nicht mehr in einem allgemeinen, halb-bildlichen Sinne erklart zu werden brauchen, sondern zugleich auch ganz buchstäblich wahr sind. Das Wundervolle dieses ersten Lichtanfanges, so wie die unermeßlich folgenreiche Entwicklung, welche sich aus jenem einen Lebensfactum des täglichen Achsenum-schwunges ergibt, wird auch unsre Naturphilosophie anzuerken-nen, nicht abgeneigt seyn. Zwischen aller Fülle der organischen Le-bensentwicklung und dem Letzten bey Moses — »der Erschaf- »fung des Menschen nach göttlichem Ebenbilde« — aber bleibt immer eine unermeßliche Kluft, welche keine Naturphilosophie für sich ausfüllen kann, indem sie hier einen fremden Boden berührt, wo die Untersuchung mit dem Gegenstande selbst aus dem Gebiete der Naturentwicklung in das Gebiet der unmittelbaren Offenba-rung des innern göttlichen Wesens übertritt. Ganz unbedenklich zwar können auch wir gelten lassen, was der Verfasser S. 41 sagt und mit ihm sagen: »Wie die Erde reif war, die jetzige »Krone ihrer Organisation, den Menschen zu tragen, trat er auf »seinen Schauplatz.« — Nur allein das »Jetzige« möchte uns zu weit führen. Nun setzt er aber weiter noch merkwürdig genug hinzu: »Aber die Zeit kann kommen, wo in dem Strome der »Entwicklung die Periode der Erde vorüber ist, in deren gesamm- »ten Verhältnissen der Organismus des Menschen lag; er kann »einst bey einer noch höhern Ausbildung der Erde, als zu schwer, »zu sehr an der Masse klebend, ohne Halt zusammensinken oder »noch in geistigere Formen übergehen.« — Und da sieht man wohl, daß wenn man den festen Boden der göttlichen Offenba-rung einmal verlassen hat, die uns jenes große Geheimniß vom Ebenbilde Gottes in der Natur des Menschen erkennen und eben dadurch auch den Anfang der Menschengeschichte erst verstehen lehrt, alsdann dem wissenschaftlichen Fantasiren ein gränzenloser Spielraum geöffnet wird. Wenn der geistige Funken, denn ein göttlicher kann es in dieser Ansicht nicht wohl genannt werden; wenn also der geistige Funken im Menschen, der ihn eigentlich zum Menschen macht, nenne man es nun Vernunft und Sprach-fähigkeit, Freyheit oder Fantasie, so wie ein schwebender Luft-geist, bald an diese oder jene Thierform gebunden und in sie ver-senkt oder auch ihr wieder entzogen werden könnte; so ist nicht

abzusehen, warum dieß nicht auch auf die Vergangenheit angewandt werden sollte, und der Verfasser hätte dann eben so gut auch die Menschen der Urwelt unter den zahlreichen Elephantengeschlechtern oder den — Mammuths der Vorzeit aufsuchen können, als er für die Zukunft uns die Aussicht auf einen Uebergang des Menschenwesens in »noch geistigere Formen« eröffnet; da er unter diesen doch gewiß nicht, wie wir andern, die verklärten Leiber der Auferstandenen versteht, sondern allem Ansehn nach nur eine leichtere und leichter bewegliche Thierform und Gattung, wie etwa die geflügelten Bewohner der Luft schon jetzt ein Beyspiel davon geben können, wenn wir die kühne Fantasie in richtiger Conjectur errathen haben.

So sind wir der naturhistorischen Ansicht und Hypothese des Verfassers bis an die äußerste Gränze gefolgt; und das bisher Gesagte mag wenigstens als eine erste Andeutung hinreichen, um zu zeigen, daß sich die Genesis auch wohl noch anders ansehen läßt, als der Verfasser sie bis jetzt genommen zu haben scheint. Nachdem wir nun also das, was die Erdkunde in der urhistorischen Zeit und von ihr handelnden alten Ueberlieferungen und heiligen Urkunden angeht, beseitigt haben, nehmen wir davon den Uebergang gleich zu dem vierten Resultat des Verfassers von der Urreligion, was sich zunächst an das Bisherige anschließt. Was das zweyte und dritte Resultat über das Urland nach der letzten Erdrevolution, über das Urvolk und seine ersten Auswanderungen und über die Ursprache enthält, nebst unsern Bemerkungen dazu, wird am besten für den Schluß bleiben. Das vierte Resultat des Verfassers lautet nun wie folgt:

Es gab eine Urreligion, aus welcher alle Religionen des Alterthums hergeflossen sind.

Die ursprüngliche Religion im ersten Weltalter war allerdings nur Eine; eine Religion der Natur war es, d. h. eine Verehrung und Anbetung Gottes in der Natur und der Natur in Gott. Alles Heidenthum ist aus dieser Natur-Religion der Urwelt durch weitre Entwicklung, Ausbildung oder Entartung entstanden. Auf dieser Stufe des Heidenthums sind die Aegypter, Griechen und Römer stehen geblieben, die Indier stehen noch darauf; so wie die Mahomedaner nebst den Juden auf der zweyten Stufe einer prophetischen Gesetzes-Religion stehen geblieben oder darauf zurückgesunken sind. Es folgt jener ersten Natur-Religion nämlich eine zweyte Epoche in der Geschichte der Religion, welche der Verfasser selbst als eine solche anerkennt und ganz angemessen die Offenbarungslehre oder nach seiner Weise »Offenbarungssage« nennt (S. 65 u. sonst); das ist diejenige Religion, welche nicht mehr auf die allgemeine Offenbarung

Gottes in der Natur beschränkt ist, sondern auf einer speciellen (wahrhaften oder dafür angenommenen) Offenbarung beruht, in der Person eines hiezu gesendeten Religionsstifters, der mehrentheils zugleich der Nationalgesetzgeber ist, und die neu verkündigte Religion auf ein geschriebenes Gesetz gründet. Dahin wird gewiß der Verfasser selbst, außer dem Moses auch die Lehre des Zoroaster rechnen. Von diesen Religionen der zweyten Epoche nun, die auf eine specielle Offenbarung und ein geschriebnes Gesetz sich gründen, kann man wohl durchaus nicht sagen, »daß »sie aus der Urreligion hergeflossen sind.« Vielmehr ist die Entartung und Verwilderung der Urreligion gewöhnlich die veranlassende Entstehungsursache der Religion des offenbarten Gesetzes, und befinden sich die Stifter und Verkünder derselben mehrentheils in schneidendem Gegensatz oder gar in fortwährendem Kampf mit dem alten Heidenthum. Wenn sie aber auch als Wiederhersteller der reineren, älteren oder ältesten Religion auftraten, so unterschieden sie sich doch von dieser wesentlich schon durch die eigenthümliche und neue Grundlage einer speciellen Offenbarung, und die Form eines geschriebenen Gesetzes. Daher gehört denn auch Zoroaster seinem ganzen Charakter als eigentlicher Religionsstifter nach, durchaus dieser zweyten Epoche an, und es ist nicht abzusehen, warum der Verfasser ihn in eine viel frühere Zeit (S. 4) hinaufschieben will; da die Zendbücher selbst keine Veranlassung dazu geben, und die historischen Zeugnisse dagegen sind. Wenn Plinius und andre Alte von einem oder mehreren, ungleich älteren, Zoroastern reden, so ist dieß einestheils ein sehr gewöhnlicher Nothbehelf, um alles was einem großen Nationalstifter in der Vorzeit etwa Verschiedenartiges oder nicht Vereinbares zugeschrieben wird, vereinigen zu können. Anderntheils aber ließe es sich auch sehr natürlich auf die früheren erleuchteten Lehrer in der Zend- und Parsi-Ueberlieferung deuten, besonders auf den Hom oder Heomo zur Zeit des Dschemschid und den noch älteren Hoscheng, von welchem letzteren selbst der Feuerdienst hergeleitet wird. Allein diese gehören beyde dem ersten Weltalter an, sie sind Pischdadier, Heilige der Urwelt und Zeugen der Wahrheit vor dem geschriebenen Gesetz des großen persisch-medischen Religionsstifters (Creuzer I. S. 670).

Das Heidenthum ist zwar in seiner Lokalentwicklung der allergrößten Mannigfaltigkeit fähig, eben weil es eine Religion der Natur ist, je nachdem die Fantasie aus der unendlichen Fülle der Natur, was ihr am meisten zusagt, auffaßt so wie es sich ihr in ihrer Umgebung zeigt und das Aufgefaßte weiter gestaltet; aber eben weil es eine Religion der Natur ist und so lange es nur diese bleibt, ist es wesentlich Eine und dieselbe. Der wich-

tigste und folgenreichste Unterschied ist wohl der, welcher zwischen dem Elementen- und Feuercultus der Hirten- und Nomadenvölker und zwischen dem siderischen Naturdienst der ackerbauenden Völker Statt findet; allein auch hier ist durchaus keine absolute Absonderung, und es werden Uebergänge und Vermischungen zwischen beyden Arten des alten Naturdienstes in Menge gefunden. Der einzige Unterschied, der sich zwischen dem, was doch im ersten Grunde, wenn gleich einer unendlich mannigfaltigen Evolution fähig, wesentlich Eins ist, noch am ersten machen ließe, wäre der zwischen dem Heidenthume mit Gott und einem Heidenthume ohne Gott. Allein ganz ohne Gott wird wenigstens bey den Völkern, die eine Ueberlieferung haben und uns geschichtlich bekannt sind, nicht leicht eine heidnische Religion gefunden werden; und so beruht auch hier wieder alles auf einem Mehr oder Minder, auf dem Grade der Kraft und der Klarheit, mit welcher, oder auf der verschiednen Form, in welcher die Idee des wahren Gottes aus dem Chaos der Natur-Mythologie hervortritt. — Hier ist nun der Punkt, wo ich mich von dem Verfasser trennen muß, indem er dem ursprünglichen, reinen Heidenthum der Urwelt durchaus das größte Unrecht thut, wenn er behauptet, daß demselben »Gott und Natur noch Eins waren« (S. 22 u. 59), daß sie mithin von dem wahren Gott gar nichts gewußt, nicht Gott in der Natur erkannt, die Natur aber in Gott angeschaut sondern im Grunde nur einzig und allein die Natur angebetet hätten. Dieses würde schon an und für sich, klar betrachtet, nicht wohl denkbar seyn, da man doch überhaupt nicht wohl annehmen kann, daß der Irrthum der Wahrheit vorangegangen sey; auch widersprechen dem alle historischen Zeugnisse, alle alten Ueberlieferungen und Urkunden. Unsern jetzigen Physikern und Naturphilosophen begegnet es wohl eher, daß sie Gott in der Natur verlieren und ihnen beyde Eins werden. Selbst unser Verfasser redet einmal ganz beyläufig von »ewigen Naturgesetzen;« eine Redensart, welche man den eigentlichen Physikern und gewöhnlichen Naturphilosophen wohl verzeihen kann, um das zu bezeichnen, was die Natur einmal angenommen und vorausgesetzt, als gleich nothwendig mit ihr erscheint und erkannt wird; die aber von der Genauigkeit des Ausdrucks in urhistorischen Forschungen ausgeschlossen bleiben sollte. Was in der Natur ewig genannt werden kann, das ist nicht in den Gesetzen zu suchen, sondern grade in dem, was über die Gesetze erhaben ist, und eben dadurch als ein freyes Göttliches sich ankündigt. Sollte der Verfasser aber wirklich die Natur selbst für ewig halten, so wünschte ich wohl zu vernehmen, wie er zu dieser merkwürdigen Kenntniß gelangt sey. In der alten Zeit findet jene

Verwechslung und Verschmelzung von Gott und der Natur durchaus nicht in der Art Statt, wie der Verfasser annimmt, selbst da nicht, wo der Naturalismus vorherrschend ist. Sehr bestimmt kann man in den alten heidnischen Religionen den Begriff des wahren, oder um es im Gegensatz gegen den Naturalismus recht scharf zu bezeichnen, eines übersinnlichen, über die Natur erhabenen, oder m e t a p h y s i s c h e n Gottes von den polytheistischen Zuthaten und der mythologischen Umgebung unterscheiden und ausheben. Der Unterschied ist hier nur einzig der, daß in einigen Systemen des Heidenthums, wie in dem indischen, persischen und chinesischen, zum Theil auch noch in dem ägyptischen, welches in dieser Hinsicht den Uebergang zu der griechischen Mythologie macht, der metaphysische Begriff von Gott, wie sehr dieser Begriff auch nachgehends polytheistisch verunstaltet seyn mag, dennoch gleichsam den Kern und die Seele, den Mittelpunkt, Anfang und Gipfel des Ganzen bildet; dagegen in dem Heidenthume der Griechen und der ihnen verwandten Völker, derselbe im Ganzen durch die Mythologie völlig verdeckt und verdunkelt wird, und nur an einzelnen Stellen, wie besonders in den Mysterien, hie und da aber auch außer denselben, alsdann aber auch ganz unverkennbar hervorbricht. In Hinsicht der Griechen wird dieses nach Creuzers großen Forschungen wohl keines weitern Beweises bedürfen. Die durchaus metaphysische Bezeichnung des höchsten Gottes in den indischen und persischen heiligen Büchern liegt offenkundig vor jedermanns Augen da. Ueber die Religion der andern alten Völker wird es nach diesen Grundzügen leicht seyn, zu entscheiden, ob sie mehr zu der einen oder der andern Klasse gehören. Der Jehovah des Moses, sagen neuere Kritiker, sey ein bloßer Nationalgott der Juden; allein das Wort selbst ist schon ganz metaphysisch gebildet (das indische Suayambhu dürfte ihm aus den alten Sprachen noch am ersten entsprechen); dieses wird durch andre mosaische Bezeichnungen desselben Gottes, wie Der »Ich bin« sendet den Moses, »Ich bin der Ich bin« noch mehr bestätigt; und so kann dieser Name Jehovah schon nach seiner ganzen Wortbildung nichts anders bedeuten, als den, der da ist und offenbar ist, der da war und da seyn wird; nicht seyend überhaupt in unbestimmten, allgemeinem Seyn, sondern daseyend d. h. sich offenbarend. Es bezeichnet daher dieser vierförmige (τετραγραμματον) und geheimnißvolle Name vorzugsweise den Gott der Offenbarung, weßhalb die ältere lateinische Kirchensprache in der Vulgata dieses Wort auch jederzeit durch Dominus übersetzt. Daß Jehovah auch historisch angesehen nach Moses nicht bloß ein Nationalgott ist und nicht bloß den Juden eignet, ist klar aus dem Segen des Noah, wo es ausdrücklich heißt,

Jehovah sey der Gott (der Elohi) des Sem und seines Stammes *); d. h. mit andern Worten, die von Sem abstammenden Völker seyen nicht ohne Erkenntniß des wahren, lebendigen Gottes. Man darf hiebey vorzüglich auch wohl mit an die vom Stamm Sems hergeleiteten Perser denken, deren Religion in der heiligen Schrift immer so sorgfältig und deutlich von dem eigentlichen Götzendienst unterschieden wird und genau genommen gar nicht zum Heidenthum gerechnet werden darf, da die Perser vielmehr selbst von dem gleichen Abscheu gegen den siderischen Götzendienst der Aegypter durchdrungen waren, der auch in der Bibel herrscht; so daß es fast noch zu wenig gesagt ist, wenn ein geistreicher engländischer Gelehrter die Perser sehr bezeichnend die Puritaner des Heidenthums nennt. In dem Segen des Noah wird jene Wohlthat der wahren Gotteserkenntniß sogar noch viel weiter ausgedehnt, da es offenbar in der gleichen Beziehung vom Japhet heißt, »er solle in den Hütten des Sem wohnen;« was denn auch gegenwärtig in der neuen Zeit bey den mehrentheils von Japhet abstammenden abendländischen Völkern in so reichem Maße in Erfüllung gegangen ist. Man muß überhaupt den ersten, allgemeinen, urhistorischen Theil der Genesis gar nicht beachtet oder nicht verstanden haben, wenn man in dieser Hinsicht dem Moses den Vorwurf einer intoleranten Nationalbeschränktheit machen will. Vielmehr wird es bey näherer Betrachtung klar werden, daß uns grade Moses die richtige und reine Idee von der einfachen Natur-Religion der Urwelt gibt, welche vor dem Judenthum und der Religion des geschriebnen Gesetzes gewesen und aus welcher alles Heidenthum entsprungen ist.

Was den Verfasser eigentlich bey dieser ganzen Frage vom Ursprunge und von der ursprünglichen Beschaffenheit der Religion beengt und hindert, ist die allerdings nicht leicht zu lösende Schwierigkeit, die er gar wohl fühlt, wie die Idee des wahren Gottes zuerst an den Menschen gekommen sey und überhaupt in ihn kommen könne. Da der Verfasser unter den mancherley Versuchen, diese Frage zu beantworten, auch die von mir in einer früheren Schrift (Ueber die Sprache und Weisheit der Indier) aufgestellte Behauptung, daß dieses nur durch eine unmittelbare Offenbarung geschehen könne, unter den

*) In der gewöhnlichen, protestantischen, deutschen Bibelübersetzung ist dieses nicht richtig gegeben, indem die beyden Benennungen Gottes, welche die Vulgata jederzeit sehr sorgfältig unterscheidet, willkürlich herumgestellt sind, so daß es nun lautet: »Gesegnet sey »Gott, der Herr des Sem;« statt daß es im Texte heißt: Gesegnet sey Jehovah der Elohi des Sem; durch welche Versetzung der tiefere Sinn ganz verloren geht.

übrigen Versuchen erwähnt, die ihm alle als unbefriedigend erscheinen (S. 58 u. 59.); so will ich darüber eine recht bestimmte Erklärung in der Kürze versuchen. Denn es ist dieses doch nun einmal einer von den Punkten, wo die urhistorische Forschung mit der Philosophie in unvermeidliche Berührung kommt; eine Berührung, welche der Verfasser zwar umgehen möchte, sich ihr aber selbst, in diesem letzteren Theile seiner Schrift, auf keine Weise zu entziehen vermag. Und wenn es eine freye, lebendige Philosophie ist, nicht eine solche, die aus Abstraktionen ein System erbaut; so ist auch nicht abzusehen, wie eine solche Philosophie irgend störend auf die urhistorische Forschung einwirken könnte, was der Verfasser mit Recht wohl nur von jener andern in einem Systeme befangenen und in Abstraktionen verstrickten Philosophie besorgen könnte. Ueber die Entstehung der Idee von Gott im Menschen finden etwa folgende Erklärungsweisen Statt. Ist diese Idee von der Vernunft durch sich selbst aus dem eignen Ich erzeugt und hervorgebracht, so ist der Ursprung der Idee von Gott auch gleich aus sich selbst erklärt; nur das Daseyn Gottes außer der Idee ist dann unerklärbar; welche idealistische Schwierigkeit, da dieß ohnehin auf keine Weise die Meinung des Verfassers ist, wir hier an seinen Ort gestellt seyn lassen, da diese Ansicht in ihrer ganzen Strenge überdem nur wenigen spekulativen Denkern eigen ist, und niemals allgemeine Denkart werden kann. Desto allgemeiner verbreitet ist die Meinung, welche den Naturmenschen aus lauter sinnlichen Wahrnehmungen, Bildern und Gefühlen den Begriff von Gott durch allmähliche Steigerung, Läuterung und Verfeinerung erreichen läßt; wo er denn in sich selbst als ein zusammengesetzter Begriff und hinsichtlich der Entstehung als zufällig veranlaßt erscheint, mithin alle Realität verliert; zu welcher letzten Ansicht der Verfasser in einer Beziehung, wovon weiter unten, sich zu neigen scheint, obwohl er im Ganzen das Ungenügende auch dieser Erklärungsweise eingesteht. Und in der That ist es auch ein bloßer Scheingedanke, der sich nah beleuchtet, nicht klar und verständlich fassen, ja überhaupt nicht denken läßt. Im besten Sinne aber und aufs günstigste ausgelegt, würde es doch nur als ein Wiederfinden und allmähliches Hervortreten der Idee von Gott erklärbar seyn, die dann schon früher in den Menschen gelegen haben müßte. Und das ist es eben, was der dritten Annahme, zu welcher wir uns bekennen, zu Grunde liegt. Was wir Vernunft nennen und andre ähnliche Eigenschaften und Kräfte, die wir im Menschen ein- und abtheilen, das sind eben nur Eintheilungen und Eigenschaften auf der Oberfläche der äußern Erscheinung des Menschen; seinem wahren, innern Wesen nach,

besteht der Mensch nur aus zweyerley, aus Geist und Seele, und eben das ist das Wesen des Menschen, daß er nicht Geist allein ist, sondern ein Geist der mit Seele verknüpft und mit ihr Eins ist. Wenn nun der Geist sowohl als die Seele ursprünglich gar keinen andern Gegenstand haben noch haben können, als Gott, wenn Er der erste Gedanke jedes erschaffnen Geistes und der ursprüngliche Gegenstand der fühlenden Seele ist; so ist alsdann die Idee von Gott als dem Menschen angeboren oder eingeboren zu betrachten, und es ist nicht mehr unerklärbar, wie sich diese Idee in ihm entwickeln und selbst äußerlich veranlaßt und wieder hervorgerufen werden kann, da sie ursprünglich schon in ihm liegt. Diese Wiedererweckung bleibt immer möglich, wie sehr auch Geist und Seele durch andre und äußre Gegenstände abgelenkt, zerstreut und verwirrt seyn mögen; eben weil der Gedanke, der wieder hervorgerufen werden soll, für beyde der erste und ursprüngliche war. Wohl dürfte man eine solche Wiedererweckung der dem Menschen eingebornen Idee Gottes auch Erinnerung nennen, im Platonischen oder doch dem ähnlichen Sinne. Unvollständig aber bleibt diese Erinnerung, so lange sie nur das ist, und nur wie im Bilde eine Ahnung dessen, was sie erfassen möchte; und es bleibt immer noch eine große Kluft von dieser Ahnung bis zur unmittelbaren Wahrnehmung, die nur durch den Gegenstand selbst, durch wirkliche Berührung Gottes geschehen und erklärt werden kann. Und warum sollte diese, wenn sie es von Anfang war, nicht auch in jeder spätern Zeit möglich seyn, obgleich den irdischen Sinn übersteigend? Weil aber dieser innre Aufstrahl des Ewigen aus aller Zeit heraustritt und die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen mit einem Male ganz da ist, schnell und plötzlich wie sich der Blitz vor unserm Sinnenauge entzündet, so wird sie gleich dem schöpferischen Lichtanfange in der Natur, Erleuchtung genannt; und das ist eben der in dieser Ansicht aufgestellte Grundsatz, daß alle Erkenntniß Gottes auf unmittelbarer Erleuchtung beruhe. Ist mit dieser Erleuchtung nun eine äußre Richtung und Wirkung, eine S e n d u n g und göttlicher Befehl verbunden, so ist es das, was im speciellen Sinne eine persönliche Offenbarung genannt und den Verkündigern und Stiftern der wahren Religion und lebendigen Gotteserkenntniß beygelegt wird. Der Glaube aber ist das Anschließen an eine fremde Erleuchtung, ein Erfassen und Ergreifen derselben, was ohne alle eigne und innre Erleuchtung nicht denkbar ist, wenn der Glaube nicht bloß ein ganz äußerlicher seyn soll, der nur den Buchstaben gedankenlos nachspricht und also eigentlich auch ohne innre Ueberzeugung wäre. So kommt alles auf den Grundsatz der Erleuchtung, als erste Quelle der Erkenntniß

Gottes zurück; und in der Hoffnung, daß diese Erklärung nun deutlich und bestimmt genug seyn wird, will ich, um jedes Mißverständniß vollends abzuschneiden, noch hinzufügen, daß mithin diesem Grundsatze gemäß die Metaphysik eine durchaus empirische und positive Wissenschaft ist, »welche sich denen, die der »Erfahrungs-Idee davon ermangeln, nicht kommuniciren läßt.—« Dieses jedoch bleibt einer andern Ausführung überlassen; wenden wir das hier zu Grunde gelegte nun an auf die Beschaffenheit der ursprünglichen Religion. — Ich nehme Eine ursprünglich gute und wahre Religion an, in einem viel volleren Sinne als der Verfasser; und es wird nun leicht erklärbar seyn, wie ich behaupten konnte, das ursprüngliche und reine Heidenthum, von welchem wir fast überall nur die Entartung finden, sey die wahre Religion der Natur gewesen, welche Gott in der Natur erkennt, die Natur aber in Gott schaut, ohne deßfalls »beyde für Eins« zu halten. Und eben das war die Erleuchtung, welche die Heiligen der Urwelt besaßen und welche auch Moses einigen derselben namentlich beygelegt. Wird nun diese göttliche Erleuchtung nur festgehalten, so kann man auch recht wohl eine andre natürliche daneben und jener untergeordnet gelten lassen, jenen »geistigen »Instinkt« (S. 59) nämlich, vermöge dessen die Menschen der Urwelt, weil sie selbst noch in einer näheren und innigeren psychischen Berührung und Verknüpfung mit der Natur standen, und durch diese, ungeachtet sie unsre Maschinen, Experimente und Berechnungen entbehrten, manches von der Natur wußten, völlig klar erkannten und ganz leicht handhabten und gebrauchten, was wir mit allen unsern Rechnungen und Maschinen noch nicht so recht zu erfassen im Stande sind. Da alle Analogien der Naturkunde und so viele historische Thatsachen, die sonst ganz unerklärbar bleiben möchten, für diese Annahme und hier anzuwendende höhere psychische Ansicht sprechen, so erscheint es nur als eine skeptische Willkür des Verfassers, wenn er diese so kurzweg beseitigen will (S. 59).

Die Erleuchtung aber, welche die Quelle der Religion bey den Heiligen der Urwelt gewesen, ist noch wohl zu unterscheiden von der speciellen Offenbarung und persönlichen Sendung der eigentlichen Religionsstifter und prophetischen Nationalgesetzgeber, welche dem zweyten Weltalter angehören. Merkwürdig ist, was in der Genesis über einige fromme und erleuchtete Männer des ersten Weltalters in kurzen Andeutungen vorkommt. Die erste rein historische Erwähnung dieser Art ist die von Enos, der zuerst den Namen Jehovah angerufen; jenen wundervollen und geheimnißreichen Namen »vor dem sich alle Knie beugen, die im Him»mel und auf der Erde und unter der Erde sind.« — Im Text

heißt es bekanntlich, »zu dessen Zeit« zuerst der Name Jehovahs angerufen ward; wenn gleich aber der Anordner der Vulgata seine guten Gründe gehabt haben mag, warum er jene Lesart vorzog, welche dieses neue und große Ereigniß, der Erfindung des Gebets oder was etwa sonst noch darin liegen mag, dem Enos persönlich zuschreibt; so geht doch daraus nur um so mehr hervor, daß Enos darum keineswegs als ein eigentlicher Religionsstifter im späteren Sinne zu betrachten sey. So hoch also setzt Moses das Alter der reinen Johovahverehrung hinauf; vom Henoch aber (dem Idris der neuern Morgenländer und dem Kapila der Indier, welchem die älteste indische Philosophie beygelegt wird, noch vor der ganzen Entwicklung der entarteten Mythologie und lange vor dem sehr späten Vedantasystem); von diesem auch den andern asiatischen Ueberlieferungen wohl bekannten Henoch sagt Moses; er »lebte in Gott,« *) mit dreymaliger Erwähnung und Wiederholung des Namens Elohim, womit in solcher Beziehung jederzeit eine besondre göttliche Geisteskraft und Erleuchtung angedeutet wird, wie etwa auch in der späteren Zeit der wundervolle Elias ein Mann Elohim genannt wird; so daß jenes »er lebte in Gott,« wenn man sich einige Umschreibung erlauben dürfte, wohl am besten heißen könnte: »er wandelte in »der Kraft Elohim.« — Vom Noah heißt es nun wieder, er fand Gnade vor Jehovah, und ferner, er lebte in Gott, oder wie wir es auszudrücken versucht, er wandelte in der Kraft Elohim. Bey diesem Heiligen der mosaischen Urwelt treffen wir wieder mit der Theorie des Verfassers zusammen. Er unterscheidet den eigentlichen Offenbarungsbegriff von dem bloßen frommen Naturgefühl der Urzeit sehr wohl und ist die Entstehung des ersten, die ihm auf die bisherige Weise als nicht gelungen erscheint, auf seine eigne Weise zu erklären bemüht. Das schreckliche Ereigniß der letzten Erdrevolution, wo sich die Natur gegen den Menschen so ganz feindlich bewies, habe im Dankgefühle der Errettung auf den Begriff eines Wesens geführt, das über die Natur erhaben und ganz von ihr verschieden sey; und daraus sey dann die Offenbarungslehre entstanden. So leiten auch die französischen Alterthumsphilosophen den Ursprung aller Religion von jener furchtbaren Erdkatastrophe her, und lassen dieselbe aus der **Furcht** und einer durch Schrecken aufgeregten Fantasie entstehen. Der Verfasser hat diese Ansicht doch viel edler und tiefer aufgefaßt, indem er dabey nicht sowohl dem Schrecken vor dem furchtbaren Naturereigniß, als dem Dankgefühle gegen den großen Erretter das

---

*) In Gott; um alle Bedeutungen der Partikel **Eth** אֵת, **aus**, **mit** und **zu** — Gott, zugleich auszudrücken.

meiste einräumt. Ganz in diesem Sinne mag man wohl auch das große Dank- und allgemeine Naturopfer des Noah bey Moses nehmen und verstehen; und unstreitig mußte jene furchtbare Naturbegebenheit die Religion und das Gefühl von Gott auf manche Weise erwecken und neu beleben oder ihm eine neue Richtung geben; nur konnte die Idee von Gott dadurch nicht zuerst in den Menschen kommen, wenn sie nicht schon ursprünglich in ihm gelegen hätte. Auf keine Weise aber ist es richtig, was nur Ein Moment in der Geschichte der ältesten Religion und in der Frage von dem Ursprunge und der ersten Entwicklung derselben bildet, als das Ganze betrachten und aufstellen zu wollen. Der letzte, welchen Moses in ähnlicher Beziehung und Bezeichnung erwähnt, ist Melchisedek, der obwohl er schon zur Zeit des Abraham lebte, doch noch vor der Berufung desselben stehend, den früher genannten Heiligen der Urwelt beygezählt werden muß, und eben dadurch einen neuen Verbindungspunkt bildet, durch welchen der volkshistorische Theil der Genesis an den urhistorischen angeknüpft wird (S. oben). Obwohl er aber ein Priester des höchsten Gottes, in dreymaliger Wiederholung dieses besondern göttlichen Namens (El Eliun) genannt wird und als solcher dem Abraham ein Vorbild des höchsten unblutigen Opfers (nach frommer Sitte der Urwelt) darbringt; so kann er, ganz allein und einzeln stehend, doch auf keine Weise und eben so wenig als die früher genannten als ein eigentlicher Religionsstifter und prophetischer Gesetzgeber verstanden werden. Zu dieser Klasse, welche das zweyte Weltalter beherrscht, gehört außer dem Moses, vor allen Dingen Zoroaster; dann der indische Gautama, wie jener Geist, welcher alles in Indien verändert hat (der die Nyaya-Philosophie gestiftet und zu dem Vedantasystem als Gegensatz gegen jene, und ausgleichende Umbildung der alten Lehre gegen die Neuerung, die Veranlassung gegeben hat), mit seinem historischen Namen heißt, welchen die zahlreichen Anhänger seiner Religion Buddha (sapiens, intelligentia, verbum) nennen; ferner Confucius und andre prophetische Nationalgesetzgeber bis auf den Mahomed herab. Gemeine, gewöhnliche Menschen waren diese alle nicht, sondern mit außerordentlichen Eigenschaften und Gaben ausgerüstete Männer; ob es aber bloß eine siderische Naturkraft gewesen, oder auch eine böse und dämonische Geistesgewalt — oder aber, ob es der Geist Gottes war, die Kraft Elohim und das Licht Jehovah, welches sie getrieben und in welchem sie gelehrt und gewirket; das muß freylich erst untersucht und aufmerksam erwogen werden; und unstreitig muß uns selbst schon die Idee Gottes völlig klar und gewiß geworden seyn, ehe wir zwi-

schen der wahren und falschen Offenbarung unterscheiden können; welcher Gegenstand hier nicht weiter verfolgt werden kann.

Nachdem wir nun gesehen haben, auf welche Weise Moses die Erkenntniß des wahren Gottes auch in der urhistorischen Zeit des ersten Weltalters und vor dem Volke Abrahams berührt, und in den vier Epochemachenden Punkten von Enos, Henoch, Noah und Melchisedeck andeutend darauf hinweist; so wäre jetzt noch ein Wort zu sagen über die in ihm enthaltene Ansicht von der Natur, wie sie sich besonders in dem urhistorischen Theil seiner heiligen Ueberlieferung kund gibt, in der Geschichte jener ersten Zeit, da noch kein geschriebnes Gesetz gegeben war und man Gott nur in der Offenbarung der Natur erkannte, die Natur aber in Gott schaute. Jede Art von Naturdienst oder gar von Anbetung der Natur ist bey Moses, wie sich versteht, streng ausgeschlossen; dieses hindert aber nicht, daß sich bey ihm eine reine Verehrung des Göttlichen in der Natur und eine sehr tiefe Anschauung alles Wesens und Wirkens der Natur vorfindet und ausspricht, welche der aufmerksamsten Beachtung würdig ist. Werfen wir nun in dieser Hinsicht noch einen Blick auf die mosaische Bildungsgeschichte der Erde; so tritt manches gleich sehr hell und entschieden hervor, andres aber wird, wie überhaupt nicht selten in der Genesis, so auch in der Darstellung der Natur und Erdbildung stillschweigend vorausgesetzt, oder in kurzer Andeutung wie verloren in den Hintergrund gestellt. So wird der erste Lebenshauch, das eigentliche Reelle in der Natur, das Element der Luft nirgends ausdrücklich und hervorhebend erwähnt; ausgenommen, wo Jehovah Elohim dem aus Leim gebildeten Erdensohne den »Odem des Lebens« einbläst (Kap. II. 7.). So kann auch wohl in dem oben commentirten zweyten Verse der Schöpfungsgeschichte, bey dem Geist Gottes, welcher vor dem Anfange der neuen Erdbildung, auf dem Wasser schwebt, da von einer ganz lokalen und bestimmten, durchaus physischen göttlichen Einwirkung die Rede ist, und das Wort Ruach רוּחַ ohnehin auch Lebenshauch bedeutet, an ein natürliches Medium der göttlichen Kraft und Allmacht, in dem allgemeinen Lebenselemente der Luft, als die schöpferischen Acte der Wiedergeburt der Natur vorbereitend, gedacht werden. In der mosaischen Weltbildung selbst aber, und in seiner Naturdarstellung überhaupt, nimmt das Licht die erste Stelle ein, wie schon oben hinreichend Gelegenheit gewesen, darauf hin zu weisen. Wie überhaupt in der biblischen Lehre und Sprache die Gnade im Menschen so oft unter dem Bilde des Lichts dargestellt wird, so wird umgekehrt das Licht bey Moses und auch sonst, als das unmittel-

bar Göttlich, als ein Gottgesendeter Strahl der Gnade in der Natur geschildert und nicht zwar an und für sich, aber als ein Bote und Verkündiger der Herrlichkeit Gottes verehrt und obenan gestellt. In der mosaischen Weltbildung ist das Licht der erste Erwecker und Erreger des höheren Erdenlebens, der große Wiederhersteller in der Natur, der die alte Verwirrung durchfahrend scheidet und Ordnung schafft in dem was nun klar und fest getrennt ist. In der ersten Reihe der mosaischen Tagwerke folgen nun auf das Element des Lichts nach einander Wasser, Erde, und die aus der vom Wasser befruchteten Erde, dem Licht entgegen-grünenden Gewächse; alles nah verwandte Elemente oder Productionen der Natur. Des Feuers wird nirgends ausdrücklich, so wie etwa des Lichtes erwähnt, obwohl es sonst bey Moses nicht bloß als Bild, sondern selbst als Medium der Erscheinung Gottes in der Feuersäule, dem feurigen Busch u. s. w. vorkommt. Das Feuer an und für sich gedacht, ist mehr ein Element der Zerstörung, zur Vernichtung oder zur Reinigung, als ein Princip des Lebens und der Weltbildung; nur gemildert, verhüllt und gebunden wirkt es als ein solches in der Sonnenwärme, oder als Lebensfeuer in den Adern blutbeseelter Geschöpfe, und in dieser Form und Beziehung liegt es denn auch in der zweyten Reihe der mosaischen Tagwerke zum Grunde, wo die Anordnung der belebenden Gestirne und die Hervorbringung der lebendigen Erdebewohner in allen Reichen der Natur in Kürze berichtet wird. Die erwärmende Sonne und der Mond (der auf Gährung, Wachsthum und Erzeugung, nach der Ansicht aller alten Völker und vieler neuern Naturforscher, mächtig einwirkend, immer noch als ein Princip einer wenn gleich sehr deprimirten Lebenswärme zu betrachten ist) führen uns als die herrschenden Gestirne des Tages und der Nacht wieder zurück zu dem Lichte, welches bey Moses den Anfang macht und immer das Erste bleibt. Die Fülle und Fruchtbarkeit der lebendigen Erdgeschöpfe in ihrer Ernährung und Fortpflanzung zahlreicher Geschlechter wird schon hier, wie so oft späterhin bey Moses, mit Wohlgefallen als ein lebendiger Segen Gottes betrachtet und gepriesen. Die Rückkehr zum Lichte ist aber auch hier in den blutbeseelten Lebendigen, besonders in der Krone aller Erdgeschöpfe, in dem Menschen, durch die Sache selbst gegeben. Aus dem Wasser, oder der vom Wasser befruchteten Erde wächst die Pflanze dem Licht entgegen und lebt von ihm; gleichwohl ist die Blume, als Gipfel der Pflanze, obgleich sich ihm ganz hingebend und entgegen neigend, nur eine Sehnsucht nach Licht, welche unbefriedigt bleibt und nicht bis zum wirklichen Auge durchbricht. Das Auge ist es, und nicht zunächst die willkürliche Bewegung,

welche manche Thiergattungen in so geringem Maße oder fast gar nicht haben und welcher sich die Pflanzen dagegen Periodenweise wieder nähern; das Sonnenempfindende[1]) Auge ist es, welches das Thier zum Thier und die Lebendigen zu Lebendigen macht; das Auge, welches in der Krone aller Erd-Lebendigen, im Menschen, wie die Blume aufrecht zum Lichte gewendet, in dem wundervollen Kreise seines Angesichts selbst als eine zwiefache Sonne hervorstrahlt. Was aber ist dieses äußre Licht und die sichtbare Sonne gegen das innere Auge, durch welches der Mensch in seinem Geiste das Licht sieht, welches ewig scheint, und eben dadurch ein Ebenbild Gottes wird, ein Abglanz und Wiederschein seiner Herrlichkeit? So wird am sechsten Tagewerke mit dem Menschen beschlossen, was im ersten durch das Licht begonnen war; und es folgt in der siebenten Zeit nun die Ruhe Gottes, nach ganz vollendetem Werke. — Wenn das Licht, als das Geistigste in der Sinnenwelt, den Einen Wendepunkt der mosaischen Naturanschauung bildet, den wir auch bey den andern altasiatischen Völkern in ähnlicher Würde wieder finden; so findet sich der andre sichtbar in der eigenthümlichen biblischen Ansicht vom Blute, wie es das beseelende und verborgne Lebensfeuer ist in allen Lebendigen, die geheime Werkstätte und das Gott geheiligte Sanctuarium des Lebens, welches so vieler Verletzungen fähig, und eben darum mit der vorsichtigsten Ehrfurcht zu behandeln ist. So wird, der blutigen Opfer nicht zu erwähnen, vom Abel gesagt, daß sein Blut zu Gott von der Erde emporschreye, welche den Mund geöffnet, um es aus der Hand des Mörders zu empfangen. Und als der Mensch nach der Sündflut, statt der ehemaligen milden Pflanzennahrung (Kap. I. 29) einer glücklicheren Urwelt, nun auch auf die lebendigen Mitgeschöpfe zur Nahrung angewiesen ward[2]), so wird doch zugleich vor dem

---

[1]) »Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
»Wie faßt es denn des Lichtes Kraft?«
heißt es in einem schönen alten Verse; ein Spruch, der auch in der Philosophie seine reiche Anwendung findet.

[2]) Der Mensch hat die Zähne von beyden Thiergattungen, der Fleischfressenden und derjenigen, die sich von Pflanzen nährt. Daraus folgt aber wohl bloß, daß er eine große Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln, und auch zubereitete, zu genießen bestimmt und organisch eingerichtet war. Denn anzunehmen, daß der Mensch ursprünglich als ein Fleischfressendes und reißendes Thier erschaffen sey, ist gegen alle innre Wahrscheinlichkeit, mit den deutlichsten Hinweisungen in den ältesten und heiligsten Ueberlieferungen, daß die erste Nahrung des Menschen Pflanzennahrung gewesen, durchaus streitend, und allerdings auch mit dem Christenthum, und

Blute gewarnt, es nicht zu genießen; und nun, merkwürdig genug, gleich nach der schrecklichen Naturkatastrophe auch das Gesetz der rechtlichen Blutrache und wiedervergeltenden Todesstrafe verkündigt. Die biblische Ansicht vom Blute, als der andre Wendepunkt der mosaischen Naturanschauung, greift schon ganz in das Specielle des mosaischen Gesetzes ein; daher wir diesen Faden hier nicht weiter verfolgen können. In welchem Sinne aber auch nach Moses der Gottesdienst der Urwelt eine Religion der Natur gewesen, das ist besonders aus dem einleuchtend, was bey der Erschaffung und Sendung Adams von seinem ursprünglichen Verhältniß zur Natur gesagt wird, über die er zum Herrn und Beherrscher eingesetzt worden, als ein wahrhafter König und mithin auch Hoherpriester derselben, da sie ja doch nur zur Verherrlichung Gottes dienen und gebraucht werden soll. In diesem Sinne und in der Funktion eines Königs und Hohenpriesters der Natur dürfte wohl die Stelle zu erklären und zu deuten seyn, wo es von Adam heißt, daß er allen Lebendigen der Erde ihren Namen gab; denn von dem sogenannten Ursprung und ersten Stammeln einer noch halbthierischen Natursprache, noch modern beliebter Ausdeutung (d. h. Heraus- und Wegdeutung des göttlichen Geistes) kann diese Stelle schon deßwegen nicht verstanden werden, wenigstens nicht in unsrer Ansicht und Bedeutung von Sprache, weil es ausdrücklich heißt, »Jehovah« habe dem Adam alle Geschöpfe vorgeführt, denen er dann ihre Namen gab; dergleichen bey Moses nicht umsonst zu stehen pflegt. — Auch unsre gewöhnlichen Vorstellungen von einem seligen Müßiggange des Menschen im Paradiese, sind nicht ganz richtig und mosaisch begründet. Denn ausdrücklich wird Adam von Gott eingesetzt in das Paradies, »um es zu bauen und zu bewahren.« — »Zu bewahren« d. h. zu vertheidigen, kämpfend gegen den Feind, der sich doch nachher einzuschleichen wußte. »Es zu bauen«, gewiß nicht zur gemeinen Leibesnothdurft, wie späterhin nachdem »der Acker verflucht war um seinetwillen;« also zu welchem andern Zwecke sollte es wohl bearbeitet werden, als zur immer größern Verherrlichung Gottes? —

Nachdem wir nun alles, was die Erdkunde und letzten Erdrevolutionen betrifft, in der urhistorischen Forschung des Verfassers, ferner auch den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der Religion erörtert, und dabey dem Zendavesta und allem was er Merkwürdiges nach der Deutung des Verfassers darbietet,

---

der Ansicht, welche uns dieses und die christliche Philosophie vom Ersten Menschen und seinem ursprünglichen Zustande gibt, nicht wohl vereinbar.

den wohlverstandnen Sinn der Genesis, so ausführlich als hier geschehen konnte, zur Seite oder gegenüber gestellt haben; so wenden wir uns jetzt zu des Verfassers Meinung über die Ursprache, als dem zunächst mit dem vorigen verwandten Gegenstande. Denn es ist mit der Untersuchung über den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der ersten Sprache, wie mit der Frage über den Anfang der Religion. Es handelt sich auch hier wie dort darum, ob man eben gradezu mit dem anfangen soll, was wirklich überall das Erste ist, mit dem Geist in seinem Wirken, oder aber versuchen will, den Geist erst allmählich aus der sinnlichen Verworrenheit hervorzuklügeln und als zufälligen Auswuchs hintendrein anzufügen. Bemerkenswerth war es uns, wie der Verfasser zwischen beyden Meinungen nicht sowohl die Mitte hält, als zwischen ihnen getheilt ist. Der einen Meinung, welche die Sprache aus einem thierischen Geschrey oder schallnachahmenden Lallen allmählich zur Vernunftform und geistigen Bedeutsamkeit sich emporkünsteln läßt, huldigt der Verfasser durch den Grundsatz (S. 43. u. folg.), daß die Ursprache einsylbig gewesen seyn müsse; der andern Meinung, welche dafür hält, daß die Sprache wohl mit der reinsten, geistigen Bedeutsamkeit angefangen haben könne, und die roheren Sprachen als herabgesunkene betrachtet, gibt er sich dadurch gefangen, daß er den innigen und unzertrennlichen Zusammenhang (S. 76) zwischen der mehrsylbigen, organisch gegliederten und gebildeten Sprache und der wundervollen Erfindung (S. 73) der Buchstabenschrift anerkennt und einsieht. Nöthig ist es jedoch, daß wir uns bey dieser Untersuchung gleich ganz und gar auf das historische Gebiet versetzen; denn die eigentlich so zu nennende — allerdings durchaus vorhistorische — Ursprache dürfte wohl durch eine so große Kluft von uns und unserm gegenwärtigen Zustande abgetrennt seyn, daß weder des Hrn. Verfassers noch auch meine Forschungen, die erforderliche Brücke dahin zu schlagen, und den allgemeinen Zugang zu jenem »verlornen Worte« der Ursprache wieder zu öffnen im Stande seyn möchten. Das wäre nämlich im rechten Sinne die wahre Ursprache zu nennen, was Moses in der oben erwähnten Stelle andeutet und unserm Dafürhalten nach in derselben wirklich gemeint ist, von der Zeit als Adam noch das göttliche Fiat in der Natur besessen, und wie er diese Sprachherrschaft zwar nicht aus eigner Gewalt und Vollmacht, sondern nach Gottes Willen und Einsetzung und unter Jehovahs Mitwirkung und Anleitung ausgeübt hat, bis er in jenen verderblichen Schlaf versunken ist, durch welchen er der Sinnengewalt anheim fiel. Und auch später noch als der nun in seiner Sünde erkrankte Mensch (Enos heißt der Mensch, und seiner Wurzel-

bedeutung nach der »Kranke«) den geheimnißvollen, wunderwirkenden Namen des wahren Gottes wieder gefunden und zur Hülfe aus seinem Elende angerufen hatte, konnte dieses nicht geschehen, ohne daß er auch den innern, wesentlichen, wahren Namen sehr vieler Naturkräfte und Dinge, zugleich mit jenem höchsten Worte finden, erkennen und entdecken mußte. — Doch dieses alles, als mehr in die christliche Philosophie einschlagend, welcher es auch allerdings zum Theil angehört, wird der Verfasser lieber von der urhistorischen Forschung ausgeschlossen wissen wollen. Wir verfolgen dieses daher nicht weiter und treten gleich mit dem Verfasser auf das rein historische Gebiet, wo uns dann unter den faktisch bekannten, alten und ältesten Sprachen, sogleich der Unterschied zwischen den mehrsylbigen und einsylbigen, als der eigentliche Hauptpunkt der ganzen Untersuchung entgegentritt. Da finden wir nun allerdings eine Sprache vor, von durchaus einsylbiger Natur, von undenklich hohem Alter und zugleich von der allerkünstlichsten Ausbildung, die chinesische nämlich; und von dieser Seite dürfte es schwer seyn, über den Vorrang der einen oder der andern Gattung, besonders auch der Zeit nach bloß historisch genommen, zu entscheiden. Eigentlich fragt es sich doch nur, welches der Hauptstamm gewesen und welches der Nebenzweig sey. Ueber den innern Werth ist die Frage dagegen leicht entschieden. Die mehrsylbigen Sprachen sind durch und durch und bis in die innersten Faden des lebendigen Gewebes organisch gebildet, in den Wurzeln wie in der grammatischen Form und jener tief eingreifenden etymologischen Verwandtschaft, welche sich fast über den ganzen Erdboden hin verzweigt durch alle Aeste der indischen, griechisch-lateinischen, persischen und germanischen, und in entfernterer Verknüpfung auch selbst der phönicisch-arabischen und Zweifelsohne auch der gesammten slavischen Sprachen. Die einsylbige Sprache dagegen hat kein wahrhaft innres, organisches Leben, sondern bildet ein bloßes Aggregat von isolirten Klängen, welches ohne innre Entfaltung bey höherer Ausbildung zuletzt in ein unendlich künstliches System der willkürlichsten und ganz conventionellen Zeichensprache ausgeht, wie bey den Chinesen, wo zuletzt das Chaos der angenommenen Schriftchiffern, der unbeschreiblichen Armuth und Zweydeutigkeit der mündlichen Sprache zu Hülfe kommen muß, um sich nur nothdürftig verständigen zu können. Auf den innigen Zusammenhang zwischen Sprache und Schrift und auf die verschiedenen Arten der schriftlichen Bezeichnung kommt dabey alles an. Die Bilderschrift, von der mexikanischen Malerey an, durch die symbolisch-priesterliche Geheimsprache der ägyptischen Hieroglyphen hindurch, bis zu dem endlos künstlichen Chiffern-Chaos der Chi-

nesen, bleibt immer das Untergeordnete; auch nach der Ansicht des Verfassers, der die »Erstaunen erregende Erfindung« (S. 73) der Buchstaben, als unzertrennlich verknüpft mit der Ausbildung der mehrsylbigen oder organischen Sprachen anerkennt, und dieser Schrifterfindung das höchste Alterthum zugesteht (S. 73 und 76), ja sie für ursprünglich, d. h. für völlig gleichzeitig mit dem ersten Erwachen des menschlichen Geistes zu halten geneigt scheint. Worin aber dieser Zusammenhang zwischen den mehrsylbigen Sprachen und der Buchstabenschrift besteht, das hat der Verfasser nicht näher angegeben; obwohl es sich allerdings nachweisen läßt. Die Buchstabenschrift beruht auf einer, wenn man will, sehr kunstreichen, vielleicht aber auch bloß sehr naturgründlichen Zerlegung eines jeglichen Menschenlauts in seine einzelnen und einfachen Elemente. Auf einer eben solchen Zerlegung des bezeichneten Gegenstandes beruht die aus mehrsylbigen Wurzeln organisch emporwachsende Sprachbildung. Es ist nicht ein äffender Nachklang des äußern Gegenstandes, ein unwillkürlicher Ausschrey des innern Zustandes, wie in den einsylbigen Sprachen, sondern ein wahrhaft geistiges Auffassen aller verschiedenen innern oder äußern Lebenswirkungen und Kraftäußerungen; mehrsylbig in den ersten Wurzeln, die schon gegliedert und selbst Worte sind; also nicht bloß nach dem rohen Totaleindruck ausgestoßen, sondern geistig gesondert nach den dynamischen Bestandtheilen und innern Elementen, denen, wie sie in der Natur sind, wohl auch die Elemente des in Vokale, Consonanten und den geistigen Hauch und Accent zerlegten und gegliederten Menschenlauts in mannigfacher und tiefer Analogie entsprechen mögen. Und das wäre denn das eigentliche Wunder der menschlichen Sprache, wenn wir anders die historischen Beweise gegen eine grundlose Theorie alten Vorurtheils von allgemeiner und ursprünglicher Sinnlichkeit und Geistlosigkeit endlich genug wollen gelten lassen, um eine wirklich menschlich zu nennende, ursprünglich wahre und wesentliche Redemittheilung nicht länger zu läugnen, die mehr gewesen und noch ist, als ein Spiel der Täuschung und Willkür, aus thierischem Geschrey, einigen Bildern und willkürlichen Zeichen zufällig zusammengesetzt. Daher erklärt sich also erst vollkommen die vom Verfasser im Allgemeinen angedeutete innige Verbindung der Buchstabenschrift mit der mehrsylbigen Sprache, da sie beyde auf derselben dynamischen Zerlegung und Auffassung der innern Elemente des Menschenlauts, wie der Lebenserscheinungen, als Gegenstand der Sprache beruhen, und auf der Gestaltung zu einem organischen Gebilde, welche dem in seinen Elementen Erfaßten und dynamisch Vereinten in jeder Entwicklung bleibt, weil der Keim dazu schon im ersten Ursprunge

lag. Diese dynamische oder lebendig geistige Auffassungsweise ist es, welche den so großen und grundwesentlichen Unterschied zwischen den zwey verschiedenen Klassen von Ursprachen, den mehrsylbig = organischen und den einsylbigen Aggregatsprachen bildet. Den Vorrang in Hinsicht des innern Werths und geistigen Gehalts räumt der Verfasser eben durch den von ihm anerkannten Zusammenhang mit der Buchstabenschrift den organischen Sprachen sogleich ein, zu welchen die indische und lateinisch = griechische Sprache, in einer etwas entfernteren Reihe die germanischen und persischen, so wie in noch größerer Entfernung und zum Theil andrer Weise auch die arabisch = syrischen und slavischen Sprachen gehören. Aber auch den Vorrang der Zeit und des Alters kann der Verfasser ihnen nicht absprechen, wenn anders die Erfindung der Buchstabenschrift ein so hohes Alter hat, wie er behauptet (S. 73 u. 76), oder vielleicht gar eine ursprüngliche gewesen, wie er anzunehmen scheint. Das Vorhandenseyn uralter Originalsprachen von der einsylbigen Klasse, die immer nur als ein Nebenzweig und eine Abart von jenem ersten Hauptsprachenstamme betrachtet werden muß, läßt sich leicht erklären, sobald man »ein Zurücksinken der Sprache« als denkbar und möglich zugibt, wie der Verfasser, der uns hier auf halbem Wege entgegen kommt (S. 76), und jenes Zurücksinken der Sprache eben aus dem »Vergessen der Schrift,« nämlich der von jener unzertrennlichen Buchstabenschrift, nicht minder sinnreich als befriedigend erklärt. Wobey nur erinnert werden muß, daß jedes Zurücksinken des Geistes, was viele und verschiedne Ursachen haben mag, auch ein Zurücksinken der Sprache nach sich ziehen wird, und daß dieses daher auf mehr als eine Weise erfolgen kann. Was die Schriftzeichen betrifft, so hätte der Verfasser außer der Bilderschrift und den Elementarzeichen oder Buchstaben, auch noch eine andre Art von mathematischen oder Realzeichen erwähnen mögen, welche den Gedanken oder Gegenstand ganz durch Ein Zeichen wieder geben, welches ohne Bildlichkeit und ohne Willkür dem Wesen der Sache selbst entspricht. Dahin gehören die indischen, auch uns durch die Araber zugekommenen Decimalzahlen; eine Erfindung, die wohl nicht weniger erstaunenswürdig genannt zu werden verdient, als die der Buchstabenschrift. Wenigstens ist in dem geraden Striche als Bezeichnung der Einheit, der dreygezackten Figur des Drey, dieses ganz Entsprechende eines wahren Realzeichens noch unverkennbar und besonders merkwürdig auch die Bezeichnung der Null durch den Kreis; wenn gleich nicht alle Zahlen mehr die ursprüngliche Figur erhalten haben, oder diese noch in ihnen zu erkennen seyn dürfte. Dadurch unterscheidet sich nun die indische Decimalzählung, von

den Zahlzeichen, welche aus neben einander gestellten Strichen oder Initialbuchstaben zusammengesetzt sind, wie die römischen, daß diese immer nur ein Aggregat mechanisch neben einander gestellter Zahlen bilden, dagegen in dem indischen Decimalsystem die wahren, innern Elemente aller Zahl lebendig und dynamisch ergriffen und organisch erfaßt sind; daher denn auch die ganze Zahlenwelt mittelst dieser Elementarzahlen so lebendig und wundervoll wirksam gegen den Nothbehelf einer mechanischen Zahlenbezeichnung, gehandhabt werden kann. In dieser Hinsicht verhält sich die Decimalzählung zu der mechanischen Zahlenbezeichnung, genau wie die Elementarbezeichnung der Buchstabenschrift zu der bildlichen oder conventionellen Wortschrift und findet eine große Analogie zwischen beyden Statt. In eben die Klasse gehören auch noch die merkwürdigen, metaphysisch-mathematischen Realzeichen der Chinesen, die auf demselben Grunde beruhen; ich meine die acht Koua, und aus ihnen zusammengesetzten Symbole, die aus einer geraden und einer gebrochenen Linie, als Zeichen der Einheit und der Zweyheit oder der Anderheit (das Platonische ἕτερον) bestehen und aus denen dann Stufe für Stufe mehrere Zusammensetzungen nach den mannigfaltigen, mathematisch-möglichen Fällen derselben, in sehr sinnreicher Bedeutung gebildet werden. Da aber diese metaphysische Linienschrift für den ganzen Umfang der Sprache und die Fülle der zu bezeichnenden Lebenserscheinungen durchaus nicht ausreichen konnte, so kam es denn in Ermangelung der Elementarzeichen doch zu jenem unermeßlichen Chiffernchaos, welches die chinesische Sprache vor allen andern [illegible]zeichnet. Diese dynamischen Realzeichen sind gewiß nicht zu [illegible]sehen bey einer künftigen Untersuchung über den Ursprung und die ursprüngliche Beschaffenheit der Buchstabenschrift, da diese ihr im Wesentlichen wahrscheinlich viel näher stehen, als jede hieroglyphische oder Bilderschrift; obwohl auch manche Alphabete noch einzelne Spuren der Bildlichkeit genug enthalten. In wie fern die Keilschrift ganz einer von diesen Gattungen angehört, oder vielleicht ein Mittelglied und einen Uebergangspunkt von der einen Sprachbezeichnungsweise zu der andern bildet, kann bis jetzt wohl noch nicht als entschieden betrachtet werden.

Ist nun in bloß historischem Sinne die Frage von einer menschlichen Ursprache, so müssen wir ganz bey Seite setzen, was über das Wesen des schöpferisch wirkenden Wortes in philosophischem Sinne oben angedeutet worden, oder in der alten Theologie vorkommt, und allerdings auch dem Zendavesta nicht fremd ist, sondern unter dem Namen des Honover, als der Zendbenennung für jene metaphysische Idee vom ewigen Worte, darin erwähnt wird, und im Wesentlichen mit dem mosaischen und christlichen

Begriff des göttlichen Fiat übereinstimmt. Historisch genommen kann die Ursprache nach dem Bisherigen nur in der Klasse der organisch gebildeten Sprachen zu suchen seyn, da wir diese nach allem, was der Verfasser selbst zugibt, als den Hauptstamm menschlicher Sprachen anerkennen müssen. Nicht als sollte gerade Eine unter diesen aufgestellt werden, von welcher alle andern abstammen müßten; wie vielleicht einiges, was ich in der angeführten früheren Schrift über Indien vom Samskrit gesagt, gegen meine Absicht ist mißverstanden worden, oder wie vielleicht unser Verfasser hie und da geneigt scheinen könnte, wie der Zendüberlieferung das höchste Alter, so auch der Zendsprache wenigstens die erste Stelle unter allen übrigen einzuräumen. Es kann bey der vergleichenden Sprachzergliederung sowohl der auf die etymologische Uebereinstimmung gerichteten, als bey der, die auf die Structur der grammatischen Gestaltung geht, angewandt auf die ganze Klasse aller organischen Sprachen, die alle innigst mit einander verwandt sind und durch die abweichenden Zungen der verschiedensten Nationen hindurch nur Eine einzige große Sprachfamilie bilden, nur davon die Frage seyn, welche unter ihnen am meisten organisch gebildet, welche am wenigsten von dieser Structur abgewichen sind und jenen Charakter am einfachsten in schlichter Regelmäßigkeit bewahrt haben. Nach diesem Maßstabe kann man die sämmtlichen, organisch gebildeten Sprachen leicht in verschiedene Klassen der Annäherung eintheilen; ohne die gemeinsame Mutter und Wurzelsprache selbst, wie sie im Lande Eri oder irgend einem andern Urlande nach der letzten Naturkatastrophe gesprochen worden, mit positiver Bestimmtheit in [illegible]eblichem Bemühen oder nach einseitiger Vorliebe ausmitteln [illegible] wollen. Nach dem gegenwärtigen Stande unsrer factischen Sprachkenntnisse, sowohl in vergleichender Grammatik als geschichtlich begründeter Etymologie, gehören nun in die erste Klasse der Annäherung zur organischen Ur- oder Muttersprache, vorzüglich das Samskrit oder Alt-Indische, nächstdem das Lateinische, und auch noch das Griechische; wie denn auch von unsern Philologen des klassischen Alterthums, welche in jene Untersuchungen eingegangen sind, die lateinische Sprache nur als eine verwandte, aber ältere Form der griechischen betrachtet wird. Eine zweyte Klasse bilden wohl die persischen und die sämmtlichen germanischen und gothischen Sprachen. Die slavischen Sprachen, es mögen nun die genaueren Kenner derselben sie in die erste oder zweyte Klasse stellen wollen, gehören in jedem Falle zu der organischen Gattung; welcher die arabisch-syrischen Sprachen nur noch in einem entfernteren Grade und unter manchen Einschränkungen angehören. Wo nun die Zendsprache in dieser Reihe hinzustellen sey,

und in welche Klasse sie gehöre, ist nach den vorhandenen Materialien nicht leicht, ganz bestimmt zu entscheiden, besonders so lange wir so wenig von dem Wichtigsten wissen, von ihrer Grammatik und Structur, um über ihre organische Beschaffenheit und Bildung urtheilen zu können. Der Verfasser erwähnt mehrmals ihre nahe Verwandtschaft mit der indischen Sprache, scheint sie wohl gar für einen bloß verschiedenen Dialekt derselben zu halten. Es fragt sich aber erst, ob diese Verwandtschaft eine ganz nahe und ursprüngliche ist, oder bloß eine solche weiter entfernte, wie sie auch von zehn oder zwanzig andern Sprachen behauptet werden kann. Entscheiden will ich hier nichts, sondern nur Zweifel und von beyden Seiten die Gründe aus dem Gegebnen vortragen, wie sie für die eine oder die andre Meinung zu sprechen scheinen. Von dem Wenigen, was über die Structur und Grammatik der Zendsprache bekannt ist, hat Anquetil selbst einige äußerst merkwürdige Analogien in der Declination mit der georgianischen Sprache (im kaukasischen Lande) nachgewiesen; einiges ist mit indischen Formen übereinstimmend. Selbst im Alphabet der Zendsprache ist manches Eigenthümliche, z. B. in der großen Anzahl der Buchstaben, den besondern Charakteren für die langen Vokale, die Aufzählung des nasalen an unter diesen, die Verschlingung des Buchstaben h mit andern Consonanten, was an die Beschaffenheit des indischen Schriftsystems erinnert und nur in diesem sich so wiederfindet. In dem durch Anquetil bekannt gewordenen Zendwörterbuche ist eine bedeutende Anzahl von Wörtern, welche unläugbar indisch sind, und bey einer vollständigeren Kenntniß und Hülfsmitteln zur Kenntniß der letzteren Sprache, als mir deren noch zu Gebote stehen, würden sich deren vielleicht noch weit mehrere finden, auch ohne irgend ungewissen Conjecturen Raum zu geben. Eine ziemliche Anzahl von diesen Wörtern sind solche, die dem ersten Bedürfniß angehören; auch in der Form und Umbiegung den indischen völlig gleich, obwohl außerdem mehrentheils die Endung und Bildung der Wörter in der Zendsprache sehr eigenthümlich und verschieden erscheint. Einige andre sind Kunstwörter aus dem Samskrit, fast ganz unverändert geblieben; sie tragen weniger den Charakter ursprünglich gemeinsamer Wurzeln als eingemischter fremder Kunstwörter, unter denen vorzüglich einige metaphysische merkwürdig sind *), weil sie auch über den Zusammenhang oder gegenseitigen Einfluß der Lehre und des Systems auf Vermuthungen leiten könnten. Daß die Zendsprache

*) Das vielbesprochne Zeruane akerene, die gränzenlose Zeit, in den Zendbüchern, dürfte vielleicht nichts anders seyn als das indische Sarvam akhyaran — omne indivisum, oder indivisibile, das πᾶν καὶ ἓν der Vedantalehre.

zu den gemischten gehöre, scheint sich nach dem Wörterbuche auch aus dem Umstande zu bestätigen, daß dieselbe nebst den Wörtern von indischer Verwandschaft, eine so große Anzahl auch noch außer den Religionsausdrücken mit der Pehlvisprache gemein hat. Wollte man behaupten, daß alle diese Wörter erst aus dem Zend in das Pehlvi aufgenommen seyen, so hieße dieses doch die Frage vor der Untersuchung entscheiden. Unter den Religionswortern der Zoroastrischen Bücher werden sich nur sehr wenige den indischen verwandte mit Sicherheit nachweisen lassen; wenn also das Zend wirklich nur ein indischer Dialekt wäre, so müßten wir vielmehr annehmen, daß diese Wörter ursprünglich dem Pehlvi angehören. Auffallend bleibt es immer, daß während die Pehlvisprache und ihr Gebrauch im altpersischen Reiche durch Inschriften und Münzen hinreichend bestätigt ist, die Zendsprache dieser factischen Bestätigung durchaus entbehrt. In dem Wörterbuche findet sich auch etwas Bemerkenswerthes, was hieher gehört; die total verschiedenen Benennungen nämlich für mehrere Grundzahlen, welches wohl eine charakteristische Eigenheit gemischter Sprachen zu seyn pflegt; wie im Koptischen z. B. die doppelte theils altägyptische, theils griechische Benennung für die ersten Zahlworte *). Sollte die Zendsprache nun, so wie sie uns bekannt geworden, ein gemischter Dialekt jüngeren Ursprungs seyn, so müßten wir ihren Sitz wohl am natürlichsten in den nordwestlichsten Gränzländern Indiens suchen, wo denn allerdings jenes zwischen Indien und Persien von Klein-Thibet aus sich weit erstreckende Sindland nach uralter Benennung der ganzen Flußregion des Indus (qui incolis Sindus appellatus) selbst in dem Namen eine Uebereinstimmung darbietet; wenn gleich keine völlige, da der anfangende Consonant, obwohl im Laute sehr ähnlich, doch in der Bezeichnung der orientalischen Sprachen sorg-

---

*) So findet sich neben thre, drey und thretim, dritter, ganz wie in der indisch-lateinisch-germanischen Sprachfamilie, auch noch für dieselbe Zahl drey, Se wie im Pehlvi, und dann das ganz fremdartige Teschro. Ferner Peantche, fünf, wie im Indischen und Persischen, dese für zehn, wie in eben jener Sprachfamilie; daneben aber auch die fremdartigen pokhdé, fünf und mro, zehn. Neben dem indisch-lateinischen doué, zwey, ist auch noch besch, ebenfalls zwey, dieselbe Wurzel wie im lateinischen bis, bemerkenswerth; in der Form, betim, zweyter, auch unserm deutschen beid-e verwandt. Das Zendwort tchetvere, vier, knüpft sich an mehrere Sprachen; chatur ind., quatuor lat., tschetyr slavisch. Viele von diesen Zahlwörtern in dem Zendworterbuche knüpfen sich der indisch-lateinisch-persisch-germanischen Sprachfamilie an; doch scheint auch noch kschouasch, sechs, ganz fremdartig.

fältig unterschieden wird. Doch dadurch wird die Analogie 'eben so wenig ganz aufgehoben, als durch die höhere Bedeutung des Wortes Zend d. h. Lebend, in dem Sinne, daß das Zendvolk ein solches sey, welches — durch Erkenntniß des wahren Lichtes — allein wahrhaft lebe, die Zendbücher diejenigen, in welchen diese Lehre vom wahren Leben vorgetragen und offenbart wird u. s. w. Denn es sind der Beyspiele im asiatischen Alterthume viele, daß dem wirklichen Namen eines geographisch bestimmten Landes durch religiöse Beziehung eine solche höhere Bedeutung und Weihe gegeben, oder auch der geweihte Name auf das wirkliche Land übertragen und daran fest geknüpft worden. Was aber gegen diese Vermuthung entscheidet, ist der Umstand, daß von einer eigentlichen Zendsprache und einem Zendvolke in bestimmten, historischem Sinn in den Quellen gar nichts gefunden wird, weder in diesen zoroastrischen, noch in den neupersischen auf alte Sage und Urkunden gegründeten; sondern das Zend immer nur in dem symbolisch - religiösen Sinne genommen wird, um das wahre »Leben« der die rechte Erkenntniß Besitzenden, Zoroasters oder der noch älteren Meister Lehre und Offenbarung von diesem Leben, und die Anhänger derselben oder Theilhaber an der Offenbarung des wahren Lebens zu bezeichnen. — Völlig entscheiden läßt sich diese ganze Frage von der Verwandtschaft der sogenannten Zendsprache nicht, noch auch ein Urtheil über ihre Beschaffenheit fällen, bis wir eine Grammatik derselben haben; wo sich denn alle diese Zweifel, die ich nur als solche geben will, vielleicht auflösen und die sogenannte Zendsprache nach der Ansicht des Verfassers in ihre volle Würde als eine uralte der indischen nahverwandte Stammsprache bewähren und bestätigen wird. Daß Zoroasters Lehre und Bücher unter mehreren Nationen, die zu dem großen persischen Kaiserthum gehörten, verbreitet und mithin auch wahrscheinlich in mehrere Sprachen übertragen worden, ergibt sich ohnehin aus dem ganzen Zusammenhange. Für die Echtheit der Ueberlieferung selbst erfolgt daraus noch eigentlich nichts nachtheiliges, in welcher Sprache sich gerade die Bruchstücke erhalten haben; nicht durch reine Uebersetzung wird der Sinn heilig geachteter Urkunden so leicht wesentlich entstellt, wohl aber wird er durch jede absichtliche Umbildung gefährdet. Nebst der Grammatik wäre nichts so sehr zu wünschen, als der Originalabdruck des ganzen, oder doch eines beträchtlichen Theiles des Textes in der Ursprache; da schon die wenigen Verse, die uns mitgetheilt worden (bey Kleuker, Zendav. II. S. 48), mehr Aufschluß geben, als viele einzelne Wörter; unter welchen Versen allerdings einige ganze Redensarten dem Indischen sehr nahe verwandt, ja ganz ähnlich lautend sich vorfinden.

Die ganze, obwohl so allgemein üblich gewordne Benennung einer Zendsprache scheint übrigens nach allem, was oben erinnert worden, nicht viel passender zu seyn, als wenn man die Sprache der mosaischen Bücher, die Thorasprache, oder die hellenistische Mundart des neuen Testaments die Evangeliumsprache nennen wollte. Wir müssen nach dem Volke fragen, welches diese Sprache geredet hat, und so wenden wir uns nun von diesen Bemerkungen über die Ursprache und Sprache der Zoroastrischen Bücher, wie der Zusammenhang des Gegenstands uns selbst dahin leitet, zu dem, was der Verfasser vom Urvolke und Zendvolke, und dem ursprünglichen Wohnsitze desselben, so wie von den Auswanderungen aus diesem Urlande in andre Gegenden nach Anleitung der Zoroastrischen Bücher vortragt. — »Das Zendvolk«, führt er aus einem derselben an (S. 21) »wohnte« (in der glücklichen Urzeit vor dem Entstehen des Winters und den Auswanderungen in niedrigere und wärmere Gegenden) »im Lande Eeri, Ari.« — Den Namen »Zendvolk« finde ich in der angeführten Stelle nicht; es ist aber von dem Ersten Volke und Menschenstamm nach Lehre dieser Bücher und Sage die Rede. Wie hat denn nun wohl dieses Volk geheißen, oder welches Volk ist es gewesen, was im Lande Ari wohnte? Die Alten nennen es nach dem Lande selbst das Volk der Arier; und Zweifelsohne ist auch unter dem Lande Eeriene zunächst die Provinz Aria oder Ariana der Griechen, das heutige Chorassan zu verstehen. Ich beziehe mich für das letzte auf das Urtheil eines gelehrten Freundes, dessen Autorität im Gebiete der persischen Alterthumskunde von dem größten und anerkanntem Gewicht ist, des Herrn Hofrath von Hammer, der mir seine Meinung darüber gefälligst mitgetheilt, zugleich aber bemerklich gemacht hat, daß auch Ver, welches im Schahname Iran heißt, keineswegs mit Persis verwechselt werden dürfe; die Stadt Verene aber, nicht Persepolis seyn könne, wie Anquetil ganz recht behaupte, sondern das Hekatompylos der Griechen, die Hauptstadt des alten Parthiens und der Albordi das Gebirge Chorassans, in einem weitern Sinne aber die ganze Kette der Gebirge vom Kaukasus bis zum Himalaya sey. Die Provinz Aria ist allerdings auch ein gebirgiges Hochland, wie Eeriene beschrieben wird, und vom Paropamisus gehen zum Theil die Ströme nieder, welche Baktrien und Sogdiana wässern; was ganz auf die Stelle paßt, welche der Verfasser S. 25 anführt. Uebrigens kann allerdings Aria wohl auch im historischen Sinne eine weitere Bedeutung und Ausdehnung gehabt haben, als die Umgränzung und Stelle, welche dieser Provinz in dem geographischen Systeme der Griechen gegeben wird. Redet doch selbst

ein griechischer Schriftsteller (bey Creuzer, Symbol. I. S. 698. Anm. 40) und S. 736 Anm. 90), von »dem ganzen arischen Stamm« (πᾶν το Αρειον γενος), wie von einer großen, weitverbreiteten Völkerfamilie; und in dem indischen Gesetzbuche des Menu wird dem Lande der Arier, Ariaverta, eine fast unermeßne Ausdehnung durch die indischen Nordgebirge bis zum Ostmeere und Westmeere hin gegeben.

Erinnern wir uns nun, daß die Meder vor Alters Arier geheißen haben, d. h. daß die Meder ein Volk von »dem großen arischen Stamm« waren, welches erst später den medischen Namen angenommen, so wird mit einem Male vieles klar, was bisher dunkel und unauflöslich schien. Wir brauchen nun die so bestimmten historischen Zeugnisse, daß Zoroaster ein Meder gewesen, während die Zendbücher immer nur auf Eeriene hinweisen, nicht mehr zu verwerfen, weil beydes durchaus nicht im Widerspruche steht. Was wir bisher Zendsprache genannt, würde vielleicht dem zufolge, was jene Zoroastrischen Quellen selbst über das wahre Stammland und Stammvolk dieser Lehre andeuten, richtiger gradezu als arische Sprache anerkannt und betrachtet werden, oder wenn man will als ostmedische, im Gegensatz der westmedischen, Pehlvisprache; vorausgesetzt, daß die bisher sogenannte Zendsprache, die wir als die arische bezeichnen, sich bey näherer Bekanntschaft als eine alte Stammsprache, nicht als ein gemischter Dialekt von neuerm Ursprung bewähren sollte. Aber auch der Name dieses großen Volks der Arier ist sehr bemerkenswerth. Die indische Wurzel Ari, von welcher sich derselbe am besten ableiten läßt, bedeutet was vortrefflich und ausgezeichnet, ruhmvoll, egregium ist; in dem Sinne, wie ein kriegerisches Heldenvolk sich dergleichen Benennungen zu geben pflegt. So bedeutet ja auch der andre, westmedische Name, Pehlavan, Helden; und wenn die Perser ihre Heldenahnen Artäer nannten, so hat dieser Name sogar noch eine Aehnlichkeit mit dem der Arier; welcher Aehnlichkeit wir jedoch noch keineswegs irgend eine etymologische Geltung beylegen wollen. Von einer ganz andern Wurzel abgeleitet, aber in ähnlicher Beziehung und Bedeutung des Namens, reiht sich hier noch das nah gelegene Volk der Aspier an, am östlichen Abhange des Paropamisus, gegen den Indus. Die Bedeutung dieses Namens ist nicht schwer zu erklären; denn da aspo, asp im Indischen wie im Persischen, und auch in der Zend- oder Arisprache ein Roß heißt, so ist der Uebergang (wie im Homerischen ἱπποτα) hier leicht gefunden, und dieser Volksname wieder einer von denen, durch welche so oft kriegerische, Roßtummelnde Völker bezeichnet werden oder sich selbst bezeichnen. Ich habe

aber das Volk der Aspier deßwegen hier mit angeführt, weil jenes vielverbreitete Asp, in den alten Geschlechtsnamen der Zoroastrischen Bücher und der medisch-persischen Heldensage so sehr häufig vorkommt, welches wohl bemerkt zu werden verdient. Für den Namen der Arier aber gibt es noch eine andre Verwandtschaft, die uns selbst viel näher angeht. Denn es ist jene indische Wurzel Ari allerdings und unstreitig auch eine germanische, und zwar eine gegenwärtig in der Sprache, ja selbst im Leben noch geltende; wenn man dieses anders von der »Ehre« sagen kann. Nach unsrer Sprachanalogie und der jetzigen Form dieser Wurzel würde jener Volksname also ungefähr eben so viel bedeuten, als die Ehren, d. h. die Ehrenhaften, die Edlen; in ähnlicher Weise, wie bey den westgermanischen Volkern die Benennung der »Erben« oder der »Wehren« als Inbegriff der freyen Landeigenthümer und wehrhaften Männer, als Name des gesammten Volks geltend ward. In der frühern und gothischen Form lautet jene Wurzel im Deutschen ebenfalls ari oder ario; und denjenigen, welche es aufmerksam beachtet haben, wie weit diese Wurzel Ari oder Ario in der alten germanischen Geschichte und Sage, unter so vielen Helden- und Geschlechts-Namen und auch sonst, verbreitet und vorherrschend ist, wird es nicht befremdend seyn, wenn ich hinzufüge, daß es für mich schon seit längerer Zeit zur historischen Vermuthung geworden ist, für die ich vielfältige Bestätigung gefunden habe, unsre germanischen Vorfahren, während sie noch in Asien waren, dort vorzüglich unter dem Namen der Arier, oder um es mit dem obenerwähnten Griechen angemeßner auszudrücken, unter »der ganzen großen arischen Völkerfamilie« zu suchen; wodurch denn die alte Sage und Meinung von der Verwandtschaft der Deutschen, oder germanischen und gothischen Völker mit den Persern auf einmal ein ganz neues Licht erhalten und einen bestimmten historischen Anknüpfungspunkt gewinnen würde. Auf den Umstand, daß in dem Wörterbuche der Zend- oder wie ich nun lieber sagen möchte, der Arisprache, einige wegen der völligen Gleichheit auffallende deutsche Wurzeln und Wörter vorkommen, will ich kein Gewicht weiter legen, da sich dergleichen Einzelnheiten auch wohl bey sehr entfernten oder ganz fremdartigen Völkern zusammen finden. Auch daß Chowaresm nach Mirchond (S. v. Hammers Geschichte der persischen Redekünste. S. 137) sonst Dschermania geheißen, so auffallend es in Vergleich mit dem bleibt, was Herodot von einem altpersischen Stamme der Germanen, als einen der drey akerbauenden, erwähnt (S. von Hammers Bemerkung eben daselbst), mag noch nicht als entscheidend gelten, da die Uebereinstimmung des Namens zu-

fällig seyn kann, wie die scheinbare Aehnlichkeit des Namens der indischen Samanäer, der etwas ganz andres bedeutet und die Anhänger des Buddha im Gegensatz der Anhänger des Brahma bezeichnet; da ohnehin der nachher so weit verbreitete Name der Germanen bey uns, unläugbaren historischen Zeugnissen zufolge, erst viel später an der westlichen Römergränze von Altsachsen entstanden ist. Ungleich merkwürdiger aber erscheint, daß Bokhara nach Mirchond (bey von Hammer eben daselbst) »in der Sprache der alten Maghen« den Sammelplatz der Wissenschaften bedeutet, in der gothischen Sprache aber bey Ulfilas, bekanntlich Bokareis, ein Gelehrter heißt; nnd ich will nicht in Abrede stellen, daß ich als den ersten historisch bekannten oder erweislich wahrscheinlichen Wohnsitz unsrer teutonischen Vorfahren in Asien allerdings das Land Chowaresm und Bokhara glaube betrachten zu dürfen. Bey dieser ganzen Zusammenstellung über das arische Volk und seinen Namen war es nicht auf den Faden der etymologischen Sprachverwandtschaft, und die Freude diesen nur weiter zu weben, abgesehen; sondern es ergibt sich etwas daraus, was auch in andrer Hinsicht historisch sehr wichtig ist. Denn nichts ist so wesentlich und gibt so viel Aufschluß bey der Untersuchung über ein altes Volk (ich rede von denen asiatischen und europäischen, die eine Ueberlieferung und Spuren alter Cultur haben), als nur erst zu entscheiden, ob es ein Priestervolk gewesen, wie die Indier, die Aegypter, Hetrurier, oder ein Kriegervolk, d. h. eines, das von der Kriegerkaste gestiftet worden, oder in welchem diese vorherrschend geblieben. Nicht als ob die Kriegervölker keine Priester gehabt hätten, wie ja auch die genannten Priestervölker nicht ohne Kriegerkaste gewesen; nur auf das vorherrschende Element kömmt es an. Die Handelsvölker, so wie überhaupt alle diejenigen, bey welchen irgend ein andres und drittes Element außer den genannten beyden, den vorherrschenden Charakter in allen Lebenseinrichtungen bestimmt hat, setzen wir hier bey Seite; die beyden Hauptklassen in der gesammten, uns bekannten alten Welt bilden einmal die Priestervölker und die kriegerischen Helden- oder Adelsvölker. Die letzten sind mehrentheils oder doch sehr häufig schon durch ihre Namen als solche bezeichnet. So führen noch gegenwärtig dergleichen auf den Krieg gestellte Raubvölker in Indien, wie die Mahratten (Großrajahs) und Rasputten (Söhne der Rajahs), Benennungen, die von der Kriegerkaste entlehnt sind. Eine ähnliche Bedeutung haben auch die beyden umfassendsten Namen der altgermanischen Völker: Teutonen, d. h. Thiudans, im Gothischen Könige, Fürsten, Herrn, Edle; und Gothen, d. h. Adelige (wie Gothakunds, von edlem

Stamm). So heißen nun auch die alten Meder Pehlvan, d. h. Helden, wie denn gewiß die Meder des Zoroaster ein solches edles Heldenvolk gewesen sind; und das gleiche bedeutet denn auch der Name der Arier, von denen die Meder abstammten, wie wir oben aus der indischen Wurzel die Bedeutung dieses Namens erklärt und selbst in der altgermanischen Sprache dieselbe nachgewiesen haben.

Die alte Kasteneinrichtung, auf welche uns der Gang der Untersuchung hier geführt hat, berührt der Verfasser so ganz vorübergehend (S. 49) und unbefriedigend, aus einer ursprünglich und schon bey der ersten Einwanderung Statt gefundenen Zertheilung und zerstückelten Einrichtung der indischen Stämme, daß er uns eigentlich von dieser Seite keinen Stoff darbietet, uns mit ihm darüber weiter einzulassen. Um dieses zu können, müßten wir vor allen Dingen zuvörderst wissen, ob er die Kasteneinrichtung für alt und wenigstens den ersten Grundzügen nach für antediluvianisch hält, oder doch unmittelbar nach der großen Katastrophe vollendet, oder aber für modern, und erst seit der Entstehung der Völker und Staaten gegründet? — Was die Beschreibung von dem verwirrten und zerstückelten Zustande der Indier betrifft, so wissen wir nicht, wo der Verfasser die Gründe dazu hergenommen hat; gewiß aber ist es, daß seine Ansicht von den Indiern selbst aller Klarheit ermangelt; was bey der Menge der Quellen, der nicht historischen Chronologie, aus der wir uns immer noch in den indischen Untersuchungen nicht ganz losgewunden haben, bey den streitenden Meinungen der europäischen Gelehrten darüber u. s. w. leicht zu begreifen ist, so lange es an einem kritischen Anhalt und historischen Stützpunkt gebricht, um das Ganze zu ordnen. Der Eine große Widerstreit aber, welcher in der indischen Ueberlieferung und gesammten Literatur selbst herrscht, der nämlich zwischen der Religion des Brahma und der Lehre des Buddha, welchen schon Alexanders Griechen dort vorfanden, in den zwey Sekten oder Religionspartheyen der Brahmanen und der Samanäer, läßt sich allerdings historisch ausgleichen und erklären; und diese Thatsache, die alles in Indien und den von Indien in ihrer Geisteskultur abhängigen Völkern verändert und zerspalten hat, bildet eben jenen historischen Stützpunkt, durch den erst Licht und Ordnung in das Ganze kommt, wie ich an einem andern Orte zu zeigen versuchen werde *).

---

*) Was die Einwendungen betrifft, welche der Verfasser gegen die Echtheit und das Alter des schon obenerwähnten indischen Gesetzbuchs von Menu, in Beziehung auf William Jones und meine

Auch die Frage vom Urstaat, und wie er beschaffen gewesen, worüber uns Hüllmann neulich so interessante Forschungen gegeben, hat der Verfasser ganz zur Seite liegen lassen, ungeachtet er doch sonst den gesammten Urzustand in Religion und Sprache, wie auch hinsichtlich des vom ersten Menschenstamm ursprünglich bewohnten Landes so sorgfältig auszumitteln bemüht ist; welches Uebergehen des Staats in seiner Untersuchung vielleicht auch um so weniger vermißt werden darf, da er doch einmal den eigentlichen Standpunkt dafür noch nicht ins Auge gefaßt zu haben scheint. Hier wäre vor allen Dingen die in so mancher Beziehung nicht unwichtige Frage auszumitteln und zu entscheiden gewesen, ob die Stände, d. h. in der alten Welt, die Kasten älter seyen oder der Staat? Nämlich der Staat in seiner eigentlichen Bedeutung als ein durch Kriegsgewalt gesichertes Friedensinstitut, welches, wenn gleich auf den innern Frieden gegründet, doch auf den äußern Frieden oder Krieg zunächst gerichtet ist, und wenn auch von veränderlichem Umfang, dennoch als moralisches Individuum seine nach außen streng geschloßnen Gränzen hat. Dieses lassen wir hier bey Seite liegen; nur über den Gebrauch, welchen der Verfasser von dem Begriffe eines Urvolks oder der Urvölker macht, ist hier der Ort, noch einiges zu erinnern. Eigentlich ist schon die allgemein beliebte Benennung »Urvolk« nicht richtig, wenn man nämlich, wie der Verfasser doch in der Hauptsache durchaus thut, von der Einheit der Abstammung ausgeht; denn alsdann kann nicht von einem Urvolke die Rede seyn, sondern nur von einem Urstamme, aus welchem die Völker alle abgeleitet werden, und worunter also gerade der Zustand der Menschheit verstanden wird, welcher vor

Aeußerung in der Abhandlung über die Sprache und Weisheit der Indier, in der früheren Schrift (Ueber Alter und Werth einiger morgenländischen Urkunden) vorgetragen hat; so will ich hier gelegentlich nur bemerken, daß dieselben in so weit vollkommen gegründet sind, daß gar nicht die Rede davon seyn kann, ob dieses Werk vom Menu selbst herrühre, da ja das Gegentheil aus dem Werke selbst klar ist. Das Urtheil von Jones gründet sich aber vorzüglich auf die Alterthümlichkeit der Sprache; und wenn ich damals dem Urtheile und der großen Autorität des William Jones über diesen Punkt folgte, so finde ich auch jetzt noch bis auf weiteres keinen Grund davon abzugehen. Allerdings aber ist es durchaus nur ein relativ hohes Alter, was sich aus der Alterthümlichkeit der Sprache folgern läßt; daß aber das indische Gesetzbuch des Menu, dieser großen Einschränkung des angeblichen hohen Alters ungeachtet, eine nicht gering zu achtende Quelle alter Ueberlieferung und Völkerkunde seyn könne, scheint der Verfasser selbst anzuerkennen, da er dasselbe mehrmals als eine solche berücksichtigt und gebraucht.

der Zertheilung in Völker Statt fand, und der Entstehung der einzelnen Völker voranging. Diejenigen freylich, welche nicht von einer gemeinsamen Abstammung ausgehen, sondern annehmen, der Mensch sey überall aus der Erde hervorgewachsen, verschieden geartet, je nach der verschiednen Landesbeschaffenheit, haben dagegen ganz Recht in ihrem Sinne, wenn sie von Urvölkern aber nun in der Mehrzahl reden, da sie die urhistorische Einheit einmal aufgehoben haben und nicht gelten lassen wollen. Bey dem Verfasser, der offenbar dem System der Einheit den Vorzug gibt, und sich zu zeigen bemüht, wie die Völker alle aus dem Einen Urlande (dem mittleren Hochlande Asiens) ausgewandert und hergekommen, ist es daher nur eine Inconsequenz, wenn auch er einigemal (S. 48 und 52) von Urvölkern redet, die sich hie und da in den Thalschluchten der großen Hochgebirge, gleich wie eine selten gewordne Thiergattung in einsamen Gegenden, verhalten haben sollen, und noch vorgefunden werden; welche Meinung er, wenn wir nicht irren, von Ritter entlehnt hat, einem sonst sehr vortrefflichen geographischen Schriftsteller, der aber noch etwas mit jener Hypothese von Autochthonen behaftet ist, ungeachtet eben der von ihm so geistreich aufgefaßte Reichthum ethnographischer Thatsachen und Bemerkungen, in seinen groß geordneten Grundzügen recht augenscheinlich wieder zurück führt auf eine ursprüngliche Einheit aller aus den drey Hauptstämmen hergeleiteten Völker.

Kehren wir nun zurück nach dem Urlande Eeriene, wie es im Zendavesta bezeichnet ist; so ist einleuchtend aus der Art, wie die andern Länder an dasselbe angeschlossen und um dasselbe hergereiht werden, daß es in einem ganz historisch-bestimmten und geographisch genau begränzten Sinne genommen, gleichwohl aber als das Stammland des arischen Volkes, als das Hauptland des Ursprungs in die Mitte der andern Länder gesetzt wird. Nach der eignen Regel des Verfassers muß man in jeder alten welthistorischen Ueberlieferung vor allem das Allgemeine von dem Besondern, national Eigenthümlichen und geographisch Lokalen sorgfältig unterscheiden. So ist z. B. in der Zendsage Dschemschid ein solcher Anknüpfungspunkt an das Allgemeine, da Sem nicht bloß in dieser, sondern auch in der mosaischen und so mancher andern asiatischen Ueberlieferung eine so große Stelle in der Herleitung und Geschichte der Abstammung der Völker einnimmt. Hernach finden sich auch noch manche einzelne, fruchtbare Spuren, wie z. B. jene Sage von den neun Menschenpaaren, welche über Meer gewandert sind, mithin wie der Verfasser es auslegt (S. 54 und 55), vielleicht Afrika zuerst bevölkert haben könnten, eine recht schöne Indication ent-

hält. In der geographischen Welt- und Länderübersicht des Zendavesta aber scheint alles lokal zu seyn. Zuerst Eeriene, oder das Ariland ist ein ganz bestimmtes, das Stammland der Arier, zunächst das Aria der Alten. Unter den funfzehn Segensregionen und Orten, welche um diesen Mittelpunkt hergereiht werden, sind die ersten ganz deutlich und keinem Zweifel unterworfen, Sogdiana und Baktrien. Unter den nachfolgenden sind viele zweifelhaft und verschiedner Auslegung fähig; wenn auch nicht im geographischen Sinne südlich von jenem gelegen, können Sie doch mehrentheils in klimatischem Sinne als Thalländer und Niederungen gegen die alte Gebirgsheimat als die wärmeren geschildert werden. Vorzüglich deutlich treten die östlichen Provinzen hervor, namentlich die Sindländer Kabul und Lahore oder Penjab; demnächst auch Candahar, das Arachosia der Alten, und das Land am Flusse Hindmend. Die Absicht des Abfassers der alten Urkunde ist vielleicht weniger darauf gerichtet gewesen, »die ganze große arische Völkerfamilie« in ihrer gemeinsamen Abstammung darzustellen, was wenigstens gewiß nicht sein einziger Zweck war; als vielmehr zugleich auch das große medische Weltreich, wie es dem assyrischen folgend, dem persischen voranging, nach seinem weiten Umfange aller dazu gehörenden oder zunächst daran gränzenden Völker und Länder in seiner geographischen Erdübersicht zu umfassen und zu bezeichnen. Merkwürdig ist dabey, daß nach der oben angeführten richtigeren Erklärung von Ver und Verene, Persis in dieser Ländertafel eben so wenig vorkommt, als Babylonien oder Susiana; und von Assyrien nur der nördlichste an Armenien gelegne Theil und auch dieser noch zweifelhaft, nicht aber in dem größern Sinne des assyrischen Reichs. Die äußerste Gränze dieses großen, in jener Ländertafel bezeichneten Umkreises gegen Westen bildet eben Armenien, wenn anders die sechzehnte Segensregion Rengheiao *), im Pehlvi Arvestanove als das nördliche, gegen Armenien gränzende Assyrien richtig erklärt ist (Kleuker II. S. 303.). Aus dem Angeführten scheint nun offenbar hervorzugehen, daß diese Ländertafel im Zendavesta weder eine assyrisch-babylonische, noch auch eine persische (nach dem von Cyrus gestifteten Reiche), sondern ganz bestimmt eine medische Ländertafel sey. Wenn dieser Punkt als gewiß angenommen werden darf, so kann dieses viel Licht über das Ganze verbreiten, wenn auch im Einzelnen noch manches schwierig und

*) Nach Görres Meinung in dessen so eben erschienener Uebersetzung des Schahname, Einleit. S. XLIX. ist Rengheia die Provinz Zarangia, Sarreng.

dunkel bleibt. Es wäre sehr zu wünschen, daß uns ein Gelehrter, der mit allen Hülfsmitteln der alten Geographie von Asien und orientalischen Sprachkunde dazu ausgerüstet wäre, dieses ganze medische Länderverzeichniß, wie es im Vendidad (Fargard 1. bey Kleuker, Th. II. S. 299 — 304) gefunden wird, aus welchem Herr Rhode nur einiges herausgewählt, was seiner Hypothese am besten entsprach, einmal aus dem Grunde erklären wollte. Da würde sich denn auch ein definitives Urtheil darüber festsetzen lassen, ob etwa Grund vorhanden sey, ein zwiefaches und doppeltes Ariland und Eeriene anzunehmen; eines nach dem Verfasser als das erste und ursprüngliche Stammland der Arier im Norden oder Nordwesten von Sogdiana, welches aber bis jetzt nur Hypothese bleibt; das andere, das Haupt- und Centralland des medischen, vom Stammvolke der Arier gestifteten Reichs, nämlich das Aria der Alten, welches historisch und geographisch gewiß ist. — Gegen Nordwesten erstreckt sich diese medisch-arische Ländertafel im Zendavesta, wie schon bemerkt, in keinem Fall weiter als bis gegen Armenien, oder bis zum nördlichen Assyrien. Der andre Endpunkt gegen Südosten ist desto deutlicher bestimmt; ihn bildet die funfzehnte Segensregion, Hapte Heando, oder die sieben Indien, wovon die Urkunde merkwürdig genug hinzufügt, daß diese Segensregion »alle »andern Weltreiche an Größe und Umfang übertreffe.« — Schon dieser Umstand nöthigt uns, die Abfassung dieser Bücher in der Nähe von Indien zu suchen; denn nur in der Nähe von Indien konnte man wohl einen solchen anschaulichen und vollen Begriff von der Größe, Bevölkerung und Wichtigkeit dieser Weltgegend haben. Das Volk der Arier aber wird auch in einer indischen Quelle, wie mir scheint ganz deutlich, als ein dem indischen stamm- und sprach-verwandtes bezeichnet. In jener vielbesprochnen Stelle des Gesetzbuches von Menu (vom Verfasser berücksichtigt in seiner andern Schrift »Ueber das Alter und den »Werth einiger morgenländischen Urkunden« S. 64), wo von den durch Entfernung von den Brahminen und Vernachläßigung der brahminischen Sitten und Gebräuche, verwilderten Kriegerkasten und den aus ihnen entstandenen Völkern die Rede ist, heißt es am Schluß: »Alle diese sind Dasyus (oder auf den Krieg »gestellte Raubvölker) sie mögen nun die Sprache der Mlecchas »oder auch die der Aryas reden.« — Die Mlecchas sind barbarische, den Indiern in Stamm und Sprache fremdartige Völker; und da nun hier offenbar ein Gegensatz zwischen diesen und den Ariern gemacht wird; so ist es eben so viel, als ob es hieße: sie alle sind verwilderte und verworfne Raubvölker, mögen

sie nun Barbaren seyn, oder auch wirklich den Indiern Stamm- und Sprach-verwandte Arier.

Wenn der Verfasser nun sein Eeriene welthistorisch in einem viel weiteren Sinne nimmt als der Zendavesta, und das gesammte Urland nach der Flut, also das mittlere Hochland von Asien darunter versteht, so ist dagegen in dieser Beziehung nichts einzuwenden. Nur sollte er alsdann auch dieser weitumfassenden Ansicht treu bleiben und sie nicht selbst wieder einseitig beschränken, da es sich ja von selbst versteht, daß in der urhistorischen Ueberlieferung eines jeden Volkes, nach dem besondern Lokale, der ihm zunächst liegende Punkt am meisten hervorgehoben wird. Der Verfasser gibt selbst die Möglichkeit zu, daß der Kaukasus wohl »ein zweytes Asyl« (S. 29) habe bilden und daß es überhaupt »mehr als ein Urland« (S. 28) habe geben können; wir würden vorziehen, dem Einen Urlande lieber gleich von Anfang einen weitern Umkreis zu geben und es nicht in so enge Schranken zu fassen. Auch darf nicht übersehen werden, in wie weite Erdgegenden hinaus oft ein und derselbe Name großer Gebirge und Länder in der alten Welt ausgedehnt und übertragen wird; z. B. der Name des Kaukasus, des Imaus, und wie endlich der Name von Asien selbst? — Wenn also der Himalaya und der Hindukusch dem Indier am nächsten liegt (S. 24) und in der indischen Ueberlieferung vor allen genannt wird; wenn der Altai (S. 52) den Stützpunkt für die erste Einwanderung der nordasiatischen Völker bildet, und der Ural den großen, alten Völkerweg (S. 53) nach dem Abendlande, dem nördlichen und mittlern Europa bezeichnet; so sollte auch Moses nicht im Vorübergehen so geringschätzig angesehen werden, weil er den Stammvater Noah zunächst auf dem Gebirge Ararath mit seiner Arche festen Fuß fassen läßt; da uns eben alles doch im Ganzen auf dasselbe Eine mittlere Hochland und Urgebirge von Asien nach allen seinen weiten Verzweigungen hinweist. Wenn Anquetils Meinung die richtige wäre, welcher Eeriene am Fuß des Albordi in das Land setzt, welches von dem Kur und Araxes gewässert wird, so würde die Angabe des Zendavesta nach dieser Auslegung sehr genau mit dem Moses überinstimmen. Nach dem oben Angeführten ist diese Erklärung von Eeriene wohl nicht annehmbar; es ist aber auch eine solche genaue Uebereinstimmung hier nicht zu erwarten noch zu suchen. Indessen sollte, wo die Auslegung der alten Geographie so manchen Zweifeln unterliegt, und die beste Meinung mehrentheils doch nur die wahrscheinlichere ist, dieses uns behutsam machen, wegen einer vorgefaßten Meinung, nicht so leicht irgend eine altasiatische Ueberlieferung,

geschweige denn die mosaische Urkunde verwerfend zurück zu schieben.

Hiemit beschließen wir denn diese ohnehin vielleicht allzu ausführlich gewordne Mittheilung über das Werk des Verfassers. Sollte es mir gelungen seyn, die Ueberzeugung in ihm zu bewirken, daß Moses und die Genesis doch wohl auch noch anders angesehen werden können, als er sie bisher verstanden hat; so sollte es mich freuen, wenn meine Erwartung hierin nicht getäuscht oder noch übertroffen würde. — In jedem Falle aber war meine Absicht, mit gründlichem Ernst alle Einseitigkeit von der urhistorischen Forschung entfernt zu halten, und zu zeigen, daß was man nur zu oft als ganz getrennt oder gar als widerstreitend darstellt, wohlverstanden recht gut übereinstimmt. Endlich ist es wohl einmal Zeit, daß die beyden Zeugen der lebendigen Wahrheit und klaren Erkenntniß des Alterthums — die »Schrift und die Natur« — nicht länger gegen einander gebraucht und gemißbraucht werden, und todt für die höhere Erkenntniß und unbeachtet auf der Gasse liegen, dem Hohn des Unverstandes Preis gegeben; sondern der Zeitpunkt ist augenscheinlich gekommen, da sie sich wieder siegreich erheben sollen, als laute Zeugen der lange verkannten göttlichen Wahrheit, zu immer größerer Verherrlichung derselben in der Wissenschaft wie im Leben. Man leistet der Religion oder vielmehr beyden einen schlechten Dienst, wenn man die Religion in Widerspruch setzt mit der Wissenschaft, zu welcher auch dieses Esoterische der Weltgeschichte so wesentlich mitgehört. Wenn nun in diesem ersten Versuche einer tieferen Verständigung über diesen Gegenstand auch noch manches gefunden werden sollte, was vielleicht »den Juden ein Aergerniß und den »Griechen eine Thorheit« seyn wird, wie mehrentheils was mit Wissenschaft christlich gedacht ist; so weiß ich doch, daß dieser Weg, den ich hier anzudeuten versucht, mehr und mehr anerkannt und zum allgemeinen gebahnt und ausgebildet werden wird, weil er der rechte ist.

Friedrich v. Schlegel.

Anzeige-Blatt
für
Wissenschaft und Kunst.

Nro. VIII.

Literarische Notizen.

Italienische Literatur.

(Auszüge aus der Biblioteca italiana.)

Jänner bis Oktober inclusive 1819.

Institutions géologiques, par Scipion Breislak, Inspecteur des poudres et salpêtres etc. traduites du manuscrit italien en français par P. J. L. Campmas. Trois volumes in 8. avec un atlas de 56 planches. Milan 1818.

Das gegenwärtige Werk des Hrn. Breislak, ist eine Reproduktion seiner im Jahre 1811 erschienenen Einleitung in die Geologie mit Zusätzen und Beantwortung von Einwürfen, welche gegen verschiedene Punkte dieses Werkes von Gelehrten gemacht wurden. Es hat zwey Hauptgegenstände, erstens, zu beweisen, daß unser Erdball, ehe er in Meer und festes Land geschieden wurde, aus einer feurigen Flüssigkeit, mit Ausschluß jeder wässerigen, bestand, zweytens die physischen Revolutionen zu erklären, die der Erdball durch den Uebergang in seinen gegenwärtigen Zustand erlitt. Das Werk enthält eine schätzbare Darstellung der neuesten chemischen Entdeckungen, und eine kostbare Sammlung geologischer Beobachtungen von verschiedenen Gelehrten. Der Verfasser selbst setzt aber auf beobachtete Thatsachen geringen Werth, wenn ihnen nicht eine Erklärung aus physikalischen Gründen zur Seite steht. Doch verirret er sich selbst in seinen Erklärungen oft in Widersprüche, und stützt sie auf gewagte Hypothesen. Er trachtet, in denselben ganz von jener Ueberschwemmung zu abstrahiren, welche die heilige Schrift bezeugt. Von den physikalischen Erklärungen der Erdrevolutionen durch Wasser geht er auf die Vulkane, ihre besondern Erscheinungen, und auf die zweydeutigen vulkanischen Produkte über. In drey Supplementen handelt er von den noch wirklich brennenden Vulkanen, von den Erdbränden, und von den sogenannten Gas-Vulkanen. Die beygefügten sechs und funfzig Kupfertafeln, welche Basalt- und Lava-Formationen aus verschiedenen Gegenden vorstellen, haben keinen künstlerischen Werth.

Ricerche storico-critiche intorno alla tolleranza religiosa delli antichi Romani, del P. M. Giuseppe Airenti de' Predicatori, pubblico bibliotecario. Genova 1814. *in* 8.

Dieses Werk, wiewohl schon vor mehreren Jahren erschienen, verdienet nachträglich angezeigt zu werden, da der Gegenstand desselben von neueren Schriftstellern zu oberflächlich behandelt wurde. Der Verfasser

zeigt mit unbestreitbaren Gründen, daß dem alten Rom in keiner Epoche seiner Herrschaft der Ruhm der Toleranz in Religionssachen gebühre. Die Anhänglichkeit der Römer in den ältesten Zeiten an die Religion und Gottheiten ihres Vaterlandes ist bekannt genug; sie war aber auch, wie der Verfasser bemerkt, bis zur äußersten Abneigung gegen fremde Religionen gesteigert. Schon in den Gesetzen, für deren Verfasser gewöhnlich Romulus, mit mehr Grund aber Numa gehalten wird, kömmt jenes vor, keine fremden Gottheiten zu verehren. Wurden gleich in der Folge von dieser Regel einige Ausnahmen gemacht, so blieb doch, auch nachdem Tarquinius Priscus in dem äußern Dienste der Götter einige Veränderungen gemacht hatte, der alte religiöse Kodex in voller Kraft. Nach Vertreibung der Könige finden wir auch unter der Decemviral=Regierung denselben Grundsatz. Wenigstens erachten viele Gelehrte, daß die in Ciceros Abhandlung de Legibus vorkommenden Vorschriften: »Niemand soll besondere oder neue Götter haben; Niemand soll bey sich fremde Götter anbeten,« wörtlich aus den zwölf Tafel=Gesetzen entlehnet seyen. Ein Beweis, daß diese Gesetze auch genau befolgt wurden, liegt darin, daß, so oft die Republik in große Gefahr kam, der Befehl an die Aedilen erging, sorgfältig nachzuforschen, ob nicht in den Privathäusern fremde Gottheiten, oder ob nicht die vaterländischen auf eine andere, als die vorgeschriebene Art verehret würden. Als im Jahre 535 nach Erb. d. St. der Dienst der Isis und des Serapis sich in die Stadt eingeschlichen hatte, hielt der Konsul Aemilius Paulus für seine Pflicht, die Thore der Tempel dieser Gottheiten selbst zu sprengen, und sie wieder nach Aegypten zu verweisen. Auf ähnliche Weise verfuhr der Konsul Posthumius gegen die Bacchanalfeste als einen nicht gesetzlichen Götterdienst, und im verflossenen Jahrhunderte wurde noch in Abbruzzo die Gesetztafel vom Senatus Consultum de coercendis Bacchanalibus ausgegraben. So wurden auch zu Zeiten der Republik die Chaldäer verbannt. In demselben Geiste handelten die Kaiser, und selbst jene, die sich jedes Laster erlaubten, heuchelten den größten Eifer für die National=Religion, und den größten Haß gegen jede fremde. Oktavius verbot den Druiden, ihre Religion zu lehren, und den Römern sich in derselben unterrichten zu lassen. Diokletian verhängte gegen diejenigen, welche sich an die in Persien entstandene Sekte der Manichäer anschließen würden, Todesstrafe, Einziehung ihrer Güter und Verbrennung ihrer Bücher. Die Juden waren zwar geduldet, aber unter Bedingungen, welche den Begriff einer freyen Religionsausübung aufheben. Sie mußten zu ihren gottesdienstlichen Handlungen einsame, außer der Stadt gelegene Orte wählen, und für die Ausübung ihrer Religion einen Tribut zahlen, den Domitian so sehr erhöhte, daß er selbst den Heiden hart und barbarisch schien. Ja es war eine Epoche, wo die Juden, um die gottesdienstlichen Vorschriften des mosaischen Gesetzes befolgen zu dürfen, sich vorher das römische Bürgerrecht erwerben mußten. Der Verfasser führt noch viele andere Thatsachen an, welche die Intoleranz der römischen Kaiser beweisen. So führt es Suetonius als eine lobenswerthe Handlung des Kaisers Claudius an, daß er die gottesdienstlichen Geräthe der ägyptischen und jüdischen Priester und aller Anhänger dieser Religionen verbrennen ließ. Aehnliche Züge treffen sich bey Nero, Galba, Otho, Vitellius, Domitian und andern Kaisern. Die Christenverfolgungen der römischen Kaiser, als klarster Beweis der altrömischen Intoleranz, sind bekannt genug. Zwar suchte der Engländer Dodwell in seiner Abhandlung De Paucitate Martyrum zu erweisen, diese Verfolgungen seyen bey weitem

nicht so häufig gewesen, als die Legenden angeben. Allein, wenn man die übrigen angeführten Beweise altrömischer Intoleranz in Religionssachen erwägt, wenn man bedenkt, daß das Christenthum nicht an geheimen Orten, wie nach den römischen Beschränkungen das mosaische Gesetz, sondern anfänglich öffentlich gelehrt wurde, daß es zum Charakter desselben gehörte, Anhänger sich zu machen, was den Juden unter römischer Herrschaft ausdrücklich verboten war, und daß der Inhalt der christlichen Lehre in noch bestimmterem Gegensatze mit der National-Religion der Römer war, so findet man Grundes genug, sich gegen Dodwells Meinung zu erklären.

Schon zu den Zeiten der Republik wurde eine Bewilligung des Senats erfordert, um einen fremden Gottesdienst halten zu dürfen. Den eroberten Provinzen ließ Rom zwar aus politischen Gründen ihren Kultus, doch unterscheidet sich die Duldungsart der mit den römischen verwandten Religionen gar sehr von jener, deren sich die von ihr verschiedenen, der Gallier, Aegypter und Hebräer, zu erfreuen hatten. Jene lebten unter eigenen Gesetzen, und behielten ihre eigenen gottesdienstlichen Gebräuche, nicht auch diese. Wenn die Römer eine Stadt belagerten, begrüßten sie zwar aus einer Art abergläubischen Besorgniß die Gottheiten derselben, und versprachen ihnen Aufnahme und Schutz bey sich, welche Handlung evocatio hieß. So kam aus Phrygien, Griechenland und Epidaurus der Dienst der Cybele, der Ceres und des Aeskulap nach Rom, und aus anderen Ländern noch mehrere Dii peregrini. Doch blieben diese Gottheiten, welche novensiles hießen, in Rom stets verachtet, sie hatten keine Flamines, keine prächtigen Tempel, keine Priester-Versammlungen, die Isis allein ausgenommen, ja man findet im Cicero, im Dio Cassius und besonders im Juvenal Beweise, daß sie der Gegenstand des Spottes waren.

Der Verfasser zeigt ferner, welchen Einfluß die römischen Priester auf fremden geduldeten Gottesdienst hatten. Aus seinen gehaltreichen Untersuchungen über diesen Punkt geht hervor, daß nicht nur dieser Einfluß sehr ausgebreitet war, sondern, daß der Senat seine Macht eben so sehr auf Gegenstände des Kultus ausdehnte. Gegen die Behandlungsart des durch seine seltene Gelehrsamkeit und Unbefangenheit sich auszeichnenden Verfassers wäre nur in einigen Stücken Mangel an Ordnung und Methode einzuwenden.

Seguito della medicina legale secondo lo spirito delle leggi civili e penali veglianti nei governi d'Italia, del Dott. Giacomo Barzellotti, Professore di medicina pratica nell' I. R. Università di Pisa. Pisa 1818. *Due Tomi.*

Wir zeigen von diesem gehaltvollen Werke, dessen beyde ersten Bücher die Biblioteca italiana schon in früheren Heften beurtheilte, nur den Hauptinhalt an, der hinreicht, das Interesse, welches das Werk verdient, zu bewähren.

Das dritte Buch handelt von Wahnsinn und Tollheit. Erste Frage: Ob man zur Belehrung des Gerichts unzweydeutig bestimmen könne, wann der Mensch wahrhaft und ohne Verstellung vom gesunden Denken abweiche, und welche Geistesaffektionen Gegenstand gerichtlicher Untersuchung werden können. Zweyte Frage: Ob in Fieberkrankheiten wahnsinniges Delirium oder Wahnsinn selbst durch Verstellung zu verbergen oder nachzumachen möglich sey, und wie der Kunstverständige sich

davon überzeugen könne, daß der Kranke bey gesunder Vernunft sey. Dritte Frage: Ob Manie oder die eigentliche Narrheit auch in ihren Graden und in ihrer Mannigfaltigkeit durch Verstellung nachgemacht oder verborgen werden könne, und ob der Kunstverständige eine rechtsbeständige Versicherung von bleibender Rückkehr der Vernunft geben könne. Vierte Frage: Ob Blödsinn sich durch Verstellung nachmachen oder verbergen lasse, ob bey Personen, die schon lange blödsinnig waren, Rückkehr des Vernunftgebrauches gedenkbar sey, wie dann der Kunstverständige davon sich überzeugen, und darüber gerichtlichen Beweis führen könne. Fünfte Frage: Ob man Taubstumme, Nachtwandler und Trunkene vor bürgerlichen und peinlichen Gerichten den Blödsinnigen und Aberwitzigen gleich zu achten habe.

Das vierte Buch behandelt die gerichtliche Giftlehre. Erste Frage: Ob die Natur Gifte oder vergiftende Substanzen habe, und ob man sie kenne, ob man auch mehrere Klassen und Arten von vergiftenden Substanzen annehmen könne? Zweyte Frage: Ob die wesentliche Grundlage alles Giftes bekannt sey, ob dieselbe spezifisch auf einige Theile oder Systeme des menschlichen Körpers wirke, oder ob sie die ganze Organisation angreife, ehe sie den Lebensfaden abschneidet. Dritte Frage: Was im Allgemeinen die Vergiftung sey, und worin sie bestehe, und wie sie von krankhaften Affektionen, welche ähnliche äußere Kennzeichen haben, unterschieden werden könne, wie sie endlich am lebenden und am todten Körper zu erproben sey? In den folgenden Fragen behandelt der Verfasser die speziellen Vergiftungen, indem er die Wirkungen jeder besondern vergiftenden Substanz schildert, und die Gegengifte so wie die chemische Untersuchung der Vergifteten angibt. So handelt er von der Vergiftung durch Zinn-, Zink-, Silber- und Wismuth-Präparate, durch die Schwefel-, Salpeter-, Phosphor- und koncentrirte Salzsäure, durch die kaustischen Alkalien, durch die alkalinischen und kaustischen Erden, und durch Schwefelleber, durch Merkurial-, Arsenikal- und Antimonial-Substanzen, durch Präparate aus Kupfer und Bley. Er geht dann zu den narkotischen Vergiftungen durch das Opium und dessen Präparate, das Bilsenkraut, den Kirschlorber, den Extrakt des Giftlattichs und des Nachtschattens über. Als von narkotisch scharfen Giften handelt er von der Tollkirsche, dem Stechapfel, dem Tabak, dem giftigen Fingerhute und Schirling mit den Präparaten aus denselben; der nux vomica, und der heil. Ignatius-Bohne, den Schwämmen, der Nieswurz mit ihren Präparaten, dem Gummi-Gutti, dem Euphorbium, dem Eisenhüttlein und Meerzwiebel mit ihren Präparaten.

Bey den Vergiftungen durch thierische Substanzen erörtert der Verfasser die Frage, ob dieselben allen gemeinschaftliche, oder einer jeden eigene äußere Kennzeichen haben, ob es gegen dieselben gemeinsame, oder gegen jede besondere Gegengifte gebe, ob bey allen Vergiftungen durch thierische Substanzen die Wirkungen am Leichname dieselben oder verschieden seyen, und ob sich nicht die Beschaffenheit, wenn nicht die Menge des Giftes, das genommen worden, bestimmen lasse. Der Verfasser schließt die interessante Abhandlung über die Gifte mit der Erörterung der Frage, ob am lebenden oder todten Körper der Anschein einer Vergiftung durch Betrug hervorgebracht werden könne, und ob das Vorurtheil des gemeinen Mannes in Betreff gewisser Substanzen oder Personen in Bezug auf Vergiftung sich zerstören lasse.

Das fünfte Buch behandelt die gerichtliche Wundarzneykunst, nämlich Verwundungen und Tödtungen. Der Verfasser erörtert hier fünf

Fragen, nämlich: ob Kunstverständige zur Aufklärung der Gerichte allgemeine Betrachtungen über die Affektionen angeben sollen, die durch äußere Gewalt hervorgebracht worden, ob zu größerer Aufklärung der Gerichte Kunstverständige besondere Betrachtungen über die Affektionen angeben sollen, die von Außen auf die Eingeweide, oder die vorzüglichen und edelsten Theile des Körpers geschehen sind, und wie durch dieselben das Leben mehr oder weniger gefährdet worden; ob bey Verletzungen innerer und verborgener Theile des Körpers durch äußere Gewalt der Kunstverständige nach den äußeren Kennzeichen dem Gerichte den wahren Sitz, den Grad, und den endlichen Erfolg der Verletzung angeben könne, und ob nach erfolgtem Tode das auf die äußeren Kennzeichen gestützte Urtheil des Arztes über die Verletzung ohne anatomische Untersuchung für rechtsbeständig zu halten sey; ob der unmittelbar auf erlittene äußere Gewaltthätigkeit erfolgte Tod immer für eine nothwendige Folge derselben, und sonach die Gewaltthätigkeit für eine Tödtung zu halten sey; ob endlich die Kunstverständigen in ihren Berichten an die Gerichtshöfe nebst den übrigen Umständen der Verletzung auch die beym ersten Besuche, und in der Folge angewandte Heilart berichten, und ihr Urtheil über den Ausgang der Verletzung angeben sollen?

Mit dieser Erörterung schließt Professor Barzellotti sein Werk, welches, man mag es nun für sich betrachten, oder mit den berühmtesten Abhandlungen über denselben Gegenstand vergleichen, entschiedene Verdienste hat. Es bleibt wohl über manche von ihm erörterte Frage noch Einiges zu wünschen übrig, oft werden Zweifel aufgeregt, ohne daß sie gelöset werden, und nicht immer findet man den Faden, der aus dem Labyrinthe von Hypothesen herausführt, aus denen großentheils die gerichtliche Arzneykunde besteht, doch alles dieses sind Mängel der Kunst, nicht des Künstlers.

Elementi di orittognosia, di M. Tondi, Professore di orittologia nella Regia Università degli studj, Direttore del museo orittologico, Ispettore generale delle acque e foreste. Vol. II.

In dem ersten Bande dieses ausgezeichneten Werkes, von welchem die Biblioteca italiana in ihrem zehnten Bande Nachricht gab, handelte der Verfasser von den brennbaren und metallischen Substanzen. Der gegenwärtige zweyte begreift die Salze und Steine. Er zählt unter die Salze nur jene Mineralien, deren Grundlage Ammoniak, Magnesia und Alaun ist, Substanzen, bey denen man noch keine metallische Natur gewahr geworden; die übrigen, deren Grundlage Kalk, Pottasche und Soda ist, behandelte er schon unter den metallischen Körpern. Um jedoch durch die Ausschließung des Salpeters, des Kochsalzes, der Vitriole rc. aus der Klasse der Salze nicht zu sehr von der sonstigen Beschreibung der Salze abzuweichen, führt er sie hier zum zweytenmal namentlich an, verweiset aber in Hinsicht jeder näheren Bezeichnung auf den ersten Band. Sehr interessant ist die Lithographie, da der Verfasser den größten Theil von allen bis auf den heutigen Tag bekannt gewordenen Arten von Steinen aufzählt, ein nicht geringes Verdienst zu einer Zeit, wo die Entdeckungen neuer Fossilien so schnell auf einander folgen, und das Neue nur mühsam in Journalen, Verhandlungen gelehrter Gesellschaften und einzelnen Abhandlungen zusammengesucht werden muß. Bey den Erdarten befolgt der Verfasser dieselbe Methode, wie früher bey den brennbaren und metallischen Fossilien, er gibt nämlich die äußeren Kennzeichen, und die ver-

züglichsten chemischen Eigenschaften an, dann geht er zu den geognostischen Verhältnissen derselben über, die kein mineralogisches Lehrbuch vor ihm so umfassend behandelt. Er zeigt hierauf den Gebrauch derselben, und die Orte, wo sie vorkommen; wobey er sich jedoch auf die Hauptlager beschränkt, und dabey manches übergeht, das vielleicht Erwähnung verdiente. Mit vorzüglicher Genauigkeit zählt er die Ur= und vulkanisirten Fossilien des Vesuvs auf, als den Mejonit, den schwarzen Spinell, den Nephelin, Sodalit, Eisspath, den Amphigen, Pyrogen und Tafelspath. In der Synonymie ist der Verfasser sehr sparsam, und hält sich an das Tableau comparatif des Haüy. Leider macht die Sucht der Mineralogen mit Namen zu wechseln, und neue zu erfinden, keine geringe Schwierigkeit im Studium der Mineralogie. So hat der Lazialit auch noch die Benennung Hauyna und Zaffirina, und so viele andere Mineralien, weßwegen sich auch viele Benennungen in dem Werke des Verfassers nicht finden, ohne daß jedoch die Gegenstände mangelten.

Dem lithographischen Theile ist ein Register von mehreren noch nicht ganz bestimmten Mineralien angehängt, als das Aplom, Asbestoid, Beilstein, Bergmannia, Burnonia, Eisspath, Hyalit, Mellilit, edler Serpentin, Spinellan, Bavelit, Zurlit und Zeagonit, den Gismondi Abrazit nennt. Der Band schließt mit einer synoptischen Uebersichtstafel, in welcher der Verfasser die Fossilien sehr passend nach dem Orte, wo sie gefunden werden, in folgende sechs Klassen bringt: 1) Gebirgsarten in Masse, 2) in Betten, 3) Uebergangs=Gebirgsarten, 4) in Schichten, 5) angeschwemmte und 6) vulkanische Gebirgsarten.

Das Werk wird noch einen dritten Band erhalten, der die Abbildungen zur Erläuterung des Textes begreifen wird.

Florae Romanae Prodromus, exhibens centurias XII. plantarum circa Romam et in cisapenninis pontificiae ditionis provinciis sponte nascentium, sexuali systemate digestas, auctoribus Antonio Sebastiani et Hernesto Mauri. Romae 1818. *in* 8.

Die Flora Romana, von welcher gegenwärtige zwölf Hefte handeln, beschränkt sich nicht blos auf den sogenannten ager Romanus, sondern erstreckt sich auf die benachbarten Provinzen, auf Latium, Sabinien, das Patrimonium St. Petri und auf Umbrien. Professor Sebastiani hatte schon vor einigen Jahren zwey Hefte römischer Pflanzen herausgegeben. Hier aber erscheinen deren weit mehrere, bey zwölfhundert, die früher herausgegebenen mitbegriffen. In Betreff mehrerer haben auch die Herausgeber nach genauerer Untersuchung Berichtigungen beygefügt. So z. B. erkennen sie, daß die in den früher erschienenen Heften benannte Crepis latialis dieselbe Pflanze ist, wie die Crepis biennis des Linnee; so auch, daß die Helleborine cordigera dieselbe sey, welche Tenore schon longipetala, und die Orchis Romana dieselbe, welche jener Schriftsteller bracteata nannte. Die Herausgeber dieses Werkes folgen dem Sexual=System des Linnee, nur haben sie nach dem Beyspiele einiger Neueren die Klasse der Polyadelphia und Polygamia, und die Ordnung der Syngenesia Monogamia ausgeschlossen. Die Benennungen sind aus Linnee oder andern genauen Botanikern gezogen, einige auch neu gebildet. Bey jeder Pflanze wird Vaterland und Blüthezeit angegeben. Die Gegend, welche die Herausgeber durchwanderten, besteht aus Fläche und Hügeln. Der höchste Berg war der Gen=

naro in Sabinien, der nach den Boskowichischen Messungen 3924 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Eigentliche Alpenpflanzen kommen daher hier nicht vor. Die Abbildung der Pflanzen ist getreu, doch wäre zu wünschen, daß die Befruchtungstheile, in welchen einige spezifische Charaktere der Pflanzen liegen, besonders abgezeichnet wären. Mögen die Herausgeber die nöthigen Mittel zur Fortsetzung ihres unter vielen und schweren Hindernissen, worunter vorzüglich der Mangel an den neueren botanischen Werken gehört, unternommenen Werkes finden.

Jacobi Morellii, Bibliothecae Regiae D. Marci Venetiarum Praefecti epistolae septem variae eruditionis, quarum tres nunc primum prodeunt. Patavii 1819.

Diese Briefe, von denen drey hier das erstemal im Druck erscheinen, sind eines der vielen Denkmale des vor wenigen Monaten verstorbenen, um Philologie, Bibliographie und Archäologie so verdienten Verfassers. Der erste von den drey neu hier erscheinenden Briefen ist an Dominikus Maria Moreni und Ludwig Fiacchi geschrieben, und handelt von den sogenannten libri intercenali und andern entweder nicht im Drucke herausgegebenen, oder nicht hinlänglich bekannt gewordenen Schriften des Leon Battista Alberti. Das erste, zweyte und vierte dieser libri intercenali, welche man für verloren hielt, fand Morelli in einem zu Bologna im Jahre 1487 niedergeschriebenen Koder des verstorbenen Abate Camonici, der mit vielen andern Handschriften dieser Sammlung an die Bibliothek von Oxford kam. Der zweyte neue Brief ist an Sylvester de Sacy gerichtet. Er theilt demselben zum erstenmal eine Abhandlung des Hieronymus Aleander, des jüngern, über die Stadt und Provinz von Venedig mit, wodurch mehrere Stellen des Cassiodorus, Paulus Diakonus, Servius und anderer Schriftsteller erläutert, und eine Stelle des Strabo verbessert wird. Der dritte neue, an Philipp Schiassi geschriebene Brief handelt von dem berühmten Johann Dondi dall' Orologio, einem Arzte von Padua, und Petrarkas Freunde, von den von demselben beobachteten alten Denkmälern Roms, und einigen im Drucke nicht erschienenen Schriften desselben.

Von den andern schon früher herausgekommenen Briefen handelt der erste an Christoph Friedrich Ammonio gerichtete, von einer neuen griechischen Uebersetzung einiger Bücher des alten Testaments, welche in der Markus-Bibliothek aufbewahret wird. Der zweyte an den berühmten Villoison enthält den Beweis, daß das Trauerspiel Progne, welches von Mehreren irrig dem Lucius Varius zugeschrieben wurde, den Venetianer Gregor Correr, päpstlichen Protonotar aus dem funfzehnten Jahrhunderte, zum Verfasser habe. Der dritte an Theophil Christoph Harles, enthält eine Abhandlung über die handschriftlichen Kodexe des Theokritus, die sich in der Bibliothek zu Venedig befinden, über die verschiedenen Lesearten derselben, dann Abhandlungen des jüngeren Hieronymus Aleander über mehrere gelehrte Gegenstände, der vierte an den kürzlich verstorbenen Hrn. Millin gerichtete, endlich eine Abhandlung über eine griechische Inschrift im Museum Grimani zu Venedig. Die Gelehrsamkeit des verstorbenen Morelli ist zu allgemein bekannt, als daß es mehr als dieser Anzeige bedürfte, um auf diese Denkmale seiner seltenen Kenntnisse aufmerksam zu machen.

Biografia Cremonese, ossia Dizionario storico delle famiglie e persone per qualsivoglia titolo memorabili e chiare spettanti alla città di Cremona, dai tempi più remoti fin' all' età nostra, di Vinc. Lancetti, Direttore dell' I. R. Archivio di guerra. Vol. I. Milano 1819. in 4.

Das Unternehmen des Hrn. Lancetti, die Geschichte aller merkwürdigen Personen und Familien aus der Stadt und Provinz von Cremona, und aus dem ganzen Bezirke des dortigen Bisthums von ältester Zeit bis auf unsere Tage durchzuführen, verdient allen Beyfall, und die Nachahmung dieses Unternehmens in andern Städten dürfte die schätzbarsten Beyträge zur Geschichte Italiens liefern. Der Verfasser wird bescheidene Zurechtweisungen nicht scheuen, und durch die bey einem so großen Unternehmen unvermeidlichen Unvollkommenheiten sich von der Fortsetzung desselben nicht abhalten lassen.

L' Iliade d' Omero, fatta italiana da Lorenzo Mancini, fiorentino. Firenze 1818, in 8. Tomo primo.

Wir haben schon mehrere italienische Uebersetzungen der Iliade in ottave rime von Leo, Groto, Tebaldo, Bugliazzini, Casanova, Bozzoli und neuerlich von Fiochi. Monti lieferte entgegen eine in reimlosen Versen, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß er jedem neueren Uebersetzer die Hoffnung benahm, etwas Gelungeners in diesem Versmaße zu Stande zu bringen. Es erübrigte nur noch der Versuch, die Iliade in jenem glänzenden Versmaße ins Italienische zu übertragen, welches der Italiener in seinen Heldengedichten gewohnt ist.

Und diese Aufgabe von nicht geringer Schwierigkeit sucht Hr. Mancini zu lösen. Der beschränkte Raum dieser Anzeige erlaubt nicht, der Biblioteca italiana in der Vergleichung zu folgen, welche sie zwischen der Uebersetzung des Monti und dieser des Mancini anstellt, und auch unseren deutschen Lesern die streng kritischen Noten mitzutheilen, womit dieses Journal die Mancinische Uebersetzung des Eingangs vom ersten Gesange begleitet. So viel aber ergibt sich als Resultat der Beurtheilung, daß sie nicht arm an mannigfaltigen Schönheiten sey, und den Vorzug vor allen früheren Uebertragungen im Versmaße der Stanzen verdiene. Dagegen kann Mancini von dem Vorwurfe der stolzen Anmaßung nicht freygesprochen werden, den Text der Iliade zu verbessern, und den ehrwürdigen Rost des kunstlosen Alterthums mit Hülfe neu erfundener Kunstregeln wegzuwischen, wodurch nothwendig der Charakter dieses Werkes zerstört werden mußte. Ohne Zweifel hat zu solchen Mißgriffen Herrn Mancini die Wahl eines gereimten Versmaßes verleitet, welches sich mit Homerischer Einfachheit, mit den kräftigen kunstlosen Affekten seiner handelnden Personen, und mit der ganzen schmucklosen Größe der Dichtung nicht verträgt, und somit für eine Uebersetzung der Iliade nicht passet. Ausdrücke wie diese: col verde senno dell' età canuta, del tergo divin l'amaro incario, pagherà i torti del pastor la greggia, le pennute ministre alle vendette (für Apollos Pfeile), gli error secondi dell' ondosa via (statt wir werden wieder herumirrend zurückkehren müssen), wird Niemand für Homerisch erkennen. Wir setzen hier zur eigenen Beurtheilung unserer Leser die letzten Verse des achten Buches der Iliade her, in denen Homer eine stille ruhige Nacht be-

schreibt, wie solche von Monti, und wie sie von Mancini übersetzt wurden.

Monti:

Siccome quando in ciel tersa è la luna
E tremole e vezzose a lei d'intorno
Sfavillano le stelle, allorchè l'aria
E senza vento, ed allo sguardo tutte
Si scoprono le torri e le foreste
E le cime de' monti; immenso e puro
L'etra si spande, gli astri tutti il volto
Rivelano ridenti, e in cor ne gode
L'attonito pastor.

Mancini entgegen:

Qual mille vedi luminose ancelle
Cintia per l'etra accompagnar fedeli,
Quando dormono i venti e le procelle,
Nè l'aer nebbie, nè la notte ha veli,
Mà dell' argentea luna e delle stelle
Piena è la gloria, e tutti aperti i cieli,
Scopre il fulgor le cose, e de' pastori
Godon composti in cheta gioja i cori.

Sermoni d'Ippolito Pindemonti, Veronese. Verona 1819. *Un Volume in* 8.

Sermoni di Giannantonio de Luca, Veneziano, tra Granelleschi di Mancino. Venezia 1818. *Un Volume in* 8.

Mit dem Ausdrucke Sermoni bezeichnet der Italiener eine Dichtungsart, welche, nach Horazianischem Muster gebildet, zwischen der Satyre und der poetischen Epistel in der Mitte steht. Kaspar Gozzi gilt für den ersten Meister in dieser Dichtungsart, und Chiabrera steht ihm am nächsten. Zanoja, obgleich er nur wenig schrieb, behauptet den dritten Rang, viele Andere, Zanotti, Algarotti, Paradisi, Frugoni ꝛc. versuchten sich mit Ruhme in dieser Dichtung, und Vannetti, wiewohl nicht glücklich in der Ausführung, gab goldene Regeln über dieselbe. Die beyden Verfasser der hier angezeigten Sermoni gehören unstreitig unter die vorzüglichsten Dichter dieser Gattung, Pindemonti mit Zartheit und Leidenschaftlichkeit, de Luca mit ungezähmter männlicher Kraft. Von Pindemonti erscheinen hier eilf Sermoni. Bey dem ersten liegt eine Idee Juvenals zum Grunde. Der Dichter stellt in einem Gemälde das Bild mehrerer verächtlicher Charaktere zusammen, schließt aber mit einem Bilde, das aus seinem eigenen Herzen entlehnt ist, dem Bilde eines in Glück und Unglück gleich beständigen tugendhaften Mannes. Der zweyte Sermone enthält ein ironisches Lob der Dunkelheit in der Dichtkunst. Der dritte, ganz in Horazens Geiste bearbeitet, führt den Titel: der gute Entschluß, und lobt einen Freund, der aus der Stadt sich auf das Land zurückzog. Die zwölfte Ode Anakreons, oder besser der Hahn Luzians, gab Pindemonti die Idee zum vierten Sermone, il Parnaso. Der fünfte, l'utile avvertimento ist minder gelungen. Der sechste Sermone, Cortesia scortese betitelt, verdient seinen Namen vollkommen. Im siebenten Il poeta findet man wieder echt Horazische Dichtung. Im achten, la mia apologia vertheidigt sich Pindemonti gegen den Vorwurf, sein Leben unnütz mit Dichten zu verschwenden. Der neunte hat einen schwierigen Gegenstand, Le opinioni politiche. Der Verfasser behandelt ihn mit Vorsicht, und ergreift am Schlusse die Gelegenheit, über die unzufriede-

nen Auswanderer nach Amerika die Geißel seines Spottes zu schwinge. Der letzte Sermone, gli incomodi della bellezza, enthält ei traurige Elegie, die rührende Erzählung der Schicksale einer tugendha aber sehr unglücklichen Frau. Die Thränen, die diese Erzählung entlock, sind ein Vorwurf für den Verfasser, der nicht solche Wirkung bey der A seiner Dichtungsart hervorzubringen beabsichtete.

Von de Luka, einem schon im Jahre 1762 im Alter von [illegible] und zwanzig Jahren gestorbenen geistvollen Schriftsteller erscheinen hier d erste Mahl siebzehn Sermoni in reimlosen Versen, die Satyre in Te zinen, welche ihnen beygefügt ist, trat schon im Jahre 1811 an das Li Die Gegenstände seiner Sermoni sind, zwey ausgenommen, literari die Behandlung ganz Horazisch, nur, daß er den Scherzen des Fla kus den unwilligen Ernst des Juvenal vorzuziehen scheint. De Luk scheint die Bitterkeit und Derbheit seiner Sermoni selbst gefühlt zu ha ben, und entschuldigt sich damit, daß sie wissenschaftliche Gegenstände be ten, in welchen ungebundenere Strenge erlaubt sey.

Il giardino Picenardi, poema postumo del Sig. Abate Franc Ghirardelli, già Professore di poetica nella Parmense u versità. Parma 1818, *in* 4.

Der berühmte Verfasser dieses Gedichts besorgte den Vorwurf de Unbescheidenheit, wenn er in seinem von dem hellsten Glanze lyrisch Poesie strahlenden Zeitalter mit einem einfachen beschreibenden Gedi aufträte, und ließ es daher in seinem Pulte liegen, bis es nach sein Tode erschien. Er hat sich durch diese Bescheidenheit nur den Aeußerung des lautesten Beyfalls entzogen, den seinem Werke alle Freunde der Dich kunst in Italien zollen. Der Garten Picenardi erinnert an Ar midas bezauberten Aufenthalt, so wie die schönen Verse Ghirardel li's an den unsterblichen Sänger des befreyten Jerusalems erinne Nach einer kurzen Anrufung Thaliens läßt sich der Dichter durch de Genius des Hauses in allen Theilen dieses von jedem, der ihn sah, [illegible] als elysisch geschilderten Aufenthalts herumführen. Die Schönheiten sei nen Schilderungen, die gehaltene Würde in den historischen Theilen, un die vielfache Erinnerung dieses Gedichtes an die ersten klassischen Werke ita lienischer Dichtkunst werden den Freunden der italienischen Poe den befriedigendsten Genuß gewähren.

Di Marco Polo e degli altri viaggiatori Veneziani più illustri, di sertazioni dell' abate D. Placido Zurla, con appendice su antiche mappe idro-geografiche lavorate in Venezia. Vol. II. Venezia 1819, *in* 4.

Von diesem Werke, dessen Plan und Wichtigkeit schon im [illegible] Bande der Biblioteca italiana angedeutet worden, erscheint hier de zweyte und letzte Band.

Er beginnt mit der Abhandlung über die nördlichen Reisen der Ve netianer Nikolaus und Anton Zen, welche in sieben Kapitel [illegible] ist, und durch welche der Verfasser erweiset, Anton Zen sey [illegible] der erste gewesen, welcher von der neuen Welt Nachricht gab, sonder habe auch einen Theil derselben gesehen. Die zweyte Abhandlung [illegible] [illegible] begreift die Reisen des Alvise da Cà da Mosto, welche [illegible] [illegible], theils in Gesellschaft des Usodimare nach verschieden

Theilen Afrika's anstellte. Der Verfasser vergleicht die Entdeckungen des Mosto mit jenen Mungo Parks, zeigt die Uebereinstimmung derselben, und beweiset zugleich, daß Mosto weiter als Mungo Park kam, da er Rio Grande gesehen, und die südliche Küste jenseits des Gambia besucht hatte, wohin Mungo Park nicht gekommen war. Die dritte und letzte Abhandlung dieses Bandes handelt von den Reisen des Nikolaus Conti und anderer Venetianer. Conti bereiste den größten Theil des südlichen Asiens. Das zweyte Kapitel dieser Abhandlung handelt von den Reisen des Caterino Zeno nach Persien, Polen, Ungern ꝛc., das vierte von den Reisen des Josaphat Barbaro nach Polen, Rußland und Persien, das fünfte von jenen des Ambrosius Contarini, welcher zu Land nach Persien reiste, dann über das kaspische Meer nach Astrachan kam, und von da durch Rußland, Polen und Deutschland zurückkehrte. Im sechsten Kapitel dieser Abhandlung tritt der Reisende Ludwig Roncinotto auf, der in seiner ersten Reise im Jahr 1529 Aegypten, Aethiopien, Arabien, Persien, Armenien, Georgien, und die kleine Tatarey bereiste. In einer zweyten Reise aber im Jahre 1532 kam er nach Melinda, von da zu Lande nach Aethiopien, und von hier nach Magadasso (vielleicht Madagascar). Darauf bereiste er den Nil und das rothe Meer, dessen beyde Küsten er bis Aden durchwanderte. Er schiffte sich darauf nach Balsora ein, besuchte Calicut und Sumarra, und kehrte nach Aden, und von da nach Lissabon zurück. Die Reise eines venetianischen Steuermanns zur Belagerung von Diu ist der Gegenstand des siebenten Kapitels, so wie die Reisen des Cesare, dei Federici und Caspar Balbi in verschiedenen Richtungen nach Pepu den Stoff des achten ausmachen Es folgen im neunten Kapitel die Reisen des Peter Querini, vorzüglich in nördliche Gegenden, und im zehnten jene des Johann und Sebastian Cabotto. Der Verfasser erachtet, es gebühre ihnen der Ruhm, früher als Columbus und Vespucci das feste Land Amerika's gesehen zu haben. Sebastian war auch der Entdecker des Paraguay. Im eilften und letzten Kapitel faßte der Verfasser mehrere Reisen zusammen, welche nicht geographische, sondern philosophische, medizinische, mathematische, historische und antiquarische Ausbeute liefern. Es sind dieß die Reisen des Paul Trevisano, der Syrien, Aegypten, Arabien, Palästina, Aethiopien und Griechenland besuchte, und über die Ueberschwemmungen des Nil, über die Pflanzen und Gewürze, und über die Natur verschiedener Gattungen von Thieren vortreffliche Bemerkungen sammelte; des Johann Bembo, der die Levante, Sicilien, Afrika, und besonders Numidien, Spanien und den Archipelagus bereiste, und mit einer Sammlung von Inschriften und andern archäologischen Notizen zurückkehrte, des Peregrin Brokardi, der besonders Nieder=Aegypten besuchte, des Ambrosius Bembo, der auf seiner Reise durch Asien viele Bemerkungen über persische Alterthümer sammelte, und des Johann Anton Soderini, eines berühmten Numismatikers. Ein Ueberblick über alle diese Reisen gewährt die Ueberzeugung, daß keine Nation vor dem siebenzehnten Jahrhunderte bey so beschränkten technischen Hülfsmitteln eine so große Anzahl gelehrter Reisenden in die entferntesten und großentheils noch unbekannten Länder der Erde aufzuweisen hat, als Venedig. Ein Anhang zu diesem so anziehenden Werke handelt von den hydro=geographischen Karten, welche man in Venedig zu Anfang des vierzehnteh Jahrhunderts hatte, und der geleyrte

Verfasser fügt noch Notizen über eine Sammlung von fünf und dreyßig Seekarten bey, welche zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Venedig gemacht wurde. Das ganze Werk des Abate Zurla verdient, wie diese sehr kurzen Andeutungen zeigen, die höchste Aufmerksamkeit, und wird auch in Deutschland den ungetheilten Beyfall erhalten, der ihm in seinem Vaterlande zu Theil wurde.

Memorie e lettere inedite finora o disperse di Galileo Galilei, ordinate ed illustrate con annotazioni dal Cavaliere Giambattista Venturi, membro del Ces. Reg. Istituto di scienze etc. Parte 1. dall' anno 1587 sino alla fine del 1616. Modena 1818, in 4.

Der Cavaliere Venturi erweiset den Freunden der Wissenschaft durch Herausgabe dieser bis jetzt unbekannten Schriften des unsterblichen Galilei einen wichtigen Dienst. Der Gegenstand dieses ersten Bandes ist in sechs Abschnitte getheilt. Der erste und zweyte geht vom Jahr 1587 bis zum Jahr 1604, während welcher Zeit sich Galilei vorzugsweise mit Mechanik und Militär-Architektur beschäftigte. Er enthält erstens die Auflösung mehrerer Probleme über den Schwerpunkt, zweytens eine Bestreitung der Lehre des Aristoteles über den Fall schwerer Körper, drittens eine deutliche Erklärung der Heronslampe, viertens eine Vertheidigung des Kopernikanischen Systems nach seinen Lehrvorträgen, und nach Briefen an Mazzoni und Keppler, fünftens die Bildung eines Thermoskopes, und sechstens eine vollständige Abhandlung über Militär-Architektur.

Der dritte Abschnitt, der vom Jahr 1604 bis zum Jahr 1610 reicht, gibt Nachricht von einigen Vorlesungen des Galileo über den im Jahr 1604 neu entdeckten Stern, und den Unwillen, welchen Capra bey dieser Gelegenheit gegen Galilei zu zeigen anfing, und von dem geometrischen und Militär-Kompaß, den Galileo damals bekannt machte. Am Ende des Abschnittes wird von dem verbesserten Fernrohre des Galileo gehandelt, und sein Briefwechsel mit dem venetianischen Senate über den Gebrauch dieses Instruments mitgetheilt.

Der vierte Abschnitt ist größtentheils den eben gedachten Entdeckungen des Galileo am Himmel, und dem von ihm im Jahr 1610 herausgegebenen nunzio sidereo gewidmet. Ein Auszug aus zwey gegen diesen nunzio sidereo erschienenen Schriften des Sigius und Horky mit ihren Widerlegungen, und zwanzig Briefe des Galileo über diese Entdeckungen, welche er an den Hof von Toskana, und dessen Gesandten in Prag, und an Keppler schrieb, schließen diesen Abschnitt.

Der fünfte enthält dreyßig Briefe des Galileo theils an die gelehrte Gesellschaft dei Lincei, und ihren Vorsteher, den Fürsten Friedrich Cesis in Rom über seine dem römischen Hofe vorgelegten Entdeckungen am Himmel, welche selbst bey den Jesuiten Beyfall fanden, theils über seinen dem spanischen Hofe gemachten Vorschlag, die Längengrade im Meere mittelst der Trabanten des Jupiter zu bestimmen, und über das von der Gesellschaft dei Lincei herausgegebene Galileische Werk von den Sonnenflecken. Darauf folgen die Einwürfe des Palmerini und Coressio gegen eine im Jahr 1612 von Galileo herausgegebene Abhandlung über die auf dem Wasser stehenden Gegenstände mit der vertheidigenden Gegenschrift des Bardi. Da Cavaliere Venturi diesen Gegenstand hiermit

noch nicht für erschöpft hält, so fügt er zwey seinige über denselben vorgelesene Abhandlungen bey.

Der sechste und letzte Abschnitt dieses Bandes enthält in vierzig Briefen den Krieg des Galilei mit mehreren Theologen wegen seiner Vertheidigung des Kopernikanischen Systems, der Bewegung der Erde um die Sonne. Venturi führt bey dieser Gelegenheit zwey Abhandlungen seines Freundes Tiraboschi an, in deren ersterer bewiesen wird, daß der römische Hof bis auf Galileo die Vertheidiger des Kopernikanischen Systems immer in Schutz genommen hatte, in der zweyten aber, daß das Verdammungsurtheil gegen dieses System von einem Tribunale ausging, dem nie ein Katholik Unfehlbarkeit beymaß, und daß dieses Urtheil zwar voreilig war, daß es aber auch nie ergangen seyn würde, wenn Galileo weniger unklugen Eifer in der Vertheidigung seines Systems gehabt hätte. Der Herausgeber verspricht, was sich von Denkwürdigkeiten über Galileo noch finden sollte, als Supplement auf das gegenwärtige Werk folgen zu lassen.

Famiglie celebri italiane. Fascicolo primo. Attendolo Sforza. Milano 1819, *in Fol.*

Dem Grafen Pompejus Litta verdankt man das höchst preiswürdige Unternehmen, durch eine Geschichte berühmter italienischer Familien die Geschichte Italiens selbst, und zwar vorzüglich die neuere, zu bereichern. Der Plan, den er hier bey der Familie Sforza befolgte, und auch bey den folgenden Häusern befolgen wird, ist dieser: er beginnt mit Muzio Attendolo Sforza im Jahr 1326, dem Stifter der Familie, und zeigt in der ersten Tafel alle Verzweigungen des von ihm gestifteten Hauses in Form eines Stammbaumes. Die zweyte und dritte Tafel enthält die Seitenlinie di Santa Fiora, wovon noch ein Zweig in der Person des zu Rom lebenden, mit Elisabeth Cusani von Mailand vermählten Salvator Sforza Cesarini besteht; die vierte Tafel begreift die Zweige der Herren von Pesaro, und der Grafen von Borgonovo; die fünfte die herzogliche, im Jahr 1535 mit Franz dem Zweyten erloschene Familie, und die Linie von Caravaggio, welche von einem zweytgebornen Sohne des Ludovikus Morus abstammt. Aber nicht bloß mit den Namen macht Graf Litta bekannt, sondern was von jedem Gliede dieses Hauses Merkwürdiges zu finden war, sey es in seinem öffentlichen Leben, sey es in seinem Einflusse auf Künste und Wissenschaften, findet man getreu aufgezeichnet, und in wenigen Blättern die mühevolle Ausbeute aus vielen öffentlichen und Privatbibliotheken, aus vielen Abhandlungen und unbekannten Handschriften, auf welche der gelehrte Verfasser in häufigen Citationen hinweiset, sorgfältig zusammengestellt. Nach den sechs Tafeln des Textes oder der genealogischen Tabellen folgt in einem siebenten Blatte die geographische Karte des Herzogthums Mailand in seiner größten Ausdehnung unter der Herrschaft der Sforza's, wo es sogar noch das Genuesische und Corsika in sich faßte. Darauf folgen Kupfer mit Abbildung aller Denkmale dieser Familie. Das Unternehmen des Grafen Litta verdient den größten Beyfall. Diese Methode, die Geschichte genealogisch zu behandeln, ist in vielen Rücksichten, für den Geschichtschreiber nicht minder, als für den Dramatiker und Tragiker, ja selbst für den bildenden Künstler von entschiedenem Nutzen, und es ist sehr zu wünschen, daß nach dem Plane des Verfassers Italien eine vollständige Sammlung solcher Familiengeschichten erhalte.

De' contagj e della cura de' loro effetti. Lezioni medico-pratiche del Cav. Valeriano Luigi Brera, Consigliere di Governo di S. M. I. R. A, Professore di clinica medica nell' I. R. Università di Padova, etc. etc. Vol. 1. Padova 1819, *in* 8.

Herr Professor Brera sammelt in dem gegenwärtigen Werke die Lehren und Meinungen, welche über Ansteckung unter den Italienern Giannini, Valli, Sarcone, Rosa, Borsieri, und außer Italien Sydenham, Huyham, Frank und Andere vorgetragen haben, zum Behufe medizinisch-klinischen Unterrichts. In der Einleitung behauptet er, daß die Alten gar keine Kenntniß von Ansteckung hatten, und daß wir die unserigen Fracastoro, Sennert, Diemerbroeck und Sydenham zu danken haben. Doch schrieb schon Thucydides von der ansteckenden Eigenschaft der Pest in Athen, Anna Comnena spricht eben so deutlich davon bey Gelegenheit der Pest in Konstantinopel, und wie deutlich Boccaccio die kontagiöse Eigenschaft der Pest, die Florenz verheerte, beschreibe, ist bekannt genug. Die Behauptung des Verfassers scheint daher dahin zu berichtigen zu seyn, daß Fracastoro zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der erste war, der die Untersuchung über Ansteckung wissenschaftlich betrieb.

Nach dieser Einleitung schildert Professor Brera die Natur und Beschaffenheit des Kontagiums, dessen Charakter er in folgende drey Punkte zusammenfaßt: erstens es wirke mit einer chemisch-animalischen krankhaften Potenz; zweytens es erwecke einen gereizten Zustand in den Organen und Systemen, welche ohnehin schon reizbarer, oder der gefährlichen Einwirkung am meisten ausgesetzt sind; drittens es wecke in dem angesteckten Organismus Principe, welche jenen ähnlich sind, die die Ansteckung bewirkten. Der Verfasser bestimmt dann die Unterschiede zwischen Kontagium und bösartigen, epidemischen, miasmatischen und pestilenzialischen Affektionen. Im zweyten Kapitel trägt der Verfasser seine Gedanken über den ersten Ursprung der Kontagion vor. Die außerordentlichen und schnellen Wechsel in der Atmosphäre, die Miasmen, die sich in die Luft erheben, Insekten, Würmer, Mangel an Lebensmitteln und Getränken, und schlechte Beschaffenheit derselben, diese und andere Umstände wirken nach seiner Ansicht so auf die thierische Oekonomie, daß sie die organische Assimilation in den verschiedenen Geweben des thierischen Körpers verkehren, und so einen krankhaft-ansteckenden Stoff erzeugen. Im dritten Kapitel handelt der Verfasser von der Art der Fortpflanzung des Kontagiums, über welche er nichts Neues vorträgt.

Iliadis Fragmenta antiquissima cum picturis, item scholia vetera ad Odysseam, edente Angelo Majo, ambrosiani collegii doctore etc etc. Mediolani 1819. *Fol. max.*

Der berühmte Mai, der die Schriften so vieler griechischen und lateinischen Klassiker ans Licht gezogen, hat hier, wie billig, auch dem Fürsten der griechischen Epiker seine gelehrten Bemühungen gewidmet. Das Ambrosianum besitzt viele Kodexe Homers. Einer derselben ist vom höchsten Alter, nach Mai's Erachten vor beyläufig funfzehnhundert Jahren niedergeschrieben, und diesem sind bey sechzig Abbildungen beygefügt, aus welchen man ersieht, wie man im fünften oder sechsten Jahrhunderte die Facta der Iliade darstellte. Es war daher von höchster Wichtigkeit, diese flüchtigen, durch die Länge der Zeit halb verwischten Abbildungen der Welt mitzuthei-

len, und Künstler nicht minder als Alterthumsforscher erhalten durch Verewigung dieser Darstellungen die interessantesten Aufklärungen.

Dieser aus der Bibliothek des Vinzenz Pinelli in die Ambrosianische übergegangene Kodex ist von Pergament, dem Format nach viereckig. Er enthält bey sechzig Blätter, auf deren Vorderseite immer die Abbildung irgend eines Faktums sich findet, die Kehrseite aber einige zusammengeklebte Blätter von Seidenpapier mit einigen Inhaltsanzeigen und Homerischen Scholien enthält. Der Titel des Kodex, den er vielleicht vor dreyhundert Jahren erhalten, war: Abbildungen welche Wiederherstellung benöthigen, von Schlachten, die bey Troja vorfielen; Pinelli selbst bezeichnete denselben nur so: Abbildungen, aus einem alten Homer mit Inhaltsanzeigen der Bücher und einigen Scholien, und im Verzeichnisse der Ambrosianischen Bibliothek war eingetragen: Inhaltsanzeigen des Homer mit einigen Abbildungen. Niemand zeigte daher eine Wissenschaft davon, daß auf der Kehrseite der Pergamentblätter die Verse Homer's selbst geschrieben sind. Montfaucon selbst, allzu eilig in seinen Beobachtungen, hielt diesen Kodex für eine in griechischer Prosa geschriebene Geschichte der Iliade mit Abbildungen, ohne zu bemerken, daß unter den Blättern die Verse Homer's selbst standen. Auch darin irrt dieser Gelehrte, daß er dafür hält, die Abbildungen, die gewiß viel älter sind, seyen aus dem eilften Jahrhunderte. Die Scholien scheinen jedoch nach dem Charakter der Buchstaben aus neuerer Zeit zu seyn. Mai glaubte, daß dieser Band, ehemahls von bedeutender Größe, die ganze Iliade begriff, und bey jedem Blatte, auf welchem die Erzählung eines wichtigen Faktums vorkommt, eine Abbildung hatte, wie denn ähnliche Kodexe in Rom und Wien sich finden. Er theilt bey dieser Gelegenheit ein Verzeichniß aller Kodexe mit Abbildungen aus der Ambrosianischen Bibliothek mit, wofür ihm gewiß alle Alterthumsforscher Dank wissen werden. Es läßt sich aus den abgebildeten Gegenständen mit Grunde schließen, daß der Kodex noch weit mehr Abbildungen enthielt, die vielleicht einen Liebhaber verleiteten, das ganze Werk zu zerreißen, um einiger Kupfer habhaft zu werden.

Die Existenz dieses Kodex war schon länger bekannt, und Mai gibt dieses Fragment nur auf Antrieb seiner berühmten Amtsgenossen heraus. Er trennte zu diesem Ende das Seidenpapier von den Pergamentblättern, und entdeckte so die Homerischen Verse. Er bemerkte die Varianten derselben, und ordnete die Fragmente nach der Ordnung des Gedichtes selbst. Ein geschickter Kupferstecher arbeitete durch zwey Jahre an getreuer Kopirung der Abbildungen. Der gelehrte Herausgeber zeigt durch Vergleichung mit den Beschreibungen der alten Mythogrphen, daß die Gottheiten, als Jupiter, Juno, Minerva, Venus, Thetis, Apollo, Mars, Merkur, Iris etc., ferner die Priester und Helden, nämlich Agamemnon, Achilles, Ulysses, Nestor und Paris in diesen Abbildungen vollkommen dargestellt sind. Eben so sind die Wagen und ihre Führer, die Gebräuche bey den Gastmahlen, die Gesandten, die Athleten, die Opferer, die Künstler, die Dienstleute, die Kleider der Trojaner, die Waffenstücke der Griechen, ihre Art zu reiten, endlich die Städte, die Tempel, die Altäre, die Gezelte, Gefäße, Tische, Zepter, Sitze und Fußschämel meisterhaft abgebildet. In der Beschreibung dieser Gegenstände selbst findet er einen Beweis für den vorzüglichen Werth und das Alter dieses Kodex, dessen Entstehung er aus wichtigen Gründen in dem fünften oder sechsten Jahrhunderte sucht. Unter den Scholien fand Mai nichts Neues, als ein Fragment der Andro-

mache des Euripides, in welchem eine neue Person, die Amme, erscheint, über welche die Gelehrten noch nicht einig waren. Der Herausgeber theilt dieses ganze Scholium mit.

Im zweyten Theile seiner Einleitung handelt Mai von den übrigen Ambrosianischen Koderen des Homer, von den verschiedenen Auslegern dieses Dichters, und ihrer Aehnlichkeit mit den Auslegern Virgil's, von allem Merkwürdigen in den Scholien zur Odyssee, von den paraphrastischen und etymologischen Scholien und den Glossen, von der Uebereinstimmung der Ambrosianischen Scholien mit den schon gedruckten und mit den Glossarien, und von der Streitfrage, ob der Sammler der Scholien der Odyssee und jener der Scholien der Iliade eine und dieselbe Person sey. Er beschreibt dann die übrigen Ambrosianischen Kodere der Odyssee und Iliade, und führet mehrere Bruchstücke aus denselben an, er handelt von den verschiedenen Lesearten derselben, und zeigt die Art und Weise an, eine ausgezeichnet reiche Ausgabe Homer's zu veranstalten.

Dann fügt er noch einige Bemerkungen über die Uebersetzungen Homer's und die Bemühungen seiner Landsleute in diesem Fache bey, wo er auf die Uebersetzung der Iliade durch Monti und auf jene der Odyssee, an welcher Pindemonti arbeitet, Rücksicht nimmt.

Von den acht und funfzig Abbildungen, die hier erscheinen, stellen die drey ersten den Streit des Achilles mit dem Agamemnon vor, zwey andere den Raub und die Entführung der Briseis, zwey die Versammlung und das Gastmahl der Götter, die acht darauf folgenden gehören zu einer Schlacht. Nestor und Ajax, und der Rath der Griechen wegen ihrer Rückkehr sind auf zwey der folgenden Blätter dargestellt, auf vier andern erscheint eine Schlacht, und darauf in vieren der Tod des Patroklus und Euphorbus. Ein Blatt stellt alle Trojanischen Heerführer dar, andere Blätter den Zorn des mit Trojanischen Leichen gefüllten Skamander, Vulkan, der die Fluthen dieses Stroms mit Feuer zurücktreibt, die Annäherung der Griechen an Troja's Mauern unter dem Schutze ihrer Schilder, die Spiele beym Leichenbegängnisse des Patroklus, das Gefolge des Priamus, der hingeht, um die Leiche Hektors zu bitten, und die Reise des Priamus selbst in das Lager der Griechen. Auch das Titelblatt zieret ein schöner Kupferstich, auf welchem die Abbildungen berühmter, auf Homer und dessen Werke sich beziehenden Antiken zusammengestellt sind. Auf die Abbildungen und Homerischen Bruchstücke folgen im Werke selbst kritische Bemerkungen über dieselben, großentheils aus der Vergleichung mit andern Koderen und Ausgaben gezogen. Der Band schließt sodann mit den aus den Ambrosianischen Koderen gezogenen Scholien der alten Grammatiker über Homer's Odyssee. Im Anhange folgt ein noch nicht erschienenes Werk des Didymus von Alexandrien über die Maße, welche man bey Arbeiten in Marmor und Holz gewöhnlich anwendet.

Dell' istoria d' Italia antica e moderna, del Cav. Luigi Bossi dell' I. R. istituto delle scienze etc. con carte geografiche e tavole incise in rame. Milano 1819, *in* 8. *e in* 18. (*finora ne sono usciti volumi* 4.)

Eine allgemeine und gedrängte Geschichte Italiens war ein bisher noch nicht erfüllter Wunsch der Gelehrten. Der Verfasser, der sich

diesem so großartigen Unternehmen unterzieht, theilt die Geschichte Italiens in alter und neuer Zeit in sechs Epochen. Die erste begreift die Zeit vor der Gründung Roms, die zweyte die ganze römische Zeit, die dritte das Mittelalter bis auf Karl den Großen, die vierte die Periode von Karl dem Großen bis auf den Kostnitzer Frieden, die fünfte die folgende Zeit bis zum achtzehnten Jahrhunderte, und die sechste die weitere beynahe bis auf unsere Tage reichende Geschichte. Da bis jetzt nur vier Bände dieses Werkes erschienen sind, in welchen die Geschichte der Römer nicht einmal noch geendet ist, so läßt sich über die Ausführung des Ganzen wohl noch kein Urtheil fällen. Doch erlaubt das bisher Gelieferte, günstige Hoffnungen für das Folgende zu schöpfen. Dem ersten Bande schickt der Verfasser Notizen über die alte Erdbeschreibung, und eine gedrängte Auseinandersetzung der geographischen Systeme des Strabo, Plinius und Ptolemäus voraus. Als Ureinwohner Italiens nimmt er alle Völker an, von denen man nicht gewiß weiß, daß sie aus anderen Theilen der Welt nach Italien gekommen sind. Durch dieses System, welches Italien auch zu einer der Wiegen des menschlichen Geschlechtes macht, tritt der Verfasser in Gegensatz mit allen, welche in der Theorie vom Ursprunge des Menschengeschlechts sich streng an den Text der biblischen Bücher halten. Nebst diesem finden sich in dieser Urgeschichte Italiens manche neue Untersuchungen, als z. B. jene, wodurch der Verfasser das goldene Zeitalter mit seinen Ureinwohnern Italiens in Verbindung bringt; jene, wodurch er zu erweisen trachtet, daß die Pelasger aus Italien ihre Sprache nach Griechenland brachten; jene über die Fabel und das vorgebliche Reich des Phaeton, die Bemerkungen über die italienischen Städte, welche in den von den Griechen besetzten Provinzen noch vor Gründung griechischer Kolonien existirten; über die Geschichte des Italus und seine Identität mit Latinus; über die Art und Weise, die Geschichte des Aeneas und Askanius von den fabelhaften Zusätzen, die sie entstellen, zu reinigen; über die Erbauung Roms, die Bossi ausschließend den Lateinern zuschreibt, und mehrere andere interessante Gegenstände. Die römische Geschichte ist mit dem vierten hier erschienenen Bande bis auf den Anfang des jugurthinischen Krieges fortgeführt. Sie ist zwar aus den bekannten römischen Geschichtschreibern gezogen, hat aber doch durch viele kritische und philosophische Untersuchungen neues Interesse erhalten. Am Ende vieler Kapitel hat der Verfasser chronologische Irrthümer in den der Jugend gewöhnlich empfohlenen Geschichtbüchern in eigenen Noten berichtiget, welche zwar manchem Leser trocken scheinen mögen, aber doch von großem Nutzen, ja, man darf es sagen, ein Bedürfniß sind. Auch die Abbildungen verdienen allen Beyfall, wiewohl es des Verfassers Zweck nicht seyn mag, die ganze Geschichte in Abbildungen zu liefern.

Monumenti sepolcrali della Toscana, disegnati da Vincenzo Gozzini. incisi da Giovan Paolo Lasinio, sotto la direzione dei Sig. Cav. Benvenuti e L. de Cambray Digny, con illustrazioni. Firenze 1819.

Auf sieben und vierzig Kupfertafeln in Klein=Folio findet man in dem gegenwärtigen Werke durch Stich und Zeichnung gleich ausgezeichnete Abbildungen von merkwürdigen Grabmälern aus dem ganzen Gebiete des Großherzogthums Toskana, und des Fürstenthums Lukka. Bey vielen derselben zieht die Person, zu deren Andenken sie errichtet worden, bey

andern der Künstler, aus dessen Meißel das Denkmal hervorging, die Aufmerksamkeit mehr auf sich. Wir finden hier Grabmäler zweyer Päpste, Gregor X. und XIII., vieler Fürsten aus dem Hause Medici, mehrerer Gelehrten und Künstler, als des Michelangelo, Machiavelli, Galilei, Alfieri, Maffei, vieler Privatpersonen aus berühmten Familien nicht zu gedenken. Unter den Künstlern, die die Grabmäler verfertigten, erscheinen die berühmtesten Namen, unter den Alten vorzuglich Buonarotti, unter den Neuern Canova. Jede Abbildung hat als Text eine biographische Skizze der Person, und Bemerkungen über den Kunstwerth des Werkes bey sich. Man findet bey diesem schätzbaren Werke nur dieß auffallend, daß in der Ausführung zuweilen auf Werke von minder ausgezeichnetem Style mehr Fleiß verwendet worden, als auf die ersten Meisterwerke.

Französische Literatur.

(Aus dem Journal des Savans.)

July, August, September 1819.

Anciennes Poésies françaises, tirées du manuscrit 2253 *de la Bibliothèque Harleyenne au Musée britannique. London, from the Shakspeare press* 1818 *in* 4.

Als Wilhelm der Eroberer England unterjocht hatte, wandte seine schlaue Politik verschiedene Mittel an, um die französische Herrschaft sicher zu stellen. Eines der merkwürdigsten war die den Ueberwundenen auferlegte Verpflichtung, sich der Sprache der Ueberwinder zu bedienen. Er machte in dieser Sprache die Gesetze bekannt, nach welcher die Richter über Leben, Freyheit und Eigenthum seiner Unterthanen entschieden; er strafte zu Zeiten die Großen, die aus Verachtung oder Nachlässigkeit die französische Sprache, nun die Sprache des Hofes, der Regierung und der Gerichte geworden, nicht erlernten.

Erst Eduard der Dritte war es, der ihren Gebrauch vor Gericht und in den öffentlichen Verhandlungen aufhob.

Mehrere Werke der schönen Literatur waren in dieser Sprache verfaßt worden, wovon sich einige erhalten haben. Herr Abbé de la Rue machte mehrere Anglo-Normann'sche Dichter bekannt, deren französische Dichtungen noch im Manuscripte in dem brittischen Museum vorhanden sind.

Eine der Handschriften dieser berühmten Bibliothek, Nro. 2253 enthält eine große Anzahl in französischer Sprache geschriebener Aufsätze: die einen in Prosa, sind fast durchgehends Uebersetzungen aus der Bibel, die andern in Versen, bieten eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts dar.

Unter den Handschriften in Versen hat Herr Francis Cohen, der sich mit vielem Erfolge dem Studium der Alterthümer und der Sprachen des Mittelalters widmet, vier Stücke ausgesucht, und diese nur in einer Zahl von dreyßig Exemplaren drucken lassen, von welchen besonders zwey die Bekanntmachung verdienen, weil sie mit Begebenheiten in Beziehung stehen, welche von den Geschichtschreibern Englands entweder nicht gekannt, oder doch nicht beachtet wurden.

Diese vier Stücke sind erstens eine Klage, die Unterdrückungen betreffend, welche die Gerichte, genannt Justices de *Trayll baston* sich

erlaubten. Zweytens ein Fabliau, betitelt *le Jongleur de Ely*, *et le Roi d'Angleterre*. Drittens *le Dit de la Gageure*. Viertens *le Chant sur la mort de Symon de Montfort*, comte de *Leycester*.

Herr Raynouard, Verfasser dieser Anzeige im Journal des Savans, versichert, daß das unter Nro. 3 bemerkte Manuscript nur das eine Interesse der Kenntniß der sehr freyen Sitten und Darstellungsweise eines Zeitalters gewähre, wo die Schriftsteller die Kunst angenehmer Verschleyerung zu freyer Bilder und Ausdrücke entweder nicht kannten, oder für unnöthig hielten.

Das zweyte Stück enthält gegen vierhundert Verse, und gibt einen Begriff von der Art des Geistes, wodurch man damals bey Hofe zu glänzen suchte: der Minstrel erscheint vor dem Könige, der ihm ohne Unterlaß Fragen vorlegt, die dieser auf eine Weise, wodurch er einer bestimmten Erklärung ausweicht, beantwortet, und so den König zu immer erneuten Fragen nöthigt. — Ferner beklagt sich der Sänger, daß man sie immer dem Tadel blos stelle, man möge nun auf was immer für eine Art handeln. Dem König, welcher ihn frägt, wie er selbst dem Tadel entgehen könne, räth er, in allem das Mittel zu erhalten:

Ne devez trop encrueler 1)
Ne trop estre simple vers ta gent,
Mes vus porter meenement 2):
Car vosmeysmes savez bien
Que nule trop valt rien:
Qy par mesure tote ryen fra 3)
Ja prudhomme ne ly blamera,
Par mesure meenement
Come est escrit apertment
E le latyn est ensi:
Medium tenuere beati.

Der Tod Simons von Montfort, Grafens von Leycester wurde nach der Schlacht von Evesham, die am 4. August 1265 vorfiel, unter der Regierung Heinrich des Dritten geschrieben. Der Graf von Leycester war ein Sohn des berühmten Grafen von Montfort, dessen Name eine unglückliche Epoche der Geschichte Frankreichs zurückruft. In England angesiedelt, hatte Graf Leycester eine Tochter Heinrich des Dritten geheiratet. Im Jahre 1258 vereinigten sich die mißvergnügten Baronen, um eine Reform der Regierung zu bewirken. Der Graf von Leycester war an der Spitze derjenigen, welche den König den Vortrag, genannt Statuts et Expédients *d'Oxfort* zu unterschreiben zwangen 4). Als der König in der Folge darnach zu handeln sich weigerte, bekriegten ihn die Baronen; er verlor dir Schlacht von Lewes, und fiel mit seinem Bruder Richard und seinem Sohne Eduard in die Gewalt der Barone, die ein neues System der Regierung einführten, und es von dem Könige, seinem Sohne, und dem Parlamente im Jahre 1264 bestätigen ließen. Immer war Graf Leycester das Haupt dieser Partey der Barone; als aber Streitigkeiten unter ihnen entstanden, entwischte Prinz Eduard, versammelte ein Kriegsheer, und gewann den 4. August 1265 die Schlacht von Evesham, in welcher Graf Leycester und sein Sohn Heinrich fielen.

---

1) être sévère. 2) modérément. 3) fera.

4) Dieser Vertrag wurde auch la Mise d'Oxfort genannt. Mise heißt im Altfranzösischen so viel als Gutachten, Uebereinkunft.

Auf den Tod des Grafen Leycester ward das Lied gedichtet, dessen Refrain so lautet:

Ore est ocys
La flur de pris
Qui tant savoit de guerre,
Ly cuens Mountfort;
Sa dure mort
Molt en plora la terre.

Der Verfasser betrübt sich über das Unglück der Barone, die, indem sie England retten wollten, zu Grunde gingen. Er vergleicht den Grafen Montfort mit dem Erzbischofe von Canterbury, Thomas Becquet:

Mes, par sa mort
Le cuens Mountfort
Conquist la victorie
Come ly martyr
De Caunterbyr
Finist sa vie.
Ne voleist pas
Li bon Thomas
Que perist seinte eglise;
Ly cuens auri
Se combati
E morurt saunts feyntise
Ore est ocys etc.

Diese Verse geben einen Begriff sowohl von dem Geiste, in welchem das Lied gedichtet ist, als von dem Verdienste des in Hinsicht der Zeit und des Orts der Dichtung merkwürdigen Styls.

Die Klage über die Grausamkeit des Gerichtes, genannt *Trayll-baston*, ward unter der Regierung Eduards, Sohnes und Nachfolgers Heinrich des Dritten verfertigt.

Eduard, welcher behauptete, das Recht werde zu langsam und mit zu großer Nachläßigkeit und Parteylichkeit gehandhabt, setzte aus eigner Macht besondere Richter ein, welche mit großer Schnelligkeit die Kriminalfälle erledigten; diese Richter durchzogen die Provinzen. Es war bis jetzt nicht möglich, auf eine genügende Art das Wort *Trayll-baston*, das ihr Amt bezeichnete, zu erklären. Die Arbeiten dieses Gerichtes gaben oft Veranlassung zu mehr oder weniger gegründeten Klagen.

Das Stück, welches von den Ungerechtigkeiten dieser Richter handelt, hat drey und dreyßig Stanzen, jede zu vier Versen, eine ausgenommen, welche deren sechs hat. Alle Verse einer Stanze haben denselben Reim. Der Verfasser beklagt sich über die Aufstellung dieses Gerichtes:

Ce sunt les articles de Traylle-bastoun.
Salve le roy meismes, de Dieu eit 1) malesoun 2)
Que de primes 3) graunta 4) tiel commissioun
Qar en ascuns 5) des points n'est mie resoun.

Hier die letzte Stanze:

Cest rym 6) furt fet al bois desouz un lorer,
La chaunte merle, rufrinole e ere l'esperver;
Escrit estoit en parchemin pur mont remenbrer,
E gitte en haut chemyn qeum le dust trover.

Das Buch, welches diese vier Stücke enthält, hat kein Titelblatt noch Ueberschrift, der Name des Verfassers ist nicht aufgezeichnet; und les indications en notes sind nicht vom Verfasser, sondern der Heraus-

1) ait. 2) malédiction. 3) le premier. 4) autorisa. 5) aucun. 6) chant.

geber hat sie eingeschaltet, indem er sich bemühte, die Sprache des Zeitalters nachzuahmen.

Histoire de la république de Venise, par P. Daru, de l'Académie française. 7 Volumes in 8. Paris. Firmin Didot, 1819.

Graf Daru, von dem man sich, als Schriftsteller und Staatsmann, eine Geschichte erwarten durfte, in der Verstand, Scharfsinn und Gründlichkeit mit vortrefflicher Darstellung verbunden wäre, hat nicht blos diesen Erwartungen vollkommen entsprochen, sondern insbesondere den großen Vortheil geltend gemacht, den ihm die wichtigen Urkunden der ehemals geheim gehaltenen Archive von Venedig gewährten. Mit unermüdlicher Geduld und unausgesetztem Eifer durchsuchte er alle große Bibliotheken, und die Resultate seiner Nachforschungen geben seinem Werke einen Vorzug vor allen den zahlreichen früheren Geschichten Venedigs.

Die Veneter, ein Volk des alten Italiens, bewohnten den Landstrich zwischen den Julischen Alpen und dem Po an den Küsten des adriatischen Meeres. Bey den Einfällen der Barbaren in Italien, und vorzüglich bey Attilas Ankunft im Jahre 452 flohen sie auf mehrere kleine Inseln, welche die Mündung des Po bildet. Sie bestimmten sich anfänglich für eine Volksregierung; jede Insel ernannte jährlich einen Tribun, dem die Gerechtigkeitspflege übertragen, und der für seine Amtsführung der General=Versammlung verantwortlich war. Im Jahre 697 hielt man für nöthig, eine oberste Magistratsperson unter dem Namen Doge einzuführen. Bald wurde das Streben der Dogen, ihre Würde auf Söhne oder Verwandte zu übertragen, die Quelle von Eifersucht und Feindseligkeit, welche sich in den Familien vererbte. Um die Dogenwürde in einer Familie zu erhalten, gesellten sich daher die Dogen noch bey ihren Lebzeiten einen Sohn, Bruder u. s. f. als Amtsgenossen bey.

Die Insel Rialto, von mehreren kleinen umgeben, war die beträchtlichste. Der Doge Angelus Participatio ließ die Inseln durch Brücken mit einander verbinden, brachte sie im Jahre 809 in eine gemeinschaftliche Umfassung, und seitdem erhielt die Stadt den Namen Venedig.

Schon zu jener Zeit hatte der neue Staat gegen äußere Feinde zu kämpfen, denn Pipin und Karl der Große bekriegten ihn. Sein wachsender Handel, Ehrgeitz und das Bedürfniß der Selbstvertheidigung verwickelten ihn in Kriege mit den benachbarten Völkern. Mit der Macht Venedigs vermehrten sich die Anlässe zu inneren Zwistigkeiten. Diese, verbunden mit eigenem frommen Antriebe, bestimmten gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts den Doge Peter Urseolo I., heimlich seinen Pallast zu verlassen, und in einer Abtey nahe bey Perpignan als Mönch sein Leben zu beschließen.

Es war dieß das Benediktinerkloster zum heil. Michael zu Cossan. Man findet das Leben desselben in den Actis SS. ord. S. Benedicti sec. V. p. 885.

Eine Partey, welche Dominikus Urseolato bildete, um zur Dogenwurde zu gelangen, auf welche er, als ein Verwandter früherer Dogen Anspruch zu haben glaubte, veranlaßte ein Grundgesetz, welches verbot, bey Lebzeiten eines Doge den Nachfolger desselben zu benennen, und welchem Venedig die Beständigkeit seiner Regierung zu danken hatte.

Der Darstellung dieser Regierung widmet Graf Daru das ganze neun und zwanzigste Buch, welches durch viele hier das erstemal bekannt

gewordene Triebfedern dieser merkwürdigen Staatsmaschine, so wie überhaupt durch die Gründlichkeit der Behandlung von höchstem Interesse ist.

Sie bestand erstens, aus dem großen Rathe, der beständig war, aus den Gliedern bestimmter Familien, die in das goldene Buch eingetragen waren; zwischen sechshundert und tausend Bürger hatten auf diese Weise die oberste Gewalt: zweytens aus dem Rathe der Fünfhundert und neun, welcher ohne alle Verantwortlichkeit und mit Anwendung jedes ihm schicklich scheinenden Mittels für die Sicherheit der Republik sorgte, und zuweilen Beschlüsse des hohen Rathes aufhob, auch Dogen absetzte, und drittens aus den Staats-Inquisitoren, welche aus dem Rathe der Fünfhundert und neun genommen wurden, und vorzugsweise die Rechte derselben ausübten. Es gab überdieß Senatoren, Minister, Richter, Gelehrte, Civil- und Kriminal-Justiz-Beamte unter dem Namen der Fünf und vierzig. Die Befehle der Regierung wurden durch den Rath des Doge, der die Signoria hieß, in Vollzug gesetzt. Der große Rath vergab unmittelbar oder mittelbar die Ehrenstellen und Aemter.

Die Kreuzzüge wußten die Venetianer zur Beförderung ihres Handels und zur Vermehrung ihrer Macht zu benützen. Sie erhielten nach der Einnahme von Konstantinopel einen Theil von den Ueberresten des orientalischen Kaiserthums, und der Doge fügte seinen Titeln den eines Herrn von einem und einem halben Viertheil des römischen Reiches bey. Venedig hatte damals großen Einfluß in die Weltangelegenheiten, es führte viele und lange Kriege, legte Kolonien an, und verkündete öffentlich sein Recht zur Schiffahrt auf dem adriatischen Meere. Eine der schönsten Epochen in der Geschichte von Venedig ist ohne Zweifel jene von 1378 bis 1381, welche der Verfasser den Krieg von Chiozza nennt. Graf Daru füllet damit das ganze zehnte Buch, und schildert den Patriotismus und die erhabenen Gesinnungen der Venetianer in diesem merkwürdigen Kampfe der Republik gegen eine Ligue feindlicher Mächte, an deren Spitze Genua stand, mit solchem Feuer, daß dieses abgerissene Stück allein hinreichte, die vortheilhaftesten Begriffe von den historischen Talenten des Verfassers zu geben.

Die Einnahme von Konstantinopel durch Mahomed II., die wiederholten Einfälle der Franzosen in Italien, die Entdeckung von Amerika, und die Auffindung des Weges um das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Ostindien, hatten auf die äußere Politik und den Handel Venedigs den größten Einfluß. Genöthigt, bey den Unternehmungen Karl des Achten, Ludwig des Zwölften, und Franz des Ersten in Italien bald mit dieser, bald mit jener Partey in Bündniß zu treten, genoß endlich Venedig von 1540 bis 1570 ununterbrochenen Frieden.

Im Jahre 1618 gab die Staatsgewalt Venedigs Europa ein merkwürdiges Beyspiel einer großen Strafe, welche eine große Verschwörung voraussetzte.

Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte nahmen die Venetianer an den europäischen Angelegenheiten weniger thätiger Antheil. Beym Ausbruche des spanischen Successionskrieges wollten sie neutral bleiben, aber diese Neutralität war ihnen mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Der Passarowitzer Friede vom Jahre 1719 schien das Schicksal von Venedig festzustellen; denn seit dieser Zeit wurde das Gebiet der Republik nicht mehr verändert, und sie nahm auch an den späteren Kriegen über die Nachfolge in Parma und Toskana, und über die Succession Karl des Sechsten keinen Antheil mehr. Desto häufiger wurden aber

die Reibungen im Innern. Die Minister wurden vom Senate, der Senat von den Fünf und vierzig, und der Rath der Zehner mit den Staats-Inquisitoren von dem großen Rathe angegriffen. Diese Kämpfe verkündeten eine baldige Aenderung der Regierung. Unter solchen Umständen überraschte die französische Revolution die durch einen mehr als siebenzigjährigen Frieden erschlafften Venetianer.

Graf Daru beleuchtet alles, was auf diese Katastrophe, die Venedigs politische Existenz beendigte, Bezug hat, auf das Genaueste, und in Hinsicht auf diesen Theil der Geschichte ist sein Werk ganz neu.

Um den Werth dieses Werkes gehörig zu würdigen, und den Geist, in dem es verfaßt ist, darzustellen, mag man am füglichsten einige Hauptpartien der Geschichte besonders herausheben. So werde ich das Benehmen der Republik gegen den römischen Hof betrachten, eine getreue Darstellung des Kodex der Staats-Inquisitoren liefern, welcher hier zum ersten Male vom Verfasser bekannt gemacht wird, das Urtheil desselben über die Verschwörung vom Jahre 1618, welches von dem des Abbé von St. Real abweicht, prüfen, und mit meinen Ansichten über die Haupttheile dieses anziehenden Werkes schließen.

Das standhafte Benehmen der Republik gegen Eingriffe des römischen Hofes in Staatsangelegenheiten zu beweisen, sollen hier nur einige von Hrn. Raynouard aus des Grafen Daru Werke ausgehobene Thatsachen dastehen. Sixtus IV. wollte Venedig zwingen, in den Kriegen, die damals Italien zerrütteten, seine Partey zu ergreifen, und bedrohte es deßwegen mit geistlichen Censuren. Die Republik blieb standhaft, und der Papst erließ am 25. May 1483 eine Kirchenbann-Bulle, welche nebst andern Punkten auch diesen enthielt, daß alle Schuldner der Venetianer von ihren Schulden befreyt, und wenn sie dieselben ganz oder zum Theile bezahlten, dem Kirchenbanne unterliegen sollten; es wurde weiters Jedem erlaubt, die gegen Ferrara bewaffneten Venetianer zu überfallen, und, wer einen tödtete, sollte einen Ablaß aller Sünden dadurch erhalten. Venedig hinderte die Einführung dieser Bulle, appellirte gegen dieselbe an eine künftige Kirchenversammlung, und schlug diese Appellation selbst an die Kirchen zu Rom an. Die Waffen begünstigten die Republik, und sie schlossen einen vortheilhaften Frieden mit ihren Feinden. Der Papst starb aus Schmerz hierüber, und sein Nachfolger nahm das Interdikt zurück.

Derselbe Papst, Innocenz VIII. legte dem venetianischen Clerus die Entrichtung eines Zehenten auf, die Republik entgegen verbot den Geistlichen jede Zahlung, die sie nicht angeordnet habe. Der venetianische Clerus, aus Furcht, die Republik zu beleidigen, verfiel in den Kirchenbann, und der Papst wendete sich nun an die Signoria, welche die Erhebung des Zehenten gestattete.

Bey Gelegenheit der Kreuzzüge hatten die Päpste verboten, den Ungläubigen Waffen oder Kriegsbedürfnisse zuzuführen. Clemens V. dehnte dieses Verbot auf alle Handelsgegenstände aus, und untersagte unter Strafe des Kirchenbannes jeden Verkehr mit den Mohamedanern. Der angedrohten geistlichen Censur fügte er auch noch eine dem Werthe der Waaren gleiche Geldstrafe bey. Die venetianische Regierung kehrte sich nicht an diese Censuren: allein die Beichtväter verweigerten Sterbenden, die mit den Ungläubigen Handel getrieben hatten, die Lossprechung, und die Kranken wurden verhalten, über die bedeutenden Geldstrafen, die ihnen zur Last fielen, der apostolischen Kammer Rechenschaft zu geben. Sie machten Testamente zu Gunsten der Kirche mit Uebergehung ihrer Erben.

Johann XXI. schickte Nuntien, um diese Erbschaften zu erheben, mit dem Auftrage, die gesetzlichen Erben, welche nicht von ihren Ansprüchen abstehen würden, in den Kirchenbann zu thun. Die Republik befahl aber den Nuntien, Venedig zu verlassen. Einige für jene Zeit kühne Geister behaupteten laut, es sey keine Sünde, mit den Ungläubigen Handel zu treiben. Der Papst belegte jene, die dieses behaupteten, mit dem Kirchenbanne; er starb aber, ohne daß es ihm gelungen wäre, die Venetianer zur Unterwerfung, oder auch nur zu einem Vergleiche zu bewegen.

Die Streitigkeiten der Republik mit Paul V. wegen des von ihr erlassenen Verbotes, neue Kirchen und Klöster zu bauen, und liegende Güter an geistliche Corporationen fernerhin zu übertragen, und die unerschütterliche Festigkeit der venetianischen Regierung in denselben sind bekannt genug.

Urban VIII., aufgebracht gegen die Venetianer, ließ aus dem Saale des Vatikans die Inschrift wegnehmen, welche an die Dienste erinnerte, die sie Alexander III. geleistet hatten. Die venetianische Gesandtschaft verließ hierüber Rom, und die Spannung zwischen Venedig und Rom dauerte zehn Jahre, bis Innocenz X. die Inschrift wieder herstellen ließ.

Prüft man die politischen Einrichtungen Venedigs, und den Geist der Regierung, so muß man mit Schaudern die schrecklichen Hülfsmittel bewundern, deren man sich bediente, diese alte Aristokratie zu gründen und aufrecht zu halten.

Venedig hatte einen eigenthümlichen Adel. Da diese Stadt nie erobert ward, so konnte dort kein Recht aus der Gewalt herstammen; da die Stadt ursprünglich kein Land besaß, so konnte sich dort auch keine Lehnsherrlichkeit begründen: doch die durch den Handel aufgehäuften Reichthümer, doch das durch die Verwaltung großer Aemter, und durch den Besitz wichtiger Würden erlangte Ansehen hatten einen, dem in dem übrigen Europa bestehenden ähnlichen Adel begründet. Es ist bereits bemerkt worden, daß zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts der Doge Pietro Gradenigo eine Umwälzung zu Stande brachte, welche die oberste Gewalt in den vorzüglichern Familien koncentrirte, und erblich machte, daß der große Rath für permanent, und das Recht dort zu sitzen für erblich erklärt wurde. Damals wurden auch einige der andern Edlen berufen, im großen Rathe Sitz zu nehmen, und man ließ den Uebrigen, die damals noch nicht dort zugelassen wurden, die Hoffnung, daß auch sie einst dazu gelangen würden. Marino Bocconio, nachdem er das Volk aufgewiegelt, versuchte diese neue Ordnung der Dinge zu stürzen. Die Verschwörung wurde entdeckt, und in einem Zeitraume weniger Stunden ward Bocconio und seine Verbündeten verhaftet, zur Rede gestellt, verurtheilt und hingerichtet. Bey Gelegenheit einer Andern von den mißvergnügten Edlen gegen Gradenigo selbst gerichteten Verschwörung, ward der Rath der Zehner mit uneingeschränkter Macht gestiftet. Diese außerordentliche Magistratur sollte nur zwey Monate dauern, aber sie fuhr fort von Verlängerung zu Verlängerung zu bestehen, und bald mengte sie sich selbst in die Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte. Um den Edlen die Lust oder den Vorwand zu Verschwörungen zu benehmen, wurden alle alten patrizischen Familien, die nicht Theil an der Verschwörung hatten, in den großen Rath aufgenommen.

Die Einsetzung der Staats-Inquisitoren war eine der Einrichtungen, welcher Venedig die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe dankte, und die sie ohne Unterlaß auf Kosten der Privatsicherheit befestigte. Graf

Daru setzt die Zeit ihrer Errichtung in das Jahr 1454. Bis jetzt hatten die Geschichtschreiber den Wirkungskreis, den Umfang der Macht und die Form dieses furchtbaren Gerichtes entweder nicht gekannt, oder sie nicht zu entschleyern gewagt. Der Theil des Werks des Grafen Daru, der sich hierüber verbreitet, ist daher ein wahrer Gewinn für die Geschichte; es ist daher schicklich, hievon etwas weitläuftiger Rechenschaft zu geben:

Ein Beschluß des großen Rathes vom 16. Junius 1454 bevollmächtigt den Rath der Zehner drey seiner Mitglieder zur Ausübung der ihm selbst delegirten polizeylichen und strafenden Gewalt zu bevollmächtigen. Die Gerichtsbarkeit dieser drey Männer hat sich über Individuen jeder Art, Edle, Geistliche und Unterthanen, selbst ohne die Glieder des Rathes der Zehner auszunehmen, zu verbreiten, sie können die Strafe des Todes verhängen, öffentlich oder geheim, wenn die Stimmen der drey Mitglieder des Gerichts gleich lauten. Sie können mit den Geldern der Kasse des Rathes der Zehner verfügen, ohne irgend deßhalb Rechenschaft geben zu müssen, sie korrespondiren mit allen Vorgesetzten, Gouverneuren, Generalen zu Land und zur See, und ertheilen ihnen ihre Befehle. Sie sind befugt eigene Anordnungen zu machen, und diese nach den Umständen zu verändern. Diese Anordnungen waren von der Hand eines der Inquisitoren selbst, und blieben selbst ihren Sekretären unbekannt; es war verboten sie zur Ausfertigung solcher Anordnungen zu verwenden. Dieses schaudervolle Gericht hatte also eine legale Form, es war fortdauernd, seine Glieder waren temporär, ihre Macht unbeschränkt, die Vorschrift ihres Verfahrens zweifelhaft, die durch sie verhängten Hinrichtungen geheim. Ein Bürger verschwand, und konnte man muthmaßen, daß es auf Befehl der Inquisition geschehen sey, so zitterten Freunde und Verwandte, Erkundigungen einzuziehen. Waren die Inquisitoren selbst von jeder Verantwortlichkeit befreyt, so konnten sie nichts desto weniger vor ihrem eigenen Tribunal zur Verantwortung gezogen werden. Wenn zwey Inquisitoren ihren Kollegen vor Gericht ziehen wollten, gesellten sie sich einen Stellvertreter bey.

Von der außerordentlichen Sorgfalt, mit der die Venetianer die Staatsgeheimnisse bewahrten, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, wie man hinsichtlich des Francesco Buffo, genannt Carmagnola, General der Republik verfuhr. Seit acht Monaten bereits hatte der Senat entschieden, daß der General in Anklagestand zu versetzen sey. Eine ganze Nacht, als er selbst sich in Venedig befand, war der Berathschlagung über diesen Gegenstand gewidmet gewesen, dreyhundert Senatoren waren dabey gegenwärtig; dennoch ließ man ihm das Kommando, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, bis er, einige Monate später nach Venedig zurückberufen, dort gefangen genommen, verurtheilt, und auf dem Markusplatze hingerichtet wurde.

Der Verfasser hat seine Geschichte von Venedig in vierzig Bücher getheilt. Vorzüglich anziehend wird man das vierte und fünfte Buch finden, wo der Verfasser die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer, und die Folgen dieser großen Begebenheit erzählt; das sechste, welches herrliche Bemerkungen über die Regierungen Italiens im vierzehnten Jahrhunderte enthält; das zehnte, betitelt: Guerre de Chiozza; das neunzehnte, in Beziehung auf den Handel und die Marine der Venetianer; das neun und zwanzigste über die Streitigkeiten der Republik mit Paul dem Fünften; das ein und dreyßigste welches die Verschwörung im Jahre 1618 erklärt; das fünf und dreyßigste, welches ein Gemälde der Republik zu Ende des

letzten Jahrhunderts liefert; das sechs- sieben- und acht und dreyßigste, welche die verhängnißreiche Epoche vom Anfange der französischen Revolution bis zur Auflösung der venetianischen Republik liefern; das neun und dreyßigste, welches insbesondere die Regierungsform entwickelt, und das vierzigste, dem Gemälde der Wissenschaften, der Literatur und der Künste Venedigs gewidmet.

Ueberall bemerkt man mit Vergnügen, daß der Verfasser in seinen Betrachtungen, in seinem Style jene Würde und Freymüthigkeit sich bewahrt, welche der Gegenstand erfordert, daß er nach seiner Einsicht und vollen Ueberzeugung geschrieben.

Fünf Bände enthalten die eigentliche Geschichte, zwey Bände enthalten die beweisführenden Stellen, und die Aufzählung der zahlreichen Handschriften, die der Verfasser zu Rathe zog. Endlich erleichtern mehrere geographische und topographische Karten das Verständniß der Darstellungen, und schenken dieser großen und schönen Arbeit einen neuen Werth.

Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples, composés et dediés à l'Empereur Aléxandre par M. le Comte Grégoire Orloff, senateur de l'Empire de Russie; ouvrage orné de deux cartes géographiques, publié, avec des notes et additions, par Amaury Duval, membre de l'Institut. Paris, chez Chasseriau et Hécart 1819. *in* 8. 2 *Vol.*

Memoiren entwickeln oft nur eine einzelne Epoche, oder eine Sammlung historischer Einzelnheiten, Graf Orloff gibt aber in diesem Werke eine methodische vollständige Geschichte des Königreichs Neapel. Die erste Abtheilung liefert einen Abriß der Geschichte dieses Landes von den entferntesten Zeiten bis auf unsere Tage. Die zweyte hat die Gesetze und die Form der Regierung während der verschiedenen Epochen seines Daseyns, die ersten siebzehn Jahre des neunzehnten Jahrhunderts mitbegriffen, zum Gegenstande. In der dritten beabsichtigt der Verfasser den Stand der Literatur bey den Neapolitanern, sowohl im Alterthume als im Mittelalter und in den neueren Jahrhunderten darzustellen. Die zwey jetzt erschienenen Bände enthalten nur die erste dieser drey Abtheilungen; doch läßt der Beyfall, den sie finden, die baldige Erscheinung der folgenden Abtheilungen erwarten. Der Herausgeber, Hr. Amaury Duval, hat selbst mehrere Jahre im Königreiche Neapel gelebt, und dessen Geschichte so wie dessen Literatur und politische Einrichtungen studiert; seine eigenen Beobachtungen, Bemerkungen und gesammelten Nachrichten lieferten ihm hinlänglichen Stoff zu Zusätzen, die er dem Werke des Grafen Orloff beyfügte; sie nehmen in diesen zwey ersten Bänden mehr als zweyhundert Seiten ein. Sie sind vom Texte gesondert, unterbrechen nie die Lectüre, und geben Darstellungen von Einzelnheiten, welche der Plan des Verfassers nicht zuließ, oder nicht umfassen wollte.

Graf Orloff hat aber deßhalb keineswegs etwa nur einen oberflächlichen Abriß der Geschichte Neapels gegeben: die Thatsachen sind mit Scharfsinn gewählt, und mit Geschicklichkeit aneinander gereiht, die Darstellung ist immer klar, anziehend und unterrichtend. Vom ersten Hauptstücke anzufangen, wo es sich um den Ursprung der Völker, die noch vor der Herrschaft der Römer den Erdstrich, der heut zu Tage das Königreich Neapel heißt, bewohnten, sieht man, daß der Verfasser aus den Quellen der Geschichte selbst zu schöpfen, auf den Grund der Sagen zu dringen, und wahre Schlußfolgen zu ziehen versteht. Zur Epoche ge-

langt, wo dieser Theil Italiens sich unter das Joch der Römer beugte, überschreitet er mehrere Jahrhunderte, und versetzt sich in jenes des Einfalls der barbarischen Volker. Dieser Zeitpunkt der Römerherrschaft würde in der That keine neapolitanischen Annalen, sondern nur Auszüge aus der Geschichte Roms liefern. Das einzig der Untersuchung werthe wäre die Art, wie Neapel damals regiert wurde; der Verfasser will aber diesen Gegenstand in der zweyten Abtheilung seines Werkes bearbeiten. Vielleicht ist es nicht sehr vortheilhaft, auf diese Weise die Erzählung der Thatsachen von dem Gemälde der Verwaltung zu trennen, denn diese beyden Arten historischer Nachrichten müssen sich wechselseitig aufklären, und bleiben eine ohne die andere unvollständig; man wird aber hierüber besser urtheilen können, wenn einst die Folge dieser Memoiren vorliegen wird.

Kritische Bemerkungen, die wir über die Behandlung dieser Geschichte machen könnten, würden weder sehr wichtig noch sehr zahlreich seyn. Wir wissen nicht, ob der Verfasser, indem er von Wilhelm dem Bösen, und von dessen Sohne, der ihm 1166 folgte, spricht, nicht auf diese ihnen allgemein beygelegten Beynamen zu großes Gewicht legte. Gewiß hat der erste wichtige Vorwürfe sich zu schulden kommen lassen; es wäre aber zu untersuchen gewesen, ob die geistlichen Schriftsteller sie nicht zu sehr übertrieben. Wilhelm, dem der Papst Adrian IV. viele Feinde in- und außerhalb beyder Sicilien erregt hatte, hatte das Unglück, fast alle seine Staaten zu verlieren, und den Fehler, sie wieder erobert zu haben. Außer langen Unannehmlichkeiten, hatte er sich vor dem Papste zu demüthigen, und erhielt diesen Namen des Bösen, der ihm noch in der Geschichte geblieben ist. Im Gegensatze mit ihm ward sein Nachfolger, der Kirchen erbaute und bereicherte, die Kreuzfahrt gegen Saladin und den Papst Alexander III. gegen Friedrich Barbarossa unterstützte, den Namen Wilhelm des Guten; und wir gestehen, daß er seine Regierung mit einigen Beweisen der Güte des Herzens begann, die diese Benennung rechtfertigen konnten. Wenn aber Graf Orloff ihn als einen jener trefflichen Fürsten bezeichnet, welche die Vorsehung eigens deßhalb schuf, um die Verbrechen ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, die Völker zu trösten, und sie aus der Unterdrückung des Elends wieder empor zu heben, so finden wir in dieser Betrachtung und in den beyden Stellen, zwischen welche sie eingeschoben ist, nicht jene sichere und urtheilsvolle Kritik, welche dem Verfasser sonst eigen zu seyn pflegt.

Was über die zwey Königinnen Johanna, Masaniello, den Herzog von Guise gesagt wird, scheint uns Beyfalls werth. Mehrere Leser werden größeres Interesse an der Epoche nehmen, die in den letzten dreyßig Jahren eben vorüber ging. Die Schwierigkeit des Gegenstandes vergrößert das Verdienst des Verfassers, der ihn mit so vieler Mäßigkeit und Klugheit zu behandeln wußte.

Die übrigen Bemerkungen und Zusätze des Herrn Amaury Duval machen die neapolitanischen und auswärtigen Schriftsteller bekannt, welche die Geschichte Neapels schrieben; über ältere und neuere Sitten dieses Landes ist in diesen Anmerkungen manches, was in dem Werke selbst nicht Platz fand, entwickelt. Besonders ausgezeichnet ist die Darstellung der Einrichtungen der Normannen und der Feudalregierung im südlichen Italien; über den Tod Conradins und die sicilianische Vesper sind sehr interessante Züge beygebracht. Manchmal fügt der Herausgeber seinen eigenen Bemerkungen jene verschiedener italienischer und französischer

Schriftsteller bey, welche zur Aufklärung der Begebenheiten dienen kö
ten, nirgends versäumt er dasjenige, was das Werk des Grafen Orlo
vervollständigen, und es zu einer eben so mannigfaltigen als unterricht
den Sammlung machen konnte.

Die dreyzehn letzten Zusätze des Herrn Amaury Duval be
hen sich auf die Vorgänge zu Neapel seit dem Jahre 1788. Sie s
eine Sammlung wichtiger und merkwürdiger Thatsachen, die größtenth
nicht bekannt waren, und die dazu beytragen werden, einiges Licht a
die Unglücksfälle unserer Tage zu werfen. Herr Duval gesteht, es
beynahe unmöglich, daß nicht einige Unrichtigkeiten in seinen und des G
fen Orloff Darstellungen untergelaufen, und bemerkt, daß man auch
dem Streben nach der größten Unparteylichkeit dennoch oft die noch
benden Theilnehmer großer Ereignisse beleidigen müsse, er bestrebte s
wie der Verfasser, dessen Memoiren er herausgab, wahrhaft zu seyn, o
jemandens Interesse oder selbst dessen Eitelkeit zu nahe zu treten.

Die zwey Karten, womit das Werk geziert ist, stellen den al
und den jetzigen Stand des Reiches dar. Sie sind in Neapel von
regni gezeichnet, Barbié du Bocage hat die Fehler verbessert und
Stich geleitet. Diese Karten begreifen aber nicht Sicilien, von w
chem im Werke immer nur dann die Rede ist, wenn die Geschichte die
Insel mit jener Neapels in Verbindung tritt.

Zweytes Bruchstück einer Vor-Eschenbachische Bearbeitung des Titurel.

Bekannt gemacht von Julius Max. Schottky.

Ohne auf den anerkennenden Dank des größten Theiles der Mit
benden besonders rechnen zu können, hat es sich eine nicht unbedeutend
Zahl deutscher Geschichts- und Sprachforscher seit etwa dreyßig Jahr
nach Kräften angelegen seyn lassen, auf halb- oder bereits ganz verscholle
Ueberreste alt-vaterländischer Literatur aufmerksam zu machen. Dem z
Folge wurde die Kenntniß heimischer Wissenschaft und Kunst bedeutend g
fördert, und ein Schatz bisher ganz unbekannter Hülfsquellen aufgeth
die den Jahrhunderten des Mittelalters die trockne Roheit in sofern ei
germaßen benehmen können, als sie doch auch das, wenn gleich einz
stehende Streben der Vorzeit nach höheren Zwecken in Leben und K
deutlich erkennen und nachweisen lassen. Dieses Streben tritt in kein
altdeutschen Dichterwerke mehr hervor, als in dem wahrhaft herrlich
Titurel des Wolfram von Eschenbach, der bis jetzt nur
Wenigen näher gewürdiget werden konnte, da seine höchst fehlerhafte,
der Hand einzige Ausgabe vom Jahre 1477 dem richtigen Verstehen
unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, und, dieß abgerechnet,
keine altdeutsche Poesie schwieriger zu erklären ist, als eben der Tit
Eine sogenannte Vor-Eschenbachische Bearbeitung desselben
wir dem lebendigen Forschungseifer des um vaterländische Literatur
verdienten Herrn Bibliotheks-Custos, B. J. Docen zu München
reits seit geraumer Zeit zu danken. Je meisterhafter Herr Docen
Entdeckung erläuterte, um so lebhafter mußte ich wünschen, daß
geneigt seyn möchte, ein ähnliches, auch in vierzeiligen Strophen
tetes Fragment des Titurel herauszugeben, das ich aus einem

der hiesigen Ambraser Sammlung vor mehreren Jahren abgeschrieben, und ihm zur Bekanntmachung übersandt hatte. Obgleich Herr Docen, durch wichtige Geschäfte abgehalten, dieß ablehnte, so erfreue ich mich doch von demselben sehr interessanter Bemerkungen darüber, die ich der Dichtung selbst als Einleitung und Fingerzeig voranstelle. Gern würde ich Anmerkungen dem Original=Texte beyzufügen gewagt haben, wenn ich (bey der Schwierigkeit der Sache und augenblicklichem Mangel an Zeit) nicht befürchten müßte, allein das zu wiederholen, was von den Herren Docen, W. A. von Schlegel, Büsching, Grimm und Benecke bereits trefflich gesagt ist. Ich weise demnach auf die Bemerkungen dieser Gelehrten zurück, und liefere hier das Bruchstück selbst ohne Erläuterungen, wodurch auch so noch Allen zu neuen Aufklärungen über den Titurel, ein bisher ungekanntes Hülfsmittel dargeboten wird.

»Als im Jahre 1810 die Bruchstücke einer sogenannten Vor=Eschenbachischen Bearbeitung des Titurel erschienen, zeigte sich nicht die geringste Hoffnung, außer der Münchner Handschrift noch irgend eine andere alte Kopie dieses früheren Textes wieder ausfindig zu machen. Noch weniger war zu vermuthen, daß, was seitdem wirklich erfolgte, ein Theil jenes uralten Gedichtes in einer Abschrift aus der Zeit Kaiser Maximilians I. uns aufbehalten sey. Die erste Nachricht hierüber wurde in Büsching's wöchentlichen Nachrichten I, 390 mitgetheilt; durch Herrn Jul. Schottky erhielt ich sodann eine Abschrift dieses in einem Manuscript der Ambraser Sammlung in der kaiserl. Bibliothek zu Wien erhaltenen Fragments, welches dort ein kaum zu Ende geschriebenes Folio=Blatt einnimmt; möglich deßhalb, weil demjenigen, der diesen Band für Maximilian I. besorgte, das alte Gedicht viel zu unverständlich vorkam; denn schwerlich dürfte man damals ein so kurzes Bruchstück einer erneuerten Abschrift werth gehalten haben.« —

»Der Anfang ist gerade so, wie in den Münchner Blättern: Do sich der starche Tytorel nicht (moht) gerüeren ꝛc. Die letzte Strophe ist die 61ste des Münchner Fragments, welches freylich weit länger ist, da es 164 solcher Strophen enthält. Daß, ungeachtet des gleichlautenden Anfangs, das Wiener Bruchstück nicht etwa aus dem Münchner Kodex oder einer mit ihm übereinstimmenden alten Kopie abgeschrieben worden, ist daraus klar, daß jenes sechs Strophen enthält, die in dem von mir herausgegebenen Texte gar nicht vorkommen. Die Versetzungen sind noch auffallender in dem Wiener Fragment, aber dort zum Theil angezeigt. Die folgende Angabe, wie die Reihe jener 61, oder vielmehr 68 Strophen zu unserer gedruckten Ausgabe des alten Titurel sich verhält, wird dieses deutlich ausweisen. Noch bequemer würden wir diese Vergleichung jetzt anstellen, wenn ich in jener Ausgabe, mit wechselnder Schrift, diejenigen Strophen, welche der alte Druck der späteren Bearbeitung mehr enthält, gleich mit eingefügt hätte; denn die Vorbilde eben dieser siebenzeiligen Strophen finden sich zum Theil in dem Wiener alten Texte wieder. — Die Zahlen sind die der Ausgabe 1810; durch ihre abweichende Folge ist die Ordnung der Gesätze des Wiener Fragments angedeutet.«

»1—6. 7. 9. 10. 8. 11. 12. Einige Strophen, die nun folgen, gehören gar nicht hieher; s. unten nach 47. 13—21. 24. 22—3. 25. 28. 26. 27. 29. Die nun bey mir fehlenden Strophen sind allemal mit einem Sternchen bezeichnet:

* Das kint sprach, liebes väterlein du hayß mir gewinnen —

* Wol mich so werdes kindes, das ist also versunnen —

30. Kyotes kint Sigaune —

* Was man an rainem weibe sol ze gantzen tugenden messen —

* Nu süllen wir gedencken Hertzelauden der rainen —

31. Die magtumliche witbe —

* Nu höret frömde wunder von der maget Sigaunen —

32—47. Nach dieser letztern Strophe steht die Erinnerung: »Die drey (hienächst folgenden) leunt (Lieder) suche vor des nach dem Leunt (12): sust was der starche Tyturel.« Hierunter sind nämlich jene, oben nach Strophe 12. folgenden Gesätze gemeint, deren jedoch mehr als drey sind, viz:

* Jr schämliche zucht vnd der (dev) art ir geschlachtes — (die dritte Zeile fehlt.)

48—50; und von Strophe 51. nur: Der süessen Tschyonatulander genante — Alle sein gen e dikeit mit grosser sorge in ....; worauf sodann Strophe 13. folgt.

Die bemerkte unvollständige Strophe 51. steht nun nach jener Erinnerung von neuem, ohne Lücke, und der Text geht in folgender Ordnung fort:

51—59. 62. 60. 61; mit welcher Strophe das Manuscript auf die gleich anfangs angegebene Art abbricht.

Ueber die Abweichungen der beyderseitigen Texte wird der vollständige Abdruck des Wiener Fragments die genügendste Auskunft darbieten. Die Ambraser Abschrift ist aus einer uns weit näher liegenden Zeit, hat also die gewöhnlichen Fehler und Mängel der neueren Kopien; aber sie ist aus einem anderen, und vollständigeren Manuscript entnommen, und verdient deßhalb, bey einem so wichtigen Denkmale altdeutscher Poesie, neben der Ausgabe des größeren Münchner Bruchstücks, einen genauen, buchstäblichen Abdruck.

B. J. Docen.«

---

1. Do sich der starche Tytorel nicht gerüeren,
da getorst er wol sich selben mit die seine in sturme gefüeren;
seyt sprach Er im alter, »ich lernne,
daz ich den Schilt mues lassen, des vhlag ich ettwen schone vnd gerne.

2. Mocht ich getragen Wappen, so sprach der genente,
des mues der lufft sein geeret von spers krache aus meiner hennde,
die spreyssen geben schatten vor der sunnen,
vil Zimmere ist auf helme von meines schwertes egke enprunnen.

3. Ob ich von hoher mynne ye trost empbienge,
vnd ob der suessen mynnen clam ye genade an mir begienge,
ward mir ye grus von mynneklichem weibe,
das ist nu gar verwildet meinem senenden, clagenden leibe.

4. Mein selikait, mein keusche, mein syn vnd all mein stete,
vnd ob mein hannt mit gabe oder in sturme ye hohen preys getete,
das mag nicht mein hohe art verderben,
Ja mues all mein geslecht ymmer ware mynne mit trewen erben.

5. Ich wayß wol, wen weyplich grüessen empbahet,
daz keusche vnd stete dem hertzen ymmer nahet,
der Zwey kunnen sich da nicht zuriern,
wann mit dem tode allaine, annders kan das niemant da geyrren.

6. Do ich den gral emphie von der corscheffte,
die mir der Engl heer empot mit seiner hohen creffte,
da vant ich geschriben allen mein orden,
der gab was vor mir nie menschlicher hennde worden.

7. 7. Des Grales herre muess sein keusch vnd rain,
ey, suesser sun freymuntel, ich han nicht wann dich allain
meiner kinde behabet hie dem grale,
nu emphach den gral vnd des grales crone, mein Sun der liecht gemale.

8. 9. Nun got hat dich beraten auf vil werder kinde,
die sint hoch bey dem grale ain vil selig werdes yngesinde,
Anphortas vnnd Treffezzent der snelle,
ich mag geleben, daz Ir preys wirt ob allem preyse der helle.

9. 10. Mein tochter Throsiane in Ir hertzen besleusst
so vil der gueten dinge, daz Ir der welt an selden geneusset;
hertzenlayde hat denselben willen,
Urrepano de Tschyen lob mag der anndern lay nicht gestillen.

10. 8. Sun, du hast bey deinen teurn schildes ampt
geurbort so hurtikleichen, das dein manlich tat was vnuerklampt,
aus der Ritterscheffte mus ich mich ziehen;
nu were dich, Sun, allaine, mein crafft der wil vnns baiden emphliehen.

11. Dise rede horten Ritter vnd frawen,
sy mochten an dem Temphepse maniges hertzen iammer dick schawen,
die er offt bracht aus maniger herte,
Wenn er den gral mit seiner crafft vnd mit Ir hilffe ritterlichen werte.

12. Sünst was der starche Titurel worden der swache,
baide vvn grossem alter vnd von siecheite vngemache;

Freymutel besass da wirdicleiche
Ze Monsalvatsch den gral, das ist der wunsch ob Irdischem reiche.

Ir schämliche zucht vnd der art Ir geschlachtes
sy waren aus lautterlicher mynne erporn, der Zwang sy Ir rechtes,

— — — — — — — —

daz sy aussen an Iren claren leiben, vnd ynne an den hertzen verqualten.

48. Tschyonatulander mocht wol sein weyse
von maniger süessen potschafft, die frantzoser künigin Anphleyse
bey Im empote dem werden Enfweine;
die warb er, vnnd want vil dicke Ir senede noet: nu wennde auch die seine.

49. Tschyonatulander vil offt ward des ynnen,
vmb seinen Ohaym Gamuret wie wol er kunde sprechen kunde mit synnen,
vnd wie er sich von Chummer kunde schayden,
des Jahen im hie vil der taufpern diet, alssam taten dort die hayden.

60. Alle, die mynne pflegen vnd mynne an sich layten,
die hören von magtlicher sorge vnd von mannlichen arbaiten,
davon ich euch arbaite kunde
dem rechten, wolgemuten der durch liebe ye senende not befunde.

61. Der suessen Tschyonatulander genante,
alle sein genedikait mit grosser sorge in —

— — — — — — — —
— — — — — — — —

13. Dem waren seiner tochter Zwo von den iaren,
des sy gegen hoher mynne an freundes arm vol wachsen waren;
Thyosyanen mynne schone gerte

vil künige aus manigen lannden, des sy doch einen fursten gewerte.

14. Kyot von katbelanngen erwarb Thyosyanen,
schöner magt ward nie gesehen seyt noch ee bey Sünnen noch bey Mannen,
auch het Er maniger tugende genossen,
sein hertze was ye der coste vnnd der tat gegen preyse vnuerdrossen.

15. Sy ward im schone bracht vnd reichlich emphanngen,
der kunig Tampuntier, sein Brueder, kam auch ze katelangen,
vil reicher fursten vngezalte da waren,
so kostliche hochtzeit die gesach noch nieman in manigen iaren.

16. Kyot des Lanndes herre preys het erworben
mit milte vnd auch mit aller seiner tat. was vil vnuerdorben,
wo man Ritterlichen solte streiten,
vnd durch der weybe lon gezymmeret gegen tyost reiten.

17. Wann ye furste lieber weib, was der dolde
hertzenlicher wunne also die mynne an Jn baiden wolte;
Awe des nu nahet im sein trauren!
vnnser aller suesse mues ye zeiungst an dem orte sauren.

18. Sein weib Jn gewerte ze rechter Zeit eines kindes;
so mich got erlasse in meinem hause all solches ynngesindes,
daz ich also tewre muste gelten,
die weyl ich han die synne, so wirt sein von mir gewunst selten.

19. Die suesse Tschyosiane der klar vnd der stete,
gepar mit tode ein tochter, die vil selten hate,
an der wardt alle magtlich ere enstanden,
Sy phlag sovil der trewen, die man von Jr noch saget in manigem Lannde.

20. Sust was des fursten lait mit iammer vnderschaiden,
sein Junge tochter lebete Jr mueter tot, das het er an Jn baiden,
Thyosianem todt halff Jm aus porgen
die fleust an den freuden vnd ymmer mer gewin an den sorgen.

21. Da bevalch man die frawen mit iammer der erden,
sy muste ee gearomacet vnd auch gepalsempt schone werden,
darumb man lange mueste mit Jr peiten,
vil kunige vnd fursten komen dartzu der Leichlege an allen seiten.

24. Sugaune wart das kint genant in der tauffe,
die Jr vater kyot het vergolten mit vil teurem kauffe,
Wann er ward Jr mueter durch sy ane;
die sich der Gral ye zum ersten tragen lie, das was Thysiane.

22. Der furste het sein Lannd von Tampuntiere
seinem prueder dem kunige, den man hieß von Pelrapiere,
seiner tochter pat ers leyhen,
da begund er sich des swertes, vnd helmes vnd Schiltes vertzeihen.

23. Der Hertzoge Monsiles sach vil laide
an seinem werden Brueder, das was ein vil saurer augen wayde,
Er schied sich auch vor iammer von dem swerte,
daz Jr entweder hoher mynne noch tyoste nicht gerte.

25. Der kunig Tampuntier Sygaunen die klainen
Zu seiner Tochter fuerte; do kyot sy kuste, man sach da vil geweynen
Kondewiramus lag dannoch an der pruste,
Die zwo gespilen wuchsen, daz nie ward gesaget von Jr preyses verluste.

28. Da Tampuntier erstarb, vnd kardus der clare
in Brubars trug die crone, das was in dem funfften Jare,
daz Sygaune was all da behalten;
da musten Sy sich schaidn, die Jungen Zwo gespilen, nicht die alten.

26. Jn denselben Zeiten was Castis auch erstorben,
der het Hertelauden ze Montsalvatsch die claren erworben,
Anfuleis gab er der frawen schone
vnd kungrifalsch, ze den baiden trug sein haubt vor fursten die krone.

27. Kastis hertzelaiden nie gewan ze weibe,
der an Gamuretes arme lag mit magtumlichen leibe.
doch ward sy da frawe Zwayer lande,
des reichen Frimuntels kint, die man von Montsalvasch dar sande.

29. Die künigin Hertzelaude an Sigaunen dachte,
sy warb mit allen Irn synnen, daz mans Ir von Brübram dar prachte;
Condewiramius begunde haysse wainen,
daz sich der gesellesch at vnd der stete liebe vnder In solte verainen.

* Das kint sprach: liebes väterlin, du hayß mir gewinnen
mein schrein volle n tocken, wenn Ich zu meiner Mumen var von hynnen;
so bin ich zu der ferte wol berichtet,
es lebt manig ritter, der sich in meinen dienst noch verphlichtet.«

* »Wol mich so werdes kindes, das ist also versunnen,
got muß Kathelangen also heer freuen an dir lannge gunnen,
Mein sorge slaffet, so dein salde wachet,
vnd were swartzwalde hie ze lannde, er wurd ze Scheffen gar durch dich gemacht!«

30. Kyotes kint Sigaune also wüchs bey Ir Mumen,
man kos sy für der mayen plick, wer sy sach, bey Tunazzen plumen,
aus Ir hertzen pluete seld vnd ere;
nu lat Iren leib vol wachsen in der lobes Jar, ich sol Ir lobes künden noch mere.

* Was man an rainem w e i b e sol ze gantzen tugenden messen,
an Ir vil suessem l e i b e was des nindert hais groes vergessen,
sy rainer frucht gar lauter valsches ane,
der werden Tyosyanen kint, gleicher art die keusche iunge raine.

* Nu süllen wir gedencken Hertzelauden der rainen,
der kund Ir lob nicht krenken, mit warhait wil ich die lieben mainen;
sey vrsprung aller weiblichen eren,
sy kunde wol verdienen, daz man Ir lob müß in den Lannden meren.

31. Der Magtumliche witbe, das kint Frimuttelles,
Wer bey Ir Jungen Jaren sprach Frawen lob, da er hal nicht so helles,
lob daz für die verre in manige reiche,
vnz Ir werder munde ward verdienet vor konfoleis mit speren hurtikleiche.

* Nu höret frömde wunder von der Maget Sigaunen:
do sich Ir prüstel draeten vnd Ir rayd fal har begunde braunen,
da hueb sich in Ir hertzen hoch gemuete,
Sy begunde stoltzen vnd losen, vnd tet das doch mit weiplicher güete.

32. Wie Gamuret schied von Belacanen,
vnd wie wirdiclichen erwarb er die Swester Thyosianen,
vnd wie er sich enprach der Frantzosynne,
des wil ich alles gesweigen, vnd wil ew künden von magtumlicher mynne.

33. Der frantzosin Anfflisen ain kint wardt verlassen,
erporn aus fürsten kunne vnd von der art, das muesse sich massen
aller dinge dauon preys verdirbet,
wenn alle fürsten werdent geporn, Ir dhainer bas nach preyse wirbet.

34. Da Gamuret den Schilt emphie von Anphlysen,
der lihe Im dasselbe kint, das muessen wir noch preysen,
das erwarb sein ware kindes suesse;
er wirt noch diser abentheure ein herre, ich han recht, daz ich kint durch In gruesse.

35. Auch fur dasselbe kint mit dem Answine
hinüber über die haydenschafft zu dem Baruch ze Allexandrine,
Ze Waleis bracht er In herwider dannen;
Wo kindt genendicait erspehent, es sol sy helffen, obs ymmer gemannen.

36. Ain tail wil ich euch des kindes frucht benennen,
sein Ane der hieß Gurnemans von Brabays, kund Yser gertrennen,
des phlag Er zu der Tyost mit maniger hurte,
sein Vater der hieß Gruggri, der lag tot durch Tschoy de lagurte.

37. Nachte hieß sein mueter, Ekunares Swester,
des reichen Phalzgrauen, den man da nante aus der starchen Bebester;
selber hieß er Tschyonatulander,
so hohen preys erwarb bey seinen Zeiten nie ainer noch der ander.

38. Daz ich des werden Gurtzgrien sun nicht benante
vor der maget Zigaunen, das was des schult daz man Jr müter fande
aus der phlege von dem rainen Grale,
Jr gepurt sy zugkhet noch herfür, vnd Jr kunne das liecht gemale.

39. Alle Grales diet das sint die erwelten,
ymmer selig hie vnd dort an den stetten preys die erwelten;
Nu was auch Sigaune desselben samen,
der vnns von Montsalvatsch ward in die welt gesait, den da seit die halhafften namen.

40. Wo des samen icht ward bracht hin von dem Lannde,
der muste werden verhafft, an preise wann Jn fiel ain Schaur auf die schannde;
dauon kanuolays verre ist bekennet,
sy ward in maniger Zungen ye der getrewen haubtstat genennet.

41. Wol dir, Kanuoleis, wie man sprichet deine Stete,
von hertzenlicher liebe, der auf dir geschach nicht ze spate,
mynne hub sich da frue an zwayen kinden,
all der welt mochte nie Jr tumphait darunder pefinden.

42. Der stoltze Gamuret dise kind bey einander
in seiner kemmenaten zoch, Tschyonatulander
dannoch was nicht starch an seinem synne,
er ward doch seit beslozzen in hertzen not von Sygaunen minne.

43. Awe des sy sint noch ze tumb ze solher angst!
wo mynne wirt begriffen in der Jugent, die weret aller langest;
ob das alter mynne sich gelaubet,
dannoch wont der Jugent in Jr panden, mynne ist an cresften vnberaubet.

44. Awe, mynne, was taugt dein crafft vnder kinder?
ainer, der nicht augen hette, der mocht dich spüren ob Er gienge plinder,
mynne, du bist all ze maniger slachte,
alle schreiber kunden nicht erschreiben der deinen wunder art vnd dein achte.

45. Seit man den rechten münich in der mynne
vnd den waren Clausner wol beswert, sint gehorsam Jr synne,
daz sy laistent maniger ding doch kaume;
die mynne zwinget Ritter vnnder helme, die mynne ist vil ennge an Jr raume.

46. Mynne hat begriffen das schmal vnd das praite,
mynne hat hie auf erde haus vnd ze himel ist raine vor got Jr gelaite,
der mynne ist allenthalben, wan ze helle
die starche mynne erlampt an Jr creften, ist Zweiüel mit wancke Jr geselle.

47. Ane wanck vnd an Zweiuel die baide
was die maget Sigaune, vnd Tschynonatulander mit laide,
da was die starche liebe zügemenget;
ich saget euch von Jr kintlichen minne wunders vil, wann daz es sich lenget.

Die drey leunt suche vor des nach dem Leunt, Sunst was der starche Tyturel (sic). S. oben.

61. Der suesse Tschyonatulander genante,
alle sein genantekait mit grosser sorge in kaume gemante,
da sprach er: »Sigaune hilffreiche,
nu hilff mir, suesse maget, aus den sorgen, so tuest du hilffeleiche.

62. Ducisse aus Kathelangen, la mich geniessen,
Jch hore sagen, du seyest erboren von der art, die nie kunde verdriessen,
Sie weren wol gehilfflich mit Jr lone,
die ye kumerleiche not durch sy genade wurbe, desselben an mir schone.« —

63. »Beasamis, schoner freündt, sprich was du mainest
la horen, ob du mit züchten dich des willen gegen mir so vrrainest.

daz dein klagende pete müg[illegible]ruahen,
du wissest recht ain warhait, so solt du dich gegen mir nicht vergähen.«

54. »Wo genade wonet, da sol man sy suechen;
fraw, ich beger genade an dich, des solt du durch dein guete geruechen;
werde gesellikait die stet wol den finden;
wo rechte gnad nie gewan ze Rueme, wer mag sy da vinden?«

55. Sy sprach: »du solt dein trauren durch trösten da künden,
da man dir bas gehelffen müge, dann ich; annderst du kanst dich versünden,
ob du gerest, daz ich dir kumber wende,
Wann ich bin recht ain wayse meiner mage, Lanndes vnd leute ellende.« —

56. »Ich wayß wol, du bist Lanndes vnd leut grosse frawe,
des beger ich alles nicht, wann daz dein hertze durch die augen mich anschawe
also, daz es den kumber mein bedencke;
thue der mynne ir recht, ee der mynne vnns baiden die synne verkrencke.« —

67. »Wer so mynne hat, daz sein mynne ist gewere,
gegen ainem also lieben freunde, als du mir bist, der mag wol leben one swere,
wirt aber von mir genant ymmer mynne,
got wayß wol, daz ich nicht erkenne weder meinen verlust noch Ir gewynne.

58. Ist mÿnne ain Sy oder ein Eer, magst du mir mynne bedeüten,
vnd ist mynne ain sy, kumbt mir mynne, wie sol sy treüten?

můs ich behalten bey den tocken?

fleügt mynne vngern auf die hanndt durch die wilde, ich kan mynne wol locken.«—

59. »Fraw, ich han vernomen von frawen vnd von mannen,
mynne kan den iungen, den alten so schosslichen spannen,
daz sy mit gedanckhen sere scheusset,
sy triffet one wencken, das lauffet, kreuchet, fleüget oder fleusset« —

62. Da erkantest du, suesse mage, mynne wol von meren,
mynne ist an gedancken, das mag ich wol mit mir selben pebären,
des bezwinget es die starche liebe,
mynne stilt aus meinem hertzen freude vnd clare farbe, es entaugt ainem diebe.»

60. »Tschynonatulander, mich Zwingent gedancke,
Wenn ich dich nicht ensihe, so bin ich on freuden die krancke,
vntz ich dich aber taugenlich erplicke,

fünst trawe ich in der wochen nicht ze ainem male, es erget mir laider all ze dicke.« -

61. »So dorfft du, suesse maget, mich nicht fragen von mynne,
so wirt dir one frage wol kunt mynnen verlust vnd Ir gewinne;
sich, wie der mynne aus freude in sorge werbe,
thue der mynne Ire recht, Ee der mynne vnns baiden in dem hertzen verderbe.« —

Mit diesen Worten endet dieß Bruchstück. Nach dem letzten Verse ist noch ein leer gelassener Raum, auf welchem eben so wie durch's ganze Manuscript, die rothen Schreiblinien gezogen sind. Füglich könnten noch funfzehn bis sechzehn Verse darauf geschrieben seyn. Seite b des Pergamentblattes beginnt gleich oben eine zweyte altdeutsche Dichtung, mit diesem Bruchstücke in keiner Berührung stehend.

Die kaiserl. königl. Ambraser Sammlung, beschrieben von Alois Primisser, Custos am kaiserl. königl. Münz- und Antikenkabinette, und der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien [1]).

Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts haben fünf Primisser die ansehnliche Zahl tyrolischer Gelehrten und Künstler vermehrt: —

1) Mit zwey Steindruckblättern. — Wien 1819. — Im Verlage des Verfassers und in Commission bey J. G. Heubner. —

Cassian Primisser, Bibliothekar und Archivar des Cistercienserstiftes Stams, geboren am 14. April 1735 im vintschgauischen Dörfchen Prad, der Pfarre Agums, am Fuße der Ortlesspitze, Nebenbuhlerin des Montblanc, Korrespondent der gelehrtesten Männer seiner Zeit, insonderheit der Münchner Akademiker, Verfasser der handschriftlichen Historie seines Stiftes und weitläufiger tyrolischer Jahrbücher, ein Mann von Chrysostomus Hanthaler's unermüdetem Fleiße, und mit dem kritischen Geist der beyden Pete († 15. Dezember 1771). — Friedrich Primisser, Archivar und Sekretär des tyrolischen Guberniums zu Innsbruck, ein heller Alterthumsforscher und glücklicher Dichter im Tyroler Dialekt, durch seinen: »Friedrich mit der leeren Tasche,« durch seinen »Martin Sterzinger,« auch der vaterländischen Bühne nicht unbekannt († 1. März 1812) — sein Sohn Gottfried, Adjunkt des königlichen Reichsarchives zu München, durch die Freygebigkeit der baierischen Regierung, zu Göttingen und Heidelberg ausgebildet, am 26. September 1812 im sieben und zwanzigsten Lebensjahre, den lieblichsten Hoffnungen entrissen, Geschichtschreiber seiner Vaterstadt Innsbruck und ihrer vielen Denkwürdigkeiten, des Venetianer=Krieges von 1487 und jener übermüthigen Baronen von Rottenburg, Landhofmeister Tyrols, endlich wiewohl ohne Vollendung, der verhängnißvollen Regierung Ludwigs des Brandenburgers und Margarethens der Maultasche. — Johann Baptist Primisser, k. k. Rath, Professor der griechischen Sprache und Schloßhauptmann zu Ambras, seit den Zeiten des Stifters Ferdinand, wiederum der erste Ordner und Beschreiber der ihm anvertrauten Schätze. — Der Herr Verfasser des vorliegenden äußerst willkommenen Werkchens, ist der Sohn dieses würdigen Mannes, über dessen Verdienste Hormayer's Archiv nähere Kunde gab.

Einen gedrängten aber treuen Auszug glauben wir den Lesern vor Allem schuldig zu seyn, von einem Werke, welches die unerschöpfliche Fundgrube der Ambraser Schätze erst recht genießbar und lehrreich macht, welches die größten Erinnerungen wiedererwachender Wissenschaften und Künste, und staunenswerther Heldenkraft, im engen Umkreise vereinigend, dem Jahrhunderte der Medicäer vorzugsweise angehört, das uns auch einen Medicäer darstellt, den Erzherzog Ferdinand, und ein kleineres, aber deßhalb nicht geringeres Florenz und Ferrara, in Innsbruck und Ambraß.

Der Verfasser beginnt mit der Vorzeit der Burg Ambraß und mit den Begegnissen der Sammlung.

I) Ambraß, etwa ad umbras, wie es der schlechte Geschmack der Cinquecentisten, vielleicht (wiewohl verdienstlos) dennoch getroffen hat, war wohl in den Römertagen, die Citadelle Veldidenas, an der via Augusti, von Matrejum, über Masciacum ad pontes Eni nach Laureacum, nach des Ufer=Norikums Hauptort. — Späterhin war es die Hauptburg des Comitats der Andechser im Gebirge, namentlich der Linie von Wolfertshausen. — Heinrich der Stolze zerstörte es 1137 in der erbitterten Fehde mit ihnen, weil Graf Heinrich wider des Herzogs Willen zu Regensburg Bischof geworden (»dux — omnia *intermontana* devastat, castrum *Homeras obsidet et expugnatum incendit*,« sagt der Welfen Chronik von Weingarten.) — Den Andechsern diensteigen, erblühte ein eigenes adeliges Geschlecht von Ambras. — Als Herzog Otto von Meran, Pfalzgraf in Burgund, Innsbruck zur Stadt erhebt, als früherhin sein Bruder, Markgraf Heinrich von Istrien, der Theilnahme an König Philipps Ermordung,

durch Otto von Wittelsbach verdächtig und geächtet, sich des Zeitlichen abthut, und nach Rom pilgert, erscheint Ambras stets als einer ihrer Hauptsitze im Innthal: eben so auch in den Händeln Margarethens der Maultasche und ihres zweyten Gemahls, des bayerischen Prinzen Ludwigs des Brandenburgers, in den Geldnöthen Friedrichs mit der leeren Tasche und seines Sohnes des münzreichen und dennoch armen Sigmund, welcher letztere es auch seinen beyden Gemahlinnen verschrieb, der schottischen Eleonore Stuart und der sächsischen Katharine.

Aus den Händen der Pfandesinhaber, Herrn von Schurff, löste es um 1563 Ferdinand I. ein, und schenkte das schöne Schloß (zwischen der Hauptstadt Innsbruck und dem salzreichen Hall, auf anmuthiger Höhe gelegen, das frische, ernste Innthal von der Martinswand, bis zu den reichen Schwazer Berghalden, beherrschend und überschauend) mit seinen Wasserfällen und Teichen, Grotten und Brunnen, Gärten und Park, seinem zweyten Sohne Ferdinand, ihm von der jagellonischen Anna, Ungerns und Böhmens Erbin, auf der Flucht vor dem Wien belagernden Suleymann (1529) zu Linz geboren. — Der Prinz wider den schmalkaldischen Bund und wider die Türken kampfgerecht, war mehrmals schon den tyrolischen Ständen als Gubernator verheißen, doch die Böhmen, die ihn gleichfalls ungemein liebten, wollten ihn durchaus nicht entlassen. — Im Jänner 1566 ernannte Ferdinand zu Prag seinen Kammerdiener uud Liebling Johann von Guarientis zum Pfleger von Ambras und zog dann gegen Ungern, wo der große Suleymann den Helden Niklas Zrini aufs äußerste bedrängte, aber noch vor dessen glorreichem Fall das weit geehrte, weit gefürchtete Daseyn beschloß. — Erst seit dem Jänner 1567, als Ferdinand I. schon lange verstorben war, und Max II. regierte, blieb Ferdinand den Tyrolern für immer eigen. Allein schon am 3. März 1564 zu Prag hatte er Ambras wieder vergeben: »aus sonderlichen, hochbeweglichen, billigen Ursachen, der edlen Philippina »Welserin, sonderlich ihres in Ehren und Tugend Wohlverhaltens hal»ben, als eine gnädige Gab und Schankung.« — Mit den drachenbezwingenden Riesen Haymo und Thyrsus im nahen Wiltau, mit der in Stein verwandelten Frau Hütt, mit Herzog Mainhard's Alles niederwerfendem Herrscherſinn, mit der Maultasche, seiner Enkelin, mit dem Hostienfrevel des Oswald Milser, mit dem Reimspiel, wodurch, unter Acht und Bannfluch, in höchster Noth, Friedrich mit der leeren Tasche, zu Landek die Herzen erforschte, mit Maxens Abenteuer an der Martinswand, lebt vor andern die schwer geprüfte Liebe Ferdinands und der schönen Welserin, in Sage, Bild und Lied, am lebendigsten aber im Herzen des tyrolischen Volkes. — Diese Liebe ist der Gegenstand der seltsamsten chronologischen und realen Widersprüche gewesen, bis Hormayr in seinem Archiv und in der Urania auf 1818, die urkundlichen Daten zum ersten Male ans Licht gefördert hat. — Erlebten wir doch noch im laufenden Jahrzehende das Aergerniß, daß Reisebeschreibungen und Damen-Almanache, alles Ernstes die abgeschmackte Fabel wieder aufwärmten: »Der Papst und die tyrolischen Stände, jener ergrimmt über den Protestantismus der schönen Frau, diese, weil von ihr kein ebenbürtiger Nachfolger zu erwarten stand, hätten veranlaßt, daß ihr, während Ferdinand auf die Jagd weggelockt war, im Bade die Adern geöffnet wurden —, und noch zeige man zu Ambras die Stube, worin man der »Lutherischen!! zu Tode Ader ge-

lassen habe!?« — Es ist unsern Lesern gewiß nicht unwillkommen, hier wie noch nirgend, die betreffenden chronologischen Daten beysammen zu finden. — Philippine ward dem augsburgischen Senator Franz Anton Welser, Herrn des reichen Venezuela und wohl eines Dutzends Kriegsschiffe, von der Freyin Anna Adlerin von Zinnenberg 1530 geboren. — Ferdinand sah sie auf dem großen Reichstage zu Augsburg 1548, wo Karl V. seinen vollständigen Triumph über die schmalkaldischen Bundesverwandten feyerte, in seinem neunzehnten und Philippine im achtzehnten Jahre. — 1549, ward Ferdinand Statthalter Böhmens, 1556 kommandirte er in Ungern. Im Jänner 1557 wurde er durch seinen Beichtvater Johann von Cavalleriis, nachmaligen Domprobst zu Trient, heimlich mit ihr getraut. (In einer Urkunde vom 6. September 1576 sagt Er: »matrimonium legiti»mum de libera nostra voluntate, et consensu mutuo, per verba »de praesenti, secundum morem et consuetudinem *eo tempore non »insolitam*,« bezieht sich auf des Tridentiner Kirchenrathes Satzung über die heimlichen Heiraten.) — Am 15. May 1558 wurde der erste Sohn Andreas, nachmaliger Kardinal, 1560 der zweyte Karl, Markgraf von Burgau, geboren — 1561 am 6.—13. September fertigte Ferdinand I. die Urkunden der Versöhnung dieser, bis dahin mit seiner schwersten Ungnade verpönten Vermählung, die aber noch geheim blieb — 1563 wurde Ferdinand auf offenem Landtag zu Innsbruck den Ständen von seinem Vater als Gubernator vorgestellt. Der Kaiser starb am 25. July 1564, und Philippine, die bis dahin Freyin von Zinneberg genannt wurde, hieß in der Folge unter dem milden Maximilian allmählich (1567—1570) »Die durchlauchtige Fürstin und Frau, Markgräfin »zu Burgau, Landgräfin zu Nellenburg, Hohenberg« etc. — Die Regierung Tyrols trat Ferdinand erst nach des Vaters Tode an, sein feyerlicher Einzug zu Innsbruck geschah am Abende des 17. Jänners 1567. — Am 24. April 1580 starb sie nach längerer Kränklichkeit im funfzigsten Lebensjahre. Das Loos ihrer Söhne bestimmten die Verträge vom 11. Februar 1563, vom 30. März 1570, vom 20. May 1578, vom 6. Juny 1596, vom 21. Februar 1605, vom 21. Jänner 1608, und Rudolphs II. als Hauptes und Regierers des Erzhauses Genehmbrief vom 25. August 1606. — Zwey Jahre nach ihrem Tode vermählte sich Ferdinand der Mantuanischen Prinzessin Anna Katharina Gonzaga. — Ambras erbten ihre Söhne der Kardinal Andreas und Markgraf Karl, aber Ferdinand tauschte es wieder von ihnen ein gegen die Herrschaft Irmetzhofen auf dem Walde. Bis dahin waren die Anfänge der herrlichen Sammlung in der Innsbrucker Hofburg aufgestellt gewesen, wo der Prinz von Cleve sie bewunderte, dessen Reise Venandus Pighius auf uns gebracht hat. — Die Beylage III., ein Schreiben Ferdinands an den Grafen von Nassau von 1580 sagt: »wir geben Euch freindlich zu vernemen, daß wir ain guete Zeit her im »Werckh vnd noch vorhabens sein, nit allein vnserer Voreltern des Hauß »Osterreichs sonder auch anderer ansehnlichen Potentaten herrn »vnd Fürstlichen Personen Leibharnisch, wie sy dieselben, alß veldt »vnd khriegsherrn auch oberste in Khriegsleuffen vnd in veltzügen gefierdt; »gleichfalls auch derselben Conterfeturen zu vnseren Handten zu »bringen vnd also von gueter vnd ewiger gedachtnuß wegen in ainer vnse»rer Insonderheit dazu verordneten Rustkammer zu behalten, wie wir »dann derselben alberait ain guete Anzahl schon beysamen haben. »Des auch von vnderschiedlichen orten durch hohen vnd niedern standes Per-

»sonen geschickt worden. — — Sintemal wir bedacht sein, aller deren »Ritterlichen Potentaten vnd Personen Leibharnisch, Conterfetu»ren vnd wolbrachte Khriegsthaten, so wir also zu handen »bringen werden, nit allein zu vnserer Behelligkaidt vnd Freudt bey vns »zu gepürenden Ehren zu erhalten, sonder auch denselben vnd Iren nach»kumben zu sonder Lobwürdiger vnd ewiger Gedachtnuß, in ain Buch »zusammen ordnen, volgendts daselb in Trugg bringen; vnd alsdann »jedem so vns also zu diesem vnseren vorhaben und Werkh »gediendt, ain ganzes Exemplar davon zukommen zu lassen.«

Noch im Tode († 24. Jänner 1595) sorgte Ferdinand für die Herausgabe seines Ambraser Heldenbuches, durch Jakob Schrenk von Notzing, seinen Rath und Geheimschreiber. — Die Bildnisse der Helden erscheinen darin mit ihren Rüstungen, zur ewigen Bürgschaft ihrer Echtheit, gegen das schon so oft wiedergekehrte Unheil, daß, ohne solches Zeugniß, die Ueberreste großer Männer, gar bald aus geschichtlichen Denkmalen, blos altes Eisen wurden. — Dieses merkwürdige Buch, dessen vollständige Exemplare jetzt schon eine ungemeine Seltenheit geworden sind, mit hundert fünf und zwanzig Folio-Bildnissen, Sinnbildern und Schrifttafeln, von Johann Fontana gezeichnet, von Dominik Custos gestochen, erschien 1601 bey Agricola zu Innsbruck. — 1603 gab im gleichen Format mit denselben Kupfern, eine deutsche Uebersetzung Engelbrecht Noyse von Campenhouten, und 1730 Köhler zu Nürnberg wiederum eine in Quart. — Die Uebereinstimmung dieser Rüstungen mit jenen auf den Denkmünzen der Heroen, ist ein neuer auffallender Beweis ihrer Echtheit sowohl, als der sorgfältigen Genauigkeit der Schrenkischen Abbildungen.

Die Jahrbücher gedachten schon öfters jenes goldenen Alters für Wissenschaft und Kunst, unter und durch Ferdinanden und die schöne Philippine Welser und ihrer, durch halb Europa gepriesenen »Kunst und Wunder-Kammern!« (I. 50, II. 145, IV. A. B. 30, VII. 44 45.) Dieses Buch liefert die schätzbarsten Belege dazu. — Ferdinand kaufte des Grafen von Montfort berühmte, von allen Helden der italienischen Heereszüge Max I., Karls V. und Philipps II. zusammengebrachte Sammlung geschnittener Steine. Er hatte, wie einst Mathias Corvin, immer ein halbes Hundert geschickter Kopisten in den Hauptplätzen Italiens, in deutschen Hochstiftern und Klöstern entsendet. Wie fruchtbringend die Handelsverbindungen der Welser und Fugger in der Levante, für die göttlichen Ueberreste der hellenischen Vorwelt gewesen, ist ohnehin bekannt genug. — Die kaiserl. Hofbibliothek in Wien, das Kabinett der Münzen und der geschnittenen Steine erhielten den wichtigsten Zufluß aus den Schätzen von Ambras, jene durch Lambecius, mit beynahe sechshundert Handschriften und sechstausend gedruckten Bänden, als Leopold I. nach dem Erlöschen der tyrolischen Seitenlinie mit Erzherzog Sigmund Franz, dieß Land dem Hauptkörper der Monarchie vereiniget hatte, diese durch Heräus unter Karl VI. und unter Maria Theresia, aus Antrieb Duvals und Eckhels. — Ein halbes Hundert der herrlichsten Gemälde, vorzüglich aus den ältern italienischen Schulen, kam unter Theresien gleichfalls nach Wien. — Gerard von Roo, der berühmte Historiograph des kaiserl. Hauses, stand Ferdinands Bücherschatze vor.

Der kinderlose Markgraf Karl von Burgau trat 1606 Ambras und einige andere Güter für 170,000 Gulden an Kaiser Rudolph und die übrigen Prinzen des Hauses ab. Die Kunstkammer allein

wurde hier über 100,000 Gulden geschätzt, und gleich einem Hausgesetze verordnet: »daß die Rüst- Kunst- und Wunderkammern ganz und unverrückt beysammen bleiben sollen.« — Seither blieb auch die Herrschaft Ambraß und ihre Sammlungen immerdar unmittelbar landesfürstlich.

Der Tyroler tapfere Treue rettete 1703 die Ambraser Schätze aus den Gefahren des bayerisch-französischen Einfalles. Als 1796 — 1806 gleiche Stürme wiederkehrten, befand sich die Sammlung auf einer fast ununterbrochenen Wanderschaft. — In dem für die Tyroler noch mehr als 1703 ruhmreichen Jahr 1809, war das Schloß Ambras ein Hauptpunkt zwischen den Innbrücken von Innsbruck und Hall, und auf der Diagonale der Ellbögen-Straße, oder der kürzesten Kommunikation aus dem untern Innthale nach der Centralstellung des Brenners. — Aber die Schätze waren schon lange nicht mehr dort, Tyrol schon seit den ersten Novembertagen 1805 in Feindeshand. — Als der Preßburger Friede eben unterschrieben war, gab Hormayr die Anregung zur Rettung dieser Schätze als Privateigenthum des kaiserlichen Hauses, und Talleyrands und Berthiers Befehle an den Intendanten Staffard überlieferten selbe dem zur Uebernahme abgeordneten Abbé Neumann, des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets hochverdientem Direktor. — Dennoch sonderte Staffard die vorzüglichsten französischen Harnische davon ab, und sendete sie nach Paris, in dem falschen Wahn, seinem weltgebietenden Vaterlande, gleich wiedereroberten Fahnen, verlorne Trophäen zurück zu stellen!! — Wir vermissen hier dieser Rüstungen namentliche Angabe. Es waren folgende neun: Franz I. (keineswegs aber, wie nach ihrer Weise, die französischen Zeitungsnachrichten posaunten, jene, die er in der Schlacht von Pavia getragen, denn schwerlich hätte diese Karl V. eigens nach Oesterreich geschickt), des Connetables Karl von Bourbon, Heinrichs von Bourbon, Herzogs von Montpensier, Heinrichs Herzogs von Guise, Karls Herzogs von Mayenne, Annas, Franz und Heinrichs von Montmorency, Karls Gontaut Herzogs von Biron.

Die Sammlung erhielt nun im untern Belvedere zu Wien eine Stelle, ihrer würdig, wenn auch mit dem klassischen Boden von Ambras auf keine Weise vergleichbar, und im Laufe des letztverflossenen Jahres noch mehr beengt, durch ein Kunstwerk, dessen baldige definitive und angemessene Aufstellung, auch in dieser Rücksicht ungemein wünschenswerth ist, des großen Mosaikbildes des Abendmales von Leonardo da Vinci.

Als zwey historische Nebenmerkwürdigkeiten kommen auch noch vor, daß Ambras der Ort war, wo Wallenstein als Edelknabe des Markgrafen Karl von Burgau, im Fensterbogen eingeschlummert, zwey Stockwerke hoch niederstürzte, und ob des Wunders seiner Rettung tiefsinnig und katholisch wurde, ein Vorfall, sehr glücklich benützt in Schillers reichster und herrlichster Tragödie. Auch empfing Ambras (1618) des Kaisers Mathias trotzigen Günstling, den Kardinal Klesel als Staatsgefangenen, nachdem ihn die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian, im Vorzimmer des Kaisers durch die Obersten Breuner und Verdugo hatten greifen, und unter starker Bedeckung hinwegführen lassen. Auch das wollen wir hinzufügen, daß nach jenem berühmten Ueberfall Cremonas 1702 durch Eugen, der gefangene Marschall Villeroy nach Ambras abgeführt wurde.

II. Beschreibung der Sammlung. — 1) Rüstungen

und Waffen. Im Eingangssaale, die Turnierrüstungen und Harnische zu Pferde, in den vier folgenden die Rüstungen zu Fuß und die Gewehre. — Rüstungen zum deutschen Gestech, zum Schweifrennen mit eisernem Part und Rennhut, — zum wällschen Gestech (auch Dielen oder Paliarennen genannt), zum Rennen mit Wülsten und Tartschen, fest angezogen, zum Rennen unter dem Bund, Geschifftrennen, Feld- und Freyrennen ꝛc. — Des Mannes Rustung zum deutschen Gestech wiegt bey drey und siebenzig, zum Schweifrennen ein und achtzig Pfund, die dreyzehn Fuß lange Turnierlanze vierzehn Pfund. — Dazu hatte das Streitroß noch den Mann, das eiserne Geschirr, die schwere Decke, meist von Eisendrath, die Strohbauschen, Federbuschen, Riemen ꝛc. zu tragen.

Des Erzherzogs Ferdinand geschobener Hochzeitsharnisch, und sein überaus herrlicher schwarzer Prunkkuraß. — Gute Bemerkungen über die sogenannte, vorzuglich in Mailand und Venedig blühende Tauschier-Arbeit (im Eisen die Zeichnung tief einzugraben, und darüber mit geschlagenem Golde zu belegen, auch erhobene Bildwerke aus Eisen zu verfertigen, selbst Benvenuto Cellini arbeitete hierin, — Ghinello, Pellizoni, die Brüder Piccinini, die Gebrüder Nigroli, Karls V. berühmte Waffenschmiede ꝛc.). — Die Harnische Max I., Alexander Farneses, Kaiser Ruperts, — (des neun Schuh hohen Leibtrabanten Ferdinands, der große Bauer von Trident genannt). — Reitzeug und Kleidung des Großwesir Mehmed Sokolowitsch, alle zu Pferde.

In den Nischen der drey Rüstkammern, und zwar in der ersten die Harnische der Kaiser und Erzherzoge von Oesterreich, drey und dreyßig an der Zahl, von Albrecht I. an bis auf Sigmund Franz. Vorzüglich schön die beyden Küraffe Don Juans, — von andern berühmten Männern: Ferdinand der Katholische, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der Polenkönig Stephan Bathory, in Allem neun und dreyßig Harnische in dieser ersten Rüstkammer.

Aus der zweyten, welche deren neun und vierzig, nämlich von vierzig bis neun und achtzig zählt, bemerken wir: Karls V. Erzfeinde: Ulrich von Würtemberg, Philipp den Großmüthigen von Hessen, Johann Friedrich von Sachsen und den Absalon Moritz, — der ewig unruhige Heinrich von Braunschweig, um das Kreuz auf seiner Brust die bedeutungsvollen Worte: »Here mine, tidt steit in deinen Haenden. Eredde mi van den, de mi vorfolgen!« — Des Brandenburgischen Helden Albrecht Achilles ganz weißer Kampfharnisch mit eiserner Schürze und zierlicher Streitaxt, der Helm ein Habichtskopf, — Moriz von Oranien, — des Königsfelders goldener Harnisch, — die Erretter Wiens wider den großen Suleymann 1529, Graf Niklas Salm, Wilhelm Freyherr von Rogendorf, und ihr Zögling Pfalzgraf Philipp, — Georg und Kaspar von Freundsberg, fünf Helden vom Hause Hohen-Ems, drey Radziwil, drey Ranzow, Lazarus Schwendi, der Salzburger Erzbischof Matthäus Lang, Schärtlin von Burtenbach.

In der dritten (neunzig bis hundert fünf und dreyßig). Die Helden von Medicis, von Este, Gonzaga, Ursini, Bentivoglio, Fregoso, Ottavio und Alexander Farnese, Philibert von Savoyen, mit Egmont, Sieger bey S. Quentin, Andreas und Gianettino Doria, aus Venedigs Heldenzeit, San Severino, Micheli, Venieri, Barbarigo, Duodo, Astor Ba-

glione etc. Von den Heroen Karls V., außer den bereits genannten: der Herzog von Alba, Peskara, Leyva, Mondragone etc.

Außer den Rüstungen, Waffenstücke von Friedrich mit der leeren Tasche, Philipp dem Guten von Burgund, von dem bey Mohacs erschlagenen Ludwig, letzten Jagellonen in Ungern und Böhmen, von Franz I., Waffen des großen Marschalls Trivulzi, des ungrischen Leonidas, Niklas Zrini, Siegberts Grafen von Heister (sieghaften Beendigers der ungrischen Bürgerkriege, auch 1703 in Tyrol hochverdient), des schwedischen Marschalls Horn, — Skanderbegs, Draguts Reis, des großen Suleymann, die Hauptfahne, der Roßschweif, der Pusikan und Köcher des Großwesirs Kara Mustafa, 1683 beym Entsatze Wiens erbeutet. — Die Streitaxt Montezumas, Inkas von Mexiko, durch Ferdinand Cortez nach Rom verehrt, von dort an den Erzherzog Ferdinand.

Wie viel insonderheit die Geschichte der Künste und der Gewerbe, durch das vor uns liegende treffliche Buch gewinne? zeigen unter andern die Angaben über die erstaunenswerthe Gewehrkammer, — hier das Schwert Mathias Corvins, — die Armbrust Karls V., des mamelukischen Sultans, Kaitbais Streitbeil etc. — Die alte reichhaltige Terminologie der verschiedenen Waffengattungen, Hau- und Stichwaffen sowohl als Feuergewehre, die berühmtesten Waffenkünstler.

2) Gemälde und insonderheit Ebenbilder, — die berühmten ungeheuren Stammbäume des Erzhauses, ein schätzbares Denkmal der Sorgfalt Max I., wahrscheinlich aus derselben Quelle, wie der Babenberger Stammbaum im Klosterneuburger Kreuzgang, und die tabulae claustroneoburg, wenigstens theilweise von dem Domherrn Ladislaus Sundhaim, Maxens vorzüglichstem genealogisch- und archivalischem Emissär, — des »Königs Rudolph Decke,« die tyrolische Maultasche, — herrliche Bilder des ritterlichen Max und Mariens von Burgund, Karl V. und seine Schwestern als Kinder, die meisten Helden der Sammlung etc. — Der Entwurf zu Maxens Mausoläum zu Innsbruck (Jahrbücher VII. 38), seine eng damit verwandte Triumph- und Ehrenpforte, — die kleine Portraitssammlung, auch gegen tausend Stück und über zweyhundert Jahre alt, eine Folgereihe fast aller europäischen Souveraine der berühmtesten Feldherrn aller Nationen, vieler Gelehrten und Künstler. — Esther und Ahasver, unzählige Figuren, lauter Bildnisse, worunter Max, — des Erzherzogs Ferdinands Postritt nach Brüssel etc. etc.

Historische Gemälde und Landschaften, vorzüglich altniederländisch und altdeutsche Schule, wovon freylich das Ausgezeichnetste schon lange in die große Gallerie nach Wien gekommen ist. — Im Goldkabinett, K. Karl V. bey seiner Kaiserkrönung zu Bologna, durch Titian gemalt, Karl IX. eilfjährig von Franz Clouent, genannt Janet.

3) Die Kunst- und Wunderkammern. a. Naturgeschichtliche Gegenstände. — Das alte Inventar von 1569 gibt ein tröstliches Vorbild, wie damals zoologische Kabinette beschrieben wurden: »Ain Vischzungen, gestalt wie ain Währ, auf den seüten voller zeend; ain groß Mörfisch maul, zwei horn genannt Gazola, zween grosse wilde Sawzennd; — Ain stuckh pain von aim Risen, ain Khyn und ain Schinpain von ain Risen« u. a. etc. — Ferdinands ungemeine Jagdlust ist in dieser, an mancherley Merkwürdigkeiten keineswegs dürftigen Abtheilung nicht zu verkennen. — Das seltsamste Stück ist ein Eichstock mit einem darin

eingewachsenen Hirschgeweih von zwey und zwanzig Enden. Der alte Reisebeschreiber Martin Zeiler, gab (um 1629) den natürlichsten und zugleich auf der alten Sage ruhenden Aufschluß, wie dieß Naturspiel entstanden seyn mag? »Haltet man dafür, daß eine Schneelehne (d. i. Lawine) den Hirschen zerschlagen, und so stark in die Erde gedrückt, daß Wurzel und Holz darüber zusammen gewachsen.« Weder Stamm noch Horn ist versteinert, und man kann von oben herab, da wo der Baum ausgehöhlt ist, beyder Geweihe Verbindung am Schedel, deutlich mit der Hand fühlen.

Bedeutend ist die Sammlung von Korallgewächsen, — eine Zierde der Fossilien bilden die sogenannten Handsteine oder Aufsätze von Silberglaserz mit erhobenen Vorstellungen, oder wo diese fehlen, mit angesetzten Figürchen oder von Silber, mit Schmelzarbeit: zugleich ein wichtiges geschichtliches Belege von dem, anderthalb Jahrhunderte lang von Sigmund bis auf den Deutschmeister Max europäisch wichtigen Bergsegen des Falkensteins bey Schwatz, des Röhrerbühels bey Kitzbühel, der Gruben um Rattenberg, Gossensaß rc. — Auf diesen Handsteinen finden wir Karl V. und Franz I., mythologische und biblische Vorstellungen.

b. Antike Thongefäße, Bildwerke und Geräthschaften von Metall, aus alter und mittlerer Zeit. Zwey Bruchstücke eherner Edikte über ein Ackergesetz, Lex agraria, vom Jahre der erbauten Stadt 639 oder 114 vor Chr. — Verschiedene römische Denkmale, Geräthschaften, Waffen in Tyrol ausgegraben, und namentlich in Veldidena (der S. Lorenzkirche der Brennen, des Gregor von Tours und Venantius Fortunatus, dem Villetin und Villetis Heinrich des Löwen und der Andechser, jetzt der Prämonstratenser=Abtey Wilten, Wiltau, vor Innsbrucks Thoren) und Matrejum, das noch heut zu Tage Matrei und dessen am diesseitigen Sillufer gelegener Theil »die alte Stadt, Altestatt« heißt. — Der Matrejerwald lief sonst vom Fuße des Brenners, vom Engpasse Lueg (das Loch im Matrejer Wald, antrum, spelunca in sylva Matterey), bis wo der Schönberg in Angesichte der Hauptstadt, in die sanfte Abdachung des Berg Isel ausläuft. Die in einer Urkunde Grafen Heinrichs von Wolfertshausen und Ambras, Schirmvogtes von Tegernsee, vorkommende, »*urbem* in *montibus* sitam, quae dicitur *Schonenberc*, die Niemand zu enträthseln wußte, halten wir nach der Ortslage und nach allen Umständen, geradezu für die Matreyer alte Stadt, zwischen dem Schönberg und Brenner.

Die vielen kleinen Bronzefiguren: »die meistentheils nach Plünderung der Stadt Rom a. 1527 von dort anher gebracht worden.« — Manche ausgezeichnete Metallwerke von Cinquerentisten. — Kaspar Gras von dem hier des Erzherzogs Ferdinand Karl kolossale Büste ist, der Verfertiger des erzenen Cenotaphiums des Deutschmeister Maximilian in der Innsbrucker Pfarrkirche, wie auch der seit 1797 auf dem Rennplatze vor dem Theater, gegenüber der Burg, vormals aber im Hofgarten aufgestellt gewesenen equestern Statue Erzherzogs Leopolds, Bruder Ferdinands II., und Gemahls der Medizäerin Claudia, Stifters der letzten tyrolischen Seitenlinie. — Heinrich Reinhard galt auch für den Schöpfer dieses Kunstwerkes. Erst Philipp Haimhofens Innsbrucker Reise gab Graß sein Recht zurück.

c. Bildwerke aus Stein. — Der in dieser und andern Abtheilungen vorherrschende italienische Geschmack erklärt sich zur Genüge

aus dem Umstande, daß so viele tyrolische Landesfürstinnen, Italienerinnen gewesen. Nach dem Tode der Philippine Welser vermählte sich Erzherzog Ferdinand mit seiner sechzehnjährigen Nichte Anna Katharina von Mantua; die Gemahlinnen Leopolds und Ferdinand Karls waren die Medizäerinnen Claudia und Anna, Leopolds Tochter Isabelle heiratete nach Mantua. Aber auch die deutsche Schule ist nicht leer ausgegangen.

d. Florentinische, römische und falsche Musivarbeit, darunter von römischer, Karl V., Ferdinand I., Philipp II.

e. Kunstwerke aus Elfenbein, Horn und Holz, aus ersteren die berühmte Anbetung der drey Könige, — Salomons Urtheil, die arkadische Gruppe, — die schönen und kostbaren Becher und Kannen, der kleine Aufsatz mit dem Ring aus Zillerthaler Gold, entdeckt durch den Arzt Hanns Friedrich Eggs 1630 unter Ferdinand II., Erzherzog Leopold und Erzbischof Paris Lodron. — Arbeiten aus dem, bey den Alten ganz vorzüglich zu Gefäßen beliebten Horn des Rhinoceros, — aus Holz, der Raub der Sabinerinnen, das Probestück Alexander Collins von Mecheln, nach dem Tode der Gebrüder Abel aus Kölln, die erhobenen Tafeln aus karrarischem Marmor an Maximilians mehr erwähntem Mausoleum zu übernehmen, — der Amazonenkampf und das Reitergefecht, — verschiedene trefflich aus Holz erhoben geschnittene Brustbilder, einige mit Albrecht Dürers Monogramme.

f. Gegenstände von Wachs, Pappe, Schmelzwerk, eingelegte Arbeiten von Holz, Elfenbein, Perlmutter u. dgl. Auch Collin und Georg Lippay in der Zahl der in Wachs arbeitenden Niederländer, — die Verwandlungen Ovids, hoch erhoben aus weißem und rothem Wachse, — die herrlichen Schmelzarbeiten, — allerley Familienportraits von Pappe, auch die Statue des venezianischen Dogen Paskal Cigonia im Inventar poetisch genug also verzeichnet: »ain geschnizelter »herzog von Venedig, auf ain schwarz Stainen fuessl, mit weissen lei»sten,« — die merkwürdigen Bretspiele mit eingelegten Arbeiten von Holz, Elfenbein und Perlmutter (Marqueterie, Tarsia), das älteste von dem 1310 verstorbenen Herzog Otto von Kärnten und Tyrol, Sohn Mainhards und der bayerischen Elisabeth. Es besteht aus zwey hölzernen, durch Blechbänder zum Umlegen verbundenen Tafeln, auf der einen Seite der lange Puff oder Triktrak, auf der andern ein, dem Damenziehen ähnliches Spiel mit vier und sechzig Feldern, abwechselnd mit Elfenbein, mit rothem Achat und mit gefärbten Thonfiguren ausgefüllt, die unter Gläsern stehen. Das seither verstrichene halbe Jahrtausend machte zwar einige dieser Figuren, die zur Oekonomie des Spiels gehört haben müssen, bereits unkenntlich; doch unterscheidet man noch Jäger, Sänger, Pfeifer, Lautenspieler. Ueberhaupt finden sich auf diesen Bretspielen, Gallerien der österreichischen Fürsten, astronomische Bilder rc. zur unbestreitbaren Wahrnehmung, wie alles Geräthe und alle Spiele jener Zeit, anstatt mit der Leerheit und Abgeschmacktheit der unsrigen, meist mit bedeutenden oder belehrenden Bildern verziert gewesen!

g. Glasgemälde und Glasarbeiten, durchsichtige sowohl als undurchsichtige. Die großen Glaspokale. Die Willkommbecher, Fäßchen für die Männer, Schiffchen für die Frauen. — Pflicht der Ambraser Gäste, diese Becher auf einen Zug auszuleeren, daher die Trinkbücher (gleich unsern Stammbüchern) von 1567 bis 1614 und Beylage D. die einschlagende Beschreibung des Stephan Venandus Pighius. — Auch wir wiederholen des Hrn. Verfassers

Aufruf an den fleißigen Forscher und glücklichen Finder Schottky, seinem Vorsatze getreu, die Aufsuchung und Beschreibung der Glasgemälde in dem, an Kunstwerken des Mittelalters so reichen Oesterreich bald vorzunehmen.

h. Gefäße von Stein und Thon, Nachahmung Raphaelischer Werke, meist von mittelmäßigem Werthe.

i. Uhren, mathematische Instrumente, mechanische Kunstsachen. Wie viele ausgezeichnete Künstler des deutschen Vaterlandes erschienen nur allein in dieser Rubrik? Vexir-Schlösser und ein Vexir-Sessel, Hauptspäße unserer guten Alten, die sich mit immer gleicher, gewissenhafter Bereitwilligkeit, auch nach unendlichen Wiederholungen, immer wieder darüber zu Tode lachen wollten.

k. Allerley Hausgeräthe, dann einige türkische, indianische und chinesische Stücke, — Friedrichs IV. Kredenzmesser, — Margarethens der Maultasche Trinkbecher silbern und vergoldet (Jahrbücher VI. 66), halb kugelförmig ohne Deckel und Fuß, mit Lilien und Weinlaub von getriebener Arbeit geziert, mit der sehr verständlichen Aufschrift: »Liebes langer Mangel, ist Mines Herzens Angel!« eine alte Schreibtafel mit Wachsgrund, worauf allerley wirthschaftliche Aufzeichnungen, ein durchbrochener Kamm, Alles aus der Maultasche Hauptsitz, dem Schlosse Tyrol. — Falkenzeuge, Kappen oder Hauben, — türkische Schilder, Teller und Rauchfässer von äußerst künstlicher Arbeit, chinesische Sinnkugeln.

l. Ein Schatz von alten musikalischen Instrumenten, manche noch aus der Zeit Maxens I., in der, wie Cuspinian sagt, die Tonkünstler: »in ejus curia veluti in fertilissimo agro succreverint, veluti fungi uno pluvio nascuntur.« Auch von Ferdinanden, der selbst ein guter Orgelspieler war, haben wir einen »*Parnassus Musicus Ferdinandaeus*, editus a Joan. Bapt. *Bergameno*, Ferdinandi Archiducis Austriae Symphoniaco, *Venetiis* 1615. — Saiteninstrumente und Blasinstrumente, die jetzt völlig verlorenen »Tartali,« — jenes uralte aus einem Elephanten-Zahn gearbeitete, mit vielen flach erhobenen Thierfiguren und Baumzweigen gezierte Lärmhorn, ein Zwillingsbruder des Jagdhorns des Jazygenfürsten Leel zu Jasz-Berenyi, womit er den Kaiser Konrad erschlagen haben soll (!!)

m. Kostbarkeiten und Kleinodien des letzten Zimmers, oder sogenannten Goldkabinets. Sehr zweckmäßige Einleitung über die im weitern Sinne genommene Goldarbeiter-, Steinschneider- oder Steinschleiferkunst. — Die herrlichen Einfassungen von emaillirtem Golde, an Gefäßen, Kästchen, Büchereinbänden, Beschlägen, geschnittenen Steinen und anderem Geschmeide. Der hierin wahrhaft einzige Benvenuto Cellini (geb. 1500 gest. 1570). Hoher Ruhm der Mailänder in der Kunst, Gefäße aus Krystall und andern harten Steinen zu schneiden, und sie mit tief eingegrabenen Figuren zu schmücken. Die Brüder Sarachi, — Ambrogio, einer der Arbeiter des berühmten mediceischen Casino, — silberne und krystallene Trinkbecher, einer von Friedrich IV. und Max I., der Jakobs-Bruder. Die Narrenkappe, die Galeere.

Aus Gold und Edelsteinen: das berühmte 26 Mark 2 Loth Goldes wiegende Salzfaß oder der Tafelaufsatz Benvenuto Cellinis, Neptun und Amphitrite, oder wie der unsterbliche Künstler selbst sich ausdrückte, das Meer, das sich mit der Erde verbindet, nach

seiner Befreyung aus dem Kerker zuerst modellirt für seinen beharrlichen Gönner, den Kardinal von Ferrara, alsdann verfertiget für König Franz I. und in Benvenutos Todesjahre durch Karl IX. dem Erzherzog Ferdinand verehrt, als dieser sich zu Speyer mit seiner Nichte Elisabeth, Maximilian II. Tochter, als Karls Stellvertreter hatte trauen lassen. — Noch andere Geschenke Karls, die Achatkanne, der goldene Becher mit dem Erzengel Michael mit mehr als hundert Diamanten, dreyßig Rubinen und Smaragden, über hundert und dreyßig großen Perlen, eben so ein Triumph der Schmelzarbeit, als der Degen Karls V. der Goldschmiedekunst, wahrscheinlich auch von Benvenuto Cellini — ein köstlicher persischer Dolch — die russischen Heiligenbilder.

Die Waffen Karls V. außer obigen noch ein Degen, Schild, Sporn, Steigbügel und Armbrust. Ihr elfenbeinener Schaft von Albrecht Dürer gravirt.

Geweihte Schwerter und Hüte durch die Päpste, Ferdinanden I. und dem Erzherzog Ferdinand gesendet. Das ungemein prächtige ungrische und türkische Reitzeug, ein Geschenk von Lazarus Schwendi, Maxen und Rudolf dem II. durch kluge Mäßigung und beharrlichen Muth, in der unaufhörlichen Fehde in Ungern und Siebenbürgen, ein Diener wie Wenige.

Frauengünste oder Faveurs, von den Damen, ihren Rittern im Turnier geschenkt. — Claudias prächtiges Arbeitskästchen. — Die Monstranze, womit dem auf der Martinswand, in der augenscheinlichsten Gefahr des Hungertodes schwebenden römischen König Maximilian (am Ostermontag 1490) der von Zirl herbeygerufene Priester den letzten Segen ertheilte.

Die geschnittenen Steine, die Ringe, jene herrliche Kette (zwischen 1637 und 1657 verfertigt), neun und vierzig aus Muscheln erhobene Brustbilder der österreichischen Regenten von Rudolf I. bis einschließlich Ferdinand III. Auf jedes Bildes Rückseite, das Wappen erhoben geschnitten, die unterlegte bläuliche Folie gibt der Muschel das Ansehen des Chalcedons. Die Arbeit ist durchaus meisterhaft, die Fassung reich von weiß und schwarz emaillirtem Golde, mit vierhundert acht und achtzig Rubinen geschmückt.

Handschriften, Bücher, Kupfer und Holzstiche. Welchen ungeheuern Verlust der Ambraser Schatz an Büchern und Handschriften durch Lambecius erlitten habe, wurde bereits oben erwähnt. Eines der ältesten Manuscripte ist wohl des Berthold von Weingarten Chormissale von 1227 — höchst merkwürdige Notenbücher — herrliche Gebetbücher der Kaiserin Blanka, Franz I., Ferdinand I., der Erzherzogin Barbara, vermählten Gemahlin Alfonsens von Ferrara ꝛc. Vergoldung und Miniaturmalerey zeichnen sich hierbey besonders aus.

Von Dichtungen: eine Rudolfen von Habsburg beyläufig gleichzeitige astrologische Schrift — Lobgedicht und Aufruf an König Robert von Sizilien (um 1330 geschrieben, er solle das von den Päpsten verlassene Rom schirmen, und ein neues Kaiserreich gründen). Wichtige Aufschlüsse zur Zeitgeschichte; — die sein sollende Weltchronik Rudolfs von Amse oder Emse, Wilhelm von Oranse — das Heldenbuch, höchst wahrscheinlich auf Maxens I. Befehl aus älteren Handschriften für seine Hausbibliothek, durchaus von einer Hand zusammen geschrieben mit goldenen Anfangsbuchstaben und herrlichen Einfas-

sungen, der Tyroler Adler und die Riesen Haymo und Thyrsus auf dem Titelbilde. Der Inhalt ist zu wichtig, um nicht wenigstens die Titel herzusetzen: I. der Frawen Lob. II. Von khunig Nero, ainen Wuetrich, der auch wie ain Fraw swanger wolt sein. III. Von khunig Artus Hochzeit, auch von seinem Recht, desgleich hofgesind, und geschafften, als von Calogriant, Chwal, Herr Yban und andern. IV. Eine schöne Disputatz von der liebe, so ainer gegen ainer schonen frawen gehabt vnd getan hat. V. Ain clag ainer frawen, so sy der lieb halb tuet. VI. Aber von khunig Artus und seinem hofgesind, auch Helden und Handlungen, als von her Gabein, Khay, Yrecken u. s. w. VII. Von Dietwart, khunig im Romischen lanndt, und darnach von seinem Sun, Perner Diettrich vnd auch Erenreich, seinem vngetrewen Vetter. VIII. Aber von den Pernern vnd khunig Erenreich. IX. Das Lied der Nibelungen, mit der Aufschrift: »Ditz Puech heysset Chrimhilt. X. Ditz puech haysset klagen. XI. Ditz puech ist von Chautrun.« XII. Von Pitrolffe vnd seinem Sun Ditlaibe. XIII. Khunig Otnids und Wolfdietrich. — Proben der beyden merkwürdigen Gedichte XI. XII. gab Herr Custos Primisser bereits früher, mit der lobenswerthesten Genauigkeit und zierte 1816 Büsching's wöchentliche Nachrichten und die Wiener Literatur-Zeitung, 1817 aber Hormayer's Archiv Nro. 31, 32 mit willkommenen Aufschlüssen über diesen unerwartet wichtigen Fund. — Früher hatte nur der Custos Michaeler, Primissers Landsmann, den Iwain, des Sängers Hartmann von der Aue herausgegeben. Den Schluß machen zehn kleinere erzählende Gedichte, die ersten sechs von zwey berühmten steyermärkischen Minne- und Meistersängern. XIV. Von dem üblen Weibe. XV. Die getrev kone. XVI. Der verkerte Wirt. XVII. Von dem pfaffen Kaiser, alle von Herrand von Wildon und vielleicht auch das folgende. XVIII. Von der katzen, eine Fabel. XIX. Der Ytwitz durch Ulrich von Lichtenstein. XX. Von dem Mayr Helmprechte, von Wernher dem Gärtner. XXI. Der Pfaff Amis, der cluge vnd der wayse man. XXII. Ein Gedicht ohne Ueberschrift, dasselbe, welches Docen als ein Bruchstück des älteren Titurel aus einer Münchner Handschrift herausgegeben hat. XXIII. Von dem Reichthumb des Priester Johanns.

Kaspars Viskonti italienische Sonette, obgleich meist über die Liebe, dennoch voll wichtiger Aufschlüsse über die unruhvolle Zeit der Sforzas und der durch sie in den Kaisern Max und Karl, den Königen Ludwig und Franz, Ferdinand dem Katholischen, Venedig und den Eidgenossen hervorgebrachten Bewegungen. — Faustus Sabäus von Brescia Panegyrikus an Maximilian II.

Noch sind einige böhmische Handschriften zu bemerken. 2. 3. 4. 25. 26. Ersteres ist ein Chormissale. Das Fest: »gloriosi Martyris »Joannis Huss« mit einem, seinen wortbrüchigen Richtern eben nicht ehrenvollen Bilde seiner Hinrichtung. Bey der Rubrik: »de Martyribus,« erscheint er wieder nebst zwey Jüngern, in der Hand den verhängnißvollen Kelch, der schon einen früheren dreyßigjährigen Krieg über Böhmen verhängt hat. — Uebrigens ist obige Erscheinung nicht auffallend, denn von dem funfzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert, erscheint Hussens Name als eine Kalenderbezeichnung durch ganz Böhmen, Mähren und Schlesien, in vielen Akten, Pfarrbüchern, Grabmälern rc. — Die Katharina Mezerzicka z Lomnicze, Gemalin des Wenzel von Schwamberg, Herrn auf Bechin, die 1561 verblich, war

eine Tochter des in der Empörung wider Ferdinand I. vielgenannten Laß von Lomnitz, Burgherrn auf Mezerzitsch. Sonderbar bleib es, daß weder Balbin noch Paprocz ky in ihren weitläufigen genea logischen Werken ihrer erwähnen.

Die beyden großen, 1499 begonnenen, 1500 vollendeten Gradual mit herrlicher Schrift, Vergoldungen und Malereyen, durchaus von ei ner Hand, »*Jacobi de Olomucz*, qui Illuminavit Hunc Librum I »Castro Bechinensi,« — zum Gebrauch und zur Freude seines Gönners »*Laczlai* operis hujus Patroni,« führen auf mehrere, der Kunstge schichte jener Tage entscheidend verwandte Vermuthungen: ob nämlich die ser Jakob von Ollmütz eine und dieselbe Person sey, mit dem voll kommen gleichzeitigen Jakob Salczer, von welchem die St. Jakob Pfarrkirche in Brünn, sechs und zwanzig ganz ähnliche, mit Gemälden reichverzierte Graduale, als kostbares Andenken besitzt, und dem wir auch noch eine Sammlung der im Archive von Mährisch-Triban aufbe wahrten Fragmente deutscher Gedichte Ladislavs von Boskowit verdanken (dieses mit den mächtigen Rosenbergen, und mit Bohus an Lobkowitz von Hassenstein wetteifernden Mäcenaten, auf Italiens klassischer Erde entwickelt, Gründers des ersten mährischen Landesmuseums und der in den innern Unruhen und durch die Schweden meist unterge gangenen Tribauer Bibliothek, — Bruders Marthas von Bosko witz, jener in Wort, Schrift und That heftigen Freundin der Pikar diten, Neffe des berühmten Ollmützer Bischofs Protas). — Dieser Ladislaw, der ein mächtiger Magnet, Gelehrte und Künstler nach sei nen Polen zog, ist wohl der »Laczlaus Patronus hujus operis?« — und der Stern entweder das Zeichen des Malers oder daß dieses Buch späterhin in den Besitz des Hauses Sternberg gekommen, aus welchem überdem nur zwey Ladislawe urkundlich bekannt sind, jeder um mehr als siebzig Jahre von der Zeit der Verfassung dieses Buches entfernt, der eine, Zeitgenosse Wenzels und Sigmunds, der an dere, sammt seinem Bruder Heinrich, Herr auf Hollesschau, Zeit genosse Rudolfs II. — In den damaligen Stadtrechnungen, in den Gemäldeverzeichnissen von Tribau und Boskowitz, erscheinen Ge mälde von Ollmutzer Malern, Antiphonarien, mit dem Wappen Ladis laus Czernohorsky von Boskowitz, mit Laubwerk und Verzie rungen reich ausgestattet, ja unter den Ausgaben von 1508 die Bezah lung: »Des Maister-Malers von Ollmütz?« —

25) Die Abbildung der Gemälde in der Wenzelkapelle zu Prag, durch Mathias Hutsky von Krzivoklat, dortigen Professor der Ma lerkunst, auf Pergament, dem Erzherzog Ferdinand geweiht 1585.— Nro. 26. Karls IV. Leben in böhmischer Sprache, ist wohl die be reits durch Freher bekannte Selbstbiographie Karls und seine Krönungs ordnung? —

Turnir-, Waffen- und Kampfbücher. — Wie über Maxi milians Vorliebe zur Tonkunst, und über den Umschwung, den ih: sein Adlerblick und sein Feuereifer gegeben, spricht Cuspinian auch über ihn als Vater der Artillerie, und mit seinen Freunden Jür gen von Freundsberg und Willibald Pirkheimer, als ersten Constabel, ersten Kürrisser, ersten Lanzknecht seines Heeres mit hohem Rechte: »Pari ratione militarem disciplinam excoluit, ut quasi abolitam revocaret ab inferis. In quo miro ingenio, mira arte novas excogitavit machinas, nova instrumenta, quibu tur res dejiciuntur, muri solo aequantur, moenia conq..assantur, adeo

ut nulla arx tam excelsa, tam munita sit, vel arte vel natura, quae tuta ab his subsistere possit, — *unicus* fuit *in terris*, qui exercitum cogere, aciem instituere, et arma tractare noverat.« Hier in drey starken Pergamentbänden seine Zeughäuser: 1) Das große zu Wien, die Filialen zu Gratz, zu Görz und auf der hohen Osterwitz. 2) Das große zu Innsbruck, und die Filialen zu Sigmunds-kron (Firmian bey Botzen) und in Italien, für die damals eroberten Theile der venetianischen Terra ferma und des Küstenlandes 3) Die Zeughäuser der vordern Lande zu Breysach und Lindau. — Man weiß, daß Maximilian seine Kanonen liebte und auszeichnete, wie Andere ihre Reitpferde, wie jede abgebildet, jede durch einen eigenen Namen, auch wohl durch Sonette und Epigramme geehrt wurde. Man kennt seinen: »Purlepaus und Weckauff, (die beyden ungeheuern Donnerbüchsen, welche ihm Kuffsteins trotzige Mauern niederwarfen.) den Pfabenschwanz, die schön Pullerin, die Singerinnen, den Erdbidmer, die Kitzlerinnen, die scharfen Diendeln rc. — In diesen für die Kriegsgeschichte unschätzbaren drey Bänden, findet man alle seine Metzen, Basilisken, Feldschlangen, Falkonetten, Haubitzen, Mörser, Hakenbüchsen, Kammerschlangen, Streitwagen, Handbüchsen, Armbrüste und Pfeile, Maschinen zum Steinwerfen (Blyden), Hagelgeschütz, Durchbrüche, Sturmbrücken, Steigzeug, Züge, Brechzeug, Handbögen, Sättel, Herhütten oder Zelte, Spieße, Schilder (Pauesen), Kugeln, Pulver und anderes Gezeug abgemalt.

Freidals Turnierbuch, diese für die Geschichte der Sitten und Künste, der Waffen und der Vergnügungen, für Genealogie und Heraldik, gleich unschätzbare Ergänzung des Weyßkhunig, des Theuerdank, der Triumph- und Ehrenpforte des Maximilianischen Mausoläums zu Innsbruck, und der österreichischen Heiligen! — Das Verzeichniß aller Ritter, mit welchen und aller der schönen Königinnen, Prinzessinnen und Herrinnen, — vor welchen Max (oder wie er in diesen Spielen der Freude heißt: Freudal), »gerennt, gestochen, gekämpft und gemumbt hat,« das glänzende Ueberbleibsel des in Maxens Memorienbuch angekündigten Vorsatzes: »Item Maister Martin sol all Mumerey, so königlich Majt ye gebraucht hat, In ain Buch mallen lassen,« wurde in den Jahrbüchern bereits erwähnt VI. 39, 40. In dem für 1820 erschienenen Taschenbuche für die vaterländische Geschichte der Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky, gab der Herr Verfasser noch nähere Kunde über Alterthum und Ursprung dieses Werkes, über des Turnieres verschiedene Weisen, über die Heldenzeichen, Frauengünste, Preisvertheilungen und Maskeraden.

Von hoher Wichtigkeit sind noch das alte Fechtbuch, ein anderes: »Von rosßthumblen vnnd zuerichtung zue allerley Thurnieren,« — Anleitungen zum Ernstkampf, wie selbe der Meister Hans Thalhofer dem Junkher Lutold von Königseck gegeben, — Meister Hans Lichtenauers Kampfbuch. Aus den darin gedachten sechzehn Meistern bemerken wir: »Mayster peter wildigans von Glacz, Mayster hanns spindler von znaim, Mayster Lamprecht von prag, — Mayster otknid (?) der der hern von osterreich ringer gewessen yst; der edl vnd vest stetner, der am maisten der maister aller schueller gewessen yst vnd ich mayster pauls kal, pin sein schueller gewessen, das im got genädig sey vor in allenn rc. — Mehrere Bände mit Abbildungen von Kriegsmaschinen, Sturmzeichen und Geschütz

in seiner ältesten Gestalt, die Regeln fur: »Püchsenmaister,« insonderheit Streitwagen von Gedeon und Hektor, bis auf Dietrich von Bern, Attila, ja bis ins vierzehnte Jahrhundert, z. B. »Dieser Charr ist genannt der Sauczant (Sauzahn), den vant chunig Robertus von Sicilia, do er strait mit Gumberto von Catalany.« — Turnierbücher und ritterliche Aufzüge.

Auch die Heilkunde findet hier drey vortreffliche Manuscripte No. 51. 52. »Incipit Chirurgia Albucasim, quam magister *Gerardus* Cremonensis transtulit in *Toleto* de *Arabico*,« ferners *Albochasis* de *Baldaet*; de rebus simplicibus et compositis mit mehr als zweyhundert Gemälden und pharmaceutischen Erklärungen, endlich: »Remedia presentanea incerti autoris contra omnia genera morborum pro peregrinantibus, mit einer Vorrede oder Zueignungsschrift des Franciscus *Cardulus Narniensis* an den Kaiser Maximilian.«

Eine merkwürdige Handschrift zum frühesten Unterrichte Max I., der in dem Anfangsbuchstaben, als Knabe bey seinem Lehrer sitzt, auf dem Titel, des Vaters kaiserliches Wappen, und das portugiesische der Mutter Eleonora, — seines Schwiegervaters Karls des Kühnen Instruktion an den ersten Stallmeister eigenhändig unterschrieben. — Montags, Mittwochs und Freytags gab dieser gewaltigste Herzog des Abendlandes öffentliche Audienz, bezeichnete täglich zwischen zwölf und ein Uhr die eingekommenen Bittschriften, und verbeschied sie durch seinen Sekretär, die Kammerherrn mußten des Sommers von acht Uhr, des Winters von neun Uhr Vormittags im Vorgemache seiner gewärtig seyn.

Nro. 56. Die Korrespondenz zweyer der ausgezeichnetsten Diener Maximilians, beyde Tyroler, Cyprianus von Sernstein und seines Schwagers, des Marschalls Paul von Lichtenstein. — Eines der Memorienbücher Maxens (aus welchen die ersten Proben in Hormayrs österreichischem Plutarch, V. 159), heilige Zeugen der unglaublichen Vielseitigkeit und ruhelosen Lebhaftigkeit dieser letzten, liebewarmen Flamme des sinkenden Ritterthums, ein Beyspiel ohne Beyspiel solch endloser Detailkenntniß, und dabey dennoch der grandiosesten Uebersicht, nirgend klein im Großen, und groß im Kleinen, wie es leider fast immer der Fall ist, daß Kenntnisse und Handgriffe, wie Schlangen, das Große in Gedanken und That, schon in der Wiege umschnüren, ein ganzer Mann, ein Pflüger und Sieger im altrömischen Geschmack!! — Einige wenige Proben: »*Causa regis.*« Die von Ratmansdorf wollten gern Crainer seyn, und mitleiden tragen, wie ander im land Crain. — Das Puech, so tausend Jar alt, ist vom Abbt von Sittich zu fordern, u. s. w. Hauswirthschaft. — Polus Armeni findt man in Eysenarzt genug. Den Haydnischen Stain von Reichshofen hat der Vorstmeister ze Hagenau. — Die kay. M. sol ausschreiben umb Kalakutisch Korn. Unter der Aufschrift: »cum tempore.« Die Schweitzer reden wider das Evangeli, das sy mer wellen haben, dann sy gedingt sein. — Sy wellen schneiden, das sy nit gesaet haben, u. s. w. Finantz: »Kaiser M. hat Steffan Godl Rotschmid auf die XI (xi) Pilder zu Ynsprugg durch Villinger verordnet III gulden a die ultima Decembris, u. s. w. Chronik« In den weyssen Khunig zw stellen, daß kays. M. drey Schuß zw ainen Hirschen hat getan im vollen Lauf, vnd darunder zween getroffen. Auch in ainem halben iar mit seiner hannd hundert antvogel geschossen, vnd in dreyen Schussen nach ainander vom Roß, dreyen antvogel die köpf abgeschossen. Ir M. hat 27 Hasen nach ainander geschossen, vnd nie gefehlt. — »Itm.

dem Babst zw schreiben, daß Er kay. Mt. erlaub, die Heiligen Ir. Mt. Sipschaft, die nit canonisirt sein, vnd doch vor der Zeit Er die Canonisation furgenommen, heilig gewest sein, in Jr M. kalender zu stellen. — Dignetur d. V. admonere Serm. Dm. Regem. ut pro Eternitate nominis sui, edictum ponat per totum imperium, ut deinceps nullus notariorum a Mte. *Cesarea* creatus, praecipue in rebus *temporalibus* nominare velit *Pontificem*, sed suam Majestatem, quemadmodum antiquissima instrumenta indicant, et ego *Verone* nunc vidi et Senis (meist vom Kaiser selbst, der immer von sich in der dritten Person sprach, in die Feder diktirte Anmerkungen).

Die schon oben erwähnten Ambraser Trinkbücher, begonnen von Ferdinanden und Philippinen 1567, mit Unterschrift und Devise beyder, von ihm: »*Veritas*,« von ihr: »Ich hoff zu Gott.« — Merkwürdige Kartenspiele, Schriftmuster, — See- und Landkarten, Kalender, Meilentafeln rc. mit Aufzeichnungen Gerards von Roo, — Ottavio Stradas, Sinnbilder der hohen Häupter Deutschlands und Italiens, Ebenbilder des Hauses Würtemberg.

Die Druckwerke sind unbedeutend: »Die Erwählung, und Freyheiten der gekrönten Ritter,« 1494 Maxens Bestätigung des neu gegründeten Georgen=Ordens, und Aufmahnung wider den Erbfeind der Christenheit seit kurzem gedruckt in Hormayrs Archiv 1819. — Wir bemerken noch, die Beschreibung der im Juny 1560 zu Wien gehaltenen Ritterspiele per *Joannem Francolinum Burgundum*, und das große Schießen zu Wien im Jänner 1568: »in Reimen gestellt durch Hainrich Wirre, Pritschenmaister vnd Bürger auff der Zell bey Waydthofen an der Yps.« Gedruckt zu Wien in Oesterreich, durch Hans Widtmann in der Schlesingerbursch.

Von den Kupferstichen ward das Bedeutendste schon in früher Zeit nach Wien, auch zu der Künstler und Kunstfreunde bequemerm Gebrauch in den Innsbrucker Büchersaal versetzt. Doch finden sich auch jetzt noch manche gute und seltene Blätter von Albrecht Dürer, Lukas von Leyden, Aldegraf, Hemskerk rc. gestochene Werke von Raphael, Titian, Tintoretto rc., und viele Modelle für Feinarbeiter in Gold und Silber, Architekturen, antike Ruinen und Statuen, in Kupfer und Holzstichen.

Unendlich erfreulich ist die Erscheinung, daß die Liberalität der Oberbehörde dieses herrlichen Kabinets, zur weitern Forschung und Ermunterung, die Bildung einer blos für diese Sammlung berechneten Handbibliothek veranstaltet hat. — Dadurch und durch die vorliegende, eben so anspruchlose als gründliche Schrift, wird Ferdinands Schöpfung von der Befriedigung gemeiner Neugierde, sinnleerer Schaulust und pretiosen Müßigganges, zum edleren Ziele unerwarteter Entdeckungen, ermunternden Kunstsinnes, veredelten Gewerbfleißes, ja zu einem mächtigen Vehikel der Nationalbildung, und eines geläuterten Geschmackes empor gehoben. — Beyde Primisser, Vater und Sohn, haben unstreitig den gerechtesten Anspruch auf unsern Dank. — Am allererfreulichsten ist aber die in dem Vorwort aufgeregte Erwartung, die für solche Zwecke nicht genug zu preisende Erfindung des Steindruckes, für die Herausgabe der einzelnen Schätze, dieses aus dem tyrolischen Felsen unerschöpflich hervorspringenden Borns zu benützen, und wie hiezu bereits durch Nachbildungen der habsburgischen Stammbäume der Grundstein gelegt sey, und Freudals Turnierbuch, Cellinis goldenes Salzfaß, Dürers Schnitzwerke, Collins Arbeiten, und vieles Andere ehestens nach=

folgen sollen!! — Die bisher unter Gerolds Firma arbeitenden: »Freunde der Lithographie,« berechtigen auch wirklich zu den freudigsten Erwartungen, durch zweckmäßige Auswahl, durch rastloses uneigennütziges Bestreben, nicht selten mit Verschmähung des blos klingenden Gewinns, auf nationale Zwecke, und zu höherem Aufschwung ihrer Kunst, die fürs Auge und den bildlichen Unterricht zu werden verspricht, was die Entdeckung Fausts und Guttenbergs für die Verbreitung der Begriffe und Kenntnisse für den Verstand. — Wie jede edle Anstrengung ihren Lohn in sich selbst trägt, hat dieser tüchtige Verein von Künstlern und Kunstfreunden, auch die Entdecker und Vorläufer in München, Paris und Straßburg bereits übertroffen.

III. Die Lebensbeschreibungen der Fürsten und Feldherren, deren Waffen in dieser Sammlung aufbewahrt werden, zur nützlichen Kunde der weniger unterrichteten Besucher. — Das Register umfaßt die Rüstungen und die Portraits.

Die vereinten Profilbildnisse des unvergeßlichen Ferdinand, und der ihm und uns unvergeßlichen Philippine, sind nach Denkmünzen des kaiserlichen Kabinets. — Die Monogrammentafel ist wie natürlich, vom vielseitigsten Werthe.

Dreyfach ist das Interesse der Ambraser Sammlung für jeden gemüthlichen Beschauer: — einmal der reine Genuß so mannigfaltigen und so gediegenen Kunstwerthes an und für sich, — dann des erlauchten Stifters glänzende Persönlichkeit, — endlich der wesentliche und charakteristische Zusammenhang dieser seiner herrlichen Schöpfung mit der Zeit ihres Ursprunges.

So viel das Erste betrifft, überhebt uns wohl der vorangegangene treue Auszug des vorliegenden Werkes, jeglicher Beweisführung. Eines nur können wir nicht unterdrücken: unsere frommen Wünsche, es möchten sich Industrie und Gewerbe, nach dem hier so häufigen Fingerzeig so vieler Hervorbringungen italienischer Anmuth, deutscher Beharrlichkeit und flammändischen Fleißes, allmählich wieder der Kunst, — der Gewinn des praktischen Lebens, sich dem Idealen annähern, und statt auf Schnelligkeit, Schlechtigkeit und selten zugleich auch auf Wohlfeilheit, wieder wie bey den guten Alten auf haltbare Brauchbarkeit, Schönheit und innere Vollendung hingearbeitet werden!! — Es möchten statt der Launen bloßen Flitters und Modetandes, richtige Begriffe und feste Regeln, den Geschmack des täglichen Verkehrs läutern und heben, und Geräth und Waaren, nach einem richtigen Maßstabe, auch durch innern Kunstwerth unwiderstehlich eingreifen machen, in die wichtigsten Triebräder des Nationalreichthums!

Die Ambraser Sammlung ist eben so sehr ein hoffnungsreiches Asyl der Technik, als ein Tabernakel der Kunst.

Haben wir uns an einer Stelle dieser Jahrbücher, vorübergehend des Ausdruckes bedient: Karl bilde mit Maximilian dadurch gleichsam ein Ganzes, und auch wieder den Gegensatz, daß Max mehr in und für die Zukunft lebte und wirkte, als in und für seine Zeit, Karl hingegen mehr in den wehmüthigen Erinnerungen und vergeblichen Wünschen der Vergangenheit, und gegen den nur augenblicklichen Andrang der Gegenwart, als für deren höhere Combinationen, und für die kommenden Geschlechter, so steht ihr Urenkel und Neffe Ferdinand, zwischen beyden in der Mitte, ganz für seine Lage, für sein Land, ganz für den Ruf seines Herzens. — Er, mit den hellblauen Augen und hellblondem Haar, wie Einer aus jenen, auch durch Schwert und Harfe gleich gewaltigen Hohenstauffen, oder Einer der acht und alt,

deutschen Götterjünglinge Tacitus, eine herrliche hohe Gestalt, von solcher Kraft, daß er einen Postzug im vollen Rennen entgegentretend aufhielt, daß er die acht und zwanzig Fuß lange Stechlanze mit einer Hand lenkte und schleuderte, daß er auf der Parforcejagd, zu Roß, den flüchtigen Hirsch am Geweihe griff und festhielt, Sieger in allen ritterlichen Kämpfen und Spielen, alten Glaubens und alten Rechtes strenger Verfechter, und auch ein Meister der Künste des Friedens — und Philippine, von der es zu sagen genügt, daß sie, wiewohl ihre Heirat nicht den Prinzen des Hauses, nicht den sehnlich auf einen ebenbürtigen Nachfolger und eigenen Landesfürsten harrenden Tyrolern erfreulich seyn konnte, dennoch überall ein Engel des Friedens, und ein Quell der Freude war, daß der Volkswahn sie für eine Heilige hielt, und an ihrem Grabe Wunder begehrte!! — Aber welchem Hause gehörte auch Ferdinand an?

Es ist heilsam, gewisse Wahrheiten sich bey jedem Anlasse zu wiederholen, und hiedurch unauslöschlich ins Herz zu prägen. — Eine davon ist: So unentbehrlich im System der Freyheit und des Gleichgewichtes Europas, der Bestand und Flor der österreichischen Monarchie ist, so nothwendig als das einzige Bindungsmittel, als das einzige Symbol der Einheit unter zahllosen Verschiedenheiten, ist zum mächtigen Bestand und Flor dieser Monarchie, die segensreiche Blüthe der herrschenden Dynastie.

Wenige Zeiten bedurften ihn so dringend, wie die unsrige, jenen sühnenden Friedens- und Bundesbogen der Legitimität, jene sanfte und heimische Anknüpfung der Vorzeit an die Gegenwart, jene wohlthätige Subtraktion der Ideen und Theorien des Augenblicks von der erprobten Erfahrung, den vergeblich bestrittenen Sieg der Jahrhunderte über die blos ephemere Größe übermächtiger Regierungsgenies, und über die unaufhörliche, bald vorsätzliche, bald unbewußte Lüsternheit des lebenden Geschlechtes (den um so viel größeren Chronometer einer Familie, die nicht stirbt, außer Augen setzend) des Staates Lauf nach der Hast des vorbey fliegenden Moments, oder nach dem Abrollen ihres Tagewerkes zu beflügeln! Darum ist es weder eine pretiöse Grille, noch eine sinnleere Schmeicheley zu sagen: eben weil Bestand und Flor unsers Kaiserstaates, an jenen des Kaiserhauses ausschließender und unauflöslicher als irgendwo fest geknüpft ist, hat auch die Legitimität, nirgend einen vertrauteren Klang, nirgend einen zarteren und zärtlicheren Sinn, als für Uns Kinder der habsburg-lothringischen Herrscherfamilie. —

Wenn (vielleicht richtiger noch als sein erhabener Urahn Max) der tyrolische Ferdinand, »der letzte Ritter« hieß, so ist auch die Liebe Ferdinands und Philippinens, eines der anmuthigsten Gemälde aus dem idyllisch-romantischen Cyklus der habsburgischen Helden und Völkerhirten. — Auch die einzige Mißheirat im regierenden Hause, die Mißheirat eines Prinzen, auf welchem zeitweise die größten Hoffnungen beruhten, gab unsern Büchern keine trauer- und blutbefleckte Katastrophe einer Rosamunde Clifford, Inez de Castro oder Agnes Bernauerin, wohl aber ein neues Beyspiel jener Würde der Frauen und jenes häuslichen Glückes, das ein unveräußerlicher Hausschmuck unserer Fürsten, wohlthätig und friedlich, auch auf des Einzelnen Herd und Hütte niederstrahlt.

Ist es überhaupt ein hoher Vorzug, niemals in unerreichbarer Universalität herumzuschwimmen, sondern so viel als möglich, zur festen, scharf ausgesprochenen Individualität anzuschießen, so bleibt es auch insonderheit der eigenste Vorzug dieser überaus mannigfaltigen Schöpfung,

gleichwohl einen unzerstörbaren Grundzug, den überall durchlaufenden rothen Faden der brittischen Marine in sich zu tragen. — War der ritterliche Max, der riesenhafte Pförtner aus dem Mittelalter, in die neueste Zeit herüber, mit erfüllendem und ahnenden Doppelantlitz, Beyden das Adlerauge, Beyden die unerschrockene Stirne bietend, war nach ihm, jener tiefe, inwendige Karl V. in Wahrheit selbst der Eckstein dieses großen Ueberganges, so ist die Ambraser-Sammlung wirklich der kolossale Spiegel von Beyder Regentenlaufbahn, in der sich die, kaum durch den gemeinsamen Glauben, kaum durch den gemeinsamen Vater in Rom zusammengehaltenen Inselgruppen der europäischen Staaten, zum erstenmal in eine Familie vereinigten, aus welcher alle die lange verehrten und lange beglückenden Ideen herstammen, denen unsere Feder, unser Schwert, unser Herz und unsere Wohlfahrt angehören.

Braucht es mehr, damit es recht ins Auge springe, wie die Ambraser Sammlung vorzugsweise die schimmernde Gallerie und lebendige Registratur jener denkwürdigen Uebergangsepoche aus dem Mittelalter in die neuesten Zeiten sey, als die vorzüglichsten Begegnisse auszusprechen, welche die Tage Max I. und Karls V. erschüttert oder verherrlichet haben, und die Schule all jener Helden gewesen sind, deren einst feindliche Waffen, hier so friedlich neben einander stehen, gerade durch die großen Tage und durch die Großthaten, an die sie erinnern, unwiderstehlich ermahnend, was denn hienieden bleibend und unveränderlich sey? und das erhabenste Bild des Ritterthumes dadurch gewähren, daß sie in Kindesdemuth niederwerfen, gerade durch das Anschauen dieser längst gleich Nebel zerflossenen Fülle der stolzesten Mannskraft!! — In diese Epoche fällt der Untergang des Ritterwesens, der byzantinischen und der burgundischen Macht, hiedurch Oesterreich ein doppelter Markgraf Deutschlands wider Türken und Franzosen, durch der letzteren Ehrgeiz die Kriege um Neapel und bald um ganz Italien, — die Auferstehung der Alten, die Wiedergeburt der Wissenschaften, — die Begeisterung für die Kunst, — die Buchdruckerey, die Reformation, die wissenschaftliche Gestaltung der Taktik und des Seekrieges, die Entdeckung von Ostindien und Amerika, und dadurch Umschwung aller Handels- und Münzverhältnisse, Umschwung der seit den Kreuzzugen orientalischen Richtung der europäischen Staatswirthschaft in eine abendländische — und wo könnte uns jene ganze wunderreiche Zeit anschaulicher werden, als im Ambraser Kabinet, die Zeit, in der der markvolle Baum des Ritterthums und der Kirche Mutterpflege der Künste, auf einmal im dritten Stande in den gar oft wider Fürsten und Adel sieghaften Städten aufflackerte, die Kreuzzüge, Entdeckungsreisen wurden nach neuen Welten, durch unbekannte Meere, — wo ein Maynzer Kaufmann sechzig Handelsstaaten schuf, deren Bund Kronen vergab, wo die Wollenhändler von Florenz, von Königen und Sultanen als Ebenbürtige behandelt wurden, und gar bald Kaisertöchtern ihre Hand reichten, wo die Welser, Philippinens Geschlecht, in Westindien ein Reich beherrschten, wo die welserischen Flaggen auf der Ost- und Nordsee, im adriatischen und mittelländischen, wie auf dem Weltmeere wehten, und Karl V. den königlichen Schatz von Frankreich beschauend, von den Nachbarn und Nebenbuhlern der Welser sagte: »Ich weiß einen Leinweber zu Augsburg, der zahlt euch alle die Herrlichkeiten in Gelde aus!!« Dieser Leinweber, Fugger, heitzte auch des (gleich Maxen stets bey ihm wohnenden) kränkelnden Kaisers Kamin mit Mahagony, und belebte einst die mattere Flamme mit zwey Millionen Schuldverschreibungen Maxens und Karls!!

Register
des
fünften bis achten Bandes.

A.





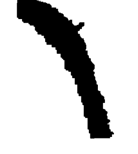
5







C.



D.





G.



H.



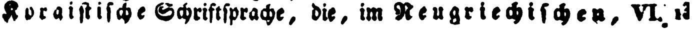


J.



K.






L.





O.

P.





Q.

R.



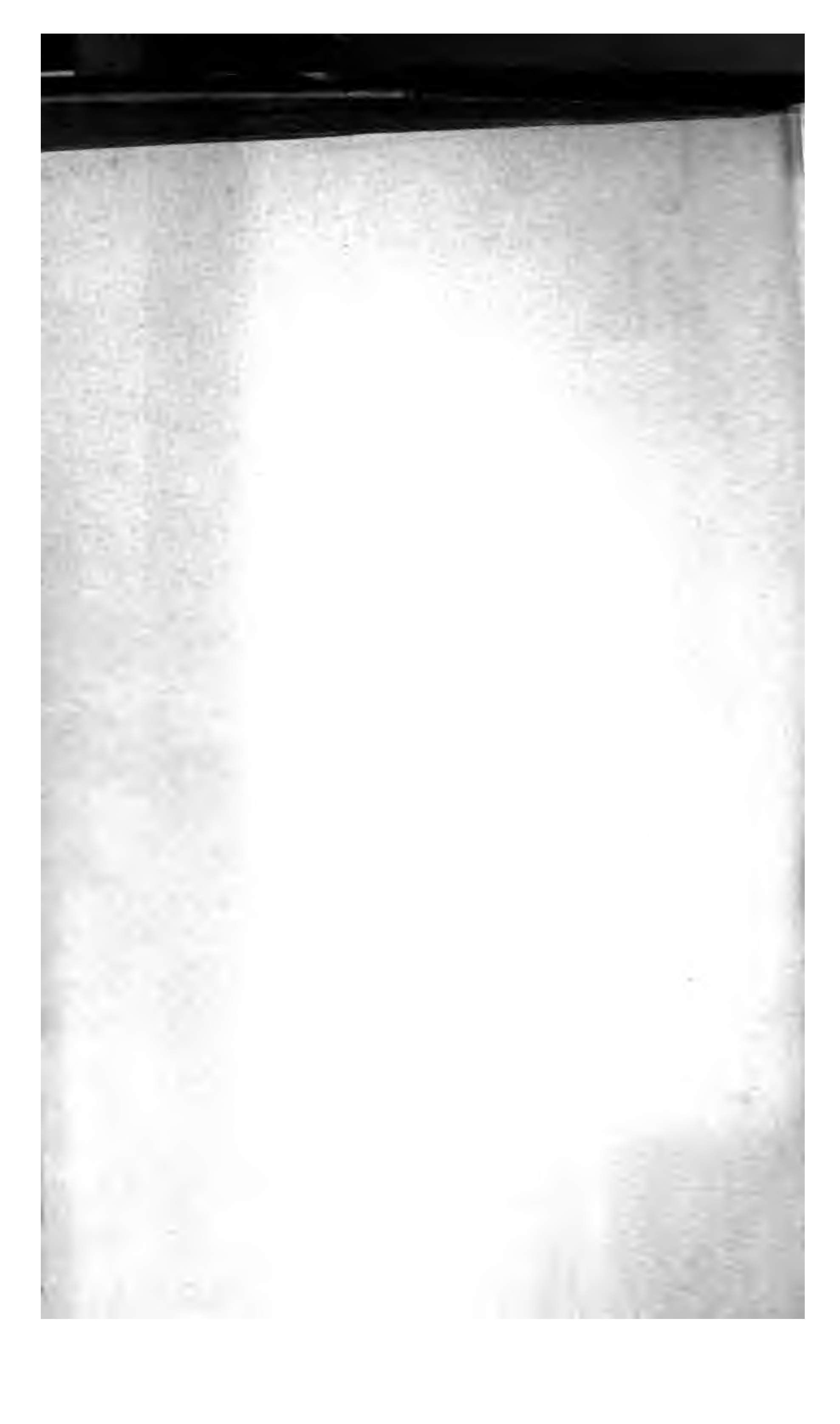
T.

U.

Y.

Z.






Stanford University Libraries
3 6105 012 304 817

